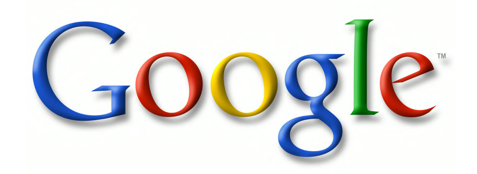




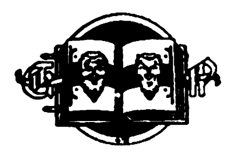
Der Türmer

Kriegsausgabe

Herausgeber: J. E. Freiherr von Grotthuß

Siebzehnter Jahrgang · Band I

···· (Oktober 1914 bis März 1915) ····



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze



Besprochene Schriften

Türmers Tagebuch

Auf der Warte

Kunstbeilagen und Illustrationen

Notenbeilagen





„Er lebt noch!" Ludwig Fahrenkrog



XVII. Jahrg. Erstes Oktoberheft 1914 Heft 1

Das wirkliche Deutschland!

Von Oscar A. H. Schmitz

Wie man oft jahrelang mit einem Menschen lebt und nichts von ihm erfährt als das, was er in seinem Bewußtsein trägt, bis eines Tages ein aufwühlendes Ereignis die dünne Bewußtseinschicht zerreißt und den Abgrund eines unbewußten reichen Seelenlebens öffnet, so ist es uns, die wir nach dem letzten Krieg geboren sind, in diesen letzten Wochen mit Deutschland gegangen. Wir kannten Krämer, Genußmenschen und Schwätzer, und nun wissen wir plötzlich, daß nichts von dem größten, edelsten Deutschtum, das 1813 und 1870 ermöglicht hat, verloren gegangen ist: dieselbe Einheit des Gefühls, derselbe Opfermut, dieselbe Besonnenheit im Handeln, verbunden mit derselben Todesverachtung. Nichts, nicht das geringste fehlt, im Gegenteil, alles dies tritt heute noch einheitlicher hervor, als im Jahre 1870, wo die Mainlinie noch mehr war als ein geographischer Begriff und das Weltbürgertum der Sozialdemokratie noch mehr als ein von der Wirklichkeit Lügen gestraftes Geschwätz. Aber nicht nur bei uns hat sich ein solcher Abgrund ins Unbewußte aufgetan, auch bei unserem Hauptgegner, dem Engländer, der die Einkreisungspolitik unserer Feinde angezettelt und die Deutschenhetze in deren Blättern (besonders im „Matin" und der „Nowoje Wremja") bezahlt hat. Wenn der gebildete Deutsche des letzten Jahrzehnts überhaupt noch so etwas wie ein



„Er lebt noch!“ Ludwig Fahrenkrog



XVII. Jahrg. Erstes Oktoberheft 1914 Heft 1

Das wirkliche Deutschland!

Von Oscar A. H. Schmitz

Wie man oft jahrelang mit einem Menschen lebt und nichts von ihm erfährt als das, was er in seinem Bewußtsein trägt, bis eines Tages ein aufwühlendes Ereignis die dünne Bewußtseinschicht zerreißt und den Abgrund eines unbewußten reichen Seelenlebens öffnet, so ist es uns, die wir nach dem letzten Krieg geboren sind, in diesen letzten Wochen mit Deutschland gegangen. Wir kannten Krämer, Genußmenschen und Schwätzer, und nun wissen wir plötzlich, daß nichts von dem größten, edelsten Deutschtum, das 1813 und 1870 ermöglicht hat, verloren gegangen ist: dieselbe Einheit des Gefühls, derselbe Opfermut, dieselbe Besonnenheit im Handeln, verbunden mit derselben Todesverachtung. Nichts, nicht das geringste fehlt, im Gegenteil, alles dies tritt heute noch einheitlicher hervor, als im Jahre 1870, wo die Mainlinie noch mehr war als ein geographischer Begriff und das Weltbürgertum der Sozialdemokratie noch mehr als ein von der Wirklichkeit Lügen gestraftes Geschwätz. Aber nicht nur bei uns hat sich ein solcher Abgrund ins Unbewußte aufgetan, auch bei unserem Hauptgegner, dem Engländer, der die Einkreisungspolitik unserer Feinde angezettelt und die Deutschenhetze in deren Blättern (besonders im „Matin“ und der „Nowoje Wremja“) bezahlt hat. Wenn der gebildete Deutsche des letzten Jahrzehnts überhaupt noch so etwas wie ein

Ideal verkündigte, so war es das des englischen Gentlemans. In ihm sahen wir den eigentlichen neuzeitlichen Menschen, der Anständigkeit der Gesinnung, Lauterkeit der Mittel mit zielbewußter Beherrschung des Lebens bei freundlichen Manieren vereint. Heute wissen wir, was gar mancher von uns im stillen ahnte, daß das Volk der Gentlemen in Wahrheit ein unselbständiger Haufe ist, der von einer Sippe schlauer Krämer ohne Geist und Gefühl, allerdings mit einwandfreien Lebensformen gelenkt wird. Der deutsche anständige Mensch, der heute für alles kämpft, was ihm das Leben wert macht und dafür den letzten Blutstropfen hinzugeben bereit ist, steht im Kampf mit dem Briten, der seine Pfeffer- und Kaffeesäcke von gedungenen Hungerleidern, zum großen Teil aus fremden Ländern, zusammengeklaubt, verteidigen läßt und sich nicht gescheut hat, einen Weltkrieg anzuschüren aus bloßem Neid gegen das Geschäft des Nachbarn, aus barer Unfähigkeit, ihn durch bessere Arbeit zu besiegen. Dabei rühmt er sich noch, daß er gegen uns ohne Haß Krieg führt. Gerade das aber stellt ihn auf die Stufe des Raubmörders im Gegensatz zum Verbrecher aus Leidenschaft. Mag dieser Krieg ausgehen, wie er will: der englische Kultureinfluß durch das Gentlemanideal ist für immer dahin. Diese Maske kann nicht mehr aufrecht erhalten werden, und auch die, welche heute Englands Freunde sind, werden sich vielleicht noch empörter als wir von ihm abwenden, wenn sie sehen, daß England nichts anderes wollte, als sie auf uns zu hetzen, ohne selber etwas zu wagen. Belgien hat die englische Freundschaft heute bereits am teuersten bezahlt, Frankreich und Rußland werden aller Voraussicht nach folgen, und falls sich England selbst, wie es fast scheinen möchte, dem Flottenkrieg mit uns zu entziehen versucht: niemals mehr wird es Bundesgenossen in Europa finden.

Aber nicht nur das Gentlemanideal ist dahin, überhaupt das Kulturideal der Westvölker, die sich für besonders zeitgemäß hielten. Von ihnen bezog ja auch bei uns der sogenannte „moderne Mensch", der „Kulturmensch" seine Ideale. Schon diese wenigen Wochen des Krieges haben indessen gezeigt, daß die höchste und zeitgemäßeste Gesittung ohne jeden Zweifel heute in Deutschland zu finden ist. Niemand von uns hätte das bisher zu sagen gewagt. Wir hielten uns für nicht mehr als eines im Rat der vorgeschrittensten Kulturvölker. Die Art aber, wie die anderen und wie wir Krieg führen, der Unterschied, wie es heute in Paris und London aussieht im Gegensatz zu Berlin, läßt es heute nicht mehr als Anmaßung erscheinen, wenn wir den Stolz des im besten Sinn fortgeschrittensten Volkes zeigen. Wie gesagt, der Engländer bezahlt Söldner und steht damit noch vollkommen auf dem Standpunkt des Mittelalters; der Franzose sucht den Soldaten durch allerlei Liebenswürdigkeiten, Schmeicheleien, Redensarten und Lebensannehmlichkeiten, die im Krieg undurchführbar sind, zu überreden, doch von seiner Unbotmäßigkeit zu lassen. Das ist die letzte Zuflucht eines dem Untergang geweihten Volkes. Rußland muß mit Kolbenschlägen die sich heulend auf dem Boden windenden Männer zur Truppe treiben. Nur bei uns strömen die Freiwilligen in großen Scharen herbei, weil allein bei uns Einzelwille und Gesamtwille sich decken. Nur bei uns findet der bewußte Mensch von heute einen wirklichen Grund, begeistert sein Leben zu opfern; für Geschäftsgewinn tut das kein Ver-



ständiger. Nur bei uns werden Freiheit und Notwendigkeit im Schillerschen Sinn Eines. Das aber ist das Höchste, was die Geschichte jemals an sittlicher Massenkultur gesehen hat. Dem entspricht alles Praktische. In den Tagesblättern ist hinreichend auf den hemmungslosen Ablauf unserer Mobilmachung und unseres Aufmarsches hingewiesen worden. Der Generalstab kann mit gutem Gewissen versichern, daß im Feld alles nach den vorhergesehenen Plänen glatt verläuft. Die Schlacht bei Mülhausen z. B. ist zahllose Male bei Truppenübungen geprobt worden und ganz so verlaufen, wie man sie sich dachte. Jeder Soldat ist gut gekleidet, der Ton der Offiziere ist väterlich, wie aus zahllosen Feldpostbriefen hervorgeht. Weder Knute noch Unbotmäßigkeit, sondern überall höchstes Verständnis und entsprechende Unterordnung: geistige und sittliche Höchstleistungen. Und wie sieht es daheim aus? Das Leben geht ruhig seinen Gang; Behörden und freie Vereinigungen sorgen nach Kräften, die Störungen des alltäglichen Lebens auszugleichen. In Ruhe wartet man auf die Nachrichten und ist überzeugt, daß die Wahrheit verkündigt wird. Über den Unterschied, wie wir und unsere Feinde die Fremden behandelt haben, über die Roheit der französischen und belgischen Freischießer braucht hier nicht gesprochen zu werden. Deutschland hat in diesen Tagen nicht nur die höchste geistige und sittliche Kultur bewiesen, es hat vielmehr gezeigt, daß nur noch bei den Deutschen Zucht, Gesittung und geistige Beherrschung der Wirklichkeit allgemein zu finden ist. Das allein verbürgt uns den Sieg und die künftige Führung in der Welt. Bei uns allein ist festgegründeter Glaube, bei den andern herrschte vom ersten Tag an die Lüge. Während wir siegen, spinnen sie noch immer armselige Ränke. Frankreich ist noch am ersten zu verstehen. Wer geschlagen worden ist, hat das Recht, zu hassen und die Gelegenheit wahr zu nehmen, Vergeltung zu üben. Frankreich war verblendet, daß es den jetzigen Augenblick für eine Gelegenheit hielt, aber seine Feindschaft können wir ehren. Rußland ist im Grund zu bedauern. Die große, russische Bevölkerung hat nichts mit dem Krieg zu tun. Die um den Zaren versammelte Verbrechersippe hat den Krieg heraufbeschworen, und er wird schließlich Rußland zum Glück ausschlagen; denn ebenso wie die Türken von ihren christlichen Provinzen befreit werden mußten, um sich ihrem Wesen entsprechend ganz nach Osten zu wenden und dort eine neue Entwicklung zu erstreben, ebenso muß das Moskowitertum von dem Kranz von Fremdvölkern befreit werden, den Finnen, Balten, Polen, Rutenen und Mohammedanern, um sich endlich auf sich selbst besinnen zu können. Das so in seine natürlichen Grenzen gedrängte östlich gerichtete Moskowitertum hat gewiß noch eine Zukunft, an der es endlich nach diesem Krieg zu arbeiten beginnen kann.

Nur England hat zu diesem Krieg keinen anderen Grund, als seine gemeine Gesinnung und seine niedrige Gier. Ihm wird daher der Krieg zum Beginn des allergrößten Verhängnisses werden. England kann niemals, wie bisher Deutschland und vielleicht später noch Frankreich, eine unter mehreren Großmächten sein. Ist es auf seine eigenen Grenzen angewiesen, dann erscheint es kaum größer als das heutige Italien. England hat daher nur die Wahl zwischen Bedeutungslosigkeit und Weltherrschaft. Englands Bedeutung beruht auf Indien. Hier schöpft es seine ungeheuren Reichtümer, und um Indien zu halten, muß es den Weg dorthin be-

herrschen. Der führt durch den Atlantischen Ozean, das Mittelmeer, das Rote Meer und den Indischen Ozean. Wem aber diese Straße gehört, der beherrscht die Welt. Wird nun Englands Flotte geschwächt, und das wird sie im höchsten Maß, auch wenn sie die unserige besiegen sollte, dann dürfte Indien auf die Dauer schwer zu halten sein, zumal da seine mohammedanische Bevölkerung, auf die sich bisher England besonders gestützt hat, feindselig werden wird, nachdem die Türkei, der Sitz des Kalifen, auf die Seite von Englands Gegnern getreten ist. Der Verlust Indiens ist also nur eine Frage der Zeit, und dieser Krieg wird ihn erheblich beschleunigen. Die vier anderen großen Besitzungen Englands, Kanada, Südafrika, Australien und Neuseeland, wachsen sich naturgemäß immer mehr zu selbständigen Gemeinwesen aus, wodurch das Band mit dem Mutterland schon lange gelockert worden ist. So erscheint die ganze Weltherrschaft Englands auf einer künstlichen Grundlage, die nur krampfhaft aufrecht erhalten werden kann, während Deutschland selbst nach Verlust seiner Flotte und seiner Schutzgebiete noch immer nicht im Herzen getroffen wäre, denn unsere Hauptkräfte haben wir innerhalb der Grenzen unseres volk- und arbeitsreichen Landes selbst. Auch das ungeheure Rußland kann, selbst nach dem Verlust der Fremdvölker, niemals im Wesen zerstört werden. Selbst ein verkleinertes Frankreich wird infolge seines ausgezeichneten Bodens immer ein reiches Land bleiben. So setzt England bei diesem Krieg bei weitem das meiste aufs Spiel. Dies aber ist die ungeheure Bedeutung der großen Ereignisse, die wir erleben. Wir allein kämpfen um eine noch nicht erschöpfte Wirklichkeit, England aber wird das Schicksal tragen, das ihm schon sein größter Staatsmann im 19. Jahrhundert, der Jude Disraeli, vorausgesagt hat: das Schicksal aller der Völker, die sich von der Scholle lösen und denen der Geist gleichgültig ist, der reinen Handelsvölker. Wer seinen Bedarf an Nahrung zum größten Teil von auswärts bezieht, kann nur solange leben, als diese künstlichen Bedingungen nicht angetastet werden. Dazu kommt, daß nur der Nährstand dauernd einen hinreichenden gesunden Nachschub der Bevölkerung hervorbringt, der kriegsbereit ist. Der Krieg aber ist schließlich die letzte und höchste Wirklichkeit. Wer zu ihr nicht mehr fähig ist, kann unter günstigen Umständen noch ein langes Greisenalter erleben, muß aber dem ersten Ansturm jüngerer Völker erliegen. Wie auch immer dieser Krieg ausgehen mag: dies ist das baldige Schicksal Englands, und durch diesen Krieg wird es, wenn auch vielleicht noch nicht herbeigeführt, so doch zum mindesten vorbereitet.

Daß der Krieg die höchste Wirklichkeit ist, haben wir in diesen Wochen erlebt. Wir haben uns selbst erst kennen gelernt, und nur der, welcher sich jetzt bewährt, scheint uns wirklich. Zunächst natürlich der Mann im Felde selbst. Kein Werk des Geistes in unserer Zeit hat mich so tief erschüttert, wie die Drahtmitteilung des Verwalters von Kiautschou nach der japanischen Drohung: „Einstehe für Pflichterfüllung bis aufs äußerste.“ Er weiß, daß er auf die Dauer der japanischen Flotte an seinem vorgeschobenen Posten nicht widerstehen kann, aber es ist ihm und wohl allen um ihn nicht zweifelhaft, daß er bis zum letzten Atemzug aushalten wird. Was sind alle „Kulturmenschen“ und die „modernen Menschen“ gegenüber solchem Heldentum? Für die Nachwelt ist es gewiß wichtig, daß mancher

zu Hause bleibt, im Geist das Wesen dieser Ereignisse festhält und dies künstlerisch oder literarisch zum Ausdruck bringt, aber an augenblicklichem Persönlichkeitswert steht der größte Schöpfer dem namenlosen Helden nach, der sich zum kühnen Streifritt oder zum Dienst im Unterseeboot meldet. Der geistige Mensch kann sich heute nur dadurch retten und rechtfertigen, daß er dies unumwunden anerkennt. So wird auch in unserem Geistesleben endlich die Reinigung bewirkt werden, die uns sonst so not tat. Es hat gewiß nicht an Geist und Begabung gefehlt in den letzten Jahrzehnten, aber sie scheiterte fast ausnahmslos daran, daß die geistigen Menschen sich selbst für die wesentlichen hielten und alles, was sie darstellten, aus den persönlichen Bedürfnissen und Wünschen ihrer Art betrachteten. So entstand diese abgeschmackte Literatur für Schriftsteller, diese Kunst für Künstler, kurz der wertlose Intellektualismus, den diese paar heldischen Wochen bereits an die Wand gedrückt haben. Ganz gewiß gehört zum künstlerischen Hervorbringen ein gewaltiges Stück Intellekt. Aber dieser Intellekt darf nur Mittel zum Erkennen der vielfachen menschlichen Lebensmöglichkeiten sein. Er darf sich nicht selbst zum Gebieter des Lebens aufschwingen wollen. Mit dem Intellekt soll ein Dichter die Lebensbedingungen des einzelnen, der Schichten, der Völker erfassen und sie dann lebendig darstellen, nicht aber darf er dauernd intellektuelle Menschen vorführen oder aber die anderen vom intellektuellen Standpunkt aus werten. Aus dieser verkehrten Auffassung entstand die Überschätzung der Begabung und die Unterschätzung des Charakters. Bürgerliche Tugenden wurden mit dem verächtlichen Wort „bieder" abgetan, Glaube und Vaterlandsliebe galten als rückständig, die reine, echte Frau wurde verachtet, und nur noch die „interessante" Frau geschätzt. Vor allem aber wurde eine Art Sport, alles Deutsche herabzusetzen und alles Fremdländische zu verehren.

Natürlich wird dieser hochgespannte Idealismus nicht dauern können. Nach dem Frieden werden wieder Parteien und persönliche Ziele in den Vordergrund treten. Aber die Erinnerung an diese Erlebnisse wird sich in der Wertung des Menschlichen ausdrücken, bis wieder einmal ein Geschlecht herangewachsen sein wird, das diese Erinnerungen nur noch vom Hörensagen kennt. Manneswert wird gewiß in den nächsten zwei Jahrzehnten wieder wesentlich im Charakter, nicht im Verstand gesucht werden. Vor allen Dingen aber wird wieder der natürlich empfindenden reinen Frau ihr Recht zuteil werden, die sich heute hinter der anmaßlichen Weltbürgerin mit zweifelhaften Sitten und den Hirnweibern ohne Gebärfähigkeit hat zurückziehen müssen. Der Lebensgenuß wird wieder edler werden, denn wir machen eben eine Zeit durch, in der es keine Schande mehr ist, wenig Geld zu haben. Das Händlertum wird ganz erheblich von seinem Einfluß einbüßen, denn wenn es nach ihm gegangen wäre, hätten wir heute nicht die starke Golddeckung der Reichsbank, die ihr weitsichtiger Präsident Havenstein gegen den Willen jener neuzeitlichen Menschen, jener „Condottieri" der Geschäftswelt, wie sie sich gerne nennen hören, durchgeführt hat. Die ungeheuren Kriegsentschädigungen, die uns hoffentlich zufallen, werden die staatlichen Banken derart stärken, daß sie und nicht mehr die Privatunternehmungen künftig auf dem Geldmarkt zu gebieten haben werden.

Daß der Krieg als die höchste Wirklichkeit ein Volk zur Sachlichkeit erzieht und seine durch zu langen Frieden verfälschten Wertungen wieder richtig stellt, das sehen wir heute auf Schritt und Tritt. Die vollkommen einheitliche Richtung aller Wünsche und Ziele in diesem Augenblick schafft wieder ein Rechtsbewußtsein, wie es in Friedenszeiten unmöglich ist. Aus diesem Grund kann die Behörde gewisse gewaltsame Äußerungen gekränkten Rechtsgefühls nachsichtig hingehen lassen, denn meist befinden sie sich in einer gesunden Richtung. Die Herrschaft des Buchstabens ist aufgehoben; im Grund gibt es nur noch einen Rechtssatz: Wer Unrecht tut, wird gestraft. Wer sich durch Wucherpreise bereichert, wodurch er im Frieden vielleicht Kommerzienrat werden könnte, wird heute verprügelt und sein Laden wird zerstört. So geht es jedem, der aus der Kriegsnot ein Geschäft machen will oder auch nur aus Geschäftsgründen die augenblicklich alle erfüllenden Gefühle verletzt. Das kann natürlich nur so lange geduldet werden, als in einem Volke alle dasselbe, und zwar das Höchste wollen. Im Augenblick, wo dieser Wille wieder in Tausende von Einzelbestrebungen geteilt ist, würde eine so augenblickliche triebhafte Vergeltung in Kürze zu vollkommenster Zuchtlosigkeit führen; aber es ist gut, daß wir wieder einmal einen derartigen Urzustand durchmachen und auf diese Art von neuem sichtbar wird, was eigentlich im Grund Recht und Unrecht ist. Der Militärrichter hat nicht lange hin und her zu fragen und auf die Tüfteleien der Anwälte zu hören. Wenn es erwiesen ist, daß einer der großen Sache schaden wollte, so straft man ihn besser zu streng als zu milde. Auch dies ist natürlich nur möglich in einer Zeit, wo kein Zweifel darüber besteht, was die große Sache ist. Immerhin wäre zu wünschen, daß in Friedenszeiten etwas von dieser Sachlichkeit der Rechtsprechung übrig bliebe, und daß nicht wieder von dem Rechtsgefühl unzweideutig erkannte Schurken frei herumlaufen dürfen, nur weil man ihre Taten nicht unter einen bestimmten Rechtsschutz ordnen kann. „Wer Unrecht tut, wird bestraft", sollte auch in Friedenszeiten allererstes Gesetz sein. Dasselbe gilt in sittlichen Fragen. Würdeloses Verhalten wird sonst als eine persönliche Angelegenheit betrachtet. Jeder hat gewissermaßen das Recht auf seine eigene Würdelosigkeit. Wenn sich aber heute gewisse Frauenzimmer an die französischen Gefangenen heranmachen wollen, so wird ihnen das einfach verboten, weil es dem Ansehen des Volkes schadet. Das Recht auf Würdelosigkeit ist aufgehoben. Wenn wir doch davon etwas mit in den Frieden hinübernehmen könnten!

Wie achlich ist auch plötzlich unsere Presse geworden. Sie ist in diesen Tagen genau das, was sie nach der alten deutschen, idealistischen Auffassung sein soll. Sie bietet nichts als Nachrichten mit Quellenangabe und fachmännische, höchst belehrende Erläuterungen. Verschwunden ist der bösartige, Tatsachen falsch auslegende Hetzer über dem Strich, wie der gehaltlose Witzler unter dem Strich. Auch hier bewähr sich jetzt nur der, welcher etwas weiß, fühlt und kann, der früher oft seiner mangelnden „Aktualität" wegen im Hintergrund blieb. Der stets „aktuelle, stets geistreiche Journalist" ist nämlich der, welcher die wahre Aufgabe der Presse nach englischer Art verleugnet und, statt das Volk zu belehren und zu erziehen, seinen schlechtesten Trieben, der Neugier und Genußsucht, entgegen-

kommt im Dienst der die Anzeigen bezahlenden, plattes Wohlleben und Eitelkeit fördernden Händler. Auch deren Einfluß, der die öffentliche Meinung viel mehr als man ahnte, leitete, ist verstummt. In der Zeitung ist wieder der Text, nicht der Anzeigenteil die Hauptsache.

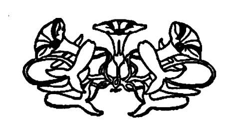
Höchst erfreulich ist auch die Abwendung des Volkes von dem Hauptlaster der Deutschen, der Ausländerei. An allen Straßenecken werden die fremdländischen Anschriften von ihren Urhebern verhängt, die sich plötzlich ihrer zu schämen gelernt haben, oder auch nur aus Geschäftsgründen die Verachtung der Volksgenossen fürchten. Wie dem auch sei, der Unfug hört auf. Hier könnte nun wirklich ein Gesetz diese Wohltat dauernd festhalten. Das Handelsregister dürfte künftig nur noch Geschäftsnamen in deutscher Sprache ohne Fremdworte aufnehmen, wenn sich auch der „Hotelier“ durch die Bezeichnung Gastwirt gekränkt fühlt. Auch die sklavenhafte, auf jede Eigenart von vornherein verzichtende Abhängigkeit von französischer Mode und Küche soll aufgegeben werden.

Was im übrigen den so lange ersehnten deutschen Lebensstil betrifft, so wird er nun sehr bald kommen. Die Jahre 1870 und 71 haben uns den Rahmen und auch die Großmachtstellung geschaffen, dennoch fehlte uns noch die eigentliche Kulturstellung, die uns in der Welt zukam. Aus diesem Grund waren wir bisweilen unsicher, bisweilen anmaßlich in der Form. Das hat diese wenig angenehme Art des überall unbeliebten neuen Deutschen geschaffen. Auch er wird mit diesem Krieg verschwinden. Die Flegeljahre sind vorüber. Im Augenblick, wo wir die uns zukommende Stellung zwischen dem Eismeer und dem persischen Meerbusen sowie in Afrika einnehmen, brauchen wir uns weder zu ducken, noch uns besonders laut zu betonen. Die Sicherheit des Starken wird uns auch in unseren Lebensformen sicher werden lassen und damit ganz von selbst Höflichkeit und Liebenswürdigkeit erzeugen. Die uns dieses Mal etwa zufallenden Milliarden werden nicht Emporkömmlinge schaffen, sondern ein in Wohlstand geborenes Geschlecht treffen. Die neuen Formen werden ein allgemeines Band um die Deutschen schlingen. Der Hader im Inneren wird verstummen. Wer alles dies Große miterlebt hat und die Folgen dieses Erlebnisses in seinem Wesen, in seiner Gesinnung und in seinen Äußerungen zeigt, der ist eben ein guter Deutscher, welchen Standes, welcher Rasse, welcher Partei, welchen Bekenntnisses er auch immer sei.

So wird sich auch die Parteigestaltung vollständig erneuern müssen. Nachdem die Linke bewiesen hat, daß das Geschrei ihrer Führer ihr im Grund nicht zu Herzen gegangen ist, sondern daß das Herz des deutschen Arbeiters dem Deutschtum so treu ist, wie man nur verlangen kann, seitdem brauchen wir nicht mehr die Umsturzgedanken der Linken zu befürchten. Mit ihrer Vaterlandsliebe beweist sie zugleich ihre Anerkennung und ihr Verständnis für die notwendige Staatshoheit. Sie wird nicht länger vom Westlertum angesteckt werden, nicht mehr in den Redensarten von papierener Freiheit, sondern in tatsächlichen deutschen Eigenschaften und Leistungen, vor allem in einer sachlichen Gliederung des Volkes ihr Heil erblicken. So werden wir vermutlich mit einer großen nationalen Arbeiterpartei zu rechnen haben, die selbstverständlich das wirtschaftliche Wohl ihrer Mit-

glieder möglichst zu fördern bestrebt, aber in bezug auf ihre Staatsgesinnung zuverlässig sein wird. Wirtschaftlich mag diese Partei so neuerungssüchtig sein wie sie will. Erstens ist durch die anderen Parteien dafür gesorgt, daß auch hier die Bäume nicht in den Himmel wachsen, zweitens aber ist wirtschaftlicher Radikalismus bei Anerkennung des staatlichen und volklichen Gedankens etwas anderes als Umsturz. Die Sozialdemokraten hatten es sich selbst oder vielmehr dem Geschwätz ihrer Führer zuzuschreiben, daß man sie so verkannte, aber offenbar haben sie sich selber verkannt, und darum soll jetzt hierüber nicht mehr gestritten und gerechtet werden. Auf der Rechten wird es aber eine Partei der Gebildeten und Besitzenden geben, welche die nunmehr national geklärten liberalen und die konservativen Menschen von einst in sich zusammenfassen wird, die, von der Umsturzgefahr befreit, nun soziale und liberale Forderungen anerkennen können. Natürlich werden ganz links und ganz rechts immer noch einige unverbesserliche Schulweise verlorene Posten zu halten suchen, die einen utopische Zukunftspläne hegend, die anderen eine unfruchtbare Sehnsucht nach einer schlechteren Vergangenheit nährend.

Dieser Krieg wird den Sieg der mitteleuropäischen, d. h. deutschen Gesittung über das Westlertum bedeuten; damit wird aber auch die Haltung der nordgermanischen Völker und Hollands bestimmt werden. Nicht länger werden sie sich von dem unbeliebten Preußen- und Deutschtum abwenden und mit englisch-französischen Gedanken liebäugeln können, denn sie werden erkennen, daß nur im Anschluß an uns ihr Heil liegt. Sie werden sich zusammenschließen bei voller Wahrung ihrer Eigenart und wieder kriegerischer werden als sie es bisher waren. Vor allem werden sie sich von der Frauenherrschaft lösen, die nach englischem Muster bei ihnen bereits eine für Mitteleuropäer unvorstellbare Ausdehnung angenommen hatte. Am bedeutsamsten aber bei allen diesen Vorgängen bleibt, daß der Germane erst dann in der Welt siegen kann, nachdem er sich von seinem bösen Stiefbruder, dem Angelsachsen, befreit hat. Er war es, der überall Zwietracht säete und sich selbst nicht scheute, Fremde ins Haus zu rufen und zusammen mit ihnen gegen Mitglieder der eigenen germanischen Familie zu kämpfen. Nachdem er verworfen sein wird, kann sich Holland in ein engeres Verhältnis zum Reich begeben, und ein skandinavischer Nordbund mit Finnland wird sich von selbst an die beiden mitteleuropäischen deutschen Vormächte anlehnen. Das Österreichertum wird aber endlich in die Lage kommen, das Süd- und Westslawentum, sowie das Magyarentum ohne Gewaltmittel dauernd an die mitteleuropäische, d. h. die deutsche Gesittung zu binden, weil diese Völker nach der Niederwerfung des in der Luft schwebenden Panslawismus erkennen werden, daß auch für sie das Heil nur bei uns ist. Dies wird der äußere Strahlungskreis des im Kern endlich wirklich gewordenen Deutschlands sein.



Kaiserin Friedrich

Erinnerungen der Fürstin Wilhelm Radziwill

I.

In dieser Zeit, wo Kaiser Wilhelm II. im Mittelpunkt eines Weltgeschehens steht, scheint mir die Gestalt seiner Mutter, der edlen Kaiserin Friedrich, der er so viele seiner glänzenden Eigenschaften verdankt, einige Worte der Erinnerung zu verdienen, um so aus dem scheinbaren Vergessen wieder hervorzutreten.

Das Leben fließt jetzt so schnell dahin, daß wenig Menschen sich der Ereignisse erinnern, die vor einem Vierteljahrhundert sich abspielten; und die Persönlichkeit der Kaiserin, die so viele leidenschaftliche Diskussionen hervorrief, gehört der Geschichte an, ehe sie den Platz erhielt, auf den sie Anspruch machen darf. Die Zahl ihrer Zeitgenossen, und selbst derer, welche sie gekannt haben, nimmt täglich ab; und zu ihren Lebzeiten verkannt, hat sie noch nicht die Gerechtigkeit erfahren, die man der Toten schuldet. Deshalb empfinde ich das Bedürfnis, von ihr zu sprechen und mit wenigen Worten die Erinnerungen aufzuzeichnen, die ich an diese große Frauengestalt bewahrt habe, die ich die Ehre hatte näher kennen zu lernen, und deren Güte mir immer unvergeßlich bleiben wird.

Viktoria Adelaide Marie Luise wurde in London im Buckingham Palast am 21. November 1840 als erstes Kind der Ehe der Königin Viktoria mit Prinz Albert von Sachsen-Koburg geboren. Sie erhielt fast unmittelbar nach der Geburt den Titel einer Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland, unter dem ihr Andenken noch in England lebendig ist. Von frühster Kindheit an war sie der ausgesprochene Liebling ihres Vaters, der für ihre Erziehung ganz besondere Sorge trug, und dem sie später sowohl Freundin als Tochter war. Ausgestattet mit den seltensten Gaben des Herzens und des Geistes, wurde sie bald der Stolz und der Abgott von ganz England. In ihren Briefen an ihren Onkel, den König Leopold von Belgien, spricht die Königin Viktoria beständig von Vicky, wie man die junge Prinzessin im Familienkreise nannte, erzählt von den Fortschritten, die sie in ihren Studien macht, und erwähnt manchen kindlichen Ausspruch und später manche Bemerkung des heranwachsenden Mädchens. Die Königin erzog ihre zahlreiche Nachkommenschaft im Grundsatz strengsten Gehorsams, und oft, um nicht zu sagen immer, behandelte sie diese mehr als Königin denn als Mutter. Prinz Albert liebte dagegen sich ganz zu geben, und eine größere Vertraulichkeit als die, welche gewöhnlich Vater und Tochter verbindet, bestand zwischen ihm und der Prinzeß Royal. Der Prinz befand sich in einer sehr heiklen und falschen Lage angesichts der englischen Empfindlichkeit, die leicht gereizt war beim Gedanken an den Einfluß, den er auf die Königin und somit rückwirkend auf die englische Politik ausüben konnte. Er sagte manchmal, daß die Rolle des Gatten einer Königin, der der Gattin eines Königs gliche, ohne indessen deren Vorteile zu haben, und daß dieselben Vorurteile, welche diese von irgendwelcher Einmischung in die

Staatsgeschäfte zurückhielten, gleicherweise in der Lage des Prinzgemahls einer regierenden Königin beständen, jedoch mit dem Unterschied, daß im Fall eines Mannes noch kleine Demütigungen hinzukämen, die von einer Natur seien, die leicht den ehelichen Frieden zerstören könnten.

Von diesem Gedanken durchdrungen, erzog Prinz Albert, ohne es vielleicht selbst zu ahnen, seine älteste Tochter zur Gefährtin eines Herrschers, damit sie als solche einen beträchtlichen, wenn auch geheimen Einfluß auf die Geschichte nicht nur ihres Landes, sondern Europas auszuüben imstande sei. Er gab ihr dieselbe Charakterfestigkeit, die er besaß und wollte in ihr eine Schülerin nach seinem Bilde heranziehen. Durch und durch deutsch, dem Herzen sowohl als den Neigungen nach, deutsch geblieben in seinen Gewohnheiten und seinem Geschmack, liebte er den Gedanken, daß seine Tochter einst in Deutschland herrschen würde und dort die englische Zivilisation, deren Überlegenheit in der Kunst des Herrschens er anerkannte, mit dorthin brächte. Er arbeitete stundenlang mit dem jungen Mädchen und lehrte sie viele Dinge, die gewöhnlich nicht zur weiblichen Erziehung gehören, jedenfalls nicht in jener Zeit. Als im Jahre 1855 die Königin mit dem Prinzgemahl nach Paris ging, um Napoleon III. einen Besuch zu machen, ließen sie sich vom Prinzen von Wales und der Prinzeß Royal begleiten. Das war sozusagen das erste Auftreten der Prinzessin in der Welt, und sie bewahrte immer eine lebhafte Erinnerung an diesen Besuch, den sie so ungern zu Ende gehen sah, daß sie die Tränen nicht unterdrücken konnte, als sie von der Kaiserin Eugenie Abschied nahm. Wenige Monate später begann für sie mit ihrer Verlobung mit Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen der Ernst des Lebens.

Diese Verbindung verwirklichte einen der geheimen Lieblingswünsche des Prinzen Albert, der sie seit langem mit seinem Freund und Berater, dem Baron Stockmar, vorbereitet hatte. Da beide überzeugte Pietisten waren, hatten sie den Wunsch gehabt, durch Bande der Ehe die zwei größten protestantischen Dynastien Europas verbunden zu sehen. Dennoch ist es zweifelhaft, ob diese Wünsche sich erfüllt hätten, ohne die lebhafte Neigung, welche die Prinzessin Viktoria und der künftige Kaiser Friedrich vom ersten Augenblick, da sie sich kennen lernten, füreinander empfanden. Ein Brief der Königin Viktoria weiht uns in die Einzelheiten dieser anmutigen Idylle ein. Die Verlobung der beiden jungen Menschen hatte noch um ein Jahr hinausgeschoben werden sollen, aber dank der lebhaften Bewerbungen des Prinzen wurde sie sofort vollzogen. Während eines Ausflugs, den er mit der königlichen Familie in die schottischen Berge unternahm, pflückte der Prinz eine weiße Erika und reichte sie seiner künftigen Gemahlin als Zeichen der Gefühle, die sie ihm einflößte. Mehr als zwanzig Jahre später geruhte der deutsche Kronprinz, als er mit mir auf einem Ball im Berliner Schloß plauderte, mir diese Episode selbst zu erzählen, und bei dieser Gelegenheit sprach er von der tiefen Liebe, die er nie aufgehört hatte für die Prinzessin, seine Gemahlin, zu empfinden. „Sie ist der gute Engel meines Lebens gewesen," sagte er zu mir, „sie hat mir alle Sorgen erleichtert. Sie ist die zum Weibe gewordene Vollkommenheit."

Die Hochzeit wurde in großer Pracht in der Kapelle des St. James-Palastes in London gefeiert, und wenige Tage später trennte sich die junge Frau von ihrer

Familie und reiste, begleitet von dem lebhaften Bedauern und den herzlichsten Wünschen ganz Englands, in ihre neue Heimat ab. Sie wurde dort mit unendlicher Begeisterung empfangen, und zunächst schien es, als ob sie in dem Lande, das nun das ihre wurde, beliebt werden würde. Unglücklicherweise kam alles anders, als man vermuten konnte. Anfangs war die Prinzessin, obgleich sie unter dem mütterlichen Dach nicht verwöhnt worden war, zu jung und zu stolz, um sich den fremden Verhältnissen anzupassen, zu verschlossen, um das Geheimnis des Erfolges zu kennen, das darin besteht, immer zu lächeln und sich der erhaltenen Wunden nie zu erinnern. Sie fühlte sich nicht heimisch, wie es den meisten jungen Frauen geht, die Land und Umgebung wechseln, und sie verstand nicht ihre Gefühle zu verbergen. Ihr stand die Gestalt ihrer Schwiegermutter, der Prinzessin von Preußen, der späteren Kaiserin Augusta, gegenüber. Diese war herrschsüchtig begierig Einfluß zu gewinnen, taktlos, und verstand weder sie, die Leiden und das Heimweh des Kindes, das in ihren Familienkreis eingetreten war, noch duldete sie die geringste Umgehung der äußeren und geselligen Verpflichtungen der königlichen Würde. So in ihren jugendlichen Gefühlen unterdrückt, jeden Augenblick an die Tatsache erinnert, daß sie England und seine Gebräuche vergessen sollte, und daß sie sich nur noch erinnern durfte eine Preußin und Gattin eines preußischen Prinzen geworden zu sein, suchte und fand die Prinzessin Viktoria in ihrem Innern Trost und zog sich ganz in sich zurück. Von Natur lernbegierig, und wissensdurstiger geworden durch die ernste Erziehung, die sie erhalten hatte, widmete sie sich nicht allein dem Studium der Vergangenheit, sondern auch dem der Gegenwart und der Pflichten, die nach menschlicher Berechnung bald die ihren werden mußten. Sie faßte den edlen Vorsatz, ihrem Gatten zu helfen, das Land, über das zu herrschen er bald berufen sein würde, in den Prinzipien des reinen Konstitutionalismus zu regieren, so wie sie ihn in England hatte ausüben sehen; nur vergaß sie, daß das, was in dem einen Lande paßt, oft in dem andern nicht durchführbar ist. Kaum ein Jahr nach ihrer Heirat schrieb sie über die Rolle eines konstitutionellen Monarchen eine Denkschrift. Lord Clarendon bezeichnete die Arbeit als eine der bedeutendsten Schriften, die er je Gelegenheit gehabt zu lesen. Diese Denkschrift wurde Prinz Albert zugeschickt und unglücklicherweise sprach man zuviel von ihr, und ein Gefühl des Mißtrauens gegen die junge Prinzessin sowohl von seiten der königlichen Familie von Preußen als von der des Publikums war die Folge. Man begann ihr vorzuwerfen, daß sie sich zu stark mit Politik beschäftige und ihren Gatten in einer Richtung beeinflusse, die den Traditionen des Hauses Hohenzollern entgegenliefe. Als einige Jahre nach ihrer Heirat der Tod des Königs Friedrich Wilhelm IV. sie zur Kronprinzessin machte, steigerte sich dieses Mißtrauen im Verhältnis zur Wichtigkeit ihrer gegenwärtigen und zukünftigen Stellung. Eine feindselige Partei bildete sich, deren Mittelpunkt die Königin Augusta bildete, die den Einfluß, den ihre Schwiegertochter auf den Kronprinzen ausübte, nur mit Ungeduld ertrug. Man warf ihr vor, zu sehr Engländerin zu sein, ihren Kindern eine englische Erziehung zu geben und in Berlin englische Gebräuche einführen zu wollen. Später, als König Wilhelm den Herrn von Bismarck als Ministerpräsidenten zu sich berief, entspann sich zwischen diesem und dem Kronprinzen

ein offener Kampf, der seinen Höhepunkt im Danziger Zwischenfall erreichte. Nur noch wenige Personen außerhalb Deutschlands erinnern sich daran.

Dieser Fall, bei dem ich verweilen muß, bezeichnet sozusagen den Augenblick, wo der Charakter der Kronprinzessin sich so enthüllt, wie er sich in der Folge ihres Lebens zeigen sollte: fest, überlegt, erwacht aus dem Dämmerzustand der Kindheit, aber noch voll jugendlicher Begeisterung, entschlossen und bereit für ihre Überzeugung zu leiden, aber zu heftig, ein zu ausgesprochener Charakter, um den Umständen stets Rechnung zu tragen und die Fehler der Schwachen und die kleinliche Bosheit der Menge zu dulden; voll wahrer Größe, aber jeder Geschmeidigkeit entbehrend; die hohe Aufgabe einer Fürstin verstehend, aber nicht gewillt, selbst stürmisch geforderte Übereinkünfte zu schließen, sondern ihre Sympathien und Antipathien stets lebhaft zur Schau tragend, dabei mutig, edel, wahrhaft gut und rücksichtslos ehrlich.

Der erste ernstere Zwiespalt zwischen dem König und dem Kronprinzen entstand im Jahre 1863, als Wilhelm I., vom Herrn von Bismarck unterstützt, das Regierungssystem einführte, das Preußen auf den Gipfel seiner Größe führte und die Karte Europas völlig veränderte. Ein königliches Dekret, das die Pressefreiheit einschränkte, war soeben veröffentlicht worden. Unter der Einwirkung der Kronprinzessin — diese Tatsache ist unbestreitbar und auch niemals widerrufen worden —, welche entrüstet war über eine Maßnahme, die jedes englische Gefühl der Freiheit empörte, richtete der Prinz, der sich auf einer Inspektionsreise in Ostpreußen befand, von Danzig aus an den König einen Brief, in welchem er seine Mißbilligung über diese autoritative Maßregel ausdrückte und sich beklagte, nicht zu den die Frage berührenden Beratungen gerufen worden zu sein. Er ging dann auch noch näher auf die Pflichten ein, die ihm seines Wissens als wahrscheinlichem Thronfolger zufielen. Am 5. Juni fand ein Empfang im Rathaus zu Danzig statt, und unter anderm sagte der Kronprinz in seiner Antwortrede auf die Begrüßung des Bürgermeisters folgende ebenso wichtige wie unvorsichtige Worte:

„Ich bedaure, in einem Augenblick hierher gekommen zu sein, wo zwischen Regierung und Volk eine Verstimmung entstanden ist, deren Nachricht mich in hohem Maße überrascht hat. Ich war abwesend und habe keinerlei Anteil an den Beratungen, die zu diesem Resultat geführt haben."

Diese Worte des Thronfolgers machten überall tiefen Eindruck, der noch verstärkt wurde durch einen energischen Protest, den er dem Staatsministerium gegen diese Presseverordnung schickte. Der erzürnte König schrieb einen strengen Brief an seinen Sohn, worauf dieser nun wieder mit der Bitte antwortete, ihn seiner militärischen Pflichten zu entbinden und ihm zu erlauben, sich ins Privatleben zurückzuziehen, aus dem er nie wieder hervorzutreten gedächte.

Jetzt griff Bismarck vermittelnd ein und mühte sich, die Dinge wieder zurechtzurücken. Es gelang ihm, den König zu beruhigen und den Kronprinzen von der Notwendigkeit zu überzeugen, sich gutwillig in das grundlegende Prinzip der preußischen Verfassung zu finden, nämlich darein, daß in Preußen eine Opposition von seiten des Kronprinzen ausgeschlossen sei. Diesen Grundsatz betonte

Wilhelm I. noch ganz besonders in einem an seinen ersten Minister gerichteten Memorandum. Und bemerkenswerterweise predigte dieser Mäßigung und tat alles, was in seiner Macht stand, um dem Konflikt zwischen Vater und Sohn ein Ende zu machen. Die Verstimmung war noch verschärft worden durch einen Artikel der Times, in welcher das Organ der City den Prinzen beglückwünschte, „eine Gattin zu haben, die nicht nur seine liberalen Ansichten teile, sondern auch fähig sei, ihm in einem so wichtigen und kritischen Augenblick seines Lebens ein fester Halt zu sein. Man könne sich übrigens“, so fügte die Zeitung hinzu, „kaum eine schwierigere Lage denken als die des prinzlichen Paares, dem es einem eigensinnigen Fürsten, einem unheilvollen Kabinett und einem gereizten Volke gegenüber an Ratgebern fehlte.

Ich erwähne diesen Artikel und spreche überhaupt nur von dem Danziger Zwischenfall, wie man ihn damals nannte, weil von diesem Augenblick an man gegen die Kronprinzessin noch viel positiver die Anklage erhob, daß sie vor allem Engländerin sei und ihren Gatten zu überzeugen suche, daß er später als König nach englischen Regierungsgrundsätzen regieren müsse. Dieser Artikel der Times tat ihr den denkbar schlechtesten Dienst. Zunächst klagte man sie an, ihn veranlaßt, wenn nicht gar geschrieben zu haben; dann bediente man sich seiner als Waffe, mit der man sie bis zu dem Augenblick bedrohte, wo die große Nacht der Ewigkeit auf sie herabsank und sie einhüllte.

Bismarck, der sie offen haßte, täuschte sich bei dieser Gelegenheit nicht in ihr. Er kannte die Menschen und wußte, daß der gerade Charakter der Kronprinzessin unfähig wäre, sich einer Zeitung zu bedienen, um ihr eigenes Lob zu singen. Er wußte auch, daß sie vor allem eine hohe Auffassung von der Würde einer Thronerbin hatte, und als der König seine Schwiegertochter anschuldigte, zu dieser unzeitgemäßen Veröffentlichung beigetragen zu haben, mühte er sich, diesen Eindruck zu verwischen. Es steht durchaus fest, daß ohne das Dazwischentreten des Kanzlers ein ernstes Zerwürfnis zwischen dem Monarchen und seinem Erben stattgefunden hätte. Später erkannte sowohl der Kronprinz wie seine Gemahlin das öfter an, und vor allem vergaß der Prinz, dessen Charakter ruhiger war als der der Prinzessin, die oft ihren Antrieben folgte, niemals den Dienst, den in jener kritischen Stunde seines Lebens der Minister seines Vaters ihm geleistet hatte. Aus Dankbarkeit lieh er später dem Kanzler des einigen Reiches oft starke Hilfe bei Gelegenheiten, wo dieser nun seinerseits sich in Gegensatz zu seinem Herrscher befand. So, als im Jahre 1866 König Wilhelm sich weigerte, nach dem Sieg von Sadowa Frieden mit Österreich zu schließen, sondern im Gegenteil auf Wien losmarschieren wollte, was Bismarck für ebenso gefährlich wie untunlich hielt wegen der Folgen, die es für die Zukunft haben konnte, überredete der Kronprinz seinen Vater, sich der Meinung seines ersten Ministers anzuschließen. Die bezeichnende Stelle, in dem der alte Herr seine Einwilligung gibt und den der Kanzler in seinen „Erinnerungen“ anführt, mag hier im Wortlaut seinen Platz finden:

„Da mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stich läßt“, schreibt Wilhelm I., „und ich hier außer stande bin, ihn zu ersetzen, habe ich mit meinem Sohn die Frage besprochen. Er teilt die Ansicht des Ministerpräsidenten und so sehe ich mich zu meinem großen Schmerz genötigt, nach den glänzenden Siegen,

die die Armee davontrug, diese bittere Pille zu schlucken und einen schmählichen Frieden einzugehen."

Diese Zeit des Krieges mit Österreich ist für den Kronprinzen gleich bedeutend mit einer Zeit des Ruhmes. Er hatte sich als tüchtiger Feldherr erwiesen und die Lorbeeren, die er bei Königgrätz errungen, hatten ihn zum Nationalhelden gekrönt. Die Kronprinzessin hatte ihrerseits ein wenig die eingebüßte Beliebtheit wiedergewonnen durch ihre unermüdliche Sorge für die Verwundeten, ihre Tätigkeit auf dem Gebiet der Nächstenliebe und ihre große Selbstlosigkeit in vielen kritischen Augenblicken. Sie hatte sich auch zu ihrem Vorteil verändert; durch die Berührung mit dem Ernst des Lebens war sie selber weicher geworden und hatte manche Härte der Sprache und des Wesens abgelegt, durch die sie sich vor allem früher Feinde geschaffen. Der Tod ihres Vaters war der erste grausame Schmerz gewesen, der sie in ihrer Sicherheit erschüttert hatte und sie lehrte, daß jedes irdische Glück vergänglich wie das Leben selbst ist. Dann starb im Augenblick, da die österreichische Kanonade begann, der dritte Sohn des hohen Paares, während sein Vater von der Pflicht in der Ferne zurückgehalten wurde und des traurigen Trostes entbehrte, am Sterbebett seines Kindes stehen zu können. Die Kronprinzessin erlag fast diesem Schlag, der sie in ihren tiefsten Gefühlen traf, denn es gab kaum je eine leidenschaftlichere Mutter als sie. Die Briefe, die sie in jener Zeit mit ihrer Familie und ihren Freunden austauschte, sind herzzerreißend durch den Ausdruck tiefer und untröstlicher Trauer, und jahrelang konnte sie sich nicht dareinfinden, daß am häuslichen Herde ein teures Antlitz weniger, in der Gruft zu Potsdam aber ein Sarg mehr sei. Ihre Hofdame und treue Freundin, die Gräfin Hedwig Brühl, sagte mir später, daß sie ganz überrascht gewesen sei, als sie die Prinzessin zum erstenmal wieder in einem rosa Kleid sah, und daß die Freude, die sie bei diesem Anblick empfunden habe, ihr mehr als alles andere bewies, wie nahe sie ihr stand.

Nach den Ereignissen von 1866 wurde das Leben des Kronprinzen und seiner Familie ruhiger, als es je gewesen war. Er und seine Gemahlin suchten ihren Interessen, vor allem der Erziehung der heranwachsenden Kinder zu leben. Häufige Reisen ins Ausland brachten einige Zerstreuung in dieses unglaublich eintönige Dasein, das nur hin und wieder angenehm unterbrochen wurde durch Freunde, die dem Thronerben und seiner Gemahlin ihre Ergebenheit und Zuneigung beweisen kamen. Die Kronprinzessin begann größere Unabhängigkeit zu erlangen, und sie versuchte Personen um sich zu versammeln, deren Geschmack und Geist mit dem ihren übereinstimmte. Man politisierte wohl noch bei ihr, aber diese Politik war platonisch, wenn man diesen Ausdruck hier anwenden darf. Aber als der Krieg von 1870 ausbrach, führte er im Leben des königlichen Paares eine ebenso große Umwälzung herbei wie im ganzen Land. Diesen Krieg hatte niemand tiefer beklagt als Prinz Friedrich Wilhelm und seine Gemahlin. Voll warmer Menschenliebe war ihm der Gedanke furchtbar, von neuem Schlachtenszenen beiwohnen zu müssen, wie er sie 1866 mit tiefer Erregung erlebt hatte. Außerdem war er sich von Anfang an klar über die Tragweite dieses Kampfes und seiner möglichen Folgen für die Zukunft des Landes. Er hatte gegen das

Erbe Karls des Großen nicht die Abneigung seines Vaters, der sich erst nach langem Kampfe entschloß, die Kaiserkrone anzunehmen, die die Ereignisse ihm auf die Stirn drückten. Er war im Gegenteil bereit, das ruhmreiche Erbe anzutreten und die verbündeten Fürsten wieder „Pairs“ des Reiches werden zu sehen, wie er eines Tages zu mir sagte, indem er auf die Rechtschreibung des Wortes, das er buchstabierte, Nachdruck legte. Und er fügte hinzu: „Nicht wahr, Sie verstehen mich?“ Aber seine Natur war doch auch wieder zu ernst und tief, um nicht mit Grauen einem Krieg entgegenzusehen, der entweder in seiner Folge die Niederlage von Jena auswetzte oder sein Land noch einmal vor dem gallischen Hahn und den Nachkommen des korsischen Abenteurers, in dessen Gegenwart die Königin Luise in Tilsit geweint hatte, demütigte!

Die Kronprinzessin teilte die Gefühle ihres Gatten, aber vor allem und trotz allem in erster Linie Frau, war sie im voraus stolz auf die Lorbeeren, die er wieder erringen würde. Ihr Leben gipfelte in einer leidenschaftlichen Anbetung des Mannes, dessen Schicksal sie teilte; sie trat vor ihm mit einer, bei einer so ausgesprochenen Natur wie der ihren, erstaunlichen Hartnäckigkeit zurück, bezog alles auf ihn und kannte nur einen Stolz, den, seine Gattin zu sein. Voll Hoffnungen und Pläne, was die Zukunft anbelangte, ersehnte sie nur die Krone, um die Freude zu haben, ihren Gemahl sie tragen zu sehen; und wenn sie manchmal ungeduldig schien, daß der Augenblick, wo er den Thron bestieg, noch nicht kam, so war es nicht, wie oft behauptet wurde, weil sie Kaiserin sein wollte, sondern weil der Augenblick hinausgeschoben wurde, wo die ganze Welt ihren Gatten endlich so sehen könnte, wie sie ihn sah, nämlich als die Verkörperung eines weisen und weitblickenden Fürsten, der nur für das Wohl und Glück seines Volkes lebt.

Als sie ihm dann nach dem siegreichen Feldzug von 1870 entgegenging und zum Zeichen des Willkommens einen Lorbeerkranz trug, den sie später an seinem Totenbett niederlegte, geschah dies mit solcher Aufwallung von Zärtlichkeit, die ihr schönes Gesicht verklärte, daß der Kronprinz sie in die Arme schloß und nichts weiter als die bewegten Worte zu sagen wußte, die besser als alles andere zeigten, wie eng die Verbindung dieser beiden Seelen war: „Vicky, du liebst mich noch ebenso wie in Balmoral“.



Husaren · Von Elisabeth Görres

Wie ein lauernder Falk ins Tal
Späht mit scharfem Gesicht
Durch Rauch und Gewühl der General.

Dort über der Bodenwelle im Sprung
Brausen Husaren zum Kampf,
Trägt stolz die Standarte sein einziger Jung' —

Neben ihm reglos der Adjutant,
Suchend im Glase das Feld,
Hat bang seinen liebsten Gefährten erkannt —

Und angstvoll umkreisen die Totenkopfscha
Tausend Herzen in Brand:
Gott schütz mir den Sohn, den jungen Husar

Sich wendend mit jäh verschleiertem Blick
Murmelt der General:
„Hilf Gott — von ihnen kommt keiner zurück . . .“



Englands Verwundbarkeit trotz seiner Insellage und übermächtigen Flotte

Von Baron von Ardenne

Generalleutnant z. D.

Der verstorbene Generalfeldmarschall Prinz Friedrich Karl von Preußen verfehlte nicht, bei jeder seiner Gefechtsvorschriften, Manöverkritiken usw. die Regel ganz besonders zu betonen, daß man stets das tun und anordnen müsse, was dem Wunsche und der Absicht des Gegners zuwiderliefe. Vor jedem Entschluß solle der Führer seine Befehle auf Grund dieser Regel prüfen. Der Prinz-Feldmarschall hat damit recht gehabt. In unserm Krieg mit England haben wir uns also zu fragen: „Was wünscht unser Gegner am meisten?“ Die Antwort darauf ist: „Er wünscht das Auslaufen unserer Schlachtflotte auf die hohe See, damit die englische Flotte, deren Linienschiffe sich der Zahl nach zu den deutschen wie 5 : 2 verhalten, diese vernichten kann.“ Die englische Übermacht wird noch verstärkt durch die mächtige Zahl der großen gepanzerten Kreuzer, die den Gefechtswert der Linienschiffe beinahe erreichen. Also ist für uns zu folgern, daß wir unsere in Dezennien mühsam und mit schwersten Opfern erbaute Schlachtflotte einer großen Seeschlacht nicht aussetzen dürfen, die eine Vernichtung nach sich ziehen könnte, wie sie England im Laufe seiner zielbewußten, das Völkerrecht nicht achtenden Politik der spanischen, holländischen (unter Elisabeth und Cromwell), dänischen (Kopenhagen), türkischen (Navarin), russischen (Sewastopol) und französischen (Abukir, Trafalgar usw.) Flotte zugefügt hat. Unwillkürlich taucht aber nun die Frage auf: „Warum haben wir Deutsche dann unsere Flotte gebaut, wenn wir sie in der Stunde der Entscheidung ängstlich verbergen müssen?“ Die Antwort ist, daß wir diese klug abwarten, sie uns nicht aufnötigen lassen, daß wir sie selbst bestimmen wollen, wenn die Verhältnisse Erfolg versprechend liegen. Wie könnten sich aber die Verhältnisse unseren Wünschen entsprechend gestalten? Das werden sie, wenn durch längeren Kriegszustand Großbritannien mürbe gemacht ist. Der Zweifel, wie dies zu erreichen, erscheint berechtigt — die Zuversicht des Gelingens ist es aber noch weit mehr. Bekanntlich greift nichts das Material einer Flotte mehr an, als eine scharf durchgeführte Blockade — dies aber um so mehr, wenn der abzuschließende Gegner über starke Ausfallschiffe, Torpedos, Unterseeboote, Flugfahrzeuge, Minensperren verfügt. Die blockierende Flotte muß stets unter Dampf sein, in immerwährender Bewegung ihren Schutz gegen die submarinen Angriffe suchen, Tag und Nacht sich gegen diese auf der Hut halten. Dieser dauernde Alarmzustand verbraucht einmal die Kohlenvorräte und die leicht abzunutzenden Kessel und Feuerungsanlagen der Kriegsschiffe, sodann aber die Nerven ihrer Bemannung. Diese hat das Gefühl, ständig auf einem Pulverfaß zu sitzen. Die Aufregung steigert sich mit jedem kleinen Erfolg des Gegners bis zu einer nervösen Befangenheit, die in jedem Fischer-

boot einen Torpedo wittert, wie seinerzeit die russische Flotte unter Roschestwensky 1903 bei ihrer Fahrt nach Japan im Ärmelkanal. Die englischen Geschützrohre der großen Kaliber können nur eine geringe Zahl von Schüssen ertragen (die 40 cm kaum 90 Schuß) im Gegensatz zu den deutschen Krupps. Lassen sich die englischen Kolosse einmal auf ein ausgiebiges Bombardement ein, so müssen sie nach demselben ihre heimatlichen Docks aufsuchen, um die Rohre auszuwechseln. Dieser Umtausch erfordert Wochen.

Wenn die englische Überwachung gegenüber unserer maritimen Position Borkum—Wilhelmshaven—Helgoland—Brunsbüttel eine kaum ausführbare bleibt (bis jetzt ist sie wenigstens nicht gelungen), so wird sie unmöglich, wenn erst die Nordküsten von Belgien und Frankreich bis zur Seinemündung in festem deutschen Besitz sind. Die unscheinbare Meldung: „Die Franzosen haben Boulogne geräumt" eröffnete einen weiten Ausblick auf weitere deutsche Erfolge in der Bekämpfung seines gefährlichsten Gegners. Bald werden wir im Besitz von Calais, wahrscheinlich auch von Dieppe und Le Havre sein. Bei Calais verengt sich der Ärmelkanal bis zu der geringen Breite von 35—40 Kilometer. Unsere 30,5 cm-Mörser (Marinemörser genannt) haben eine Totalschußweite von 22 Kilometern (die Flughöhe beträgt dabei mehr als 4000 m, das Geschoß würde somit etwa den Großglockner überfliegen), die 42 cm-Mörser eine noch höhere. Weitere artilleristische Überraschungen stehen den Engländern noch bevor. Wenn man nun auch von dem französischen Ufer nach dem englischen nicht hinüberschießen kann, so läßt sich doch von dem ersteren eine breite, über die Mittellinie des Kanals hinausreichende Sicherheitszone für deutsche Fahrzeuge aller Art schaffen. Es lassen sich in diesen französischen Häfen Sicherheitsstationen für unsere Torpedo- und Unterseeboote, Kreuzer, Kaper usw. einrichten und nicht zum wenigsten für Ballonhallen unserer Zeppelinluftschiffe. Der Bau dieser Hallen wird erleichtert, weil man die einzelnen Teile zerlegbar herzustellen gelernt hat. An diesen zerlegbaren Ballonhallen wird in Deutschland fieberhaft gearbeitet. Wenn die Kunde wahr ist, daß die Motoren unserer Luftkreuzer geräuschlos arbeiten werden, so ist in ihnen den Gegnern ein Feind erwachsen, der durch seine artilleristische Wirkungsfähigkeit, sein plötzliches stilles Auftauchen, seine Aufklärungstätigkeit den Schrecken der Engländer rechtfertigt, den sie bis jetzt bei seinem Erscheinen schon im Frieden an den Tag gelegt haben. Als kürzlich der Graf Zeppelin scherzhaft gefragt wurde, warum er Antwerpen und nicht London bombardiert habe, antwortete er: „Das kommt auch noch, aber nur Geduld." Diese Zufluchtshäfen auf französischem Gebiet könnten von der Seeseite her völlig unangreifbar gemacht werden durch doppelte und dreifache Minensperren. Ins Auge zu fassen sind die festliegenden, verankerten. Die Ankerung auf dem Kanalboden ist besonders leicht, die Wassertiefe verhältnismäßig gering. Die „flottierenden, treibenden Minen" werden schwerlich Verwendung finden, denn ihr Lauf ist unberechenbar, und sie gefährden Freund und Feind in gleicher Weise. (Die Minen mit Kontaktzünder werden mit den durch elektrische Zündung sich entladenden je nach Bedarf in Anwendung kommen.) Die Seeminen sind eine geheimnisvolle, furchtbare Waffe. Eben erst kam die Kunde, daß der englische Kreuzer „Path-

finder" und eine lange Reihe anderer englischer Fahrzeuge auf Minen aufgelaufen und vernichtet sind. Im Russisch-Japanischen Krieg endete ebenso das Admiralschiff Petropawlowsk unter Makarow, auch andere russische und japanische Schiffe. Die kühne Tat eines deutschen Dampfers und einiger Unterseeboote, die vor wenigen Wochen die Themsemündung und die Ostküste Englands mit Minen belegten, hat in ganz England die höchste Beunruhigung hervorgerufen. Einige dieser Minen sollen ihre Schuldigkeit schon seit Wochen getan haben. Die Parlamentsrede des Ministers Asquith Mitte August d. J. läßt bestimmt darauf schließen.

Wenn bei Calais—Boulogne eine doppelte oder dreifache Minensperre, vom französischen zum englischen Ufer reichend, gelegt würde, so wären die westlich gelegenen großen Hafenstädte Englands (Portsmouth, Plymouth usw.) von der Nordsee abgeschnitten — ihre Schiffe müßten dann um die Nordspitze von Schottland herumfahren. Die Minensperren würden in doppelten Reihen verankert werden, so daß die Minen der einen Reihe auf den Zwischenräumen der andern eingedeckt wären. Durchlässe für die eigenen Schiffe, aber nur deutschen Lotsen bekannt. Drei solcher doppelten Minensperren würden wohl jeden Versuch des Durchbruchs als aussichtslos erscheinen lassen. Die Möglichkeit der Minenlegung kann nach den bisherigen Erfahrungen und unter dem Schutz unseres Artilleriefeuers kaum angezweifelt werden. Außer unsern Minenlegern würden Torpedo- und Unterseeboote einen Teil der Arbeit übernehmen. Sie können, wenn sie an der Meeresoberfläche halbgetaucht fahren, nur an dem dünnen Zylinder erkannt werden, der den genialen Projektionsapparat enthält. Beim Tauchen des Schiffs verschwindet auch dieser. Der genannte Apparat zeigt nach Art der Laterna magica durch eine feine Spiegelkonstruktion dem Führer des Schiffes die maritime Umgebung seines Fahrzeugs — Gefahr und Erfolg versprechende Angriffspunkte deutlich markierend. Die Unterseeboote werden bei der Arbeit des Minenlegens kaum bemerkt werden. Sind die Minensperren fertig, die Hafenforts verstärkt und mit schwerster Artillerie bestückt, die Ballonhallen aufgestellt, dann kann ein submariner Kleinkrieg, der durch die großen Luftkreuzer unterstützt wird, dem Feinde die ernstesten Sorgen bereiten.

In den dem englischen Inselreich unmittelbar vorliegenden französischen Häfen könnte auch unsere Kaperflotte zeitweiligen Schutz und Aufenthalt finden. Diese scheint eine vermehrte Tätigkeit haben zu müssen, angesichts der das Völkerrecht mit Füßen tretenden Haltung Englands. England hat unseren Lloyddampfer „Wilhelm der Große" in einem neutralen Hafen angegriffen und versenkt, das Privateigentum zur See geräubert und auf die deutsche Anfrage nach der Handhabung der Prisengerichte höhnisch geantwortet, daß bei diesen kein Vertreter einer feindlichen Macht zugegen sein dürfe. Eine Brutalität sondergleichen. Angesichts dieser wird Deutschland wohl nicht umhin können, auch seinerseits die auf der Haager Konferenz festgesetzten Verpflichtungen in die Ecke zu stellen und den Kaperkrieg zu eröffnen, wie er zur Zeit Napoleons des Ersten alle Meere durchtobte.

Daß England nicht gut dabei fahren wird, lehrt folgende Überlegung. England ist zur Ernährung seiner Bevölkerung in der Hauptsache auf Zufuhren vom Ausland angewiesen. Jede Störung dieser ist äußerst empfindlich. Schon jetzt ist

das vereinzelte Auftreten deutscher Kaper, das Einfangen von Schifferflotillen, das Versenken von Schiffen, die Kriegskonterbande — darunter Lebensmittel — führen, schwer von England empfunden worden. Wenn das Privateigentum zur See keinen Schutz mehr findet, wird die Versorgung Englands mit seinen Lebensbedürfnissen nicht mehr durchgeführt werden können.

England hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, uns durch Beherrschung der Nordsee und des Mittelländischen Meeres aushungern zu können. Nichts ist unzutreffender als diese Annahme. Erstens deckt Deutschland sein Bedürfnis an Zerealien und Vieh durch eigene Produktion, sodann steht ihm das große Ländergebiet von Österreich-Ungarn, Rumänien (die großen Kornkammern Europas), sowie die Erzeugnisse der neutralen Staaten Italien, Schweiz, Dänemark, Holland zur Verfügung. Das gleiche gilt von den Anstrengungen Englands, uns finanziell und kommerziell zugrunde zu richten. Napoleon I. hat mit seiner Kontinentalsperre sich selbst ein wirtschaftliches Grab gegraben, England wird mit seiner Verfemung deutscher Handelserzeugnisse dieselbe Erfahrung machen. Schon regen sich in Amerika und anderswo bittere Klagen über die Beschränkung der deutschen Einfuhr. So verkümmern ganze Industriezweige mangels der deutschen, unersetzlichen Chemikalien. England selbst empfindet dies — hat es doch außerdem von Deutschland eine Einfuhr von 900 Millionen Mark, eine Ausfuhr nach Deutschland von 1400 Millionen zu verschmerzen.

Bezeichnend ist, daß die Bank von England bei Beginn des Krieges ihren Diskont auf 10 % erhöhte, während die Deutsche Bank ihren Diskontsatz annähernd beibehielt.

Trotz aller eigenen Minensperren, trotz der eigenen Riesenflotte wird in England noch immer an die Möglichkeit der Landung deutscher Truppen geglaubt. Wenn wir die französischen Nordseehäfen in gesichertem Besitz haben werden, wäre eine solche Landung, die vordem als törichte Utopie galt, immerhin eher denkbar — besonders wenn England fortfährt, seine schützende Landarmee nach Frankreich überzuführen. Als Symptom mag immerhin gelten, daß die Maßregeln, die Napoleon der Erste 1804 in die Wege leitete, um von Boulogne aus die Küste von England zu erreichen, jetzt an maßgebender Stelle mehr Beachtung finden, als das rein historische Interesse es erheischt.

Der englische Minister Asquith hat neulich eine Rede gehalten, in der er erklärte, England würde nicht eher ruhen, als bis Deutschland am Boden liege, und sollte es auch zwanzig Jahre lang Krieg führen. Die Hunde, die bellen, beißen nicht. Wie würde England nach zwanzigjährigem Krieg mit Deutschland wohl aussehen?



Das Prinzchen
Von Hans von Kahlenberg

Weil das Prinzchen krank und sehr schwach war, hatte man ihm einen Träger beigegeben. Es war dies ein besonders großer und starker Bauernsohn mit Namen Michel, aus der Kaiserlichen Leibgarde ausgewählt. Man wußte, daß dieser Michel trotz seiner Riesenstärke die gutmütige Einfalt eines Kindes besaß. In seinen Armen, die Baumstämmen glichen, trug er das Prinzchen wie eine Puppe, das Kind liebte seinen langen Träger, der es auf einer Höhe, über der des Pferderückens hielt. Und Michel war brauchbarer als ein Pferd, mit ihm, in seinem starken Arm, oder wenn es dem Prinzchen so behagte, auf seinem Rücken, konnte man die verschiedenen Räume der kaiserlichen Paläste, die Höfe und die Gärten durchwandern. Über die mannshohen Gitter mit flimmernden Goldspitzen, die die Gärten abschlossen, war das Prinzchen nie hinausgekommen; früher fuhr es zu Paraden und Kirchenfesten mit seinen Eltern und Schwestern, die Scheiben aus fingerdickem Glas des Automobils waren herabgelassen, so sah das Prinzchen nur die unteren Fensterreihen mit verriegelten Läden der Straßen und den Steindamm der Bürgersteige, Menschen durften sich auf dem Bürgersteig, während die kaiserlichen Kraftwagen vorüberfuhren, nicht zeigen. Das Prinzchen sah ferner in ihm schon bekannten Vierecken und Reihen aufgestellte Soldaten, alle waren gleich groß, sehr stark und breitschultrig, mit Tressenkragen und mit blanken Knöpfen ausgeschmückt. Sie trugen Helme oder Bärenmützen mit Federbüschen und hielten Gewehre, auf denen stählerne aufgesteckte Spitzen funkelten. Die Pferde der berittnen Truppen hatten breite, glänzende Brüste, ihre Kruppen spiegelten die Pflege und das gute Futter wieder; wenn sie, mit ihren Hufen mächtig ausgreifend, dahinstürmten, glich das Getöse dem Donner mit Schloßengeprassel. Die Anführer rissen ihre Säbel aus der Scheide, und das Prinzchen mußte glauben, daß ein verheerendes Unwetter mit Blitzen und Regenpeitschen einhersauste, während die Geschütze im Galopp ihrer schütternden Eisenräder folgten. Bald wurden derartige Schauspiele zu aufregend und zu anstrengend für den Knaben. Bei den großen Kirchenfesten peinigte ihn der schwingende Klang eherner Glocken, sie schwangen und klangen, und die Luft blieb von ihrem Summen nachzitternd gefüllt, die schönen und geschulten Stimmen der geistlichen Sänger schienen die weite und himmelhohe Kuppel, sie aufhebend, zersprengen zu wollen, ein einzelner Mann sprach wie ein Hammer, und in diesen Räumen herrschten Kühle, schwere Düfte, der Atem der tausendjährigen Steine, die, obwohl sie nicht zerfielen, doch Tote und längst Gestorbene waren. Des Kleinen schwache, schmale Brust krampfte sich unter solcher Bedrückung, er wurde sehr blaß, sein Atem setzte aus, kämpfte peinvoll.

Seine Kinderstube, die fünf Räume, die man seine Nursery nannte, waren helle, freundliche Gemächer, jeder Sonnenstrahl, den es möglich war aufzufangen, fiel hinein, Winter und Sommer wärmten klug verteilte, unsichtbare Heizvorrich-

tungen. Das Prinzchen hatte dort Hunde und sein Vogelbauer, ein Brunnen sprang aus einem kleinen Goldfischteich, — sein Äffchen, das sein Lieblingsspielgefährte gewesen war, hatte man, weil es immer fror, in seine warme Heimat zurückbringen müssen. In Wahrheit war sein Äffchen an der Schwindsucht gestorben, das Prinzchen durfte nicht wissen, daß es Krankheit und ein Sterben gab. Wenn es fragte: Warum kann ich nicht wie die Schwestern laufen und springen? wurde ihm gesagt: Warte bis du groß bist! Große Leute sind auch immer stark und tüchtig. Manchmal klagte es, daß ihm nichts schmeckte. Man erwiderte: Essen macht gesund und kräftig. Eure Kaiserliche Hoheit ist matt, weil Sie nicht ißt. Das Prinzchen versuchte nun wohl zu essen, aber sehr bald hörte es wieder auf, die aufgenommene Nahrung verursachte ihm Magenbeschwerden oder rief Übelkeit hervor. Ihm wurde erzählt, wenn es dem Arzt sehr artig folgte und still hielte, käme eine Zeit des Tollens und der Sommerfreude draußen.

Das Prinzchen wollte gern glauben, — so recht glaubte es schon lange niemandem mehr. Zuletzt, als seine Beine immer schwächer und die Luft draußen für seine Lungen unerträglich hart und lastend wurde, brachte man ihm Michael. Dies Spielzeug, sein eigner, ihm leibeigen zugeteilter Hüne, gefiel dem Knaben besser als jedes andere. Er lebte durch Michel; mit seinem lichtblonden, zarten Köpfchen, das das schwarze, bärtige Haupt des jungen Bauern überragte, leitete er das Gefüge des mächtigen, in allen seinen Verhältnissen prachtvollen und ausgepaßten Menschenleibes. Die Faust Michels, auf der sein eignes Händchen ein heller Schmetterling, eine leichte Eintagsfliege blieb, war seine; er liebte sogar die festen, harten Zähne seines Freundes und ein wenig vom Duft seines gesunden, jungen Körpers berauschte ihn. Mit seinen beiden Fäustchen zauste er ihn manchmal im dichten Kraushaar. Dann lächelte Michel: „Hoho, Desi-Prinzchen! Welche Kräfte Eure Kaiserliche Hoheit doch haben!"

Michel war für seinen Dienst sorgfältig präpariert worden, ihm war eingeprägt „Kaiserliche Hoheit" zu sagen. Er sagte das schnell und willig, außerdem befahl das Prinzchen, ihn Desi zu nennen, er hieß Desiderius, es war die Abkürzung, womit seine Mutter und die Schwestern ihn nannten. Aus diesem Zwiespalt half sich der Bauer sehr geschickt, er sagte Desi und Kaiserliche Hoheit zugleich.

Eine eigentliche geistige Vorbereitung für sein Wärteramt hatten die Lehrmeister des Soldaten unnötig gefunden, sie waren darin ihrem feinen Instinkt kluger Weltleute gefolgt. In der Tat brauchte Michel keinerlei Anweisungen; weil er ein vollkommen freundliches und kindlich gutes Herz besaß, irrte oder vergriff er sich nie. Zum Schluß schlief der Kleine überhaupt nur noch in Michels Armen ein, man mußte ihn von da, schlafend, — wieder war es Michel, der die sanftmütige Geduld der besten Kinderfrau entfaltete! — in sein Bettchen legen. Er ging auf Michels Arm spazieren, Michels Erzählungen und Beschreibungen waren die einzigen, vor denen seiner Bücher und Gouvernanten, die ihn festhielten.

Wovon sprach Michel? Des Prinzen kaiserlicher Vater, der den Soldaten trotz sorgsam und glücklich getroffener Auswahl, selbstverständlich doch keinen Moment außer acht geraten ließ, hatte eine Feststellung aufnehmen lassen: Immer vom Dorf. Von den Wiesen, vom Acker draußen.

„Beschreibe mir den Acker!" befahl das Prinzchen mit geschlossenen Augen, der Bauer beschrieb. Da war ein flaches Stück brauner Erde, das der Pflug aufriß, dann war er schön, wie schäumend, manchmal körnte sich die Erdkrume auf dem Kamm der Furchen, oder man sah blanke Schollenteile mit dem Eisen umgelegt, wie vergoldet funkeln. Die Furchen bildeten Reihen — endlos — „Wie Soldaten!" schaltete der Prinz ein.

Viel weiter und endloser als Soldaten, Meilen und Meilen. In das aufgelockert wartende Erdreich senkte man den Samen.

Den Samen? Der Bauer mußte sich ein Samenkorn verschaffen, er und der Prinz zusammen steckten es in einen Blumentopf. Es mußte tief hinein versteckt und die Erde darüber mußte begossen werden.

Draußen begoß der Regen, die Sonne schien und der Schnee legte seinen dicken Schutzpelz über den winterlichen Acker. Schnee kannte das Prinzchen vom Fenster aus, denn während es draußen in den Gärten lag, durfte es nicht hinausgehen, auch auf Michels Arm und im Pelz nicht. Der Schnee war des Prinzchens Feind und wollte ihm übel, aber dem Acker war er der Wohltäter, der ihn deckte und bis tief hinein tränkte.

Im Frühjahr keimte der Samen, manchmal unter dem Schnee noch drängten sich grüne Spitzen heraus.

„Werde ich die grüne Spitze sehen?" fragte das Kind und wies auf seinen Blumentopf.

„Kaiserliche Hoheit wird alles Grün draußen sehen — so weit — so weit —" Michel kannte das Meer nicht, aber er sagte: „Wie ein Meer weit! Alles ist grün, Zartheit und Wachstum. Man unterscheidet die Furchen nun nicht mehr, denn das Grün bildet einen einzigen gleichförmigen Teppich. So ist es im Mai. Was man dann ausrupft, ist ein Grashalm, hat grüne Speere und ein gelbes Knöspchen in der Mitte."

„Speere wie die Soldaten haben?" — Das Grüne ist lediglich zum Schutz da, es gibt später Spreu, die Hauptsache ist der Stamm, die Ähre. Solche Ähre, wenn sie voll ist, trägt viele Reihen Körnchen, jedes schläft in einem Grannenbettchen. Im Juni kommt die Blüte des Korns, dann duftet der Acker, wenn man vorbeigeht, sieht man silbriges Flimmern und Weben, die Mücken schweben darüber, und der Himmel hängt wie ein Seidentuch, blau. Aber der Acker im Ährensegen ist blond, wie Prinzchens Haare blond.

„Du bist schwarz. Bist du keine Ähre?"

„Ich bin die Erde eher, der borstige, schwarze, krause Grund!" Der junge Bauer lachte. „Die Erntezeit naht, man schneidet die Halme mit scharfen Sensen, sie fallen in langen, dichten Schwaden."

„Mich schneidet man ab. Dich nicht!" sagte das Prinzchen.

Nein, der Boden bleibt immer da, der ist heilig. Er trägt Frucht und nährt, — alles, Menschen und Vieh, sogar die hohen Herren und den Kaiser, Seine Majestät, versorgt er. Auch Desi, Seine Kaiserliche Hoheit, ißt Brot.

Das Prinzchen aß allerdings Brot, aber nur ganz weißes, leichtes, das für ihn nochmals geröstet wurde, damit sein schwacher Magen es vertrug, er aß einige

Bissen davon und sehr oft gar nichts. Aber es war seine Freude, Michel essen zu sehen, wie der Gefährte zulangte, und seine starken, festen Zähne mahlten. Oft mußte der Soldat seine grobe Nahrung von Speck und Kohl in die kaiserliche Kinderstube bringen, — dort, vor seinem kleinen Tyrannen, aß er.

„Warum tust du alles, was ich will, Michel?" fragte das Kind. „Du bist viel stärker als ich. Du könntest frei sein und zu Hause deine Pferde und Rinder führen."

Der Soldat antwortete fromm: „Es ist Gottes Wille und meine Pflicht, daß ich Eurer Kaiserlichen Hoheit diene. Viele Millionen von uns, noch stärker und weit geschickter als ich, sind nur da, Eurer Kaiserlichen Hoheit zu dienen und für Sie zu sterben!"

„Ah, du würdest für mich sterben?"

„So befiehlt es Gott, und dazu bin ich geboren."

Darüber wurde das Prinzchen sehr nachdenklich. „So viele sollen für mich sterben? Doch nützt mir ihre Kraft und Klugheit nicht, denn ich muß doch sterben!"

Michel versicherte ihm, daß er gesund und erwachsen und ein mächtiger Fürst werden müßte; alle im Lande beteten dafür, in jeder Kirche schloß man in eine besondere Fürbitte den Thronfolger ein.

Sehr oft auch kamen geistliche Herren und heilige Mönche, um das kaiserliche Kind zu besuchen, sie bekreuzten und segneten den Knaben; während solcher Besuche lag Michel fromm auf den Knien und betete. Das Prinzchen machten diese Heimsuchungen ungeduldig: „Ich gebe nichts auf ihre Fragen und auf die Bilder und Kreuzchen, die sie mir schenken!"

„Doch tun sie Wunder," sagte der gläubige Bauernbursche. „Es ist ein großes Glück, solche wunderwirkende Heiligtümer zu besitzen!"

„So nimm sie! Ich schenke dir alle."

Der Soldat wagte nicht einmal, die geweihten Gegenstände anzurühren. Des Nachts hörte er das Prinzchen weinen. Er sprang sofort auf und eilte an seine Seite.

„Ich habe Schmerzen. Und ich fürchte mich!" wimmerte das Kind.

Nun nahm Michel ihn in seine Arme, er hüllte ihn in viele dichte und warme Decken ein und hielt ihn gegen seine Brust, die von zärtlichem Mitleid bewegt und warm war. Das Kind zitterte, es nestelte sich an, seine kleinen, kalten Hände suchten: „Es ist gut, daß du da bist, Michel! Wo bist du, Michel? Mir träumte, daß es dunkel war und ganz — ganz still."

Der Kaiserliche Leibarzt und die Gouvernanten sahen den Einfluß des einfachen Soldaten eigentlich mit Mißvergnügen. Er war kein Seiner Kaiserlichen Hoheit würdiger Gefährte, — das Prinzchen wäre gestorben, wenn man ihn von seinem Kameraden getrennt hätte, damit drohte er, und alle zitterten vor dieser Drohung. So sagten die Hofdamen wohl: „Er riecht nach Schweiß!" und die Lakaien: „Er ißt Kohlsuppe!" aber man ließ den Riesen, der nichts forderte und neidete, in Ruhe.

„Er markiert das treue und geduldige Volk," spöttelte ein Kammerherr, „das Bild ist hübsch und tröstlich." Weil die Zeitungen in kurzen Pausen verräterische Andeutungen gebracht hatten, und die Auslandpresse nicht aufhörte, über den

Zustand des Prinzen ungünstige Nachrichten zu verbreiten, wurde für notwendig gehalten, den kranken Thronfolger der Öffentlichkeit noch einmal zu zeigen. Ein besonders sonniger, fast warmer Wintertag war ausgewählt, das Prinzchen sollte mit seiner Mutter und mit seinen Schwestern im offenen Wagen ausfahren. Es trug die nationale hohe Pelzmütze, und man wies es an, zu grüßen und sich zu verneigen, wenn Hochrufe laut wurden.

Sein kleines Gesicht unter dem dunklen Lammfell war licht und weiß wie eine Mondscheibe. Trotzdem beobachtete er gut aus Augen, die, je tiefer sie in die Höhlungen einsanken, desto größer und glänzender wurden.

„Viele Menschen haben mich angesehen," erzählte er seinem Pfleger Michel, „aber sie sehen mich ohne Güte, aus Neugier an. Nur du, Michel, hast mich lieb!"

„Alle lieben Eure Kaiserliche Hoheit!"

Das Kind lächelte ein kleines, altes und weises Lächeln. „Du bist ein lustiger Spaßvogel, Michel, aber du weißt es nicht anders, und du bist gut."

Er dachte jetzt unausgesetzt und sehr viel, die Eindrücke auf seiner Ausfahrt hatten ihn sehr nachdenklich gemacht. Diesmal hatte man so gut wie gar keine Absperrung verfügt, der Zweck der Veranstaltung war ja, den Thronfolger und sein gutes Befinden der Menge vor Augen zu führen. Obwohl es ein Festtag schien, hatte er wohl bemerkt, wie seine Mutter und die Schwestern bleich waren und zitterten; der einzige, der keinerlei Furcht hegte, war der kleine Prinz, der ernsthaft salutierte und sich verneigte. — „Mein Desi ist ein kleiner Held, ein stolzer Knabe!" lobte seine entzückte Mutter.

Er streichelte sie, wie er zu tun pflegte, mit der väterlich matten Geduld eines Greises und verlangte nach Michel.

„Warum liebst du mich, Michel?" Michel wollte natürlich sagen, daß das Prinzchen eine Kaiserliche Hoheit, sein von Gott gesetzter Herr und Gebieter sei, aber das Prinzchen hielt seiner angefangenen Ergebenheitserklärung schelmisch den Mund zu! „Weil ich so schwach und klein bin gegen dich, der stark und gesund ist! — Ich habe dich sehr lieb!" Er legte seine Arme um des groben Freundes Hals, schmiegte sich unter seine braune Backe.

Michels Ergebenheit war eine blinde und gedankenlose, dieses wie ein Spielzeug feine und zerbrechliche Kind stellte für ihn schlechterdings das Christkind, etwas überirdisch Göttliches dar. Solche seidenfeinen, goldenen Locken wie Desi hatte das heilige Kind! Wie er klug war, und wenn seine schwarzen Augen lange und suchend auf einem lagen, mußte man in die Knie sinken und seine Schuld bekennen!

„Du glaubst, daß ihre Liebe mir das Leben retten soll?" sagte er eines Tages zu dem Bauern. „Ich fühle ihren Haß, der den Palast Tag und Nacht umlagert. Er atmet sich wie Gift ein. An diesem Gift sterbe ich." In der Tat fanden es die Ärzte sehr schwierig, der Krankheit Seiner Kaiserlichen Hoheit irgendeinen bestimmten Namen zu geben, er litt an allgemeiner Erschöpfung und Blutarmut, an ungenügender Lebensfähigkeit. Alle ihre vergeblichen Messungen, Anordnungen, ihre Pillen und Pulver befestigten in dem kleinen und geduldigen Patienten die gleiche hochmütige und wissende Überlegenheit.

„Es ist lustig, Michel, zu wissen, was sie nicht wissen! Wie sie geschäftig sind, raten und bosseln! — Weine nicht, Michel, du und ich, wir sind geduldig! Wir können warten."

Die Klaglosigkeit des Kindes steigerte das Vertrauen seiner Umgebung. Man sagte sich: ein Kind weint und schreit, wenn es Schmerzen hat. Einem Kind fehlen ja noch die Begriffe der Würde und Schicklichkeit; es verstellt sich nicht. Alle irrten sich durchaus, dieser Kleine war ein Märtyrer und ein Königskind; den Zustand seiner Seele kannte nur Michel.

Sein kaiserlicher Vater meinte: „Es geht mit Desi besser, er ist still und fast froh. Nächstes Jahr, wenn er ganz wohl und stark ist, ernennen wir ihn zum Obersten seines Leibregiments, die Uniform, der Säbel und der Ordensstern sollen ihm jetzt schon gebracht werden; solches Spielzeug macht dem Knaben Spaß."

Und die goldgestickte Uniform, der Säbel und der Ordensstern wurden für Desi gebracht. Es war eine förmliche Feierlichkeit in der Nursery, die Dienerschaft durfte zusehen und Beifall spenden.

„Nimm die Sachen weg!" sagte das Prinzchen zu Michel. „Wenn ich tot bin, möchte ich, daß man mich wie ein andres Kind in meinem Hemd begräbt. Es sieht häßlich aus, wenn Gold auf Staub liegt."

Ein der Natur entgegengesetztes Verhältnis war zwischen den beiden eingetreten, der Junge war der Herr, der Befehlende; der Große gehorchte wie ein Kind und ein getreuer Hund. In seinem Herzen wohnte eine blinde Bewunderung für die Weisheit des Kindes, Desis weiße Haut, für ihn, schien zu schimmern, er sah um seine Stirn bläuliche Flammen, die schwarzen, ernsten Augen waren die keines Menschenkindes mehr.

Rührend und feierlich lag die Einsamkeit um das Sterben des Kindes. Es saß auf seinem Krankenstühlchen wie auf einem Thron, spottsüchtige und oberflächliche Personen der Dienerschaft kreuzten sich bisweilen wie im Schreck. So seltsam und gebieterisch sah das leidende Kind aus! Er wußte alles und man hatte ihn nichts gelehrt. „Meine Vorfahren sind gierige und starke Leute gewesen," sagte er zu Michel, „sie haben gegessen und getrunken. Mein Vater fürchtet sich vor ihnen — ich wieder habe keine Furcht mehr, denn ich muß sterben."

„Laß mich für dich sterben! Laß mich mit dir sterben!" bettelte Michel. Er kniete vor seinem kleinen Herrn und faßte dessen Füße und küßte sie.

Das Kind sagte: „Es ist unnötig, daß du stirbst, Michel!" — „Du und deinesgleichen werdet ewig sein. Du bist ewig wie der Acker."

Er bückte sich zu dem Knienden und Schluchzenden, drückte seine Lippen auf seine Stirn: „Ich danke dir," wiederholte das blasse Kind. Er legte sein kleines Händchen auf das Herz des Bauern, wo er es klopfen fühlte. „Ich danke dir, daß dein Herz schlägt, daß dein Atem warm ist, und daß deine Arme tragen können. Wir beide, wir müssen uns sehr lieb haben!"

Seitdem verließ die Bangigkeit Michel gar nicht mehr. Wenn er sah, daß alle andern hofften, in ihrer Wachsamkeit lässiger wurden, stieg seine ängstliche Beklemmung. „Es ist Michel, der draufgehen wird!" sagte mal jemand. „Der Bauer kann die Eingeschlossenheit und Überheizung nicht vertragen."

Doch fand dieser Herr unnötig, seinen Einwand vorzubringen, es wäre für den Soldaten der Leibwache noch eine Ehre gewesen, im kaiserlichen Dienst zu verkümmern. „Er wird verrückt! Man hat das erlebt. Das Gehirn der Einfachen verträgt schroffen Wechsel der Umgebung nicht."

Manchmal fiel Michel ein, daß er zu Hause in seinem Dorf noch einen Vater, Brüder und eine Braut besaß. Sie waren ihm entfernte Schattenwesen, er lebte in einem goldnen, weihrauchdurchdufteten Atembereich um das kaiserliche Kind. Dies Kind zog ihn, als ob es seiner Seele Fäden entzog, sie um sich spann, — er lebte nur in dem einen Gedanken an das Kind.

Man fing bei Hofe an, das Verhältnis höchst rührend und wirkungsvoll zu finden, der Riese wurde Christophorus getauft, Bilder von ihm mit seiner blonden zarten Last erschienen in den illustrierten Zeitschriften oder wurden als Photographien von loyalen Untertanen viel gekauft. Die beiden repräsentierten die künftige Aussöhnung, Fürst und Volk, Hirn und Kraft.

In Wirklichkeit gab es in dem gefüllten und glänzenden Palast mit seinen tausend Menschen für einander, für das Kind und den Bauern, nur diese beiden. Selbst des Kleinen Mutter, wenn sie die Krankenstube betrat, empfand die Fremdheit, das Kind hörte ihr wohl zu und beantwortete ihre zärtlichen und dringlichen Fragen, der Bescheid auf ihr: „Was möchtest du noch, Desi? Was wünschest du dir?" war regelmäßig: „Ich möchte Michel! Rufe Michel!"

Die Vorliebe wuchs so, daß der geistliche Berater des kaiserlichen Hauses für notwendig hielt, sich einzumischen. Er empfahl dem Soldaten Bescheidenheit und Unterordnung an. Er sollte nicht versuchen, das Kind zu beherrschen oder zu beeinflussen. — „Übrigens könnten derartige Berechnungen sich als sehr verfrüht und töricht erweisen," fügte der geistliche Herr schnöde hinzu. Michel begriff von allem gar nichts, er küßte demütig auf den Knien das ihm hingehaltene Kreuz und meinte, man fände ihn geistig ungenügend, zu ungeschickt für seinen Dienst beim Prinzen.

Nie kamen ihm seine Fäuste so grob, sein Atem unbehutsam, seine Worte rauh und arm vor! Das Kind lag Stunden in seinem Schoß, schlummerte oder träumte. „Beschreibe mir den Acker!" befahl es.

Und Michel erzählte von den Außendingen. Er beschrieb die Ochsen, die geduldig und stetig den Pflug führten. Oder die frühen Nächte im Winter, wo man um vier den Kienspan entzündete und alles um den Ofen oder auf dem Ofen schlief, die kleinen Kinder und die alten Frauen in ihrer Lade, der Bauer und sein Gesinde.

Der Kleine besaß ein prächtiges, für ihn eigens hergestelltes Bilderbuch, welches Taten der Fürsten seines Hauses, Schlachtenbilder, Einzüge, Städtegründungen und Hochzeiten enthielt. Er durchblätterte es kaum mit seinen feinen dünnen Fingern. „Erzähle mir, wie die kleinen Ferkel geboren wurden!"

Einmal wollte er genau hören, wie Michels kleines Schwesterchen starb. Michel wußte, daß er das Wort sterben vor dem Prinzchen nicht aussprechen durfte, unvorsichtigerweise hatte er in einer Erzählung die kleine Anna genannt, und als das Prinzchen weiter von ihr wissen wollte, verlegen geantwortet: „Sie ist nicht mehr bei uns." Sofort erriet das Prinzchen, daß die kleine Anna gestorben war, Michel sollte nun

alle näheren Umstände mitteilen: wie es nach Weihrauch roch und wie die Frauen weinten, Wachskerzen brannten. Die kleine Anna trug ein Leinenhemdchen und einen weißen Blumenkranz im Haar, man hatte ihr die Hände gefaltet und darin lag das Muttergottesbild. Sie bekam einen weißen Sarg mit Gold und vier Männer trugen ihn zum Gottesacker. Der Gottesacker glich genau dem gewöhnlichen Acker, ein Stück vom Gemeindeacker, das man abgetrennt und hergerichtet hatte. Statt der Furchen trug er Reihen von Hügeln, sie verschwanden bald und wurden grün und eben, wie der große Acker wieder.

Das Prinzchen hielt Michels Hand so fest, daß des Freundes Pulsschlag in seinen überging. Es stützte gern seine kleine matte Hand gerade gegen den Pulsschlag des andern, sein Ohr lag an des Großen Hals, wo es die Adern klopfen hörte und sein kleines Herz, das sehr schwach tickte, das aussetzte und flatterte, schien zu schwimmen, auszuruhen, auf dem Atem und Herzschlag des Wärters. Zuletzt sagte das Prinzchen gar nichts mehr, es horchte nur und glitt, ließ sich wiegen. Die Müdigkeit übermannte Michel und er schlief ein.

Das Prinzchen schlief nicht, — auf dem Meer wiegte es sich; mit starken regelmäßigen Stößen kam und ging das Meer — — es lag und wurde getragen und wehrte sich nicht.

Man fand sie so. Das kleine Herz, unmerklich und sacht, hatte aufgehört zu schlagen, das große, geduldig und gleichmäßig, pochte weiter. Der Leib des Soldaten schlug das Kind wie ein Mantel oder Schoß ein, in seinem Schoß schlief es, golden, wachsbleich und licht. Die starken Hände um diese federleicht zerbrechliche Last herum hatten sich gefaltet. Der Bauer betete, oder er schlief, und atmete.



Her langt nur eine hagre Hand

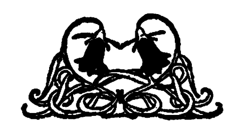
Von Paul Zech

Zwei Stunden grau durchrauchte Nacht
Und noch nicht Mond, nicht Sterne;
Nur Schritte rund, wo Eisen wacht,
Und feindlich-fremde Ferne.

Wie lange schon von Hause fort,
Von Kindern, eingewiegten,
Von dir, der trosterborgtem Wort
Unruhig Hingeschmiegten!

Euch fühlend herzuflehn ist schwer;
Denn in dem Hintergrunde
Von Meilenmärschen und Gewehr
Stirbt das Gefühl im Munde.

Her langt nur eine hagere Hand;
Wie schwörendes Verbürgen,
Wie aus dem eigenen Gewand
So nah ... Wen wird sie würgen?



Warum sind wir Deutschen so verhaßt?

Von A. Oskar Klaußmann

Feinde ringsum! Freunde nirgends!

Selbst die Staaten, die sich neutral erklärten, sind in ihrem Verhalten gegen uns unsicher und ungewiß, und Wohlwollen haben wir von ihnen kaum zu erwarten.

Was haben wir denn getan? Diese verzweifelte Frage haben sich Millionen von Deutschen in den letzten Wochen immer wieder vorgelegt, und sie haben sich selbst die Antwort gegeben:

„Nichts haben wir dem Auslande getan. Niemanden haben wir geschädigt, niemandem standen wir im Wege, ausgenommen England, das in uns einen gar zu mächtigen Konkurrenten auf dem Weltmarkte sah. Wir haben still und friedlich für uns gearbeitet, wir waren bescheiden und zurückhaltend, wir haben uns nicht in fremde Händel gemischt, kurzum, wir haben durchaus nichts getan, was man uns zum Vorwurf machen könnte."

So beantworten wir die Frage. Aber der Ausländer, der sich frei äußern darf, hat eine andere Antwort auf die Frage, warum wir so verhaßt sind, und diese Antwort lautet:

„Wir hassen die Deutschen, weil sie ein nichtswürdiges, erbärmliches Volk sind; habgierig, raffgierig, nach allen Seiten ihre Klauen ausstreckend, niemandem Freund, jedem ein Hindernis und ein Ärgernis, sich in alle Verhältnisse einmischend, den Frieden und die Ruhe der ganzen Welt beständig störend, kurzum, ein Volk, vor dem man geradezu Ekel empfinden muß. Es gäbe für die Welt, es gäbe für Europa kein größeres Glück, als wenn dieses Deutschland vollständig zertrümmert würde."

Das ist die Antwort, die uns das Ausland gibt. In solchen Ruf, in solch allgemeine Verachtung haben uns unsere Gegner systematisch gebracht, indem sie jahrelang, jahrzehntelang durch die Presse des Auslandes gegen uns gehetzt haben. Dieser Mißbrauch der ausländischen Presse gegen uns gehörte mit zu den Werkzeugen der Einkreisungspolitik, die gegen uns von Rußland, Frankreich und England in Szene gesetzt worden ist. Systematisch haben sie uns vor der ganzen Welt herabgesetzt. Sie haben die Presse des Auslandes beeinflußt, mit welchen Mitteln, bleibt sich ganz gleich; wohl mit Nachrichten, Titeln, mit Orden, vor allem aber mit Geld. Der allmächtige Rubel, das weltbeherrschende englische Pfund und der französische Frank haben sich Helfershelfer in der Presse des Auslandes verschafft und seit Jahrzehnten uns alles aufgebürdet, was in der Welt Unangenehmes geschah. Auf Kosten von Verstand und Logik hat man diese Hetze gegen uns inszeniert. Man hat uns Dinge vorgeworfen, so unsinnig, so töricht, daß sich jeder halbwegs vernünftige Mensch sagen mußte, sie könnten nicht geschehen sein, sie könnten nicht von uns ausgehen, weil sie unseren Interessen vollständig widersprachen. Aber der „Schwarze Mann", als welchen man den Deutschen dar-

gestellt hatte, mußte eben alles auf sein Sündenkonto schreiben lassen, und es fehlt nur noch, daß man im Auslande das Deutsche Reich für die Witterung verantwortlich machte, die gerade herrscht. Mit großem Geschick, mit gewaltigen Mitteln hat man die öffentliche Meinung im Auslande beeinflußt, gegen uns eingenommen und schließlich auch gegen uns mobil gemacht. Wenn man von irgendeinem Volke jahrzehntelang alle die Nichtswürdigkeiten behauptet, die uns in der Presse des Auslandes nachgesagt worden sind, dann muß selbst der harmlosesste Staatsbürger an die Wahrheit dieser Behauptung glauben und sich in einen künstlichen Zorn gegen ein Volk hineindenken und hineinreden, das derartige Schändlichkeiten verübt, wie sie dem deutschen Volke nachgesagt werden.

Warum haben wir uns nicht gegen diese jahrzehntelangen Verdächtigungen und Verleumdungen gewehrt? Warum haben wir nicht zu demselben Mittel gegriffen, das unsere Feinde gegen uns anwandten, nämlich zur Beeinflussung der Presse? Warum haben wir nicht den Gerüchten widersprochen, die systematisch und jahrzehntelang über uns in der ganzen Welt in Umlauf gesetzt wurden?

Diese Fragen werden sich schwer beantworten lassen. Aber so viel steht fest: die Männer, welche unsere auswärtige Politik machen, haben entschieden die Bedeutung der Preßtreibereien gegen Deutschland unterschätzt. Sie hätten sich sonst gezwungen gefühlt, mit allen Mitteln dagegen einzuschreiten. Allerdings, es wurde den unsinnigen Berichten, die über uns im Auslande verbreitet waren, widersprochen; aber nur in den deutschen Zeitungen, die wenig oder gar nicht, im Auslande gelesen werden. In den ausländischen Blättern hat man nicht widersprochen; dort ließ man ruhig die Intrigen einfädeln, dort ließ man die böse Saat, die gegen uns ausgestreut war, ausreifen.

Wäre es denn nicht möglich gewesen, auch von deutscher Seite die Presse des Auslandes zu beeinflussen?

Ganz sicher! Es gehört dazu nur Geld und Kenntnis der Preßverhältnisse. Für gewisse Dinge gibt es aber in Deutschland niemals Geld. Wegen seiner Knauserei ist das Deutsche Reich verschrien, und noch aus der Zeit Friedrichs des Großen, des Sparsamen, kennt man in der ganzen Welt das Wort: „Travailler pour le roi de Prusse“, d. h. umsonst und ohne Entgelt arbeiten.

Gewiß, es hätte Millionen gekostet, um die ausländische Presse zu beeinflussen, denn wir mußten mehr zahlen als unsere Feinde. Aber diese Millionen wären nicht vergeudet gewesen. Sie hätten sich als ganz vortreffliche Kapitalsanlage in dem Augenblicke erwiesen, als die große politische Verschwörung gegen uns zur Ausführung kam und als wir verzweifelt sahen, daß wir nirgends mehr in der Welt einen Freund hatten. Tausend Sorgen wären uns allen erspart geblieben, der Regierung und dem Volke. Stunden der Bangigkeit hätten wir nicht durchzumachen brauchen, als wir sahen, daß unsere sogenannten Freunde in Amerika, in Schweden, in Dänemark, in Rumänien, in Spanien und Italien uns mit Beschuldigungen überhäuften, es in die Welt hinausschrien, daß wir den Frieden gebrochen hätten, daß nur unsere Raubgier den Krieg verursacht habe und daß es sich jeder Staat überlegen müsse, ob er nicht dazu beitragen solle, dem Deutschen Reiche den Garaus zu machen.

Den Frieden hätten wir durch die Beeinflussung der auswärtigen Presse nicht erhalten können; denn der Dreiverband, der gegen uns war, wollte den Krieg mit aller Gewalt, wollte ihn schon seit Jahren, und es ist besser, der Krieg ist jetzt zum Ausbruch gelangt, als erst in einigen Jahren. Aber wir wären doch wahrscheinlich weniger verhaßt in der ganzen Welt gewesen, wir hätten nicht so viel Feinde und Gegner gehabt, die gegen uns vorgehen und auf uns losschlagen wollten.

Welch feindselige Haltung haben nicht selbst gewisse Organe der italienischen Presse in den ersten Tagen des Krieges gegen uns eingenommen! In Berlin hat man laut die Namen der italienischen Zeitungen genannt, die plötzlich sich von ihrem Deutschenhaß lossagten und für die Deutschen schrieben; und man wußte genau, daß auch hier über die Mauer des Deutschenhasses der Esel mit der goldenen Ladung gestiegen war und den Feind zum Kapitulieren gezwungen hatte.

Ein Krieg ist heute fast niemals das Werk einer Regierung. Immer muß die Volksstimmung mit in Betracht gezogen werden, und diese Volksstimmung war allenthalben gegen uns, nicht nur in Frankreich, Rußland und England, sondern auch bei den sogenannten Neutralen. Sie haben uns alle den Untergang gegönnt, weil wir nach ihrer Ansicht gar nichts anderes verdient hatten.

Wir haben in Deutschland eine patriotische, hochanständige Presse, und wenn das Wort wahr ist, daß jede Nation die Presse hat, die sie verdient, so kann Deutschland eben keine andere Presse haben als die, welche jetzt so deutlich bei allen Parteien ihre Vaterlandsliebe, ihre Zurückhaltung bewiesen und die Begeisterung der Nation zu hellen Flammen angefacht hat. Aber anders steht es im Auslande. Von der russischen Presse soll nicht weiter geredet werden, denn die steht vollständig unter dem Drucke der Regierung. Aber auch in Frankreich und England und sonst im Auslande gibt es kaum unabhängige Blätter. Sie alle stehen im Dienste von Leuten, die zahlen: gewisser Gruppen von Banken, Industriellen, Parteien, von Kriegstreibern und Chauvinisten. Diese großen Zeitungen des Auslands sind meistenteils in den Händen von smarten Geschäftsmännern, die über Leichen gehen und Geld zu verdienen suchen um jeden Preis. Diese smarten Business-Männer wissen genau, was sie wert sind und wie weit ihre Macht geht; und billig verkaufen sie ihre Hilfe nicht. Sie hätten sich auch Deutschland zur Verfügung gestellt, wenn man sie genügend bezahlt hätte.

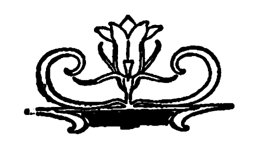
Waren unsere Diplomaten, waren die Leiter unserer auswärtigen Politik zu vornehm dazu, sich der Bestechung zu bedienen? Wird nicht mit diesem Hilfsmittel viel im diplomatischen Leben gearbeitet? Wären nicht schließlich doch die Mittel zu beschaffen gewesen, welche die Beeinflussung der auswärtigen Presse gekostet hätte?

Das Schlimme ist bei uns, daß sowohl bei den Vertretern der inneren wie der auswärtigen Politik das Verständnis für die Bedeutung und die Einrichtungen der Presse vollständig fehlt. Es ist haarsträubend, welche Äußerungen über die Presse man selbst von Geheimen Oberregierungsräten täglich hören kann. Unsere weltfremden Juristen, aus denen ja allein die Vertreter für innere und äußere Politik genommen werden, kümmern sich um die Presse nicht, denn darüber wird nicht geprüft, und ihre ganze Kenntnis der Presseverhältnisse ziehen sie aus Gustav Freytags Lustspiel „Die Journalisten“. Wenn sie Landräte gewesen sind, haben

sie auch ihr Kreisblättchen kennen gelernt und sind dann überzeugt, der Maßstab, mit dem dieses Kreisblättchen von ihnen gemessen wurde, ließe sich bei allen Zeitungen, auch solchen von weltbedeutendem Einflusse anwenden. Es ist traurig, aber wahr: jeder kleine Kaufmann, der seine Ware in einer Zeitung inseriert, weiß mehr von der Bedeutung der Presse und ihren Einrichtungen, als Hunderte von höchstgestellten Staatsbeamten. Die meisten dieser Nichtkenner aller Verhältnisse der Presse, dieser unendlichen Macht, der sich heute nichts und niemand entziehen kann, haben nur eins gemeinsam: die Scheu vor der Presse. Sie wollen mit dieser bissigen Bestie, die sich nicht entblödet, auch an Regierungsmaßregeln herumzunörgeln, nichts zu tun haben. Hin und wieder wird die Presse vorsichtig gebraucht; aber dann zieht man sich sofort wieder scheu vor ihr zurück, um nicht von ihr selbst zerfleischt zu werden. Gewisse Vorfälle in unserer inneren Politik während der letzten Jahre haben bewiesen, daß unsere Staatsmänner selbst die patriotische, wohlgesinnte, ihnen treu ergebene Presse nicht zu benützen verstehen, weil sie weder über die Einrichtungen, noch über die Bedeutung der Presse und über die Tragweite ihres Einflusses unterrichtet sind.

Jeder ruhig Denkende muß zugestehen, daß ein Fehler von den Leitern unserer auswärtigen Politik gemacht wurde, als sie den Preßtreibereien gegen uns nicht entgegentraten, als sie unsere Gegner in der ausländischen Presse ruhig gewähren ließen. Dieser Fehler hätte uns teuer zu stehen kommen können. Er wird einigermaßen gut gemacht durch unsere Siege, welche dem Publikum im Auslande doch allmählich die Augen öffnen. Aber wir werden auch in Zukunft und nach Beendigung des Krieges auf allen Fronten Feinde und Neider behalten; und so möge der Krieg wenigstens den Vorteil für unsere innere und äußere Politik haben, daß man die Leute, die berufen sind, diese Politik zu machen, zwingt, sich über die Bedeutung und den Einfluß der Presse zu unterrichten. Längst war von einsichtigen Männern geplant, an den Universitäten Lehrstühle zu errichten, deren Inhaber die Studierenden aller Fakultäten über das Zeitungswesen belehren sollten. Hoffentlich kommt dieser Plan zur Ausführung jetzt, und hoffentlich wird man besonders die Juristen, aus deren Reihen unsere Staatsmänner und Politiker hauptsächlich genommen werden, dazu nötigen, sich mit den Einrichtungen der Presse zu beschäftigen, indem man dieses wichtigen Gegenstandes im Examen gedenkt, sei es selbst nur unter dem Rubrum „Allgemeine Bildung“.

Möge es den maßgebenden Persönlichkeiten doch endlich klar werden, daß mit das Wichtigste der sogenannten allgemeinen Bildung die Kenntnis der Einrichtungen der Presse des In- und Auslandes ist, und möge der Preßfeldzug, den unsere Gegner mit so viel Geschick gegen uns in Szene gesetzt haben und durch den sie uns so schwer schädigten, wenigstens für die Zukunft eine Warnung und Lehre sein.



Geharnischte Sonette
Von Hermann Kienzl

I.

Just hundert Jahre! Auf dem Weltkongresse
Zu Wien bezahlte Preußenland die Zeche
Für seine Siege, seines Blutes Bäche.
Ein kostbar Dungbeet für 'ne Handvoll Kresse!

Und plötzlich goß noch einmal seine Esse
Der Haftentsprungne auf Europens Fläche.
Papier ward Wisch, Staatsweisheit wurde Schwäche,
Die Herrn Gesandten nahmen ihre Pässe.

Hei, helf' uns Gott und Blücher! Schwerter blank!
Der Marschall Vorwärts sprach: „Dem Himmel Dank,
Wir bessern, was verdarb der Diplomat!"

Mich dünkt, auch jetzt, nach hundert Jahren, bau'n
Die Schwerter Deutschlands auf, die niederhau'n
Die Halme deutscher Diplomatensaat.

* * *

II.

Wie liebtest du, mit fürstlichem Gepränge
Zu spiegeln deine Macht in Königskronen!
Saß lauernd Unheil auf den fremden Thronen,
Du sahst es nicht, du stimmtest Hochgesänge.

Am Tore stand, in schwitzendem Gedränge,
Die Bürgerschaft, kam eine von den Drohnen
Aus Wespenland; es donnerten Kanonen
Zu Ehren der selbstherrlichen Empfänge.

„Herr Bruder" und „Herr Vetter" . . . Klang der Becher!
Und war's der Zar, bewacht wie ein Verbrecher,
Und war's der Meister brit'scher Ränkekunst:

Wir jubelten. Sie lächelten geheim.
Nun trieft von unsrer Stirn ein roter Seim —
O Herr! Verwalte sparsam Deutschlands Gunst!

* * *

Ernte 1914



L. du Bois-Reymond

III.

Mit diesen ungeheuren Kriegesflammen
Loht auf die Glut, in Asche lang verborgen,
Loht eines Volkes Lieben, Hoffen, Sorgen
Um jenen Schoß, dem alle wir entstammen.

Schwertlilien blühen aus den roten Flammen,
Geweiht dem drachentötenden Georgen.
Auf, Deutsche! Tragt an Deutschlands jungem Morgen
Die letzten Scheite eurer Not zusammen!

Werft in den Brand den Stolz der Pharaonen,
Den frechen Prunk gemästeter Mammonen,
Den Hochmut kleiner Ahnen-Epigonen!

Laßt alle Götzen, die die Herzen trennen,
Im reinigenden Feuer prasselnd brennen!
Ein Phönix schwebt zum Hochwald der Ardennen.



Die Hauptsache · Von Julius Lohmeyer †

Wir haben keine andere und höhere Aufgabe, als die Bundeslade des Idealismus mit geschliffenen Schwertern zu umringen und so durch die Völker zu tragen. Gott verläßt uns nicht, wenn es Deutschland auch schlecht geht, und schwere Kämpfe stehen ihm bevor. Die Geschichte lehrt, daß Gott deutschen Geist nicht untergehen läßt. Ein Ersatz für ihn ist nicht da, man müßte an der göttlichen Weltordnung verzweifeln, wenn die ihm eingepflanzten Kräfte fruchtlos absterben sollten. Die harte Schule, die sie zu ihrer höchsten Entwicklung brauchen, wird Deutschland nicht erspart bleiben.

Daß lebendige Kräfte zum Leben hervorzubringen versuchen, zeigen heute die Kämpfe um die religiöse Weltanschauung, im einzelnen um Schulwesen und soziale Fragen. Das „Edelvolk", das durch diese Fragen erregt wird, findet sich nicht leicht zusammen, weil es die Stillen im Lande sind, die es verschmähen, sich in den Jahrmarktstrubel der Tagesruhmsucht zu mischen. Aber es ist da, und wenn die Not am größten, wird man es bereit finden.

Die Hauptsache bleiben die großen Ziele, daß die Deutschen nicht verlernen, das Höchste zu wollen und die Kräfte zu erwerben, danach zu leben und zu schaffen. Nebensachen sind im Grunde die heutigen Zuckungen in unserem Literatur- und Kunstleben. Auch Polen- und Katholikenfragen werden wir lösen, wenn wir das Gottesbewußtsein erwerben und erhalten und dafür kämpfen. Alles aus Gottes Hand nehmen, darin liegt die schließliche Befreiung der Menschen. Das bedeutet aber einen ununterbrochenen Kampf der Minderheit gegen die Übermacht des Gemeinen.



Ein Totengespräch
Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski

„Üb immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.“

So mahnt das helle Glockenspiel vom hohen Turm der Potsdamer Garnisonkirche herab. Und brausend steigt, von Orgelklang getragen, aus tausend rauhen Kriegerkehlen der Choral zur hohen Decke empor, und die Fahnen ringsum an den Brüstungen der Emporen, die stolzen Siegestrophäen eines Jahrhunderts, wehen in diesem Sturme von Klängen. Donnernd bricht sich der Hall an den Wänden, die mit kriegerischen Emblemen bedeckt sind, und der wuchtige Bau bebt bis in seine Grundmauern mit, als spürte er die Bedeutung der Stunde. Und wie Posaunenton des Jüngsten Gerichts dringt der Choral in die schmucklose Gruft unter der Kanzel, zu den beiden schlichten Särgen, die da stehen. Und die darin schliefen im blauen preußischen Waffenkleid, die sich im Leben oft zürnten, aber im Tod sich versöhnten, sie erwachen von dem brausenden Klange und schütteln den Todesschlaf ab. Der Vater ballt die harte Herrscherfaust, die so kräftig den Krückstock geschwungen, und mit einem groben Soldatenfluch schlägt er gegen die schwarze Marmorwand seines Sarkophags:

„Fritz, hörst du nicht? Es geht wieder los. Sie spielen den Dragonermarsch unsres Herrgotts, wie der alte Isegrim, der Dessauer, ihn nannte. Und da lacht mir allemal das Herz im Leibe.“

Auch Fritz ist in seinem schlichten Zinnsarge erwacht. „Ja, allergnädigster Vater,“ sagt er, „ich höre es auch. Muß ich doch gegen meinen Willen hier liegen. Morbleu, gegen meinen letzten Willen, denn ich wollte in Sanssouci im Grünen schlafen, bei meiner Biche ...“

„Ja,“ poltert der Soldatenkönig, „du hast dich stets von mir absentieren wollen, trotz der brüderlichen Liebe, die ich dir entgegenbrachte ...“

„Mein Vater,“ entgegnet Fritz warm, „daß ich neben Ihnen ruhen darf, macht mir auch diesen Ort teuer, trotz dem ewigen Orgelgebrumm ...“

„Orgelgebrumm,“ murrt der Vater, „du bist und bleibst doch ein verf ... Atheist. Meine ganze Erziehung war für den Wind.“

„Ich halte die protestantische Religion vor die beste und habe sie stets souteniert. Im übrigen mag jeder nach seiner Fasson selig werden; denn wir haben auch andersgläubige Grenadiere. Und wenn sie ihren Fahneneid auf römisch halten und sechs Fuß hoch sind ...“

„Genügt!“ entschied der Vater, durch dies Argument halb überzeugt. Doch sein Mißtrauen blieb rege. „Du bist ein Filou, Fritzchen“, fuhr er fort. „Mit deinen Argumenten von sechs Fuß Länge hast du mich stets düpiert. Das ist mein schwacher Punkt, so sehr ich auch sonst Grund hatte, dich zu schelten.“

„War mein Regiment in Ruppin etwa nicht gut? War es ein Salatregiment?“

„Das beste in der Armee, Fritzchen“, lenkte der Vater ein. „Ich hab's immer gesagt: in dir steckt ein Friedrich Wilhelm. Nur schade, daß du die verfluchten französischen Stutzermanieren und das Schmökern nicht lassen konntest.“

„Hab' ich den französischen Windbeuteln nicht trotzdem eins ausgewischt, daß sie für fünfzig Jahre genug hatten? Hab' ich mich nicht wacker gehalten?“

„Ja, mein Sohn, ich schlief ruhig, weil ich einen so würdigen Nachfolger hatte.“

„Eh bien, Ihr Beifall gilt mir mehr als der der ganzen Welt. Aber was sagen Sie zu dem jetzigen Weltkrieg? Ward je so was erhört?“

„Sapperlot, es ist ein Jammer um all die schönen Grenadiere, die jetzt ins Gras beißen müssen. Wenn ich bloß daran denke, gehen mir die Augen über. Meine Potsdamer langen Kerls ... Aber wenn die Franzosen nur ein Dorf in Deutschland attackieren, so müßte das ein Kujon von einem deutschen Fürsten sein, der nicht den letzten Blutstropfen daran gäbe, sich dagegen zu setzen ... Kein Engländer und Franzose soll über uns Deutschen gebieten, und den Kindern soll man Pistolen und Säbel in die Wiege geben, daß sie die fremden Völker aus Deutschland helfen abhalten!“

„Ma foi, das ist auch meine Meinung. Und glauben Sie mir, allerliebster Papa: die Rasse stirbt nicht aus. Sehen Sie da drinnen in Ihrer Kirche die Fahnen — Stücker achtzig und drüber — lauter Siegestrophäen von Franzosen, Dänen, Österreichern und wieder Franzosen? Und es ist noch Platz für mehr.“

„Und ein paar Erdschollen können wir auch noch brauchen, so zum Abrunden. Wenn doch schon groß Reinemachen ist ...“

„Hoffentlich. Aber man muß nichts über die Kraft tun. Attendons la fin! Als ich mich damals mit der ganzen Räuberbande sieben Jahre herumschlug, reifte die Frucht erst spät nach: es hat Jahre gedauert, bis ich Westpreußen empochieren konnte. Jetzt wird es wieder so wie damals: sechs gegen zwei. Preußen gegen Europa und nur einen Alliierten ...“

„Der dich schließlich im Stich ließ. Ja, die Herren Engländer! Und so ein englisches Mensch wolltest du partout heiraten ...“

„Eine Jugendverirrung, allerliebster Papa. Vergessen Sie doch endlich diese Bagatellen. Was die Engländer taugen, hab' ich am eigenen Leibe erfahren. Krämerseelen! Erst schmachvoll verhauen, dann durch mich rausgerissen, dann die fettesten Bissen vom Menü der Weltkarte avaliert, dann schwärzester Treubruch und offene Feindschaft. Ganz Europa gegen mich gehetzt, nachdem ich ihnen die Kastanien aus dem Feuer geholt habe. Fi donc! Das kommt gleich nach dem Meuchelmord. Aber glauben Sie mir, wenn die göttliche Vorsehung sich je zu den menschlichen Erbärmlichkeiten herabneigt ...“

„Gott ist stets mit den Ehrlichen und Starken“, unterbrach der Vater.

„... Dann ist auch ihr Schicksal bestimmt und ihre schwarze Treulosigkeit wird gezüchtigt. Ich hab' es mit großem Pläsier noch erlebt, wie ihnen ihre Kolonien in Amerika zum Teufel gingen; es werden nicht die letzten sein. Sie werden an ihrem Liebsten gestraft, nämlich am Geld ...“

„Und was sagst du zu den russischen Bärenhäutern?“

„Sie sind die alten geblieben, ganz wie das perfide Albion. Ich schrieb mal ein Gedicht — Pardon, daß ich Sie damit belästige —, darin wies ich dem schwarzen Halunken, dem russischen Großkanzler, den Vorsitz unter den Schelmen an. Die Sache machte damals böses Blut, denn ein Schuft von der Schreiberzunft brachte meine Verse wider meinen Willen heraus ...“

„Siehst du, das kommt von den Windbeuteleien“, rief Friedrich Wilhelm dazwischen. „Es wäre besser gewesen, statt solcher Allotria was Reales zu treiben, ein Plus aus den Domänen herauszuwirtschaften, um ein Bataillon Blauröcke mehr einzustellen ...“

„Das ist darüber auch nicht negligieret worden“, erwiderte Fritz spitz. „Übrigens haben Sie sich auch oft genug die Galle erleichtert, allergnädigster Vater, ohne zu bedenken, daß es Anstoß erregte.“

„Nun allons, heraus mit dem Sprüchlein“, gebot dieser unwirsch. „Wenn es honett und nicht gegen Gott ist, will ich's anhören. Die Wissenschaften sind per se löbliche Dinge,“ setzte er begütigend hinzu; „es muß nur was Nützliches dabei herauskommen und kein Wind.“

Friedrich lächelte erleichtert und deklamierte:

„Doch du erkennst an diesem Bilde leicht
Den Schändlichen, dem Zug um Zug es gleicht,
Den Unhold, dessen Härte Moskau fühlt,
Der Heeresmassen an den Grenzen hält,
Des Nordens Frieden ewig unterwühlt
Und unsern Gleichmut auf die Probe stellt.
Indes die Welt sein freches Ränkespiel
Mit kaum verhaltnem Ingrimm knirschend schaut,
Bleibt der Ukraine Fruchtland unbebaut,
In Rigas Port verfault der Schiffe Kiel;
Gewerb und Kunstfleiß liegen schwer darnieder,
Die alte Wildheit kehrt am Hofe wieder
Und Peters großes Werk zerbröckelt sacht —
Welch Mißbrauch, Freund, der höchsten Herrschermacht!
Welch Schreckbild für Minister und für Fürsten,
Die statt zu sorgen, daß ihr Staat gewinnt,
Nach außen stark, fürs eig'ne Elend blind,
Nach Ruhm allein und eitlen Ehren dürsten.“

Der Vater hatte mit wachsendem Interesse zugehört. „Bravo, Fritz,“ nickte er schließlich, „ich sehe immer mehr, du bist wie ich ein wahrer Republikaner.“

„Der König ist nur der erste Diener seines Staates“, bekräftigte Friedrich. „Das hat in einem gotisch-finstren Zeitalter schon Dante gesagt, wie mir mein Freund Algarotti erzählte. Denn ich selbst verstehe keine zehn Worte Italienisch. Du verbotest mir ja sogar, Latein zu lernen. Meine ganze Wissenschaft stammt von der Universität Potsdam.“

„Man braucht kein Latein, um zu herrschen und zu siegen“, brauste der Vater auf.

„En effet", lächelte der Sohn resigniert. „Bei mir ist's auch so gegangen. Aber den Russen hätte ein bißchen Latein und sonstige Allotria doch etwas genützt. Denn sie sind noch ebenso roh und täppisch wie damals. Sengen und Rauben und Morden, das versteht die abscheuliche Brut wohl noch heute, aber unser Heer machen sie uns nicht nach. Keine Zucht und Ordnung, kein Verstand und keine Initiative. Daß man mit solchem Gesindel überhaupt bataillieren muß! Aber wir haben's ihnen bei Zorndorf gezeigt — Pardon wurde den Mordbrennern nicht gegeben — und jetzt werden sie's ihnen wieder zeigen. Es ist ganz wie damals: siegen oder draufgehen; etwas Drittes gibt es nicht."

„Und was hältst du überhaupt von dem ganzen Komplott wider unsre Urenkel?"

„Ob eine obskure Räuberbande ein paar Morde begeht und etliche Bürger ausplündert, oder ob eine mit erlauchten Namen prunkende Allianz sich das Ziel setzt, Europa mit Krieg zu verheeren, um einen Fürsten auszurauben, das bleibt wohl das gleiche. Besteht aber ein Unterschied, so liegt er darin, daß das Benehmen dieser Staatsmänner von viel größerer Tragweite ist und somit um so verbrecherischer wird durch all das Unglück und die Misere, die nicht nur etliche Bürger und Familien treffen, sondern ganze Völker und Nationen. Die Liga, von der Sie reden, will mit möglichster Sicherheit die Staaten eines großen Herrschers plündern, zerstören und sie ihm rauben, wenn sie es vermag. Das ist völlig das gleiche wie bei Cartouche. Was den zum Verbrechen trieb, war große Faulheit, schlechte Wirtschaft, zügelloser Eigennutz und ein verderbliches Hintenansetzen jeder Tugend und jedes Ehrgefühls ... Das ist Verbrechermoral, und solche Grundsätze sind um so detestabler, als man, wenn alle Herrscher sich nach ihnen richteten, besser täte, in Gesellschaft von Tigern, Panthern und Löwen zu leben."

„Du hast eine Suade wie eine Perücke von der Akademie," sagte der Vater, „aber was du sagst, stimmt. Wann Philosophie und Bücherlesen dahin führt, ist's mir ein doppelter Chagrin, den Wolff weggejagt zu haben. (Übrigens berief ich ihn zurück, aber der Kerl wollte ja nicht.)"

„Sie selbst, mein Vater, waren mehr Philosoph als Sie denken", sagte Fritz zu dem überraschten Soldatenkönig. „Ihr Leben und Ihr Tod hätten der Stoa Ehre gemacht. Sie fatigierten sich für das Wohl Ihres Landes, für Recht und Ordnung. Sie gönnten sich selber nichts als Ihre Hetzjagden und Ihre Tabagie (weiß Gott, ich beneide Sie nicht darum), und Sie taten alles für die anderen. Praktisches Christentum nannten Sie das; ich nenne es philosophische Tugend. Keine Betschwestertugend, bewahre! Aber der feste Glaube an Recht und Wahrheit, und was dazu gehört: eine kräftige Faust. Und den Glauben haben Sie Ihren Untertanen eingebläut bis ins neunte und zehnte Glied. Und die kräftige Faust, die haben sie auch. Alles wird reüssieren. Mit dem schneidigen Schwert, das Sie geschmiedet und das ich zuerst schwang, werden sie einer Welt von Lug und Verrat, von Neid und Tücke diesen Glauben beibringen. Der Geist geht über die Materie: das ist mein Glaubensbekenntnis, und das glaubt heute ganz Deutschland bis zum letzten Musketier und zum ärmsten Kossäten."

„Gott gebe es, Amen", sagte Friedrich Wilhelm und faltete fromm die Hände, um seinen ewigen Schlaf weiter zu schlafen. Und ein Lächeln der Zuversicht lag auf seinem strengen Gesicht. Und das kalte blaue Fritzenauge sprühte noch einmal Genie und Heldenmut in die Welt hinaus. Und der letzte Orgelton verklang. Und vom Turm der Garnisonkirche klang aufs neue die ewige Warnung:

„Üb immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab."



Wir warten · Von Hans von Wolzogen

Wir warten und warten — auf was? — Auf den Tod.
Der uns von Abend und Morgen bedroht,
Mit blutiger Sense mäht er ins Leben,
Die köstlichsten Opfer müssen wir geben
Und geben sie gerne —
Nur diese Ferne,
Dies grausame Schweigen läßt uns erbeben.
Viel lieber dem Tod ins Antlitz sehn,
Als dieses bange Von-weitem-stehn,
Als dieses Denken und Fragen
Nach Herzen, die nimmer schlagen,
Als dieses Beten und Bitten
Für Leben, die ausgelitten,
Als dieses Hoffen auf frohe Boten
Von Toten! — —
Der grimme Schnitter geht durchs Feld,
Schritt vor Schritt, streng und stumm
Wirft er die stolzen Ähren um,
Und ach kein Laut der Klage gellt
In unser lauschendes Ohr!
Wir warten und warten Stunde um Stunde
Auf Kunde,
Und keiner weiß, was er verlor,
Weiß nur: der Tod ist am Werke — —
O Herr des Lebens stärke
Den heiligen Glauben.
Eins kann uns der Tod nicht rauben:
Der Mut der Liebe, die unverzagt,
Ob heute sie fleht und morgen klagt,
Zu deinem ewigen Willen
In schmerzenden Herzensstillen
Amen sagt.



Worte im Sturm

Von Marie Diers

Wir stehen mitten drin im Sturm. An unseren Grenzen und drüben im Feindesland dröhnt das Eisenlied. Unseres Landes beste Kraft, unsre Jugend, unsre Hoffnung, unser Liebstes steht im blutgetränkten Feld, und in unsre Reihen, die Reihen der Zurückgebliebenen, der Frauen, der Mütter schlagen die tödlichen Geschosse auch schon ein: die Nachrichten von denen, die nicht mehr zurückkehren. Es ist Sturm. Wir haben alle in langen, lauen Friedensjahren nicht mehr gewußt, was das heißt. Jetzt erfahren wir es.

Es ist Krieg. Wir haben keine Interessen, keine Gesprächsstoffe mehr außer ihm. Was ist jetzt Kunst, was ist Philosophie, was sind alle so leidenschaftlich erörterten Fragen des öffentlichen und privaten Lebens? Der Grund, auf dem dies alles steht, mit dem dies alles stürzt, ist bedroht. Wir haben in ein paar schreckensvollen Stunden, ehe die überwältigend jauchzende Gewißheit von Deutschlands Sieghaftigkeit kam, sein Wanken gespürt. Da wußten wir jählings, was es war, das uns bedrohte: Deutschland kämpft um seine Existenz.

Was uns bleibt? Rühmt nicht des Wissens Bronnen,
Nicht der Künste friedereichen Strand.
Für die Knechte gibt es keine Sonnen,
Und die Kunst verlangt ein Vaterland.
Aller Götter Stimmen sind verklungen
In dem Jammerton der Sklaverei.
Und Homer, er hätte nie gesungen,
Doch sein Griechenland war frei!

Was noch nie war, seit wir alle leben, was uns greifbar zu machen keine Vorstellung stark genug war, was uns wie ein grauenhafter Spuk aus einer längst mit blutigen Ehren zurückgekauften Vergangenheit anstarrt, das stand plötzlich im Kriegsgewitter über uns. Die gewohnten Worte, die täglichen Plänkeleien, die wir mit Nachbarn und Gegnern führten, riß der jähe Windstoß uns vom Munde ab. Im Wirbel fortgeführt und zu Nebelfetzen zerrissen waren alle Alltagsinteressen, die Alltagssorgen, der ganze Mummenschanz der Oberflächlichkeit. Nur ein Atemzug, nur ein Gedanke, nur ein einziger Herzschlag im ganzen großen Volk.

Und da sahen wir, was Tausende unter uns nicht mehr geglaubt hatten, daß wir ein kerngesundes Volk sind, daß alle Läpperei und Schlamperei, an der wir krankten, nichts war als eine dünne Kruste, die riß und splitterte, als der Volksgeist, aus der Tiefe steigend, sie durchbrach. Daß wir, die wir nichts zu unserer Hilfe haben und erwarten können als diese eigne innere Kraft, es mit ihr jauchzend aufnehmen können gegen eine Welt von Feinden in einem ungleichen Kampf, wie ihn die Geschichte noch nicht gesehen hat.

Aber noch stehen wir mitten darin. Während wir lesen und schreiben, während die Sonne über unsrer stiller gewordnen arbeitsruhigen Stadt auf- und unter-

geht, fallen draußen die Schüsse, wirbeln die Trommeln zum Todesmarsch. In jeder Minute kann jeder unter uns sein Liebstes sterbend glauben. Das Blut unsrer lieben Jungen, die noch kaum angefangen hatten zu leben, fließt in Strömen. Manch Kindlein, das fröhlich tollt und Soldat spielt, hat in dieser Stunde schon seinen Vater verloren. Es ist Sturm.

Und wir sitzen und reden und schreiben. Worte im Sturm. — Sie sind nötig, sie sind gut. Wir sollen nicht verstummen und erstarren. Das Schlimmste, was uns befallen könnte, wäre eine kopflose Nervosität. Wir sehen es an den Franzosen, an dieser einst so stolzen und jetzt so heruntergekommenen Nation. Die Männer und Jungen, die draußen stehn, müssen ein starkes, ruhiges Volk hinter sich wissen, eines, das sich untereinander mitteilt, sich gegenseitig stärkt und mahnt, das Worte festlegt in Reden und Schriften, die bleiben, wenn der Krieg vorüber ist, die Zeugnis geben von der Stimmung und der Verfassung in ernster Zeit.

Wir können die Worte nicht entbehren. Die meisterhaft knappen Mitteilungen unsres Generalstabs dürfen und sollen wir erläutern, ohne an ihrem Inhalt zu zerren oder auch nur ein Körnlein davon zu entstellen. Die inneren Verhältnisse des Landes, die mit einem einzigen Wurf durcheinandergeschüttelt und in ihrer Gestaltung total verändert wurden, sollen durchaus der Besprechung unterworfen sein. Wir haben keine Kritik an unsrer Heeres- und Landesleitung zu üben, bei Gott, auch nicht die geringste! Hier können wir nur von Ehrfurcht und Dankbarkeit überwältigt stehen. Aber Kritik an den vielfach von Frauen geleiteten und schnell geschaffenen oder erweiterten Einrichtungen zum allgemeinen Wohl und zur Abhilfe von Notständen sei nicht nur erlaubt, sondern gefordert!

Es ist ganz unmöglich, daß sowohl Einzelpersonen wie ganze Verbände dem ersten ungeheuren Anprall in vollem Maße gewachsen waren, und es war unvermeidlich, daß zum Teil recht grobe Mißgriffe vorkamen und eine Flut von Tadel sich ergoß. Von dem schmachvollen Sturm der Mittelstandsfrauen auf die Lebensmittel bis zu einer Häufung taktischer und organisatorischer Fehler, die von der Leitung des Roten Kreuzes bekannt werden, haben sich überall Unzulänglichkeiten gezeigt, die um so mehr in die Augen sprangen, als gerade an den entscheidenden Stellen der Landesregierung und des Militärs eine Ordnung und Überlegenheit herrschte, wie die Welt sie noch in keinem Zeitalter zu sehen bekommen hat.

In den ersten Kriegswochen war dies das Signum: die Männer Deutschlands standen da mit einem tadellos blanken Ehrenschild. Aber der der Frauen war von vielen kleinen Pünktlein und Spritzern übersät. Die Männer gingen ernst und jauchzend auf die Todesfahrt. Eine große Anzahl Frauen blieb kopflos jammernd und in tausenderlei unwürdigen kleinen wirtschaftlichen Ängsten wühlend zurück. Die Männer zeigten eine Organisation, vor der eine Welt von Feinden erbleicht und zusammenbricht. Die Frauen konnten den Strom der Wohltätigkeit und des Arbeitsangebots nicht in die richtigen Bahnen leiten, sie überschütteten auf der einen Seite, drängten ihre Wohltaten förmlich auf und ließen auf der anderen das trostloseste Elend klaffen. Bei den Männern steht jeder vom Generalfeldmarschall bis zum Gemeinen an seinem Platz und tut schlicht und stramm seine Pflicht, sei's im Leben, sei's im Tode. Bei den Mädchen unseres

Volkes aber zeigte sich (und die Ärzte wissen das übergenug zu melden) eine geradezu erschreckende Undisziplinierheit. Eine Unreife und Unklarheit in dem Andrängen zum Pflegedienst, dem nicht einmal die einfachsten Fähigkeiten für die wirklichen Forderungen entsprachen.

Dies alles ist wahr, aber es wird geklärt werden. Die Frauenwelt war nicht vorbereitet, es fehlte die stille, schweigsame Arbeit der Jahrzehnte an der Schulung der Kräfte, an der beispiellosen Disziplin. Dieser Krieg hat es wieder bewiesen, was eine straffe, einheitliche Leitung für ein großes Volk bedeutet. Unsere Frauen und Mädchen müssen es erst lernen — es kam zu plötzlich über sie. Aber keine Sorge! Sie werden es bald gelernt haben. Noch ehe dieser Krieg zu Ende ist, haben wir Frauen auch ein tüchtig Stück aus dem wichtigen Volkskapitel „Organisation — Disziplin" begriffen.

Ohne Sorge! Wir sehen es jetzt schon. Fühlbare Mängel bessern sich von Tag zu Tag. Kaum tritt eine Schwäche, eine Sentimentalität, eine unsoziale Erscheinung zutage, da fliegt schon ein Pfeil darauf zu. Die Untüchtigkeit und Unfähigkeit, die sich in den ersten Tagen vordrängte, verschwindet lautlos im Dunkeln. Wir schaffen es den Männern nach, wir decken ihnen allgemach auch hier den Rücken. Heine, der alte Zweifler, und wenn er nie etwas Gutes gesprochen hätte, ein prachtvolles Wort hat er doch gesungen, und das soll leben bleiben.

Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land.
Mit seinen Eichen seinen Linden
Wird man es immer wieder finden.

Was aber gebessert wurde und immer noch gebessert wird, das ist durch — Worte geworden. Durch Worte, die im Sturm gerufen wurden.

Es ist ja eine seltsame Sache damit. Die Zeitereignisse, die sonst so gemach gingen, daß wir sie nach Herzenslust beschauen und bekritteln konnten, wochen- und monatelang, die überstürzen sich jetzt. Dem Feuerweg unsrer herrlichen Heere zu folgen, ist schon der Feder kaum mehr möglich. Wie sehen Worte, die wir heute schreiben, uns nach acht Tagen und gar nach vier Wochen so unglaublich fremd an wie aus verschollenen Zeiten! Ja, jedes Wort, das wir jetzt einander zurufen, durch den Kriegslärm hindurch, es hat wohl seine momentane Geltung und Wirkung, aber im nächsten Augenblick ist es uns schon vom Munde abgerissen, verweht, wertlos. Und was auf dem Papier stehen bleibt, hat nur noch später den Wert von Zeitdokumenten, wie sie der Augenblick gebar, und wie sie gleich wieder abgelöst wurden.

Aber wir leben heute ja für den Moment. Jede Stunde reicht ihr Leben der nächsten weiter. Jedes Wort gibt sein Schwert, kaum daß es durch die Lüfte blitzt, dem nächsten hin. Das sind Worte im Sturm, das ist Leben im Sturm! Heute, da ich dieses schreibe, fiel Maubeuge, und Paris rüstet sich auf eine Belagerung, die vielleicht noch gar nicht beabsichtigt ist. Nach Osten zu den schwer kämpfenden tapfern Österreichern strömen unsre Westheere. Wie wird es aussehn, wenn diese Zeilen gelesen werden?

Ein „Wort im Sturm“ kam auch von jenseits des Kanals und mischte sich würdig in die kläglichen Prahlereien der armen Franzosen. Der noch kürzlich in Deutschland vielgehätschelte Bernhard Shaw hat vom „Potsdam der Deutschen“ geprahlt, das sie uns „austreiben“ wollen. Ich las eine treuherzige Widerlegung von deutscher Seite. Viel zu viel Mühe! Im Gegenteil: dies Wort sollte auch festgehalten werden zu den Akten der blamierten Großsprechereien eines innerlich schwachen und verfaulten Volkes.

Hüben und drüben Worte, im Sturm gerufen. Sorgen wir nur, daß vor späteren Zeiten, wenn der Griffel der Geschichte sie faßt, wir uns über die aus unsrem Volk entsprungenen nie und nimmer zu schämen und zu grämen haben!



Die Österreicher an Deutschland!

Von Eduard Adolf Kraus

Wir standen abseits Stund' für Stund',
Wir sangen eure Lieder,
Wir beteten uns die Lippen wund:
Herr, reiß den Grenzpfahl nieder!
Den Grenzpfahl, der die Brüder trennt,
Den Süden und den Norden,
Der „deutsch“ und „österreichisch“ nennt,
Was lange eins geworden!

Wir horchten auf den Hammerschlag
Der deutschen Brüderhände,
Wir horchten sehnend Tag für Tag,
Ob sich nicht einer fände,
Der deutsches Land und Ostmarkland
Noch mehr zusammenschweißte,
Als sich's bisher geeinigt fand
Im Blute und im Geiste!

Was wir ersehnt so Jahr für Jahr
Als Krone unsrem Leben,
Was uns der Traum der Träume war,
Das hat sich nun begeben,
Das hat der erste Schwertesstreich
Mit *einem* Mal geschaffen:
Kein Deutschland mehr, kein Österreich,
Ein einzig Volk in Waffen!





Das Seelische im Schlachterfolge

Zu den wesentlichsten Vorbedingungen militärischer Erfolge gehört eine gehobene, siegesbewußte Stimmung der Truppen, gesteigert durch eine allgemeine völkische Begeisterung. Der Wille wird gestärkt und gereizt und kann zu den kühnsten Taten angefeuert werden. Wo ein lebhaftes Bewußtsein der eigenen Überlegenheit besteht, wird der Erfolg vorweggenommen. Dagegen wird der Mißerfolg vorweggenommen, wo jene gehobene, siegbewußte Stimmung fehlt, der Wille geschwächt, ja selbst gelähmt wird.

Die Probleme der militärischen Psychologie sind aktuell geworden. In Schriften und Vorträgen hat sich damit besonders der frühere bayerische Generalmajor Reisner Freiherr von Lichtenstern beschäftigt, ein Mitkämpfer des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71, später Leiter der Schießausbildung der bayerischen Infanterieschießschule. In seiner Schrift: „Die Macht der Vorstellung im Kriege und ihre Bedeutung für die Friedens-Ausbildung“ sagt er: „Die vervollkommnete Technik der Waffen hat nicht etwa, wie die Kriegsdenker aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts prophezeiten, den Kampf materieller gemacht, — im Gegenteil. Je technisch vollkommener sich die Kampfmittel gestalten, um so mehr werden die Kämpfenden instand gesetzt und auch gezwungen, ihre geistigen Fähigkeiten zu entfalten und zur vielseitigsten Anwendung zu bringen.

Die Vorgesetzten können nicht mehr im gleichen Grade wie früher für ihre Untergebenen denken und wollen; die Untergebenen müssen jetzt ihren Vorgesetzten denkend und wollend entgegenkommen; sonst läßt sich der im Kampfe aufgelöste und ungeheure Räume bedeckende moderne Heereskörper nicht mehr leiten.

Heute sind die Ansprüche an die Selbsttätigkeit aller Glieder der Armee ungemein gestiegen. Die Schlacht besteht aus ungezählten Einzelvorgängen, die doch des organischen Zusammenhanges miteinander nicht entbehren dürfen. Mehr als früher stürmt ungeheuer vieles und Mannigfaltiges auf die Führer ein.“

Deshalb erheischen die militärpsychologischen Verhältnisse im Kampfe größte Aufmerksamkeit.

Weshalb erlangten 1870/71 die Siege der Deutschen über die kriegerisch ziemlich gleichwertigen Franzosen eine so ungeheure Ausdehnung? Darauf antwortet Freiherr von Lichtenstern: „Weil es im Kriege etwas gibt, das bestehende Nachteile, Schwächen oder Mißerfolge vertieft und verbreitert, das allen wichtigeren Vorkommnissen eine Bedeutung gibt, die über das Tatsächliche hinausgeht. Dieses geheimnisvolle Etwas verbindet und beherrscht alles, erhöht hier die Willenskraft in wunderbarer Weise, während es dort den Willen lähmt und die Tatkraft unterbindet.“

Der Grund dieser Erscheinungen ist seelisch. Freiherr von Lichtenstern erblickt ihn in dem bestimmenden Einfluß, den starke Vorstellungen, die vom Gefühl festgehalten und hervorgehoben werden, auf das Urteil und die Willenskraft ausüben. Mit einem Heer, das die Vorstellung hat, für eine verlorene Sache zu kämpfen, lassen sich keine Siege erfechten.

In den blutigen Schlachten bei Wörth, Spichern und um Metz wurden die Franzosen nicht vernichtet, ja sie erlitten bei Colombey-Nouilly, bei Vionville-Mars la Tour, bei Gravelotte-St. Privat und bei Noisseville an Toten und Verwundeten geringere Verluste als die Deutschen. Aber sie wurden in eine solche Lage versetzt, daß ihr Widerstand aufhörte, ihr Wille zerbrach, sie wurden schließlich von dem Bewußtsein der Schwäche niedergeworfen.

Gewonnene Schlachten allein bedingen noch nicht die Besiegung des Feindes. Nach Sedan begannen die Franzosen den Volkskrieg. Erst als sie erkannten, daß ihre Kräfte gebrochen, ihre moralische Niederlage erfolgt war, erst als sie die Überzeugung erlangt hatten, besiegt worden zu sein, erst da schlossen sie Frieden.

Als Ziel des Kampfes stellt Freiherr von Lichtenstern ein Psychisches hin, das des Beugens oder Brechens des feindlichen Willens.

Freiherr von Lichtenstern ist weit davon entfernt, die materiellen Faktoren im Kampfe zu unterschätzen. Die Zahl, die Güte der Waffen usw. sind ohne Zweifel von außerordentlicher Bedeutung. Aber das, was die eigenen Vorstellungen und die des Gegners daraus machen, und was dann den Ausschlag gibt, entspricht fast niemals genau den materiellen Verhältnissen. Daher ist der seelische Eindruck, den beispielsweise die größere Masse auf den zahlenmäßig Schwächeren hervorzubringen pflegt, erfahrungsgemäß noch höher zu schätzen als die materielle Wirkung der größeren Menge an sich. Daraus erklärt sich der scheinbare Widerspruch, daß einerseits „der liebe Gott gewöhnlich mit den großen Bataillonen ist" und anderseits doch die seelischen Faktoren die Entscheidung geben.

Mit der Vervollkommnung der Waffen geht die Gefechtskraft der Kämpfenden zurück. Diese auffällige Erscheinung erklärt Freiherr von Lichtenstern aus der Tatsache, daß die Waffen zwar die Grundlage des Kampfes sind, die psychischen Verhältnisse aber den Ausschlag geben. Der maßgebende seelische Einfluß ist von so überwiegender Bedeutung, daß nicht trotz, sondern gerade wegen der immer weiter schießenden und sicherer treffenden Gewehre und Geschütze die Gefechtsverluste stetig geringer werden. Wohl nennt man als die Hauptursachen der auffallenden Erscheinung die stets wachsenden Entfernungen, auf denen sich die Gegner bekämpfen, die herrschende lockere Gefechtsform und andere materielle Dinge mehr. Aber würden denn diese körperlichen Elemente hindern, daß sich einer der Gegner erst dann für geschlagen gäbe, wenn er Verluste in einer Höhe erlitten hätte, wie sie früher regelmäßig bei großen Entscheidungen eintraten? Nein, keineswegs! Die neuen Verhältnisse müssen schwächende psychische Zustände als Begleiterscheinungen haben, die dann die Entscheidung geben; sonst könnte die in Rede stehende merkwürdige Erscheinung nicht erklärt werden.

Noch mancher gedankenvolle Satz findet sich in der Schrift des Freiherrn von Lichtenstern. Er hat darin gezeigt, daß die seelischen Elemente, indem sie die rein militärischen vollständig durchdringen, mit ihnen ein unzertrennbares Ganzes bilden, daß der Ausgang der Kämpfe im großen und kleinen kaum jemals den realen Verhältnissen ganz angemessen ist, ja nicht selten in einem auffallenden Gegensatze zu ihnen steht. Denn im Kriege, in der Umwelt der Gefahr und höchsten Verantwortung, werden die Dinge meist nicht in ihrer wahren Gestalt gesehen; sie erscheinen verzerrt, wie ein Bild, das sich im unruhigen Wasser spiegelt.

Für die Fähigkeit, in der Schlacht seelisch schwierige Lagen zu überwinden, ist die Einsicht nicht ohne Belang: keine Lage sei so schwierig, daß sie nicht durch innere Kraft bis zu einem gewissen, meist sehr erheblichen Grade überwunden werden könne.

Bei der Niederwerfung des Aufstandes in Deutsch-Südwestafrika haben die Nachkommen der Sieger von 1870/71 diese innere Kraft betätigt und mit ihr den militärischen Geist in Ge-

stalt der wahren Soldatentugenden, wie Tapferkeit, Manneszucht, Zuverlässigkeit, sie haben weitab vom Vaterlande unter den schwierigsten Verhältnissen, unter Anstrengungen einen tückischen Feind bekämpft, das Unmögliche versucht, um das Höchste zu leisten, und gesiegt auf Grund des Willens zu siegen und mit dem Bewußtsein, für die Ehre und das Recht des Vaterlandes siegen zu müssen.

In dem großen europäischen Kriege der Gegenwart wurden diese deutschen Soldatentugenden zu welterschütternder Kraft zusammengefaßt durch einen Generalstab, den die Freunde mit Verehrung, die Feinde mit Neid bewundern.

Paul Dehn



Ein Sieg des Deutschtums in der Musik

Zu Engelbert Humperdincks sechzigstem Geburtstag

Diese Zeit, die mit jedem Tage neue Namen in den Vordergrund schiebt von Männern der Tat und Künstlern in einer ihrer Großzügigkeit überwältigenden Kriegsführung, ist nicht günstig zur Feier eines Künstlers, zumal wenn dieser in seinem Schaffen so still und allem Tagesleben so fern ist, wie Engelbert Humperdinck. Und dennoch ist das dankbare Gedenken an seinen sechzigsten Geburtstag durchaus zeitgemäß. Denn Engelbert Humperdincks Musik bedeutete einen Sieg des deutschen Wesens in einer Zeit, als dieses trotz Richard Wagner von der Opernbühne wieder verdrängt schien.

Der am 1. September 1854 im rheinischen Siegburg geborene Musiker war dem Ende seines vierten Lebensjahrzehnts nahe, als er mit einem Schlage zum weltberühmten Künstler wurde. Bis dahin hatte er trotz einer glänzenden Studienzeit, in der er sich fast alle größeren Stipendien unserer Hochschulen erworben hatte, ein recht bescheidenes Dasein als Lehrer und Kritiker geführt, und seine Kompositionen, unter denen die beiden Chorballaden „Das Glück von Edenhall“ und „Die Wallfahrt nach Kevelaer“ obenan standen, hatten sich in weiteren Kreisen nicht durchzusetzen vermocht. Da brachte der 23. Dezember 1893 dem deutschen Volk das schönste Weihnachtsgeschenk, das ihm von der so liederseligen Weihnachtszeit seit Menschengedenken beschieden gewesen. Weimar war die Geburtsstätte des Märchenspiels „Hänsel und Gretel“.

Es war der größte Sieg, den das Deutschtum auf dem Gebiete der Kunst seit dem Ableben Richard Wagners errungen hatte. Und es war ein Sieg gegen Feinde ringsum, Wohl hatte sich das Musikdrama Richard Wagners das deutsche Theater erobert, und die Volkstümlichkeit seiner Werke oder doch wenigstens ihre Beliebtheit im Bühnenspielplan, ihre Kassenzugkraft wuchs von Tag zu Tag. Aber bei aller Verehrung dürfen wir nicht verkennen, daß das Deutschtum der Kunst Richard Wagners an einer Einseitigkeit leidet, die die unvermeidliche Kehrseite seiner Größe ist. Richard Wagners Kunst ist Festspielkunst und setzt als solche für ihre höchste Wirkung die Festeinstimmung der Zuhörer voraus. Wir erleben es jetzt, wie der deutsche Gehalt der „Meistersinger“ im Theater in einer Weise zündet, die nichts mit dem gemein hat, was wir bislang bei einer Meistersingeraufführung erlebten. Das liegt daran, daß unser Deutschbewußtsein zu einer festlichen Höhe gesteigert ist und darum die Ansprache eines Hans Sachs in uns selbst den Stolz und die Freude darüber auslöst, daß wir das Glück haben, deutsch zu sein. Und wenn der König im „Lohengrin“ an der Schelde Strand sein stolzes Bekenntnis zur Pflicht des deutschen Schwertes und deutscher Gerechtigkeit ausspricht, so fühlen wir jetzt nichts von romantischer Sage, sondern unmittelbares Gegenwartsleben.

Vielleicht daß jetzt auch die Zeit kommt, wo der deutsche Mythos wieder Gegenwartswert bekommt und dem tiefer Schauenden der Fluch des Goldes im „Ring des Nibelungen“



als Urgrund englischer Götzendämmerung erkennbar wird. Aber diese geheime Kraft der Wagnerschen Werke, die aus einem glühenden Deutschbewußtsein in sein Schaffen hineingeflossen ist, ist in den letzten Jahrzehnten nicht zur Wirkung gelangt. Auf das Volk wirkte sein Werk als Romantik, und der deutsche Gehalt dieser Romantik versank vielfach hinter der dekorativen Pracht seiner Aussprache. Wir waren national noch nicht weit genug, um Festspiele des Deutschtums feiern zu können. Darum, nur darum war die sonst unbegreifliche Erscheinung möglich, daß neben der steten Verbreitung der Werke Richard Wagners im Bühnenspielplan gerade jene Kunst einen immer breiteren Raum gewann, gegen die sein ganzes Schaffen als Künstler wie als Denker und Kritiker gerichtet gewesen war. Die übelste dramatische Opernmache in Gounods „Margarete" (die vielen rein musikalischen Schönheiten sollen durchaus nicht verkannt werden) und Thomas' „Mignon" gewann die stärksten Bühnenerfolge. Bizets „Carmen" führt hinüber zu jenem furchtbaren italienischen Naturalismus, der, von Mascagnis „Cavalleria" und Leoncavallos „Bajazzo" ausgehend, wie eine Seuche sich über unsere deutschen Theater und unser einheimisches musikdramatisches Schaffen ausbreitete.

Diese Seuche hatte allerdings auch etwas Gutes, insofern sie dem äußerlichen Wagnerianertum in seinen hohlen Ritterrüstungen den Garaus machte. Aber man braucht es nicht näher auszuführen, wie seither in unserem Opernschaffen gerade die Kraft des Deutschtums, für die Richard Wagner eingetreten war, ausgeschaltet worden ist. Unser begabtester Musiker, Richard Strauß, hat seine glänzenden Kräfte für Perversität (Salome, Elektra), blutleeres Artistentum (Ariadne und Josephslegende), sexuelle Schwüle (Rosenkavalier) eingesetzt. Die Operette konnte sich in einer erbärmlichen Geistlosigkeit und schmutzigen Empfindungsweise breitmachen, gegen die Offenbach als Befreiung gewirkt hätte; die Brutalitäten eines Puccini wurden bejubelt, und schon war man bereit, in den blutleeren Gesuchtheiten der Jungfranzosen die Rettung zu suchen. O, wie ich gerade als Musiker selig bin über das furchtbare Gewitter, das jetzt auf uns herniederbraust und reinigend wirken muß, gehe es, wie es wolle!

In all dieser Trostlosigkeit der deutschen Operngeschichte des letzten Menschenalters ist ein lichter Punkt: der Erfolg von Engelbert Humperdincks „Hänsel und Gretel". Die deutsche Volksseele hat in all dieser Zeit seit dem siebziger Kriege im deutschen Theater niemals sich so eigenartig und überzeugend für ihr Kunstbedürfen ausgesprochen, wie darin, daß sie diesem Märchenspiel einen so starken und andauernden Erfolg bereitet hat. Humperdincks „Hänsel und Gretel" ist eigentlich das einzige deutsche Bühnenwerk, dem jede theatralische Spannung abgeht. Es geht hier keiner ins Theater, der nicht ganz genau weiß, was geschieht. Die sogenannte Spannung der Handlung dieses Märchenspiels ist von uns genommen, seitdem wir nicht mehr die heißen Wangen in unserer erzählenden Mutter Schoß verbergen. Und auch der Reiz der neuen Melodie fällt fort. Im Gegenteil sucht man gerade die Ursache des Erfolges darin, daß die beherrschenden Melodien uns von Kindertagen an vertraut waren. Und nichts ist in dem Märchenspiel enthalten, was über die Fassungskraft eines Kindergemüts hinausgeht: keinerlei Symbolik, keinerlei Umdeutung, nichts Philosophisches, alles einfache, schlichte Gläubigkeit. Die Engel schreiten so wahrhaftig durch dieses Spiel, wie sie um unser Kinderbett standen. Die Hexe ist so ganz das Böse und Hassenswerte, wie wir es in unserer Kindergerechtigkeit aufs grausamste bekämpfen wollten. Die Natur ist mit ihrer lichten Schönheit und ihrem nächtigen Grauen so elementar und naiv, wie sie vom Kindergemüt empfangen wird, das in der Waldsonne selig nach Beeren sucht und in der Waldesnacht vor jedem Geräusch erschauert. Und am Ende bekennen wir freudig, daß es der gute alte liebe Herrgott ist, der, wenn die Not aufs höchste steigt, seine Hand uns reicht.

Diese urechte Deutschheit war die Ursache des Erfolges, der sich in unverminderter Kraft bis heute erhalten hat. Freilich mußte dieser Edelstein deutschen Wesens so meisterhaft geschliffen und so wunderbar kunstvoll gefaßt sein. Aber daß es verkehrt ist, in dieser Fassung die Hauptursache des Erfolges zu sehen, zeigtsich darin, daß sie nicht vermocht hat, die anderen

Werke Humperdincks in gleicher Weise den Herzen des deutschen Volkes nahe zu bringen. Dabei ist die „Heirat wider Willen“ ein ungemein geistvolles Werk, das dabei der allgemeinen künstlerischen Sehnsucht nach einem feinen Musiklustspiel in hoher Weise entgegenkam. Hier aber hatte sich Humperdinck leider auf eine falsche Fährte locken lassen und statt beim deutschen Liede bei der französischen „chanson“ die Entwicklungsfähigkeit gesucht. Dabei hätte ihm doch das Beispiel Mozarts sagen müssen, daß die Möglichkeiten des deutschen Liedes für das Lustspiel noch nicht ausgeschöpft sind („Entführung aus dem Serail“ und auch „Die Zauberflöte“), da Lortzing bei allen Werken doch eine zu starke Abschwächung des eigentlich Künstlerischen bedeutet. Ganz besonders beredt aber ist der Fall der „Königskinder“, wo es ausschließlich die dem Geist des Märchens zuwiderlaufenden und von der Dichterin hineingebrachten Elemente einer falsch sentimentalen demokratischen Absicht und einer Beschwerung mit philosophischer Deutelei sind, die die rückhaltlose Liebe zu dem ganz wunderbar gearbeiteten, musikalisch köstlichen Werke behindern. Humperdincks letztes Werk „Die Marketenderin“ ist leider mit etwas schwachen Händen geschaffen, wird jetzt allerdings dank seinem volkstümlich patriotischen Gehalt doch noch eine weitere Verbreitung finden, als sie ihm sonst zuteil geworden wäre.

Die wunderbare Arbeit, gleich ausgezeichnet durch Gediegenheit des Könnens wie durch den hingebungsvollen Fleiß, der sich in der Fülle des Hineingeschafften bekundet, ist eine echt deutsche Eigenschaft. Man mag an unsere alten deutschen Maler denken, die ihre Tafeln nicht nur rein handwerklich so gediegen durcharbeiteten, daß sie für alle Zeiten dauerhaft wurden, sondern darüber hinaus das Bedürfnis zu reichem Inhalt hatten. Sie mochten kein leeres Fleckchen sehen. Sie rechneten nicht mit einer flüchtigen Impression beim Beschauer, wie ja auch ihre eigene Schöpfung nicht aus einem rasch erfaßten Eindruck heraus entstanden war, sondern sie gaben in ihrem Werke einen Lebensinhalt und rechneten auch beim Beschauer mit einem Lebensverhältnisse. Und so haben sie das Gewand ihrer Gestalten mit aller Schönheit und Sorgfalt geziert; sie haben diese Gestalten in eine Umgebung gesetzt, in der sie in rührender Hingebung tausenderlei Schönheiten der Natur festhielten.

So ist Humperdincks musikalische Arbeit. Das gediegenste Können des polyphonen Satzes ist nicht bloß mit der großen Gebärde des reichen Vermögens angewendet, sondern mit dem liebevollsten Bedacht, dadurch gleichzeitig zu bereichern. Je öfter man diese Partituren studiert, um so bereicherter geht man von dannen. Immer wieder entdeckt man neue Züge eines bis ins letzte gehenden Kunstverstandes, einer immer noch Neues gebenden Kunstliebe. Das merkt der Laie natürlich beim Hören nicht. Aber er fühlt es, weil er den Geist fühlt, der hier waltet, weil er die Liebe spürt, die hier am Werke war. Und das ist deutsch, deutsche Kunst, die immer und immer eine Herzensangelegenheit war.

So grüßen wir gerade in dieser deutschen ernsten Zeit den deutschen Meister, der diese Wesenheiten der Kunst seines Volkes zu einer Zeit bestätigte und ihnen auch zum Siege verhalf, als sie in der allgemeinen Berechnung recht niedrig angesetzt wurden.

Karl Storck



Der Völkerkrieg und das Prophetentum

Wer mit dem Buch: „Prophezeiungen“ von Dr. Max Kemmerich (München 1911) Bekanntschaft gemacht hat, der wird nicht mehr ungläubig den Kopf schütteln können, wenn man ihm sagt, daß großen weltgeschichtlichen Ereignissen oft Prophezeiungen vorhergehen, die sie ankündigen. So findet sich z. B. in einem im Jahr 1905 in Berlin erschienenen Buch: „Mein geistiges Schauen“, von Frau de Ferriem, die folgende Stelle:

„Ja, ich sehe ihn kommen, den unvermeidlichen Krieg! Und doch zieht es sich noch eine ganze Weile hin. Sogar Jahre, eine ganze Reihe von Jahren werden vergehen darüber. Aber wehe, dann bricht's mit elementarer Gewalt los. Es wird bitter gekämpft werden — mehr denn Siebzig und Einundsiebzig. Das war dagegen nur Spielerei. Traurige Jahre stehen dann wohl bevor, aber Sieger bleiben wir und nochmals wir, nicht weil wir Deutsche sind, nein: die Geister unserer Vorfahren helfen uns siegen! Und ihre Wurzeln schlagen neu aus, welche unsere Feinde tot und verdorrt glaubten. Die Saat trägt reiche Früchte."

Ich bitte zu beachten, daß das Buch der Frau de Ferriem, dem wir diese Stelle entnehmen, vor neun Jahren erschienen ist.

Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht auch eine Stelle im „Zentralblatt für Okkultismus" (Februarheft 1911, S. 467). Dort stellt Eduard Niemayer (Hannover) die Resultate zusammen, die sich ihm aus der von ihm betriebenen Zahlenkabbalistik ergaben. Niemayer schreibt dort über die Zahlen 1812, 1871 und 1914: „Allerdings markieren diese Zahlen an sich nichts weiter als Unglücksjahre für Frankreich, sie umfassen eine Unglücksepoche, die 1812 begann und 1914 folgerichtig mit der völligen Niederwerfung Frankreichs der Bedeutung dieser Kulturmacht ein Ende bereiten wird. Frankreich wird niedergeworfen, von wem? Natürlich von Deutschland. Ein Krieg zwischen beiden Ländern wird sich aber nur dann entspinnen, wenn die Mächte von ganz Europa über Deutschland und Österreich-Ungarn herfallen werden. Sollte Deutschland nun, wie nach allem, was auf okkultem Wege zu erfahren anzunehmen ist, über Frankreich siegen, so kann dies nur geschehen, wenn Deutschland und Österreich-Ungarn sich zu Herren von ganz Europa emporgeschwungen haben werden."

Ich bitte, auch hier wohl darauf zu achten, um welche Zeit dies geschrieben wurde. Das betreffende Heft ist im Februar 1911 erschienen, also zu einer Zeit, in der Behauptungen wie die, daß ganz Europa über Deutschland und Österreich-Ungarn herfallen werde, auf größten Unglauben stoßen mußten. Heute liest man so etwas mit Staunen und Verwunderung über die Treffsicherheit solcher Zahlenkabbalistik.

* * *

Ganz und gar anders lauten die Prophezeiungen, die in dem im vorigen Frühjahr erschienenen „Weissagungs-Almanach für 1914" der Pariser Prophetin Madame de Thèbes enthalten sind. Nach dem „Zentralblatt für Okkultismus" zu urteilen, zählt diese Frau durchaus nicht zur Kategorie jener Wahrsagerinnen, die sich aufs Kartenlegen und auf Ahnungen beschränken. Ihre prophetische Gabe soll vielmehr darauf beruhen, daß sie aus den Handlinien hervorragender Persönlichkeiten das Schicksal der Nationen zu bestimmen sucht, dem diese angehören. Sie betreibt also eine Art Chiromantie.

In dem genannten Weissagungs-Almanach für 1914 ist nun folgendes zu lesen: „In Österreich ist alles beunruhigend. Man erschrickt beim Anblick der ungarischen Hände. Gegen Prag zu, in Böhmen, ist man erregt. Man stellt sich dort den Deutschen nicht freundlich gegenüber. Deutschland ist nur ein scheinbarer Machthaber und Italien eine Wirklichkeit von Intrigen und eine Illusion von Einigkeit. England zerbröckelt sich, von der Konkurrenz bedroht, vereinsamt und im Innern durch die Selbstsucht seiner großen Herren und durch ungeeignete Agrarpolitik stark geschädigt. Rußland steht jeden Tag vor einem Abgrund. Nur Frankreich darf beruhigt seiner Zukunft entgegensehen. Zwar schwebt auch über seinem Haupt Kriegsgefahr, aber es wird erneut und verjüngt aus allen Prüfungen hervorgehen. Es ist jenes Land, das am wenigsten unter der Befreiung des menschlichen Geistes zu leiden haben wird, der sich immer auffälliger einer individualistischen Selbstbestimmung zuneigt."

Madame de Thèbes nennt das Jahr 1914 das Sturmjahr, „l'année fulgurante". Es wird — so sagt sie — „ein Jahr schöner Entschlüsse und großer Heldentaten sein ... Alles spricht für den Sturz der alten und das Kommen neuer Lenker des Staates".

Die Orakel dieser Pariser Pythia sind offensichtlich stark französisch gefärbt, vieldeutig und unbestimmt. Sicher aber spuken sie auch heute noch in den Köpfen vieler Franzosen, die ihnen fest vertrauen. Auf welcher Seite freilich die von ihr prophezeiten „großen Heldentaten" in diesem Jahr vollführt werden, ob auf seiten der Franzosen oder auf seiten ihrer heutigen Gegner, dies hat sich ja bereits gezeigt, und zwar in einer Weise, die diese Pariser Pythia gewiß nicht erwartet hat.

* * *

Endlich wäre hier noch eine alte Prophezeiung zu erwähnen, die aus dem zweiten Jahrhundert stammt und im Sohar zu finden ist. Der Sohar ist ein geheimwissenschaftliches Werk, das einen Teil der Kabbala, der jüdischen Geheimlehre, bildet und etwa ums Jahr 150 nach Christus entstanden ist. Diesem Sohar zufolge werden die Geschicke der Menschheit von sieben Erzengeln geleitet (vgl. „Die geisteswissenschaftliche Bedeutung des Sohar", von A. W. Sellin [Berlin 1913]), die hintereinander je neunzig Jahre regieren. Danach hätte im Jahr 1863 die neunzigjährige Herrschaft des Erzengels Michael begonnen, in deren Mitte, also etwa in der gegenwärtigen Zeit, dem Sohar zufolge „erschütternde Ereignisse in der Geschichte der Menschheit, schreckliche Kriege" usw. eintreten sollen.

Ich möchte auch hier nochmals auf das Datum dieser Prophezeiung hinweisen. Sie stammt von Rabbi Simon ben Jochai, einem jüdischen Gelehrten, der etwa in der Mitte des zweiten Jahrhunderts gelebt hat und von den jüdischen Kommentatoren des Sohar als dessen Verfasser bezeichnet wird.

Wir wollen es dem hohen Alter dieser Prophezeiung zugute halten, wenn sie in ihren Angaben etwas unbestimmt ist, indem sie nicht das Jahr 1914 als dasjenige bezeichnet, in dem diese „schrecklichen Kriege" entbrennen, sondern nur angibt, daß „um die Mitte der Herrschaft des Erzengels Michael" — dies wäre ums Jahr 1908 herum — „erschütternde Ereignisse in der Geschichte der Menschheit eintreten werden".

Diese erschütternden Ereignisse sind nun tatsächlich eingetreten.

Ich möchte diesen Angaben des jüdischen Sohar nur noch hinzufügen, daß, wenn die Kabbala, zu dem der Sohar gehört, von sieben nacheinander regierenden Erzengeln redet, die christliche Esoterik oder Geheimwissenschaft ihr hierin vollständig zustimmt. Daß die gegenwärtige Herrschaft des Erzengels Michael auch von der katholischen Kirche anerkannt wird, dies beweist wenigstens für mich die Tatsache, daß Papst Leo XIII. nach seiner im Jahre 1878 erfolgten Inthronisation für den Meßdienst eine Bitte an den heiligen Michael vorgeschrieben haben soll.

Wer sich über diesen heiligen Michael näher informieren will, dem kann hierzu die erwähnte Studie über den Sohar von A. W. Sellin (Philosophisch-Theosophischer Verlag, Berlin W, Motzstr. 17 — 50 ₰) bestens empfohlen werden.

Zum Schluß möchte ich noch auf ein Gedicht von Rudolf Herzog hinweisen, in dem dieser heilige Michael als der deutsche Erzengel gepriesen wird, wie aus den folgenden Strophen hervorgeht:

Zwischen Metz und den Vogesen
(20. August 1914)

Wo ist es gewesen? Wer hat es gesehn:
Zwischen Himmel und Erde die Fahne wehn?
Ein Fahnenreiter riesenhaft,
Im Bügel steil den Fahnenschaft,
Um den Leib die Schärpe schwarz-weiß-rot,
In der Faust das Schwert, und das Schwert heißt Tod!

Und der Reiter? Gott rief in der Cherubim Chor:
Der deutsche Erzengel trete vor!
Sankt Michel, heut sollst du im Glorienschein
Des Herrgotts Fahnenjunker sein!
Der sprach kein Wort. Er sprang in den Sitz.
Vom Rosseshuf schnob durch die Wolken ein Blitz —
Wer hat es gesehn? Wo ist es gewesen ...?
Zwischen Metz und den Vogesen.

Ludwig Deinhard



Buben und Bestien

Zu all den gegen uns verübten Schandtaten ist nun auch noch das Bubenstück, die infame bewußte Lüge hinzugekommen, daß wir vor aller Welt als die Schuldigen an den belgischen und französischen Greueln hingestellt werden, daß unsere braven deutschen Soldaten in friedlichen belgischen Dörfern wie aus der Hölle entsprungene Teufel gehaust hätten. Da kann das Zeugnis eines Mannes nicht laut genug verkündet werden, der aus eigenem Augenschein berichtet, was er gesehen hat und was er vor Gott und der geschichtlichen Wahrheit verantworten kann:

Ich bin, erzählt der Kriegsberichterstatter W. Scheuermann in der „Kreuzztg.", tagelang in den schlimmsten belgischen und französischen Franktireurgegenden gewesen. Mein erster Eindruck von den Schrecken des Krieges heißt Battice, auf dem Wege von Aachen nach Lüttich, wo tagelang Kämpfe zwischen unsern Soldaten und Franktireuren gewütet haben, und wo man heute, statt durch ein blühendes Dorf mit sauberen Häusern und schmucken Villen, durch eine kilometerlange Straße von ausgebrannten Ruinen geht. Nicht das Grauen, nein das Entsetzen, das unser Herz still stehen läßt, wohnt in diesen öden Fensterhöhlen, aus denen vor wenigen Wochen noch, ehe den Engländern ihre große Kriegsverschwörung gegen unser Vaterland geglückt war, vielleicht frohes Lachen und muntere Lieder erklangen. Ich habe Bilder gesehen, an die ich denken werde, solange ich lebe. Ich kam durch ein Dorf, das ganz ausgebrannt war, und wo nur ein paar deutsche Landwehrmänner Wache standen, sonst war kein lebendes Wesen weit und breit zu sehen. Aber als ich an den Torbogen eines eingestürzten Hauses kam, sah ich drin in dem Raume, der wohl das Wohnzimmer gewesen war, eine weißhaarige Frau mit einem Küchenmesser in den verkohlten Trümmern wühlen. Ich rief sie an. Sie hörte mich nicht. Ihr Gesicht war grauer Stein, und ihre Augen waren tot und starr. So wühlte sie, als ob die glimmenden Blöcke und eingestürzten Quadern sich mit dem alten Messer wegwälzen ließen, um das freizugeben, was unter diesem Brandgrabe verschüttet lag. In einem von den Flammen versengten Vorgarten kauerte eine Frau in schwarzen Kleidern und weinte, weinte. Ich habe an manchem offenen Kirchhofsgrabe gestanden, aber ich habe nie einen Menschen so weinen hören. Ich werde den Klang in den Ohren behalten als eines der furchtbarsten Erlebnisse meines Erdenwallens. Tut einem doch das Herz schon weh bei mancher kleinen Beobachtung an verlorenem Hab und Gut. Im Oberstock eines Hauses hat die Glut alles zerstört, aber an einer Stelle hängt an der rauchgeschwärzten Wand die verblaßte Photographie einer wohl lange verstorbenen Frau. Aus schwelendem Schutt ragt umgestürzt eine neue, blaulackierte Kinderbettstelle, noch angefüllt mit den angesengten Kissen. Wer selbst daheim ein Kind im schneeigen Bettchen liegen hat ...

Fluch und dreimal Fluch über die, die dieses Elend heraufbeschworen haben. Es gibt im Diesseits keine Strafe, die ihre Übeltat büßen lassen kann. Und wenn sie nun

unsre braven deutschen Krieger auch noch als die Urheber der Verwüstung verleumden, so wiegt diese neue Schandtat, so gemein sie ist, nicht mehr viel im Vergleich zu den andern. Unsre deutschen Soldaten und Landwehrmänner sind mit derselben Ordnung und Disziplin, als gälte es eine Felddienstübung, in Feindesland gerückt. Wohin wir kamen, haben wir den Einwohnern Sicherheit von Blut und Gut gewährleistet. Mit der feindlichen Heeresmacht, nicht mit den Bürgern führen wir Krieg, und gerade in Battice war noch an vielen Häusern unser Maueranschlag zu lesen, der den Belgiern Frieden und Unverletzlichkeit versprach, wenn sie uns ruhig des Weges ziehen ließen. Nun hat sich in Battice, in Clermont, in Herve, in Fléron und andern belgischen Ortschaften ganz übereinstimmend folgendes abgespielt. Man ließ die Deutschen einrücken und empfing sie mit kriechender Freundlichkeit, bot ihnen Wein im Überfluß an und überfiel sie dann in der Nacht. Es ist ganz selbstverständlich und ein einfaches Gebot der Selbsterhaltung, daß jeder ermordete Deutsche gerächt wurde. Wo man die Mörder fassen konnte, wurden sie vor ein Kriegsgericht gestellt, und wenn ihre Schuld offenbar war, erschossen oder erhängt. Dabei ist in voller Ordnung verfahren worden.

Wie weit die Selbstbeherrschung unsrer Truppen geht, dafür habe ich erst vorgestern ein Beispiel erlebt. Am Eingange der von uns eroberten französischen Festung Longwy brachten deutsche Begleitmannschaften einen Trupp Franktireure ein, ganz alte Kerle, und dazwischen ein paar Tagediebe, die kaum der Schule entwachsen waren, Galgengesichter schlimmster Art alle miteinander, die man hätte photographieren sollen, damit die Welt erfährt, durch was für Schandbuben deutsche Vaterlandsverteidiger ums Leben kommen. „Was haben die Leute getan?“ „Sie haben sich Binden vom Roten Kreuz umgelegt und dann auf den Schlachtfeldern unsre Verwundeten verstümmelt. Dabei sind sie abgefaßt worden.“ „Warum habt ihr denn die Schufte nicht gleich totgeschlagen?“ „Das dürfen wir nicht. Sie müssen vor das Kriegsgericht gestellt werden.“

Man muß wissen, um *welche Art von Verstümmelungen* es sich dabei handelt. Daß den hilflos in ihren Schmerzen auf dem Schlachtfelde liegenden Vaterlandsverteidigern, die ihr Leben heldenmütig für unser Volk eingesetzt haben, die *Augen mit Messern ausgestochen werden, ist bei weitem nicht das Grausamste, was sich die Phantasie dieser Bestien ausgedacht hat.* Alte und Junge, Männer und Frauen sind als Hyänen der Schlachtfelder abgefangen worden und haben ihren Lohn bekommen. Bei Visé mußte ein sechzehnjähriges Mädchen erschossen werden, weil es dabei betroffen wurde, wie sie einen Verwundeten verstümmelte. Da gibt es keine Schonung und darf es keine geben. *Ich möchte wohl wissen, welches Volk der Welt Soldaten hat, die angesichts solcher Schandtaten gegen ihre Kameraden noch die Selbstbeherrschung besitzen, die Verbrecher vor ein ordentliches Gericht zu stellen.* Ganz zweifellos ist der Franktireurkrieg gegen uns organisiert worden. Anders ist es nicht zu erklären, daß sich dieselben Verstümmelungen, dieselben Überfälle auf Lazarette, wo Ärzte, Verwundete und selbst Krankenschwestern dem Raubgesindel zum Opfer fallen, dieselbe Taktik des Angriffs in den Dörfern und Städten immer wiederholt. Plötzlich ist das ganze Dorf im Besitze von Waffen, in zwei Fällen sogar von Maschinengewehren. In Etalle zwischen Arlon und Sedan wurde der Pfarrer dabei betroffen, wie er Waffen und Munition an die Gemeinde verteilte. In Clermont dagegen hatte der Pfarrer die Bürger vergeblich beschworen, sich nicht ins Unglück zu stürzen und nicht auf den Bürgermeister zu hören, der Waffen verteilte und zum Überfall auf die durchziehenden Deutschen aufreizte. Aber selbst da, wo in den Rücken unsrer durchziehenden Kolonnen geschossen worden ist, hat man *nicht* das ganze Dorf verantwortlich gemacht, sondern *nur die Häuser* erstürmt und vernichtet, aus denen Schüsse gefallen waren. In Herve, in Fléron usw. stehen mitten zwischen den niedergebrannten Häusern solche, die unversehrt sind. Da liest man mit Kreide an den Türen: „Haus durchsucht. Alles in Ordnung.“ „Gute Leute. Schonen.“ „Bewohner abwesend. Schonen.“ „Mann steht als Soldat im Felde. Schonen.“ *Welche Ritter-*

lichkeit selbst gegen den abwesenden Feind üben unsre Soldaten! Welches Volk der Welt hat bessere?

Die Ortschaften, deren Einwohner sich nicht gegen uns erhoben haben, liegen im tiefsten Frieden da. Unsre einquartierten Landwehrmänner sitzen vor den Türen, unterhalten sich mit den Einwohnern oder spielen mit den Kindern und denken dabei vielleicht an die eigenen daheim. Ich sah, wie einer unsrer Soldaten der alleinstehenden Frau, bei der er wohnte, das Vieh fütterte. Ein andrer hielt einer Frau das zweijährige Kind, damit sie kochen konnte. Die rechten, gutmütigen, hilfsbereiten Deutschen, die sie nun einmal sind und bleiben, so liegen sie draußen im Feindeslande. Welches Unmaß von Schändlichkeiten muß geschehen sein, um diese guten Kerle zu Berserkern zu machen, die in der Notwehr die verstümmelten und ermordeten Waffenbrüder rächen und dann auch nicht mehr fragen können, wie groß die entfesselte Sturmflut der Schrecken des Krieges wird! Wahrlich, nicht unsre Soldaten haben es gewollt, daß Tod und Brand in Bürgerhütten getragen wird! Und was sie getan haben, das können sie und kann für ihre in Ehren im Felde stehenden Söhne die ganze deutsche Nation verantworten.



Die Schauspielhäuser im Krieg

Das Theater ist jetzt zur Notstandsfrage geworden. Zu einer Frage des geistigen und des wirtschaftlichen Notstands. Viele meinen, diese Sorge wiege nicht neben den anderen, und sie zucken die Achseln: „'s ist halt Krieg!" Dieses geflügelte Wort tut unrecht in allen Fällen, in denen guter und kluger Wille die Übel des Kriegs mindern könnte. Bedenkt es wohl: dieser deutsche Krieg wird nicht geführt aus der Leidenschaft der Machtpolitik, er soll das Deutschtum schützen und retten gegen die Vernichtungswut der deutschfeindlichen Welt. Das Deutschtum: das ist ein Geist. An unseren Kämpfen hat der Geist des Volkes den schönsten Anteil, er macht unsere Heere der Überzahl der Feinde überlegen. Dieser Geist, der das Palladium ist, ist zugleich der Siegespreis. Wir wollen ihn, vom Weltbrande unversehrt, heimbringen in unsere Arbeitsstätten und Tempel, ihn der Menschheit und auch — wider ihren eigenen törichten Willen — den feindlichen Völkern erhalten.

Nun ist es richtig: die höchste Ehrfurcht vor der deutschen Kunst rechtfertigt nicht eine einseitige Überschätzung des Theaters. Das Theater allein hat nicht den deutschen Geist gepachtet; das Theater, wie es sich unter vielfachen minderwertigen und bedenklichen Einflüssen häufig genug darbot, wich sogar nicht selten dem guten Geiste in weitem Bogen aus. Trotzdem war das, was von ihm an geistigen und seelischen Energien ausging, unter allen Lichtquellen der Kunst die stärkste, die für die Allgemeinheit wirksamste. Ein, wenn auch nur zeitweiliges Versiegen dieser Quelle wäre auf unserer Verlustliste zu buchen. Die grausamen Notwendigkeiten, die der Krieg mit sich bringt, machen den Segen der Kunst doppelt heilsam, und vor Verweichlichung im sanften Musenhain braucht dem deutschen Volke in diesen rauhen Tagen nicht bange zu sein! Hiermit ist schon angedeutet: Nicht bloß der Fortbestand des Theaterbetriebs, auch das Behaupten der künstlerischen Höhe ist eine ideale Pflicht. Wir wollen nicht, daß die Bühnen und ihre Leiter, mannigfache Gelegenheiten und Vorwände ausnützend, der üblen Oberflächlichkeit Zugeständnisse machen, die etwa ein patriotisches Mäntelchen tragen. Wir wollen nicht heruntergleiten von den Gipfeln — und wären es Hügel —, die wir da und dort unter zäher Entwicklungsarbeit erklommen haben. Wir wollen nicht, daß uns solcherweise die Feinde auf *unserem* Boden Schaden zufügen . . . Man rechne nicht allzu vertrauensvoll mit der Vorübergänglichkeit eines Rückschlags und Tiefstands. Bequemlichkeiten werden am leichtesten Gewohnheiten. Geht es mit dem lockeren Seil eine Weile, so

wird sich mancher die Mühe sparen, es wieder straff zu ziehen. Die Erinnerung an die glorreichen Siegesjahre 1870—71 und an deren nächste Folgezeit möge warnen: niemals hinterließ ein großer Moment ein in der Kunst kleineres Geschlecht.

Doch was nützt die graue Theorie, wenn die zwingende Wirklichkeit stärker ist? Kannst du denen, die der Tod im liebenden Herzen getroffen hat oder die um ihren Liebsten auf dem Felde der Gefahr zittern, zumuten, sich vor dem Kunstwerk im Theater stiller Sammlung zu ergeben? Nur wenige von ihnen werden den Trost der ewigen Kunst für ihre frischen Seelenwunden suchen. Die Fähigkeit hiezu ist durchaus nicht allein bedingt von der höheren Art und Geisteskraft; sie ist auch Temperaments- und Nervensache. Im allgemeinen bleiben den Theatern vorwiegend die Zuschauer, die nicht unmittelbar durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen sind. Bei dem Verhältnis von Volk zu Volksheer ist ihre Zahl nicht groß genug, um die meisten Theaterbetriebe aufrecht zu halten. In den kleineren Städten zumal werden die Bühnen und die armen Schauspieler daran glauben müssen. Wo immer aber die Möglichkeit besteht, die Schließung des Theaters hintanzuhalten, dort sollen die berufenen Kreise unter den Opfern, die ihnen Vaterland und Krieg auferlegen, auch die Fürsorge für Kunst und Künstler selbstlos in Angriff nehmen. Man darf es sich etwas kosten lassen, dem Volk der Dichter und Denker anzugehören; man muß es sich etwas kosten lassen, die Not der Mitmenschen zu lindern. Und hier ist, wie gesagt, von zwiefacher Not die Rede: von der des Geistes und Gemüts der Kunstlabung Suchenden, und von der größeren eines vieltausendköpfigen arbeitenden Standes, dem wir gerne in frohen Zeiten überflüssigen Lorbeer reichen und der jetzt Brot gegen den bitteren Hunger verlangt.

Die soziale Seite des Theater-Kriegszustandes ist in der Tagespresse mannigfaltig erörtert worden. An Vorschlägen fehlte es nicht. Auch nicht an einzelnen Betätigungen. Bühnenverein und Bühnengenossenschaft, die feindlichen Brüder, schufen Kriegs-Wohlfahrtseinrichtungen. Wenn ihre Nächstenliebe stark genug wäre, zunächst den alten Hader zu begraben und mit vereinten Kräften zu wirken, könnten sie vielleicht dem christlichen Wunder: der Speisung der hungernden Menge, auf natürlichem Wege Nachfolge leisten. Ihren zersplitterten Bemühungen bleibt ein großer Teil der Not unerreichbar. Ich weiß von Schauspielerfamilien und -Kindern, die von Haus zu Haus um ein Stückchen Brot betteln müssen. Und das in Berlin, wo die Hilfe noch am besten organisiert ist und wo ein Teil der Theater spielt! Die leider versagende Gemeinschaft des Direktoren- und des Schauspieler-Verbandes würde ferner imstande sein, den Mißbrauch der Lage, die Ausbeutung der Bedürftigkeit durch gewissenlose Unternehmer mit scharfen Ahndungsmitteln zu verhüten. Es war ein Ausweg, daß man hier und dort die größeren Gagen für die Kriegszeit auf das allen Mitgliedern der Bühne gemeinsame Existenzminimum herabsetzte. Wenn sich aber da und dort zeigte, daß der Theaterbesuch sich wider Erwarten günstig gestaltete, sollten dann etwa die Unternehmer den Gewinn von den Entbehrungen einstreichen, die sie ihren Künstlern auferlegten? Auf Kosten anderer die Fahne hochhalten und dazu noch die Toga des Tribunen sich um den Leib schlagen: das fordert ernsten Widerspruch heraus.

In der Presse tauchte u. a. der Vorschlag eines Schauspielers auf, die Verfasser der Bühnenstücke möchten insgesamt, solange der Krieg dauert, auf ihre Urheberanteile (Tantiemen) verzichten, um den Theatern das Dasein zu erleichtern. Das heißt eine Feuersbrunst aus dem Gießkännchen löschen wollen. Bezeichnend ist dabei nur, daß man allen voran dem Dichter sein angestammtes Recht aufs Hungern zuerkennt! Die wenigen unter den Autoren, die sich materiellen Gedeihens erfreuen, können auf diese oder jene Weise ihren Gemeinsinn beweisen. Sie und die minder glücklichen Kollegen werden sich, schon um überhaupt Aufführungen ihrer Stücke zu erreichen, eine Verminderung ihrer Bezüge gefallen lassen müssen. Doch den Stückeverfassern grundsätzlich den Eßlöffel vom Munde wegschlagen: das geht nicht. Das größte Elend herrscht bei der verschämten Armut, bei den geistigen Arbeitern, die nicht

der gesicherten Beamtenkaste angehören. Der Schriftsteller, der Dichter, der kein Bankguthaben hat, ist vielleicht am übelsten daran.

Die wirtschaftliche Seite des Theaterbetriebs im Kriege mußte hier gestreift werden, weil die Forderung nach geistigem Brot eine in der Luft hängende Utopie wäre, wenn das nahrhafte Mehl nicht geliefert würde. Bei aller Schwierigkeit der Umstände zeigt sich übrigens ein freundlicher Ausblick: weit weniger, als in Friedenszeiten, sind die ideelle und die materielle Fürsorge für das Theater genötigt, getrennte Wege zu gehen. Es sei gesagt: soweit in diesen Tagen überhaupt Teilnahme für das Theater zu erwecken ist, kann es nur geschehen durch ein dem Ernste unseres wirklichen Erlebens einigermaßen angemessenes künstlerisches Bemühen. Keineswegs soll das Tor versperrt werden, durch das die Illusion in heiter-sonnige Gefilde flüchtet, noch sollen ausschließlich das kriegerische Schauspiel und das vaterländische Gelegenheitsstück den Spielplan beherrschen. Doch weggeweht von dem gewaltigen Sturme sind die frivolen Zeitvergeudungen, die glitschigen und kitschigen Lüstern- und Albernheiten, der Operettenkrimskrams, die Affenschande der Pariser Boulevardposse. Was hier der Krieg zunächst — wäre es doch für immer! — vernichtet hat, dafür gebührt ihm eine Kulturprämie!

Die Berliner Theater, die sich während der ersten Herbstwochen ins Feuer wagten, wiesen keine leeren Häuser auf. Sie stellten sich mit dem Krieg möglichst ins Benehmen. Das Deutsche Theater und das Charlottenburger Schillertheater eröffneten mit Kleists „Prinz von Homburg“, dem das Schillertheater alsbald Kleists „Hermannsschlacht“ folgen ließ. Das Lessingtheater begann seine Tätigkeit mit einer sehr würdevollen Kriegsfeier: den Vorträgen von Gedichten Fontanes, Liliencrons und eines Prologs von Ernst Hardt folgte die wundervolle Aufführung von Otto Ludwigs „Torgauer Heide“. Das Deutsche Opernhaus begab sich unter den Fittich Richard Wagners. Im Berliner Schillertheater wurde ein älteres Stück zur Novität aufgefrischt: das Schauspiel „Fröschweiler“ von Hans von Wentzel und Ferdinand Runkel, ein handfestes, nicht geschmackloses Theaterstück, das den Krieg von 1870 zum Hintergrund hat und das Schicksal einer politisch zerrissenen deutschen Familie im Elsaß zum Gleichnis des größeren geschichtlichen Dramas macht.

So starken Widerhall diese Aufführungen bei der kriegerisch erregten Zuschauerschaft weckten: es ist nicht wahrscheinlich und wäre auch nicht zu wünschen, daß sich die Bühne ausschließlich dem waffentragenden Schauspiel wird widmen können. Der alte Christian Gottfried Körner, Schillers Freund, schrieb im Kriegsjahre 1808, als er Kleists „Hermannsschlacht“ kennen gelernt hatte, seinem Sohn Theodor: „Ich liebe es nicht, daß man seine Dichtungen an die wirkliche Welt anknüpft. Eben um den drückenden Verhältnissen des Wirklichen zu entgehen, flüchtet man sich ja so gern in das Reich der Phantasie.“ Wir, mit unserem gereiften poetischen Wirklichkeitssinn, unterschreiben dieses dualistische Bekenntnis gewiß nicht mehr. Wir empfinden auch das Unrecht, das Körner, vor dem Genius Kleists fast so blind wie der große Goethe, der „Hermannsschlacht“ angetan hat, die ein echter Guß ihrer Zeit für die Ewigkeit ist. Doch so viel mag als zutreffend von dem Körnerschen Worte übernommen werden: daß es der Kunst und der Bühne um so schwerer wird, ihre Werte und ihr Dasein zu behaupten, je bedingungsloser sie sich an eine gewaltige Zeitperiode anlehnt. Die Kriegsschauspiele, die sie bieten kann, verblassen — von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen — vor der überwältigenden Wirklichkeit, die wir erleben.

Im allgemeinen wird man trotzdem in der nächsten Zeit dem historischen Drama, das vaterländische Stoffe behandelt, einen breiten Spielraum geben müssen. Man achte nur dabei, den Weizen sorgsam von der Spreu zu sondern. Man halte sich gegenwärtig, daß in der Kunst nie und nimmer der Zweck die Mittel heiligt und daß gute Gesinnung allein keinen Freibrief ausstellt. Man hüte sich vor der Schädigung und Kränkung, die man dem deutschen Wesen durch Aufzüchtung einer leeren, patriotisch staffierten Gelegenheitsmache zufügen würde. Der prunkende Festspielstil nach dem Muster von „Kerkyra“ ist eine geistige Gefahr,



der rechtzeitig ins Auge gesehen werde! Und im übrigen ziehe man den Ring nicht zu eng. Das Beste, was man für den deutschen Charakter unserer Theaterkunst tun kann, wird getan durch Ausscheidung des Artfremden, soweit es zugleich belanglos oder wertlos — und zumeist nur von der krankhaften deutschen Fremdländerei eingeschmuggelt worden ist. Es versteht sich von selbst, daß weder der Hunnentrieb der Russen, noch Frankreichs feuriger Haß, noch die Schnorrergemeinheit Englands uns die Freude und den Besitz an den großen Geistern verderben können, die das wahre Eigentum unseres Geistes wurden, wo immer auch zufällig ihre Wiege stand. Das gilt von Shakespeare, der heute in Deutschland viel heimischer ist als in England, von Molière, von Tolstoi und von manchem jüngeren. Uns gehört Ibsen, uns gehören die Dichter des germanischen Nordens. Sollten wir uns freiwillig ärmer machen?

Hermann Kienzl

Unsere Wirtschaft hält durch

In einem meinen's die Engländer wirklich ehrlich mit uns: an der Redlichkeit ihrer Absicht, uns „auszuhungern", wird niemand zweifeln. Aber — was sind Pläne, was sind Entwürfe! „Wenn auch", so wird der „Voss. Ztg." von sachverständiger Seite geschrieben, „der plötzliche Ausbruch des Krieges während der Zeit der Mobilmachung und während der folgenden Tage bis zu den ersten entscheidenden Schlägen unseren Ausfuhrhandel ganz und unsere Ausfuhrindustrie, ferner unsere Luxusindustrie zum Teil lahmlegen mußte, so ist doch nicht zu verkennen, daß sich schon jetzt die Geschäftstätigkeit wieder zu heben beginnt. Bei der Betrachtung unserer Wirtschaftslage ist zu beachten, daß das Hauptabsatzgebiet für die deutsche Gewerbetätigkeit der inländische Markt ist, ihm gegenüber der Auslandsmarkt sehr stark zurücktritt. Hinzu kommt, daß sich nach den neutralen Staaten und durch ihre Vermittelung Absatzmöglichkeiten eröffnen. Die neutralen Staaten, denen wir Rohstoffe abgenommen haben, wie z. B. den Vereinigten Staaten von Amerika Baumwolle und Petroleum, wollen natürlich einen so guten Kunden wie Deutschland nicht verlieren und machen, wie bereits in der Presse bekannt geworden ist, große Anstrengungen, um sich ihren Absatz nach Deutschland zu sichern. Der Gegenwert wird aber zum großen Teil in deutschen Waren ausgeglichen werden müssen. Allerdings wird die amerikanische Industrie, besonders die amerikanische Maschinenindustrie, Versuche machen, in bisher deutschen Absatzgebiete auf dem Weltmarkt einzudringen. Viel mehr als die englische Seeräuberei hat dem Außenhandel die Unsicherheit der Zahlungsverhältnisse im Auslande geschadet. Die Klärung dieser Verhältnisse wie die Wiedereröffnung des Güterverkehrs wird den Absatz nach dem Auslande heben. Die Ausfuhrverbote für die Gespinste aus Wolle und für die meisten Lederfabrikate sind aufgehoben; für die Erzeugnisse der Eisen- und Stabindustrie sind Erleichterungen eingetreten. Der ungleich wichtigere inländische Markt weist, wie aus den letzten Berichten von Fachzeitschriften der einzelnen Geschäftszweige zu ersehen ist, günstige Symptome auf. Die Nahrungsmittelgewerbe sind gut beschäftigt, die Metall- und die Bekleidungsindustrie haben, wenigstens soweit sie für militärische Zwecke arbeiten, eine gewaltig gesteigerte Tätigkeit, die Wagenfabrikation findet zum Teil neuen Absatz, das Geschäft in der Konfektion hebt sich wieder. Der Baumarkt liegt freilich seit langem danieder. Durch Vergebung staatlicher und städtischer Aufträge wird gesucht, seine Lage zu bessern und damit den von ihm abhängigen Gewerbezweigen neues Leben zuzuführen. Mit weiteren deutschen Waffenerfolgen wird auch die Aufnahmefähigkeit des deutschen Inlandmarktes auf breiten Gebieten steigen.

Wir werden genug Rohstoffe haben und einführen können, um unsere Industrie aufrechtzuerhalten. Kein Zweifel besteht, daß eine ausreichende Kohlenförderung möglich ist. Eisen-

erze haben wir reichlich; um eine rentable Gattierung zu erzielen, steht uns außerdem die Einfuhr aus Schweden offen. Ergänzend treten die bedeutenden Kohlen- und Eisenerzlager der eroberten belgischen Gebiete hinzu. Kupfer wird sich aus den Vereinigten Staaten von Amerika, die ein starkes Interesse an der Aufrechterhaltung ihres Ausfuhrgeschäfts haben, über neutrale Staaten beziehen lassen. Vorläufig werden unsere Marktvorräte durch Aufkäufe der Kriegsmetall-Aktiengesellschaft ergänzt werden können. Holz kann aus Schweden, Norwegen und Österreich, Petroleum aus den Vereinigten Staaten von Amerika und Rumänien, Häute und Felle können aus Brasilien, Argentinien, Österreich, Italien, Belgien und den Niederlanden, Kautschuk aus Brasilien beschafft werden. Auch die Textilindustrie kann mit genügenden Zufuhren rechnen, Baumwolle wird die nordamerikanische Union und Wolle Argentinien über neutrale Gebiete liefern können. In Bremen liegen übrigens noch für 100 Millionen Mark Baumwolle.

In Verviers und in der Gegend von Roubaix, Tourcoing und Lille sind reiche Lager von Textilstoffen vorhanden. Für die in Britisch-Indien wachsende Jute soll neuerdings aus Stroh ein guter und billiger Ersatzstoff hergestellt werden können.

Daß hinsichtlich der deutschen Nahrungsmittelversorgung keine Befürchtungen bestehen, ist schon von den verschiedensten Seiten unter Hinweis auf den günstigen Stand der deutschen Landwirtschaft ausgeführt worden. Man kann es sich wohl ersparen, auch dafür eine Aufzählung von Einfuhrmöglichkeiten zu geben. Auf jeden Fall dürfen wir überzeugt sein, daß der Handel Mittel und Wege zu finden weiß, unsere Lebensmittel- und Rohstoffversorgung aufrechtzuerhalten.

Die einschneidenden Verschiebungen im Wirtschaftsleben infolge des Kriegsausbruches brachten ein Überangebot an Arbeitskräften, obwohl Millionen zum Kampfe gerufen wurden und viele Tausende zur Bergung der Ernte hinaus aufs Land zogen. Die weiblichen Arbeitskräfte wurden besonders hart getroffen. Nachdem die unentgeltliche freiwillige Hilfsarbeit mehr und mehr eingeschränkt ist und auch die Mahnungen, möglichst wenig Personal zu entlassen, nicht ohne Erfolg geblieben sind, hat die Arbeitslosigkeit nicht in dem zuerst befürchteten Umfange zugenommen. Die zuversichtliche Geschäftslage läßt erhoffen, daß der Arbeitsmarkt, der durch die Landwirtschaft, durch staatliche und kommunale Unternehmungen, durch die Waffenfabrikation, Bekleidungsindustrie, Lederindustrie und Befestigungsbauten eine nicht zu unterschätzende Entlastung erfahren hat, die gefährlichste Zeit überwunden hat und sich den veränderten Verhältnissen anpaßt.

Jedenfalls brauchen wir nicht schwarz in die Zukunft zu sehen. Die Prophezeiungen eines finanziellen Zusammenbruchs für den Fall eines solchen Krieges, des Ausbruches von Hungersnöten in den Großstädten nach der Mobilmachung und was dergleichen mehr ist, sind kläglich zuschanden geworden. Die Schwarzseher haben, wie meist im Leben, auch hier nicht recht behalten! Und heute, nach den großartigen Waffenerfolgen, die die kühnsten Erwartungen übertreffen, ist ein Pessimismus in wirtschaftlicher Hinsicht und seine öffentliche Propagierung unangebrachter denn je.

Auch die Finanz- und Handelsmaßnahmen englischer Neiderpolitik können uns nicht schrecken. Eine Reihe von Anzeichen lassen erkennen, daß sich die englische Volkswirtschaft in wesentlich ungünstigerer Lage befindet als Deutschland. Es ist ja ohne weiteres klar, daß ein Krieg, dessen Wirkungen sich in allen Ländern der Welt geltend machen, und der selbst fernab vom eigentlichen Schauplatz gelegene Staaten, wie z. B. Argentinien und China, zum Erlaß eines Moratoriums zwingt, gerade den englischen Wirtschaftsorganismus, der wie kein anderer auf den Beziehungen zum Auslande aufgebaut ist, am störendsten treffen mußte. Unter der allgemeinen Weltbaisse muß das britische Inselreich am meisten leiden, während wirtschaftlich weit selbständigere Staaten, wie das Deutsche Reich, diesen Zustand länger aushalten können. Mit Recht weist die englische Zeitschrift ‚Economist‘ darauf hin, daß etwa

ein Viertel des englischen Handels nach den Ländern der Ostsee und Nordsee geht, und sagt große Arbeitslosigkeit und Unruhen in den englischen Industriezentren voraus. Tatsächlich ist diese Prophezeiung schon zum Teil eingetroffen, denn die englische Textilindustrie, eine Hauptlebensader Englands, steht bereits vollkommen still. Wohl hat sie Kohlen und Faserstoffe, aber ihr fehlt außer der Absatzmöglichkeit ein unbedingt nötiges Material, das sie nur aus Deutschland beziehen kann. Im Deutschen Reiche kann die Arbeitslosigkeit nie so erschreckend werden, da die große Zahl der im Felde stehenden Arbeitskräfte aus der heimischen Bevölkerung heraus ersetzt wird. Diese Verhältnisse geben uns die berechtigte Hoffnung, daß wir auch wirtschaftlich einen längeren Atem haben werden als England, selbst für den Fall, daß nicht in nächster Zeit kriegerische Ereignisse eintreten, die Englands Wirtschaftsinteressen schwer schädigen werden."

Schon hat die englische Ausfuhr nach einer amtlichen Londoner Meldung eine Abnahme um 400 Millionen Mark zu verzeichnen. Der Ausweis des englischen Handelsamts für den Monat August zeigt bei der Einfuhr eine Abnahme von über 13½ Mill. Lstrl., bei der Ausfuhr eine Abnahme von beinahe 20 Mill. Lstrl. gegenüber dem Jahre 1913. Wenn nun das Handelsamt darauf hinweist, daß diese Abnahme zum großen Teil auf den Umstand zurückzuführen sei, daß bestimmte Arten von Ausfuhrartikeln während der Kriegszeit nicht ausgeführt werden dürfen, so ist, wie die „Tägl. Rundschau" feststellt, diese Begründung des alle Befürchtungen übertreffenden Rückgangs wieder nur eine echt englische bewußte Verdunkelung des wahren Sachverhalts. „Unter das Ausfuhrverbot fallen Lebensmittel und Getreide, die England überhaupt nicht ausführt, sowie Waffen und Ausrüstungsgegenstände, in denen sein Export nicht allzu bedeutend ist, ferner einzelne Metalle. Tatsächlich vermag Großbritannien an das Ausland nichts mehr abzusetzen, weil seine Bundesgenossen sich in den schwersten Wirtschaftskrisen befinden und bei ihrer derzeitigen Finanzlage als Abnehmer nicht in Betracht kommen können. Amerika hat den Boykott britischer Waren begonnen, und in Deutschland-Österreich verlor die britische Industrie zwei große und zahlungsfähige Abnehmer. Schließlich meidet auch die Schiffahrt der neutralen Staaten die minenverseuchte englische Küste.

Man erkennt jetzt, was den immer neue Wahnsinnsausbrüche entladenden Haß Albions gegen das siegreiche Deutschland so maßlos steigert. Die Tatsache, daß sie an ihrer empfindlichsten Stelle, am Geldbeutel, getroffen werden."



Die Aufteilung Deutschlands

So lautet der Titel einer 90 Seiten starken Schmähschrift, die in der ersten Hälfte des Juli in einem Buchhändlerladen in Paris auslag. (Le Partage de l'Allemagne. L'échéance de demain par Lieutenant-Colonel R. de D. Publications artistiques. Paris, rue Gîte-le-Cœur 6. Ohne Jahr.)

Das lebhaft geschriebene Buch enthält so viel von französischer Psychologie und von französischem Denken, durch das der gegenwärtige europäische Krieg mit verbreitet und mit entzündet wurde, daß es der deutsche Leser, dem jetzt bei der Kulturlosigkeit, Roheit und Unmenschlichkeit unserer Gegner die Augen aufgehen, mit Genugtuung aus der Hand legt. Ich will kurz und knapp seinen Hauptinhalt angeben.

1. Ein Zwischenfall.

Am 17. August 19.. melden Pariser Tageszeitungen eine Grenzverletzung der Deutschen in der Nähe von Mars-la-Tour. Bei der Jahresfeier der Schlacht fing eine Anzahl deutscher

Teilnehmer bei der Rede des Abgeordneten Ferru de Libre plötzlich an zu pfeifen. Bevor die Gendarmen sich einen Weg durch die Menge bahnen konnten, brach sich ein Auto eine Gasse, nahm die Deutschen auf und entkam mit ihnen über die Grenze. Die aufgeregte Menge, die beinahe „an den Preußen ein Volksgericht" vollzogen hätte, sah nur, daß außer dem Wagenlenker noch drei Personen im Wagen waren und daß eine von ihnen im Gesicht stark blutete. Der so schöne und herrliche Tag wurde durch diesen Zwischenfall getrübt, in dem man nur einer der tausendfältigen Herausforderungen erblicken kann, mit denen uns unsere Nachbarn seit einiger Zeit und bei jeder Gelegenheit überschwemmen.

Wir befinden uns am 18. August, 4 Uhr morgens, im Dorfe Lantefontaine bei Briey. Hierher hatten die wachsamen Franzosen eine Abteilung Husaren auf Wache gelegt, „was bei der immer wachsenden politischen Spannung zwischen Deutschland und Frankreich gegenwärtig, auch bei dem ganz unverschämten Gebahren Deutschlands und seinen Angriffen auf die nationale Ehre und Würde Frankreichs nur ein Gebot der Vorsicht war".

Plötzlich knallen in dem noch schlafenden Dorfe einige Schüsse. Pferdegalopp! In fliegender Eile kommt ein Husar mit bleichem, verzerrtem Gesicht, zerschossenem Arm und blutigen, zerrissenen Kleidern, hält sein zitterndes und schaumbedecktes Pferd an und meldet einen Überfall der ausgesandten Husarenpatrouille durch die Deutschen auf französischem Boden. Der Offizier und zwei Leute sind tot, er allein entkommen!

Der Offizier geht mit einigen Kameraden sogleich auf Erkundigung vor. Von einer Anhöhe aus sieht er auf der Straße von St. Privat nach Auboué zu deutsche Reitergeschwader heranrücken: „Die Vorhut der Deutschen — die gerade in Auboué einzieht!"

Er wendet sein Roß auf Doncourt-aux-Templiers zu, und mit Hilfe des dortigen Jägerbataillons zu Fuß werden die Deutschen angegriffen und selbstverständlich zurückgeschlagen.

2. Der Fünfbund und der Dreibund.

Das war also Krieg! Der Krieg mit all seinen Schrecknissen und Metzeleien! Es brach also ein neuer deutsch-französischer Krieg — ja ein Weltkrieg — aus, gerade an dem Zeitpunkte, da der Friedenskongreß zu Bern seine Arbeiten beendet hatte.

Die Lage Deutschlands ist nicht gerade glänzend, denn im Gegensatze zum Dreibunde entsteht in Europa der Fünfbund, der sich aus England, Rußland, Spanien und dem neuen Balkanbunde zusammensetzt. Alle diese Staaten haben gewichtige Gründe (die alle einzeln aufgezählt und beleuchtet werden), an Deutschland den Krieg zu erklären.

„Wie schwächlich und armselig erscheint diesen mächtigen Verbündeten gegenüber der Dreibund! Gewiß ist ja Deutschland groß und stark, aber ein Koloß mit zerbrechlichen Füßen ...", denn Polen, Elsaß-Lothringen, Bayern, Schleswig-Holstein und Hannover sind ein ganz unsicherer Besitz. „Gewiß ist ja Deutschlands Heer gut, ja ausgezeichnet; — aber es ist mehr Fassade als Wirklichkeit bei der Unfähigkeit der Untergebenen, der Abneigung der Soldaten gegen ihre rohen und unfähigen Führer, welche die Seele des gemeinen Mannes nicht verstehen.

Der deutsche Kaiser befiehlt die Mobilisierung des 16. Armeekorps in Metz ohne Kriegserklärung! Dasselbe Korps geht auf Verdun zu, das 23. Korps in Saarbrücken geht auf Nancy los, natürlich alles unter der völligen Nichtachtung des Völkerrechtes.

Selbstverständlich ist Paris sofort elektrisiert. Paul Déroulède entschleiert feierlichst in Gegenwart von 10000 Menschen auf dem Place de la Concorde das Standbild „Straßburg", das seit 1871 beschämt sein Haupt verhüllte; die gefürchteten Volksaufstände brechen nicht aus; Jaurès stimmt im Abgeordnetenhause die Marseillaise an, in die alle Anwesenden begeistert einstimmen; in der Nacht beginnen schon die Truppentransporte an die Grenze.

Indessen beginnen die Kämpfe gegen den Feind. Dabei tritt ein gewaltiger Fehler Deutschlands zutage, der darin liegt, daß es die Elsässer zuerst gegen die Franzosen schickt; diese Truppen werden nämlich zweimal geschlagen.

Unter zahlreichen Vorpostengefechten vollzieht sich der Aufmarsch der beiden Gegner. Kaum wird ein „Zeppelin“ am Himmel sichtbar, so stürzen sich zwei, drei und vier Flieger auf den Feind, nach wenigen Minuten senkt sich das Ungetüm unter dem Feuer der Mitrailleusen zu Boden; die deutschen Flieger werden selbstverständlich nach einigen mißglückten Angriffen schnell besiegt. Täglich aber überfliegen französische Flieger die Vogesen, den Schwarzwald, die Eifel und den Thüringer Wald, um die Truppenbewegungen zu beobachten, so daß der Oberbefehlshaber immer auf dem Laufenden ist. Einer von ihnen bewirft den Hauptbahnhof in Metz mit Bomben, und Pégoud steckt auf dieselbe Weise das Potsdamer Schloß in Brand; durch einen glücklichen Zufall trifft eine seiner Handgranaten genau das Zimmer, wo sich die kaiserliche Familie aufhält und tötet den Kronprinzen und einen seiner jüngeren Brüder. Der Tod des Thronfolgers und die glänzenden Leistungen der französischen Luftflotte bewirken eine gewaltige Entmutigung im Volke und im Heere.

Bereits 12 Tage nach der Mobilisation stehen 22 Korps in 5 Armeen, d. h. fast das ganze französische Heer, an der Grenze zwischen Hirson bei St. Quentin und Epinal; sogar die Fremdenlegion und marokkanische Korps sind auf dem Wege nach Frankreich. Die blutigsten Schlachten von Arlon bis nach Rambervilliers enden mit der Vernichtung und Flucht der deutschen Armeen.

Die Schlacht dauert acht Tage und acht Nächte, so lange hallt von Namur bis zum Donon das Krachen der Kanonen und das Schreien der Verwundeten. Zunächst bleibt jeder der Gegner in seinen Stellungen, schließlich werden aber die Deutschen in die Flucht geschlagen.

5. Auf dem Meere.

Der Angriff Deutschlands auf Frankreich erregt ganz Europa; Rußland und Spanien machen gemeinsame Sache mit den Franzosen durch ihre Kriegserklärungen an Deutschland und an die Mächte des Dreibundes. Ihrem Beispiele folgen sehr bald England, das vor allen Dingen der deutschen Vorherrschaft und dem Imperialismus ein Ende zu machen wünscht, ihm folgt der Balkanbund, der die blutigen Demütigungen an Österreich rächen will, einzig und allein der König von Griechenland schwankt wegen seiner Verwandschaft mit dem Deutschen Kaiser einige kurze Zeit; — infolge eines Volksaufstandes zugunsten der Franzosen wird er seines Thrones entsetzt und geht als General nach Deutschland.

Indessen liegt die französische Flotte an den heimischen Küsten in Toulon, die englische Flotte vollzieht den ersten Angriff. Die feindlichen österreichischen und italienischen Flotten haben sich im Mittelmeere bei Sizilien vereinigt, wo sie nach kurzem aber schwerem Kampfe unter dem Verluste von nur 3 französischen Unterseebooten und dem Großkampfschiffe „La France“ besiegt werden.

Mit gleichem Glücke kämpfen in den baltischen Gewässern die englische und russische Flotte. Sie fangen zunächst alle deutschen Handelsschiffe im offenen Meere weg, besetzen sodann die Flußmündungen der Elbe und zerstören Wilhelmshaven, um endlich die preußischen Küsten zu blockieren und die Häfen zu zerstören. Die englische Hauptmacht fordert die deutsche Flotte, die unterdessen in der Nähe von Helgoland kreuzt, zum Kampfe heraus: „Der Ausgang dieses Kampfes kann bei der Ungleichheit der Streitkräfte nicht zweifelhaft sein.“ Die deutschen Schiffe werden auseinandergesprengt, das Schiff des Befehlshabers, des Prinzen Heinrich, fliegt mit der Admiralität in die Luft, die übrigen Schiffe fliehen nach Wilhelmshaven, Bremerhaven und Kuxhaven. Bei Kiel scheint es noch einmal zu einem Kampfe zu kommen, aber die deutschen Schiffe nehmen die Schlacht nicht an; Kiel wird blockiert und die ganze mecklenburgische und pommersche Küste besetzt, während Rußland indessen die Weichselmündung, Stettin, Rostock, Danzig und Lübeck einnimmt und ihren Handel auch für immer ruiniert.

6. Die Verbündeten gegen die anderen.

Die deutschen Landstreitkräfte gehen in vier Heeressäulen über den Rhein zurück, verfolgt von den Franzosen. Da erheben sich die Elsässer zum Kriege bis aufs Messer gegen die

durchziehenden Deutschen, wobei in blutigen und grausamen Kämpfen viele tapfere Soldaten fallen. Am dreißigsten Tage steht das gesamte französische Heer am Rheine, wo sich aber das Schicksal Deutschlands vorläufig noch nicht entscheiden soll. Drei deutsche Armeekorps stehen mit einigen österreichischen Streitkräften an der russischen Grenze, diese sollen Rußland, das langsam mobilisiert, hinhalten und, nachdem Frankreich besiegt ist, mit den siegreichen, zurückkehrenden Truppen gegen Rußland ziehen. Dieser Plan war gut ausgedacht im Falle eines Sieges über Frankreich. Wie wir sehen, ist das Gegenteil eingetreten. Die Lage der Verteidiger an der deutschen Ostgrenze wird besonders gefährlich, als drei russische Armeen heranrücken. Da unter blutigen Aufständen die tschechische Fahne in Prag entrollt wird und die Ruthenen, Slowenen und Kroaten sich auf die Seite Rußlands stellen, verliert Österreich eine Schlacht gegen den Balkanbund und Deutschland in der Nähe von Warschau; auch die Italiener sind von den Franzosen geschlagen worden.

7. Im Herzen des Adlers

Somit war Deutschland vorläufig niedergerungen. Der Ton der Presse hat sich bald geändert, die gewöhnlichen Beleidigungen gegen Frankreich sind verschwunden und haben Vorwürfen gegen den „Großen Generalstab“ und den Kaiser Platz gemacht.

Da bietet der Kaiser den westlichen Nachbarn Elsaß-Lothringen und die Kolonien Togo, Kamerun und eine Kriegsentschädigung von 10 Milliarden an, — Südwestafrika und Westafrika sollen die Engländer erhalten; aber diese Vorschläge nimmt Frankreich nicht an. Es hätte ja nichts gewonnen für sein großes Ziel, die Ruhe in Europa herzustellen.

Nach einigen Schlachten gegen die zwei Seiten findet zwischen Kassel und Koburg auf einer Schlachtlinie von 150 km ein letztes Ringen statt. 4 Tage lang donnern die Kanonen, brennen die Dörfer, und in keiner Schlacht wird blutiger und schrecklicher gekämpft; eine solche wilde Wut bemächtigt sich aller Streiter, daß sogar die Verwundeten noch am Erdboden bis zum Tode kämpfen. — Die Deutschen unterliegen.

Da entschließt sich der deutsche Kaiser zu sterben, nachdem er seinen Traum von der Vorherrschaft Deutschlands zerfließen sieht. Er hat nur noch eine Gardedivision bei sich; er sendet sie gegen die französische Schlachtlinie und übernimmt, umgeben von seinem Generalstabe, selbst den Oberbefehl. Leider war auch dieser letzte Vorstoß vergeblich, — man sendet die Fremdenlegion gegen den Feind — — — „und so fällt als Soldat auf dem Schlachtfelde bei Hersfeld in Thüringen, unter dem Bajonettstiche eines elsässischen Unteroffiziers der Fremdenlegion der letzte König von Preußen, der letzte Kaiser von Deutschland.“

8. Berlin

Die weitere Geschichte dieses Feldzuges ist nichts als ein Triumphzug des französischen Heeres durch Brandenburg, Sachsen und das übrige Deutschland. Eine deutsche Armee gibt es nicht mehr, die Reste sind nach Mecklenburg versprengt.

Für Frankreich ist jetzt die Zeit der großen Schlachten vorüber, es besetzt die Städte und Festungen Mecklenburgs, Sachsens und Bayerns und reibt die Reste des Heeres auf.

Auch in den anderen Ländern Europas sind die Erfolge nicht ausgeblieben, so daß sich Russen und Franzosen sehr bald zu einer großartigen Feier, dem Einzug in Berlin, vereinigen können.

9. Finis Germaniae

Um die blutigen Erfolge sicherzustellen, beschließen die Mächte, in Berlin über den Frieden zu beraten, bei dem ganz Europa vertreten ist. Anfang Dezember eröffnet man die Sitzungen, deren Vorsitz der französische Gesandte in Berlin, Herr Cambon, führt.

„Gleich in der ersten Sitzung beschließt man bei völliger Einigkeit als Grundsatz der folgenden Verhandlungen zu beschließen: Deutschland muß verschwinden!“ Österreich-Ungarn

und Italien sollen hingegen bestehen bleiben, — und auf diesen Grundlagen nimmt man eine völlig neue Wiederherstellung der Karte von Europa vor.

Frankreich erhält Elsaß-Lothringen, alles Land über dem Rheine bis Köln und im Osten bis Würzburg, England das heutige Oldenburg und Hannover, Dänemark reicht bis Magdeburg. Dort stößt es an Rußland, das sich nunmehr über ganz Sachsen und Ostpreußen erstreckt. Österreich-Ungarn erhält Bayern bis zur Mainlinie. Nur im Herzen Deutschlands bleibt ein kleiner selbständiger Staat „Thüringen“ bestehen, — sein Herrscher wird der alte König von Württemberg.

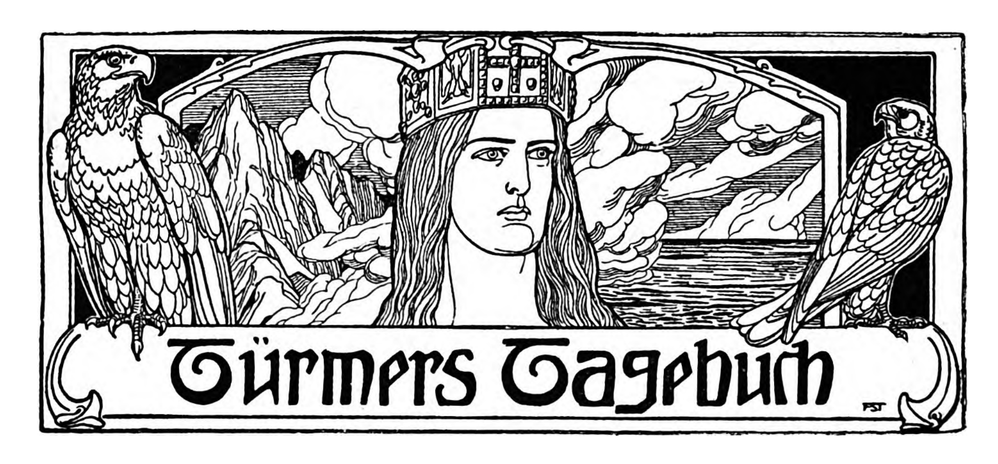
Von den Kolonien nimmt England die australischen Besitzungen und Westafrika, Spanien Ostafrika, Frankreich den Rest.

— —

So weit das französische Vorbild. Ein Urteil erübrigt sich. Wir wissen, was einst Cäsar über die Gallier urteilte; wir kennen die Begabung des Franzosen zu Phantasieüberschwang und zum Lügen.

Dir. Dr. Hugo Schmidt-Hainichen i. S.





Der Krieg

... Fürst Bülow trat an das Fenster, aus dem man auf den Pariser Platz sieht: „Sehen Sie,“ äußerte er zu Björn Björnson, dem Herausgeber der Korrespondenz „Norden“, „ich wollte nicht, daß Sie es für Ruhmredigkeit hielten oder für den Ausdruck einseitiger Beurteilung, wenn ich sage, wie groß steht gegenüber seinen Feinden jetzt das deutsche Volk da! Wie wundervoll treten heute die Tugenden dieses Volkes zutage. Nicht nur sein Heldenmut, den die Welt kennt seit Siegfrieds Tagen, seit den Uranfängen unserer Geschichte wo sich die Wurzeln des deutschen Volkes mit denen der skandinavischen Völker berühren, sondern auch seine anderen Vorzüge, sein tiefgewurzeltes, selbstverständliches Pflichtgefühl, sein Sinn für Ordnung, die Selbstzucht, die jeder an sich übt, die Reinheit des deutschen Gemüts, der deutsche Fleiß, die deutsche Arbeitskraft, die Gründlichkeit deutscher Bildung, der unverwüstliche deutsche Idealismus, das deutsche Gottvertrauen. Sehen Sie, wie die deutschen Heere im Westen und Osten alles vor sich niederwerfen, wie sie aufmarschiert sind, wie in diesem Millionenheer jeder den ihm angewiesenen Platz ausfüllt, jeder freudig seine Pflicht erfüllt. Sehen Sie, mit welcher Sicherheit und Pünktlichkeit Tausende von Eisenbahnzügen von früh bis spät die Truppen nach dem Westen und Osten befördern, wie die Verwaltungsmaschine ohne Störung noch Stocken weiter arbeitet. Sehen Sie das ruhige, friedliche Bild, das die Millionenstadt Berlin auch heute bietet, sehen Sie (der Fürst wies aus dem Fenster auf den Tiergarten), wie der Rasen dort im Tiergarten heute ebenso gepflegt ist wie in tiefster Friedenszeit, wie die Rosen im Rosengarten an der Charlottenburger Chaussee blühen und prangen wie immer, sehen Sie die ruhige, gesittete, im wahren Sinne *vornehme Haltung dieses Volkes*, wo jeder seine Schuldigkeit tut, ohne Prahlerei noch wüsten Lärm, wo Sie kein häßliches Geschrei auf der Straße hören, sondern nur, wenn wieder eine Siegesnachricht eingetroffen ist, eines unserer schönen nationalen Lieder. Schauen Sie auf das Bild, das in diesem Augenblick nicht nur die Reichshauptstadt, sondern ganz Deutschland bietet, und ich darf wohl sagen: Sie blicken auf ein großes Volk. Auch derjenige Deutsche, dem der Alltagskampf der Meinun-

gen und Parteien hier und da den unvergänglichen Kern deutschen Wesens verhüllte, den manche Vorgänge der letzten Jahre mit Sorge auf unsere Entwicklung blicken ließen, kann angesichts der Haltung des deutschen Volkes in diesem Riesenkampf nur schweigend sein Haupt neigen vor der Größe der Nation." ...

Müssen wir nun aber die Beweise dafür, daß wir unter den augenblicklich Krieg führenden Nationen wirklich die weitaus anständigste, die stets vornehm und menschlich handelnde sind, über das Maß des Notwendigen hinaus häufen? „Lohnt es sich wirklich," fragt W. von Massow im „Tag", „das mordbrennerische Gesindel, das unter dem Namen russischer Truppen in Ostpreußen gehaust hat, die Belgier, die von ihren Behörden zu viehischer Grausamkeit und gemeiner Hinterlist angestiftet werden, die Franzosen, deren nationaler Haß dieses einst ritterliche Volk von keiner Niedertracht mehr zurückhält, durch Großmut zu beschämen? Vom kaltblütigem Bruch des Völkerrechts und brutaler Handlungsweise schließen sich auch die Engländer nicht aus, obwohl Ausschreitungen der Volksleidenschaften von dort nur ganz vereinzelt gemeldet worden sind. Dafür haben wir aber in diesem Lager einen schlimmeren Feind: das sorgfältig ausgebaute Lügensystem, das mit Verdächtigungen gegen uns arbeitet. Können wir hoffen, dieses Lügengebäude durch Großmut zu erschüttern?

Man verstehe dies nicht falsch! Ich wünsche keine unmenschliche Kriegführung, die dem Wunsch nach Vergeltung der zahllosen Gemeinheiten unserer Gegner so weit nachgibt, daß unsere eigene Menschenwürde und unsere nationale Ehre darunter leidet. Ich will keine Grausamkeit predigen. Setzen wir weiter unseren Stolz darein, streng innerhalb der Grenzen des Völkerrechts zu bleiben und unseren Schild unbefleckt zu halten von allem, was diesen heiligen Krieg des deutschen Volkes auf eine tiefere Stufe herabdrücken könnte! Aber *hüten wir uns auch vor der gedankenlosen Gefühlsseligkeit und Weichheit*, in die wir so leicht verfallen, einer Weichheit, die in ihrer Wirkung eine Verfehlung gegen höhere Interessen unseres eigenen Volkes, *eine Versündigung an dem bereits vergossenen und noch zu vergießenden Blut unserer braven Landsleute* darstellt!

Zu den Maßregeln, die im Interesse unseres schwer ringenden Volkes mit rücksichtsloser Schärfe durchgeführt werden müssen, gehört die Schädigung der feindlichen Mittel und des feindlichen Nationalvermögens überall da, wo es das Völkerrecht gestattet und der Kriegsbrauch fordert. Es darf nicht vorkommen, daß ein Schiff, das unter englischer Flagge in unsere Gewalt gerät, noch seine Fahrt fortsetzen kann. Wie denken wir uns denn eigentlich die Kriegführung gegen England? Unsere Marine wird sicher in diesem Kriege auch weiter unsterblichen Ruhm ernten; es wird ihr hoffentlich gelingen, größere Erfolge zu erreichen, als die Engländer sich träumen lassen; von Tommy Atkins brauchen wir wohl nicht zu reden. Aber das alles wird uns dem Ziel des Krieges nicht näher bringen. Die Engländer haben uns den Krieg erklärt, weil sie unseren Handel zu ruinieren hoffen und vermöge der Überlegenheit ihrer Seemacht sicher glauben, das ohne allzu großen eigenen Schaden erreichen zu können. Daß dieser Glaube erschüttert wird, ist also das wichtigste. Er wird aber nicht erschüttert, solange unsere

Schläge nur im regelrechten Kampf gegen die Streitmacht des britischen Reiches fallen. Der Nationalstolz der Briten erträgt diese Schläge ruhig; man ist gewohnt, das als Ehrensache des britischen Volkes zu betrachten. Aber wenn der Handel, das Privateigentum der Briten, das auf der See schwimmt, nicht sicher ist, wenn die Leute, die den Nutzen von der Vernichtung der deutschen Konkurrenz haben wollten, mit dem eigenen Portemonnaie für die Folgen aufkommen müssen und die eigene Flotte sie nicht davor schützen kann, dann wird auch bei dem ollen ehrlichen John Bull an die Gemütseite gerührt.

Auf diesem Gebiet dürfen wir keine Großherzigkeit kennen. Hinunter auf den Meeresgrund mit jedem englischen Handels- und Transportschiff, das wir erwischen können! Nichts darf ihnen geschenkt werden; sie schenken uns auch nichts. Denn darum führen sie ja Krieg. Es gibt noch genug Gelegenheit, Edelmut zu zeigen, wo er hingehört. Ein Edelmut, der dem brutalsten aller Gegner ein Gut läßt, das er uns schonungslos rauben will, begeht eine Sünde am eigenen Volk, die auch durch die schönsten Seelenregungen nicht entschuldigt werden kann."

Noch hatte der Verfasser nicht seinen Namen unter diese Zeilen gesetzt, als die Nachricht eintraf, daß der selbe Hilfskreuzer („Wilhelm der Große"), der sich der erwähnten Großmut „schuldig" gemacht hat, durch einen Völkerrechtsbruch der Engländer in einem neutralen Hafen überfallen und vernichtet worden ist. So prompt quittiert England überflüssige Gefühlswallungen!

Für diejenigen, die in die eigentliche englische Volksseele eingedrungen sind, ist die jetzige Wendung der Dinge allerdings nichts weniger als überraschend gekommen. „Wir wußten," bekundet Professor Hans Ziemann in der „Tägl. Rundschau", „daß die vielen (ach allzuvielen) schönen Worte unseres Botschafters umsonst gesagt waren. Wir wußten schon längst, daß der Engländer wieder in Ruhe vor dem unbequemen Konkurrenten sein Kricket und Fußball spielen wollte. Nur das eine bedauerten wir, daß in ihrer unglaublichen Gutmütigkeit und weichen Sentimentalität manche Kreise Deutschlands *immer wieder auf die englische Leimrute* gingen und an eine Wandlung unserer Beziehungen glaubten. Die Kenner der Dinge waren sicher, daß *schon seit Jahren langsam nnd systematisch in England auf den Krieg hingearbeitet* wurde. Marinekreise sagten sich kürzlich schon, als die englische Flotte *Kiel* besuchte, daß sie kam, um zu *spionieren*. Die Kralle in der Katzenpfote, die England gab, lag damals in der gleichzeitigen Entsendung eines Teiles der englischen Flotte nach Petersburg.

Gar nicht bekannt scheint in der Presse geworden zu sein, daß Lord Brassey, der bekannte Herausgeber des Jahrbuchs der Kriegsflotten (ich glaube, es heißt Annual navy handbook), *während der Kieler Woche* eines Tages mit einer Pinasse nach Teilen des Kieler Hafens fuhr, von denen er wissen mußte, daß sie *fremden Besuchern gesperrt* sind. Als er festgenommen wurde, stammelte er tausend Entschuldigungen wegen dieses ‚mistake'. So mißbraucht ein Engländer in hervorragender Stellung, ein weltbekannter Flottenkenner, als Gast des Deutschen Kaisers schamlos das Gastrecht.

Nicht umsonst hat England in der schwierigen irischen Frage mit eiserner

Energie die Interessen der Iren gegen die eigenen Nationalisten vertreten, da es damals schon wußte, welche entscheidungsschweren Tage kommen würden. England konnte und wollte während der Abrechnung mit Deutschland nicht den Bürgerkrieg im eigenen Lande haben. Die Folgen dieser, vom englischen Standpunkt aus klugen Handlungsweise sind nicht ausgeblieben. Irland und die mächtige irische Partei in Amerika stehen noch nicht auf der Seite von Englands Gegnern!"

Wie ein kunstreich aufgebautes Drama steigt die englische Aktion gegen Deutschland in 12 Jahren an: Abkommen mit Frankreich und Neuaufstellung der Flotte vom Mittelmeer zum Kanal bis 1904 und 1905 — Abkommen mit Rußland 1907 und Besuch König Eduards in Reval 1908 — und der dritte Akt von 1908 bis heute: die Steigerung der Spannung bis zum Frühherbst 1911, die Abspannung 1912 und 1913, wieder Spannung und Katastrophe 1914. „Uralte Traditionen englischer Politik," legt Otto Hoetzsch in der „Kreuzztg." dar, „der Gegensatz zu Frankreich, zu Rußland, die Abneigung gegen Bündnisse und kontinentale Kämpfe, wurden beiseite geworfen, aber das Ziel und die Methode dieser englischen Politik, das waren und blieben die altgewohnten: skrupellos und mit höchster Einseitigkeit, mit vollem Bewußtsein wird alles eingestellt auf den, gegen den, den man für den wesentlichsten Gegner hält. Im 16. Jahrhundert Spanien, im 17. Holland, im 17.—18. und 19. das Frankreich Ludwigs XIV., des XV., Napoleons I., im 20. Jahrhundert das Deutsche Reich — lassen wir den berechtigten Unmut über das ‚perfide Albion' beiseite, es weht der Hauch der Weltgeschichte um unser Haupt, da englische Soldaten jetzt den Fuß auf den Kontinent setzen und englische Kriegsschiffe ihre Rohre richten — gegen uns!

Und diese englische Politik wird getragen von der Stimmung ihres Volkes: erst die politische Eifersucht auf die Gründung unsres Reichs — dann die kaufmännische Besorgnis vor dem unheimlich wachsenden Rivalen: 1875 die erste Enquete, die das offen aussprach, 1889 das ‚Made-in-Germany'-Gesetz (aus demselben Jahre, in dem die neueste Geschichte der englischen Kriegsflotte beginnt!) und dann — nach 1895 immer mehr anschwellend — schließlich die deutschfeindliche Stimmung der Massen seit dem Burenkriege. Ohne diese gewaltige, immer bewußter und einseitiger werdende Strömung im Denken des englischen Volkes wäre Sir Edward Greys Politik nicht möglich gewesen. Wer zwischen 1902 und 1914 häufiger in England war, spürte das auch überall: wenn er am Schanktisch der ‚public bar' den gemeinen Mann von den ‚damned dutchmen' reden hörte, wenn er hochstehende Zeitungen systematisch gegen die halb verachteten, halb gefürchteten ‚Germans' hetzen sah, wenn er am Tische hochgebildeter Familien nicht vor taktlosen Bemerkungen über ‚Willys Spielzeug' sicher war. Da fühlte man eine elementare Bewegung, da erfüllte man sich mit der Überzeugung, daß von einem friedlichen Nebeneinander oder gar von einem Bündnis beider Nationen nur werde die Rede sein können *nach* einer großen Auseinandersetzung ...

Freilich wird dieser Kampf auch vor andern *blutig* werden. Denn die Engländer sind auch im Kriege Germanen ... Es ist falsch und ist unser nicht würdig, wenn wir unserm Volke sagen, die englischen Soldaten seien, weil sie Söldner sind, nichts wert und feige Memmen. Das sind sie nicht, nicht die jungen Adligen, die,

vom Sport gestählt, sie führen, noch ‚Tommy Atkins‘ selbst, der die angelsächsische Zähigkeit im Kampfe ‚in rank and file‘, wie man ihn in England besonders preist, in sich trägt. Verächtliche Gegner sind sie wahrlich nicht, die uns jetzt zu Wasser und zu Lande entgegentreten, nicht die Soldaten und nicht die Führer, von denen sich manche in schweren kolonialen Kämpfen die Sporen verdient haben. Aber so wenig wir diesen Gegner — und diesen ganz besonders — gering einschätzen, das mindert uns nicht die stolze Zuversicht, mit der unsere Wehrmacht auch diesem Feind entgegentritt. Zwei Bundesgenossen — neben allen andern — kämpfen hier mit uns. Einmal: wer im letzten Jahrzehnt häufiger in England war, dem wuchs wohl die Bewunderung vor dem Riesenstaatsbau, den er näher kennen lernte, dem wuchs aber im Innern auch, ohne jede Überhebung, doch mit stolzer Sicherheit, das Gefühl der deutschen Überlegenheit. Vielen meiner Landsleute wünschte ich heute diese Erfahrung, die so mancher von uns drüben machte, der deutsche Clerk, der für 5 Pfund monatlich in der City arbeitete, der deutsche Seeoffizier, der in den Häfen die englischen Kameraden traf, der deutsche Professor, der auf Englands hohen Schulen in seine Erziehungsmethoden hereinsah: wie die englischen Sorgen für Handel und Wehrmacht und Erziehung immer gingen um diese unheimliche Überlegenheit der konkurrierenden Deutschen in Methode und Disziplin, um ihre Anpassungsfähigkeit, um die unübersetzbare deutsche ‚thorougness‘, von der schon in den siebziger Jahren die englischen Kolonialberichte klagten ...“

Der englische Premierminister Asquith hat in einer Londoner Versammlung erklärt, England werde den Krieg „zehn, auch zwanzig Jahre“ hindurch führen und ihn nur mit einem Siege über den deutschen Militarismus beenden. So lange dürfen also — nach der jüngst erfolgten Solidaritätserklärung der Dreibundgenossen nebst serbischem und belgischem Troß — auch Frankreich und Rußland keinen Frieden schließen. „Herr Asquith“, bemerkt die „Frankf. Ztg.“, „hat den Mund schon oft vollgenommen, aber so lächerlich hat er wohl noch nie geprahlt. Er wird es auch etwas billiger tun. Wollte man ihn beim Wort nehmen, dann würden Frankreich und große Teile Rußlands ‚zehn auch zwanzig Jahre‘ von Deutschen und Österreichern besetzt bleiben, und es ist denkbar, daß diese sich dann an die Besetzung so gewöhnt hätten, um vielleicht eine Veränderung gar nicht mehr zu wünschen. Will Asquith das? Aber was kann denn dieser würdige Herr sagen? Im nächsten Jahr sind in England Neuwahlen. Mag auch das Parlament in seiner Mehrheit diesem Krieg zugestimmt haben, die wildeste jingoistische Gebärde wird dieses erbärmliche Kabinett doch nicht vor dem Sturz retten und dann wird weder Asquith noch Grey über den Frieden zu bestimmen haben, allenfalls Winston Churchill, der dann nach der Tradition seines Hauses wieder zu den Tories übergehen wird. Aber solche verzweifelten Verleugnungen der Vernunft beweisen nur, wie sehr man in England jetzt schon fühlt, daß man falsch gerechnet hat.

Denn eine Rechnung und nichts als eine Rechnung ist für England dieser Krieg. Der Gedanke ist furchtbar. In einem Jahrhundert, das die menschliche Zivilisation und Kultur auf eine nie gekannte Höhe gesteigert hat, gewinnt es die Regierung eines Landes, das sich stets als Beschützer der Humanität und des Rechts

gebärdet hat und das auch in diesem Augenblick noch den Anspruch erhebt, das internationale Recht schützen zu wollen, über sich, die Wohlfahrt nicht nur des eigenen sondern aller Völker Europas mit kalter Berechnung einzusetzen, um einen unbequemen Mitarbeiter nicht zu stark werden zu lassen. Es ist vergebliche Mühe, wenn die britische Regierung durch Weißbücher und inspirierte Artikel in der ihr gefälligen Presse um den Kern der ganzen Frage einen Nebel von allerlei nebensächlichen Streitereien zu hüllen sucht, die doch nur erweisen können, daß Sir Edward Grey in den kritischen Tagen, als es sich um den Bruch mit Deutschland handelte, verschiedene Vorschläge gemacht hat, die er entweder niemals ernst gemeint hat, oder die er in der nächsten Stunde fallen ließ. Grey hat behauptet, es sei ihm nie eingefallen, dem deutschen Botschafter vorzuschlagen, Frankreich solle neutral bleiben, wenn Deutschland sich verpflichte, Frankreich nicht anzugreifen. Der deutsche Botschafter habe ihn ‚mißverstanden', in Berlin aber habe man das Eingeständnis des Botschafters, daß er den Minister falsch verstanden habe, unterdrückt und mit ungenauen Telegrammen operiert. Die Veröffentlichung der Berliner Regierung aber erweist, daß keineswegs ein Mißverständnis vorliegt, wohl aber der deutsche Botschafter, der doch wohl nicht genug Mißtrauen gegen die Erklärungen englischer Minister besitzt, gemeint hat, Herr Grey habe den erwähnten Vorschlag ernst gemeint, während es doch nur ein Gerede war, dem der Minister keine Taten folgen ließ.

Um was es sich bei der englischen Politik gehandelt hat, haben der Arbeiterführer Macdonald und der britische Botschafter in Wien deutlich gesagt. Die Einkreisungspolitik gegen Deutschland ist das peccatum originale, aus dem das gesamte Verhalten gegen Deutschland herausgewachsen ist ... Was Grey und Asquith dem Parlament sagten, waren bewußte Unwahrheiten, wie sie jahrelang vorher dem Parlament wider besseres Wissen erklärt hatten, England sei durchaus frei. Vielleicht hatten sie, wie leichtsinnige Betrüger, gemeint, es werde nicht gleich zum Äußersten kommen und bis dahin könne sich noch manches ändern. Aber da es nun ernst wurde, war alles, was gegen Deutschland gesagt wurde, nur der Versuch, den früheren Betrug zu verdecken. Die verletzte Neutralität Belgiens sollte für das gar nicht kriegslustige naive englische Volk das Mittel liefern, um einen Sturm der Entrüstung zu machen. Ramsay Macdonald hat mit Recht gefragt, ob denn Grey auch an Frankreich den Krieg erklärt hätte, wenn dieses die belgische Neutralität verletzt hätte. Heute wissen wir, daß die belgische Neutralität schon in dem Augenblick nur eine Komödie war, in dem Frankreichs Regierung entschlossen war, am Kriege gegen Deutschland teilzunehmen. Französische Offiziere befanden sich in belgischen Festungen, man war in Belgien auf eine Kooperation mit Frankreich vorbereitet. Die Neutralität Belgiens war in der Tat nur noch, wie der Reichskanzler dem britischen Botschafter Sir E. Goschen gesagt hat, ein ‚Stück Papier', weil Belgien sie selbst dazu gemacht hatte. Sir Edward Grey hat sicherlich darum gewußt, ihm war die belgische Neutralität nur das Instrument, mit dem er Deutschland ins Unrecht zu setzen suchte. Wie wenig ernst es ihm damit gewesen ist,

zeigt die Antwort, die er auf die hypothetische Frage des deutschen Botschafters gab, ob er denn die Neutralität Englands garantieren könne, wenn Deutschland die belgische Neutralität respektiere. Er sagte, das könne er nicht, aber auf die öffentliche Meinung Englands werde die Sache einen großen Eindruck machen. Auf das Ersuchen des deutschen Botschafters, er möge doch von sich aus die Bedingungen für die englische Neutralität formulieren, ist der Minister überhaupt nicht eingegangen, und er hat, wie Ramsay Macdonald mitteilt, es nicht einmal dem Parlament mitgeteilt ...

So hat man diesen Krieg kalt und ‚ohne Haß' begonnen, wie Krämer ein Geschäft machen. Es ist von englischer Seite der abscheulichste aller Kabinettskriege, die je geführt worden sind. Aber eben, weil er ohne Haß rein als ein Geschäft unternommen worden ist, darum ist das deutsche Volk von so furchtbarem Zorn über diesen Staat erfüllt, dessen demokratische Institutionen keine Garantie dagegen waren, daß eine gewissenlose und gewinnsüchtige Clique das Geschick der Völker wie ein Börsengeschäft behandelt..."

Welches Schauspiel bietet nun aber Herr Reymond Poincaré, der noch vor wenigen Wochen, die Brust von Siegeshoffnungen geschwellt, nach Petersburg gefahren ist und sich dort als Gast des Zaren und künftiger Umgestalter der Karte Europas hat feiern lassen? „Hat man jemals", fragt mit Recht Fritz Bley in den „Zeitfragen", „ein jämmerlicheres Schauspiel erlebt, als es dieser Ränkeschmied der Welt bietet, der noch, ehe die ersten deutschen Lanzenspitzen vor Paris gesichtet wurden, mit den andern Advokaten, die er sich als Minister ausgesucht hat, bis an die Grenze seines Reiches, nach Bordeaux, auskneift? Gewiß, auch im September 1870, als Paris von den deutschen Truppen eingeschlossen ward, haben einige Minister als Abordnung die Stadt verlassen und ihren Sitz in Tours aufgeschlagen. Aber das Haupt der Regierung blieb doch in Paris, obwohl die ganze republikanische Herrlichkeit erst wenige Tage alt war. Und als dann Gambetta am 7. Oktober im Ballon das belagerte Paris verließ, geschah dies doch unbestreitbar mit nicht unbeträchtlicher Lebensgefahr, denn das Wagnis einer Ballonfahrt mußte damals ganz anders beurteilt werden, als es heute der Fall sein würde. Herr Poincaré aber hat sich mit allem Komfort der Neuzeit in einem Staatszuge in Sicherheit gebracht und läßt Paris Paris sein. Und das alles, ohne sich über den Ausgang von seines Abenteuers zweitem Teile in andere geistige Unkosten als die der üblichen Redensarten von der ‚tragischen aber einfachen Pflicht des Widerstandes' — der anderen zu stürzen. Hier vollzieht vor unseren Augen die Weltgeschichte ihr Weltgericht über Schelme, deren Prahlhänsigkeit seit vier Jahrzehnten Europa nicht hat zur Ruhe kommen lassen!

Wenn wir zurückblicken auf die Gedenktage des Jahres 1870, so will es fast scheinen, als ob die Geschichte jenes großen Jahres sich einfach wiederhole. Und doch ist ein wesentlicher Unterschied zwischen damals und heute. Denn wohl ist auch Louis Napoleon durch die Männer des leichten Herzens, die Ollivier und Gramont, genau so in den Krieg getrieben, wie heute Frankreich durch die Poincaré, Caillaux, Delcassé, Herbette, Tardieux und ihresgleichen. Und auch die

Rolle, die die eitle Frau Poincaré in dieser Hinsicht gespielt hat, mag als eine Nachahmung des Frevels der Kaiserin Eugenie erscheinen. Aber das Entscheidende der diesmaligen politischen Lage ist und bleibt doch die aufhetzende Tätigkeit Englands, die in St. Petersburg und Belgrad ebenso deutlich erwiesen erscheint wie in Paris und Brüssel. Selbstverständlich wird damit die Verantwortung der französischen Staatsmänner nicht um Haaresbreite geringer. Und wenn sie jetzt gar unter dem englischen Einflusse die Hauptstadt zu einem langen Widerstande ausrüsten, und ihr zum Abschiede tönende Worte zurufen, die auch den Leichtgläubigsten nicht über die Trostlosigkeit der Lage hinwegtäuschen können, so wird der Fluch ihres Landes vor der Geschichte um so größer auf ihrem Andenken lasten. Denn darüber wird ja kein Franzose sich im unklaren sein, daß von allen durch England in den Krieg gehetzten Staaten Frankreich am härtesten zu leiden haben wird! Und kein halbwegs noch zurechnungsfähiger Franzose wird bestreiten können, daß dieses Los reichlich und vollauf verdient ist. Das siegreiche Deutschland hat nach dem Frankfurter Frieden der französischen Republik eine Unterstützung gewährt, die in ihrer Versöhnlichkeit einzig in der Geschichte dasteht. Die damalige Ausdehnung seines Kolonialreiches verdankt Frankreich lediglich und allein der deutschen Bereitwilligkeit, ihm neue Betätigungsgebiete zu eröffnen. Der einzige Dank, den wir dafür erfahren haben, sind die Beleidigungen Bismarcks und namentlich unseres jetzigen Kaisers gewesen, dessen ehrliches Friedensbedürfnis mit frechen Schimpfworten über ‚Guillaume le timide‘ u. a. m. verhöhnt ward. Und anstatt zu erkennen, daß in verständiger Nutzensgemeinschaft mit Deutschland Frankreichs wahre Zukunft beruht hätte, haben die französischen Ministerien ohne Ausnahme sich vor Englands Wagen spannen lassen und, selbst als die Schmach von Faschoda ihrem Lande geboten war, sich zu Ränken gegen das Deutsche Reich hergegeben.

Der Schlüssel zu dieser geradezu unfaßbaren und jetzt wiederum durch die schmachvolle Flucht der Regierung und den unaufhaltsamen Siegeszug unserer Truppen aufgedeckten Verblendung liegt in der alten Prahlhänsigkeit, der es an jedem Verständnisse für unsere aus selbstbewußter Kraft entspringende Ruhe fehlt. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß schon zehn Jahre nach der furchtbaren Niederlage von 1870/71 Frankreich uns in einer Sprache anpöbelte, wie allenfalls der siegreiche Napoleon sie gegenüber dem Fürstentage zu Erfurt führen zu dürfen glauben mochte! Offenbar ermutigt durch Bismarcks maßvolle Friedenspolitik, die es z. B. im Falle Schnäbele aus seiner Gassenknabenart heraus gar nicht zu begreifen vermochte, hat es uns fort und fort herausgefordert und schließlich in der dreisten Einmischung in unsere elsaß-lothringischen Verhältnisse eine Bedrohung des deutschen Friedens betrieben, die selbst aus einer vollständigen Verkennung der beiderseitigen Machtverhältnisse nicht erklärt, geschweige denn gerechtfertigt erscheint. Man erinnere sich, daß vor drei Jahren am Gedenktage der Schlachten von Wörth und Spichern die ‚France Militaire‘ Deutschland als Maulhelden (matamore) bezeichnete, dessen brutale Kraft keinen Eindruck mehr mache und in Wirklichkeit

als jämmerliche Schwäche erkannt sei. Man fürchte sich in Frankreich vor diesem Kaisertume der unverschämten Gewalt nicht mehr, man fange an, sich darüber lustig zu machen! Zum Glück legte kein Mensch in Deutschland an diese Torheiten einen ernsthaften Maßstab, und ihre einzige Wirkung ist gewesen, daß sie wie ein greller Scheinwerfer uns die Tiefe des geistigen Verfalles der Franzosen beleuchtet haben, denen nicht nur ihr einst bekannter guter Geschmack, sondern auch das letzte Restchen von ritterlicher Höflichkeit und soldatischer Würde abhanden gekommen ist. Denn die ‚France Militaire' ist ja kein beliebiges Straßenblatt, wenn sie auch noch so erfolgreich die übelsten Skandalblätter im Schimpfen überbietet. Sie ist vielmehr das anerkannte Mundstück des französischen Kriegsministers!

Aber ihre Sprache hat nur der Politik des eitlen Herrn Poincaré entsprochen, der schon als Erster Minister und namentlich seit seiner Wahl zum Präsidenten der Republik immer mehr das Augenmaß für seine eigene Bedeutung verloren und schließlich in geradezu abgefeimter Durchtriebenheit im Verein mit den Herren Iswolski, Delcassé und seinen Spießgesellen vom ‚Matin', ‚Temps' usw. den großen Weltkrieg vorbereitet hat, der nun so unermeßliches Leid über sein Land bringt. Und das alles, ohne zu erkennen, wie sehr er damit als Englands Narr dessen Geschäfte besorgt hat!

Diese Politik wird wahrlich nicht besser dadurch, daß sie alter Überlieferung entspricht! Es ist ja freilich wahr, daß Frankreich mehr als jedes andere Land zu Englands Wachstum dadurch beigetragen hat, daß es die deutsche Blüte der Renaissancezeit vernichtet hat. Deutschland, das bis zum Dreißigjährigen Kriege in Handel, Gewerbe und Kunst allen übrigen Völkern, selbst Italien, voran stand, verlor nach dem unseligen Kriege nicht nur die Niederlande und Elsaß-Lothringen, sondern — was für England noch sehr viel wichtiger war — seinen Anspruch auf Seegeltung und alle Kraft zu fernerem Wettbewerbe. Für Jahrhunderte schien es ausgetilgt aus der Weltgeltung. Aber so wenig Frankreich damals der von Richelieu im Kriege und noch mehr durch die unselige Gebietsverteilung im Westfälischen Frieden Deutschland geschlagenen Wunden froh geworden war, da England nunmehr im Frieden zu Utrecht halb Kanada und Neufundland, sowie Neuschottland Gibraltar und Minorka erwarb und im Siebenjährigen Kriege sich den Rest der französischen Besitzungen in Amerika holte, insbesondere aber dann mit Feuereifer die weitausschauenden Wirtschaftspläne Napoleons im Keime erstickte: so wenig wird England es Frankreich danken, daß es jetzt die schweren Torheiten der letzten vierzig Jahre bis zum bittersten Ende büßen muß!

Wir unsererseits haben keinen Anlaß, abzuwägen, wer an der großen Schuld dieses Krieges den stärksten Anteil trägt: ob Englands kaltherzige Berechnung oder Frankreichs Selbstverblendung. Sie sind einander würdig im Ziele wie in den Mitteln ihrer Politik, die es unerträglich fand, daß wir im Frieden unserer Arbeit leben wollten.

Die Seeräubermoral der britischen Gentlemen entspricht in jedem Punkte der Knaben- und Steppenmoral ihrer Verbündeten. Von den rohen Gewalttätigkeiten der Franzosen gegen die Deutschen in Marseille und Nizza bis zu dem



behördlich veranstalteten Franktireurkriege in Frankreich und Belgien, den Königsmorden in Serbien und den Scheußlichkeiten der Kosaken ist es dieselbe Verwilderung, nur daß die Entartung der Kulturvölker an der Seine und Themse noch verwerflicher erscheint, als die aus wildem Triebleben entsprungene Rohheit der Steppenräuber. Was gelten noch Ehrenwörter in dieser gemischten Gesellschaft! Was sind beschworene Eide! Welchen Wert noch hat feierlich verbrieftes Völkerrecht! Noch 1870 hatte Frankreich auf die Fal chmeldung, daß badische Truppen Explosivgeschosse gebraucht haben, Verwahrung eingelegt und damit gedroht, daß, wenn diese Tatsache sich als richtig erweisen sollte, die französische Regierung Baden ‚als außerhalb des Völkerrechtes stehend ansehen und es verwüsten würde wie die Pfalz unter Ludwig XIV. Selbst die Frauen hätten dann auf Schonung nicht mehr zu rechnen.' Wie gesagt, war jene Meldung falsch! Jetzt aber sind den gefangenen Franzosen und Engländern Tausende von Dum-Dum-Patronen abgenommen, deren maschinenmäßige Anfertigung, u. a. im Fort Longwy, unzweifelhaft festgestellt ist. Gefangene englische Offiziere haben auf Ehrenwort versichert, daß ihnen die Munition für ihre Pistolen ebenfalls in derartigen Geschossen geliefert ist . . .

Immerhin stehen die französischen Hansnarren Englands vor dem Urteile der Geschichte noch nicht so schlecht wie England selbst, das sie in diese wahnwitzige Politik hineingetrieben hat, weil ihm die Tatsache unserer deutschen Einheit und Freiheit von vornherein als eine unerlaubte Anmaßung erschienen ist, die auf die Dauer nicht geduldet werden könne. Deshalb wollte Herr Grey einen Weltkrieg von langer Dauer, um Deutschland wirtschaftlich zu vernichten! Das Ergebnis von 1870 sollte ausgelöscht werden aus der Geschichte.

Mit welcher Sorgfalt der wirtschaftliche Vernichtungskrieg nicht nur von der Heeresleitung, sondern auch vom Handelsamte angesetzt ist und durchgeführt werden soll, beweist nicht nur die unter Bruch des Völkerrechtes frech betriebene Seeräuberei, sondern noch deutlicher der planmäßige Patentdiebstahl und Versuch des Kundenfanges. Den britischen Kaufleuten ist nicht nur das Bezahlen ihrer Schulden, sondern selbst der Briefwechsel mit Angehörigen der Dreibundstaaten verboten!

Und führende Persönlichkeiten haben nicht den geringsten Zweifel darüber gelassen, wofür England kämpft. In der preisgekrönten Denkschrift eines englischen Seeoffiziers heißt es:

‚Wir Engländer ziehen nicht in den Krieg aus sentimentalen Gründen; ich zweifle, ob wir das jemals taten. Krieg ist das Ergebnis von Handelsstreitigkeiten, das Ziel, dem Gegner diejenige Handelsbedeutung durch unser Schwert aufzudrängen, die wir für notwendig erachten zum Vorteil unseres Handels. Wir lassen alle Arten von Kriegsursachen gelten, aber zugrunde liegt ihnen vor allem der Handel . . . Das erste und hauptsächlichste Angriffsobjekt ist nicht die feindliche Kriegsflotte, sondern der Handel.'

Und in der ‚Daily Mail' fordert ein Herr Arnold White aus Farnham, daß Deutschland für immer abgetan werde:

‚Der Krieg darf nicht eher aufhören, als bis alle

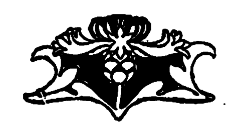
deutschen Kriegsschiffe in den Grund gebohrt, alle Festungen dem Erdboden gleichgemacht, das Heer vernichtet und diejenigen, die die Pforten der Hölle so leichtsinnig geöffnet haben, *erschossen oder verbannt* sind.'

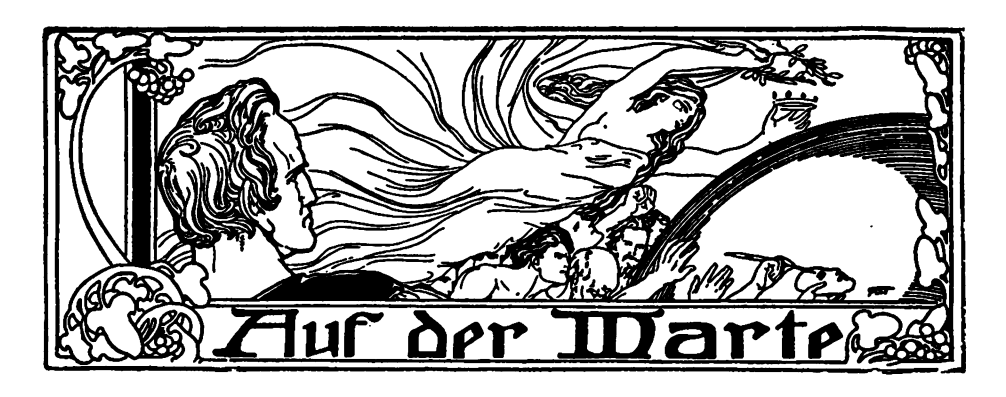
Das ist, wohlverstanden, nicht etwa die Meinung eines einzelnen, sondern der Durchschnitt dessen, was man sich in allen Klubs seit Jahren vertraulich zugeraunt hat, wenn auch die oberste Vorschrift des englischen Cant verbietet, solche Dinge öffentlich auszusprechen. Man wird in Deutschland jedenfalls wohltun, *sich dies alles sorgfältig zu merken!* Inzwischen wird ja nicht nur in unserem Lande, sondern überall in der Welt die Frage aufgeworfen, ob es denn nun, nachdem die völkerrechtlichen Vereinbarungen an Englands Bosheit zuschanden geworden sind, keinerlei Mittel mehr gebe, um solchen Scheußlichkeiten vorzubeugen? Im ‚Berliner Lokalanzeiger' hat ein hervorragender *Jurist* demgegenüber darauf hingewiesen, daß unsere verbündeten Feinde für jeden solchen Völkerrechtsbruch *gemeinbürgschaftlich verhaftet* werden können. Das ist so selbstverständlich, daß es keiner besonderen Rechtfertigung bedarf, und gilt insbesondere unter dem von dem genannten Juristen betonten Gesichtspunkte, daß der kriegführende Staat, wie jeder andere Gläubiger, *sich an den nächsten und zahlungsfähigsten Schuldner halten* kann und muß. Das hat Belgien bereits zu spüren bekommen, und auch Herr Poincaré und seine Leute haben es augenscheinlich übersehen, als sie sich zu Englands Narren gemacht haben.

Dem französischen Volke, das doch schließlich trotz aller Ruhmredigkeit immer noch mehr sittlichen Ernst hat als das britische, wird das noch sehr viel klarer zum Bewußtsein gelangen, wenn ihm die *Bedeutung des Londoner Abkommens vom 6. September* vor Augen tritt. England hatte sich das ja sehr schön gedacht: einen zwanzig- bis dreißigjährigen Krieg zu erleben, während dessen es durch Kaperkrieg und offene Räuberei nicht nur den deutschen Handel, sondern den von ganz Europa zerstören könnte! Es klingt sehr kameradschaftlich und bieder, wenn es Rußland und Frankreich mit der Versicherung die Hände schüttelt: Alle für einen! Aber im französischen Falle wird dies Sprichwort zu übersetzen sein: Frankreich für alle! Wesentlich erleichtert wird der französischen Bevölkerung diese Erkenntnis werden, wenn langsam von Boonen (Boulogne s. M.) längs der atlantischen Küste hinunter die verteufelten Deutschen sich häuslich einrichten und Frankreich seine Sorgen für die Ernährung und Ausrüstung der Flotte, namentlich auch mit brauchbarem Pulver, abnehmen werden. Ob alsdann den Franzosen das Verständnis dafür aufgehen wird, wie ganz anders doch eigentlich der große Napoleon sich Frankreichs Stellung zu England gedacht hatte, und ob dem einen oder anderen von ihnen dann der Gedanke aufdämmern mag, daß ganz Europa bei einer Kontinentalsperre sich immer noch besser stehen würde, als bei Englands wohlwollendem ‚Alle für einen', nämlich für England, müssen wir abwarten. Volkswirtschaftliche Vorlesungen haben gerade in diesem Augenblick und gegenüber dem verblendeten französischen Volke ganz besonders geringen Wert. Aber noch geringeren hat der Londoner Papierwisch

vom 6. September. Denn ob nach dem uns bevorstehenden großen Entscheidungskampfe in London noch die Herren Grey und Asquith am Ruder sein werden, erscheint ungefähr ebenso fraglich, wie der verwelkliche Zäsarenlorbeer des Herrn Poincaré. Und wie bald, ach wie bald, mag in Rußland das wehmütige Lied von Zepter und Krone besondere Bedeutung gewinnen: ‚Umhüllet von Purpur, nun steh' ich allein!' . . ."

Mit Recht weist die „Frankf. Ztg." darauf hin, daß ohne das widernatürliche Bündnis zwischen dem freiheitslüsternen französischen Volke und dem ebenso verlogenen wie größenwahnsinnigen Zarismus dieser Krieg nicht über Deutschland, nicht über Frankreich, auch nicht über Rußland und erst recht nicht über die übrige Welt gekommen wäre: „Erst dieses Bündnis hat der heimtückischen und verruchten Clique, die an der Newa zum Kriege getrieben hat, den Mut zu ihren verbrecherischen Intrigen auf dem Balkan und gegen Österreich gegeben. Dieses Bündnis ist es auch gewesen, auf das Rußland gebaut hat, als es mit brutalen Drohungen und durch die Bereitstellung seiner Heere Deutschland zwang, das Schwert zur Abwehr zu ziehen. Heute sehen wir aus vielen kleinen und großen Anzeichen, vor allem aus dem Maß der russischen Rüstungen selbst, daß Rußland schon zu einer Zeit zum Kriege entschlossen gewesen ist, als im übrigen Europa, vielleicht mit Ausnahme des französischen Präsidenten und seiner Vertrauten, noch kein Mensch an einen Krieg gedacht hat. Frankreich, d. i. das französische Volk, hat an dem Schicksal der serbischen Intrigen- und Meuchelmordpolitiker gar kein Interesse. Aber durch das Bündnis, das Rußland zum Gebieter über Frankreichs Bajonette wie über seine Börse gemacht hat, ist Frankreich genötigt, die Schläge auf sich zu nehmen, die der zarische Despotismus verschuldet hat. Ein Wort der leitenden Männer Frankreichs und Englands, daß man keine Lust habe, sich für den panslawistischen Größenwahn und seine giftmischerischen Methoden in einen gefährlichen Krieg zu stürzen, hätte Rußland gezwungen, friedlich zu bleiben. Aber dieses Wort ist weder von Herrn Poincaré noch von Sir Edward Grey gesprochen worden, weil man es nicht sprechen *wollte*. Und man wollte es nicht sprechen, weil man glaubte, Deutschland und Österreich müßten *unter der Wucht des dreifachen Angriffs zusammenbrechen*. Sie haben sich getäuscht und kommen nun mit Anklagen gegen Deutschland. Sie müssen jetzt die Folgen auf sich nehmen, und auch die beiden Völker, die sich von ihren Staatsmännern haben betrügen lassen, können *die Verantwortung nicht von sich abwälzen*."





Würdelosigkeit in großer deutscher Zeit

Zu den sittlichen Segnungen dieses großen schweren Krieges gehört das mächtige Erstarken deutscher Selbstachtung, das endlich auch in den breiteren Geschäftskreisen sieghaft vordringt. Wenn der Türmer auf Ausnahmen hinweist, so ist das kein bitterer Tropfen im freudigen Becher. Es soll nur, von eindrücklicher Stelle, zum guten schönen Ziel mitwirken, soll helfen, auch die letzten üblen Winkel auszukehren. „Schimpfen und nicht verzagen!“ sagt ein Freund von mir.

Im besseren Gasthofe eines Amtsstädtchens unweit des Schwarzwaldes — ich kenne Ort und Haus genau — sind Engländer und Franzosen interniert, Sommerreisende, die vom Kriegsausbruch hier in Deutschland überrascht wurden. Ebendort halten sich deutsche Familien als Pensionsgäste auf. Wenn nun der Wirt, ein durchaus Eingeborener, im Speisesaal erscheint, gelten zuerst den feindlichen Fremden seine höflichen Aufmerksamkeiten, jeweils in deren eigener Sprache; danach erhalten auch die Deutschen eine Verbeugung, die nicht verkennen läßt, daß sie maßvoll abgestimmt für die Augen der Fremden ist. Diese werden in allem bevorzugt, sitzen obenan, beherrschen den Schauplatz ungeniert mit ihren Sprachen. Außerdem leisten sie sich, da sie einander nicht verstehen können, wenigstens sinnbildliche Kundgebungen; so muß das verzogenste Töchterlein der Franzosen zu den Engländern herübergehen und den Damen der Verbündeten ausdrucksvoll die Hand küssen. Ein Teil der Deutschen hat empört das Haus verlassen, um in den zweiten Gasthof überzusiedeln, ins „Lamm“, wo man auch Wert auf deutsche Landsleute legt. Sie betonen mit Recht: es sei kein Wunder, wenn uns die umwohnenden Völker hassen. Denn am schwersten sei die Überlegenheit einer Nation zu tragen, die sie gleichzeitig in Einzelindividuen geringer als einen Hausknecht achten lernen müssen.

Man leite nun aber hieraus keine pharisäischen Schlüsse auf die „Süddeutschen“ ab! Es kocht dort vor Scham und Entrüstung über derartige Einzelvorgänge. Man ist auch durchaus nicht entzückt, daß das badische Rote Kreuz den Grundsatz der völligen Gleichbehandlung der eigenen und der feindlichen Verwundeten glaubte verkünden zu müssen. Wie man handelt, ist schließlich eine Sache für sich; man sollte aber erfahren genug sein, um Rücksicht zu nehmen, wie leicht solche allgemeinen Verkündigungen dem „moralischen Schwachsinn“ des Geschlechtes, da wo er vorhanden ist, zur Aufmunterung werden.

Was Gastwirte anbelangt, so gab es im Schwarzwaldgebiet schon immer solche Beflissenen, die sich den höheren Rang aus dem Vorbild der nachbarlichen Schweiz zu entnehmen meinten, außer im Punkte der Preise auch im heimatlosen Anstrich. Sie äffen eben nach, weil ihnen das bißchen Bildung fehlt, um zu begreifen, daß schweizerische Verhältnisse nicht die gleichen wie die deutschen sind. Die heute desto dringlichere Belehrung scheint man aber, wo sie nötig ist, auch an Ort und Stelle zu besorgen. Ed. H.

*

Auf verlornem Posten

Es gehört gewiß Mut dazu, im Schlachtengewühl, in furchtbarem Bleihagel, sich dem wütenden Gegner entgegenzuwerfen, ohne Rücksicht auf das Leben und das eigene Ich. Aber auch der Zagende und Zögernde wird in solchen Augenblicken, oft gegen seinen Willen, mitgerissen und hat häufig nur eine unklare Erinnerung von dem, was er getan. Es gibt jedoch ein Heldentum, hundertmal größer als das auf dem Schlachtfelde, das ist das Ausharren auf verlorenem Posten, wie es jetzt Hunderten von unseren Landsleuten in unseren Kolonien zugemutet wird. Von einem übermächtigen Feinde bedrängt und angegriffen, ohne Hoffnung auf Entsatz oder Hilfe, ohne jede Aussicht auf Rettung kämpfen und sterben, um des Vaterlandes und seiner Ehre willen, das bedeutet nicht nur Mannesmut, sondern die Übung der höchsten Tugenden, deren ein Kulturmensch fähig ist.

Dessen wollen wir uns erinnern, nicht nur jetzt, wenn wir der Unglücklichen auf verlorenen Posten gedenken, sondern auch später, wenn sich ihr Schicksal längst erfüllt hat, wenn wir mit ihren jetzigen Gegnern abrechnen werden und wenn die herrliche, für das Vaterland so kostbare Saat aus ihrem Blute aufgegangen sein wird.

Dessen laßt uns eingedenk sein, und Gott sei ihnen gnädig!

*

Reklame-Patriotismus

Während des Kriegsausbruchs lief durch die Zeitungen der folgende Waschzettel:

„Beherzigenswerte Worte.

Manche gute Worte sind in diesen Tagen gesprochen. Zu ihnen gesellt sich eines, das der Leiter der angesehensten Erziehungsanstalt Deutschlands, Professor N. N. vom X. Pädagogium in G. jetzt in der Abschiedsstunde zu seinen Schülern sprach:

‚Der Gebildete darf nicht den Kopf verlieren und nicht unruhig werden, damit er wie der Offizier in der Schlacht, seinen Leuten das Gefühl absoluter Sicherheit gibt.‘

Möchten das weit über den Rahmen der berühmten Anstalt hinaus alle Gebildeten im deutschen Vaterlande beherzigen.“

Die Verschleierung der Stelle, wo diese unglaubliche Abgeschmacktheit gesprochen und von wo sie versendet ist, haben wir vorgenommen; die Originalreklame, um ihren Zweck zu haben, enthielt die wichtige volle Nennung. Ich habe in diesen Wochen so viele Zeitungen gelesen, wie in zehn Jahren nicht, und wie ich auch in zehn Jahren nach dem Siege nicht wieder zu lesen hoffe; aber doch nur dieses einzige Mal, das ist das Freudige, Große, ist mir eine solche Kläglichkeit vorgekommen. Ed. H.

*

Das Völkerrecht

Da hat man sich zum Examen geplagt mit dem Einpauken des Völkerrechtes, und nun ist das Ganze nicht einmal ein Stück Löschpapier, sondern nur ein ganz gemeiner, wertloser Wisch!“ So klagte der Assessor und fuhr fort: „Alles, was das sogenannte Völkerrecht an Ideen und Abmachungen seit dem Westfälischen Frieden im Jahre 1648 bis zur Haager Friedenskonferenz im Jahre 1899 gewonnen, alle Grundsätze, die man in Jahrhunderten aufgestellt hat, alles, alles ist von den Engländern mit Füßen getreten worden, und nichts gilt mehr, als das Faustrecht des Mittelalters.“

„Sehr richtig, lieber Freund!“ entgegnete ich ihm. „Nur die brutale Gewalt gilt für England, und das ist selbstverständlich, denn diese brutale Gewalt ist die Grundlage seiner Weltherrschaft gewesen. Um papierene Hindernisse haben sich die Vettern jenseits des Kanals niemals gekümmert, die waren immer nur für die idealistischen, sentimentalen Deutschen da. Aber wir haben von den Engländern viel gelernt und werden jetzt zulernen, daß es kein Völkerrecht gibt und werden uns danach richten, gerade England gegenüber. Sie werden sehen, welche Vorteile uns das bringt!“

*

Kleines aus großer Zeit

Eine große Zeit: wir spüren's dankbar täglich aufs neue. Auch 1870 kann nicht größer gewesen sein, wenn schon das Ziel den zur Einigkeit strebenden deutschen Stämmen leuchtender vielleicht vor der Seele stand. Im Grunde ist's heute zudem dasselbe wie damals. Was wir ein wenig sorglos von den Vätern ererbten, haben wir, um es dauernd zu besitzen, in harter, unerbittlicher Fehde gegen eine Welt nun zu erwerben. Eine große Zeit, ein läuterndes Stahlbad für die Nation, das all das Heldenhafte, Starke, Gütige, das in ihr lebt, uns zur Erhebung, den Fremden, die in unserer Mitte weilten, zur ehrlichen Verwunderung — freimachte und die Schlacken alle fortschwemmte.

Alle? Ein paar leider blieben zurück, und da und dort setzten an die Stelle der alten sich neue an. Wahllos, wie der Tag sie nur zutrug, möchte ich die Zeugnisse hier aneinanderreihen, das Beträchtliche neben dem weniger Beträchtlichen. Nicht um den Strahlenglanz dieser großen Zeit zu trüben, sondern zu bescheidenem Teile mitzuhelfen, daß sie nur noch reiner, voller uns leuchte.

*

War es nicht das Schönste an diesen Tagen, daß der ganze Parteikram von uns abfiel? Daß vor der Notwendigkeit, das deutsche Haus in seinen Grundfesten zu sichern, alles Sinnieren und Streiten über dessen „Innenarchitektur" plötzlich uns unendlich nebensächlich erschien? So atmeten wir drei, vier Wochen alle miteinander Höhenluft. Bis die kleinen Geister, die ganz kleinen, aus ihren Schlupfwinkeln sich wieder hervortrauten. Da schreibt einer, ohne zu erröten: die von nationalen Impulsen bewegte Sozialdemokratie sei „eine größere Gefahr als es die vom Klassenhaß genährte Sozialdemokratie war". Und ein anderer feilscht, indes unsere sozialdemokratischen Volksgenossen auf den Schlachtfeldern mit Leben und Blut zahlen, aus seiner engen Schreibstube mit dem „Vorwärts" schulmeisterlich um Einzelheiten des Ausdrucks. Großer Gott, wer von uns glaubt denn, daß wir von nun ab über die Dinge, die irdischen wie die himmlischen, alle die gleichen Vorstellungen nähren werden? Welcher Ernsthafte vermöchte solche Kirchhofsruhe, eine so trostlose Uniformität der Geister überhaupt zu wünschen? Auch künftighin werden die Schichten und Klassen nicht aufhören, über den deutschen Staat, über Gesellschaft und Wirtschaft sich ihre eigenen Gedanken zu machen. Was ficht's uns an? Daß sie diesen Staat wollen, Mann für Mann leidenschaftlich wollen, wissen wir nun. Das aber bleibt das Wesentliche. Weil er durch die Tat beweisen wollte, „daß es der Sozialdemokratie mit der Pflicht zur Verteidigung der Heimat bitter ernst ist", ging der Abgeordnete Ludwig Frank in den Tod ...

*

Das ist die Zeit der Pläneschmiede und Projektenmacher. Zu mir kam neulich ein Mann, der zog drei Landkarten eigenen Entwurfes aus der Tasche. Auf der einen hatte er Rußland zerstückelt, die zweite wies die Grenzen künftigen deutschen Besitzes in Europa, die dritte behandelte das gleiche Thema afrikanisch. Man lächelt. Aber wenn die nämlichen schlechten Musikanten ihren Landhunger in die Öffentlichkeit schreien, lächelt man nicht mehr. Und aus den so oder so wohlwollend Neutralen werden durchaus übelwollende. Einer von diesen Lärmmachern schrieb:

„Holland mit seiner vorwiegend niederdeutschen Bevölkerung muß uns ewig dienstbar sein, sei es als von uns abhängiger oder mit uns verbündeter Staat."

Schweden aber sollte zum Danke für Lappland und Finnland an uns die „erforderliche Anzahl (!) von Orten, Städten, Küstenstrichen abtreten, damit wir sie zu Handelsplätzen, Kohlenstationen und Kriegshäfen umbauen".

Man klagt so viel über den Ärger der Kriegszensur. Aber haben wir am Ende nicht immer noch etwas zu wenig Zensur? ...

*

Ein Ausländerhaß ist aufgekommen, der unserem Volke bisher fremd war. Früher

haben wir sie verhätschelt; jetzt scheuchen wir sie aus Universitäten, Schulen, Ämtern, Stellungen, selbst aus den Pensionaten. Eine sehr verständliche und — als Regel — durchaus gesunde Reaktion. Aber würde es sich nicht empfehlen, auch bei dieser Regel Ausnahmen zu statuieren? Ein Herr, der in Deutschland von baltischen Eltern geboren wurde, hier besitzlich ist und sich nur nicht naturalisieren ließ, weil er auch in Kurland über Liegenschaften verfügt, die zu besitzen in den russischen Grenzprovinzen dem Ausländer nicht verstattet ist, schreibt mir: er sei — nicht von den Behörden, wohl aber von der Menge — gehetzt worden wie ein Spion. Und soll das Gebot, das den Angehörigen der gegen uns kriegführenden Staaten Universitäten und Schulen verschließt, wirklich auch für die Deutschbalten gelten? Wollen wir uns verhärten gegen das eigene Blut? Sie traf ohnehin ein unsagbar bitteres Los. Ihre Landesschulen sind geschlossen, die deutschen Schutzvereine aufgelöst, nur in der Heimlichkeit des Hauses wagen sie noch in der Muttersprache zu flüstern. Ihre Jungmannschaft aber ward inzwischen in den Grenzkämpfen des Ostens reihenweise niedergemäht. In einem Kampf, in den sie, weil sie ihn als Bruderkrieg empfanden, ohne Begeisterung und ohne Aussicht auf Ruhm mit zusammengebissenen Zähnen gezogen waren ...

*

Als einer der ersten preußischen Offiziere fiel in diesem Krieg ein junger Kurländer, Hans von Fircks. Berliner Blätter aber berichteten darüber: unter den Gefallenen befinde sich auch „ein Russe“. Haben diese Leute denn wirklich kein Gefühl dafür, daß sie den Braven, der den Bund mit dem wiedergewonnenen Vaterland mit seinem Herzblut besiegelte, so noch im Tode schmähen?

Dr. R. B.

*

Eine Bitte um — Zensur!

Im allgemeinen herrscht bis in die liberalsten Meinungen hinein nur eine Stimme darüber, den Kriegszustand als einen idealen Zivilzustand der befriedeten Heimat zu empfinden. Nicht zum wenigsten hat es etwas befreiend Wohltätiges, daß er die Zeitungen zwingt, sich auf die sichere Wahrheit zu beschränken und uns unzählige überflüssige und irreführende Lektüre zu ersparen.

Aber schon wieder, seit es uns gut geht, schleicht sich in das Straßengeschäft die profitliche, sensationelle Lüge ein. Um ein Beispiel zu geben: gestern abend, am 3. September, riefen am Potsdamer Platz die Verkäufer eines untergeordneten Abendblattes, dessen dickgedruckte, weit sichtbare Überschrift aus: „Die Schiffe des Dreibunds vor Kiautschou!“ Da stürzte dann alles verwundert und freudig überrascht hinzu — um belämmert nichts weiter als einen Grußaustausch des Berliner und Wiener Flottenvereins, weil bekannterweise ein österreichisches Kriegsschiff mit vor Tsingtau ist, zu lesen. Es wäre also nur dankenswert und nützlich, wenn sich die Zensur des Oberkommandos die weitere Mühe machen würde, auch die geplanten Überschriften durchzusehen.

Überhaupt hat es sein Mißliches, daß die Presse sich daran gewöhnt hat, zugunsten des Einzelverkaufs jeden Morgen und jeden Nachmittag eine gleich fette, Aufsehen machende Überschrift aufzutischen. Das drückt vermengend auf die wirklichen großen Nachrichten und gehört zu dem, was in den Großstädten so viel weniger, als in den stilleren Orten, das Heldenhafte der Zeit zur tieferen seelischen Nachhaltigkeit gelangen läßt.

Ed. H.

*

Schutz gegen Klatschweiber

Gegen die hysterischen Weiber, die sich an die feindlichen Gefangenen und Verwundeten herandrängen, hat die Militärbehörde scharfe Maßregeln ergriffen. Es wäre dringend zu wünschen, daß sie diese auch auf die Klatschweiber der Presse ausdehnte. Diesen Zeilenschindern scheinen die schleimigen Schilderungen über feindliche Gefangene im Verwundetenlager und die ausführliche Mitteilung von Gesprächen mit den Feinden eine besonders willkommene Ausbeute. Das ist eine sehr üble Erscheinung. Das Unglück soll man nicht vor die neugierigen Augen der Öffentlichkeit zerren.

Laßt die armen Teufel ihr Unglück oder gar ihre Schmach — denn eine solche ist's in vielen Fällen — in Stille tragen! Unser Volk hat weiß Gott gerade genug mit dem eigenen Leid zu tun.

Bei alledem gibt es nur Gefühlsverwirrung. Zum Beleg dafür diene folgende Stelle aus einem Bericht der „Vossischen Zeitung“:

„Ein Russe erzählte seine Erlebnisse; sie sind typisch. Der Mann stammt aus Warschau und hat einen Schuß in den Rücken. Er macht keinen Hehl aus seiner Freude, so gut aufgehoben zu sein, ‚wo es soviel schöner ist, als bei uns‘. Fast scheint es, als wäre es ihm in seinem Leben noch nie so gut ergangen. ‚Eines Tages‘, so erzählt er, ‚kam ein Polizist zu mir. „Du sollst mitkommen als Soldat“, sagte er. Ich wollte nicht. Da zog er den Revolver, und ich ging. Wir wurden alle in Wagen geladen und nach Petersburg geschickt. Da wurden wir eingekleidet, und dann ging es wieder zurück nach Warschau. Dann begann der Marsch. Die Soldaten plünderten und sengten unterwegs im eigenen Land. Wir hatten auch eine Feldküche, aber man konnte nicht heran. Höchstens jeden dritten Tag bekamen wir etwas zu essen. Ich sagte zu meinem Freunde, dem Manne neben mir im Bette hier — er ist auch aus Warschau — sobald wir die Deutschen sehen, laufen wir hinüber und geben uns gefangen, und so kamen wir bis Soldau. Als wir die ersten deutschen Soldaten sahen, liefen wir auf sie zu und viele, viele Tausende mit uns. Die Russen haben hinter uns her geschossen, und ich habe auch einen Schuß in den Rücken bekommen. Aber ich bin weitergelaufen, und alle die, die nicht gelaufen sind, die sind wohl jetzt tot. Hier aber ist es sehr schön, und wir sind sehr zufrieden.‘ Er schwieg etwas ermattet, aber in den Augen dieses ‚russischen Soldaten‘ hatte es aufgeleuchtet, als er davon sprach, daß ‚die Russen, die nicht gelaufen, nun wohl alle tot seien‘.“

Derartige Berichte führen bei uns zu einer Unterschätzung des Gegners, die verhängnisvoll werden kann. Wie niedrig und lächerlich, Franzosen und Russen einfach als Feiglinge hinzustellen! Als ob es dann eine Ehre wäre, sie besiegt zu haben! Nun aber gar die Aussagen eines feigen Überläufers mit Genugtuung weiterverbreiten ist nicht nur dumm, sondern niedrig. St.

*

Lebendiger Geschichtsunterricht

Am Sedantage hat unsere Schulbehörde eine schwere Niederlage erlitten. Hoffentlich beweist die rasche Kapitulation, daß man sich ihrer bewußt geworden ist. Unmittelbar vor dem Festtage kam die Nachricht, daß in den Schulen dieses Jahr Sedan nicht gefeiert werden soll. Alle Welt stand verständnislos vor der lahmen Begründung: weil jetzt so große neue Ereignisse stattfinden, sollte die Erinnerung an den entscheidenden Tag des letzten großen Ringens unseres Volkes nicht mehr gefeiert werden.

Das Schlimmste scheint mir an dem Fall, daß er klar beweist, wie unlebendig trotz aller sogenannten Reformen der Geschichtsunterricht an unseren höheren Schulen erteilt wird. Seit drei Jahrzehnten war der Sedantag für unsere Schüler nichts als die Erinnerung an eine geschichtliche Tatsache, die für diese jungen Menschen kein Gegenwartsbegriff sein konnte. Es fehlte ihnen die Möglichkeit, selber eine lebendige Vorstellung von dem zu bekommen, was dieser Tag denen gewesen war, die ihn miterlebt hatten. Nun zum erstenmal bietet die lebendige Gegenwart alle Vorbedingungen für das Verständnis der Vergangenheit, und da verzichtet die Behörde, deren Aufgabe es ist, diese Vergangenheit für uns Gegenwärtige lebendig zu machen, auf diese einzigartige Stunde! Niemals noch war so die Möglichkeit gegeben, völliges Verstehen zu wecken in der Jugend für das schwere Erleben, das riesige Ringen und große Siegen unserer Väter 1870! Verstehen kann jetzt die Jugend die gewaltige Volkserhebung von 1813, verstehen die ungeheure Wucht der Niederlage des Jahres 1806. Was ein Volk ist, das sich erhebt, was wirklich heiliger Patriotismus bedeutet, das kann jetzt in die Herzen der Jugend sich einbrennen für alle Zeiten. Und da will

man auf die Feierstunde verzichten, die solch eine nie wiederkehrende Gelegenheit bietet?

Man hat ja noch rasch vor dem erstaunten Unwillen des Volkes klein beigeben müssen, aber das üble Nachgefühl ist nicht zu verwinden, daß jene, die Führer sein sollten, in dieser Stunde so in die Irre laufen konnten.

K. St.

*

Treu und Glauben

„Auf Treue ruht die ganze Welt, die Treu' die Welt zusammenhält." Das hat ein indischer Weiser gesagt zu einer Zeit, als Indien noch nicht unter britischer Herrschaft stand. Jetzt würde dieser indische Weise etwas anderes sagen, wenigstens soweit es sich um die perfiden Herren Indiens handelt.

Treu und Glauben bedeuten einen Kulturfortschritt. Die eigentliche Kultur begann, als unter den einzelnen Individuen und später unter den Sippen, Stämmen und Völkern Treu und Glauben mehr und mehr Geltung gewannen. Es war bisher ein nobile officium der Staaten und ihrer Lenker, Treu und Glauben zu wahren. Es geschah das schon aus ganz praktischen Gründen. Die Lenker wollten nicht das schlechte Beispiel des Treu- und Eidbruchs geben, das so leicht von ihrer Gefolgschaft: Untertanen und Bürgerschaft nachgeahmt werden konnte. Einem Kaiser, dem Zaren, und den Staatsmännern Englands ist es vorbehalten gewesen, Treu und Glauben nicht nur zu brechen, sondern auch mit Füßen zu treten. Das bedeutet, schon durch das schlechte Beispiel, einen Rückschritt in der Kultur, der in einem Jahrhundert nicht wieder zu überwinden ist. Elende Lügen und Wortbrüchigkeit vor dem Kriege, elende Lügen und Täuschungen des eignen Landes während des Krieges, das ist die Signatur der Unkultur, die Zar und britische Staatsmänner heraufbeschworen haben. Es gab einmal ein Sprichwort, welches sagte: „Untreue schlägt den eignen Herrn!" Wir werden sehen, ob das nach dem Kriege noch Gültigkeit hat.

*

Da sitzt der Fehler

Auch in ihrem Deutschtum bewährte Blätter haben es als eine Irrung des gesteigerten Deutschgefühls gebrandmarkt, daß in der Erregung der ersten Tage im Berliner Kupferstichkabinett eine Ausstellung von Werken Daumiers und Dorés bedroht wurde. Natürlich ist der Haß gegen ausländische Kunst ein Unsinn, und wir werden uns doch unsere Liebe zu Shakespeare nicht dadurch vergällen lassen, daß er ein Engländer war. Trotzdem wäre es jetzt nicht nur eine Dummheit, sondern eine Frechheit, jene Königsdramen Shakespeares bei uns aufzuführen, in denen das Engländertum laut gefeiert wird. Das gleiche gilt von einer solchen Ausstellung von Kunstwerken. Man muß für das Empfinden des eigenen Volkes auch nicht die Spur von Gefühl haben, wenn man in solchen Tagen einer doch weiß Gott berechtigten Erbitterung Bildwerke von Künstlern ausstellt, die Urtypen des feindlichen Volkes sind. Man muß darüber hinaus aber auch keine Ahnung von den Erziehungskräften der Kunst haben, wenn man solche Zeiten nicht ausnutzt, um die hochgesteigerte Empfindung seines Volkes durch wesensverwandte Werke zu erhöhen, zu veredeln und zu klären.

Hier zeigt sich so recht deutlich, wie akademisch und unlebendig die Mehrzahl jener Bestrebungen war, die in den letzten Jahren unter der Flagge „Kunst und Volk" segelten!

K. St.

*

Die deutsche Tracht

Wo die höchsten Ideale des Menschen gedeihen, wo die Begeisterung bis zum Himmel emporlodert, da fehlt auch die Groteske nicht. Eine solche ist das wahrhaft törichte Bestreben einer gewissen Gruppe von Männlein und Weiblein, eine neue „deutsche Tracht", wohl eine Art Zivil-uniform für die Deutschen beiderlei Geschlechtes ins Leben zu rufen. Anerkennenswert ist es, wenn wir uns von der französisch-englischen Narren- und Kokottenmode endlich freimachen, wenn wir unseren jetzigen Gegnern in der Zukunft nicht mehr Millionen

jährlich für burlesken Narrentand zufließen lassen, aber unpraktisch, ja gefährlich ist die „Kateridee“, eine deutsche Tracht allgemein einführen zu wollen. Unpraktisch ist die Sache, weil sich kein Vernünftiger nach dieser neuen Erfindung richten wird. Mann und Weib werden sich hüten, eine Tracht anzunehmen, die sie nicht kleidet und sie verunstaltet, weil ihre Figur dafür zu groß, zu klein, zu dick, zu dünn, zu schmal, zu breit ist. Gefährlich aber ist diese entartete Begeisterungsblüte, weil sie eine Industrie bedroht und vielleicht zugrunde gehen läßt, die nach der Statistik ungefähr drei Millionen Erwerbstätige in den Berufsgruppen: Textilindustrie, Bekleidung und Handel beschäftigt. Vor solchen Zahlen sollte selbst das patriotische Experimentieren haltmachen!

*

Kunstschutz

Als die Nachricht vom Strafgericht über Löwen kam, stand auch jedem Kunstfreund einen Augenblick das Herz still: Ist auch das Rathaus, ist St. Peter vernichtet? Nun schreitet dieser ungeheuerliche Krieg weiter und weiter, und noch oft wird er mit ehernem Fuß zertreten müssen, was die Schönheit, was die Liebe friedlicher Zeit gewesen ist. Er wird es zertreten m ü s s e n. Und vor dieser Notwendigkeit wissen wir uns zu beruhigen. Wo Tausende von Menschenleben geopfert werden, wo der Besitz, das gesamte Glück, die ganze Hoffnung von Millionen vernichtet werden muß, hat auch die Kunst kein Recht, für sich eine besondere Schonung zu verlangen. Aber wie uns Deutschen von gerechten Beurteilern zugestanden werden muß, daß wir diesen Krieg mit edler Menschlichkeit führen, daß wir Leben und Eigentum schonen, wo wir es schonen können, so wollen wir auch den schönsten Besitz der Menschheit schonen und retten, wo es möglich ist.

Was im Kampfe nicht angeht, ist nach der Eroberung oft möglich. Manches wertvolle Kunstwerk kann in Schutzhaft genommen werden gegen das Zufallsunglück einer unbewachten Stunde, auch gegen die Zerstörungswut des Mobs. Napoleon hat in seinem Gefolge immer Platz gehabt für Kunstkenner, die ihm alle jene Werke bezeichneten, deren Raub für Frankreich sich lohnte. Vielleicht wäre es doch möglich, auch im deutschen Hauptquartier Männer unterzubringen, die auf jene Werke früh genug aufmerksam machen, die wir für die Menschheit retten wollen. K. St.

*

Unsere Zivilstrategen

Trotz der welterschütternden, alle Erwartungen übertreffenden Leistungen unserer Armee und ihrer Führung geht doch nicht alles nach dem Wunsch unserer Zivilstrategen, welche mit derselben Dreistigkeit auch über die Kriegführung kannegießern, wie sie dies betreffs aller anderen Erscheinungen des öffentlichen Lebens tun. Als die Siege im Osten mit unserem Siegeslauf im Westen nicht Schritt hielten, sprach man lauter und lauter von den ungeheuren Fehlern, die im Osten gemacht worden seien. Man erzählte von abgesetzten deutschen Generalen, von denen sich eine Anzahl erschossen haben sollte; man munkelte, daß es sehr, sehr schlecht im Osten stände, und sagte schließlich geradezu heraus, daß die Führung im Osten unfähig sei. Da ist es gewiß an der Zeit, an ein Wort des Fürsten Bismarck aus dem Juli 1862 zu erinnern. Damals schrieb er an seinen Vertrauten und späteren Ministerkollegen Roon aus Paris einen Brief über „deutsche Bescheidenheit“, dessen Schluß lautete:

„Es ist keiner unter uns, der nicht vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles besser verstände, als sämtliche gelernten Fachmänner, während es doch in anderen Ländern viele gibt, die einräumen, von manchen Dingen weniger zu verstehen als andere und deshalb sich bescheiden und schweigen.“

Vielleicht merken sich unsere Zivilstrategen diese Äußerung des Fürsten Bismarck.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtl. Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Zehlendorf (Wannsee), Winfriedstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Türmer

Kriegsausgabe

Notenbeilage 1 — 1. Oktoberheft 1914

Vier zweiſtimmige Lieder

von

Otto R. Hübner

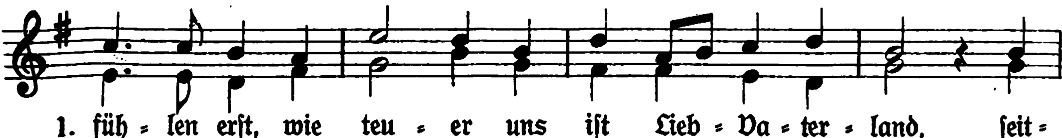
1

Lieb-Vaterland

(R. Hübner)



1. Es loht ein hei-lig Feu-er durch un-ſer deut-ſches Land: Wir
2. Ob auch von Nord, Süd, O-ſten, von We-ſten brauſt die Flut, ſollt
3. Und ſtehn wir auch ver-laſ-ſen al-lein im Völ-ker-meer, wir



1. füh-len erſt, wie teu-er uns iſt Lieb-Va-ter-land, ſeit-
2. doch um-ſonſt nicht ko-ſten, ihr Fein-de, deut-ſches Blut! Das
3. wer-den nicht er-blaſ-ſen vor Fein-den rings-um-her: Denn



1. dem der Fein-de Haſ-ſen von al-len Sei-ten droht: Dich wolln wir nim-mer
2. ſchäumt wie Op-fer-flammen em-por auf dem Al-tar: Feſt hal-ten wir zu-
3. deut-ſche Her-zen glü-hen gar heiß, nehmt euch in acht! Deutſchland wird wei-ter



1. laſ-ſen, dich wolln wir nim-mer laſ-ſen, treu deutſch bis in den Tod!
2. ſam-men, feſt hal-ten wir zu-ſam-men, wenn Deutſchland in Ge-fahr.
3. blü-hen, Deutſchland wird wei-ter blü-hen durch unſ-rer Lie-be Macht!

2

Deutscher Frühling

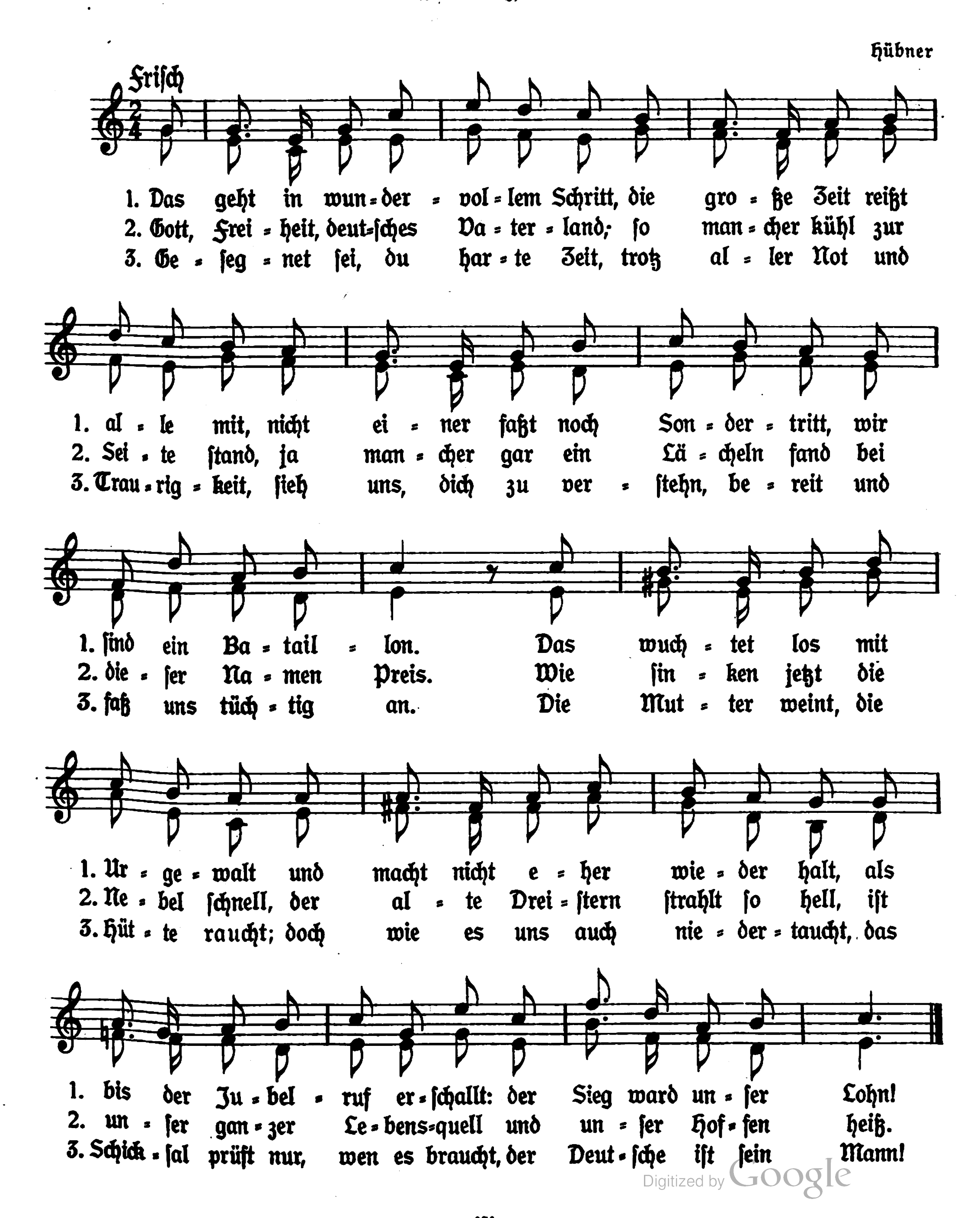
(Dichter unbekannt)



3

Vorwärts!

(O. Enking)



4

Die Wacht am Meer

(O. Kurella)





XVII. Jahrg. Zweites Oktoberheft 1914 Heft 2

Japans Traum von Macht und Größe

Von Dr. Frhrn. v. Mackay

Der „Westländer", der sich zu einer Reise nach dem fernen Osten rüstet, bringt meist als geistiges Gepäck eine mehr oder minder große Bewunderung des Mikadoreichs mit, die teils im Bestaunen der Heldentaten des Samurai-Schwert-Adels, teils in den phantasievollen Dichtungen eines Lafcadio Hearn und ähnlicher gutgläubiger, aber sich selbst betrügender Schwärmer von der Hoheit des Landes der aufgehenden Sonne wurzelt. Passiert er die Singapurlinie, so ersteht plötzlich vor ihm ein anderes Gesicht Dai-Nihons. Carlyle hat einmal Frankreich die aufgeblasenste, ruhmsüchtigste, hinterlistigste und prahlerischste Nation Europas genannt: Das sind die Ehrentitel, die er jetzt aus jedem Mund über Japan hört, um dessen Stellung im Ring der ostasiatischen Völker zu kennzeichnen. Der Kaufmann klagt darüber, daß der Japaner im geschäftlichen Verkehr jede Art von Betrug und Hinterlist nicht nur für erlaubt, sondern für selbstverständlich halte. Der Politiker, der Missionar beteuert, daß hinter der lächelnden Maske jedes Japs, die dem Europärer Freundschaft heuchelt, eine wahre Gesinnung sich verberge, die von glühendem, fanatischem Haß gegen alles, was ein weißes Gesicht trage, erfüllt sei. Der Brite selbst weist darauf hin, daß die ganze mittelalterliche wie moderne Geschichte der Regierung des Tenno eine fortlaufende Kette von Tücke, Vertragsbrüchen, Fallenstellerei im Verkehr mit den Nachbarmächten wie europäischen Nationen sei, und schämt

sich des englisch-japanischen Bündnisses entweder im geheimen oder gibt auch seiner Entrüstung laut Ausdruck.

Manches an solchen Urteilen mag übertrieben, einseitig sein: den Kern der Sache treffen sie zweifellos richtig. England ist, indem es Japan zu Schergendiensten gegen Deutschland warb und es aussandte, unser blühendes Handelsgebiet an der ostasiatischen Küste, das glänzende Zeugnis deutscher kulturwirtschaftlicher Leistungsfähigkeit, „hinzurichten“, zum Judas nicht nur an seinen eigenen Kolonien in der pazifischen Machtsphäre, sondern an der ganzen europäischen Gesittung geworden. Um ein paar Silberlinge willen, in seinem gelben Neid auf unser kraftvolles Emporstreben als Weltmacht, hat es seiner Desperado- und Katastrophenpolitik die Krone aufgesetzt und in dem hundertjährigen Kampf der weißen Rasse gegen die gelbe sein eigenes Blut verraten. Fortan wird der britische Name aller Ehre, die er früher im fernen Osten genoß, bar sein, werden Deutschlands Sterne in der Kriegsmacht, die jetzt von Europa bis zu den pazifischen Küsten sich ausdehnt, desto heller erstrahlen. Denn nun müssen aller Welt Augen darüber aufgehen, wie wir, indem wir das deutsche Vaterland gegen einen Ring verbissener und böswilliger Feinde verteidigen, zugleich für die heiligsten Güter der Menschheit — das bekannte nach Ostasien gerichtete Kaiserwort ist nicht umsonst gesprochen — im Kampf stehen. Wenn jemals, so wird sich hier an England wie an Japan die Gültigkeit der einfachen Volksweisheit bestätigen, daß, wer anderen eine Grube gräbt, selbst hineinfällt. Deutschland aber wird aus dieser Kriegsumwälzung als eine andere Nation hervorgehen, als es in sie eingetreten: nicht nur innerlich gereinigt und neuen sittlich veredelten, religiös gehobenen Pfingstgeists, sondern auch nach außen hin als ein wahrhaft adeliges Kulturvolk also bewährt, daß auf der ganzen Erde der Wahrheitsgehalt des prophetischen Worts vom deutschen Wesen, an dem noch einmal die Welt genesen sollte, erkannt werden wird.

Als der Krieg ausbrach, war in Europa die naheliegende Auffassung verbreitet, Japan werde die günstige Gelegenheit der Fesselung Rußlands im Westen benutzen, um in der Mandschurei und Mongolei seine Stellungen weiter auszudehnen und gegen das zarische Reich zu befestigen. Diese Gefahr für die Ententen-Brüderlichkeit hat das Foreign Office scheinbar abzuwenden verstanden: Petersburg mag nun einstweilen ruhig seine ganze „Kulturarmee“ von den fernsten sibirischen Lagern her nach den europäischen Grenzen werfen, um das „deutsche Barbarentum“ zu züchtigen. Freilich, wie lange? . . . Wenn London und Tokio in ihrer phrasenhaften Bündniserklärung verkünden, „die englische und japanische Regierung seien über die notwendigsten Maßregeln zum Schutz ihrer Interessen im fernen Osten sowie über die Unverletzlichkeit Chinas übereingekommen“, so ist das nur eine der vielen Lügen und Gleißnereien, aus denen das ganze Spiel der würdigen Freunde zusammengesetzt ist. Tsingtau lockt die Japaner nicht nur, weil es der weitaus beste Hafen an der ganzen nord- und mittelchinesischen Küste dank deutscher Arbeit geworden ist, sondern auch wegen seines Hinterlandes, das in reicher Fülle die Kohlen- und Erzvorräte birgt, an denen es selbst so arm ist. Sobald es aber Tokio gelingt, mit erdrückender Übermacht die deutsche Wacht

an der Kiautschoubucht einzustoßen, könnte über das Wesen der neugeschaffenen politischen Lage kein Zweifel bestehen. Im Besitz Tsingtaus und mit Hilfe seiner Stellungen in Dalni, auf Liautung und in der Südmandschurei umklammerte Japan ganz Nordchina derart, daß es das Haupt des Reichs der Mitte wie in einen eisernen Schraubstock zwänge. Die Aufteilung der Riesenrepublik, wie sie von London und Tokio in politischer Gesinnungswahlverwandtschaft durch die Unterstützung des radikalen Südens gegen den konservativen Norden beim Beginn der Umsturzkrise vorbereitet wurde, könnte dann nur eine Frage der Zeit sein. Was aber eine solche Ausbreitung der Macht des ländergierigen Japans auf dem ostasiatischen Festland vom koreanischen Norden bis nach Schantung hin für Rußland und ebenso für die Vereinigten Staaten bedeutete, liegt nicht minder klar zutage. Seit den Niederlagen auf den Mandschurischen Schlachtfeldern hat Petersburg seine ostasiatische Taktik gründlich verändert und deren Angriffsspitze von Transbaikalien aus, statt nach Kirin und Schöngking, unmittelbar gegen die innere Mongolei und das Gelbe Meer gerichtet, um nun zu sehen, wie auch hier ihm der siegreiche mongolische Gegner unüberwindliche Schranken gegen sein Vordringen aufzubauen sich anschickt. Die nordamerikanische Union aber sähe sich in ganz ähnlicher Weise von der Seeseite her abgesperrt: die Einfalltore ihres Handels und ihrer Kulturarbeit auf chinesischem Boden liegen vorzüglich in der Mandschurei, Tschili, Schantung, Kiangsu — es sei nur an das großartige Bewässerungswerk im Gebiet des Hwaiho erinnert, das sie hier plant —, wo ihr nun allenthalben der verhaßte Japaner, Schlagbäume auf ihre Wege senkend, begegnete. Endlich aber: der Streich gegen Tsingtau ist offenbar ein Schlag nicht nur gegen Deutschland, sondern ebensogut auch gegen China, von dem wir unseren Besitz ja nur gepachtet haben. Einstweilen hat man in Tokio natürlich allen Grund, diese Tatsache zu verschleiern, und das Mittel, was man aller Wahrscheinlichkeit nach zu solcher Spiegelfechterei anwenden wird, liegt nah und ist erprobt genug: es heißt Ablenkung der Erregung der Chinesen von sich auf andere durch Anschürung der alten triebhaften Leidenschaften der Volksmassen, ihres Hasses gegen die fremden Teufel, der schon in der ganzen Revolutionskrise die Rolle eines verdeckt, aber heiß unterwärts des gewaltig aufflammenden Feuers glosenden Gluttkerns gespielt hat. Ob das von Gott und durch seine eigene Gewissenlosigkeit mit Blindheit geschlagene England auch an solche Folgemöglichkeiten seiner Aufwiegeleien gedacht hat?

* * *

Das japanische Volk ist seiner Abstammung, seinen Daseinswurzeln, Gesittungsgrundformen und geschichtlich und physisch gegebenen Entwicklungsstrebigkeiten nach ein Südseevolk. Sein Auftreten auf dem asiatischen Festland wird daher vielleicht unwirksam bleiben wie einst Englands Übergreifen nach Nordfrankreich kein dauernder Erfolg beschieden war; jedenfalls haben seine Pioniere in dem rauhen, klimatisch ihnen nicht zusagenden ostasiatischen Norden Erfolge bisher nur in industrieller und kaufmännischer Tätigkeit davongetragen, nicht dank bäuerlicher Siedelungs- und Festwurzelungskraft, in der ihnen der härtere Nordchinese

weit überlegen ist. Der natürliche Ausdehnungsdrang Japans ist nach dem Süden, nach den Philippinen, dem hinterindischen und malaiischen Archipel, nach Australien und Neuseeland, nach der schmalen Inselbrücke, die über die Weiten des Stillen Meeres nach der Neuen Welt führt, schließlich nach den westlichen Küsten Mittel- und Südamerikas selbst gerichtet, wo seine Siedler tatsächlich überall, in Kalifornien, Mexiko, Peru, Chile, Ekuador, im Umkreis der wenigen guten Häfen dieser pazifischen Front sich festnisten und sogar systematisch Kolonisation betreiben. Auf die Geviertmeile berechnet beträgt die Bevölkerung in Japan 335,8, in China ohne Tributstaaten 266,0 Köpfe, in den Vereinigten Staaten mit Kolonien aber nur 13,7, in Neuseeland 2,5, in Australien 0,6, in Niederländisch-Indien 0,19. Das ist „die Leere des pazifischen Raums", die Japan mit seinen Auswandererheeren ausfüllen möchte, um zugleich Alleinbeherrscher der ganzen Erdhälfte der größten Wassermasse zu werden. Wie weit es auf dem Weg zu diesem Ziel bereits vorgeschritten, ist bekannt genug. Auf den Philippinen wächst die japanische Kulieinwanderung ständig, geht immer mehr Plantagenland in den Besitz der rührigen Agenten des Mikadoreichs über. Verfolgt man die Kabellinie Manila—San Franzisko, welche zugleich die zentrale Stoßrichtung des weiß-gelben Rassenkampfes anzeigt, weiter, so bietet sich überall dasselbe Bild. Washington hat keine Kosten gescheut, um Pear. Harbour auf Hawai zu einem Kriegshafen erster Klasse mit großen Docks, Werften und Arsenalen auszubauen; aber im Schutz der Kanonen dieses Gibraltars des Stillen Ozeans lebt eine Bevölkerung, die zu einem Drittel aus japanischen Einwanderern, meist Reservisten und Landwehrleuten der Armee des Mikado besteht, während die Vertreter des amerikanischen Herrenvolks dieser feindlichen Masse gegenüber nur ein kleines Fähnlein bilden. Wie stark die Flut der japanischen Schrittmacher der mongolischen Rasse weiterhin nach der Magdalenenbai und von dort aus strahlenförmig zu den gesamten westamerikanischen Gestaden hinüberspült, diese Tatsache spiegelt sich in den heißen Kämpfen um die „Antikulibills" scharf genug wieder. Dem gelben Menschenstrom folgt zugleich die weiße Schiffsflagge mit der roten Kugel in immer weiter sich verzweigender und immer mehr sich verdichtender pazifischer Fahrt, um schließlich sogar den Küstenverkehr des amerikanischen Festlands sich zu erobern. Und nicht genug damit! Die Oberherrschaft zur See, von dem das gernegroße Japan träumt, wird noch überhöht durch dessen Ansprüche, als Vormacht aller asiatischen Völker zu gelten. Bei dem Abschluß des Bündnisses zwischen London und Tokio meinte ein japanischer Staatsmann: „Die Bestimmung, die uns verpflichtet, im Kriegsfall England hilfreich zur Erhaltung seines indischen Besitzes zur Seite zu stehen, erscheint als das denkbar beste Mittel. bei solcher Gelegenheit mit einer halben Million Soldaten in das britische Kaiserreich einzurücken und das Wahrzeichen der mongolischen Monroedoktrin an der entscheidenden Stelle aller Welt sichtbar aufzurichten." Wie diese Lehre lautet, weiß man: Asien den Asiaten! Und mit welchen Mitteln für deren Verwirklichung durch gemeinsame Verschwörereien und Wühlereien des revolutionären japanischen und hinduistischen Literatentums gearbeitet worden ist, darüber hat das angloindische Beamtentum, das sicherlich die heutige Va-banque-Politik des aller Ehren werten Sir E. Grey genau so verurteilen wird, wie jeder

nicht allein über den britischen Geldsackinteressen brütende Mensch, oft genug klagend und warnend nach London berichtet.

* * *

Japans anmaßliche Herrenansprüche gipfeln in den zwei Hauptforderungen: unbedingte Einwanderungsfreiheit in alle Gebiete europäischer Herrschaft und ebenso unbedingte Gleichstellung seiner Volksgenossen mit den Weißen in allen Rechtsfragen des internationalen Verkehrs. Angeblich soll England in einer geheimen Zusatzklausel zu dem Vertrag mit Japan diesen den Schutz beider Ansprüche zugestanden haben, um sich damit die Waffenhilfe seines Günstlings zu erkaufen. Aber selbst wenn diese kaum glaubliche Nachricht unzutreffend ist, wenn England sein System von charakterloser Geschäftskriegspolitik nicht bis zu solcher ungeheuerlicher Gipfelung hinaufgetrieben hat, bleibt die Tatsache unweigerlich bestehen, daß der Tag, an dem Japan seine unverschämte Herausforderung an Deutschland sandte, eine denkbar schwere Erschütterung des ohnehin geringen Vertrauens, das die australischen Dominien ihrem Mutterland entgegenbringen, und eine nicht minder tiefgreifende Entwurzelung, wenn nicht Vernichtung der angloamerikanischen Freundschaft bedeutet.

Der Ministerpräsident des Commonwealth erklärte einmal dem Friedensapostel Stead rund heraus: „Wir Australier halten nicht viel vom ‚Reich‘. Der Angel- und Hebelpunkt unserer Politik ist die Erhaltung des weißen Australiens, und unser natürlicher Bundesgenosse daher diejenige Großmacht, welche dieses unser höchstes Lebensinteresse und vaterländisches Ideal aus gleicher politischer Weltanschauung heraus vertritt und mit Kraft zu schützen fähig und willens ist.“ Nicht minder deutlich sprach sich der Attorney General von Neuseeland aus, als er an den Londoner Beratungen des Imperial Defence Committee teilgenommen und schwer enttäuscht heimgekommen war: „In Altengland scheine man noch immer kein rechtes Verständnis für die schlimme Lage der Dominien zunächst der Brandung der gelben Gefahr zu haben. Auf die britische Flotte sei kein Verlaß; es bleibe also nur übrig und die Zeit dafür sei reif, daß Neuseeland, Australien, Kanada und die Vereinigten Staaten sich zu gemeinsamem Handeln zusammenschlössen.“ Wenn so die verantwortlichen Staatsmänner der „Schwesterstaaten“ früher gesprochen haben, was werden sie jetzt sagen, da London ihrem Erbfeind die Waffen gegen eine weiße Großmacht in die Hand drückt und ihm die Wege zur Verwirklichung seiner nationalen Größenwahnideen freimacht, da in Tokio ein Generalstabsoffizier, der nach der Mordtat von Serajewo den europäischen Weltkrieg voraussah, unumwunden ankündigte: „Japan wird, abgesehen von kleinen Nebenoperationen, ruhig abwarten, bis im großen Entscheidungskampf zwischen Dreibund und Dreiverband die Würfel gefallen sind. Am Ende dieses Krieges werden voraussichtlich fast alle Flotten der europäischen Großmächte zerstört sein und viele Jahre werden vergehen, um sie auf den früheren Stand zu bringen. Dann wird der Zeitpunkt gekommen sein, wo wir Japaner unser Ultimatum an Sidney und Auckland richten, dann wird unser Heer und unsere Flotte Australien und Neuseeland einen Besuch für dauerndes Bleiben

abstatten!"? Wie wird man über die Londoner Taktik in Washington denken, wo das A und O aller Politik die Niederhaltung Japans und seiner von Tag zu Tag wachsenden Machtbegehrlichkeiten ist, wo man um dessentwillen Millionen für das Panamakanalunternehmen geopfert hat, damit das Sternenbannerreich jederzeit bereit sei, einem Angriff von Osten her mit voller Flottengewalt zu begegnen, und wo man jetzt sieht, wie jenseits des pazifischen Ozeans eine dreifache Mauer von der seltsamen Bundesbrüderschaft England, Japan und Rußland aufgebaut wird, um die mit solchen Anstrengungen und Opfern freigemachten Wege amerikanischen Einflusses in China zu sperren und den Kolonialbesitz der Union zu bedrohen? Einstweilen mag England noch durch ein mit nicht zu übertreffender Geschäftigkeit und Hinterlist ausgebreitetes Netz von Lug und Trug einen großen Teil der öffentlichen Meinung über die Wahrheit der weltgeschichtlichen Ereignisse, ihre Gegenwarts- und Zukunftsbedeutung täuschen; lange wird es nicht dauern, bis es jedem Amerikaner wie Schuppen von den Augen fällt, wie die Spitze der vergifteten Waffen, mit denen das moralisch so tief gesunkene Britentum Deutschland glaubt vernichten zu können, sich auch gegen ihn wendet.

* * *

Jählings, schneller als es irgend zu ahnen war, sind die Schleier, welche den Hintergrund des Kriegstheaters der Alten Welt verhüllten, zerrissen worden, um fahlen Lichts die übergewaltigen Rassenprobleme der Machtsphäre des Stillen Meers sichtbar zu machen.

Ein tiefgreifendes welt- und kulturpolitisches Ergebnis der großen Kriegskatastrophe steht schon jetzt fest: das allslawische Rassenideal ist, ein Koloß auf tönernen Füßen, schmählich zusammengebrochen. Das Süd- und Westslawentum erhebt sich einmütig gegen das selbstherrliche und barbarische Russentum; der höhere großstaatliche Nationalgedanke hat nicht nur über die Idee der Rassen- und Spracheinheit, sondern auch über das zeitgenössische und doch rückständige, engherzige nationalistische Eigenbrötlertum gesiegt, das für jeden Stamm und jeden Volkssplitter einen eigenen abgesperrten Hof in der Völkergemeinde beansprucht. Auf der pazifischen Kampfesbühne liegen die Dinge anders und doch wieder auf natürlicher paralleler Entwicklungslinie zu den Verhältnissen in Europa. Hier bewegt sich das Ringen der Völker tatsächlich noch auf der einfachen Stufe des Rassenkampfes, dessen polarisch aneinanderstoßende Gegensätze überwunden werden müssen, um zur Bildung gefesteter, selbstsicherer Staatswesen neuzeitlicher imperialistischer Riesenform zu gelangen. Bis zu einem gewissen Grad, der schwer zu bestimmen ist, hat gewiß eine Rassenmischung immer stattgefunden und sogar nützlich und blutauffrischend gewirkt. Was aber darüber ging, erwies sich stets als Übel. Denn die eigentliche Quelle des sogenannten Rassenvorurteils sind nicht politische und soziale Gegensätze; sie ist vielmehr die der Menschheit eingeborene, tiefwurzelnde und heilsame Furcht vor der Rassenentwertung durch wahllose Rassenvermengung, in ethnologisch-ethischem Sinn gesprochen vor der Verbastardierung der Menschheit. Jede Nation, die in solchen Schicksalsfragen der menschlichen Zukunft um selbstsüchtige Vorteile und politischer Gelegenheitsmache willen die eigene Rasse verrät, wie es England getan hat, begeht eine



jener Todsünden, die unauslöschlich sind und sich früher oder später vor dem Weltgericht der Weltgeschichte furchtbar rächen. Deutschland aber hat keinen Grund, die gelbe Faust, die es im fernen Osten bedroht, zu fürchten. Wenn wir in Europa Sieger sind, dann wird sich sehr bald zeigen, daß Japan keinen aufrichtigen Freund auf der ganzen Erde hat, daß es finanziell vom Abendland abhängig, daß es sozial zu zerrüttet, wirtschaftlich zu schwach ist und daß auch seine berühmte, äußerlich glänzende, innerlich tieferer moralischer Verankerung entbehrende soldatische Tüchtigkeit nicht hinreicht, um mit einer wirklichen Großmacht ersten Rangs den Kampf erfolgreich aufzunehmen.



Deutschlands Söhne · Von Tilly Buß

Kampfruf scholl dröhnend durch deutsches Land,
Eine eiserne Wehr von Männern erstand.

Voll Zucht und voll Treue, voll blitzendem Mut,
Durchflammt von des heiligsten Zornes Glut!

Emporgerissen vom friedlichen Herd
Durch tückischer Völker ruchloses Schwert,

Umstellt von der Feinde neidvoller Schar —
Nun recke, nun wehre dich, deutscher Aar!

Ihr Männer, jetzt fern von Scholle und Pflug,
Jetzt fern von der Stube, von Feder und Buch:

Ihr sät nun euch selbst in die Furchen hinein,
Ihr taucht nun in Herzblut die Federn ein.

Wie immer der Würfel des Krieges rollt,
Ihr steht in des obersten Feldherrn Sold.

Rein euer Herz und rein euer Schwert,
Die Seele dem Höchsten zugekehrt!

Ob Fall oder Sieg oder Heldentod —
Eure Saat geht auf durch Nacht und Not!

Das Schwert ist Gottes! Und Gottes die Saat!
Er läßt sie reifen nach seinem Rat!

Und Gottes die Ehre! Drum unversehrt
Bleibt deutsche Ehre und deutsches Schwert!



Kaiserin Friedrich

Erinnerungen der Fürstin Wilhelm Radziwill

II.

Ich wurde im November 1873 der Kronprinzessin von Deutschland einige Wochen nach meiner ersten Heirat vorgestellt. Sie empfing meine Schwiegermutter und mich in ihrem Arbeitszimmer im Berliner Schloß, das jetzt von ihrem Enkel, dem nunmehrigen Thronfolger bewohnt wird. Der Hof war damals in Trauer um die Königin Elisabeth, die Witwe Friedrich Wilhelms IV., und die Kreppschleier, die die Prinzessin umwallten, sowie die Dämmerung des Raumes, erlaubten mir zunächst nicht, sie genauer zu sehen. Später, als ich sie näher kannte, erriet ich stets, was ihre schönen Augen, die das einzig Hübsche an ihr waren, sagen wollten. Ihr Gesicht hatte einen besonderen Reiz, der sie den schönsten Frauen zur Seite stellte, und diese oft häßlich erscheinen ließ. Das machte der Ausdruck unbeschreiblicher Güte, des Wohlwollens, der Klugheit und einer edlen Lebensauffassung. Diese Frau, die oft von den nichtigsten Dingen plauderte, wußte stets, wenn es darauf ankam, an anderer Schmerz oder Freude teilzunehmen, den lebhaftesten Ausdruck dafür zu finden. Wärmste Teilnahme sprach dann aus ihrem ganzen Wesen. Sie nahm sich der vom Leben Verwundeten ebenso herzlich an, wie sie ein gefallenes Kind mit leichter Hand tröstend aufhob. Diese junge Frau, vor der die Freuden des Lebens scheinbar ausgebreitet lagen, die des Lebens ganze Größe und die Vergänglichkeit der Triumphe kannte, fand stets Zeit, sich der materiellen oder moralischen Not derer anzunehmen, die ihren Weg kreuzten. Sie verstand die Unglücklichen zu trösten, wie das Evangelium die tröstet, die an die Kraft des Unendlichen und an eine Ewigkeit glauben, die jeden Fehler tilgt und auslöscht, jeden Irrtum aufklärt. Sie hatte gelernt, gütig und nachsichtig zu sein und nicht abzuurteilen, wie sie es in ihrer ersten Jugend streng getan hatte. Von hohen Gedanken und edelsten Interessen erfüllt, in die großmütigsten Pläne vertieft, verachtete sie den Beifall der Menge und übersah ihre Ungerechtigkeiten. Ihr Blick war immer aufs Jenseits gerichtet, und sie lebte in einer Welt, die sie sich selbst geschaffen, und zu der weltliche Vergnügen keinen Zutritt hatten; Nächstenliebe, Kunst, Literatur und Wissenschaft füllten jeden ihrer Augenblicke aus. Ihre Stimme war schön und hatte denselben Klang wie die ihrer Mutter, der Königin Viktoria. Es lag viel Musik und Wohllaut in ihrer Sprache, die sanft und deutlich zugleich war, jede Silbe erklang für sich, und sie betonte die Worte, die immer der Lage des Augenblicks angepaßt waren und ihre Gefühle und Gedanken aufs genauste wiedergaben. Ich erinnere mich, daß eines Tages gegen das Ende des Lebens der Kaiserin das Gespräch auf eine Person kam, von der ihr einst Unrecht geschehen war. Es überraschte mich, daß ihr Urteil über dieselbe sich geändert hatte, und sie mit einer gewissen Freundlichkeit von ihr sprach. Ich konnte mich einer Bemerkung darüber nicht enthalten. Ihre Majestät legte darauf ihre Hand auf meinen Arm und sagte: „Lassen Sie uns die Vergangenheit ver-

gessen! Nicht wahr, Sie erinnern sich noch des Grabsteins in der Westminster Abtei? Nescire et errare humanum est? Ich bin zu dem Schluß gekommen, daß dies das einzige Urteil ist, zu dem wir berechtigt sind!“

Als die Siege des deutsch-französischen Krieges Kaiser Wilhelm die Krone Karls des Großen und Barbarossas aufdrückten, erlitt selbstverständlich die preußische Politik, die nun zur deutschen Politik geworden, eine durchgreifende Veränderung. Als ich nach Berlin kam, war das neue Kaiserreich grade im Entstehen begriffen, und der Kulturkampf sowie die Kämpfe der verschiedenen Parteien gegen den Fürsten Bismarck begannen, dessen Riesengestalt den ganzen politischen Schauplatz sowie die parlamentarischen Debatten beherrschte. Seine Beziehungen zum Kronprinzen, die einen Augenblick freundlich, wenn auch nicht herzlich gewesen, hatten sich wieder getrübt. Klatschereien, für die bei seiner hervorragenden Intelligenz der Kanzler erstaunlicherweise empfänglich war, hatten sein Verhältnis zu dem Kronprinzen und der Kronprinzessin, die er beide anklagte, Intrigen gegen ihn zu planen, verdorben. Der damalige französische Botschafter, Vicomte de Gontaut-Biron, war die Seele einer kleinen Gemeinschaft, die Bismarck ausgesprochen feindlich gesonnen war, und da er durch seine Verwandtschaft mit einigen Gliedern der hohen Berliner Aristokratie sich eines gewissen Einflusses am Hofe erfreute, und sowohl bei der Kaiserin wie beim Kronprinzen gerne gesehen war, so ergoß sich über diesen die ganze Galle des deutschen Kanzlers. Eine etwas erbitterte Korrespondenz erfolgte, und obgleich es dem Kronprinzen ein leichtes war, den Fürsten Bismarck zu überzeugen, daß sein Verdacht unbegründet sei, so kam dieser von dem Vorurteil, das man ihm vielleicht mit Willen gegen seinen künftigen Kaiser eingeflößt hatte, niemals zurück, sondern schmollte ihm lange. Das Entgegenkommen der Kronprinzessin, die sich mit dem damals allmächtigen Minister nicht überwerfen wollte, wurde zurückgewiesen, und das Mißverständnis hörte erst durch die Vermittlung eines gemeinsamen Freundes auf. Ich nahm immer an, daß es Lord Odo Russel war, der damalige englische Botschafter am Berliner Hofe, der zu den Vertrauten des Kronprinzenpaares zählte, und der ein Mann von seltener Klugheit und ungewöhnlichem Takt war. Dieser errang das Vertrauen des Kanzlers und wußte ihn zu überzeugen, daß er ja mit seinen Feinden gemeinsames Spiel mache, wenn er die Feindseligkeit gegen den Kronprinzen offen zur Schau trüge. Jedenfalls hörte auf die eine oder andere Weise der Streit auf, und als am 21. November die Kronprinzessin zur Feier ihres Geburtstages eine Abendgesellschaft gab, nahm zur allgemeinen Verwunderung Fürst Bismarck, der sonst nie des Abends ausging, nicht einmal zum alten Kaiser, daran teil. Ich werde jenen Abend nie vergessen. Wir waren in einem dunkelblau ausgeschlagenen Saal, dessen ernste Einrichtung von zahlreichen Leuten, die behaupteten, sie erinnere an einen Katafalk, scharf kritisiert wurde. Wir warteten darauf, daß der Kronprinz und die Kronprinzessin eintreten sollten, als in einer Seitentür die Gestalt des Kanzlers in weißer Kürassieruniform erschien, ein imponierender Anblick wie alles wahrhaft Große. Die Versammlung war betroffen, und Bismarck, der sich völlig des Eindrucks seines unerwarteten Erscheinens bewußt war, blieb ein wenig hinter

den anderen Personen stehen und ließ seine Blicke mit einem feinen und schalkhaften Lächeln über die Gäste gleiten, als erheitere ihn die Aufregung, die seine Gegenwart verursacht hatte. Das dauerte nur wenige Minuten, und die Tür des Arbeitszimmers der Kronprinzessin öffnete sich, und sie trat in Begleitung des Kronprinzen und ihres Hofstaates in den Saal. Sehr ruhig sprach sie einige Worte mit der ihr zunächst stehenden Dame und durchschritt dann mit der ihr eigenen Anmut und Würde das Zimmer, begrüßte mit freundlichen Worten einige Gäste und näherte sich dem Kanzler.

Eine Unterhaltung von einigen Minuten entspann sich zwischen beiden. Bismarck schien einer ebenso ausgesprochenen Persönlichkeit wie der seinen gegenüber befangen (wenn man diesen Ausdruck auf ihn anwenden darf), und er zupfte beim Plaudern an seinen langen Militärhandschuhen. Dagegen sprach die Kronprinzessin höflich und liebenswürdig, wie sie es zu sein verstand, aber ohne Wärme und ohne ihr „königliches“ Wesen abzulegen. Nach einer Unterhaltung von kaum fünf Minuten machte sie dem Kanzler eine leichte Verbeugung und entfernte sich mit ihrem schleppenden Schritt, während ihr langes Seidenkleid über den Teppich fegte. Darauf näherte sich der Kronprinz dem Minister; sofort änderte sich das Bild. Bismarck, der im Gespräch mit der Kronprinzessin befangen geschienen hatte, richtete sich plötzlich hochmütig und energisch auf und warf den Kopf zurück. Nun lenkte er das Gespräch mit dem Kronprinzen, stellte ihm Fragen, und überragte ihn mit der ganzen Wucht seiner kolossalen, fast erdrückenden Persönlichkeit. Nur ein Saint-Simon hätte diese Begegnung zu schildern vermocht. Eine andere Szene aus dem Leben der Kronprinzessin, der ich gleichfalls beiwohnte, ist mir auch im Gedächtnis geblieben. Es war an einem Juniabend. Der alte Kaiser war von Nobiling verwundet worden, und man erwartete jeden Augenblick sein Verscheiden. Die politischen Umstände waren ernst; der Berliner Kongreß sollte in einigen Tagen eröffnet werden; der Frieden Europas war bedroht. Als Kaiser Wilhelm in sein Palais zurückgebracht worden war, hatte er in einem Augenblick wiedererwachten Bewußtseins die Kraft, eine Anordnung zu unterzeichnen, das für die Zeit seiner Krankheit dem Kronprinzen die Regentschaft übertrug. Dieser weilte damals in England, und die Nachricht des Attentates, dessen Opfer sein Vater geworden war, erreichte ihn in Hatfield-House bei Lord Salisbury. Es war an einem Sonntag, und nur mit Schwierigkeit konnte man einen Sonderzug einstellen, der das Kronprinzenpaar eiligst nach Dover führte. Die Telegramme, die sie fast auf jeder Station erreichten, meldeten den Zustand des Kaisers als sehr ernst, wenn nicht gar hoffnungslos. Als sie in Berlin ankamen, empfing man sie beinah, als wären sie die Herrscher selbst. Der Abend war warm und regnerisch, dunkel und mondlos; es war gegen elf Uhr nachts. Eine riesige Menschenmenge drängte zum Bahnhof, um die Reisenden zu begrüßen. Als sie aus dem Wagen stiegen, hatte die Kronprinzessin ein freundliches Wort für ihre Bekannten, aber der Kronprinz schien sehr bewegt und antwortete mit großer Ungeduld auf die ihm dargebotenen Huldigungen. Eine Dame, die vergeblich versucht hatte, bis zum Kronprinzenpaar durchzudringen, lief auf die Prinzessin zu, küßte ihr die Hand und redete sie mit „Majestät“ an. Da veränderte sich Viktorias Gesicht

und ihre Hand zurückziehend, antwortete sie: „Ich bin nicht Kaiserin", und schritt weiter. Diese Bereitwilligkeit, ihr einen Titel zu geben, den sie vielleicht, ohne es sich zu gestehen, ersehnte, mußte einen unangenehmen Eindruck auf sie machen, indem dadurch ihrem geheimsten Ehrgeiz gewissermaßen feste Form verliehen wurde. Aber ihr Verhalten während der ganzen Zeit der Krankheit des Kaisers und der Regentschaft des Kronprinzen war äußerst taktvoll, und sie beobachtete jede Rücksichtnahme. Voll Sorge für ihren Schwiegervater und voll Aufmerksamkeit für ihre Schwiegermutter, die an das Krankenbett des verwundeten Kaisers geeilt war, hatte sie die Charakterstärke, ganz zurückzutreten, nirgends zu erscheinen, noch sich um irgend etwas zu kümmern. Die äußeren Umstände machten die Stellung des Regenten sehr schwierig, und er mußte gegen seinen Willen eher der Politik des Kanzlers als seiner eigenen folgen. Zum Dank für seine Fügsamkeit erwartete er, daß man ihm von nun an erlaube, die Regierungssorgen seines Vaters zu teilen. Aber so faßte Bismarck das nicht auf, und der alte Kaiser noch weniger. Sobald dieser sich wieder hergestellt fühlte, nahm er die Zügel der Regierung wieder in die Hände, und der Kronprinz trat ins Dunkle zurück. Die Kronprinzessin empfand das schmerzlich. Sie hatte so gehofft, endlich die menschenfreundlichen Pläne ihres Gatten verwirklicht zu sehen. Sie kannte seine Liebe zum Guten, seine hohe und gesunde Intelligenz. Sie hatte angenommen, daß seine Verwaltung der Staatsgeschäfte den Kaiser davon überzeugt hätte, daß er ohne Furcht von seinem Sohne sich vertreten lassen und auf diesen einen Teil der Regierungssorgen abladen könne. Sie hatte, um die Wahrheit zu sagen, nie ernstlich an die mögliche Wiederherstellung ihres Schwiegervaters geglaubt. Die Enttäuschung, den Augenblick der Regierung wieder hinausgeschoben zu sehen, war bitter für sie, weniger um ihrer selbst willen, als wegen ihres angebeteten Gatten. Damals begann für sie die Zeit der großen Prüfungen. Sie verlor erst ihre Lieblingsschwester, die Großherzogin von Hessen, eine ausgezeichnete Frau, welche bei allen, die sie kannte, ein so rührendes Andenken hinterlassen hat, und deren Güte, Rat und Einfluß so viel Freude in das Leben der Kronprinzessin gebracht hatten. Dann starb ihr Sohn, Prinz Waldemar, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Enttäuschungen, unerfüllte Wünsche, Kummer aller Art, Sorge um die anderen Kinder, kurz viel Trauer, der Anblick der Ermüdung, die sich schließlich ihres Gatten bemächtigte, seine Entmutigung, das waren alles Schatten, wie sie viele Existenzen verdunkeln und auch in ihrer nicht fehlten. Sie suchte mehr als jemals sich über ihre und des Kronprinzen Untätigkeit hinwegzutäuschen, indem sie geistesverwandte Personen um sich versammelte. Da bildete sich um das kaiserliche hohe Paar ein kleiner Kreis von Menschen, die sein Leben teilen und die Bitterkeit desselben mildern wollten. Sehr vielseitig in ihrem Geschmack, empfing die Prinzessin gleichzeitig mit Mommsen, Helmholz, Dubois-Raymond die meisten Gelehrten und Künstler des modernen Deutschlands. Der Geschichtsschreiber Ranke erfreute sich ihres ganz besonderen Wohlwollens. Sie bat ihn sogar, ihr Geschichtsunterricht zu geben, doch wurde sie in demselben oft ungeduldig durch die ungewöhnliche Parteilichkeit, die er in seinen Urteilen zeigte. Sie war selbst parteiisch in der Wertschätzung dieser oder jener historischen Persönlichkeit, während

Ranke eine ganz besondere Methode in der Art, Menschen und Ereignisse zu betrachten, anwandte und darauf Wert legte, das Für und Wider jedes Dinges und jeder Tatsache zu erwägen. Das paßte der königlichen Schülerin oft nicht, die keine mildernden Umstände bei geschichtlichen Tatsachen, die sie mißbilligte, gelten lassen wollte. Die Trockenheit Rankes fiel ihr auf die Nerven, aber sie empfand nichtsdestoweniger eine lebhafte Sympathie für seine Person und eine unendliche Bewunderung für seine Gelehrsamkeit. Die Geschichte der Päpste war ein Werk, von dem sie sich selten, um nicht zu sagen niemals trennte, und sie schrieb eine Erläuterung dazu, die die Bewunderung des alten Geschichtsforschers erregte, obwohl er damit durchaus nicht freigebig war. Übrigens, überall wohin sie kam, an allen Orten, wo sie sich befand, suchte die Kronprinzessin die Gesellschaft hervorragender Menschen; und alle, die einmal Gelegenheit hatten, sich ihr zu nähern, standen unter dem Zauber ihrer Unterhaltung und seltenen Klugheit. Manchmal artete ein Gespräch in Diskussion aus, aber sie bewahrte dabei immer eine ausgesuchte Höflichkeit und unveränderliche Freundlichkeit. Ein einziges Mal reizte Lecky, der englische Geschichtsforscher und Kritiker, sie derart, daß sie ihm für längere Zeit zürnte. Sie plauderten von dem Buche Renans „Das Leben Jesu", ein Werk, das die Kronprinzessin sehr bewunderte. Lecky dagegen fand es sehr oberflächlich und in einem Stil geschrieben, der den Gegenstand herabzöge. Gereizt durch die begeisterte Art, in der die Prinzessin sich äußerte, rief er aus, daß er es Renan nicht vergeben könne, aus Christus einen „Florianschen Hirten" gemacht zu haben. Die Prinzessin drehte ihm den Rücken, und sie vergab ihm lange diese Kritik eines Werkes nicht, in dem sie im Gegenteil viel Trost in den dunklen Stunden ihres Lebens geschöpft hatte.

Es ist viel über die religiösen Ansichten der Prinzessin Viktoria diskutiert worden. Sie hatte zu viel kritischen Geist, um die Behauptungen des Dogmas irgendeiner Kirche als unumstößliche Wahrheit anzuerkennen, aber ihr Gottvertrauen und ihr Glauben an ein künftiges Leben waren ebenso stark wie aufrichtig. Davon zeugte am besten ihre Art zu leben, indem sie den schönen Grundsatz Guizots, „ein reines Leben ist ein Glaubensbekenntnis", in die Tat umsetzte. Vor allem war sie duldsam im weitesten und umfassendsten Sinn dieses Wortes, und gestattete keinerlei religiöse Verfolgung, unter welcher Form diese auch auftreten mochte; sie fand, daß die persönliche Freiheit, sei es nun in religiösen, sei es in politischen Dingen vor allem geachtet werden müsse. Diese Ansicht führte oft zu Diskussionen zwischen ihr und ihrer Umgebung, die ihr zu große Freiheit der Ansichten in diesem Punkte vorwarf.

Ihr Salon war der Mittelpunkt literarischen Strebens, das weit über diesen hinaus ging. Die Abende, die sie veranstaltete, bleiben immer im Gedächtnis derer, die die Ehre hatten, zugezogen zu werden; denn es war eine außergewöhnliche Gesellschaft von Männern und Frauen, wie man sie selten in so großer Zahl unter demselben Dach zusammentrifft.

Ich erinnere mich, dort Mathieu Arnold getroffen zu haben, der jedesmal, wenn er durch Berlin kam, bei dem Kronprinzenpaar eingeladen wurde; den Maler Richter und seine liebenswürdige Gattin, Cornelie Meyerbeer, die Tochter

des berühmten Komponisten; Gräfin Schleinitz, die spätere Gräfin Wolkenstein, eine außergewöhnlich kluge und bescheidene Frau; den Fürsten Bülow, der damals noch einfacher Attaché im Ministerium des Auswärtigen Amtes war, und die vornehme und schöne Italienerin, die später seine Frau wurde und damals noch unter dem Namen einer Gräfin Donhoff bekannt war; dann den Maler Angeli, dem man die beiden schönsten Porträts verdankt, die vom Kronprinzen und der Kronprinzessin vorhanden sind; Graf Ferdinand Harrach, gleichfalls ein angesehener Künstler, und seine Gattin, die hübsche Gräfin Helene, geborene Komtesse Pourtalès; den Chemiker Helmholtz, Universitätsprofessor in Berlin, und seine Gemahlin, die Nichte der alten Madame Mohl, deren Salon für kurze Zeit eine Pariser Berühmtheit war; die zwei Brüder Rudolf und Paul Lindau, von denen der eine liebenswürdiger war als der andere; der erste genoß das Vertrauen des Fürsten Bismarck, unter dem er im Auswärtigen Amte arbeitete; Reichstagsabgeordnete, Mitglieder des preußischen Herrenhauses, erprobte Militärs, die eine Rolle in der Weltgeschichte gespielt hatten, wie der Feldmarschall Moltke, General Blumenthal, der 1866 und 1870 Generalstabschef des Kronprinzen gewesen war, Marschall Manteuffel, dessen gleichzeitig scharfen und vornehmen Geist die Prinzessin unendlich schätzte; und dann wieder Vertreter ganz anderer Art, wie Rothschild aus Frankfurt, der Chef des berühmten gleichnamigen Bankhauses; Mendelssohn-Bartholdy; Professor Leyden; der Geschichtsschreiber Mommsen, kurz alles, was einen Namen hatte, sei es in Deutschland oder im Ausland, alles, was auf die eine oder andere Weise einen kleinen Stein zum Bau der Pyramide der Entwicklung der Menschheit auf dem Wege zum Guten oder zum Fortschritt beigetragen hatte. In Gesellschaft all dieser hervorragenden Menschen fand die edle Seele der Prinzessin Viktoria eine Erholung von all den schweren Sorgen, die auf ihr lasteten, und sie vergaß im Gespräch mit ihnen allen Kummer und alle Not, die sie bedrückten. Von Zeit zu Zeit öffneten sich auch die Tore ihres Palais für ganz eigenartige Feste, Maskenbälle, wie die Prinzessin sie zu veranstalten liebte, und durch die sie sich in eine Vergangenheit versenkte, die sie so gern wieder auferstehen ließ. So hat wohl keiner der Teilnehmer jenes venezianische Fest vergessen, auf dem sie selbst im Kostüm der Leonore Gonzague nach Titians Porträt im Palast Pitti erschien. In diesem Kostüm wurde sie später von Angeli gemalt, weil es ihrer künstlerischen Persönlichkeit so gut stand. Bei ihrer silbernen Hochzeit stellte man den Hof der Königin Elisabeth von England dar, und die Aufführung gelang so gut, daß man noch heute in Berlin davon spricht. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich die Kronprinzessin im silbernen Tuchkleid vor mir, wie sie neben dem Kronprinzen unter einem Baldachin im Weißen Saal des königlichen Schlosses steht, und mit belustigten und gleichzeitig bewegten Blicken den Maskenzug an sich vorbei gehen läßt und mit gerührtem Lächeln dankt. Das war das letzte frohe Fest; von da an folgten Sorgen, Kummer, Trauer und Tod schnell aufeinander.

Von jenem Tage an gab es kaum noch Freude im Leben der Prinzessin Viktoria. Ernste Verstimmungen begannen gerade in jener Zeit sie von ihrem ältesten Sohn, dem jetzigen Kaiser Wilhelm, zu trennen. Diese

Verstimmungen wurden von übelwollenden Leuten geschürt, die zwei Wesen veruneinigen wollten, deren Chraktere so viel Ähnlichkeiten zeigten, und die grade deshalb einander oft feindlich gegenüberstanden. Damals wurde die Antipathie, die immer im geheimen zwischen der Kronprinzessin und dem Fürsten Bismarck bestanden hatte, zum brennenden Haß, der erst in der Stunde erlosch, wo diejenige, die inzwischen Kaiserin Friedrich geworden war, alle Hoffnungen begraben, alle Enttäuschungen erlitten hatte, und nun, in ihr Schicksal ergeben, vor dem Tode die Waffen streckte, der ihren Feind in den Sarg gebettet hatte und ihr selber schon auflauerte.

Es war ein großes Unrecht, fast möchte ich sagen ein Verbrechen des Kanzlers, die Entfremdung des jungen Prinzen Wilhelm und seiner Eltern dadurch zu vertiefen, daß er diesen ihnen beständig gegenüberstellte, um auf jede Weise die Stellung des Kronprinzen herabzusetzen und den alten Kaiser zu überzeugen, daß nur sein Enkel ihm ein wahrer Nachfolger werden könne. Der erste Schritt auf diesem Wege wurde getan, als nach dem Ableben des Marschalls Manteuffel einen Augenblick die Rede davon war, ihm den Prinzen Wilhelm als N a c h f o l g e r i n d e r V e r w a l t u n g v o n E l s a ß - L o t h r i n g e n zu geben. Der Plan wurde wegen des Widerstandes, dem er beim Kronprinzen begegnete, sofort aufgegeben, denn dessen klarer Blick hatte die Folgen erkannt, die eine solche Ernennung für seinen Sohn haben würde, indem sie ihn von vornherein bei gewissen Parteien notgedrungen unbeliebt machen würde. Diesem Gefühl und durchaus nicht der kleinlichen Eifersucht, seinen Sohn mit einer Würde betraut zu sehen, die man ihm beständig verweigert hatte, entsprang die Opposition gegen diesen Plan. Aber dies edle Motiv, das ihn leitete, wurde weder von dem Gegenstand seiner Fürsorge, noch vom alten Kaiser, noch vom allmächtigen Minister, der allein in jener Zeit die Geschicke Deutschlands lenkte, erkannt.

Während des Winters 1887 begannen unklare Gerüchte über die Gesundheit des Kronprinzen im Publikum aufzutauchen. Ach, sie waren nur zu begründet, und bald wurde es augenscheinlich, daß die Tage dieses liebenswürdigen und guten Fürsten gezählt waren. Noch lebte der alte Kaiser; und trotz seines hohen Alters, trotz der Sorgen, die seine letzten Stunden verdüsterten, beharrte er immer noch aufrecht und, wenn auch müde, tapfer auf seinem Posten. Zahllose Intrigen wurden gesponnen; die unedelsten Begierden erwachten; böse Geister ließen sie bis zu den Gestaden des Mittelmeeres dringen, wo in der Villa Zirio Friedrich Wilhelm den Tod erwartete, umsorgt von seiner verzweifelten Gattin. Die Welt sah diesem Trauerspiel, das an ähnliche des Altertums erinnerte, gespannt zu. Man wartete auf die Lösung, ob zuerst der alte Vater der Last der Jahre erliegen, oder der Sohn der unerbittlichen Krankheit zum Opfer fallen würde. Und um diese beiden offenen Gräber tobte ein tragischer Kampf des leidenschaftlichsten Ehrgeizes, der heftigsten Begehrlichkeit, der rohsten Begierden. Man erwog beide Ausgänge, man war auf beide gefaßt, man gründete auf die eine wie die andere eine ganze Zukunft und vergaß, daß diese Zukunft nur Gott gehört.

Und e r schritt ein! Zur Stunde, da das Lebenslicht des Prinzen Friedrich Wilhelm nur noch flackerte, erlosch plötzlich das seines Vaters, ohne daß man mehr

darauf vorbereitet gewesen war als alle Tage. Der Greis, erschöpft durch die Ermüdung eines langen Lebens, entschlief zum Schlafe, aus dem es kein Erwachen gibt. Und selber schon auf der Schwelle zur Ewigkeit, wurde sein Sohn Kaiser. In der Stunde, da er endlich fähig war, die großmütigen Pläne seiner Jugend zu verwirklichen, wo die Macht, das Gute zu tun, von dem er viele Jahre lang geträumt, und wo er stumm und gleichmütig Dingen hatte zusehen müssen, die seine große Seele nicht billigen konnte, im Augenblick, da diese Macht ihm gegeben wurde — da war es zu spät. —



Das Sakrament · Von Hans von Wolzogen

Ein dunkler Priester trat der Krieg
In unsern Friedenstempel ein;
Vom Hochaltar, den er erstieg,
Reicht er uns dar den blut'gen Wein.

Den heil'gen Tempeldienst zu tun,
Ward unser Volk zu matt und satt;
Wir ließen Kelch und Altar ruhn,
Der Tempel ward zur Wechslerstatt.

Wohl tat uns not das Sakrament,
Das einen neuen Geist uns schafft;
Wer es nur grimm und blutig nennt,
Begreift nicht seine Gotteskraft.

Der Krieg ist uns von Gott gesandt,
Den Buß- und Feiertag zu weihn;
Es dröhnt der Dom, es bebt das Land:
Soll Gott nicht in dem Brausen sein?

Der große Tag, nun brach er an!
O seht den dunklen Priester dort:
Den Kelch hebt der gewalt'ge Mann,
Und hört: er spricht ein Segenswort.

„Gesegnet sei euch dieser Trank,
Und mag er grimm und blutig sein:
Wenn er das Herz euch tief durchdrang,
Auch euren Tempel weiht er rein.

Mit frommem Sinn und edlem Mut,
Gesegnet Volk, empfangt und wahrt
Die Gottheit, die sich birgt im Blut
Und sich lebendig offenbart!"



Die moderne Schlacht und ihre Leitung

Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne

Die Jetztzeit beseitigt das Glänzende, Farbige, Poetische. Sie setzt an deren Stelle das Unscheinbare, Nüchterne, Praktische. Auf militärischem Gebiete tritt dieser Wechsel vielleicht am schärfsten zutage. Die graue Felduniform, die an Stelle der farbenprächtigen Tracht getreten ist, feiert in den Tagesblättern ungeahnte Triumphe — die Franzosen, die für ihre Infanterie bisher die historische rote Hose beibehalten haben, schieben ihr sogar die Ursache ihrer Niederlagen zu. Vorbei ist die poetische Pracht des Schlachtfeldes, vorbei die Tage, wo Heinrich IV. von Frankreich seiner glänzenden Ritterschaft noch zurufen konnte: „Folgt meinem weißen Helmbusch, er führt euch auf der Bahn der Ehre." Früher beteiligten sich die höheren Führer persönlich an dem Kampf ihrer Heere und suchten das Handgemenge auf. Gustav Adolf betete vor der Schlacht von Lützen vor der Front seines Finnischen Reiterregiments, zog dann den Degen und rief: „Nun wollen wir dran." Der Große Kurfürst setzte sich bei Fehrbellin an die Spitze von Derfflingers donnernden Schwadronen. Friedrich der Große nahm bei Hohenfriedberg vor der Front von drei Bataillonen die feindlichen Batterien und versuchte das gleiche bei Kollin, Kunersdorf und Torgau. In den Befreiungskriegen sahen die Monarchen noch von ihrem Feldherrnhügel den Schlachten zu, griffen auch wohl ein, wie Friedrich Wilhelm III. bei Kulm. In den Kriegen 1866 und 1870/71 leitete unser Kaiser Wilhelm I. noch persönlich die Schlachten von Königgrätz, Gravelotte, Sedan.

Die moderne Taktik, die Waffenwirkung, die Ausdehnung der Kampflinien macht dies alles jetzt untunlich, ja unmöglich. Das Schlachtfeld selbst ist anscheinend öde geworden, man spricht mit Recht von einer „Leere" des Schlachtfeldes. Die Wirkung des Artilleriefeuers ist so gewaltig, daß es zum Aufsuchen von Deckungen zwingt. In tiefen Gräben versteckt harrt die Infanterie auf die Gelegenheit zum endlichen Vorgehen, die Artillerie hält sich hinter bergenden Crêten, die Kavallerie sucht den Schutz hinter Höhenzügen und in Wäldern — das Auge auf dem Schlachtfelde sieht fast nichts, das Ohr allein sagt den Kämpfern, daß sie in ernster Schlacht sich befinden. Das Heulen der Granaten und Schrapnells, das Knattern der Maschinengewehre und das Infanteriefeuer zeigen allein an, daß über der öden Ebene des Kampfplatzes sich die Entscheidungen über die Schicksale der Völker abspielen.

Die Führer der einzelnen großen Kampfgruppen — der Armeen — und der oberste Führer erst recht stehen weit ab von den Kampffronten. Bei Gravelotte hatte diese eine Ausdehnung von nur 15 Kilometern. Bei den großen Parallel- und Positionsschlachten des jetzigen Krieges hat die Front einer einzelnen Armee die Breite bis zu 80 Kilometern, die österreichische Gesamtarmee in Polen und Galizien focht drei Wochen lang auf einer Front von annähernd 400 Kilometern. Friedrich der Große legte den größten Wert auf die persönliche Erkundung, das eigene Sehen (den coup d'œil), so bei Kollin, Roßbach, Leuthen. Napoleon

legte gleichfalls den höchsten Wert auf das eigene „Sehen“. Erst nachher wuchsen dann bei ihm die Entschlüsse der Schlachtleitung. Das ist jetzt anders! Der Feldherr muß auf die eigenen Eindrücke verzichten und sich auf die Meldungen der Augen und Ohren der Armee verlassen, nämlich der Kavallerie-Offizierpatrouillen, der Kraftwagen, der Radfahrer, der Luftschiffe und Flugzeuge. Diese gehen ein in so beklemmender Anzahl, daß ihre Sichtung durch einen sehr kaltblütigen, sehr urteilsfähigen, ja genialen Generalstabsoffizier nötig ist. Der Extrakt der Meldungen mit oder ohne Kommentar wird dann dem Feldherrn gegeben. Alle verspäteten, durch die Ereignisse überholten Meldungen werden natürlich zunächst beseitigt, die unwahrscheinlichen nach ihrer Bedeutung gewogen. Eine ungeheure Verantwortlichkeit lastet auf dem Chef des Stabes, der das Endergebnis der Berichte und Meldungen zur Beschlußfassung dem Feldherrn überreicht. Dann handelt es sich um Einsetzen der Reserven da oder dort, um Verschiebungen in der Front, um den Befehl zu Vorwärts- oder Rückwärtsbewegungen, Heranziehen von Detachements u. dgl., kurz um Entschlüsse, die die Schlacht und vielleicht den Feldzug entscheiden können. Die Fassung derselben setzt geistige und körperliche Ruhe voraus. In einsamem Zimmer oder Zelt wird sie gesucht. Ein Tisch mit Karten — Markierfähnchen darauf — bildet die hauptsächlichste Ausstattung. Jedes laute Gespräch oder gar Diskussion ist streng verpönt — in einem Nebengelaß ist untergebracht die stille Annahme der Meldungen, die Abfertigung der Überbringer.

So bleibt der Feldherr den sinnverwirrenden Eindrücken der Schlacht entzogen. Seinen Führerwillen aber zu äußern, dazu gibt ihm die moderne Technik reichliche Mittel an die Hand. Ein umfangreiches Fernsprechnetz wird angelegt. In der Verteidigung schon für die Truppen von den vordersten Schützengräben mit den Unterstützungstrupps, den Reserven und den vorgesetzten Dienststellen, und zwar telephonisch und telegraphisch. Die Drähte, in der Erde vergraben, werden oft in doppelter Leitung gelegt. Besondere Beobachtungsstationen auf hochgelegenen Punkten, Höhen, Kirchtürmen geben Gesamtbilder der taktischen Lage. Im Angriff wird die Optik (Scherenfernrohre) und die Photographie herangezogen durch Aufnahmen, die Patrouillen und Luftzeuge von feindlichen Stellungen gewonnen haben. Eine neueste Abart ist die Telephotographie — eine Aufnahme aus weiter Ferne (mehrere Kilometer), die ganze Landstriche in ihren wissenswerten Einzelheiten wiedergibt. In der Nacht durchleuchten Scheinwerfer und Leuchtkugeln, aus Pistolen geschossen, das Vorgelände mit plötzlicher Tageshelle. Die Flugzeuge bringen oft die überraschendsten Meldungen — vor ihnen ist die verdeckteste Aufstellung nicht sicher. Vorläufig müssen die Flugzeuge noch zu ihrem „Hafen“ zurück, um ihre Meldung abzugeben. Hat sie erst die Technik in den Stand gesetzt, unbeweglich über ihrem Beobachtungsrayon zu bleiben, könnten sie drahtlos von oben telegraphieren, so werden sie für die Aufklärung bei Tage den weitestgehenden Anforderungen genügen.

Es liegt in der menschlichen Natur begründet, daß sie die Abgeschlossenheit und Einsamkeit, wie sie nach vorstehendem dem Feldherrn auferlegt werden, auf die Dauer nicht erträgt. Eine wohltätige Unterbrechung bietet dann eine

schnelle, stichartige Fahrt mit dem Kraftwagen zu irgendeinem gerade wichtig gewordenen Punkt der Kampfesfront der Truppe. Währenddes waltet der Stabschef seines Amtes in der Vertretung des Feldherrn. Dieser wird bald zum Mittelpunkt seiner geistigen Arbeit zurückkehren müssen.

Aus vorstehendem dürfte hervorgehen, daß der moderne Feldherr noch eine mächtige Einwirkung auf die fechtende Truppe und auf die Unterführer ausüben kann. Seine Denkkraft, Phantasie und Kombinationsgabe werden aber in weit höherem Grade in Anspruch genommen als früher, da bei den großen trennenden Entfernungen die Berechnung von „Raum und Zeit“ als schwere Komplikation der Befehlserteilung sich geltend macht. Das Erkennen, der Entschluß, die Ausführung müssen blitzartig sich folgen. Ein moderner Feldherr muß ein eiserner Charakter und ein hochbegabter Kopf sein.



Gedanken zum Kriege · Von Karl Nötzel

Jetzt erkennen wir erst: unsere geistige Zerrissenheit war nur eine scheinbare, und sie kam aus Überfülle: das Vaterland war schon zu eng geworden für den deutschen Geist! Er brauchte neue Horizonte, und die erkämpfen wir jetzt!

*

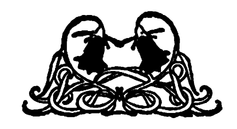
Nicht Deutschland ist heute am schwersten bedroht; am schwersten bedroht ist heute die Wahrheit! Was hat sie doch für eine schwache Stellung in dieser Welt! Ohne Deutschland wäre sie heimatlos! Aber laß nur unsere Feinde lügen: Der Gott der Wahrheit müßte erfunden werden für uns Deutsche. Denn wir konnten bei der Wahrheit bleiben, wir sind die Stärkeren: Da Gott der Gott der Wahrheit ist, kann er in diesem Kriege nur auf unserer Seite stehen!

*

Die Regierungen von Frankreich, England, Rußland suchen das Mitleid ihrer betrogenen Völker zu erregen, indem sie jammern, es handle sich um ihr Sein oder Nichtsein — und dabei vergessen sie völlig, daß sie doch zu dritt über das e i n e Deutschland herfielen!

*

Wenn so viele der besten Deutschen heute erschüttert sind trotz der deutschen Siege, so ist es darum, weil sie sich furchtbar enttäuschten in ihrem Kinderglauben an eine internationale Sittlichkeit! Aber auch diese Enttäuschung müßte versinken für den Deutschen vor der jubelnden Offenbarung eines fraglosen Opferwillens für das Ideale in Deutschland, der heute unsern einfachen Soldaten die unerhörteste Heldentat zur Selbstverständlichkeit macht! Soweit müssen wir ja unsere natürliche Bescheidenheit überwinden, daß wir dem Gedanken Raum geben, daß wir allein heute die Kulturwelt darstellen!



Augenblicksbilder

Gesammelt im Dienste des „Roten Kreuzes" von H. Voß

Mobilmachung! Wir im kleinen Städtchen haben nicht laut gejubelt. Wir haben die Zähne zusammengebissen und uns stark gemacht, höchstem Schmerz ins Auge zu sehen. Unser Herz aber haben wir weit geöffnet, daß es tragen konnte die Freude über Deutschlands hohe Zeit!

Ein Alter nur schüttelt das weiße Haupt: „Dei schöne Aust (Ernte)! Harr dat nich Tid hatt, bit allens farig? (Hätte das nicht Zeit gehabt, bis alles fertig?) Er begreift nicht, daß eine andere Saat reif, daß ein Höherer ruft: „Die Zeit ist da, nun entfernt das Unkraut aus dem Weizen!"

„Mobilmachung." Das Rote Kreuz ruft seine Arbeiterinnen auf den Bahnhof, Erfrischungen, Liebesgaben, Bücher, Zeitschriften auszuteilen als äußeres Zeichen unserer Anteilnahme an unsern Kriegern. Das Unsichtbare, das wir ihnen, das sie uns gaben, war mehr.

In früher Morgenstunde, in heißer Tagesglut, in stiller Nacht beim Mondenschein und unter Sternengefunkel liefen Züge über Züge ein, mit grünen Zweigen und Blumen geschmückt, mit Kreidezeichnungen und Inschriften übersät. „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts in der Welt", kehrte am häufigsten wieder. Aber auch der Humor fehlte nicht. Eine gute Zeichnung fiel mir besonders auf: Russe und Franzose verhauten sich gegenseitig. War der Zeichner vielleicht ein ahnungsvoller Engel?

Tausende fluteten an uns vorüber in der schlichten feldgrauen Uniform als die uns Unbekannten und doch bekannt. Wir waren ein einig Volk, ein Volk, von heiliger Begeisterung durchdrungen, von treustem Pflichtgefühl beseelt. Wie oft hatte ich im Hinblick auf das undeutsche Wesen, auf das, was uns nicht gefallen konnte, geseufzt: „Ist denn der deutsche Geist tot?" Nun durfte ich seine Auferstehung miterleben, nun leuchtete er wieder in alter Herrlichkeit aus den Augen der Jugend, nun war er erwacht in Männern und Frauen! — Wohl kamen Augenblicke, wo sich das Herz zusammenkrampfte. Ach, all das blühende Leben, würde es wiederkommen, und wie? Stark sein und ein frohes, zuversichtliches Gesicht gezeigt! Diese Erfrischungen tun es nicht allein; das, was mit ihnen gegeben wird, ist's, was bindet. Sie haben es gefühlt, daß wir ihnen mehr geben wollten.

„Wie schön, daß Sie alle so hinter uns stehen; das gibt uns immer neuen Mut." Wie oft habe ich's von schlichten Soldaten gehört.

„Wir wissen ja gar nicht, wie wir Ihnen das danken sollen."

„Nun, (in fröhlichem Ton) Sie schicken uns als Sieger von Paris eine Karte."

„Dann?!" Ja, es liegt viel dazwischen, wir denken's blitzschnell, und zwei Dragoner ziehen ihre Brieftaschen: „Wir haben uns noch vorher photographieren lassen; bitte, nehmen Sie die Karten."

Zehn treuherzige Gesichter auf den beiden Postkarten, — ob sie heimkehren?

*

Wir sagen immer: „Auf Wiedersehen!“ Manch einer sagt dann: „Vielleicht dort oben.“

„Nein, Sie bekommen einen besondern Schutzengel mit, wir sehen uns hier wieder.“

„Soll das ein Wort sein, Mutter?“ fragt mich einer mit einem Kindergesicht.

„Ja, ein ganz ernstes.“

Da fliegt es wie neue Hoffnung und Zuversicht über die stillen Züge.

Alle guten Geister haben wir mit euch hinausgesandt, ihr tapferen Vaterlandsverteidiger, und wir glauben, daß Gedanken Kräfte sind, die euch zum Siegen verhelfen.

*

Wohin sind all die häßlichen Gassenhauer und Operettenmelodien? Nicht einmal habe ich sie in den Tagen und Nächten von den Tausenden gehört. Unsere alten Schutz- und Trutzlieder haben auch ihre Auferstehung gefeiert. Auch von ihnen gehen Kräfte aus.

Reservemänner! Ihr habt Frau und Kind daheim. Euer Auge glänzt nicht allein von jugendlicher Begeisterung. Ich kenne das andere, die bange Frage um das: Was wird aus den Meinen, wenn ich nicht heimkehre? Ich kenne den Glanz. Es sind nicht geweinte Abschiedstränen, es ist verhaltener Zorn über den frechen Räuber des Friedens. Ein fester Händedruck des Verstehens: „Und nun mutig auf den Feind!“

„Ja, das sind wir Frau und Kind schuldig.“ Der Ausdruck im Gesicht sagt mir, mit solchen Männern hat der Feind nicht leichten Stand!

*

Wie viele haben uns eigentlich schon den Krieg erklärt?! Herein, nur immer herein, wir quittieren dankend. Nicht los werde ich's aus dem Gehirn: Will noch einer ein Tänzchen wagen, mag er's nur sagen, wir spielen ihm auf! Die letzten Worte klingen wie Siegesjubel. Ihr wißt ja nicht, was wir wissen. Woher nimmt Mutter Germania all diese Heldensöhne? Tag und Nacht, Zug um Zug, Tausende, Zehntausende und so fort. Woher kommen sie alle?

*

Nun hat auch Japan den Krieg erklärt. „Laßt sie man alle kommen, sie haben ja vergessen, daß wir Deutschen einen Verbündeten haben, mit dem es keiner aufnimmt; der verläßt keinen Deutschen. Das schöne Wetter, unsere schöne Ernte. Ja, wir haben einen großen Verbündeten.“ Der Mann ruft es in großer Begeisterung, die Augen mit Tränen gefüllt, und zeigt nach oben, wo der tiefblaue Himmelsdom sich wölbt. Deutschlands größter Bundesgenosse — Gott mit uns!

*

Pferdetransporte. Unser Mitleid gehört auch den Tieren, die Tage und Nächte in den Eisenbahnzügen stehen müssen. Liegt nicht in ihren Augen eine bange Frage? Ich streichle das eine und andere, reiche ihm Zucker. Ein Rappe, ein selten edles Tier, biegt den Kopf besonders zutraulich heran. Einer von der Begleitmannschaft bemerkt es: „Ja, das mag er. Aber Frau Gräfin wird weinen, es war ihr Reitpferd.“ Ja, um vieles werden wir noch weinen.

*

Ein Lazarettzug. An jedem Wagen das Kreuz im weißen Felde. Wir dürfen eine genaue Besichtigung vornehmen. Wie praktisch, sauber, tadellos ist alles geordnet! Die Wagen mit den Schwebebetten, die Küche, die Verband- und Heizungswagen. Stolz erfüllt uns. Ein alter Bahnbeamter nickt mir zu, wir haben in diesen Tagen gelernt, Gedanken von den Gesichtern zu lesen: „Ja, ja, das macht uns kein Feind nach. Ne, Deutschland soll doch man gelten, jeder muß stolz darauf sein!" Vergnügt reibt er sich dabei die Hände.

*

Nun stehen sie alle vor dem Feind, und unsere Gedanken sind mit dort und bei unsern — Siegen. Fahnen heraus! Still, kein lauter Jubel. — Mutter, ich sah dich mit dem Paket unter dem Arm. Dein Letztes für das letzte Liebste, das dir auf Erden blieb. Dein Gesicht war still und weiß, du zwangst es zu einem Lächeln, zu einem letzten für deinen einzigen Jungen. In fremder Erde betteten sie ihn zur Ruhe. Du klagst nicht, ich weiß es. Das Vaterland fordert Opfer, auch die Mütter bringen es still. „Helm ab zum Gebet, der Mütter gedenkt."

Wir siegen, die Fahnen heraus! Still, nicht laut jubeln. Frauen, eure Männer, Bräute, eure Verlobten, Kinder, eure Väter fielen auf dem Felde der Ehre. Ich sah euch Abschied nehmen, stark und tapfer, euren Schmerz zurückdrängend. Viel stilles Heldentum — vergiß es nicht, Mutter Germania.

*

Schon die ersten Verwundeten aus dem Osten. Sie haben bei uns eine Viertelstunde Aufenthalt. Ein anderer Zug als der, der singende Truppen an den Feind beförderte. Da sitzen sie mit verbundenen Gliedern oder liegen auf Stroh mit oft wieder durchbluteten Verbänden. Die Gesichter sind ernst, die Augen haben das Grauen der Schlachtfelder geschaut. Wieder reichen wir Erfrischungen, schieben bereit gehaltene Kissen unter kranke Köpfe und Glieder. Diese Verwundeten sind still und gedrückt. „Die Übermacht war zu groß, wir konnten nicht siegen."

„Nein, Sie konnten den Feind nur aufhalten, selbstverständlich, aber nun siegen wir."

Sie wissen nichts von all unsern Erfolgen, sehen mich erst ungläubig an. Dann kommt das Verstehen, die Gewißheit, daß ich ihnen nur die Wahrheit sage. Da kommt das Leuchten in ihre Augen, und auch sie erzählen. Schlicht, sachlich, ohne Übertreibungen. Von ihren Wunden machen sie kein Aufheben.

Einem ist die Kugel durch die Nase gegangen.

„Sie haben aber Glück gehabt."

„Ja, aber ich muß bald wieder hin; sie haben mir meinen Bruder erschossen."

*

Personen- und Güterverkehr gesperrt. Vom Westen kommen vier Tage und fünf Nächte hindurch alle zehn Minuten Züge mit Truppen. Ihr einziger Ärger ist, daß sie „so kurz vor Paris" umkehren mußten, um gegen die Russen zu kämpfen, sonst ist die Stimmung tadellos. Einer hält Vortrag, ein rechter Witzbold, vielleicht ein Komiker aus dem Metropol. „Nur nicht den Humor verlieren! Wie die ersten Kugeln kamen, habe ich mich geduckt, dann habe ich weiter geredet, immer

weiter, und nun sind wir wieder hier." Die Kameraden bestätigen: „Geredet hat er immerzu." Sie führen verschiedene belgische Wagen, belgische und französische Uniformstücke mit sich. Ausgestopfte französische Uniformen sitzen auf den Protzkasten, hängen zum Fenster des Zuges heraus. Einer zeigt mir als besondere Merkwürdigkeit ein Paar französischer Soldatenstiefel. Es sind feinste Lederschuhe, geeignet für Parkettfußböden. Die Sohlen beweisen es, sie sind eigentlich nur zwei große Löcher.

*

Dreihundertundfünfzig Verwundete sind für unsere Lazarette angemeldet. Auf grünem Rasen Militärärzte, Sanitätsmannschaften, Krankenwagen, Tragbahren, Schwestern und Helferinnen des Roten Kreuzes, die Wache mit aufgepflanztem Seitengewehr zur Absperrung der Neugierigen. Vor uns ein Gewirr von Schienen. Pünktlich läuft der Zug ein und wird auf das tote Geleise rangiert. Welch anderes Bild als damals, wo sie auszogen! Die grauen Uniformen blut- und schmutzbespritzt. An vielen Stellen die Ein- und Ausschußlöcher der Kugeln, hier und da ein Ärmel abgeschnitten oder aufgetrennt. Verbände überall, an Armen, Schultern, Beinen. Köpfen. Bei dem einen ist buchstäblich nur eine kleine Öffnung für Auge und Mund am Kopf vorhanden. Das andere alles Verband. Drei Tage und zwei Nächte sind sie unterwegs, aber die Haltung und Stimmung der Leute ist geradezu bewunderungswürdig. Aussteigen und Ausladen geht in gewohnter Ruhe und Ordnung vor sich. Da — ein gellender Schrei. Ein schwerverwundeter Russe ist's, der auf die Bahre gehoben wird und nun glaubt, er solle getötet werden. So haben sie es ihnen vorgeschwindelt; wenn sie in deutsche Hände fielen, würden ihnen alle Glieder abgehackt, bis sie tot wären endlich. Tagelang haben sie noch mit dieser Furcht im Lazarett gelegen.

Sonderbar — wieviel mehr Anziehungskraft haben die Russen für die Männer, als für uns Frauen! Bahnbeamte wollen sofort Erfrischungen für die Russen haben, und als ich entgegne: „Erst unsere deutschen Soldaten; was nachbleibt, mögen die Russen haben", stellt sich ein Zivilist, der wohl die Absperrung durchbrochen hat, bei mir auf und sagt in belehrendem Ton: „Das sind russische Verwundete, die müssen ebenso behandelt werden, wie die andern." Meine Antwort war die Tat: erst unsere deutschen, dann die russischen Verwundeten. Deutscher Michel, du regierst nicht nur in Frauenherzen.

*

Unsere Soldaten haben ihren alten Humor noch immer, ich muß immer denken: Mit solchen Soldaten kann man nur siegen.

Ein Jäger mit lachenden braunen Augen — sie haben ihm „nur" einen Daumen abgeschossen — macht mich auf das Gesicht seines Nebenmannes aufmerksam, das übersät ist mit schwarzen Punkten, hervorgerufen durch Granatsplitter.

„Sieht er nicht aus, als ob er lauter Korinthen im Gesicht hat?"

„Ja wirklich, und Sie, als ob Sie immer dabei an Korinthensuppe dächten."

„Ach, die habe ich auch lange nicht gegessen."

„Nun, dann bekommen Sie sie morgen." Über Korinthensuppe haben wir dann Freundschaft miteinander geschlossen.

Alle sind jetzt erfrischt und gespeist und den einzelnen Lazarettabteilungen zugewiesen. Zum Teil zu Fuß, sonst auf Wagen und Tragbahren werden sie fortgeschafft. Zwei gehen getreulich zusammen, sie haben sich schon seit der Schlacht unterstützt. Der eine ist rechts, der andere links verwundet, die beiden gesunden Hälften bilden wieder ein Ganzes. Zwei lachende Kindergesichter sind's, die mich dabei ansehen. Vom Grauen des Krieges steht nichts in ihren Zügen.

Dann kommen die Russen, die gehen können, in langem Zuge. Leichtverwundete haben um die „Ehre" gebeten, sie durch die Stadt zu führen. Es sind „ihre Gefangenen". Wir lassen den Zug schweigend vorüber. Wir wollen es nicht denken: „Auch einer Mutter Sohn, auch der Vater unschuldiger Kinder." Menschlich wollen wir sein, nicht mehr. Ein Volk gegen viele Völker, ein Kampf des Guten gegen das Böse, ein Kampf bis zur Vernichtung des einen. Was wird bestehen?

Leer und zertreten der grüne Rasen; Strohschütten bezeichnen noch die Stelle, wo die verwundeten Feinde lagen. Ein kalter Wind streicht über die Lande, glühend rot geht die Sonne unter. War einmal Frieden?

Nicht Tränen jetzt über Menschenleid, nur tatkräftiges, von Liebe geleitetes Handeln, um Leid und Not zu stillen.

Über all das Furchtbare in dieser Welt, über Elend, Not und Tod muß einmal doch die Liebe siegen. Deutscher Geist, du allein kannst uns auch diesen Sieg erringen und erhalten.



Der Erbe · Von Ernst Theodor Müller

Wie zittert Stund' um Stunde
In dieser großen Zeit,
Wie trägt auch Siegeskunde
Schwer einen Kranz von Leid!

Um Heim und Ehre streitet
Ein Volk im Schlachtenbrand,
Davon ein Schatten gleitet
Bis tief ins Kinderland.

Und rührt den jungen Erben
Der deutschen Zukunft schon:
Viel Väter draußen sterben
Für dich, mein Sohn!



Heil dir, Elsaß!

Von Karl Storck

Der herrliche Beginn dieses Krieges in der unvergleichlichen Erhebung des deutschen Volkes hat seine Krönung in einer Eroberung erfahren, zu der die Weltgeschichte kaum ein Seitenstück bieten dürfte: Elsaß ist deutsch geworden. Die Volksabstimmung, die seit dem Friedensschlusse von 1871 immer wieder von selbstsicherem Franzosendünkel wie von wehleidiger Friedensschwärmerei verlangt wurde, hat jetzt stattgefunden. Sie fiel in eine Zeit, in der die Phrase kein Recht hat, in der nur die klare Tat gilt; sie fiel in eine Zeit, in der das Ja und Nein ein Blutbekennertum bedeutet, und sie ist für uns Deutsche so herrlich ausgefallen, daß allein schon diese Tatsache genügen müßte, allen jenen außerhalb unseres Landes die Augen zu öffnen, die sehen wollen.

Mehr als vierzig Jahre lang hat ein Widerstand gedauert, der vielfach nur zähes Beharren in dem von den Vätern Überkommenen, oft trutzige Querköpfigkeit oder falsch behandeltes Ehrgefühl war, dann auch Widerwillen und Ablehnung gegen eine schroff berührende andere Art, deren Werte man nicht erkennen wollte, ein Widerstand aber, der gefährlich wurde, weil er auch von Lüge und Verblendung genährt war. Die Lüge war die Verleumdung deutschen Wesens, die sich eine große Zahl gewissenloser Hetzer zum Lebensberuf gemacht hatten; die Verblendung lag in einer künstlich gezüchteten und von Rührseligkeit genährten Überschätzung alles Französischen.

Das alles ist abgefallen in einer Stunde, die jeden ehrlichen Menschen zum klaren Bekenntnis seines innersten Glaubens zwang, die kein Wenn und Aber mehr duldete, sondern nur ein Nein oder Ja, das um so bedeutsamer ist, als es sich durch soundso viele „Trotz alledem“ hindurchzwingen mußte.

Wenn es einmal wahr gewesen, so ist in diesem Falle des Volkes Stimme Gottes Stimme. Überzeugender, als alle papiernen Zeugnisse, ist dieses aus dem innersten Bewußtsein, aus dem unbeirrbaren Gefühlsinstinkt eines uns gegnerisch oder doch mindestens abwartend gegenüberstehenden Volkes in der Stunde höchster Gefahr abgelegte Zeugnis, daß wir die Wahrer des Friedens gewesen sind. Ein Land, das wie das Elsaß durch Jahrhunderte der Schauplatz verheerender Kriege, das ein Fangball in den Händen von Politikern und Eroberern gewesen ist, hat ein besonderes Feingefühl für diese entscheidenden Triebkräfte des großen Völkerlebens.

Geriebene Lügner wie Hansi (Waltz) haben ihren Lebensberuf darin gesehen, ihren Landsleuten in einer lückenlosen Geschichtsfälschung die giftige Meinung beizubringen, daß der Deutsche von jeher bis zu dieser Stunde ein blut- und beutegieriger, räuberischer Eroberer gewesen sei. Der Feigling Wetterlé, der sich in den Priesterrock und in das Schutzgewand des Reichstagsabgeordneten verkroch, um ungestraft sein Gift verspritzen zu können, hat jahrzehntelang nur daran gearbeitet, deutsches Wesen und deutsche Lebensart zu verleumden. Diese beiden waren nur

die Hervorstechenden in einer leider recht großen Zahl. Man hat ihnen im Elsaß willig das Ohr geliehen. Ein kleinlicher Spöttelgeist, wie ihn eine kleine Zeit mit kleinen Zielen leicht emporwachsen läßt, hat eine willkommene Unterhaltung darin gefunden, sich auf Kosten der in vielen Lebensäußerungen anders gearteten altdeutschen Stämme lustig zu machen und dem eigenen Ehrgeiz eine Überlegenheit vorzugaukeln. Aber eins haben selbst in diesen Jahrzehnten des politischen Mißvergnügens die Elsässer nie verkannt, nämlich daß Deutschland keinen neuen Krieg wollte, daß es nicht an neue Eroberung dachte, daß sein ganzes Bestreben darauf gerichtet war, ein Reich des Friedens auf- und auszubauen. Mochten die Formen dieses Baues manchem nicht gefallen, das Bestreben selbst mußte er anerkennen. Und in diesem Frieden fühlte sich das Volk wohl, es gedieh. Und wenn niemals öffentlich als Ganzes — die einzelnen haben es Auge in Auge immer anerkannt, daß Recht und Ordnung hier reiner und unbestechlicher walteten, als jenseits der Vogesen. In der Stunde der Not ist zum offenen Bekenntnis gereift, was bis dahin stille, kaum vor sich selbst eingestandene Erkenntnis gewesen war. Das ist ein goldenes Zeugnis vor der Geschichte aller Zeiten.

Wir Deutsche dürfen aber auf dieses Bekenntnis des elsässischen Volkes auch deshalb stolz sein, weil es ein Bekenntnis ist zur deutschen Kultur, abgelegt in einer Stunde, in der die Welt von den gellenden Beschimpfungen unserer Feinde widerhallt. Dieses Bekenntnis zur deutschen Kultur wiegt doppelt schwer, weil es von einem Volke geleistet wird, das auf der Grenzscheide der deutschen und romanischen Kultur steht, das von der deutschen Kultur losgetrennt wurde, als diese am tiefsten geschädigt war (Dreißigjähriger Krieg), das die höchste Glanzentfaltung französischer Kultur als Teil ihres Staatsbereiches miterlebt hat, das am meisten geblendet schien durch die weltbeherrschende Vergangenheit und ruhmredige Gegenwart dieser französischen Kultur. Es war keine Schuld des Elsaß, sondern die natürliche Folge seiner Geschichte, seiner sozialen Entwicklung zumal, daß alles Französische in besonderer Geltung stand, daß man in ihm geradezu die Kennzeichen einer besseren Bildung erblickte. Um so mehr will es bedeuten, daß in der Stunde der Entscheidung das ganze Volk das Bekenntnis ablegt, daß die wahre Kultur in dieser Zeit auf deutscher Seite liegt, daß der Kulturkampf von Deutschland geführt wird, daß der Verteidigungskrieg Deutschlands gleichzeitig der Verteidigungskrieg der Kultur ist. Und das Schicksal ist gerecht. Furchtbar hat das Elsaß in diesen Tagen erfahren müssen, wieviel an der so lange bewunderten französischen Kultur nur äußerer Schein, nur Firnis ist, welch ein bitterer Kern in der süßen Schale steckt. Und wir merken es jetzt, daß das Volk es längst fühlte, nur vor sich selbst sich nicht einzugestehen wagte, welch süßer Kern dagegen von der oft rauhen Schale des deutschen Kulturlebens umschlossen ist. Im Kern aber liegt die Keimkraft, im Kern die Fähigkeit zur Entwicklung, und das in seinem Volkstum längst ausgeruhte blühend junge Elsaß fühlte in dieser Stunde den geschichtlichen Zwang und die heilige Verpflichtung, sich zur Entwicklungskraft zu bekennen, ihr sich mit Gut und Blut anzuschließen.

Heil dir, Elsaß! Auch du darfst stolz sein auf diese Stunde, die kein Deutscher dir je vergessen wird. Es gehört Größe dazu, in einer solchen Stunde, wo der

Feind einbricht ins Haus, sich frei und offen zu dem zu bekennen, der von der Übermacht umdräut ist. Neunzigtausend Freiwillige sind zu den deutschen Waffen geeilt; mit dieser Zahl steht das Elsaß sicher auch nach dem Zahlenverhältnis zu seiner Bevölkerung mit an der Spitze aller deutschen Lande. Nicht mit Worten, mit Blut will es sein Deutschbekenntnis bekräftigen, mit dem Blute einer feierlichen Kampfesstunde abwaschen, was vierzig Jahre lang in Worten und kleinen Handlungen des Alltags gefehlt, gezaudert, vertändelt und verbogen worden ist. Ich weiß, daß auch aus manchem elsässischen Hause eine verräterische Kugel gegen unsere Truppen geflogen ist. Aber was wollen diese wenigen Falschen bedeuten gegen die Tausende der Treuen! Was wollen sie besagen für den, der weiß, wieviel hier vierzig Jahre lang gehetzt, gelogen und verleumdet worden ist? Was wollen sie endlich besagen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß hier doch noch mancher ungelöschte Schmerz, manche ungestillte Rache aus der Zeit vom letzten Kriege her weiterlebte?

Heil dir Elsaß! Nun endlich wirst du deine wunderbare Kraft ausleben können! Daß dein alter Soldatenruhm erstrahlen wird, daß die kühne Tapferkeit, der frische Wagemut deines Alemannentums, in das die fränkische Blutsmischung köstliche Schwungkraft und behende Klugheit gemengt hat, neue Ruhmesblätter deiner blutigen Kriegsgeschichte einfügen wird, ist nur das eine. Nach den Tagen dieses Kampfes werden Tage eines schöneren und reicheren Friedens, als ihn die letzten Menschengeschlechter kennen gelernt haben, kommen, und da wirst du herrliche Kulturarbeit leisten im deutschen Lebenskreise. Der Stamm ist ausgeruht; seine herrliche Geisteskraft, für die die deutsche Geistes- und Kunstgeschichte bis um 1600 so schön zeugen, war gelähmt durch das unglückliche Zwittertum, dem alles Kulturleben verfallen war. Jetzt wird die Bahn klar. Vorwärts zu Verschönerung des deutschen Lebens, aus der Fülle deiner gesunden Genußkraft heraus! Ich freue mich auf diese Zukunft, in der Elsaß sich innerhalb der Grenzen Altdeutschlands fühlt.



Der 3. Psalm · Von Ernst Ludwig Schellenberg

O Herr, wie toben die Feinde so wild
Und starren in Waffen und Wehre;
Du aber, Gott, bist ein starker Schild
Und stehst bei unserer Ehre!

Wir flehen dich an voll Zuversicht:
Gib deinem Volke Segen!
Dann fürchten wir Hunderttausende nicht,
Die frech sich wider uns legen.

Zerschmettre der Gottlosen Zähne, zerbrich
Der Feinde trotzige Scharen —
Herr, unser Hort, wir rufen dich,
Du wirst dein Volk bewahren!



Bergsons Rückkehr zum Wildentum

Von Friedrich Beyer

Zu dem Krieg der Waffen und der völkischen Wirtschaft tritt im Reigen unserer Feinde auch der literarische Freischütz und sogar ein Franktireur des Lehrstuhls, — beide Sorten zwar nicht weniger geschickt und heimtückisch als die der Walstatt, in der Tat aber ungleich häßlicher und abstoßender. Es gibt eine Kunst, und es gibt Führer dieser Kunst, die international sind, die ein Band gemeinsamer Kultur auswirkten um alles, was Mensch hieß und auf Bildung Anspruch erhob. Die Art, wie Kulturvölker den Stein aufhoben gegen Deutschland, war schmählich, allein die Art, wie die Bande der Kultur zerrissen werden von den Leuten, die als berufene Hüter und Mehrer des großen gemeinsamen Kulturgedankens und der Kulturgüter angesehen werden wollten, wirkt unausstehlich, sie schlägt der Kultur unheilvollere Wunden, als sie blinkende Waffen hervorrufen. Mit der Vernichtung des Glaubens an das Kulturgemeinsame, Ausgleichende, in einem Sinne Vereinigende ist die Kluft, die der Krieg der Waffen trennte, doppelt und dreifach breit auseinandergerissen worden. Wie plötzlich Herr Maeterlinck sein nationalfranzösisches Herz entdeckte, als er Deutschland nach den ersten französischen Lügenmeldungen auf dem Aussterbeetat wähnte, wie schnell und rücksichtslos er bereit war, sich aller deutschen Sympathien zu begeben, das kann in Germanien nicht im Handumdrehen vergessen werden. Und Herr Maeterlinck gehört fortan für uns, wie er's haben will, zu den Toten. Und auch Herr Bernhard Shaw, der sich die Taschen weidlich mit deutschen Tantiemen zu füllen verstand — auch er ist freiwillig in den Hades der kulturlosen Vergessenheit gestiegen, ist ebenfalls für uns eine erledigte Größe. Wer weiß, wie viele ihm noch folgen und ihr Kulturführeramt beschmutzen werden. Einstweilen wird Herr Bergson als nächster von diesem fragwürdigen Ehrgeiz gepeinigt; Herr Bergson, der von der schönen Welt französischer Nichtstuerinnen verhätschelte Pariser Katheder-Philosoph, den wir eben auf das Fußgestell einer beginnenden internationalen Kulturgröße erheben wollten. Wir Deutschen haben ja über alle nationalistischen Hindernisse hinweg nie die allgemeinen und großen Kulturideen aus dem Auge verloren. Herrn Bergson aber ist die Fähigkeit, die man von einem Philosophen in erster Linie fordert, mit offenem Blick durch die Welt zu gehen, um aus den Geschehnissen das Bild der Wahrheit zu erkennen, so völlig abhanden gekommen, daß man meinen möchte, dieser Herr Bergson, der ehemals bei den deutschen Philosophen in die Schule ging, sei in Rangstreitigkeiten geraten mit der Philosophie Herakleitos des Dunklen, dessen Unverständlichkeit er bis zur Sinnlosigkeit zu übertrumpfen wünschte. Was Herr Bergson gesagt hat? Nun, er hat gemeint, „in der Brutalität und in dem Zynismus Deutschlands, sowie in seiner Geringschätzung der Wahrheit liege eine Rückkehr zum Wildentum".

Herr Bergson ergreift damit Partei für die Kultur der gegen uns verbündeten Ententemächte und die mit ihnen waffenverbrüderten Kultursippen

der Serben, Montenegriner und Japaner, die der Welt denn ja wohl die Erlösung aus allen moralischen und ethischen Beschwerden, aus künstlerischen und literarischen Zerwürfnissen brachten. Herr Bergson ist als Weltweiser um seinen herzhaften Optimismus zu beneiden. Er sichert ihm einen Ehrenplatz neben Karlchen Mießnick und ähnlichen Kulturgrößen. Den Fürstenmord von Serajewo würdigt diese professorale Beleuchtung also als Kulturerscheinung, er enthüllt sich in dem Gehirn dieses Musterweisen als bloße Erdichtung einer bodenlosen Schandtat! Nun wird es mit einem Schlage offenbar, wieso sich die Frauen der Pariser Lebewelt um sein Katheder drängten, die Frauen, deren Schwestern dann als freiwillige Kriegshelferinnen das Gewehr auf deutsche Krieger hinterrücks in Anschlag brachten und den Mordstahl gegen deutsche Verwundete zückten! Im französierten Belgien wie im Reiche Bergsons selbst! Wir, die wir uns der Mordbrennereien jenes edlen Ententepacks beinahe gar zu viel gefallen ließen, sind die reinen Hottentotten, wir stellen das Wildentum dar, weil wir französische Verwundete pflegen, wie unsere eigenen Landsleute, wir, die wir den französischen und russischen Gefangenen anständig zu essen reichen, während die Unsrigen, wie man vernahm, jenseits der Vogesen mit Wasser und Brot nach der Meinung französischer Kultur schon zu viel erhalten! Märchen, der deutsche Kaiser sei gestorben und bereits begraben, wie sie Englands gewissenlose Presse geflissentlich verbreitete, daß die Russen, wie ihre französischen Freunde aus sichersten Quellen vernahmen, dicht vor Berlin stehen, ist die lauterste Wahrheit nach der hohen Kultur des Herrn Bergson, und die Durchschneidung aller Kabel, die unsere Meldungen dem Weltall mitteilen könnten, ist das Sinnbild erhabener Gerechtigkeit! Wenn Herr Bergson nicht den Nobelpreis für seine Kulturgesinnung bekommt, geschieht die bitterste Ungerechtigkeit, die jemals einem heiteren Philosophen widerfahren konnte!

Alles fließt. Darin gipfelt die Philosophie Herakleitos des Dunklen. Auch die Kulturbegriffe des Herrn Bergson befinden sich im Flusse. Nach seiner Meinung braucht die Kultur nicht das Gesicht abzuwenden, wenn Franzosen und Engländer mit Dumdumkugeln schießen, wenn Franzosen das Sanitätspersonal und die Verwundeten eines deutschen Feldlazarettes niedermachen und die Krankenstätte in Feuer aufgehen lassen; für Herrn Bergson ist es ein erfreulicher Anblick und eine Kulturtat ersten Ranges, wenn Russen einen österreichischen Spitalzug mit Granatenschüssen begleiten oder preußischen Gefangenen die Hände abhacken, Ohren und Nase, Frauen die Brüste abschneiden. Ohne Zweifel birgt es auch einen hervorragenden Kulturfortschritt, wenn belgische Franktireurs Stockgewehre und Stockschirmgewehre heimtückisch gebrauchen; und wenn Engländer in neutralen Häfen ankernde deutsche Schiffe in den Grund bohren, erhebt er feierlich segnend die Hände über die Größe dieser Kulturtat. Völkerrecht? Eine Kulturgeste von gestern, heute zum alten Eisen geworfen und als unerhörte Schändung des guten Gewissens freier Völker begeifert, die mit so alten und hochstehenden Kulturnationen, wie Serben, Montenegrinern und Japanern gemeinsam fechten! Unser Jakob Böhme, der Schuster aus Görlitz, hat, woran Wilhelm Wundt, der gefeierte Leipziger Philosoph, vor einer Woche in seiner Rede „über

den wahrhaften Krieg“ erinnerte, schon vor dreihundert Jahren ein Wort gesprochen, das auch auf diesen Krieg seine Anwendung findet. „Jedes Ding“, sagt Jakob Böhme, „hat sein Gegenteil neben sich: das Licht die Finsternis, das Gute das Böse, und darum ist das Böse dazu bestimmt, daß es zum Guten sich wende.“ Auch der Krieg hat seine Kultur, das haben wir an dem Verhalten der deutschen Truppen gesehen, und diese deutsche Kultur wird auch die vermeintliche Kultur des Herrn Bergson und seiner Schützlinge überwinden und sie dem Abscheu der ganzen Welt preisgeben!



Geharnischte Sonette · Von Hermann Kienzl

I.

Wir träumten. Träumten hold: vom Menschheitslenze,
Der über alle Fluren streute Blüten,
Und Hand in Hand, in zärtlichem Behüten,
So reichten wir einander Friedenskränze.

Da gab's — im Land der Zukunft — keine Grenze!
Es losch die Glut der Hybris, und es glühten
Wachtfeuer nur zur Hut vor rohen Skythen;
Wir übten Tänze, — Geisteswaffentänze.

Den Bruder, der die fremde Sprache sprach,
Wenn des Tyrannen Faust ihn niederbrach,
Ihn zu befreien eilten wir, die Freien ...

Hört ihr die wilden Hassesbrünste schreien?
Uns droht Gefahr! — Ihr, freien Geists Genossen,
Wo seid ihr? — Mit dem Traum in nichts zerflossen.

II.

Das Völkerrecht im phrasenfrommen Munde,
Schießt ihr auf qualdurchstöhnte Lazarette.
Die Frau'n, die ihren wunden Gast im Bette
Foltern und morden, sind mit euch im Bunde.

Im Bund mit euch sind die Kosakenhunde;
Brand an den Schweifen, ziehen sie von Stätte
Zu Stätte eine rote Feuerkette;
Kleinkinderleichen geben stumme Kunde.

Im Bund mit euch ist eine Lügenschlange,
Die ihre schleimigen Glieder kollernd wand
Um die betörten Völker aller Zonen.

Ihr sprecht von Recht? So wahr in den Äonen
Ein rechtlich Volk nie größrem Unrecht stand,
Als wir: Recht werde euch im Untergange!



Die anderen Kriegsberichterstatter

Von Fritz Müller

Der Kriegsberichterstatter von ehedem ist nicht mehr.

Nicht daß er gestorben wäre. Nein, er lebt. Er zieht mit dem Heer wie ehedem. Aber wenn die Schlachten an der Front geschlagen werden, schmieden sie ihn in der Nachhut an einen Felsen des Schweigens. Dort liegt er unbeweglich, und die Geier der Ungeduld und das Angstgefühl des Zuspätkommens fressen seine Eingeweide, und der ferne Kanonendonner zerreißt ihm das Berichterstatterherz.

Und wo sie ihn nicht angeschmiedet haben, sondern dennoch in die Front mitnahmen, haben sie noch eine grausamere Marter für ihn ersonnen. Ins Blut der Gefallenen will er die Feder tauchen und das Erlebte unverlöschlich für die Volksgenossen in der Heimat niederschreiben. Aber das darf er nicht. Chemische Tinte geben sie ihm. Die Schrift verlöscht noch auf dem Wege durch den Generalstab, und auf den Redaktionstisch weht die Post nur leere Blätter. Oder Blätter, wo zu lesen ist, daß die Sonne schien und dann der Mond am Himmel stand, und daß zweimal zwei gleich vier sein dürfte.

Aus zieht er, um mit Federn eines Adlers, den er morgens schoß, des Nachmittags zu schreiben. Aber wie er näher zusieht, sind es die Federn einer Gans. Die darf er abends in ein Kissen stopfen, um des Nachts bequem darauf zu schlafen.

Helden waren die Berichterstatter einst. Märtyrer sind sie heute, und ihr Jammer reißt sich hinterm Heere blutig an leeren Konservenbüchsen.

„Wer soll über unsre Schlachten jetzt berichten?!“ rufen sie und ringen ihre Hände, „wer den Donner der Kanonen in die Weltgeschichte graben? Wehe uns, das moderne Schlachtfeld ist leer geworden, und der Schlachtbericht ist stumm.“

Aber das ist nicht wahr. Niemand ist unersetzlich. Andre Kriegsberichterstatter sind aus der Leere aufgetaucht. Auf einem Berge sitzen sie zwischen Schlacht und Heimat. Hohlspiegel haben sie in der Hand. In ihnen bricht sich alles Licht der Schlacht und wird rast- und restlos in die Heimat reflektiert.

Tut die Augen auf. Erkennt ihr jetzt die andern Kriegsberichterstatter ...? Welche Menge, welch Gewimmel:

Da ziehen die Zurückgeschickten auf, die mit den Wunden. Nicht daß ihr sie sprechen müßtet. Nur ansehen. Ihre Augen, ihre Mienen sprechen eine Sprache, wie sie beredter nie ein Kriegsberichterstatter hatte. Der hinkt, der hat nur mehr einen linken Arm, und um jenen Kopf geht eine weiße Binde — und aus Fuß und Arm und Binde wächst dem, der sehen will, die Schlacht, als würde sie in diesem Augenblick geschlagen.

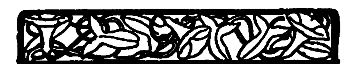
Sieh, wie jener Trupp von Leichtverwundeten sich straff hält, wie es aus ihren Augen blitzt, wie sie davon sprechen, daß sie schon im nächsten Monat, nein, vielleicht schon in der nächsten Woche wieder vor die Front ziehn wollen — Freund, taub mußt du sein, wenn dir nicht aus ihren Stimmen unsre Siege greifbar nahe steigen.

Einer von den andern Kriegsberichterstattern ist die Arbeit der Zurückgebliebenen. Überblicke nur einen Tag von ihrem Tagewerk, und du müßtest blind sein, sähst du nicht in ihrer Arbeit drinnen den Bericht von draußen.

Geh durch die Stadt und schaue an die hunderttausend Werke, die die Arme, die jetzt draußen Feinde mähen, in der Friedenszeit geschaffen haben. Wo du hinschaust, steht ein Denkmal ihrer Tüchtigkeiten aus dem Frieden. Und wenn du's in die Kriegszeit übersetzt, so ist's ein Kriegsbericht, ein heller, froher Kriegsbericht.

Die Stadt, das ganze Vaterland bis an die Grenze — sieh ihnen ins Gesicht: ist's nicht ein einzig großer Kriegsbericht mit langatmigen Fanfarenstößen?

Und wenn dir an Berichten, die Vergangenheit und Gegenwart verkünden, nicht genügt, wenn du in deinem Nachrichtenhunger auch an der Zukunft Tore klopfen möchtest: schau deiner Frau auf ihre Stirne, blick deinem Kind ins Auge ... bist du jetzt zufrieden?



Unserer Kaiserin Auguste Viktoria

(22. Oktober)

Von Jeannot Emil Frhrn. v. Grotthuß

Will ich im Liede dich preisen,
Deutschlands Kaiserin,
Nicht prunkvoll prahlende Weisen
Tönen mir durch den Sinn.

Feierabend-Läuten,
Milde, voll und weich,
Will mir im Tiefsten bedeuten
All dein Wirken im Reich;

Abendfrieden und Segen
Nach heißen Tages Last
Und nach den harten Wegen
Am Kreuze selige Rast. —

Will ich im Liede dich preisen,
Deutschlands hehrste Frau,
Möcht' ich den Lorbeer weisen
In seine welsche Au,

Von deutschen Ähren pflücken
Dir einen goldenen Kranz
Und ihn mit Kornblumen schmücken
In schimmernden Taues Glanz.

Im deutschen Vaterlande
Ist keine schönere Zier —:
Die Heimat im Gottesgewande
Huldigte also dir. —

Will ich dich preisen im Liede,
Deutschlands Kaiserin,
An heimischen Herdes Friede
Mahnen mich Herz und Sinn;

An mütterliches Walten
In der Lieben heimlichem Kreis,
An des Märchens traute Gestalten,
An der Dichtung Wunderreis;

An heiliger Liebe Leuchten
Auf herber Tränen Tau —:
Nichts holder, will mir däuchten,
Als die deutsche Mutter und Frau!



Deutschlands europäische Sendung
Von Friedrich Lienhard

Dreifrontenkrieg!

Das Furchtbare, aber auch das Große der Zeit ist wohl nicht abzusehen.

Europäische Schicksalswende!

Der Funkenfernspruch hat es rund um den Erdball und über alle Meere verkündet. Und alle Schiffe jagten nach Hause, alle Eisenbahnen wurden im Nu voll und übervoll, alle Länder Europas verwandelten sich in Kriegslager.

Die Worte, die man jetzt prägen könnte, und wären sie von Eisen, sind schwach gegenüber den eisernen Tatsachen.

Persönliches Herzeleid ordnet sich unter. Gewaltig überschattet uns alle das Überpersönliche, dem wir jetzt ausgesetzt sind.

Es entspricht nicht meinen Fähigkeiten, als Soldat Wunden zu schlagen; ich habe nicht die Ehre, im Felde kämpfen zu dürfen. Um so ruhiger und klarer kann der Zuschauer solcher Art, dessen Herz mitlebt mit seinem deutschen Volke, nach großen Gesichtspunkten Umschau halten.

Welchem Ziele gilt dieser Weltkrieg?

* * *

Kampf hämmert aus den Kämpfenden und aus den hoffend und schaffend Zuschauenden Heldentum zutage. Kampf rüttelt zwar auch die niederen Instinkte empor und die Gefahren haßvoller Verwilderung. Aber in einem gesitteten Volke von Zucht und Maß, zumal wenn es um eine große und gute Sache gegen Übermacht kämpft, ist diese Gefahr gebannt. Und es bleibt als köstlicher Gewinn: Stählung des Willens zum Guten, zum Großen, zum Starken.

Solche Stählung ist Läuterung. Fäulnis wird hinweggeschwemmt. In jeder hochgestiegenen Zivilisation sammelt sich Fäulnis, Luxus, Unnatur. Ist das Volksganze gesund, so bedeutet der Krieg ein reinigendes Gewitter. Alle Fratzen fader Witzblätter, alles Kokottentum des Denkens und Empfindens, alle blasse Zweifelei und Spöttelei und Ästhetelei — hinweggeblasen! Alle Unterschiede der Parteien und Stände — ausgefegt von dem einen großartigen deutschen Familiengefühl: opferfreudiger Kampf gegen Übermacht! Jetzt kennen wir alle, wie unser so treffsicherer, der Stunde gewachsener Kaiser, keine Parteien mehr: „nur noch deutsche Brüder!" Nicht Haß ist es, was unsere Heere durchpulst, sondern dieser Geist eines tatkräftigen Zusammenhaltens, einer Liebe zu Haus und Heimat!

Nun tritt uns Friedrich des Großen Gestalt vorbildlich, groß, ermutigend vor die Seele. Jener geniale König hat sich gleichfalls gegen ganz Europa unbeugsam gewehrt. Und er hat den Sieg behalten. Ohne ihn und seinen siebenjährigen Kampf und Sieg kein Bismarck und kein Reich! Man beachte das tiefsinnige Zahlenspiel: genau in der Mitte zwischen dem Siebenjährigen Kriege

(etwa 1760) und dem Kriege von 1870 ist Bismarck geboren (1815). Fünfundfünfzig Jahre nach rechts und nach links: mit der Linken reicht er Friedrich dem Großen die Hand, mit der Rechten schmiedet er seinem edlen Kaiser das Deutsche Reich.

Und jetzt? Heute? Welchem Ziele gilt des Deutschen Reiches Weltkrieg?

* * *

Zunächst ist unser Kampf Notwehr um des Reiches Bestand. Das hat der Kanzler in seiner Reichstagsrede am 4. August glücklich geprägt; das glüht in des Kaisers Aufruf an das deutsche Volk am 6. August, dem Jahrestag der Schlacht bei Wörth. „Alle offenkundige und heimliche Feindschaft von Ost und West und von Jenseits der See haben wir bisher ertragen im Bewußtsein unsrer Verantwortung und Kraft. Nun aber will man uns demütigen. Man verlangt, daß wir mit verschränkten Armen zusehen, wie unsere Feinde sich zu tückischem Überfall rüsten. Man will nicht dulden, daß wir mit entschlossener Treue zu unserem Bundesgenossen stehen, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft und mit dessen Erniedrigung auch unsere Macht und Ehre verloren sind . . . Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich . . . Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß . . .“ Notwehr um des Reiches Bestand!

Slawischer Rassenhaß mit zarischem Absolutismus von rechts — französische Rachgier von links — englischer Neid von vorn: — so steht Deutschland bedroht, umkämpft, und wehrt sich zunächst einmal mit geschlossener Kraft und Einheit. Schon diese einheitliche, Stände und Parteien versöhnende Geschlossenheit ist ein unermeßlicher innerer Gewinn.

Aber das ist nur die eine Seite. Welchem Ziel gilt nun der Kampf? Ausgangspunkt war ein Meuchelmord. Und meuchelmörderische Pöbelinstinkte sehen wir ringsum aufschäumen; das Wort „belgische Greuel“ wird in die Weltgeschichte eingegraben werden. Jetzt tritt das oft in Friedenszeiten als lästig empfundene und verspottete preußisch-deutsche Talent der Zucht und Ordnung in großartige Wirksamkeit. Unser Aufmarsch war ein ganz bedeutendes Schauspiel; die öffentlichen Kundgebungen der jetzt in Deutschland befehlenden Kommandeure sind oft von plastischer Kraft und Kürze; und das Bild, das unsere Truppen gewähren, beweist, wie viel geistvolle Willenskraft hier an der Arbeit gewesen, um das zu leisten, was der Generalstab und alle einzelnen Teile vollbracht haben. Die Barbarei eines Meuchelmordes und seiner Folgen soll gezüchtigt werden; wir sind die Polizei Europas — und mehr als das. Wir geben durch knappe Wahrhaftigkeit und Sachlichkeit ein Vorbild gegenüber den geradezu unglaublichen Lügenphrasen rund herum. Zucht, Wahrheit, Sachlichkeit gegen Tücke, Phrase, Barbarei!

Zu dreien und vieren und fünfen sind sie über uns hergefallen. Einer allein wagte nicht, mit unserer Stärke anzubinden. Das Gespenst Eduards und seiner Einkreisungspolitik treibt jetzt seine Dämonen auf uns los. Ahnen sie Deutschlands künftige Bestimmung und wollen uns noch beizeiten ducken? Sie tun uns Ehre an, indem sie uns eine so ungeheure Belastungsprobe zutrauen. Recht so! Nur heran! „Hier werden noch Kriegserklärungen entgegengenommen“, hat ein

deutscher Spaßvogel an einen Eisenbahnwagen geschrieben. Wenn wir diese schwere Probe bestanden haben, wird der Beweis erbracht sein, daß wir, wir Deutschen, zur Führung Europas berufen sind.

Ja, gestählt und geläutert werden wir aus dem unerhörten Ringen hervorgehen! Und dann? Dann gilt es die Schaffung eines freien europäischen Bundes unter Deutschlands vorbildlichem Einfluß.

* * *

Dies müssen wir näher ins Auge fassen.

Man schaue zurück auf die Entwicklung der einzelnen Kulturen!

Erst hatten wir Flußkulturen: am Indus, Nil, Euphrat-Tigris, Jordan; dann erweiterte sich der Ring zu größeren Binnenmeerkulturen: Griechenland, Karthago, Diadochen-Reich, Rom. Dann kamen die ganz großen ozeanischen Kulturen der Gegenwart.

So war Deutschland erst eine Vielheit von Kleinstaaten, ehe es sich zum Großstaat auswuchs. So waren Frankreich, Spanien, Italien zerfahrene Gebilde, ehe sie sich in Monarchien zusammenfaßten. So bestand in jahrhundertelangen Kämpfen zwischen Schottland, England, Irland feindliche Wechselwirkung, bis ein Großbritannien Angelsachsen und Kelten einheitlich umspannte. Das ist die Bedeutung der Kriege; es sind Mischungen, neue Gruppierungen. Ähnlich steht es jetzt zwischen Deutschen und Franzosen: es handelt sich um die Vorherrschaft auf dem Festland; und wie in Britannien wird sie auch hier sicherlich den triebkräftigen Germanen zufallen, ohne daß dadurch die Kulturkraft der gallischen Rasse vernichtet zu werden braucht. Doch ich fürchte: Frankreich wird, wie die anderen Romanen, zu einer politischen Macht zweiten und dritten Ranges herabsinken. Die Slawen aber: sie werden durch diesen Krieg endlich aufgerüttelt und auf sich selbst zurückgeworfen, um dort mit ganzer Macht ihr eigenes, verwahrlostes Inneres zu kultivieren, wo es wahrlich genug zu bessern gibt — eine Aufgabe, um die sich das Russentum immer wieder gedrückt hat, trotz aller Bomben verzweifelter Nihilisten.

Unser Ziel aber auf dem Festlande wird sein: ein europäisches Großgebilde, dessen Schwerpunkt auf Deutschlands besonderen Kräften und Fähigkeiten ruhen wird.

Denn Deutschland ist nicht nur geographisch das Land der europäischen Mitte, sondern auch sittlich das Gewissen Europas und geistig das „heilige Herz der Völker", wie schon Hölderlin gesungen hat.

Deutschland wird durch das Feuer der Not und des Kampfes geläutert und gestählt werden und dann reif sein zu seiner größten und eigentlichen Sendung.

Dem deutschen Reichskörper muß jetzt eine deutsche Reichsseele geschmiedet werden. Des Reiches Krone wurde geprägt in glücklichem, raschem Kriege gegen ein einzelnes Land. Die deutsche Seelenkrone ist jetzt zu schmieden im Kampfe gegen halb Europa. Nur Kampf und Not entfaltet Seelenkraft. Nie den Mut sinken lassen, sondern schmieden, schmieden! Schmiedet die Seelenkrone des Heldentums und des inneren Königtums — jenes Königtums, das im Aus-

halten und Durchhalten groß ist, weil durchdrungen von dem unbesiegbaren Bewußtsein, daß wir Deutschen der Welt noch viel zu geben haben.

Ja, wir sind der Völker heilig Herz, das laßt unsern ehernen Glauben sein! Die uns jetzt von allen Seiten bekämpfen, sollen einst nicht als Feinde, sondern als Freunde von allen Seiten in unser gefestigt Land kommen und von unseren reifen Seelenkräften lernen — wie sie jetzt, so Gott will, von unserem Heldentum bewundernd lernen werden.

Gott mit Deutschland!



Kampflied der Patrouillenreiter
Von Paul Zech

Warum rufst du mich zurück,
Weithinhallende Fanfare,
Aus dem Jachtern der Kandare,
Aus dem knappen Reiterglück

Wieder in die graue Qual
Abgebrauchter Stundenritte,
Sporenloser Postenschritte
Auf und nieder am Kanal?

Laß mich noch die säbelhalt
Kampfgeballten Hände regen
Aufgespürtem Feind entgegen,
Näherrückend aus dem Wald.

Tausendfache Übermacht?
Nein! Mein Bruftberg bricht Vulkane,
Jedes Mähnenhaar ist Fahne,
Der Galopp schon halbe Schlacht.

Wenn erst jenem Eisenzaun
Die Kanonen Breschen schlagen,
Bajonette sich hinüberwagen,
Bleibt mir nichts mehr aufzuhaun.

Horn, drum blase Sturm-Signal!
Heut' noch kann ich packen und zerhacken.
Morgen sitzt vielleicht im Nacken
Mir schon ein Verschwörer-Stahl.





Das Erwachen der Ukraine

Unter den zahlreichen Völkerschaften des „Heiligen Rußlands", die einer Abrechnung mit dem Zarismus entgegenharren, befinden sich neben den Polen und Finnländern in den vordersten Reihen die Ukrainer. Man hat diesem slawischen Volksstamm, der in den Geographiebüchern meist unter einem fremden, ihm aufgedrängten Namen verzeichnet steht und das ganze südliche Rußland von Polen bis an den Kaukasus, die sogenannten kleinrussischen Gubernien bewohnt, bis vor wenigen Jahrzehnten nur wenig Interesse entgegengebracht. Dem berüchtigten zarischen Regierungssystem ist es zuzuschreiben, daß ein großes Dreißig-Millionen-Volk von streng gesondertem Nationalcharakter, das auf eine alte Kultur, ein ehemals eigenes Staatswesen zurückblickt, viele Generationen hindurch so gut wie verschollen sein konnte.

Gegenwärtig überrascht die europäischen Blätter die Kunde von einer Aufstandsbewegung in den kleinrussischen, also von den Ukrainern bewohnten Provinzen, die erst unlängst ihr erstes Menetekel mit blutigen Zeichen an die Mauern Odessas schrieb. Der ganze Umfang dieser Bewegung ist begreiflicherweise infolge der russischen Zensur nicht zu übersehen. Dennoch wissen unterrichtete Kreise von geheimen Aufstandskomitees, über Vorbereitungen zum tätigen Eingreifen in die Kriegsereignisse, über die Organisation von Freiwilligenscharen österreichischer Ukrainer, die sich den österreichischen Militärbehörden zur Verfügung stellen. Die russische Ukraine ist erwacht: Unter Habsburgs Fahnen will sie ihre Auferstehung feiern.

Die Geschichte dieses Volkes seit seinem Eintritt unter russische Oberhoheit ist bezeichnend für die Vergewaltigungspolitik des Zarismus.

Der große ukrainische Hetman Bogdan Chmelnickyj hatte um die Mitte des 17. Jahrhunderts in mehreren gewaltigen Schlachten die polnischen Heere geschlagen und die Unabhängigkeit Ukrainas, die seit 1569 zusammen mit Litauen dem polnischen Königreiche angegliedert war, wieder hergestellt. Um die Wiederholung künftiger polnischer Angriffe abzuwehren und eine Stütze gegen den Erbfeind zu schaffen, schloß er im Jahre 1654 zu Perejaslaw (bei Kiew) mit dem Moskowiterreich, das in gleichem Maße der Ausbreitungslust Polens ausgesetzt war, ein Trutzbündnis ab, das die beiden Reiche zur Wahrung gegenseitigen Besitzstandes verpflichtete und die vollständige nationale Unabhängigkeit Ukrainas gewährleistete. Dieses Bündnis zweier gleichwertiger Faktoren bildet die Grundlage für die spätere Zugehörigkeit der ukrainischen Provinzen zu Rußland. Wenige Jahre danach erneuerten die Polen ihre Angriffe, deren endgültige Niederwerfung und die durch sie bedingte Schwächung Ukrainas die Russen in hinterlistiger Weise zur einseitigen Änderung der Vertragsbestimmungen ausnützten. Durch die ganze weitere Geschichte dieses Bündnisses zieht sich von da an eine Kette von Treu-

brüchen, denen die ukrainische Selbständigkeit nach und nach zum Opfer fällt. Hetman Iwan Mazeppa versucht zwar in einem letzten Aufraffen, im Verein mit König Karl XII. von Schweden, das Joch dieses unglückseligen Trutzvertrages abzuschütteln. Die Schlacht bei Poltawa (1709) vernichtet jedoch die ukrainischen Hoffnungen, die garantierte Unabhängigkeit wird nun rücksichtslos aufgehoben und Ukraina als Provinz dem russischen Reiche einverleibt. Einzelne Einrichtungen bleiben noch zum Schein bestehen, verlieren aber jede Bedeutung und werden der Willkür zarischer Günstlinge unterstellt. Mit Fürst Cyril Razumowsky, dem letzten Schein-Hetman und Liebhaber der Zarin Katharina II., erlischt endlich das kaum noch glimmende Flämmchen ukrainischer Sonderrechte, die nationalen Überbleibsel werden beseitigt und die ukrainischen Zaporogersotnien, die ehemaligen nationalen Regimenter, auseinandergetrieben. Die freie Ukraina ist nicht mehr.

Nachdem nun solcherart die Bestrebungen des Zarismus erreicht waren, und es wohl ein ukrainisches Volk, aber kein ukrainisches Reich mehr gab, konnten die russischen Machthaber an ihr weiteres Projekt, das der völligen Verschmelzung dieser gewaltigen Volksmasse mit dem Moskowitertum, gehen. Und nun fängt die zweite Periode der grausamsten Unterjochung an, die Knechtung des Geistes. Jede ukrainische Regung wird im Keime erstickt, jede Äußerung nationalen Lebens niedergetreten, die ukrainische Intelligenz durch schwere Freiheitsstrafen in berüchtigten Festungen mundtot gemacht und das Volk seiner Führer beraubt. Aber da geschah das Unerwartete: Der Despotismus versagte an dem Lebenswillen einer zwar niedergerungenen, aber unausrottbaren Nation. Diese schafft gleichsam als Reaktion den unvergleichlichen Nationalheros Taras Schewtschenko, der dem gänzlich eingeschüchterten Volksbewußtsein flammenden Widerspruchsgeist einbläst und ein neues Morgenrot nationaler Widerstandskraft aufstrahlen macht. Schewtschenko wird zum Programm. Mit ungeahnter Kraft schlägt sein Weckruf, das Dichterwort, ein. Ein Kreis der Fähigsten schart sich um ihn. Da greifen die Polypenarme des Zarismus ein, die ukrainischen Gesellschaften werden aufgelöst, die Teilnehmer verhaftet, Schewtschenko ohne rechtmäßige Aburteilung als gemeiner Soldat in die Orenburger Festung gesteckt. Zehn Jahre schmachtet er im Gefängnis; aber seine Ideen sind durch keine noch so entsetzlichen Maßregeln mehr aufzuhalten, in Tausenden von Häusern wird sein „Kobzar“ heimlich verwahrt, sein Sehergeist in Stunden tiefster Verzweiflung zum Trostspender. Die russische Regierung nimmt zum gründlichsten Mittel Zuflucht. — Weil sie in der lebendigen Sprache Zeugen der großen Vergangenheit fürchtet, kommt jener in der ganzen gesitteten Welt ohnegleichen dastehende Ukas von 1867 zustande, demzufolge das einzig übriggebliebene Heiligtum eines ganzen Volkes von Staats wegen vernichtet werden soll: Der Gebrauch der ukrainischen Sprache wird verboten, kein Buch, keine Zeitschrift darf in dieser Sprache gedruckt werden, in den Elementarschulen und in der Kirche, überall, wo die unmittelbarste Berührung mit dem Volke stand findet, wird das alleinige russische Wort zwangsweise eingeführt und selbst die Bezeichnung „ukrainisch“ entfernt und durch „klein-russisch“ ersetzt. Eine Ära unerhörter Unterdrückungen folgt. Der Besitz eines ukrainischen Buches, selbst einer Bibel, wird schon als Hochverrat bewertet, die Anwendung der ukrainischen Sprache im Privatverkehr als Anlaß zu rohesten Verdächtigungen und Aburteilungen genommen. Es würde Riesenbände füllen, würde man auch nur einigermaßen die verschiedenen Abschnitte dieses Ausrottungskampfes, der eines der traurigsten Kapitel des an Völkermorden überreichen moskowitischen Regimes darstellt, aufzeichnen. Und vielleicht hätte das ununterbrochene, zähe und rücksichtslos gehandhabte Vernichtungswerk gesiegt, — jene grauenhafte Ruhe ersiegt, die ein Leichenfeld kennzeichnet —, wenn nicht von unerwarteter Seite eine Durchkreuzung russischer Pläne erfolgt wäre. Dies geschah durch die an Österreich zusammen mit Galizien und Bukowina gelangten drei Millionen Ukrainer, die eine natürliche Schutzmauer gegen russische Entnationalisierungsgelüste abgaben. Diesen, in den österreichischen Akten bis unlängst als Ruthenen

geführten Stammesbrüdern gelang es nämlich, durch rastlose Aufklärungsarbeit die gesamte ursprünglich ziemlich gleichgültige Volksmasse in einem nationalen Lager zu sammeln, dessen moralischer und ethischer Einfluß bald nach dem benachbarten russischen Gebiet hinüberzuspielen begann.

Überraschend schnell hatten die österreichischen Ukrainer, die Vorteile einer menschlich denkenden Regierung ausnützend, die durch viele Generationen ererbte Niedergedrücktheit abgelegt und sich zu einem national vollwertigen Volke ausgereift. In den versprengten österreichischen Flügel fällt dann auch die große Wiedergeburt, die zweite, des Ukrainertums. Geniale Männer, Gelehrte von Weltruf, so die Universitätsprofessoren Drahomanow, Antonowytsch, Hruschewskyj und Franko schaffen den Grund für die Entfaltung des nationalen Gefüges und die feierliche Erklärung der Petersburger Akademie der Wissenschaften, die, gestützt auf das gewaltige Geschichtswerk Hruschewskys, die Ukrainer als ein vom Großrussentum gesondertes Volkstum verkündet, das eigene nationale Kultur, Tradition und Geschichte besitzt, ist die Krönung ihrer Bestrebungen. Langsam gewinnen die Ukrainer an Boden: Männer wie Björnson setzen sich mit der Wucht ihrer Persönlichkeit für sie ein. Hand in Hand mit den politischen Erfolgen geht in Galizien die Erstarkung des ökonomischen Lebens und die Schaffung eigener sozialer Institutionen, die bald mustergültig werden und breite Massen in den Strom moderner Lebensbedingungen leiten.

Der große Wind, der 1905 nach den Niederlagen im fernen Osten durch das weite Rußland geht, findet die russischen Ukrainer trotz aller Schicksalsschläge elastisch genug, die Betäubung abzustreifen und in die Schale der verschiedenartigsten Völkerwünsche die eigenen Forderungen in gewichtiger und bestimmter Weise zu werfen. Die ins Joch gezwungenen Völker, verstärkt durch die Besten aus dem großrussischen Lager, erwachen, und unter dem Druck der Volksstimme, die nach Menschlichkeit geht, entschließt sich der Zar zu einer konstitutionellen Regierungsform. Es kommen die Tage der ersten Duma und mit ihnen das erhebende Schauspiel, daß plötzlich fünfzig in einem ukrainischen Klub geeinigte Abgeordnete mit einem breiten nationalen Programm vor die Öffentlichkeit treten. Wohl konnte man ihnen den Mund schließen, aber der Geist jenes politischen Programms blieb bestehen, weil ihm die beiden Machtmittel der russischen Regierung, Knute und Willkür, nicht beizukommen vermochten.

Es ist bekannt, wie das Schicksal der beiden ersten Dumen sich erfüllte, bis die dritte einigermaßen den Vorstellungen des famosen Zarbeglückers entsprach. Ebenso ist noch in aller Erinnerung die schamlose Verfolgung der durch die Dumaauflösungen ihrer Integrität beraubten Abgeordneten, insbesondere der nationalen und unter diesen vornehmlich der ukrainischen, die ihre kurze Begeisterung schwer und lange zu büßen hatten. Dennoch konnte sich die russische Regierung nicht der Erkenntnis verschließen, daß schließlich ihre Gewaltmittel gegen die Ausbreitung der ukrainischen nationalen Idee erschöpft würden, und so versuchte sie das Übel an der Wurzel zu fassen, d. h. auf österreichischem Boden selbst auszurotten. Daher die Überschwemmung Galiziens mit russischen Agenten, die Unterkaufung wohlfeiler Herolde und Parteigänger, die Bestechung öffentlicher Organe, die Erhaltung ganzer Spionagebureaus, die Verkündung des „Prawoslavje" (der russisch-orthodoxen Religion) unter den vereinten Bekennern als Vorletzten die Anstiftung zur Ermordung mißliebiger und gefährlicher Gegner. Überläufer hat es wand zur Ausdehnung der Macht über die „gleichgläubigen Brüder Galiziens", und nicht zum zu allen Zeiten gegeben, und so mag der rollende Rubel hier und da schmierige Finger gefunden haben, die ihn auflasen. Nicht allein im galizischen Lager; Fraktionen anderer slawischer Stämme, die sich noch nicht zur Entlarvung russischer Slawenliebe emporgerungen hatten, versuchten sich schüchtern als Anwälte moskowitischer Unternehmungen. Dennoch bewirkten alle diese Umtriebe nur eine um so stärkere Aufrichtung der nationalen ukrainischen Idee, die schließlich in ihren Sprechern Nikolai v. Wassilko und Dr. Kostj Lewickyj leidenschaftliche Ankläger vor dem Forum der österreichischen Delegationen fand und diese zu einer einmütigen und lauten Abweisung

russischer Übergriffe veranlaßte. Die ukrainische Sache war so aus kleinen Anfängen zu einem Problem ausgewachsen, das tief in das Staatsinteresse zweier großer Reiche einschnitt.

Es ist bezeichnend, daß eines der Hauptmomente der russisch-österreichischen Gegnerschaft das Bestehen des nationalen Ukrainertums in Galizien ist, dessen Erfolge, so erst jüngst die Landtagswahlreform und das kaiserliche Versprechen der Errichtung einer ukrainischen Universität, nicht ohne Rückwirkung auf die Haltung der russischen Ukrainer bleiben konnten. Rußland mußte in dem Maße des Anwachsens des ukrainischen Einflusses in Österreich die Sehnsucht der von ihm geknechteten Stammesgenossen nach gleichen Rechten fürchten, eine Sehnsucht, die auf der Basis eines dreißigmillionenfachen Widerhalles zu einer Woge werden konnte, die sich in einer nicht allzufernen Zukunft verheerend über den russischen Staatsgedanken ergießen mußte.

Andererseits ist es klar, daß das Bestehen des nationalen Ukrainertums an das Bestehen eines starken Österreich gebunden ist. Die Ukrainer diesseits und jenseits der Grenzen betrachten daher diesen Krieg als Daseinskampf in einem Grade, wie ihn vielleicht keines der vielen Völker Österreichs empfindet. Er ist nicht nur eine Vereinigung alter Rechnungen mit dem Moskowitertum, er weitet sich hier zur Frage künftigen Seins oder Nichtseins: Ein heiliger Krieg also.

Zum Schluß sei erwähnt, daß es wie eine der feinsten Ironien der Geschichte anmutet, daß diese Befreiung just im hundertsten Todesjahre des großen Volkshelden Schewtschenko geschehen soll, zu einer Zeit, da man in der ganzen ukrainischen Welt die Vorbereitungen zur Enthüllung seines Märtyrerdenkmals in Kiew trifft und seine unsterblichen Worte lebendiger denn je in den Herzen der Ukrainer flammen: Als Offenbarung, als Verheißung, als Religion.

Von Ing. Dr. Daskaljuk



Telepathie im Kriege

Die „Österreichische Rundschau" vom 1. September 1914 bringt unter dem Titel „Aus dem Felde" einen Bericht aus dem österreichischen Pressequartier, der nach Form und Inhalt gleich bemerkenswert offenbar der Feder eines österreichischen Offiziers entflossen ist.

Der Verfasser, der sich (vermutlich pseudonym) Robert Michel nennt, schildert zuerst ausführlich und überaus lebendig die Abfahrt seines Regiments aus Wien, dann die weite und lange Fahrt durch die schier endlose ungarische Pusta, die Begeisterung der ungarischen Bevölkerung, die von einer, einen rührenden Grad von Opferwilligkeit bekundenden Freigebigkeit begleitet ist, also alles genau so wie bei uns, nur mit dem Unterschied, daß dort überall Zigeunermusik ertönte, während bei uns die einfachen Soldatenlieder erklangen.

Wichtiger als diese Schilderungen des Auszugs aber sind die Betrachtungen, die der Verfasser über die Pflicht der Zurückgebliebenen anstellt, die Ausgerückten nach besten Kräften zu unterstützen. Nun aber wie? Auf diese Frage gibt der Verfasser folgende Antwort: „Alle die guten Worte, herzhaften Zurufe und Segenswünsche, die den Truppen beim Auszug zuteil geworden sind, vermehrten ihren Mut und ihre Zuversicht; sie waren winzige Splitterchen von Kraft, die keineswegs verloren gegangen sind. Dieser Zuschuß an seelischer Kraft muß auch weiterhin der Armee zuteil werden, und der Wille zum Sieg muß von jedem einzelnen hinüberzittern zu den Kämpfern in der Front. Darum raste niemand vor der Entscheidung, die sich im Norden vorbereitet. Wer das Glück hat, tatkräftig nachhelfen zu können, der spanne seine Kräfte zum äußersten. Wer aber der ungeheuren Kraftleistung von Heer und Reich untätig zuschauen muß, der trachte auf dem Wege, den seelische Kräfte gehen, sein Scherflein beizutragen: wen Gott erhört, der bete, wer nicht beten kann, der sammle alle seine Gedanken

und Willenskräfte zu dem inbrünstigen Wunsche nach dem Siege — und wer nichts anderes vermag, der drücke die Daumen in die Handflächen und spreche: ‚Wir müssen siegen, wir müssen siegen . . .‘ So wird auch der Geringste und Schwächste beigetragen haben zu dem Sieg, den wir uns anschicken zu erkämpfen, und sei es mit Hingabe unseres letzten Tropfen Blutes.“

Was dieser Österreicher hier vorschlägt, das ist nun aber nichts anderes als die Aufforderung, in diesem Weltkrieg die Telepathie in Anwendung zu bringen und unsern draußen vor dem Feind stehenden Kriegern mit den fernwirkenden Kräften unsrer Psyche beizustehen. Daß sowohl das deutsche wie das österreichische Heer von dem inbrünstigen Wunsch zu siegen durchdrungen ist, darüber ist ja kein Wort zu verlieren. Seit Anfang August bringt uns ja jeder Tag hiefür überwältigende Beweise. Daß aber dieser bewundernswerte Feuereifer unserer mit dem Feind ringenden heldenmütigen Truppen von uns Zurückgebliebenen unausgesetzt wieder von neuem angefacht werden könnte, wenn es not tun sollte, dies wird in den obigen Sätzen mit einer Deutlichkeit ausgesprochen, wie sie wenigstens mir bis jetzt noch nirgends begegnet ist. Von der begeisterten Siegesstimmung, die sowohl im deutschen wie im österreichischen Heere herrscht, lesen wir ja fortwährend in jedem deutschen Zeitungsblatt. Wie viel wir Zurückgebliebene aber dazu beitragen können, diese begeisterte Stimmung auf ihrer Höhe zu erhalten, dessen dürften sich doch die wenigsten unter den zu Hause Gebliebenen bis jetzt bewußt geworden sein.

Die Tatsache, daß Gedanken- und Willenskräfte auf andere übertragen werden können, wird heutzutage kaum mehr ernstlich angezweifelt. Von Telepathie und Suggestion hört man überall reden. Daß man aber von solcher Telepathie oder psychischen Fernempfindung im praktischen Leben auch Gebrauch machen kann; daß man z. B. Mut, Vertrauen und Zuversicht auf weite Entfernung hin andern zuleiten und suggerieren kann, vorausgesetzt, daß man dies mit der dazu nötigen Konzentration, d. h. mit der nur *auf einen Punkt gerichteten* Sammlung der Gedanken tut, dies ist eine Behauptung, die in unserem materialistisch gesinnten Zeitalter vielfach auf Widerstand stoßen wird. Zugrunde liegt ihr eben die wenig beachtete Tatsache, daß die Fähigkeit der Gedankenkonzentration sich durch geeignete und mit großer Ausdauer fortgesetzte Übung genau ebenso steigern läßt, wie jede andere Fähigkeit.

Mir will es scheinen, wie wenn der Verfasser jenes „Aus dem Felde“ betitelten Aufsatzes zur Schar der heute nicht gerade zahlreichen Personen gehörte, die für psychische Probleme, wie das Problem der Telepathie ein intuitives Interesse und für deren Wichtigkeit ein besonderes Verständnis besitzen, — Menschen, auf deren Worte man gut tun wird, zu hören, wenn es sich um so enorm wichtige Dinge handelt, wie die in dem erwähnten Aufsatz gemachte Aufforderung.

Im übrigen zweifle ich nicht im geringsten daran, daß unter den zu Hause Gebliebenen mancher unbewußt das tut, was hier vorgeschlagen wird. Wirksamer, bedeutend wirksamer wäre es allerdings, wenn er dies mit vollem Bewußtsein täte. Denn nur so würde er es mit einer Energieentfaltung tun, die auf Erfolg hoffen läßt. Ohne Anstrengung kein Erfolg. Dies gilt auch hier, wo es sich um Anstrengung der psychischen Energie handelt. Angedeutet findet sich diese Kraftanspannung ja auch in den oben zitierten Worten: man drücke die Daumen in die Handflächen. Damit wird nichts anderes gemeint sein als: die Daumen halten.

Ludwig Deinhard



England und Gott

Seit den Tagen des Puritaners Oliver Cromwell, unter dessen Regierung König Karl I. wegen Hochverrats hingerichtet wurde, sind die Engländer von dem Bewußtsein erfüllt, das auserwählte Volk Gottes, das Werkzeug der Vorsehung zu sein, zunächst im Kampfe gegen Heuchelei und Götzendienst. In dem gewaltigen Aufsteigen ihres Reichs sehen sie eine Kundgebung des göttlichen Willens. Dieser ursprünglich puritanische Gedanke ist von den modernen Engländern festgehalten und zu politischen Zwecken weiterentwickelt worden. Konservative und liberale Minister und Parteiführer haben die göttliche Sendung Englands bekräftigt.

Anfang der neunziger Jahre veröffentlichte Lord Curzon, der Vizekönig von Indien, ein Werk unter dem Titel „Die Probleme des fernen Ostens". Dieses Werk trug wörtlich nachstehende Widmung: „Gewidmet denen, die glauben, daß das britische Reich, erkoren durch die Vorsehung, das größte Werkzeug zum Guten ist, welches die Welt gesehen hat, und die mit dem Verfasser der Ansicht sind, daß sein (Großbritanniens) Werk im fernen Osten noch nicht vollendet ist." In gleichem Sinn äußerte sich Lord Rosebery. Der konservative Lord Salisbury erklärte: „Der Verlauf der Ereignisse, besser gesagt, das Handeln der Vorsehung haben dieses Land berufen, Sittlichkeit und Fortschritt der Welt in einem Maße zu fördern, wie nie zuvor ein anderes Reich." Und der liberale Gladstone versicherte: „Die Vorsehung hat diesem Reich eine besondere Mission und Tätigkeit anvertraut."

John Chamberlain fügte der göttlichen Sendung eine politische hinzu: „Die angelsächsische Rasse ist unfehlbar dazu bestimmt, die vorherrschende Macht in der Geschichte und Zivilisation der Welt zu werden." Auch für Cecil Rhodes waren die Engländer das Volk der Vorsehung, der vorbestimmte Herrscher der Welt. Alle Welt möglichst zu anglisieren galt für ein Gott wohlgefälliges Werk. Kein größerer Segen könne den Völkern werden, als unter britische Herrschaft zu kommen. In seinem Testament erklärte Cecil Rhodes: „Wenn es einen Gott gibt und wenn er sich um die Dinge dieser Welt kümmert, dann glaube ich fest, daß er das wollte, daß ich das tue, was ich getan habe. Und wie er offensichtlich dahin wirkt, aus der angelsächsischen Rasse das auserwählte Werkzeug zu machen, um Gerechtigkeit, Freiheit und Frieden herzustellen, so muß er folglich wünschen, daß ich tue, was ich kann, um dieser Rasse soviel Aufschwung und Macht als möglich zu geben."

Bei Beginn des Burenkrieges lieferte eine Gesellschaft jedem Soldaten eine Bibel mit einem Umschlag in den englischen Farben und Zeichen. Nach Beendigung des Krieges befahl Lord Roberts, dem „Gott der kaiserlichen Rasse" zu danken.

„Wer für England kämpft, kämpft für Gott, wer für England stirbt, schläft bei Gott." So der gekrönte Hofdichter Austin.

Englands Kultur ist die höchste. Zu ihr sollen auch die andern Völker erhoben werden — nötigenfalls mit Gewalt. Somit sind die Engländer berechtigt, wie William Cobbett behauptete, alle andern Völker zu mißachten.

Paul Dehn



Kunst der Kriegszeit

Die Kunst macht verzweifelte Anstrengungen, die Teilnahme des Volkes zu gewinnen. Darin, daß das notwendig ist, zeigt sich, wie unendlich viel Heuchelei und Schwindel in dem Kunstgetue des letzten Jahrzehnts gewesen ist. Von einem Tausend derer, die da getan haben, als könnten sie keinen Tag ihres Daseins ohne Kunst verbringen, als hätten sie ihr ganzes Dasein mit künstlerischer Kultur durchtränkt, ist kaum einer, der jetzt

bei der Kunst Hilfe sucht, um dieses Leben tiefster Erregtheit und zerreibender Spannung schöner gestalten oder doch wenigstens besser ertragen zu können.

Ich wundere mich darüber nicht. Wie sollte das Volk unsere Kunst suchen, wo diese Kunst unser Volk nicht nur nicht gesucht, sondern geradezu verachtet hat. Denn sogar jene Bestrebungen, die unter der Fahne „Kunst und Volk“ segelten, waren zum großen Teil in ihrem Wesen unvolkstümlich, hochmütig, ohne Liebe, voll der Selbstsucht eines sich über alle anderen stellenden Artistentums. Unsere Literatur ging auf in der Behandlung von Problemen, die mit dem wahren deutschen Volkstum gar nichts zu tun haben. Gott sei Dank, denn wenn in der Tat Erotik und sexuelle Problematik — lassen wir für diese Dinge nur die Fremdwörter weiter bestehen — in unserem ganzen Volksdasein auch nur den zehnten Teil der Bedeutung gehabt hätten, wie es nach der sich als maßgebend aufspielenden Literatur scheinen mußte, so stände jetzt ein Volk von Schwächlingen draußen im Kampfe. Unsere Musik war ein instrumentaltechnisches Problem geworden. Und unsere bildende Kunst — ach! um unsere bildende Kunst! „Manchem war die Kunst ein Zeitvertreib. Wir hatten Farben, Linien, Bilder, Luxus. Wir hatten Theorien.“ —

Diese letzten Sätze sind von Julius Meier-Graefe. Und damit gerate ich auf den Kriegspfad. Ich tu's nicht gern. Den Burgfrieden, den die politischen Parteien für die Dauer des Krieges abgeschlossen, würde ich gern auch in unserem Kulturleben wahren. Aber ein fauler Friede taugt auch zuhause nichts. Gewisse Dinge müssen gesagt werden, weil Klarheit not tut, weil stillschweigende Duldung gleich Billigung wäre.

Meier-Graefe ist seit zwanzig Jahren in unserer Kunstkritik der Herold alles dessen, was wir als undeutsch empfunden haben. Kein anderer hat für die Überschätzung ausländischer Kunst der verschiedensten Richtungen in Deutschland so viel getan, wie er. Ich nehme an, daß er das aus voller Überzeugung getan hat, und so war es sein gutes Recht. Er hat uns dabei oft sehr weh getan; sein Buch gegen Böcklin war voller Bitterkeiten, fast voll Haß gegen das, was das deutsche Volk als seine Liebe in der Kunst geoffenbart hat. Auch dazu hat Meier-Graefe das Recht, wenn er eben anders empfindet, als der überwiegende Teil des deutschen Volkes und seiner Künstler. Nun beginnt einige Wochen nach Kriegsausbruch, knapp so lange, als die notdürftigsten Vorbereitungen dazu brauchen, eine Zeitschrift „Kriegszeit. Künstlerflugblätter“ (Verlag Paul Cassirer, Berlin) zu erscheinen. In der ersten Nummer stammen die programmatischen Ausführungen von — Meier-Graefe. Ich habe Dutzende von Künstlern und Kunstliebhabern gesprochen und nicht einen getroffen, der nicht je nach Temperament gelacht oder geflucht hätte, diesem Namen an dieser Stelle zu begegnen. „Der Krieg beschert uns. Wir sind andere seit gestern. Der Streit um Worte und Programme ist zu Ende. Wir kämpften gegen Windmühlen. Manchem war die Kunst ein Zeitvertreib. Wir hatten Farben, Linien, Bilder, Luxus. Wir hatten Theorien. Was uns fehlte, der Inhalt, das, Brüder, gibt uns die Zeit. Seien wir ihrer würdig. Keine gemächliche Hingabe mehr! Aus Feuerschlünden, aus Not und Blut, aus Liebe und heiligem Haß wird uns Erlebnis.“

So Meier-Graefe. Es fällt mir nicht ein, ihm das Erlebnis dieser Zeit zu bestreiten, aber ich halte mich für verpflichtet, öffentlich zu erklären, was Hunderte denken und im persönlichen Kreise sagen: „Uns Deutschen liegt diese Art des Erlebens nicht.“ Diese akrobatenhafte geistige und seelische Gelenkigkeit ist uns wo nicht verdächtig, so unheimlich. Ich kann es nie vergessen, wie Meier-Graefe seinerzeit in einem Aufsatze „In die Kiste“ davon sprach, wie man rücksichtslos eine alte Liebe in die Kiste packen müsse, wenn eine neue sich auftue. Der Begriff von „deutscher Treue“ scheint ihm fremd zu sein, von jenem zähen Festhalten an einmal errungenen Werten. Nur dieser Treue des deutschen Volkes, diesem zähen Festhalten an Überzeugungen, an alter Liebe, die ihm seit Jahrzehnten als unsinnig, als unmodern hingestellt wurde, hat es Meier-Graefe zu danken, daß er das Erlebnis der jetzigen großen Stunde erfahren kann. Hat er sich in diesem Erlebnis wirklich gewandelt oder bleibt er bei seinem

Grundsatze: „In die Kiste"?! Dann wird auch dieses Erlebnis in die Kiste wandern, wenn die Kriegszeit vorbei ist.

Ich bin der Überzeugung, einer, der wirklich deutsch erlebt, hätte nach Meier-Graefes Vergangenheit in solcher Stunde gesagt: Ich habe gefehlt, oder noch besser: er hätte geschwiegen. Aber nicht sprungbereit wieder vornean sein. Das wirkt als — ich komme um das harte Wort nicht herum — Opportunismus. Und wenn ich die vier ersten Nummern dieser Künstlerflugblätter „Kriegszeit" betrachte, so ist auch da nichts von dem Erlebnis zu spüren. Liebermann, der Bekämpfer der Anekdote, wird Illustrator. Das Bild „Ich kenne keine Partei mehr, ich kenne nur noch Deutsche" ist in keinem Zuge stärker, als eine Photographie. Kühl bis ans Herz hinan. Die Art, wie der Reiter auf seiner Schindmähre hängt, zu dem Worte: „Jetzt wollen wir sie dreschen!" atmet nichts von der Freude und dem Stolz, der uns alle erfüllt über die königliche Kriegsschönheit unseres Heeres. Und noch mehr als diese beiden Bilder läßt der „Vormarsch der Russen auf Berlin" gerade den Inhalt des Erlebnisses vermissen. Das ist äußerlich. „Wir hatten Farben, Linien", sagt Meier-Graefe, mehr ist hier auch nicht gegeben. Kennzeichnend ist die Angst, mit der jeder Gesichtsausdruck vermieden wird. Für Liebermann ist die Kunst eben immer eine Augensache gewesen; nach seiner eigenen Aussage hatte der Mensch im Maler ganz zu verschwinden. Ja, eine Kunst des seelischen Inhalts ist aber nur vom Menschen zu geben. Der deutsche Thoma hat gesagt: „Die Kunst ist eine Herzenssache." Was also hat Liebermanns Kunst in diesen Tagen zu suchen?

Ich will hier die Bilder im einzelnen nicht durchgehen. Noch ist keines in den vier Heften, das einen wirklich stärker packt. Otto Hettners Kompositionen zeigen die völlige Entfremdung von der deutschen Form auch im Typus. Das sind gar keine deutschen Gesichter.

Noch einmal, ich zweifle nicht an dem ehrlichen Wollen dieser Künstler, zweifle auch nicht daran, daß sie von dieser Zeit der Größe gewaltig gepackt sind — wer wäre es nicht? Aber dann sollen sie sich Zeit lassen zum künstlerischen Erleben, zum Verdichten des Erlebens in Kunst und durch Kunst. Man kann nicht von heute auf morgen in der Kunst umkrempeln. Und gerade wer das tut, zeigt, daß er kein tiefes Erlebnis hat. Es ist sehr bezeichnend, daß in Berlin gerade jenes Theater, das seit einem Menschenalter ausschließlich französische Ehebruchsschwänke aufgeführt hat, jetzt als erstes mit einem hurrapatriotischen Gelegenheitsstück aufwartete. Geschwindigkeit ist auch da keine Hexerei. Aber die Ratlosigkeit, mit der unsere sämtlichen Theater jetzt vor der Gestaltung ihres Bühnenspielplans stehen, zeigt, wie wenig Gefühl und Instinkt sie für das Deutsche haben. Denn das wissen wir anderen doch gut, daß der Geist, der jetzt so gewaltig aufgeflammt ist und zu so großen Taten führt, nicht tot war und auch nicht schlief in all den Jahren seither, daß er nur verdrängt war aus der großen Öffentlichkeit, daß man ihn nicht aufkommen ließ. Es ist der Geist derer, die in den letzten Jahrzehnten die Stillen im Lande waren, der jetzt in dieser Zeit der Not so gewaltig dröhnend durch die Welt spricht. Wir dürfen es nicht dulden, wenn jetzt die stets maulfertigen Schreier sich als Pächter auch dieses Geistes aufspielen. Wir dürfen es nicht um des Deutschtums und nicht um der Kunst willen. Darum verweigern wir auch unsere Gefolgschaft aller Gelegenheitsmacherei auf unseren Theatern. Sie sollen uns die große deutsche Kunst bieten, die nicht aus dieser jetzigen Gelegenheit herausgewachsen ist — wer weiß, ob uns die kommt —, die aber dem deutschen Geiste entstammt, der jetzt wieder einmal seine Herrenkraft bewährt.

Karl Storck



Die russische Dampfwalze

Es sind unsere gemütvollen angelsächsischen „Vettern", die das behagliche Wort geprägt haben: Wie eine Dampfwalze würden die russischen Heeresmassen von der ostpreußischen Grenze bis zur Reichshauptstadt alles deutsche Land und Leben in den Grund malmen. Soweit es an ihr lag, hat die russische „Walze" die freudigen Erwartungen ihrer Gentlemengönner an der Themse auch nicht enttäuscht. „Meine Leser wissen," schreibt der Kriegsberichterstatter der „Tägl. Rundschau", Max Theodor Behrmann, „daß ich seit vielen Jahren bestrebt war, den guten Eigenschaften des Russen in diesen Blättern gerecht zu werden. Meine Angriffe hatten sich jeweils viel weniger gegen das russische Volk gerichtet als gegen die russische Regierung — jene Regierung, deren Leitsätze und Schritte das russische Volk unglücklich gemacht, vor einem Jahrzehnt zu Mukden und Tsuschima geführt und den gegenwärtigen Einbruch in Deutschland künstlich vorbereitet haben. Wenn ich mich somit genötigt sehe, heute und an dieser Stelle schwere, sogar sehr schwere Anklagen gegen das russische Volk zu erheben, so werden meine Leser mir weder ‚Russenhaß' noch Sensationslüsternheit vorwerfen können. Diese Anklagen gegen ein ganzes Volk als solches muß ich unter allen Umständen und uneingeschränkt erheben, nachdem ich mit eigenen Augen und eigenen Ohren mich davon überzeugt habe, daß die russische Armee auf den Ehrennamen einer Gemeinschaft von ehrlichen Soldaten und ritterlichen Kriegern verzichtet hat.

Man ist mit dem Worte ‚Greuel' gar schnell zur Hand, so oft Völker blutig miteinander ringen — und der auf den Kriegsschauplätzen nicht viel weniger wie in den Salons übliche Klatsch trägt das seinige dazu bei, Greuelmären zu gebären und zu verbreiten. Aber was ich zu erzählen habe, ist beileibe kein Biwakstratsch und keine zivilistische Kaffeehauserzählung, die sich wollüstig in grausigen Sensationen ergeht. Es sind dies nackte Tatsachen, von Tausenden gesehen, blutige menschliche Dokumente, die in trocken deutscher amtlicher Ge wissenhaftigkeit ‚gesehen, genehmigt und unterschrieben' worden sind, und die wir, sämtliche hier an der Ostfront anwesende Vertreter der deutschen Presse, offen bezeugen können. Es sind nicht einzelne Greuel verübt worden, die man einzelnen Unmenschen aus den Reihen der russischen Armee in die Schuhe schieben könnte: was wir hier gesehen, gehört und in streng amtlicher Protokollierung vernommen haben, spricht von Grundsätzen, von Methode.

Diese blutigen Dokumente mehren sich von Tag zu Tag. Sie entstanden und entstehen in jedem Städtchen und Flecken, das der Fuß eines Russen betreten; man sammelt sie in jedem verlassenen russischen Biwak, auf jedem Schritt der Landstraße, die das russische Heeresgesindel — ich kann keine richtigere Bezeichnung finden — auf dem Hin- und Rückzuge passiert hat. Ich will diese Dokumente der Entmenschung und Entsittlichung hier nicht wiedergeben: ihr Inhalt ist zu sehr grauenerregend und ihre Anzahl ist zu groß, als daß sie hier Platz finden dürften. Auf der ganzen Querlinie durch Ostpreußen, von Hohenstein über Nordenburg und Insterburg bis Stallupönen stieß ich allaugenblicklich auf entsetzliche Spuren viehischer Bestialität der Russen, die dort gehaust hatten: mochten diese Kosaken gewesen sein, die ja schließlich wirklich nicht mehr schlimmer sein können als der Ruf, den sie genießen, mochten sie den regulären russischen Truppen angehören, von denen General Rennenkampf in seinem Tagesbefehl vom 1. August, wie es scheinr, mit Recht — erwartet hatte, sie würden ‚sich des Namens eines russischen Soldaten und des Sohnes Rußlands würdig' erweisen. Sie haben sich ‚würdig' erwiesen.

In Nordenburg sprach ich einen gefangenen russischen Brigadekommandeur von der 30. Division. Als ich ihm von den von russischen Soldaten verübten Greueln erzählte, meinte der General, das russische Offizierkorps und noch weniger die russische Generalität könne dafür verantwortlich gemacht werden: die Schandtaten fielen wohl den Kosaken zur Last oder aber den Mannschaften der regulären Truppen, keineswegs aber Offizieren oder gar noch höheren Chargen.

Eine billige Ausrede dies. Kein Mensch wird behaupten, daß Divisionsgenerale wehrlosen deutschen Frauen die Brüste abgeschnitten und die Bäuche aufgeschlitzt, oder daß russische kommandierende Exzellenzen eigenhändig harmlose Bauernhäuser ausgeplündert und in Brand gesteckt, deutschen wehrpflichtigen Burschen Hände und Füße abgehackt und kleinen Kindern — ich erzähle hier von tatsächlich und massenhaft vorgekommenen und amtlich registrierten Fällen — die Finger abgeschnitten haben. Aber ich kenne den russischen Offizier seit einem Vierteljahrhundert und weiß, daß er ein Auge oder auch beide zudrückt, wenn die Soldaten seiner Kompagnie seines Regiments oder seiner Brigade im Feindeslande wie die Vandalen hausen, und daß die Losungen ‚Pljennich ne bratj!' (Gefangene werden nicht gemacht) und ‚Wojenny grabjosh ne worowstwo' (Kriegsraub ist kein Diebstahl) mehr als häufig als ein Zeichen besonderer Schneidigkeit angesehen werden. Aber auch vollgültige Beweise für direkte ‚Betätigung' seitens der russischen Herren Offiziere sind vorhanden. Einem gefangenen russischen Offizier wurde ein von ihm aus Insterburg an seine Frau adressierter Brief abgenommen — der Brief liegt mir im Original vor — ‚in dem ich lese:

‚... Auf allen Wegen finde ich ausgeraubte und in Brand gesteckte Häuser ..., unseren Soldaten wurde das Rauben gestattet.'

In der Schlacht bei Hohenstein wurden bei russischen Offizieren unter den Mänteln weiße Fähnchen vorgefunden, die sie geschwenkt hatten, um ihre Übergabe zu markieren; fielen die Unserigen darauf hinein und näherten sich diesen Offizieren, so wurden sie erschossen. Bei Gumbinnen fingen wir Eisenbahnzüge mit russischer Munition ab, denen das Rote Kreuz aufgemalt war! Und was soll man erst sagen, wenn man hört, daß man in der Rocktasche eines gefangengenommenen russischen Offiziers einen abgehackten Frauenfinger mit einem kostbaren Ring darauf gefunden habe? — Nein, auch das russische Offizierkorps ist mittelbar und unmittelbar an den in Ostpreußen verübten Schandtaten schuldig, und keinerlei Beschönigung wird es von dieser blutigen Schuld reinzuwaschen vermögen.

In Stallupönen sah ich an einer Straßenkreuzung einen erschossenen deutschen Zivilisten liegen; man hatte noch keine Zeit gehabt, den Toten fortzuschaffen und hatte sich vorerst damit begnügt, das arme Opfer mit einer blutgefärbten deutschen Flagge zu bedecken. Der friedliche Bürger hatte den abziehenden russischen Truppen nachgeschaut — und ein russischer Offizier schoß ihn aus seinem Armeerevolver nieder...."

Wenn nun der Verfasser aber schließt: „Das ist russische Ritterlichkeit, russische ritterliche Kriegführung", so mögen über allen den Schurken doch diejenigen russischen Offiziere nicht vergessen bleiben, die — auch nach deutschem Zeugnis — rühmliche Ausnahmen gemacht und mit dem Revolver oder der Nagaika in der Hand ihre Rotten in Zucht gehalten haben.

Das englische Rätsel

Wie vereinigt sich, fragt Prof. Dr. Rudolf Lehmann in den „Grenzboten", die sattsam bekannte Haltung Englands mit dem Charakter und dem Kulturstand, den wir trotz einzelner Gegensätze dem englischen Volke zuzusprechen gewohnt sind, und der uns immer wieder Vertrauen auf seine Loyalität und Friedensliebe eingeflößt hat?

Zweifellos, führt Prof. Lehmann aus, es kann kein Land geben, in welchem der Ausländer stärker und entschiedener den Eindruck einer alten tief eingewurzelten Kultur empfängt als in England mit seinen alten Städten und modernen Landhäusern, seinen Herrensitzen und Universitäten, seinen Überlieferungen und Einrichtungen, mit der Gastlichkeit seiner oberen und der freundlichen Liebenswürdigkeit seiner unteren Volksklassen. Der Weltliteratur und Poesie ist hier eine Reihe von Genien entstanden, der Technik und der Wissenschaft eine ganze

Anzahl bahnbrechender Talente. Man braucht kein Anbeter fremder Sitten zu sein, wenn man von dem Stil des englischen Lebens ebenso unmittelbar fasziniert wird wie von der Poesie Byrons und Shelleys oder von den Lebensschilderungen der Eliot, — von Shakespeare gar nicht zu reden. Aber wenn man aus dem Zauber erwacht und mit unbefangenen Augen sieht, so wird man sich sagen müssen, daß die englische Kultur, wie sie sich dem nüchternen Blick darstellt, zwar wertvoll ist und vor allem sehr ausgeprägte Züge trägt, daß aber das Niveau, von dem sie zeugen, in intellektueller Beziehung nicht eben hoch steht. Die englische Kultur ist doch mehr Zivilisation, um den bekannten Gegensatz anzuwenden. Sie besteht in einer nun schon längst Überlieferung gewordenen entschiedenen Beherrschung der äußeren Lebensbedingungen und Lebensformen, mehr, als in eigentlicher Geistesbildung, wie sie der Deutsche bis tief ins Volk hinein anerkennt und anstrebt. Die Formen des Lebens haben Stil und die herrschenden Anschauungen zumeist natürliche und verständige Grundlagen. Beide sind von einer konservativen Nation in jahrhundertlanger Überlieferung ausgebildet. Aber sie haben eben hierdurch etwas Starres bekommen und engen den Durchschnittsengländer auch der höheren Klassen in jeder Hinsicht ein. Die Interessen gehen im allgemeinen über Familienleben und Geschäft, Sport und Politik nicht hinaus. Für die ideale Seite des Lebens sorgt im übrigen eine sehr äußerliche und konventionelle Kirchlichkeit. Die Weltherrschaft und die Weite der Handelsbeziehungen hat den Blick des Engländers tatsächlich nur äußerlich erweitert, aber in keiner Weise vertieft, und das öffentliche Leben zeigt jenes eigentümliche Gemisch von geschäftlichem Weitblick und Kühnheit der Spekulationen mit pedantischem Urteil in sittlichen Dingen und engherzigem Haften am Hergebrachten, das auch bei anderen Handelsvölkern nicht selten charakteristisch hervortritt. Infolgedessen ist der Abstand zwischen den eigentlichen Kulturträgern, den Intellektuellen, und nicht etwa bloß der Masse, sondern dem Durchschnitt der Gebildeten und herrschenden Klassen ungemein groß, jedenfalls viel schärfer ausgeprägt, als wir uns nach deutschen Verhältnissen eine Vorstellung davon machen. Von den großen Engländern des vorigen Jahrhunderts haben die wenigsten mit ihrem Volke Fühlung gehabt, nicht wenige haben wie Byron und Shelley in selbstgewählter Verbannung gelebt, und die radikalen Denker und Forscher haben sich zu allen Zeiten nur durch Konzessionen halten können, die sie dem überlieferten kirchlichen Standpunkt machten. Wie weit auch jetzt noch dieser Abstand, wie gering die Fühlung zwischen den geistig selbständigen und den regierenden Klassen ist, zeigt die Tatsache, daß von den Mitgliedern des Ministeriums Asquith drei bei der Kriegserklärung ihre Ämter niederlegen konnten, darunter der Unterrichtsminister und der einzige namhafte Schriftsteller, der der Regierung angehörte, ohne daß dieses auf den Gang der Dinge und die herrschende Stimmung irgendwelchen Einfluß gehabt hätte.

Ein solches Volk ist leicht zu leiten, wenn die Führer seine Überlieferung und seine Instinkte kennen und teilen. Aber es ist ein Irrtum, zu glauben, daß es geeignet sei, aus sich selbst heraus frei und groß seine Geschichte zu bestimmen. Es wird sich widersetzen, wenn jene verletzt werden, wie im Homerulestreit, aber es wird sich wenig widerstandsfähig erweisen, wenn sie geschickt benutzt werden, und vor allem wenn die Gewinnsucht der Geschäftswelt mit ins Spiel gezogen wird. In solchen Fällen wird die public opinion bisweilen zu den stärksten Irrtümern verleitet werden können, und die Regierung kann auf die Leichtgläubigkeit der Nation zählen. Nur so ist es erklärlich, wenn Sir Edward Grey dem Parlament in jener entscheidenden Sitzung vorerzählen konnte: erstens, daß die englische Regierung sich durch ihr Bündnis mit Frankreich nicht gebunden habe, und zweitens, daß die Teilnahme an dem europäischen Kriege geschäftlich vorteilhafter sei als Neutralität. In der Haltung des Parlaments wie des Volks bei dieser Gelegenheit wird man vielleicht mit mehr Recht ein Symptom intellektueller Schwäche als eines moralischen Niedergangs zu sehen haben.

England hat nicht nur den Parlamentarismus und die Schwurgerichte, sondern auch durch das in weitem Umfang gewährte Asylrecht für politisch Verfolgte den berechtigten Ruf

eines Landes der Freiheit erlangt. Aber an diesen hat sich bei uns mit beträchtlich geringerer Berechtigung die Vorstellung von einem politischen Idealismus geknüpft, von einer Großherzigkeit den Freunden wie den Gegnern gegenüber. Schon Elisabeth galt als Schützerin des Protestantismus; man schrieb ihr eine Politik der protestantischen Überzeugung zu, die der diplomatisch klugen Renaissancefürstin fern gelegen hat. Daß sie diesen Ruf ihren spanischen Feinden gegenüber auszunutzen gewußt hat, wird ihr freilich niemand verübeln, und wie oft hat sich eine ähnliche Konstellation in der englischen Geschichte wiederholt! Ja, von den Tagen der Puritanerherrschaft und Cromwells Regierung her ist es geradezu Überlieferung geworden, alle Geschäfte wie Eroberungsgelüste mit einem Mantel von Humanitätsgründen und religiösem oder sonstigem Idealismus zu behängen und alle Eroberungskriege im Namen des Rechts zu führen (wozu dieses Mal Belgien herhalten mußte) ... Bernhard Shaw hat diesen Zug von Heuchelei mit blutigem Hohn gegeißelt: England will niemals etwas haben, so ungefähr sagt er, außer wenn es die göttliche Mission hat, es zu erobern. Es kann geschehen, was will, unrecht hat der Engländer niemals.

Eine besondere Folge dieser Enge der Anschauungsweise und der Gebundenheit des nationalen Lebens ist nun die völlige Unkenntnis von anderen Nationen, vor allem denjenigen des europäischen Kontinents. Die Seele der primitiven Völker vermag der englische Missionar durch Gewohnheit und Studium kennen zu lernen. Von dem inneren Wesen des Deutschen aber oder auch des Franzosen kennt der Engländer nichts, der durch diese Länder reist und sie mit etwas stupidem Erstaunen bewundert. Auch hierfür ist der jetzige Minister des Äußeren typisch, der übrigens das Ausland mit Ausnahme von Paris nicht einmal gesehen haben soll. Diese Unkenntnis kann nur dazu führen, das fremde Volk, wenn man es nicht von vornherein geringschätzig ablehnt — wozu der moderne Engländer im allgemeinen nicht mehr geneigt ist — nach der eigenen Denk- und Empfindungsweise zu beurteilen. Nun ist für England — es trat in Greys Rede deutlich hervor und ist ja in diesen Tagen oft genug ausgesprochen worden — ein Krieg nichts anderes als ein Geschäftsunternehmen, das vom Staat geleitet wird, wie etwa die Begründung einer Kolonie, nur daß das Risiko vielleicht etwas größer ist. Englands Söldner sind zum Teil nicht einmal Landeskinder; Englands Familien werden durch Verluste an Menschenleben auf dem Kriegsschauplatz nicht oder doch nur vereinzelt betroffen. Diese Verluste werden einfach in Geld umgesetzt; ist ein Expeditionsheer von 100000 Mann verloren, so kostet das neue Anwerbungsgelder, mehr nicht, denn die Ausgaben für den täglichen Sold bleiben ja dieselben. Das gleiche gilt für die Flotte. Nun weiß der Engländer und sein Minister zwar aus der Zeitung, daß die deutsche Armee ein Volksheer ist und daß der Deutsche seine Schlachten selber kämpft und Siege wie Niederlagen mit dem eigenen Blute bezahlt. Aber offenbar macht man sich in England auch nicht den leisesten Begriff von der Verschiedenheit der Volksempfindungen, die durch diesen Unterschied bedingt ist, nicht den leisesten Begriff von der Kraft und Tiefe der Bewegung, die der Volkskrieg im Herzen der Nation, die ihn zu führen gezwungen ist, hervorruft. Nach der Kriegserklärung äußerte ein großes englisches Blatt, das den Deutschen nicht allzu abgeneigt war, an leitender Stelle, es sei wünschenswert, daß der Krieg auf beiden Seiten ohne Haß geführt werde, eine Naivität, durch welche die totale Verschiedenheit der Empfindungsweise, die völlige Verständnislosigkeit für unser Empfinden deutlich zutage tritt. In der Tat würden sich die meisten Engländer einfach wundern, wenn sie von dem Maß der Empörung und des Hasses, das ihr Verhalten bei uns entfesselt hat, etwas erführen. Das würde freilich an ihrer Politik wenig ändern, denn diese ist Gefühlsanwandlungen nur zugänglich, soweit der Geschäftssinn nicht in Frage kommt oder noch besser, soweit er zugleich befriedigt wird ...



Zu Hans Thomas fünfundsiebzigstem Geburtstag

Reiche Leute haben es gut: sie können an den Festtagen ihres Lebens andere beschenken. Der am 2. Oktober 1839 im ärmlichen Schwarzwaldhause zu Bernau geborene Hans Thoma gehört zu den reichsten Leuten in deutschen Landen. Freilich ist sein Reichtum eigener Art. Im Kern ist er überkommen von der guten Bauernart der Eltern. Gemehrt wurde er von der schönen Heimat und ihrem wohlbewahrten Volkstum. Dann aber wucherte mit diesem Besitz ein rastloser Fleiß, dem sich gediegene Lebensklugheit und unbeirrbare Charakterfestigkeit einten. So hat nun Hans Thoma wohl sechzig Jahre lang gemalt. Der in der bekannten Sammlung „Klassiker der Kunst" erschienene Band bringt achthundertvierundsiebzig Abbildungen seiner Gemälde und ist dabei noch nicht vollständig. Das ist eine ungeheuer reiche Lebensernte, schon hinsichtlich der geleisteten Arbeit; denn wieviel Tausende von Zeichnungen und Studien aller Art kommen zu diesen Abbildungen hinzu!

Aber auch diesen Reichtum meinte ich eigentlich nicht, wenn ich Hans Thoma einen der Reichsten in unserem Lande nannte. Was ihn so unerschöpflich macht, ist, daß er gleich einem lebendigen Quell des deutschen Volkstums wirkt. Er hat eigentlich zeitlebens nichts anderes sein wollen, als solch echtes Volkskind. Und nichts konnte ihn darin beirren, daß auch der besonders begnadete Künstler nichts Besseres tun könne, als diese ihm vom Volke über kommene Art treu auszuleben. Von dieser gradlinigen Lebensanschauung hat ihn nichts abgebracht, und so beginnt das Vorwort, mit dem er seine Geburtstagsgabe einleitet, mit den Worten: „Pläne zu zusammengehörenden Bildern hatte ich, wie wohl viele Maler auch, von Jugend auf, es ist eine Art von Erzählenwollen, die besonders in deutscher Art begründet sein mag — ob diese Art zu loben oder zu schelten ist, kann ich nicht erörtern; wie alles, was Art ist, läßt es sich nicht aus der Welt schaffen."

Gott sei Dank, denn sonst stände es um unsere deutsche Kunst heute sehr schlimm. Und wenn wir in diesen Zeiten fühlen, daß der erbitterte Kampf, den wir um unser politisches Dasein führen müssen, auch ein Kampf um das Beste unserer künstlerischen Art ist, so fühlen wir uns gleichzeitig jenen Künstlern zu heißem Danke verpflichtet, die unbeirrt durch das Modegeschwätz aufdringlicher Kunstkritiker, das viele Geschrei um ausländische Kunstherrlichkeit, ruhig und sachlich in deutscher Art weiterarbeiten. Sie haben uns die Waffen geschmiedet zu dem künftigen Kampf um deutsche Art in der Kunst, wie es die stillen Arbeiter in Generalstab und Armee in ihrer Art getan haben, trotz aller Anfeindung und Verkennung.

„Es entstanden mancherlei Pläne, ich träumte von einem Raum, der solche Bilder vereinigen sollte; es waren Jahres- und Tageszeiten, der Monatskreis, die Tierkreiszeichen, die Planeten als Jahresregenten der alten Kalender, die auch Vorsteher der sieben Wochentage sind, es waren die kirchlichen Feste, die im Umlauf des Jahres, aus seinem Wechsel in geheimnisvollem oder ahnungsreichem Zusammenhang mit ihm auftauchen, die tieferen Bewegungen der Menschenseele regelnd, zu Symbolen formende, in welchen die Seele aus dem Immervergänglichen das ewig Unvergängliche festzuhalten versucht. Das Irdische, das sie nicht festhalten kann, wird zum Gleichnis und so auch das Gefühl des Unzulänglichen zum Ereignis, zur Tat, mit der sie das Unbeschreibliche, das Unfaßbare formt, wozu das, was wir Kunst nennen, ihr Fühlhörner verleiht."

Als Thoma siebzig Jahre alt war, konnte der Raum eingeweiht werden, von dem er bereits als Jüngling geträumt hatte. Die besondere Gunst seines Landesfürsten hat diesen Anbau an die Karlsruher Kunsthalle ermöglicht. Diese Thoma-Halle wird, wenn erst wieder deutsche Art in der Kunst freudiger gepriesen und genossen wird, als es in den letzten Jahren der Fall war, ein Wallfahrtsort werden für Tausende deutscher Männer und Frauen und hoffentlich auch für die deutsche Jugend.

Inzwischen kommt die Kunst dieses Raumes zu uns. Zum fünfundsiebzigsten Geburtstage ist erschienen: Hans Thomas Festkalender in Bildern (E. A. Seemann, Leipzig ℳ 3,50). Das ist eine Mappe von einunddreißig farbigen Bildern, denen ein textliches Geleitwort ihres Schöpfers beigegeben ist. Außerdem tragen die Blätter handschriftliche Erläuterungen in Versen, die von einem echten Kalendermann stammen. Die einunddreißig Blätter tragen die Bilder der Thoma-Halle in Karlsruhe. Daß ein Kalendarium fehlt, möchte man fast begrüßen, weil die Versuchung sonst allzu nahe gelegen hätte, mit Ablauf des Kalenderjahres womöglich auch die Bilder beiseite zu legen. Diese Bilder aber sind ein immerwährender Kalender, losgelöst von den Zufälligkeiten des einzelnen Jahres. Zwölf Monatsbilder leiten ihn ein. Es ist wohl einer der heiligen drei Könige, der hier auf einer Wolke erstarrt in weißer Majestät hinausschaut in die Zukunft. Mit dem Februar spinnt Frau Holle das harte Eis zu Flocken und deckt mit seinem Flaum die müde Erde zu. Mit dem März beginnt des Winters Herrlichkeit zu wanken; in den Lüften zieht ein Kranich, der kräftige Frühlingsbursche pustet mit voller Gewalt des Winters Genick, und ein kleiner Blumengenius versucht den Alten von seinem Wolkenthrone hinabzustoßen. Im April schon sind die kleinen Genien viel dreister geworden. Sie höhnen den Winter, den der Frühling mit seinen Sonnenstrahlen blendet. Dann kommt der glückliche Mai mit Blumenkränzen und Schalmeigetön. „Der Juni warm aus himmelblauer Ruh' wirft der Erde zum Schmucke seine Rosen zu.“ Wuchtig schlägt der Donnerer Juli aus den Wolken die Blitze. Im wolkenreinen Himmel tanzt der August mit sanften Winden seinen Reigen. Sankt Michael thront im September, der mit gerechter Wage Tag und Nacht gleichmacht, den Drachen der Zwietracht in die Füße zwingt. Den Oktober beherrscht Bacchus. Im November versuchen Wolkengeister alles Licht auf der Erde auszugießen. Ihr Beginnen ist umsonst: wenn Wotan im Dezember mit seinen Wölfen durch die schwach erhellte Welt dahinschreitet, führt ihn sein Weg dem neuen Lichte zu.

An die wechselnden Monatsbilder schließen sich die dauernden Symbole der Planeten. Als echter Kalendermann deutet Thoma ihren Einfluß auf die Geschicke der Welt und der Menschen. Glücklich, wer im Sonnenjahr geboren ist, in deren Feuerglanz die Genien der Farbe spielen. Auch des Mondes stilles Walten ist ruhigem Menschenglücke günstig. Vom Glutbrand einer feuerflammenden Stadt hebt sich des herrschsüchtigen Mars kriegerisches Bild ab. Merkur schwebt geschäftig durch die Welt. Gewaltig hält Jupiters Hand das Bündel der Blitze. Bringen sie Segen? Bringen sie Vernichtung? Wohliger ist es uns jedenfalls beim sanften Walten der Venus, während Saturn unheimlich und geheimnisvoll mit unergründlichen Augen in die Welt starrt, so daß ihm selbst die ihn umspielenden Genien kein Lächeln abzugewinnen vermögen. Aber Thoma ist ein Kalendermann eigener Art, und so hat er auch noch als achtes Planetenbild die Erde hinzugefügt. „Zur Erde kehren sie zurück, zur guten Mutter, die sie heget; ein Menschenpaar find't immer Glück, wenn's fromm die Hände ineinander leget.“

Aufs engste verbunden dem Jahreslaufe, aus ihm herauswachsend und ihm Inhalt gebend, bietet auch die christliche Heilslehre ein Bild des Gesamtlebens. Elf Gemälde halten die wichtigsten Vorgänge fest. Mit der Verkündigung des Heils an die Hirten wird die Reihe eröffnet. Das zweite Bild zeigt die Krippe, über der hoch oben vor einem farbigen Fenster Gott-Vater thront. Dann ziehen die drei Könige durch die irdische Nacht, geleitet vom wunderbaren Stern, in dem wir den Schutzengel gewahren. Das ist der Eintritt ins Leben. Die Flucht nach Ägypten mit der köstlich behaglichen Ruhe im friedlichen Hirtentale ist die Flucht vor dem Tode und damit der Gewinn der großen Lebenswirksamkeit. Als deren Gipfelpunkte sehen wir Christus auf der Bergeshöhe, an seiner Seite der Versucher als König der Welt, der irdischen Macht. Der Heiland hat auf sie verzichtet, er schafft dafür das Reich des Geistes als Lehrer der Menschheit, als Erlöser ihrer Schmerzen, als Hort der Güte für alle Leidenden, als Quell der Liebe für die Kinder. So hat er die Schmerzen und die Sünden der Welt auf sich genommen und wandelt mit voller erschreckender Klarheit sein Leben zur Tragödie in

jener Nacht der Einsamkeit auf dem Ölberge. Selbst seine Jünger ahnen so wenig von der tragischen Wucht dieser Stunde, daß sie einem selbstsicheren Schlafe verfallen. Die Kreuzigungsgruppe kündet den erschütterndsten Vorgang der Weltgeschichte. Nur ein Bild aber spricht von der Herrschaft des Todes, des seelischen in der Hölle, wo alle entsetzlichen Leidenschaften entfesselt sind, wo der Tod mit der Mondsichel in der Hand den kleinen Amor als Sinnbild der Liebe zu erschlagen sucht. Dann aber Auferstehung. Sieghaft schwebt der Heiland zur Höhe. Lang hingestreckt liegt das Totengebein in der von Himmelsschlüsseln überblühten Wiese. Die Bilderreihe beschließt der Reigen der Seligen, die weiß gekleidet in fröhlichen Gruppen die heitere Landschaft beleben, in der alles Licht und Freude ist. Oder doch nicht alles? Zwei Kindlein führen ein höllisches Tier herein. „Die Unschuldigen sind duldsam", meint der Maler. Heil ihm und Heil uns, daß er sich solch wunderbaren Kindersinn bewahrt hat. Darum ist er auch ein solch glücklicher Verschwender, der mit vollen Händen gibt und uns im Kampfe der Welt Geängsteten und Aufgeregten befriedenden Trost und geruhsame Heiterkeit spendet.

Karl Storck



Lassalle und die Sozialdemokratie

Zu seinem 50. Todestag am 31. August 1914

Am 31. August dieses Jahres waren es fünfzig Jahre, daß Ferdinand Lassalle in Genf für immer die Augen schloß. Drei Tage vorher hatte ihn im Duell die Kugel des Rumänen Janko von Rakowitz tödlich getroffen, und alle Kunst der Ärzte vermochte ihn nicht am Leben zu erhalten. „Einen Denker und Kämpfer" nennt die von August Boeckh verfaßte Grabinschrift Lassalle, und durchaus mit Recht. Doch wenn wir danach fragen, was war bleibend von seinem Wirken und Schaffen, so müssen wir unzweifelhaft den Hauptton auf das Wort Kämpfer legen. Mag Lassalle es auf dem Gebiete der Philosophie mit seinem Werke über Heraklit, auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft mit seinem „System der erworbenen Rechte", auf dem Gebiete der Poesie mit seinem Drama „Franz von Sickingen" zu immerhin anerkennenswerten Leistungen gebracht haben, das, was seinem Namen Dauer verleiht, trotz seines noch nicht vollendeten vierzigsten Lebensjahres, liegt durchaus auf dem Gebiete der politischen Agitation.

Im festgeordneten Staatswesen sah Lassalle die einzige Möglichkeit für alle, „um Bildung, Macht und Freiheit zu erlangen", „der Staat ist das uralte Vestafeuer der Zivilisation". Wenn er eine Arbeiterbewegung in Deutschland ins Leben rief, so tat er das nicht von einem internationalen Gesichtspunkte aus, ihm lagen solche Absichten fern, wie sie Marx und Engels in dem gemeinsam verfaßten Manifest an die Proletarier aller Länder 1847 ausgesprochen hatten. Im strengen Gegensatz dazu gründete Lassalle einen Deutschen Arbeiterverein, sprach er von einer nationalen Arbeiterbewegung. Auch in allen Schriften und Reden Lassalles begegnet man einem deutlich ausgesprochenen nationalen Gefühl. Ein einiges Deutschland, als unitarische Republik gedacht, das war seine Sehnsucht — „Wir müssen alle wollen ein Großdeutschland moins les dynasties", so schrieb er an Rodbertus. Bismarck ging ja in der Beurteilung Lassalles noch einen Schritt weiter und rückte ihn damit noch um ein Stück von der international gesinnten sozialdemokratischen Partei ab, wenn er in der Reichstagssitzung am 17. September 1878 erklärte: „Seine Idee, der er zustrebte, war das deutsche Kaisertum, und darin hatten wir einen Berührungspunkt; ob das deutsche Kaisertum gerade mit der Dynastie Hohenzollern oder mit der Dynastie Lassalle schließen sollte, das war ihm vielleicht zweifelhaft, aber monarchisch war seine Gesinnung durch und durch." Wenn nun auch zuzugeben ist, daß Bismarcks Urteil auf wiederholtem persönlichem Verkehr mit

Lassalle beruht, so stehen dem andererseits so viele gegenteilige Äußerungen aus den Briefen des sozialistischen Agitators und aus seinen „Demokratischen Studien“ entgegen, daß wir Bismarck nicht folgen können.

Diese Ansichten Lassalles vom Staat und dieser nationale Pathos standen nun einem Bebel und Liebknecht vor allem im Wege, als sie 1869 eine sozialdemokratische Arbeiterpartei als Zweig der von Marx ins Leben gerufenen internationalen Arbeiterassoziation gründeten. Und gerade dieser Richtung sollten infolge der von Anfang an betriebenen Organisation die Massen der Arbeiter zufallen. Die Reste des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins gingen 1875 in die Sozialdemokratische Partei auf. Das bedeutete das völlige Aufgeben von Lassalles politischen Ideen, das bedeutete den völligen Bruch mit dem nationalen Gedanken und den Sieg der Internationale. Darin liegt nun das Denkwürdige des 4. August 1914 für unsere inneren politischen Verhältnisse, daß auch die Arbeiterpartei hat zugeben müssen, den nationalen Gedanken nicht entbehren zu können. Man hat einsehen und lernen müssen, daß es ein Fehler war, wenn man die von Ferdinand Lassalle als richtig erkannten Bahnen so bald nach seinem Tode verließ.

So wird Ferdinand Lassalle, der bis heute in politischer Beziehung ein abgetaner Mann der Vergangenheit war, wieder für die Zukunft der deutschen Arbeiterbewegung von Bedeutung werden. Anders steht es aber mit seinen sozialistischen Ideen, die sich für immer als überholt erwiesen haben. Lassalle hatte als wesentliche Ursache der Leiden der Arbeiterklasse das „eherne Lohngesetz“ angesehen, das den durchschnittlichen Arbeitslohn immer auf den notwendigen Lebensunterhalt reduziert. Das ganze heutige Wirtschaftsleben ruht nach seiner Ansicht auf dieser falschen und ungerechten Verteilung des Arbeitsertrages, denn der Arbeiter, der die Arbeit leistet, bekommt als Arbeitslohn nur die bare Notdurft, während der reichliche Überschuß in die Tasche des Unternehmers fließt. Darum muß dies „eherne Lohngesetz“ erst beseitigt werden, ehe die Lage der Arbeiter eine Besserung erfahren kann. Ein Mittel zur Abhilfe, einen Schritt, der näher führt zur Lösung der sozialen Frage, bedeutet Lassalle die Gründung von Produktivassoziationen der Arbeiter mit Staatskredit. Das „eherne Lohngesetz“, so sehr es in den ersten 25 Jahren als unwiderleglich anerkannt wurde, ist jetzt fallen gelassen worden, und ebensowenig denkt man heute noch an die Gründung von Arbeiterproduktivgenossenschaften. Die immer größer werdende Unsicherheit der Existenz der Arbeiter, ihre immer größer werdende Abhängigkeit von den Schwankungen auf dem Weltmarkt hat andere Dinge in den Vordergrund der Agitation gerückt.

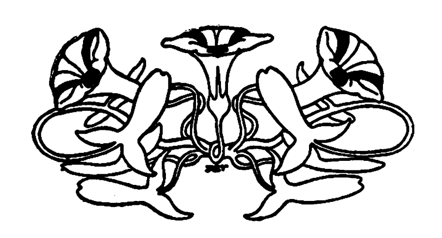
Hat die deutsche Sozialdemokratie nun auch die Ideen Lassalles nicht in sich aufgenommen, hat sie bis zum August dieses Jahres nicht nur die sozialistischen, sondern auch die politischen Ideen abgeleugnet, so verdankt sie ihm doch unendlich viel. Die Bedeutung Lassalles für die Sozialdemokratie besteht, um es kurz zu sagen, eben darin, daß er einmal der Gründer der politischen Arbeiterorganisation in Deutschland wurde, und daß er zweitens dies Ziel durch eine ins Übertriebene gesteigerte Vertretung der Arbeiter, „des vierten Standes“, gegen die Bourgeoisie und wohlhabenderen Klassen zu erreichen suchte. Die politische Organisation ist tatsächlich erst durch Lassalle ins Leben gerufen worden, erst seine Worte, die er im „Offenen Antwortschreiben“ im Februar 1863 an die Arbeiter richtete: „Organisieren Sie sich als Allgemeiner Deutscher Arbeiterverein“, und die er auf allen seinen politischen Agitationsreisen überall wiederholte, haben eine deutsche politische Arbeiterbewegung geschaffen. Wenn es auch falsch ist, wie wir oben schon sagten, zu behaupten, ohne Lassalle keine sozialdemokratische Partei, wenn die Dinge auch mit der Zeit unzweifelhaft von selbst zu einer solchen Bewegung getrieben hätten, so ist doch andererseits ebenso unzweifelhaft zuzugeben, daß sie ohne Lassalle schon im Jahre 1863 undenkbar ist. Den Arbeitern lagen solche Gedanken vollkommen fern, Lassalle mußte sie ihnen erst nahebringen. „Ihr deutschen Arbeiter seid merkwürdige Leute! Vor französischen und englischen Arbeitern, da müßte man plaidieren,

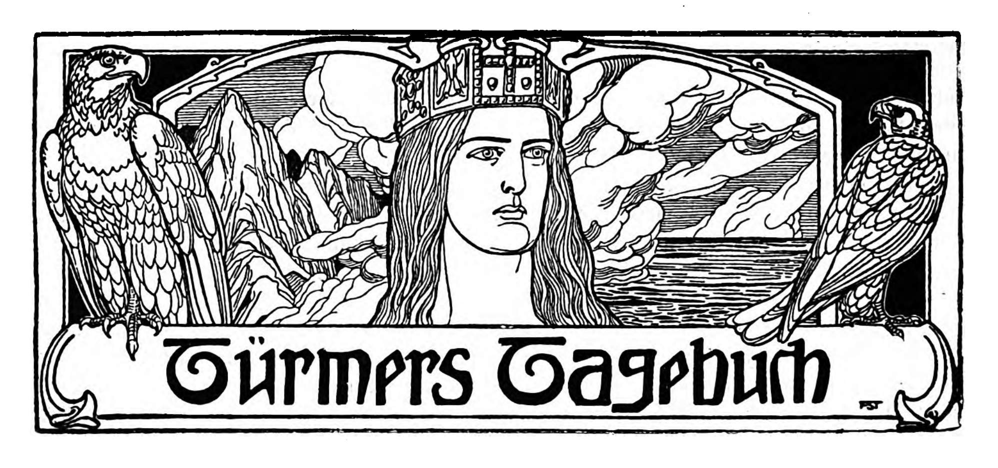
wie man ihrer traurigen Lage abhelfen könne, euch aber muß man erst beweisen, daß ihr in einer traurigen Lage seid", nach diesen und ähnlichen Worten hat er erst die Arbeiter aufrütteln müssen, um ihnen zu zeigen, daß sie durch Organisation allein sich zu helfen imstande sein werden. Viel langsamer, als Lassalle es gehofft hatte, vermehrten sich die Zweigvereine des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, noch nicht 1000 Mitglieder umfaßte er im August 1863. Aus zahlreichen Stellen in Briefen Lassalles, die er 1864, also kurz vor seinem Tode, schrieb, müssen wir schließen, daß es trotz seiner Reden und angespanntesten agitatorischen Tätigkeit mit den 1863/64 gegründeten Arbeitervereinen sehr schlecht stand. „Ich bin nicht nur an der Grenze der Geldopfer, die ich bringen kann, angekommen, sondern ich habe eigentlich, was ich vernünftigerweise opfern konnte, weit überschritten", so heißt es in einem Brief, und in einem andern: „Ich bin todmüde, und so stark meine Organisation ist, so wankt sie bis in ihr Mark hinein. Ich bin überarbeitet, überanstrengt, übermüdet ... der fressende innere Ärger, den mir die Gleichgültigkeit und Apathie des Arbeiterstandes, in seiner Masse genommen, einflößt — beides zusammen war selbst für mich zuviel." Alles Beweise, daß es 1863 noch zu früh war für eine durch die Verhältnisse selbst bedingte politische Arbeiterbewegung. Wäre Lassalle 1863 nicht aufgetreten, hätte er nicht die politische Organisation der Arbeiter betrieben, so wären diese wohl noch auf Jahre hinaus politisch indolent geblieben, sie hätten nach wie vor in den Konsumvereinen eines Schultze-Delitzsch die einzige Rettungsmöglichkeit gesehen. Ohne die Vorarbeit Lassalles und ohne dessen Bemühen, die Arbeiter zur politischen Anteilnahme zu erziehen, hätten ein Bebel und Liebknecht zwei Jahre nach der Gründung ihrer sozialdemokratischen Arbeiterpartei bei den Wahlen zum ersten Reichstag nicht eine Gefolgschaft von über 100 000 Mann aufweisen können. Das ist eben der Unterschied zwischen der deutschen Arbeiterbewegung und den andern Kulturbewegungen unseres Vaterlandes, daß Lassalle nicht ausführt, was die Masse ersehnt. So gern Lassalle selbst und andere die sozialistische Arbeiterbewegung mit Erscheinungen wie die der Reformationsbewegung vergleichen, so ist das doch ein großer Irrtum; ganz abgesehen davon, daß Luther ein Genie, Lassalle allenfalls nach Bismarcks Urteil geistreich war, daß es sich bei der Reformation um das ganze Volk, bei der Arbeiterbewegung nur um eine Klasse der Bevölkerung handelte. Luther brauchte seine Ideen nicht in das Volk zu tragen, sie lagen dort schon bereit und man wartete nur auf die Persönlichkeit, die ihnen mit genialer Kraft die feste Gestalt geben sollte. Darum der Widerhall in allen deutschen Herzen, darum die Dauer seiner Grundgedanken, darum der innige und innerliche Zusammenhang zwischen Luther und Volk. Lassalle dagegen äußerte der Masse gegenüber ihr fremde Ideen, er mußte sie hineintragen, er mußte sich Anteilnahme erst zu gewinnen suchen; darum die kühle, zurückhaltende, ja mißtrauische Aufnahme, darum die Vergänglichkeit und das „Über-Bord-werfen" seiner Grundsätze bei denen, die in ihm den Gründer sehen, darum nur ein äußerliches Verhältnis zwischen Lassalle und den heutigen Arbeiterkreisen. Wie deshalb in einem viel weiteren Sinne als Luther Lassalle als „Gründer" einer Kulturbewegung angesehen werden muß, so ist gerade an diesem Unterschiede die Bedeutung Lassalles für die Sozialdemokratie in der Hauptsache zu ermessen.

Selbstverständlich ist gegenüber dieser Tatsache Lassalles Bedeutung für die Verschärfung des Klassenhasses, worauf wir schon oben hinwiesen, gering. Immerhin hat auch hier seine Agitation grundlegend gewirkt. Es ist vielleicht nicht zuviel gesagt, wenn man bezweifelt, daß ohne Lassalle der Klassenhaß nicht derartige Formen angenommen hätte, wie sie sich gezeigt haben und noch zeigen. Wenn jedenfalls die Arbeiterbewegung von vornherein verbunden mit einem übertriebenen Klassenhaß auftritt, wenn von vornherein ein so scharfer Schnitt zwischen dem Arbeiterstand und den anderen Klassen der Bevölkerung gemacht wird, wenn der Arbeiterstand sich in einem furchtbaren Haß und Groll auf sich selbst zurückzieht und von einem friedlichen, ruhigen Verhandeln mit den andern kaum etwas wissen will, so ist das im Grunde Lassalles Werk. Seine Nachfolger brauchten nur in seine Kerbe zu schlagen, er war

und bleibt darin ihr Lehrer und Meister. Ein geschickter Redner ohnegleichen, dem das Wort wie selten einem Menschen zu Gebote stand, wußte er die Begehrlichkeit der Arbeitermassen zu reizen, ihnen den Himmel auf Erden zu versprechen. „Hungersterben, meine Herren, kann in einem doppelten Sinne genommen werden. Ja, so im Augenblick hinfallen, tot sein im Moment vor Hunger — das geschieht selten; aber wer fortdauernd eine größere Verausgabung von Kräften vornimmt, als man infolge zu schlechter Lebensmittel und einer zu schlechten Lebensweise überhaupt wieder ersetzen kann, wenn also die Ausgabe von Kräften beständig die Einnahme übersteigt, so stirbt man auch Hungers im Laufe der Zeit"; oder: „Warum ist der russische Kosak so weit zurück in der Kultur? Weil er Talglichte frißt und froh ist, wenn er sich in schlechtem Fusel berauscht. Möglichst viel Bedürfnisse haben, aber sie auf ehrliche und anständige Art befriedigen, das ist die Tugend der heutigen, der nationalökonomischen Zeit! Und solange ihr das nicht begreift und befolgt, predige ich ganz vergeblich." Das sind Beispiele seiner so raffinierten Redeweise; sie wirkte nicht nur damals, sie tat es immer und tut es auch heute noch. Weil er das Klassenbewußtsein wie kein anderer zu wecken verstand, das macht Lassalles Reden und Schriften, deren Inhalt sonst nicht mehr von der sozialdemokratischen Partei anerkannt wird, auch heute noch für sie so wertvoll. In diesem Punkte hält man fest an dem Gründer der Bewegung und sucht weiterzubauen auf dem Grunde, den er legte.

Dr. Paul Ostwald





Der Krieg

Wie Satanas der Vater der Lüge, so ist die Lüge der Vater dieses Krieges. „Hier tut sich das Entsetzliche auf", sagt der englischem Stamm entsprossene Houston Stewart Chamberlain in „Teubners Internationaler Monatsschrift": „die Lüge wirkt genau so stark wie die Wahrheit, denn sie wird geglaubt. Es genügt, eine gewisse Anzahl weitverbreiteter und daher einflußreicher Zeitungen zu gewinnen, sie einer einheitlichen Leitung zu unterstellen, und in wenigen Jahren ist das Ziel erreicht. Wohl niemals in der Weltgeschichte wurde die Irreführung eines ganzen Volkes so schamlos, so ruchlos und so geschickt-schlau angelegt und durchgeführt wie die Irreführung Englands in bezug auf Deutschland. Diese Irreführung trägt die Schuld an dem jetzigen Krieg. Von Anfang an ist England die treibende Macht gewesen; England hat den Krieg gewollt und herbeigeführt ... Möglich wurde diese frevelhafte Politik einzig durch berechnete, systematische Irreführung des englischen Volkes. Eine Handvoll Männer waren es, die, bei kaltem Blute, zur Förderung materieller Interessen, vor etlichen Jahren dies beschlossen. Die treibende Kraft war ein König, die geistige Kapazität ein seelenloser, verschlagener Diplomat, der dem alten englischen Grundsatz huldigt, in Staatsgeschäften seien Heuchelei und Lüge die besten Waffen; zum ‚manager' der Irreführung innerhalb Englands erwählte man einen geschickten Journalisten, dem jede Meinung gleichgültig war, solange er dabei Geschäfte machte. Schon damals besaß er Blätter der verschiedensten Richtungen; er erwarb ihrer immer mehr; zuletzt ging sogar die Times, deren Richtung er schon lange bestimmte, in seine Hände über; heute — unter einem Lordstitel paradierend, der seinen wirklichen Namen verbirgt sowie seine unenglische Abstammung — macht er mit den Engländern, was er will. Um nur eines zu nennen: Schon seit Jahren sind die Berichte des Timeskorrespondenten in Berlin eine wahre Schmach; an positiven und negativen Lügen hat dieser gewissenlose Mensch — auf dessen feiges Haupt ein gut Teil alles Elends dieses Krieges fällt — das Unglaublichste geleistet; mehrmals fragte ich, warum man den Elenden nicht mit Peitschenhieben von Berlin bis zur

Grenze jage; immer hieß es: ‚Es gibt kein Gesetz gegen das Lügen.‘ Dieses Gesetz muß jetzt gemacht werden: Lügner, die den Frieden Europas gefährden, müssen gehängt werden!“

Gehängt müssen sie werden, die die Lügner bezahlen und dann behaglich auf ihren Klubsesseln sich den Geschäftsgewinn herausrechnen, den sie aus den Trümmern eines Weltbrandes, aus einem Ozean von Menschenblut, aus dem Elend von Millionen zu ziehen gedenken. Diese Menschenhändler und Seelenverkäufer ohne Seele sind es, die über die Parteien und die Kabinette verfügen, weil sie ihnen die Presse bezahlen. „Wir haben ja in unserem Lande“, beleuchtet Prof. Alois Brandl in der „Voss. Ztg.“ diese Zustände, „kaum eine Ahnung, was in England eine Partei an Geld braucht. Das Volk soll die Einbildung haben, selbst zu regieren; es ist so stolz auf seine British democracy; also müssen es die regierungskundigen Leute gängeln, und das ist ein teurer Spaß. Keine Wahl unter 4000 Lstr. Kein Parteiblatt ohne Zuschuß. Tagesblätter können doch vom Halfpenny, den das Exemplar an der Straßenecke einbringt, nicht leben. Monatsblätter zahlen oft ungeheure Honorare — wovon? Diesen Ansprüchen aber steht ein Privatreichtum gegenüber, von dem wir uns ebenfalls nur mühsam eine Vorstellung machen. Es gibt Häuserbesitzer, denen nicht bloß ganze Straßen, sondern weite Quartiere von London gehören. Da ist z. B. ein Mann, der die Hälfte der patagonischen Eisenbahnen besitzt; jener hat über hundert Kaffeeplantagen in Hinterindien; ein dritter monopolisiert Kali oder Soda — ein kleines Ding, das aber jedermann braucht, und das ihn deshalb zum Krösus macht, usw. Was Großgrundbesitz anbelangt, will ich nur erwähnen, daß ich in ganz Schottland niemals einen Bauern traf, der die Farm selbst besaß, die er bebaute; ich sah immer nur Pächter und Tagelöhner; aber einer der Großgrundbesitzer, den ich am Loch Long kennen lernte, verfügte über 30000 Morgen bloß an Jagdflächen und hatte eine Reihe von Bauernhöfen in Wildhutstätten verwandelt. Diese Multimillionäre, für die es auch Statistiken nachzuschlagen gibt, sind dank dem demokratischen Regierungsschein des Landes die ungekrönten Könige von Großbritannien. Sie zahlen für die Parteien und bestimmen deren Programm. Sie bekommen in der Regel die Peerstellen, denn die Verleihung einer solchen setzt voraus, daß der neue Baron oder Viscount oder Earl über eine Million für seinen Stammhalter als Kaution für standesgemäßen Lebensaufwand hinterlegt. Sie bestellen die öffentliche Meinung, die dann nach einiger Zeit Frieden oder Krieg fordert, wie sie es wünschen. Und so ist es seit Jahrhunderten gewesen; Cromwell ließ nicht nur den König, sondern mit ihm das echte, volksschützende Königtum hinrichten und erließ dann bezeichnenderweise die Navigationsakte, das drastische Verbot englischer Ein- und Ausfuhr durch nichtenglische Schiffe, durch das diese Geldkaste zuerst emporkam.

Es ist bekannt, wie zuerst die Buren das Unglück hatten, der herrschenden Plutokratie Großbritanniens zu mißfallen; ohne die Entdeckung der Diamantenlager hätte es keinen Burenkrieg gegeben. Dann wurde ihr der deutsche Wettbewerb lästig. Natürlich sagte sie es nicht; aber sie führte das Made in Germany ein. Natürlich gibt es für ihre Absichten nicht aktenmäßige Beweise; aber ich habe

u. a. die Klage eines Schülers in lebhafter Erinnerung, daß sein Schwager früher über hundert Lokomotiven jedes Jahr nach Südamerika verkauft habe, dann immer weniger, schließlich keine einzige mehr — der Markt war an die Deutschen verlorengegangen: es lebe die Entente! Englische Zeitungskorrespondenten in Berlin, überhäuft mit Gastlichkeit und unfähig, gegen deutsche Kultur und Politik ernstlich zu klagen, rückten gelegentlich im vertraulichen Gespräch mit dem Kern ihrer Brandberichte heraus: ‚Ihr macht uns eine unerträgliche Konkurrenz.‘ Spürten sie sie am eigenen Leibe? Nein; aber sie hatten nach dem Wunsche derer zu schreiben, die sie spickten. Ihre Drahtzieher dachten zuerst an die Einführung eines Schutzzolls; aber das ging nicht wegen der Kolonien, die vielfach ganz andere Interessen haben als das Mutterland. Dann sagte ihnen Lord Haldane nebst einigen anderen Kennern von Deutschland ins Gesicht, sie sollten ebenso fleißig arbeiten wie die Deutschen, Sprachen lernen, Kunden studieren, Technik betreiben — aber dazu waren sie zu bequem; Golf spielen und ähnlicher Sport war ihnen angenehmer. Endlich erhob sich ein Flüstern, ein Raunen, ein verständnisvolles Lob des Rezeptes, das sich gegen die Buren bewährt hatte: Krieg.

Interessant, obwohl traurig, war es zu beobachten, wie das anständige Volk für das unanständige Programm gewonnen wurde; wenigstens für die Zeit vor dem Burenkrieg konnte ich es sehen; als es gegen uns ging, wurde ich sorgsamer ausgeschaltet. Das Beratungslokal war der Klub. Wozu ist der reiche Engländer Mitglied eines kostspieligen politischen Klubs, als um da die Geschäftsangelegenheiten zu betreiben, die nicht ins Bureau passen? Die ganze Herrschaft dieser Plutokraten ist ohne Klub undenkbar. Eine behagliche Plauderecke, ein paar gleichgesinnte Herren, ein fein servierter Lunch, einige ruhig vorgetragene Tatsachen, dann ein klares Programm und endlich eine glänzende Freigebigkeit — der Feldzug kann beginnen, und zwar zunächst mit Worten. Um die erforderlichen Argumente aufzubringen, die auf die Anständigen wirken sollen, eignet sich am besten das Buch, die Monatsschrift, der öffentliche Vortrag. Da wurde z. B. mit einer leichten Verdrehung von Carlyles Kraftphilosophie gelehrt: Wer stark genug ist, sich durchzusetzen, hat auch das Recht dazu. Oder man erklärte: Im Privatleben ist Noblesse erlaubt, aber in der Politik haben wir das Gut anderer zu verwalten, das muß rein geschäftsmäßig geschehen — so erklärt sich Greys zynisch geschäftsmäßige, alles Seelische ignorierende Kriegsrechnung. Mit der Zeit hieß es schon kühner, die Moral sei gut fürs Denken, aber zum Handeln gehöre eine gewisse Rücksichtslosigkeit; ‚Wenn der Engländer handelt, so tut er es wie in einem Nebel.‘ Um solche und ähnliche Argumente dann den Massen mundgerecht zu machen, wurde die Tagespresse aufgeboten, oft auch das Tingeltangel und niedrigere Theater. Die anonyme, unkontrollierbare Stimmungsmacherei gewissenloser Zeitungen, dieser schlimmste Unfug der modernen Welt mit allem Zubehör an Erfindung und Verdrehung, vergiftete nicht bloß die denkschwächeren Schichten der Engländer, sondern ging zugleich in die Presse der Amerikaner und vieler europäischer Völker über, die gewöhnt sind, den oft vorzüglichen Nachrichtendienst und Stil der Londoner Blätter sich anzueignen. Tritt dann eine diplomatische Verwicklung ein, vorbereitet oder zufällig, so erhebt sich der Ruf: ‚Das Volk

will's!' Jetzt bleibt den Intellektuellen, die zu lange zugeschaut haben, nicht mehr viel übrig als das letzte, alle Sittlichkeit preisgebende Schlagwort zu gebrauchen: ,Ob recht, ob schlecht, my country.'

Also: die unnatürliche Anhäufung des englischen Riesenreichtums in den Händen weniger ist, in Verbindung mit der demokratischen Regierungsform, die tiefere Ursache dafür, daß ein so anständiges Volk von Zeit zu Zeit die Welt durch die Unanständigkeit seines Tuns in Erstaunen versetzt. Jene Geldkreise haben bereits den großen Friedrich, nachdem sie, dank seinen Kriegstaten, die Kolonien der Franzosen an sich gerissen hatten, im Stich gelassen. Sie und nicht der machtlose Bürgerkönig Georg III. haben die Amerikaner ausgesogen, bis sich diese unabhängig machten. Sie haben auch den Mann der Kontinentalsperre, Napoleon, bekämpft und, unerschüttert durch seine Siege, immer weiter bekämpft, bis er, dem allerdings die sittlichen Ziele und Mächte fehlten, zur Strecke gebracht war. Sie haben mit der Idee des europäischen Gleichgewichtes, wie mit einem Schürhaken, immer wieder die Kriegsflamme gegen die Macht aufgestochert, die gerade am fähigsten schien, als Meister und Schirmherr auf dem Festlande den Frieden zu sichern, denn dann wäre zwar nicht die Freiheit und Blüte Englands, wohl aber ihre bequeme Finanzherrschaft über die Welt zu Ende. Was verschlägt es ihnen, wenn die Knochen ihres Söldnerheeres zerschossen, lügenbetörte Belgierinnen aufgeknüpft und die Welt in einen lodernden Hochofen verwandelt wird? Sie sitzen geschützt durch Heer und Flotte — wie sie wenigstens glauben — auf ihrer Insel und können es lange aushalten. Solch edler Gentleman spendet dann wohl eine neue Orgel für diese Kirche, eine runde Summe für jenes Hospital, und wird dafür noch als Menschenfreund gepriesen. Dickens hat diese Gestalten gezeichnet, in ,Bleakhouse', in ,Hard Times', aber sie sterben nicht aus; ihr Einfluß ist mit dem Umfang der modernen Kapitalswirtschaft noch ins Gigantische gewachsen. Sir Edward Grey, ob er es weiß oder nicht, ist nur ihr Werkzeug. Mit ihnen, und nicht bloß mit ihm, haben wir zu kämpfen und mit der Zeit auch Frieden zu schließen — mit einer hartgesottenen Gesellschaft, die, wenn sie etwa bald nachgeben sollte, es nur tut, um sich für einen zweiten Krieg sofort durch allgemeine Wehrpflicht und verdoppelte Flotten noch besser zu rüsten. Vielleicht aber hält sie auch mit ähnlicher Hartnäckigkeit wie in der Napoleonzeit aus, bis man sie an den Meerengen trifft, wo ihre Geschäftsfäden zusammenlaufen; dort pulsiert ihr Goldstrom und Lebensnerv, dort ist ihr Drachenhals, wenn sich die anständigen Engländer nicht selber gegen sie aufraffen, sie zu strangulieren."

Der selbe ruchlose Volksbetrug bei den Bundesbrüdern der Gentlemennation. Frankreich —? „Der Abgrund," heißt es in der „Tägl. Rundschau", „in den die wahnsinnige Bündnispolitik den französischen Staat gerissen hat, kann nur noch durch schamlose Lügen verschleiert werden. Der innere Zusammenbruch wird an dem Tage erfolgen, an dem das empörte Volk die Schurken, von denen es jahrelang betrogen ist, an den Laternen aufhängen wird. Havas, Figaro, Temps, Matin haben die ,souveränen' Bürger in einen Fieberrausch des Sieges hineingehetzt, um das Strafgericht etwas aufzuhalten; um so fürchterlicher wird

das Erwachen und dann die Rache der Massen an dem elenden Demagogen- und feilen Streberpack werden, das den Namen des großen, alten Frankreich auf immer besudelt hat, um die geckenhafte eigene Eitelkeit zu befriedigen und sich und den Spießgesellen die Taschen zu füllen. Es wäre gar nicht wunderbar, wenn diese Republik, die nichts war als eine Kette von Skandalen, jetzt mit einem Finanzkrach enden sollte, der alles bisher Dagewesene übertrifft. Im Mai war bereits die Société générale, eine der größten Banken Frankreichs, so gut wie pleite, weil sie den famosen ‚Finanznationalismus' Poincaréscher Erfindung am rücksichtslosesten ausgedehnt und die ihr anvertrauten Gelder den faulsten überseeischen Anlagen zugeführt hatte, um das blau-weiß-rote Prestige zu erhöhen. Wilde Grundstücksspekulationen kamen hinzu, und jetzt gibt die über alle Russenwerte hereinbrechende Katastrophe der Lieblingsbank des ‚neuen Geistes' den Rest. Aber dieser Bankerott muß verschwiegen werden, wenn auch der ganze französische Staatskredit dabei todkrank werden soll. Warum? An der Société générale sind die meisten Ritter der Tafelrunde Poincaré lebhaft interessiert — zum Beispiel der als Botschafter nie ernst genommene, aber stramm delcassistische Crozier, der auf seine alten Tage den wilden Revanchemann spielende ‚Omnibus-Cäsar' Etienne; die im Geruch der geschäftlichen Deutschfreundschaft stehenden Anhänger Caillaux' waren dagegen aus der Bank hinausgedrängt, in der einst der kluge und weitschauende Geist Rouviers geherrscht hatte. Die Bank von Frankreich mußte in aller Eile 125 Millionen in die Société générale hineinwerfen, und man kann sich denken, welchen Rückstoß der Krach der Société générale nun auf die französische Staatsbank ausübt. Im Zusammenhang mit diesen gerade heute verhängnisvoll wirkenden Finanzschwierigkeiten steht die Sperre der Dividendenzahlung im Crédit Lyonnais, die auf Anordnung der Regierung erfolgt ist. Auch hier also ein unerhörter Eingriff der einer kleinen Clique dienstbaren Regierung in die nationale Finanzwirtschaft. Der Crédit Lyonnais ist die wichtigste Depotbank Frankreichs; das Kapital besitzende Bürgertum Frankreichs hat gerade in diese Anstalt unbegrenztes Vertrauen. Was sollen nun die etwa 550000 Depoteinleger dazu sagen, daß der Crédit Lyonnais keine Dividenden zahlt? Die heute schon den französischen Geldmarkt verwüstende Panik wird nun noch wilder und die Flucht der Millionen ins Ausland noch eiliger werden. Aber was *heißt der Elysée-Kamarilla der Nationalwohlstand? Die Hauptsache ist, daß die Finanzmänner*, die den spießbürgerlichen und trotz aller akademischen Schöngeisterei nur brav mittelmäßigen Advokaten Poincaré an die Spitze des Staates gebracht haben, *ihren Geldbeutel einigermaßen heil aus dem faulen Geschäft hinausziehen können*, in das der Größenwahnsinn und russisch-britische Bedienteneifer der Poincaré-Delcassé-Viviani das reiche Frankreich, diesen sogenannten ‚Weltbankier', verwickelt haben. Die Republik kann den in Not geratenen Stadtgemeinden nicht helfen; sie muß selbst an alle Türen betteln gehen und dankbar für ein Zweimillionen-Pfund-Almosen Englands sein. Die blühendsten, erwerbstätigsten, lebhaftesten Provinzen Frankreichs sind verwüstet oder in ihrem Verkehr gelähmt. Die Kassen sind leer, da seit zehn Jahren die französischen Sparmilliarden zu drei Vierteln im Ausland angelegt sind. Poincaré hat noch die

letzten drei Milliarden für Rußlands Angriffsrüstungen vermittelt. Wann werden nun die Zinsen der zwanzig in Rußland liegenden Milliarden in den französischen Sparstrumpf kommen? Und die Zinsen aus den serbischen, griechischen, montenegrinischen Anleihen? Um den Blick von dieser unglaublichen Mißwirtschaft abzulenken, erfrecht man sich, den Parisern zu erzählen, daß Deutschland verhungert und daß sich für die deutsche Kriegsanleihe kein einziger Zeichner gefunden hat! Ein solcher Bankerott nach dem Triumphgeschrei des vorigen Jahres, wo die Poincaré-Offiziösen den Untertanen Raymonds auseinandersetzten, daß die Reichsbank nur über 1975 Millionen Franken Gold verfüge, die Bank von Frankreich aber über 4300 Millionen; daß die Reichsbank alles in allem nur 7723 Millionen habe, die Bank von Frankreich aber 9½ Milliarden; daß infolgedessen Deutschland seine neue Rüstung nur mit größten Schwierigkeiten werde zahlen können, während die Ausgaben für die dreijährige Dienstzeit in Frankreich nur ein Kinderspiel seien. Die Dinge haben sich etwas anders entwickelt. Der Gegensatz ist geradezu verblüffend zwischen Frankreich, das heute noch nicht einmal die 800 Millionen der ersten Rate für die dreijährige Dienstzeit zusammen hat, und Deutschland, das außer der einmaligen Vermögensabgabe noch 4½ Milliarden Kriegsanleihe zeichnet; zwischen Deutschland, das reichlich für seine Feldgrauen und ihre Angehörigen sorgt, und Frankreich, das seine Soldaten nicht genügend ausrüsten, verpflegen und bekleiden und ihre Familien nicht ausreichend unterstützen kann.

Dem moralischen Zusammenbruch auf wirtschaftlichem Gebiet schließt sich der moralische Zusammenbruch der poincaristischen Heerespolitik an. Frankreich ruft soeben die jungen Leute unter die Fahnen, die erst 1915 in die Kasernen kommen sollten; wenn man die zum großen Teil kaum tauglichen Rekruten gesehen hat, die für die Jahrgänge 1913 und 1914 eingestellt waren, kann man nur Mitleid haben mit den schwächlichen Kerlchen, die jetzt aufgeboten werden sollen und die unfehlbar bald den sowieso schon verzweifelten Lazarettverwaltungen zur Last fallen werden. Außerdem haben sich die bereits als dienstunfähig zurückgestellten Mannschaften noch einmal durchsieben zu lassen, und die Wehrpflicht soll bis zum 48. Lebensjahre ausgedehnt werden. Alles das kommt dem Massenaufgebot von 1792 gleich, diesem letzten Aufgebot der ‚Levée en masse', das gerade die Poincaré, Barthou, Millerand, Etienne so erbarmungslos verurteilt und verhöhnt haben, um ihre alleinseligmachende Militärvorlage 1913 durchzudrücken."

Einen Mann hatte Frankreich, der es vielleicht hätte retten können —: er mußte fallen, damit das Verhängnis seinen Lauf nehmen konnte. Er mußte zuerst fallen: Jean Jaurès. „Am 31. Juli", so Eduard Bernstein in den „Sozialistischen Monatsheften", „haben die hinterrücks abgefeuerten Kugeln eines ihm auflauernden Mörders den Mann getötet, in dem die Franzosen ohne Unterschied der Partei ihren größten Redner seit Mirabeau bewunderten, der aber den genannten Tribun der französischen Revolution an Charakter und tiefer Geistesbildung weit überragte. Dieser Mord war mehr als die Vernichtung eines Menschenlebens. Der Mörder hat seine Tat mit dem Eintreten Jaurès' gegen die dreijährige Dienstzeit begründen wollen. Das ist aber ganz sicher eine falsche An-

gabe. Die Erregung über die Frage der Dienstzeit ist in Frankreich seit Monaten schon abgeflaut, nicht die Zeit des Dienstes unter den Fahnen stand jetzt auf der Tagesordnung für die Beratung der Deputiertenkammer. Wohl aber hatte Frankreich darüber sich schlüssig zu werden, ob es Rußland zuliebe mit Deutschland und Österreich anbinden solle oder nicht. Gegen das erste lehnten sich die Empfindungen der sozialistischen Arbeiterwelt Frankreichs auf und wirkte mit besonderer Energie ihr größter Agitator, Jean Jaurès. Noch sein Artikel am Tag vor seinem Tod legt davon Zeugnis ab. Am 30. Juli schrieb der nun Ermordete in der Humanité: ‚Wenn es wahr ist, was man dem Temps von Petersburg telegraphiert, daß Österreich Rußland die Zusicherung gegeben hat, daß es Serbiens Integrität nicht antasten wird, so verbietet diese Zusicherung Rußland, sich Hals über Kopf in den Konflikt zu stürzen."

Jaurès hat in dem Streitfall Österreich-Serbien keineswegs für Österreich Partei ergriffen. Er, dem die Vorgänge in Serbien doch nicht ganz genau bekannt waren, hatte im Gegenteil Österreichs Vorgehen anfangs als zu weitgehend beurteilt. Aber wie alle aufrichtigen Verfechter des Friedens griff er die bezeichnete Erklärung Österreichs, für die sich auch Deutschland zu verbürgen erklärt hat, begierig als eine Handhabe auf, den drohenden Krieg abzuwehren. Wenige Stunden, bevor die Kugeln des Mörders Villain ihn trafen, hatte Jaurès noch in eindringlicher Weise dem Minister Malvy und dem Unterstaatssekretär Abel Ferry die Notwendigkeit für Frankreich dargelegt, auch einmal Rußland gegenüber eine energische Sprache zu führen, für das bei einem Krieg viel weniger auf dem Spiel stehe als für Frankreich, und es zum Einlenken zu bewegen, statt die Rolle des Vasallen Rußlands zu spielen. Seine Ausführungen hatten im Augenblick auf Abel Ferry so tiefen Eindruck gemacht, daß dieser sich zu der Bemerkung hinreißen ließ: ‚Wie sehr bedaure ich, Herr Jaurès, daß Sie nicht in unserer (der Minister) Mitte sitzen, um uns mit Ihrem Rat beizustehen.'

Wer hatte ein Interesse daran, den Mann, der solches den Franzosen klarzumachen versuchte, aus der Welt zu schaffen? Wem konnte daran gelegen sein, daß, wenn die Frage ‚Krieg oder Frieden?' in der französischen Kammer zu entscheiden war, die machtvolle Stimme dieses Mannes, auf dessen Worte ganz Europa zu lauschen pflegte, nicht mehr ertönte? Die Frage stellen, heißt sie beantworten. Jean Jaurès war dem offiziellen Rußland und dessen Dienern im Weg, und so spricht die allergrößte Wahrscheinlichkeit dafür, daß sein Mörder von Agenten Rußlands, wenn nicht direkt gedungen, so mindestens angestiftet war."

Es wäre nicht das erstemal. In einer kürzlich in Bulgarien erschienenen Flugschrift wird an der Hand geschichtlicher Tatsachen nachgewiesen, daß Rußland den politischen Mord im eigenen Reiche wie im Auslande zum System erhoben hat. Sibirien ist nach Ermordung von zwanzig einheimischen Stammesfürsten erobert worden. Gegen die Dynastien der Mandschurei und Koreas haben sich die Russen in gleicher Weise politischer Anschläge bedient. In Buchara wurden zwei Emire nacheinander ermordet, weil sie das Protektorat Rußlands nicht anerkennen wollten. In Turkestan hat der russische Generalgouverneur turkmenische

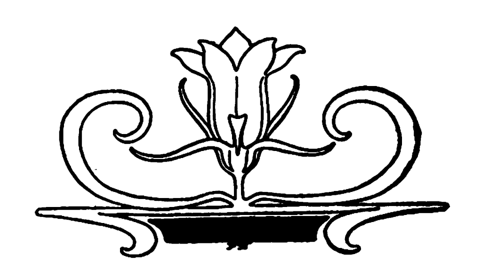
Fürsten, die ihm nicht gefügig sein wollten, zu Tische geladen und hinterrücks ermorden lassen. Bei der Unterwerfung des Kaukasus hat der russische Zar durch ein Handschreiben an den armenischen Katholikos den Armeniern die politische Freiheit versprochen, falls die Armenier die Russen im Kampfe gegen die Türken und Perser unterstützten. Nachdem der Kaukasus bezwungen war und Rußland die Unterstützung der Armenier nicht mehr brauchte, hat der russische General Paskijowitsch den armenischen Katholikos Nerses in Tiflis vergiftet und ihm das Handschreiben des Zaren weggenommen. Nach den großen Armeniermassakers in Kleinasien von 1877 hat der russische Minister des Äußeren Lobanow Rostowski, indem er sich die Hände rieb, geäußert: Wir brauchen Armenien, aber ohne Armenier. Die von Rußland angestifteten zahllosen politischen Morde in Persien sind noch in frischer Erinnerung. Ebenso hat Rußland den serbischen König Alexander und die Königin Draga durch Agenten einer Offiziersliga in bestialischer Weise ermorden lassen. Die Leichen seien deshalb aus dem Fenster geworfen worden, damit man sich von der russischen Gesandtschaft aus von der vollbrachten Tat überzeugen könne. Auch das Attentat von Sarajewo ist zweifellos mit Wissen der russischen Diplomatie vorbereitet worden. Die Entthronung des Fürsten Alexander von Battenberg mit Hilfe des Verräters Radko Dimitriew sowie die Ermordung Stambulows durch Werkzeuge der Russophilen sind ja sozusagen „gerichtsnotorisch". Und zuletzt haben die leitenden russischen Kreise die Ermordung des Königs der Bulgaren geplant, weil er sich dagegen sträubt, daß Bulgarien zum blinden Werkzeug Rußlands gemacht wird. Warum denn sonst der innige Verkehr des russischen Gesandten Ssawinski mit dunkeln Ehrenmännern, die es nach russischen Rubeln gelüstet!

... Es ist schwer, die Palme zu vergeben. Gebührt sie den englischen Menschenhändlern, den französischen Dieben im Ministerfrack oder den russischen Raub- und Meuchelmördern? Wenn uns das edle Dreiblatt doch wenigstens mit seiner Erbrechen erregenden Kulturheuchelei verschonen wollte! Sollte Svend Leopold in der Kopenhagener Berlingske Titende recht haben, wenn er die Bedeutung dieses Krieges in einem großen geschichtlichen Zeitwechsel, in einer Reinigung der europäischen Kulturatmosphäre erblickt? Stehen wir hier vor dem Abschluß einer Periode, von der bereits jetzt mit Sicherheit gesagt werden kann, daß es eine Zeit der Auflösung, des Verfalles gewesen ist? Bände spricht es, daß die letzte große europäische „Sensation" vor dem Ausbruch des Krieges der Caillauxprozeß ist? Als dieser Prozeß zur Verhandlung kam, da gab es keine Frage, die den Pariser mehr interessierte, als der Hut der Angeklagten. Staunend erzählte man sich, daß der Schmuck dieses Hutes aus 80 großen Federn bestehe. Und jetzt die sittliche Entrüstung für das zartbesaitete Belgien, gegen die deutschen Hunnen! „Dasselbe Belgien, das nun als das Land der Helden und Märtyrer gefeiert wird, wie ist es nicht lange Jahre hindurch von den sensationellen Enthüllungen der Weltpresse besudelt worden! Alles das interessierte Europa, und es gab gewiß nicht viele, die sich allzu lebhaft um Löwens geschichtliches Rathaus oder seine einzigen Kunstschätze bekümmerten. Und nun Paris, dessen Bedrohung durch den Weltbrand man mit Sorge sah! Was für eine kranke, wurmstichige Kultur

herrschte nicht in dieser Millionenstadt, die beim letzten Kehraus den Ton angab. Man hielt wieder bei den Auflösungserscheinungen aus dem letzten Regierungsjahre des dritten Napoleons" ...

Wie es nach dem Kriege in der Welt aussehen wird, wissen wir nicht. Birgt er sicherlich für die weitere Entwicklung der Menschheit eine Fülle des Segens —: uns zerstört er eine Fülle sittlicher Werte. „Das älteste Kulturvolk der Neuzeit", heißt es im „Tag", „deckt Königsmord, um seinen Geldbeutel zu füllen. Wo es die Macht hat, setzt es sich über jeden Vertrag, jedes Gebot der Sittlichkeit hinweg. Lüge und Verleumdung werden von hohen Stellen systematisch, gleichsam offiziell zu Kriegsmitteln gegen uns gemacht. Man brennt und mordet alles nieder, was man findet, ohne Anlaß, ohne einen Schein von Recht, ohne daß Kriegszweck es forderte. Man mordet und mißhandelt bestialisch Verwundete. Führer des Volkes erklären es für unehrenhaft, deutsche Verwundete zu pflegen. Man hetzt Halbwilde auf uns. Und das alles — warum? Was haben wir getan? Wir sind tüchtig und arbeitsam — tüchtiger und arbeitsamer als sie alle. Das, nur das ist unsere Sünde. Und deshalb müssen Hunderttausende bluten und verbluten, muß in jedes Haus und jede Hütte Not und Tod getragen werden — deshalb auch, um englische Habgier, um französische Rachsucht zu befriedigen, um die Gefahr englischen Bürgerkrieges und russischer Revolution zu bannen. Deshalb, nur deshalb dieses Grausen, diese Grausamkeiten, diese Erschütterungen hoher sittlicher Werte!"

Es ist ein furchtbares, ein unauslöschliches, ein nicht auszusprechendes Verbrechen, das hier an uns und der Menschheit verübt wird. Wir vollstrecken nur Gottes Strafgericht.





Süddeutschland

Nach Lüttich den ersten großen Feldsieg hat unwiderleglich der Kronprinz Rupprecht von Bayern mit den ihm unterstellten Heeresteilen, zunächst also doch wohl den bayrischen, erfochten. Daß dieser auch militärisch hochwichtige Sieg in seinem politischen Eindruck auf das „neutrale", schwankende Ausland sicher nicht zu frühe gekommen ist, das kann vor allem der ermessen, der, wie der Unterzeichnete, sich die mehrfältige Gelegenheit verschafft hat, die sinnverheerende, widerstandbrechende Wirkung der ununterbrochenen Kanonade auf die Neutralen aus sämtlichen Höllenschlünden der englischen Lüge auf das persönlichste mitzuerleben. Es war in dieser Hinsicht der politischen auswärtigen Gefahr eher schon die allerhöchste Zeit.

Die Geschichte wird ferner davon, auf einem ihrer ergreifendsten Blätter, erzählen, welche Leidensopfer im Anfang dieses Krieges den südbadischen Regimentern zugefallen sind. Kein deutsches Seelen-Heldentum ist reiner und vaterlandstiefer, als wie dieses Blutopfer in den Bezirken der Heimat, von diesen so furchtbar durch leidvolle Trauer belasteten Familien getragen wird. Kein menschlicher Adel, dessen Selbsterziehung durch die Größe des Durchlebten hier vollendet wird, kann uns Ehrerbietung weckender entgegentreten, als wenn man diese Verwundeten, einfache Krieger, auf die bescheidene, ruhige, von so viel Feinheit und Takt beherrschte Erzählung der von ihnen erforderten Anstrengungen und ihrer Taten bringt.

Ein badischer Landwehroffizier, der noch Ersatzmannschaften ausbildete, schrieb mir: „Nach ... wälzen sich täglich neue Wogen von Freiwilligen, eine unermeßliche Begeisterung und wildkräftige Entschlossenheit, unsere Sache durchzusetzen! Wir haben hier den wohl jüngsten Freiwilligen, genau 15 Jahre alt! Als man ihn abwies, sagte er: ‚Wann ihr mich nit nemmt, geh' ich eenfach nimmer häm!' Er ist von Mannheim. Da haben sie'n denn behalten."

In Bayern flattern mit den heimischen zusammen, deren Blau-Weiß wir sonst zumeist allein zu sehen gewohnt waren, die schwarz-weiß-roten Fahnen, die Banner des großen, allverschmelzenden, nichts mehr von Eifersüchteleien und Selbstgefälligkeiten duldenden Deutschgedankens. In Lindau im Theater ward ein vaterländisches Stück gespielt: Königin Luise.

Genug. Von Telegrammen, die gesandt worden sind, und von solchen, die manchmal wohl den Anlaß gehabt hätten, auch gesandt zu werden, wollen wir in solcher Zeit nicht reden. Aber diese Zeilen, diese wenigen Tatsachen von vielen, würden „auf alle Fälle" gerne ein wenig dazu beitragen, daß man im Dank der öffentlichen Ehrenverteilung, die die Selbstehrungen einschließt, auch der treuen Süddeutschen in dem ganzen Maße, wie sie es um uns verdient haben, im gleich lebendigen, dankerfüllten Gedenken nicht vergißt.

Ed. H.

*

Weimar und Potsdam

Die Behauptung des alten griechischen Dichters Lukianos, daß das menschliche Gehirn oft sonderbare Blasen treibe, läßt sich

auch auf unsere scheinheiligen und heuchlerischen Vettern jenseits des Kanals, auf die Engländer anwenden. Sie verkünden es jetzt in den englischen Zeitschriften der Welt, daß sie nicht gegen Weimar, sondern gegen Potsdam Krieg führen. Sie achteten und schätzten Weimar, den ehemaligen Sitz der deutschen Geistesheroen, den Vorort der deutschen Kultur, der deutschen Wissenschaft und Bildung; aber sie befehdeten Potsdam, den Sitz des deutschen Militarismus.

Es ist doch staunenswert, welche Leichtgläubigkeit England bei den anderen Nationen voraussetzt. Natürlich, die deutsche Wissenschaft, die deutsche Bildung werden die Engländer nicht bekämpfen. Wir würden heute noch ihre lieben, guten Vettern sein, wenn wir nichts weiter wären, als stubenhockende Gelehrte, die, den Blick nach innen gerichtet, Wissen und Weisheit produzieren, während die englischen Vettern die ganze Welt erobern und alles Geld an sich ziehen. Unzweifelhaft wären die Engländer unsere besten Freunde geblieben, wenn wir ihnen nicht Konkurrenz in Handel und Industrie gemacht hätten, wenn wir nicht gewagt hätten, unsere Wehrfähigkeit zu steigern, und zwar nicht bloß zu Lande, sondern auch zu Wasser; und deshalb bedeutet „Potsdam“ nicht Militarismus, sondern deutsche Wehrfähigkeit und Schlagfertigkeit. Wir wollen nicht vergessen, daß es einmal ein Weimar gegeben hat; aber vor allem wollen wir auf Potsdam schwören, selbst wenn närrische englische Politiker, die wir früher für ernst genommen haben, im Geiste schon ihre indischen Hilfstruppen in den königlichen Gärten von Potsdam biwakieren sehen. Wir werden auch nach dem Kriege in erster Linie auf Potsdam schwören, selbst wenn die Engländer noch so sehr dagegen eifern sollten. Es ist ein eigentümlicher Ausgleich in der Natur, daß Krüppel häufig geistvolle Menschen sind. Als einen solchen physischen Krüppel mit psychischer Leistungsfähigkeit haben die Engländer uns jahrhundertelang betrachtet. Jetzt sind sie nicht nur erstaunt, sondern empört, daß der deutsche Michel kein Krüppel mehr ist, sondern ein gewaltiger, gliederstarker Recke, der hoffentlich für lange Zeit der englischen Heuchelei und Scheinheiligkeit ein Ende bereiten wird.

*

Vandalen!?

Das erstarkende Deutschbewußtsein dieser Tage räumt mit manchem Überbleibsel aus schwachen Tagen unseres Volkstums auf. Das ist ein Beweis dafür, daß die üble Gedankenlosigkeit in diesen Dingen einem Deutschbewußtsein Platz macht. Da wäre es denn auch höchste Zeit, daß wenigstens wir Deutsche uns in Zukunft der für uns schädlichen und obendrein verleumderischen Gedankenlosigkeit nicht mehr schuldig machen, Verwüster und Verwüstungsgreuel als „Vandalen“ und „Vandalismus“ zu bezeichnen. Die Vandalen waren ein edler deutscher Volksstamm, dem nur romanische Verleumdungssucht genau wie in unseren Tagen den Ruf planmäßiger Zerstörungssucht anzuhängen verstand, die vielmehr in der Natur jener hochmütigen Kulturbesitzer lag. Schon damals haben vereinzelte gerechte Beurteiler die Vandalen gegen diesen Vorwurf in Schutz genommen. „Es gibt keine Tugend,“ schreibt der zeitgenössische Bischof Salviano von Marsilia mit schlagender Kürze „in welcher wir Römer die Vandalen übertreffen.“

So wollen wir Deutsche wenigstens den Namen des uns stammverwandten Volkes in Zukunft nicht mehr mißbrauchen. Es kann uns ja nicht schwerfallen, dafür Ersatz zu finden, nachdem wir die Erlebnisse mit den Kosaken hinter uns haben. Und wenn es etwas „Geschichtliches“ sein muß, so halten wir uns doch an die französische Mordbrennerbande unter Mélac. In der Pfalz tragen wohl heute noch manche Hunde den Namen dieses Heerführers des „Roi-soleil“, der im Auftrage dieses Größten der „Grande nation“ die friedliche Pfalz mit Heidelberg verwüstete und ausbrannte. K. St.

*

Noch ein Feind Deutschlands

Schon mehrfach hat sich Fürst Albert von Monaco als begeisterter Franzosenfreund aufgespielt und auch seinerseits eine Art von

Kriegserklärung an Deutschland erlassen, obwohl seine Einnahmen zu einem sehr erheblichen Teil aus den Spieleinsätzen Berliner Börsen- und Geldleute stammten, die zu den eifrigsten Besuchern der Spielbank von Monte Carlo gehörten.

Ende September erklärte er in einem Schreiben an den Präsidenten der französischen Republik seine tiefste sittlichste (!) Entrüstung über das „Verbrechen" der Deutschen durch Beschießung der Kathedrale von Reims. Dadurch werde die ganze Welt herausgefordert und Deutschlands Heer, Volk und Dynastie gekennzeichnet.

Am Berliner Hof hat der Fürst der Spielbank von Monte Carlo nur zu oft eine gastfreundliche Aufnahme erfahren, die in weitesten Kreisen Mißfallen hervorrufen mußte. Jetzt erstattet er seine Dankbarkeit durch Schmähung auf Deutschland, Heer, Volk und Dynastie! Ein würdiges Seitenstück zu den Japanesen, die sich aber wohl dagegen verwahren werden, mit dem Obercroupier einer Spielbank auf dieselbe Stufe gestellt zu werden.

*

Deutscher Wettlauf 1914

Aus Mainz wird unterm 31. August gemeldet: Da sich alle Landwehrleute einer Kompagnie zur Front meldeten, aber nur wenige gebraucht wurden, veranstaltete die Kompagnie auf dem Kasernenhof einen Wettlauf. Die Sieger durften zur Front abreisen. —

Der Stoff häuft sich für das künftige deutsche Schullesebuch. St.

*

D. Dr. Dr. Dr. v. Hindenburg

Der hat's wahrlich um uns und die Ostpreußen verdient! Und zu verstehen ist dieser ungestüme Drang, den Mann zu ehren, wie's nur möglich ist, auch und von Herzen.

Aber bei alledem — wenn dieser akademische Vorgang nun wieder sich ausdehnt und, wie üblich, stetig auch schwächere Nachkommenschaften zeugt, so wird's zum Unfug. Es ist ohnehin schon einer, daß eine große Menge von zivilen Herren schließlich nur wegen ihrer gut angewandten Zahlungsfähigkeit oder Repräsentationsfähigkeit mit dem Dr. h. c. herumspazieren. Der Sinn des Ehrendoktors hört auf, wenn er sich nicht mehr mit den gelehrten außerordentlichen Verdiensten um die Wissenschaft verbindet. Sonst könnten ebensogut z. B. die Stenographenvereine sich beeilen, jeweils hochverdiente oder sonst verdiente Männer der Zeit und so auch die Generäle, die so eindrucksvoll Fraktur schreiben, zu ihren Ehrenmitgliedern zu erheben. Beim Soldatenstand insbesondere regt sich auch noch die Empfindung, daß am allerbesten die Ehrung und Erhöhung in unser aller Namen der oberste Kriegsherr, worin dann alles zusammenkommt, vollzieht. —h—

*

Schutz den Schwachen

In dieser schweren Zeit, wo nur der Zusammenhalt aller sich der Feinde erwehren kann, müssen wir uns wechselseitig erkannt haben als im Wichtigsten einig, müssen fühlen, daß man nicht nur auf verschiedene Fasson im Jenseits selig, sondern auch im Diesseits tapfer und opferbereit werden kann. Diese Erkenntnis verpflichtet, keinem wehe zu tun um seiner Überzeugungen willen. Auf dieses Recht haben nach meinem Gefühl die Schwachen am meisten Anspruch. Wir haben in Deutschland die Religionsgemeinschaft der Mennoniten. Den meisten von uns bedeutet das nur ein Name. Aber auch dem aus Kenntnis der Sekte Andersdenkenden müßte die Opferbereitschaft Eindruck machen, mit der diese Leute immer wieder die Strafen auf sich nehmen, die aus ihrer Weigerung des Waffengebrauchs für sie erstanden. Das war im Frieden. Jetzt, als der uns aufgezwungene Krieg das Vaterland bedrohte, stehen auch die deutschen Mennoniten in den Waffen: Öffentlich haben sie sich durch Wort und Tat zur Verteidigung des Vaterlandes bekannt. Da durfte Ernst von Wildenbruchs Drama „Der Mennonit" nicht aus dem Dunkel des Buchdramas ins grelle Bühnenlicht gezerrt werden, wie es in München und Frankfurt bereits ge-

schehen ist. Denn selbst, wenn die Handlung des Stückes, das aus einem starren Wortglauben den Vaterlandsverrat der Mennoniten erstehen läßt, für die Zeit der Freiheitskriege geschichtlich nachweisbar sein sollte, heute ist sie unwahr. Und so ist es eine Ungerechtigkeit, eine in Deutschland vorhandene Religionsgemeinschaft als vaterlandslos zu brandmarken und der Verachtung preiszugeben. Der vornehme Mann Wildenbruch wäre der erste gewesen, der unter diesen Verhältnissen gegen die Neuaufführung seines Dramas Einspruch erhoben hätte. Denn zu Unrecht wehetun war diesem wahrhaft Tapfern unmöglich, am wenigsten einem so schwachen Gegner. Die Zensur, die jetzt so scharfsichtig über den Landfrieden wacht, hätte dem Gesuch der Mennonitengemeinde um Schutz gegen diese Verunglimpfung Folge geben müssen, erst recht, weil die Genossenschaft zu klein ist, um sich selber wehren zu können. K. St.

*

Auch ein Opfer des Krieges

Seit etwa zwei Jahrzehnten schrieb Professor Theodor Schiemann in der „Kreuzzeitung“ die Wochenschauen über auswärtige Politik; seit etwa vier Wochen schreibt er sie nicht mehr. Herr Professor Schiemann hatte über die Art, wie nach dem Kriege eine neue Staatengesellschaft aufzubauen wäre, Auffassungen vorgetragen, die einem Teil der Leserschaft der „Kreuzztg.“ nicht behagten. In diesem Zwist nahm die „Kreuzztg.“ gegen ihren langjährigen Mitarbeiter Partei. Im Grunde war es ein Mißverständnis: nur zu erklären aus der leidenschaftlich erregten Stimmung, in der wir jetzt alle leben. Aber als Professor Schiemann sich um die Aufhellung dieses Mißverständnisses bemühte, ward ihm das Wort nicht mehr verstattet und er mußte, um festzustellen, was er gesagt und sagen gewollt hatte, bei einem anderen Berliner Blatt zu Gaste gehen.

Ich möchte absichtlich nicht weiter ins Detail bringen. Man wird dabei leicht polemisch, und mit der Parteifehde hat in diesen Zeitläuften auch die Preßfehde zu schweigen. Nur dem Bedauern soll hier Ausdruck gegeben werden, daß diese kluge und geschickte Feder gerade jetzt zur Rast verurteilt ward. Wir haben bei uns im Reich nicht viele, die über die Probleme der großen Politik zu schreiben wissen; noch wenigere, die ihr Urteil aus lebendiger Anschauung, aus persönlicher Kenntnis der fremden Länder und ihrer Zustände zu schöpfen vermögen. Theodor Schiemann gehörte zu dieser kleinen Schar: das gab seinen Darstellungen immer eine sichere Grundlage. Dann hatten diese Wochenberichte aber noch einen besonderen Reiz: sie bauten sich auf einer außerordentlichen Belesenheit der großen Zeitschriften des Auslandes auf und vermittelten so ein getreues Spiegelbild der Welt, wie sie in dessen führenden Köpfen sich malte. Wer die Schiemannschen Aufsätze, die seit geraumer Frist zu Jahresbänden zusammengefaßt wurden, aufmerksam verfolgt hat, wird durch die blutige Wendung in den europäischen Geschicken kaum überrascht worden sein. Am allerwenigsten wird er sich über die Rolle gewundert haben, die unsere Nachbarn im Ost sich dabei vorbehalten hatten.

Seltsamerweise fand sich bis jetzt noch niemand, der auf die Lücke hingewiesen hätte, die fühlbare und schmerzliche Lücke, die in unserem Schrifttum so sich auftat. Das hier nachzuholen, schien mir eine Ehrenpflicht.

*

R. B.

Ins Merkbuch

Ein Bericht „Deutschland in Brüssel“ aus der Feder des Oberstabsarztes Dr. Lennhoff (Vossische Zeitung) schließt mit folgenden Sätzen: „Die lieben guten Belgier sitzen zu Hunderten in den Cafés am Boulevard Anspach und mustern mit scheuem Blick jeden Deutschen, dessen Uniform sich dort zeigt. Niemand sucht mit ihm eine Unterhaltung und, was als ein Zeichen guter Haltung auffällt, mit ganz verschwindenden Ausnahmen weicht der Damen und selbst der Dämchen Auge zur Seite, sobald es zufällig dem eines Deutschen begegnet.“

Ins Merkbuch meine ich für uns. Ich achte diesen Stolz beim Besiegten. Möge er beim Sieger nicht geringer sein; möchten hier

Selbstbeherrschung und Herrenbewußtsein ebenso verpflichten, wie dort der Haß. St.

*

Adam der Pharisäer

Nicht bloß aus dem westlichen Süddeutschland ist vom Drang weiblicher Herzen zu den fremden Gefangenen berichtet worden, — am Döberitzer Lager der Engländer bei Berlin spielte sich tagtäglich, Berichten nach, die Szene ab, daß standhaft nicht wegzuweisende Damen aus den näher gelegenen Teilen der Reichshauptstadt, WW. genannt, stundenlang sehnsüchtig am Zaun nach den edlen Briten lungern und wonnig beseligt sind, wenn es gelingt, ihnen Schokolade, Süßigkeiten, deutsches Geld und sogar Blumen und Rosen zuzustecken. Seit man dies weiß, wird denn auch die photographische Aufnahme der Firma „Photothek" verständlicher, die diese Kerle zeigt, wie sie mit einem unsagbaren, derben Ausdruck von flegelhaftem ostentativem Hohnlächeln sich vor den Apparat hinstellen (während Belgier und Franzosen sich möglichst gegen das widerliche Photographieren zu schützen suchen).

Was dieses unerschütterliche Hohnlächeln der englischen Gefangenen verät, ist also nicht — ihre Schamlosigkeit.

Nun aber bei allem — was erzog denn diese Weiber so? Diese gesamte fremdländische Auffärbung, die bis vor wenigen Wochen in der Reichshauptstadt um sich griff, dieser stetig wiederholte Begeisterungsrappel für irgendwelche Ausländer, wie noch vor nicht lange für den Flieger Pégoud oder allerjüngstens für die gelben Japanesen, die die deutschen Männer freudig auf den Schultern trugen, die Geschmeicheltheit der Herren Dozenten, wenn sie in einem jener Frauenklubs, wo es doch überall mehr englisch als deutsch riecht, einen Vortrag halten dürfen, usw. usw. usw.

Die Natur läßt wohl sehr wertvolle Schattierungen jenes Geschlechtes zu, aber sie will nicht und kann gar nicht wollen, daß die Weiblichkeit in ihrer Ganzheit nicht dem Paradiesesapfel ihrer innerlichsten neugierigen Ungezügeltheit erliegt. Es gibt kein wahreres Wort, als daß jeweils das Weib ganz das ist was der Mann daraus macht. In ihrer besinnungslosen Naivität kann er den eigenen untrüglichsten Barometer lesen. Das Weib ist Himmel und Hölle, es ist Engel und ist Megäre, aber immer in allem beiden ist sie nur das extreme Kennzeichen des Geschlechtes, von dem sie in jeder Art empfängt, ist sie der aus den Hüllen und Vorsichten und den moralischen Heucheleien befreite Superlativ desjenigen Mannes, mit dem sie zusammengehört, auch in der Ausdehnung auf die Nationen.

Drum, weil das so ist, schneiden die wallonischen Weiber unsern schlafenden Kriegern die Hälse ab; darum schreiben die Französinnen Briefe an ihre Soldatenschätze, worin der ganze weibliche Fanatismus aus den einstigen Guillotinentagen wieder aufklingt und kein Wunsch so heiß ist, wie der, den Kopf des Kaisers auf der Pike tragen zu sehen. Und darum ziehen die Frauen vom Kurfürstendamm ihre luftigsten Kleidergespinste an für einen beseligenden Blick des Gesindels aus jenem Engländervolke, das uns diese ganze Not eingebrockt hat und alle die Tränen von deutscheren Frauen und Müttern auf seinem fluchbeladenen Gewissen hat. Nein, es ist nichts als eine pharisäische Oberflächlichkeit, wenn jetzt mit dem Worte „Hysterie" das Verhalten des Geschlechts, für das das unsre die Verantwortung trägt, erledigt werden soll.

Ed. H.

*

Patriotische Koketterie

(Nicht übersetzbar!)

Eine deutsche Frau schreibt uns: In Erinnerung an die trübe Zeit vor hundert Jahren wurde mehrfach der Vorschlag gemacht, die goldenen Trauringe für den Staatsschatz oder für das Rote Kreuz zu opfern und eiserne Ringe dafür einzutauschen. Dieser Vorschlag war voreilig und würde der deutschfeindlichen Presse im Auslande Anlaß geboten haben, die Stimmung der deutschen Bevölkerung als eine verzweifelte zu schildern. Zunächst ist daraus eine patriotische Koketterie entstanden. Dieser Tage wurde ich einem wohlhabenden Ehepaar vorgestellt, das eiserne Trauringe trug, daneben aber an den andern

Fingern kostbare Brillantringe in gar zu stattlichen Reihen. Gewisse Kreise, vor allem die Emporkömmlinge des Geldes, machen aus allem ein Theater. Gestern war es Reinhardt mit seinen Schaustücken, heute sind es die Kriegsgefangenen, mit denen sie sich beschäftigen, um ihren Sinnenkitzel zu befriedigen. Mit eisernen Trauringen inmitten von Brillantringen kokettieren sie. Es ist dringend zu wünschen, daß derartige Elemente überall, wo sie auftauchen, beiseite geschoben werden, da sie nur ein schlechtes Beispiel geben und bei unsern tapferen Truppen die Meinung erwecken könnten, als habe für die wohlhabenden Stadtleute der Krieg nur eine Bedeutung als ganz besonders pikanter Unterhaltungsstoff.

*

Gefühl ist alles

Zahlreiche deutsche Gelehrte haben auf eine Anregung Häckels hin auf die ihnen von englischen Universitäten, Akademien und gelehrten Gesellschaften verliehenen Ehrungen und die damit verbundenen Rechte verzichtet. Die Bewegung hat weitergegriffen, manche Offiziere haben sich beteiligt und haben ihre Orden dem Roten Kreuz zur Einschmelzung überwiesen. Die Gegenstimmen konnten nicht ausbleiben. Und wenn einige Gelehrte, wie z. B. Professor Waldeyer, das ausführlich damit begründen, daß die Wissenschaft außerhalb aller Politik stehen müsse, ein Gebiet für sich darstelle und daß die hier erworbenen Auszeichnungen unabhängig sein müßten von allem Streite der Völker, so klingt das ja auch ganz gut. Es ist klug gedacht, klug gesagt und vor dem Gerichtshof der Klugen wird es bestehen. Dennoch ist es falsch. In allen solchen Dingen trifft nur der gesunde Gefühlsinstinkt das Richtige. Was Häckel und die anderen Gelehrten zu ihrem Schritte bewog, war die durchaus natürliche Empörung ihres innersten Gefühls, ein Zorn, über den wir uns freuen müssen, der da einfach sagt: Ich kann und will mit diesem Volk nichts mehr gemein haben. Und dieses Volk, das eine Regierung duldet, das einer Regierung Folge leistet, die unseren Staat lediglich aus krämerhaften Absichten zu vernichten strebt, kann mich durch eine Auszeichnung nicht mehr ehren.

Mögen die kühlen Klugen noch so viel Gegengründe aufbringen, die starken, die ganzen Männer handeln in solchen Stunden nur nach dem Gefühl. Denn gerade da ist das Dichterwort ewig wahr: Gefühl ist alles.

K. St.

*

Keine schlechten Bücher für die Lazarette!

Einige große Vereinigungen haben einen Aufruf zur Versorgung der Feld- und Kriegslazarette mit Büchern erlassen. Gewünscht werden namentlich Lebensbilder, Kriegsgeschichten, Reiseschilderungen, Romane, Novellen, Erzählungen, Kalender, naturwissenschaftliche und zuletzt auch religiöse Schriften zu Hunderttausenden. Die Versorgung der Lazarette mit solchen Büchern hat nach Anweisung des kaiserlichen Kommissars für freiwillige Krankenpflege und in enger Verbindung mit dem Roten Kreuz zu erfolgen.

Da voraussichtlich solche Bücher in Massen gespendet werden, so wird bei der Annahme eine sorgfältige Auswahl getroffen werden können und dabei eine scharfe Zensur geübt werden müssen. Alles, was vom nationalen Standpunkt aus bedenklich erscheint, sollte ausgemerzt werden, damit die kranken Krieger auch vor geistigen und sittlichen Ansteckungsstoffen bewahrt bleiben. In den letzten Jahren sind von den Warenhäusern durch anonyme Verlagsbuchhandlungen billige Romane, meist aus dem Französischen, in großen Massen auf den Markt gebracht worden, darunter Paul de Kock und noch üblere Sachen. Leider konnte auf Grund des Preßgesetzes dieser Unfug nicht unterdrückt werden. Unter dem gegenwärtigen Regiment ist zu hoffen, ja mit Bestimmtheit zu erwarten, daß unsere tapferen Soldaten nicht mit pikanten, sensationellen, perversen, zotigen und schmutzigen Büchern bedacht werden. Reich genug ist die deutsche Literatur an guten, erhebenden und erfreuenden Werken,

wenn sie auch durch die moderne Sensationsmache in den Hintergrund gedrängt worden sind. Außer den Klassikern sind Bücher wie z. B. Immermanns Oberhof, die Romane von Alexis, die Erzählungen von Keller, Gotthelf, Hansjakob, Scheffel, Fritz Reuter, Blüthgen u. a., die Volksbücher von Simrock und Schwab usw. zu bevorzugen; sie bieten guten und fesselnden Lesestoff und wirken national erziehend, erhebend und veredelnd.

Wer solche Bücher spendet, tut ein gutes Werk. Bei Abnahme der Bücher sollte die ganze moderne Schund- und Schmutzliteratur in weitestem Sinn, einschließlich der französischen und französierten Frivolitäten, der Papiermühle zum Einstampfen überlassen werden. P. D.

*

Die deutsche Volkshymne

Immer schon haben die Auslandsdeutschen darüber Klage geführt, daß unsere Kaiserhymne mit dem englischen „God save the King" die Melodie gemeinsam hat. Es erstehen daraus vor allem im Auslande die peinlichsten Auftritte, wenn bei irgendeiner Feier die deutsche Nationalhymne gespielt wird, und die Engländer sich von den Plätzen erheben, weil sie das Lied als ihre Nationalhymne in Anspruch nehmen. Jetzt, wo uns England in diesen opferschwersten aller Kriege gestürzt hat, mehren sich auch im Inland die Stimmen, die die Gleichheit dieser Melodien als unerträglich brandmarken.

Es ist ja ein merkwürdiger Zufall, daß das musikalischste aller Völker keine eigenwüchsige Nationalhymne besitzt. Aber der vielfach vorgeschlagene Ausweg, einfach ein neues Nationallied zu bestellen, scheint mir nicht gangbar. Wir Deutsche haben übrigens längst unsere Wahl vollzogen. Haydns genialer Wurf für die österreichische Kaiserhymne hat die vollwertige Textunterlage erst durch Hoffmann von Fallerslebens „Deutschland, Deutschland über alles" erhalten. Die erste Strophe dieses Gedichtes ist das deutsche Nationallied geworden. Wenn dagegen häufig geltend gemacht worden ist, daß auch hier die Gleichheit der Melodie zu Verwechslungen führen kann — vor allem im Auslande —, so soll uns das in Zukunft wenig trüben. Wenn zwei Völker so in Blutsbrüderschaft zusammengeschweißt werden, wie jetzt Deutschland und Österreich, so mögen sie ruhig mit derselben Melodie in feierlichen Augenblicken ihr Volkstum bekennen. Für uns brauchte es da bloß eine Strophe, die die Huldigung an den Kaiser brächte. Ich empfände es als besonders schön, wenn die deutsche Kaiserhymne dieselbe Melodie hätte, wie das großdeutsche Bekenntnis: Deutschland über alles; Volk, Vaterland, Kaiser ein und dasselbe.

K. St.

*

Die Geographen sind die ärgsten Deutschverderber

Weil sie nämlich deutsche Gelehrte sind oder weil wenigstens die von diesen nun einmal unzertrennliche gedankliche Verbiesterung auch ihnen das Hochgefühl der Wissenschaftlichkeit verleiht. Wie oft schon haben wir uns über diese lebensfremd vertiftelte Pedanterie geärgert, die die deutschen Marschallinseln noch immer mit „Marshal" schreibt oder dem deutschen Kiautschau einen Enddiphthong ou, den das Deutsche überhaupt nicht kennt, einsetzen muß! Und nun heute? In den gleichen Kriegswochen, da man selbst in Berlin die fremdländischen Geschäfts- und Gasthofsschilder herunter tut, in demselben Augenblick, da eine Art von beschämter innerer Leidenschaft, nun endlich auch deutlich deutsch zu sein, das ganze Volk durchdringt, — da stehen wir begreifenslos vor einer Orgie der liebedienerischen Fremdsucht, die in den schleunigst herausgegebenen Kriegskarten, und zwar gerade in denen, die von den besseren Verlegern kommen, ihren Schauplatz findet!

„Von der Maas bis an die Memel" haben wir's gestern abend wieder in der Siegesfreude singen hören. Und heut morgen, da wir dem Marsch der Heere auf der Karte nachstudieren, berichtigt uns der deutsche Geograph: Von der Meuse bis zum Njemen! Liège und klein dabei in Klammern Lüttich,

Varšawa mit den schwierigsten polnischen Lautzeichen und klein dabei in Klammern Варшава! Wie werden sie nun unglücklich sein, diese allzu Gelehrten, daß ihre Karten heraus waren, bevor sie noch „Petrograd" schleunigst berichtigen konnten!

Man las ja auch in der ersten Augusthälfte in einigen Zeitungen Lüttich und Liège durcheinander. Aber das war eben die einfache Unwissenheit einer bestimmten Sorte von Korrespondenten, die in den ausländischen Telegrammen das Liège vorfindet und es mit ahnungsloser Fixigkeit so auch weiter nach Berlin befördert. Aber traurig amüsant und jedenfalls höchst bezeichnend ist es doch, wenn so die beiden Pole der Bildungsstange, hier die bare gedankenlose Unkundigkeit und dort die gedachte, allzu gedachte Gewissenhaftigkeit sich krümmend zum Ring zusammenbiegen.

Es könnte schon etwas daran sein, wenn die Engländer in ihren Kundgebungen u. a. auch behaupten, sie bekriegen die Deutschen aus Güte, um sie zu befreien. Wobei sie freilich die ihnen aus einer gewissen Presse allzu ungehindert zugeflossenen Zerrbilder vom Absolutismus und Militarismus vor den Augen sehen und keine Ahnung haben von der eigentlichsten anschmiegsamen Bedientenseligkeit, wovon sich so manche Berufe und Stände bei uns noch immer nach englischem Muster befreien dürften. Die Engländer wären das Weltherrenvolk niemals geworden, stände auf ihren Atlanten und Karten, wie auf so manchen bei uns, Moselle und Anvers und Bruxelles; stände nicht Antwerp und Brussels, und Rhine und Coblence, Munich und Moscow dort zu lesen!

Ed. H.

*

Ein wertvolles Fremdwort

Ein neuer Ausdruck: „havaseln", „gehavaselt", hat sich mit großer Raschheit in der Ostschweiz ausgebreitet. Sein Vater ist der gut alamannische Witz, und seine Mama ist die brave Havas-Agentur, deren leichtherzige Zungenfertigkeit man durch namentlich zürcherische Beflissenheit allerdings reiche Gelegenheit hatte über sich ergehen zu lassen. Havaseln bedeutet demnach: mit einem Mangel an elementarer Berechnung auch nur der nächsten Wirkungsmöglichkeit in die Welt hineinlügen, wovon sich denn doch die stärksten Balken biegen. Auch in den Wirtschaften wird „Aufschnitt" schon als „Havas" verlangt.

—f—

*

Tenoristengehälter

Man wird allgemein die Nachricht mit Befriedigung aufgenommen haben, daß die Königliche Oper in Berlin die vereinbarten Gastspiele Carusos nicht stattfinden läßt. Dabei bin ich überzeugt, daß sie an diesen Gastspielabenden auf ihre Kosten gekommen wäre. Vielleicht fühlte man die innere Unsittlichkeit, die darin gelegen hätte, wenn jetzt für einen Virtuosengenuß, der doch mit dem tiefsten Wesen der Kunst nichts zu tun hat, von Tausenden ein unverhältnismäßig großes Geldopfer aufgewendet worden wäre. Dann aber mag den Leitern unserer Bühnen in diesem Augenblick der Wahnwitz klar geworden sein, der darin liegt, wenn einem solchen Sänger für die Tätigkeit zweier Stunden ein Lohn gereicht wird, der die Tageslöhnung eines ganzen kriegsstarken Regimentes einschließlich aller seiner Offiziere weit übersteigt.

Gewiß kann man da nicht einfach vergleichen, und das Scherzwort ist mir wohl bekannt, mit dem die La Mara Friedrichs des Großen Bemerkung, daß er seinem besten General kein so großes Jahresgehalt bezahle, zurückwies: „So lassen doch Majestät Ihre Generale singen!" Es ist nur natürlich, daß eine seltene Begabung außerordentlich hoch bewertet, ihre Leistungen also auch unverhältnismäßig hoch bezahlt werden. Es ist mit einer solchen schönen Stimme wie mit einem seltenen Edelstein. Aber es bleibt darum nicht minder wahr, daß sich Entwicklungen einstellen können, in denen man zu einer maßlosen, vom höheren Standpunkte aus geradezu sündhaften Bewertung solcher Besitztümer gerät. In einer solchen Entwicklung haben wir entschieden gestanden, und es gehört zu den Segnungen dieses

Krieges, daß sie so gewaltsam abgerissen worden ist.

Wir dürfen für unser Theater, zumal für die Oper, erwarten, daß dadurch der verhängnisvolle Hang zum Virtuosentum wieder einmal zurückgedämmt wird. Es ist immer das Verdienst gerade der deutschen Kunstauffassung gewesen, vor allem das Kunstwerk selbst herauszuarbeiten, alle Mitwirkenden nur als Diener des Werkes anzusehen. Das Virtuosentum bedeutet aber die Herrschaft, die Tyrannei des Ausführenden über das Kunstwerk. Nichts ist dafür charakteristischer, als die lächerlich hohen Gehälter der Tenöre. Es gibt überhaupt im ganzen Kunstbetrieb keine Leute, die weniger Künstler sind, als die überwiegende Mehrzahl unserer Tenöre. (Caruso bildet hier eine glänzende Ausnahme.) Sie sind im allgemeinen nicht nur die schlechtesten dramatischen Darsteller, sondern auch die geringsten Künstler in rein gesangstechnischer Hinsicht. Kein anderer Sänger kann so lediglich auf Grund des ihm von der Natur verliehenen Materials Triumphe feiern und eine Entlohnung beanspruchen, die auch innerhalb der „Liebhaberwerte“ des Kunstlebens sinnlos ist.

Es ist schon einige Jahre her, daß die Summe, die die Berliner Hofoper für ihre Tenöre anlegen mußte, auf zweihunderttausend Mark angegeben wurde. Inzwischen sind die Gehälter einzelner derselben noch wesentlich gesteigert worden. Daß auch heute noch ein solcher „Held“ alle künstlerischen Autoritätsverhältnisse über den Haufen rennen darf, bewies im letzten Winter das Verhalten des Tenoristen Jadlowker gegen den Kapellmeister Laugs.

Wie ungesund diese ganzen Finanzverhältnisse sind, zeigte sich sofort bei Beginn dieses Krieges darin, daß auch die Hoftheater sich genötigt sahen, die Gehälter der bevorzugten Solisten stark zu kürzen. Und es ist sehr bezeichnend, daß zwar hie und da Stimmen laut wurden, die die juristische Berechtigung dieser Maßnahme, keine einzige aber, die ihre innere Gerechtigkeit anzweifelten. Nur durch diese Kürzung der großen Gehälter wurde es möglich, den großen Kunstkörper, der hinter einer Oper steht, gegen den völligen Zusammenbruch zu schützen.

Hier erkennen wir den anderen Riesenschaden, den diese übertriebene Bezahlung einzelner Kräfte nach sich zieht: sie verhindert an unseren Bühnen den Ausbau gesunder sozialer Hilfseinrichtungen.

Wir wollen dringend hoffen, daß die durch den Krieg aufgezwungenen Maßnahmen zu einer dauernden Gesundung dieser Verhältnisse führen. Für unser deutsches Gefühl bleibt es ein Unsinn, wenn ein Tenor der Königlichen Oper ein festes Gehalt bezieht, das das des Reichskanzlers weit hinter sich läßt. Überlassen wir diese Verschiebungen der Werte den Amerikanern, die durch ihren durch und durch unkünstlerischen und ungesunden Theaterbetrieb die Künstlergehälter so in die Höhe getrieben haben. Wenn die verwöhnten Tenoristen mit einer vernünftigen Neuordnung der Verhältnisse nicht zufrieden sind, mögen sie nach Amerika gehen. Dort drüben wartet man nur auf die Gelegenheit, um aus geschäftlichen Gründen jener gesunden Wirtschaft zur Herrschaft zu verhelfen, die wir Deutsche aus künstlerischen und sozialen Gründen erstreben. K. St.

*

Die weiße Feder

Die Anwerbung von Kanonenfutter für die englische Armee will nicht recht in Gang kommen. Kitchener, der große Mundheld, der Besieger so vieler wilder Völkerstämme, die den englischen Gegnern in keiner Weise gewachsen waren, will zwar eine oder mehrere Millionen Engländer auf die Beine stellen; aber die Wirklichkeit ist doch etwas anderes, als die bramarbasierende Drohung, mit welcher der gute Kirchener uns zu schrecken sucht.

Die englische Lady spielt auch in der Politik eine große Rolle. Bei Wahlen zum Parlament gehen die englischen Damen für ihre Väter, Brüder und Freunde „canvassieren“, das heißt Stimmen sammeln. Sie geben sich auch jetzt Mühe, die Rekrutierung zu fördern. Sie reiten im Londoner Hyde-Park herum mit Plakaten, durch welche die jungen Leute

aufgefordert werden, sich anwerben zu lassen. Da das aber alles nichts hilft, greift man jetzt zu drastischeren Mitteln. Auf der Straße tritt die vornehme Lady an den jungen Mann aus dem Volk heran und fragt ihn, warum er noch nicht Soldat sei. Wenn die Antwort nicht befriedigend ausfällt, gibt die Lady dem stupiden Kerl eine weiße Feder als Zeichen der Feigheit. Der englische Mann aus dem Volke, der in Verehrung und Hochachtung vor Lords und Ladies erstirbt, nimmt diese Schmähung willig hin. Bei uns in Deutschland würden die Ladies nicht so gut fortkommen.

Aber wir können auch von diesen Damen lernen. Wir sollten uns das Federnverteilen angewöhnen, und zwar nicht eine weiße Feder, aber eine Entenfeder wenigstens an den Stammtischen all den biederen Mitbürgern verleihen, welche sich durch pessimistische Auffassung aller Siegesnachrichten, dann aber durch das Herumtragen von wilden, törichten Gerüchten auszeichnen. Die Verleihung dieser Entenfeder würde doch manchen auf andere Gedanken und Wege bringen, selbst wenn die Feder nicht von zarter Hand gereicht wird.

*

Literarisches Dum-Dum-Geschütz

Mitte September veröffentlichte eines der verbreitetsten Pariser Tagesblätter, der „Matin“, eine Charakteristik der Deutschen, worin es u. a. hieß:

„Der Schädel Bismarcks — danach kann man die anderen beruteilen — ähnelt nach Herrn Quatresages Meinung am meisten dem des fossilen Menschen von la Chapelle-aux-Saints. Der Höhlenmensch lebt im Banditen wieder auf. Seinem Schwanengespann entstiegen ist Lohengrin wieder der grausame und eitle Wolf Isengrimm des alten Romans geworden. Raub, das war zu aller Zeit die Losung dieser Rasse, in der Wissenschaft, in der Literatur, in der Industrie und in der Kunst. Ihre Erfindungen? Nennt mir eine, die nicht das Werk eines der unsern war, die bei uns bisweilen verkannt wurden, drüben aber aufgenommen und — um ihre Erfindung betrogen wurden! Unsere unverbesserliche Vorliebe fürs Fremde (!) hat uns diese teutonischen Weisen mit ihren hinter goldenen Brillen funkelnden Piratenaugen ernst nehmen lassen, diese Aasräuber und hungrigen Raben, die sich auf allen Kampffeldern des Fortschritts und der Ideen ausgebreitet haben. Humboldt hat Berthollet und Lovoisier bestohlen, Häckel plündert mit eiserner Stirn Männer wie Geoffroy, Saint Hilaire, Lamarck, August Comte und Darwin. Was wäre Kant ohne Descartes, Goethe ohne Shakespeare, Lessing ohne Diderot. Ihr National-Faust ist nur eine aberwitzige Erweiterung eines alten französischen Puppenspiels, und in seinem Clavigo hat der Poet von Weimar ganze Stellen aus Beaumarchais abgeschrieben. Schiller hat die lothringische Jeanne d'Arc mit Beschlag belegt, um daraus ein dummes, geschwätziges Gretchen zu machen. Sein bestes Werk sind noch die Räuber. Er hat darin seine ganze Seele gelegt, die Seele seiner Rasse. Kant hat schamlos Descartes und Haag geplündert, Hegel, Fichte und Schelling haben Plato und Spinoza ausgesogen. Schopenhauer hat das elde schöne Lächeln Voltaires in ein elendes Hohnlachen verwandelt. Nehmt die altfranzösischen Ritterromane fort, was bleibt dann von dem ganzen Trödel Richard Wagners? Sie haben nur einen großen Dichter gehabt: Heinrich Heine. Angewidert von Berlin wurde er Franzose und starb als Pariser. Daß der Höhlen-Übermensch die Kunstschätze von Mecheln und Löwen vernichtet, ist ganz in der Ordnung. Man muß eben zerstören, wenn man zum Schaffen unfähig ist.“

Entstellen und verleumden, das sind die Hauptwaffen dieser Fanatiker. Wo der Fanatismus einmal ein Gehirn angesteckt hat, sagt Voltaire, da ist die Krankheit fast unheilbar.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtl. Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Zehlendorf (Wannsee), Winfriedstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



XVII. Jahrg. Erstes Novemberheft 1914 Heft 3

Die Unbeteiligten

Von Marie Diers

Soll man sie beneiden? oder soll man sie bemitleiden?

Beneiden — weil sie keinen, an dem ihr Herz hängt, im Felde haben? weil ihre Tage ohne diese zerreißenden Unruhe, diesen schweren Druck sind? weil kein unerwarteter Klingelton sie schreckt, daß die Glieder noch eine Stunde lang zittern? weil ihr Erwachen frei und sorglos, ihr Einschlafen ohne die würgende Qual ist: wo liegt er jetzt? im nassen Graben, unter kaltem Sternenhimmel? vielleicht gibt es für ihn überhaupt keine Nacht unter dem Feuerregen der Granaten. Oder liegt er, ringend in Blut, in unmenschlichen Schmerzen, oder schon still für immer, bleich und kalt das frohe, kühne Haupt?

Beneiden — weil sie laut lachen und schwatzen können, von des Lebens Kleinkram erfüllt sind wie vordem, vor den letzten Julitagen dieses Jahres? weil sie mit Behagen essen und trinken, Leckereien genießen können, an Theaterspäßen ihre Lust haben? weil das Interesse für Toiletten und die Wirkung der eigenen Persönlichkeit sie noch so stark absorbiert, daß die großen Ereignisse dahinten, die eine Welt in Atem halten, ihnen nur ein angenehm sensationeller Hintergrund für ihre spielerischen Interessen sind?

Oder soll man sie bemitleiden, weil diese beispiellos große Zeit an ihnen vorübergeht, ohne sie mitzunehmen in ihrem mächtigen Zug? Bemitleiden, weil

ihnen das Größeste, das einzig Große versagt blieb? Weil sie in Deutschlands furchtbarer Schicksalsstunde nicht mitzittern, mitleiden durften? weil sie vielleicht nur auf einem Umweg über den Denkapparat das Unermeßliche begreifen, das Millionen unseres Volks, vom ersten Haus unseres Landes bis zur letzten Hütte unmittelbar im elementarsten Instinkt des Herzens, in Blut und Leben fühlen?

Bemitleiden — weil einst, wenn diese Stürme schweigen werden, wenn keine Kugeln und Granaten mehr fliegen, kein geliebtes Haupt mehr im entsetzlichen Nahkampf bedroht ist, wenn die Angst, die bohrende Ungewißheit, die Zeit der Not vorüber ist, und nur noch die schwarzen Gewänder reden, manch Antlitz still und ernst wurde, das vordem lachte, und lange, lange Gedankenzüge hinüberwallen zu den stillen Gräbern in Feindesland — weil dann sie, die Unbeteiligten, außerhalb stehen, außerhalb in der Trauer, außerhalb in dem heiligen Stolz, dem Vaterland mit dem eigenen Glück, mit Gut und Blut gedient zu haben, außerhalb in dem, was sonst an Erdenfreuden vorhanden war, alles übersteigenden Jubel, einen Zurückkehrenden im Siegeszuge zu begrüßen! Bemitleiden — weil in dem Rückblick, in der Erinnerung für das ganze nachfolgende Leben bis zur letzten Stunde, diese große Zeit für sie eine leere, kahle, von Nichtigkeiten überrankte Stelle bleibt?

Brüder und Schwestern in deutschen Landen, die ihr „beteiligt" seid, deren Tage und Nächte heute unter der gewaltigen Not der großen Zeit stehen, beantwortet diese Frage selbst: beneiden —? oder: bemitleiden!

* * *

Die Schar der Unbeteiligten ist nicht gar so groß. Zu mächtig war dieses Aufgebot, das unser Volk unter die Waffen rief. Wir finden eher Familien, in denen drei, vier, fünf Glieder und mehr der Fahne folgten, als solche, aus denen kein Soldat hervorging. Wir sehen es auch bei einem Gang durch die Straßen, wenn wir darauf achten, daß viele, daß die meisten beteiligt sind. Es ist im ganzen ein ernstes Straßenbild geworden.

Und doch, auch die anderen sehen wir, und vielleicht noch mehr, weil es sich mehr vordrängt, mehr auffällt, heute ein oberflächliches, lachendes Geschwätz zu hören. Hierbei allerdings macht sich gleich eine seltsame Wahrnehmung fühlbar. Wir entnehmen sie zufällig aufgefangenen Gesprächsbrocken und auch persönlichen Erfahrungen. Es sind nicht alle unbeteiligt, die im inneren Kern ihres Wesens unbeteiligt, unberührt geblieben sind. Manche dieser lachenden Schwätzerinnen haben Mann, Vater, Bruder im mörderischen Feuer, aber die Hirne, die Herzen sind zu schwach, sich das immer vorstellen zu können. Der Schreck, der Jammer, das Gewinsel der ersten Tage mag groß gewesen sein. Aber der Alltag hält die hohe Erregung nicht fest. Der an Kleinlichkeiten gewöhnte Sinn kehrt zu ihnen zurück. Wenn eine ernste Kunde kommen sollte, wird das Geschrei und Gejammer wieder losgehen, um so lauter, je schneller wieder des Alltags kleine Firlefanzereien den kurzen echten Ton des Schmerzes ablösen und ihren bunten Kitsch vor das große ernste Bildnis schieben.

Das ist die Hefe des Volks, die die großen Geschicke, an denen sie sogar teilhat, nicht anders durchleben kann. Und jedes Volk, auch das beste, das sich jetzt als das Elitevolk erwiesen hat, hat diese Hefe in sich. Wir brauchen uns darum nicht zu entrüsten und zu grämen. Gott hat uns alle aus Tier und Geist geschaffen. Auch ein Volk kann nicht nur Edelmenschen tragen, der Gedanke ist einfach undenkbar, er geht nicht ins Erdengefüge. Wir haben das Empfinden, ein derart ungemischt vollkommenes Volk müßte an seiner Vollkommenheit sterben. Wie auch der kraftvollste Mensch kaum einen ununterbrochenen Reigen von Glückstagen ertragen könnte, ohne irgendwie darunter Schaden zu leiden, so könnte eine solche Höhe im Volksleben nicht einmal zum Guten sein. Die scharfe, unwillkürlich erzieherische Macht der Gegensätze würde uns mehr fehlen, als wir jetzt ahnen. Und darum lassen wir diese Sorte der Unbeteiligten ruhig weiter ihr unwertes Dasein abhaspeln. Es gibt temperamentvolle Patrioten, die kaum mehr imstande sind, das Gute und Starke an unserem Volkskörper zu sehen, weil sie an den aufdringlichen Äußerungen der Minderwertigkeit so maßlos leiden. Sie möchten am liebsten jeden kichernden Backfisch, jede gedankenlose Gans packen und schütteln: Fühlst du denn gar nicht die Schwere der Zeit? Ach — sparen wir uns diesen Gram und Grimm. Es gibt heute so viel Schönes zu schauen, und jede Stunde, die man diesen Unbeteiligten im Zorn opfert, ist zuviel geopfert.

Es gibt natürlich, trotz des großen Aufgebots an Kriegern, immerhin noch eine ganz stattliche Schar der Unbeteiligten. Ganze Familien, alleinstehende Damen, die keinem ihre Sorge und Liebe in Feindesland nachschicken können. Entfernte Verwandte, die ausziehen, kommen oft für das Gefühl kaum in Betracht. Da kann bisweilen mancher alten Dame der Junge des Portiers, der ihr den Ascheimer hinuntertrug und sich ihr jetzt stolz in der Feldgrauen präsentierte, mehr am Herzen liegen, als einer aus der Schar der Neffen und Großneffen, den nur gezwungene Anstandsvisiten ihr zuführten.

Aus diesen kleinen Stichproben springt uns aber schon wieder die alte, über alle Tatsächlichkeiten triumphierende Wahrheit heraus: Nicht die Wirklichkeiten bannen uns die Welt, sondern jeder Mensch bannt sie sich aus sich heraus neu.

Die Unbeteiligten sind nicht in die Rubrik derer zu ziehen, die keinen nahen Angehörigen im Kriege haben — sondern das Beteiligtsein und sein Gegenteil ist auch wieder nur eine Frucht der tiefinnersten Anlage.

Wieviel Einsame, Kinderlose, die keinen Sohn, keinen geliebten Menschen dem Vaterland zu geben haben, die mit Tränen einer schwersorgenden Mutter sagen: „Ich beneide Sie —“ tragen in sich eine glühende Anteilnahme, die ebenso zittert und weint, ebenso jubelt, als stünde allerpersönlichstes Glück in Frage, die den ausziehenden Soldaten mit mütterlichen, mit väterlichen Gefühlen nachschauen, deren Sorge, deren Liebe, deren heiße Gebete allen, allen gelten, die deutsche Ehre auf der Spitze ihrer Waffen tragen und unser herrliches Vaterland mit ihrer jungen und ihrer reifen Kraft schützen und decken. Das sind Herzen, die höher schlagen, die mehr echten Vaterlandsgeist in sich tragen als manche Frau und Mutter, die selbstsüchtig des Vaterlandes Ehre und Not unterordnet der persönlichen Angst und Sorge um die Angehörigen, die starr und stumm beim Sieges-

jubel bleibt, solange sie einen der Ihrigen gefährdet weiß. Sagt nicht, daß die Unbeteiligten es leichter haben, daß ihr Patriotismus, ungetrübt von Eigengefühlen, abgeklärter sein könne. Das ist nicht wahr! Sie werden auch in den höchsten und in den tiefsten Stunden das Beste vermissen, das den andern geschenkt ist, auch wenn sie opfern müssen. Das stille, wehe Neiden wird mit ihnen gehen — aber Ehre ihnen! Sie sind ein Teil des sicheren Edelbestandes in unserer Nation.

Die innere Anlage ist alles. Gewiß, die äußeren Tatsachen unterstützen oder hemmen sie, aber auch das nur nach Maßgabe der Temperamente. Starke Tatsachen bringen aus dem Menschen hervor, was in seiner Tiefe sitzt. Es ist dies ein Kapitel für sich, wie es sich mitsamt seinen tausend Mißerverständnissen, die Ursache und Wirkung miteinander verwirren, schon in mancher Lebens- und Lebensformenfrage, z. B. der Frauen- und der Ehefrage, entladen hat. Der mächtigste aber aller Enthüller ist der Krieg. Er bringt Eigenschaften zur Geltung, die vorher nur ein kümmerlich verstecktes Leben führten, er macht glänzende und überragende Qualitäten wertlos und zeigt sie in ihrer ganzen Nichtigkeit. Er unterstreicht das Gute und das Schlechte im Menschen. Die seelische und körperliche Unfähigkeit zeigt sich in krasser Deutlichkeit. Die Gesundheit und Kraft Leibes und der Seele leuchtet vor aller Augen. Da war eine Mutter, die klagte halb und halb lachte sie unter Tränen: „Ich glaube, ich habe meine Kinder extra für den Krieg geboren. Im Frieden machten sie nichts als Unsinn, und jetzt — bin ich stolz auf sie, wie nur eine Mutter auf Erden stolz sein kann. Auf sie beide, auf den Jungen so gut wie auf das Mädel." Diese Mutter hatte vorher ihre ehrliche und von allen Bekannten beachselzuckte Not mit ihren Rangen. Vielleicht waren sie nun doch die Schlechtesten nicht.

Die Tatsachen beeinflussen, jawohl! Dieselbe Durchschnittsfrau, die jetzt ihren Mann, ihren Sohn im Felde hat, würde anders aussehen, minder vertieft, minder hochgestimmt und abgeklärt, wenn sie nur einen Vetter oder Schwager hätte ausziehen sehen. Dann würde sie mit wichtiger Geschwätzigkeit von seinen Feldpostkarten erzählen, von ihren Einschränkungen und Sparsystemen als von Staatsaktionen, und den Krieg nur aus der Ferne mit einem prickelnden Sensationsgefühl erleben.

Ich kenne Künstlerkreise, in denen man sich beim Eintritt berührt fühlt, wie in eine andere Welt, eine Friedenswelt versetzt. Man hört dort von Musik reden, von Brahmsschen Symphonien, von dem letzten Auftreten dieses und jenes Künstlers, von dem Wert und der Wirkung eines neuartigen Exlibris. Die Ereignisse der Zeit werden nur flüchtig, gleichsam ängstlich gestreift, als hätte man Sorge, die Kunst und Kultur von diesen blutigen Dingen berührt und verletzt zu sehen. — Diese Seelen sind zart, die ästhetische Wesensform hat sich auf ein paar Inselchen gerettet. Lassen wir diese Unbeteiligten unter sich. Vielleicht wenn eine von ihnen auch einen Jungen hätte, der sich das Eiserne Kreuz erwarb, als er die Kanone, deren Pferde erschossen waren, mitten aus dem Feuer holte und seiner Batterie wiederbrachte — der vielleicht jetzt grade wieder, das Signal im Ohr: Freiwillige vor! dem Tode entgegenstürmt — vielleicht würde diese eine Seele dann auch merken, daß Kunst und Kultur auch unter den Strömen von Blut unserer besten

Männer und Jungen, unter Kanonendonner und Schlachtgetümmel weiterblüht, auch wenn unsere Hände jetzt andere Dinge tun, unsere Herzen jetzt andere Dinge sinnen als ihre Pflege, und daß sie tausendmal schöner und kraftvoller blühen wird nach ausgetobtem Wetter, auf durchwühltem Boden, als auf klein und ängstlich abgezirkelten Inselchen.

Dann gibt es noch eine seltsame Erscheinung in unseren Tagen: die künstlich Unbeteiligten. Sie sind oft mit Herz und Leben in den großen Ereignissen verwoben, es sind tief philosophische Naturen, aber sie fürchten die allzu große eigene Erregung und flüchten sich davor in eine stoische Ruhe, vertiefen sich in die Geistesschätze unserer Großen und schaffen mit Gewalt einen sturmstillen Kreis um sich her. Es mag Notbehelf sein, aber das Natürliche und Echte ist es nicht. Das ist und bleibt in dieser Zeit: sich mit Geist und Seele, ohne Grübeln und Grämeln, gleichsam mit offenen Armen ganz und gar hineinwerfen in den starken Strudel. Wenn er uns auch verschlingt! Aber ich traue: er trägt seine Deutschen!

Mit den Unbeteiligten hat schon vor hundert Jahren einer unserer Herrlichsten auch nicht viel im Sinn gehabt: Körner. Es steigt schwertklirrend und hellklingend jetzt wieder auf, was schon zu Lied und Sage verblaßt war in langer, lauer Friedenszeit. Wir kennen es alle, das prächtige Trutzlied: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los, und es paßt heute, wie es damals gepaßt hat.

Wenn wir die Schauer der Regennacht
Unter Sturmespfeifen wachend vollbracht,
Kannst du freilich auf üppigen Pfühlen
Wollüstig träumend die Glieder fühlen. —

Wenn uns der Trompeten rauher Klang
Wie Donner Gottes zum Herzen drang,
Magst du im Theater die Nase wetzen
Und dich an Trillern und Läufen ergötzen

Wenn die Glut des Tages versengend drückt
Und uns kein Tropfen Wasser erquickt,
Kannst du Champagner springen lassen,
Kannst du bei brechenden Tafeln prassen.

Und schlägt unser Stündlein im Schlachtenrot,
Willkommen dann, sel'ger Soldatentod!
Du verkriechst dich in seidne Decken,
Winselnd vor der Vernichtung Schrecken.

Es ist seltsam, wie sich jetzt die Gleichgesinnten erkennen. Zusammenschluß und Ausschluß erfolgt rascher und sicherer als zuvor, als alles noch ineinander verschwamm, wahre und falsche Werte nebeneinander leuchteten. Das ist es: der primitive Instinkt ist wieder erwacht und arbeitet mit traumwandelnder Sicherheit. Schlechter passen in dieser Zeit nicht Vertreter verschiedener Weltanschauungen zusammen, als Beteiligte und Unbeteiligte. Sie sprechen ver-

schiedene Sprachen, ihre Gedankenwege laufen schon am Ausgang auseinander, sie haben jede wirkliche Fühlung miteinander verloren. Die Unbeteiligten merken es nicht einmal, sie sagen: „Ach, man kann nicht immerzu vom Krieg sprechen.“ Die anderen fühlen sich plötzlich fremd, werden still, und ihre Gedanken gehen unter all dem lauten Gerede fort, weit, weit, dahin, wohin sie gehen müssen — —



Auf dem Marsch durch die Vogesen

(September 1914)

Von Paul Ernst Köhler

Gefreiter der „112er“

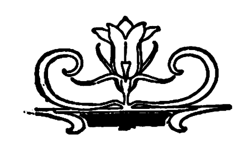
Der Eichwald rauscht uns einen Marschgesang —:
Es schmettert drin von Sieg und Wiederkehr.
Nur manchmal summt's wie Totenglockenklang; —
Und der es fühlt, dem wird die Seele schwer.

Auch mancher hört, wie sich ein Ton draus schwingt,
Ein alter, traurig-lieber Heimatton ...
Dem wird's, wie wenn ihm seine Mutter singt:
„Breit aus die Flügel über meinen Sohn!“

Den Wald umloht ein tiefes Abendrot.
Am Wege, den wir gehen, blüht ein Grab.
„Hier starb ein Hauptmann seinen Heldentod!“
Ruft unser Leutnant. „Nehmt die Helme ab!“

Und weiter — weiter — in die Nacht hinein,
In irgendeine; in die letzte Nacht?
„Herr! wie du willst! so mag es mit mir sein;
Doch über meine Lieben halte Wacht!“

Wir machen Rast und legen uns zur Ruh'.
Der Mut ist müd. Doch meine Sehnsucht nicht.
Sie fliegt noch einem fernen Ziele zu:
Sie fliegt aus dieser dunklen Nacht ins Licht.



Kaiserin Friedrich

Erinnerungen der Fürstin Wilhelm Radziwill

III.

Die Prinzessin Viktoria wurde Kaiserin! Was ging wohl in dem feierlichen Augenblick, da ihr die Krone endlich zufiel, in ihrer Seele vor? Ihr erstes Gefühl mußte das der Verzweiflung über die bittere Ironie des Schicksals und ihres eigenen Geschicks sein! Gibt es etwas Bittereres, Grausameres, als soviel erhofft, soviel mit dem Gatten an edlen humanitären Plänen, an hohem, selbstlosem Ehrgeiz geteilt zu haben und nun zu wissen, daß dessen Tage gezählt sind, daß sie sich einer unerbittlichen Wirklichkeit gegenüber befindet, die ihr mit der einen Hand das nahm, was sie ihr mit der andern gab? Im Kampf mit der Anfeindung, durch ein trauriges Schicksal, das ihr stets entgegen war, hatte die Kaiserin ihre Seele mit Erz umpanzert. In jenen tragischen Stunden, da die schwache aber noch feste Hand Friedrichs III. die Zügel der Regierung ergriff, wuchs sie über sich hinaus, verstand sie ihre Todesangst zu verbergen und dem Kranken Mut zuzusprechen, der wohl wußte, daß alle Hoffnung verloren war. Sie erfaßte vom ersten Augenblick an ihre Rolle als Herrscherin und wußte sie in der edelsten und rührendsten Weise durchzuführen. In den drei Monaten, da sie die Krone trug, erschien sie nur einmal in der Öffentlichkeit, und das war, als Überschwemmungen Schlesien zerstörten. Die Kaiserin begab sich persönlich nach der Unglücksstätte, um die erste Hilfe in die Wege zu leiten. Ihr eigenes Herz war zum Brechen schwer, sie kannte ihr Schicksal, aber die Pflicht siegte; und sie verließ den sterbenden Gatten, um in seinem Namen denen Hilfe zu bringen, deren Elend durch ihre Gegenwart und Nächstenliebe gelindert werden konnte.

Ich habe einen Brief der Kaiserin Friedrich aus jener traurigen Zeit vor mir und finde darin folgende Stelle:

„Dank für Ihre Teilnahme. Sie ist mir teuer, wie alles, was aus befreundetem Herzen kommt. Ich erzähle Ihnen nichts von mir, denn Sie verstehen mich ohne Worte. Dem Kaiser geht es seit drei Tagen besser. Das ist das einzige, was ich sagen kann. Er leidet weniger; möchte er bald nicht mehr zu leiden haben! Wenn er nur Ruhe finden könnte und den Schlaf, den er so nötig braucht. Er arbeitet zu viel, aber er weiß ja, wieviel zu tun ist. Des Herrn Wille geschehe! Ich bitte ihn um Ergebung und Unterwerfung, vor allem Ergebung für meinen armen Kranken. Er ist übermenschlich in seiner Geduld, seinem Wunsch, soviel Gutes zu tun, als in der kurzen Spanne Zeit, die ihm bleibt, möglich ist. Ich brauche Sie nicht zu bitten, an uns zu denken, für uns zu beten; ich weiß, daß Sie es tun und bin Ihnen dankbar dafür. Wenn man von solcher Höhe fällt, wie ich es getan habe, so liebt man seine Freunde mehr als alles. Manchmal scheint es mir, als sei dieser Todeskampf nur ein Traum, und ich müsse daraus erwachen; dann wieder erfaßt mich Todesangst, und ich bin mir meines Unglücks in seiner ganzen Tragweite bewußt. Und dennoch gehöre ich zu denen, die man

die Glücklichen dieser Erde nennt! Wenn nur die, die mich beneiden oder besser beneideten, denn ich denke, niemand tut das heute noch, wüßten, wie die Großen dieser Erde oft ihre hohe Stellung büßen, so wären sie nicht so schnell bereit, diese zu verdammen und zu verurteilen. Wir leiden noch mehr dadurch, daß wir unser Leiden nicht zur Schau tragen können, noch davon sprechen dürfen. Selbst unsere Verzweiflung ist ein Sklave unseres Ranges, und was auch geschieht, wir haben nur das Recht zu fallen und zu sterben wie Könige sterben und fallen, nämlich als Könige."

Dieser Todesschrei erinnert in seiner Bitterkeit an den Kampf Christi auf dem Ölberg. Die Kaiserin sollte den Kelch auch bis auf die Neige leeren, und sie erstieg den Calvarienberg mit einer ungewöhnlichen Seelenstärke. Auch sie sollte als Königin sterben, und als Königin schloß sie die Augen ihres Gatten, den sie so leidenschaftlich geliebt und der ihre Liebe ebenso erwidert hatte. Sie legte ihm den Lorbeerkranz, mit dem sie ihm nach dem Siege von Sedan entgegen gegangen war, auf die Brust und gab ihm sein Schwert, das er nur ruhmreich geführt, in die erstarrten Hände. Und dann nahm sie den letzten Abschied, in dem alle Angst der letzten Monate, das ganze verzweifelte Ringen mit dem Tode noch einmal zum Ausbruch kam. Von da an war sie gleichgültig gegen alles, was kommen konnte und was aus ihr würde. Ihr seelischer Tod war erfolgt, und dieser Tod gibt keine Hoffnung auf Auferstehung.

Erst zwei Jahre nach dem Tode Kaiser Friedrichs sah ich seine Gattin wieder. Es war in Berlin, und sie empfing mich im blauen Salon, dessen Einrichtung verändert war. Am Ehrenplatz befand sich das von Angeli gemalte Porträt des Kaisers in der Kürassieruniform, die er so besonders gern getragen hatte. Dieses ausgezeichnete Gemälde war von so sprechender Ähnlichkeit, daß einem sein Anblick wehe tat, im Gedanken daran, daß man das Original nie wieder sehen, den Klang seiner Stimme nie wieder vernehmen würde. Als ich mich wieder in dem Palais befand, wo ich früher unter so ganz anderen Umständen gewesen war, überwältigten mich die Erinnerungen.

Als die Kaiserin ins Zimmer trat, konnte ich ihr nur die Hand küssen. Sie war gleichfalls sehr bewegt, faßte sich aber schnell und begann mit derselben melodischen Stimme wie früher zu sprechen, nur war der Klang jetzt wie der eines gesprungenen Instrumentes. Ihre Haare waren weiß geworden, aber das Gesicht war unverändert, die Augen hatten denselben Ausdruck wie früher, nur war der Blick ruhiger und wie aufs Jenseits gerichtet, dessen göttliche Tröstungen sie an sich erfahren hatte. Der Schmerz hatte sie verwandelt, und die große Ruhe des erfüllten Geschicks war nach so vielen Erregungen und Prüfungen über sie gekommen, um ihr Frieden zu geben. Nach dem frommen Ausspruch des Korans war das „Rahmet des Allah" auf sie herabgekommen und hatte sie eingehüllt. Sie schritt von nun an heiter und gefaßt einer Zukunft entgegen, die nichts anderes ist als das Ende aller Dinge, nachdem wir alles, was wir liebten, verloren. Als die erste Bewegung überwunden, sprach sie wie früher mit mir; nur ein Satz entschlüpfte ihr fast wider Willen: „So dachten Sie mich nicht wiederzusehen!" Ich konnte nichts antworten, denn ich hätte sonst zu viel gesagt. —

Nach diesem Tage sah ich die Kaiserin fast jedes Jahr wieder, das eine Mal in Berlin, ein andermal in Frankfurt, und das letztemal einige Monate vor ihrem Tode in Bordighera, als es schon ersichtlich war, daß auch sie der großen Auflösung alles Irdischen entgegenging. Bei jedem Wiedersehen fand ich sie ruhiger, heiterer, ergebener; und in der letzten Zeit hatte sie sogar wieder Interesse für das Leben. Sie plauderte wie in der Vergangenheit.

In den beiden letzten Jahren ihres Lebens fand eine Versöhnung zwischen ihr und ihrem Sohne statt, der den außerordentlichen Takt anerkennen mußte, mit dem sie sich von allem, was nur einer Einmischung in die Staatsgeschäfte ähnlich sehen konnte, fernhielt. Ihre Feindseligkeit gegen den Fürsten Bismarck war auch milder geworden, und ich glaube, daß sie ihn sogar zur Zeit seiner Ungnade bedauerte. Der alte, besiegte Kämpfer flößte ihr Mitleid ein, obgleich sie sein Wiedererscheinen in Berlin zwei Jahre nach seinem Rücktritt, als der Kaiser ihn wieder in Gnaden aufgenommen hatte, nicht gern sah. Die Kaiserin Friedrich behielt immer ihren klaren Blick über den politischen Horizont des Tages, aber sie berührte in ihren Gesprächen nur selten diesen brenzeligen Punkt. Ihr Verhältnis zu ihrer Mutter, das eine Zeitlang beinahe kalt gewesen war, wurde wieder herzlicher, nachdem ihre Witwenschaft sie der Königin Viktoria, die selbst eine untröstliche Gattin war, wieder näher gebracht hatte. Der Tod ihrer Mutter war der letzte große Schmerz im Leben der Kaiserin. Sie überlebte ihn nur um wenige Wochen, da sie selber schon tödlich getroffen war.

Ihre letzte Freude war die Herstellung ihres guten Verhältnisses mit ihrem Sohn, Kaiser Wilhelm II. Er war immer ihr Liebling gewesen in der fernen Kinderzeit, das konnte sie nie vergessen; und sie empfand für ihren Erstgeborenen eine so zärtliche Liebe, daß nichts diese zu zerstören vermochte. Sterbend streichelte sie mit einer ihrer letzten Bewegungen die Hand ihres Kindes, und diese fast unbewußte Liebkosung schien eine Zeit des Mißverständnisses, die sie vergeben und vergessen hatte, fortwischen zu wollen.

Ihr Todeskampf war entsetzlich. Der Krebs, von dem sie erfaßt war, quälte sie monatelang, und gegen das Ende war man gezwungen, um ihre schrecklichen Leiden erträglicher zu machen, Gurte am Betthimmel zu befestigen, auf denen sie ihre Hände, die auch von der Krankheit erfaßt waren, ausruhen konnte, ohne daß sie mit dem übrigen Körper in Berührung kamen. In den Schmerzanfällen kämpfte sie tapfer, um Schreie zu unterdrücken, und sie sagte nur: „Der Kaiser schrie nicht; ich bin nicht so tapfer.“

Und unter den namenlosesten Qualen vollendete die Kaiserin Friedrich ein Leben, das an düsteren Stunden reicher gewesen war als an glücklichen Augenblicken. Sie starb als Königin mit dem tiefen und festen Glauben an die ewige Auferstehung, wie sie uns in den Gebeten, die man an jedem Grabe spricht, verheißen wird. Ihr Leben war das von Guizot erwähnte Glaubensbekenntnis, und wenn ich die Worte der Heiligen Schrift lese: „Wo findest du eine tapfere Frau?“ so denke ich sofort an die Kaiserin Friedrich.



An Romain Rolland, Maeterlinck, Bergson, Shaw und Genossen!

An die „neutralen“ Protestler

Von Dr. Karl Storck

An dem grimmigen Kriege, den die Dichter und Denker des Auslandes mit unsagbar giftigen Waffen gegen uns führen, muß man zwei Armeen unterscheiden: 1. die in gleichem Geiste verbündeten Angehörigen der mit uns im Kriege stehenden Völker; 2. die sogenannten „Neutralen“. Man wird den ersteren manches zugute halten, was bei den letzteren unverzeihlich ist; darüber hinaus sind auch die Lehren, die wir aus alledem ziehen müssen, bei den beiden Gruppen verschieden. —

Es liegt eine gewisse Ungerechtigkeit darin, Romain Rolland in einem Atemzuge mit den anderen zu nennen, die ihr Geistesheldentum in möglichst pöbelhaften Angriffen gegen Deutschland betätigen. Denn aus der Antwort, die Rolland auf Gerhart Hauptmanns Aufsatz „Gegen Unwahrheit“ gegeben hat, spricht trotz allem ein edler Mensch. Um so schärfer beleuchtet seine Verkennung, sein Schiefsehen alles Deutschen in dieser entscheidenden Zeit das merkwürdige, von uns meist durchaus verkannte Verhältnis des geistigen Auslandes zu uns. Wie scharf wird dessen Voreingenommenheit dadurch gekennzeichnet, daß ein so berufsmäßiger Skeptiker, wie Anatole France, seine sonst stets geübte Kritik gegen die „öffentliche Meinung“ und die Anklagen der Masse aufgibt, sobald sich diese gegen Deutschland richten. Dann urteilt, nein verurteilt, verdammt er, ohne auch nur den Versuch einer Prüfung anzustellen!

Für Maeterlincks, des zarten Ästheten, wutschnaubende Anfälle bleibt nur Verachtung oder Mitleid. Es ist bezeichnend, daß sein ausgezeichneter Kenner und Verdeutscher von Oppeln-Bronikowski den ersten Ausfall des von ihm hochverehrten Dichters mit einer Art geistiger Unzurechnungsfähigkeit zu entschuldigen strebte, einer durch die Schwere und Größe der sich hastenden Ereignisse hervorgerufenen Verwirrung. Sie müßte also inzwischen in einen Dauerzustand übergegangen sein. Weniger wohlwollende Beurteiler werden vielleicht auf den Gedanken kommen, daß Maeterlinck, der seine europäische Berühmtheit lediglich dem Eintreten der deutschen Kritik und des deutschen Theaters zu verdanken hat, sich vor seinen Landsleuten durch besondere Gehässigkeit von allem Verdächtigen dieses deutschen Ruhmes reinigen wollte.

Bei Bernhard Shaw, der aus allen deutschen Schädeln den Militarismus heraushämmern möchte, stellt sich der gleiche Verdacht ein. Denn wie kommt dieser Ire jüdischer Abstammung dazu, nun auf einmal jenes England als Wahrheitsträger zu verherrlichen, das er zeitlebens um seiner verlogenen Heuchelei willen gebrandmarkt hat? Auch Bergson hat wohl allen Grund, „Haltet den Dieb!“ zu schreien. Gleich Sarah Bernhard, deren großmütterlich gereiftes

Temperament dem Ansturm der Freude über die „Befreiung" des Elsaß nicht gewachsen war, stammt er ja von deutschen (österreichischen) Juden ab. Seine Berühmtheit als Philosoph hätte er aber in Frankreich nicht erringen können, wenn das französische Volk unsere deutschen Philosophen kennen würde. Denn keinem hat Bergson als Denker mehr zu danken, als unserem Fichte, wobei es freilich bezeichnend ist, daß auch die deutsche Presse alles tat, um die Modeberühmtheit des Pariser Akademieprofessors zu steigern.

Von allen diesen und hundert anderen „geistigen Führern" des Auslandes, die ihren Scharfblick jetzt meistens durch blinde Wut betätigen, hebt sich Romain Rollands Bekundung zu ihrem Vorteil ab. Man fühlt diesem Manne nach, daß er unter dem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland besonders deshalb so schwer leidet, weil er mit seinem ganzen Wesen im geistigen, im ideellen Leben steht. Und da ist es leicht begreiflich, wenn ihm gleich manchem anderen eine Verschmelzung deutscher und französischer Kultur als das höchste Ideal vorschwebte. Er hat selbst am geistigen Austausch der beiden Völker wacker mitgearbeitet und hat viel dazu beigetragen, in Frankreich Verständnis für deutsche Geistesart zu wecken. Gewiß zeigt sein Buch „Jean Christophe", wie außerordentlich schwer es selbst dem willigen Franzosen fällt, dem Ureigenen des deutschen Wesens gerecht zu werden. Aber schon dadurch, daß er gerecht sein wollte und daß er zu diesem Willen nach Gerechtigkeit durch liebevolle Versenkung kam, bildet Romain Rolland eine schier einzig dastehende Ausnahme innerhalb seiner Landesgenossen.

Nur eines hat auch Romain Rolland nicht überwunden: den geistigen Hochmut, der einen unvermeidlichen Wesensteil des Franzosentums auszumachen scheint. Ich habe sehr viel mit geistig bedeutenden Franzosen verkehrt und zähle manche von ihnen zu persönlichen Freunden; ich besitze ganze Stöße von Briefen, die sich mit den Grundfragen der geistigen und seelischen Kultur der beiden Völker vergleichend befassen. Ich habe es aber in all den Jahren weder im schriftlichen noch im mündlichen Verkehr erlebt, daß jemals ein Franzose auf den Gedanken gekommen wäre, daß eine Eigenschaft eines anderen Volkes, die ihm nicht genehm ist, die er nicht versteht, trotzdem ein Wert sein könne. Er ist so davon überzeugt, daß das Franzosentum in seiner Vollkommenheit alles Gute und nur Gutes in sich schließe, daß es für ihn ganz unmöglich ist, ein Fremdes anders als im Vergleiche mit diesem Franzosentum abzuschätzen. Und ich habe gefunden, daß der Franzose nur so lange ein anderes (zumal etwas Deutsches) anzuerkennen vermag, als er trotzdem sich das Gefühl der Überlegenheit retten kann.

Es ist französischerseits kaum in so wissenschaftlich begründeter und systematischer Weise die überlegene schöpferische Bedeutung des Franzosentums behauptet worden, wie es für das Germanentum von Gobineau und seinen Anhängern geschehen ist. Aber schon die Tatsache, daß Gobineau französisch schrieb, daß Houston Stewart Chamberlain, der diesem Gedanken bei uns zur weitesten Verbreitung verhalf, englischen Blutes ist, zeigt, daß diese ideale Vorstellung vom Germanentum durchaus nichts mit Nationalgefühl im engeren Sinne zu tun hat. Ganz anders ist es mit der geistigen Einstellung des Fran-

zosen; sie geht noch weit über das englische „recht oder unrecht — mein Vaterland" hinaus. Denn dem Franzosen kommt gar nicht der Gedanke, daß er jemals im Unrecht sein könnte. Das wirkt auf einen Deutschen ganz lähmend, wenn er französische Geschichtswerke durchliest. Für die verbrecherische Raubpolitik Ludwigs XIV. findet man nirgendwo ein Wort des Tadels. Der setzt erst dann ein, als diese Politik nicht mehr von Erfolg begleitet war. Diese völlige Unfähigkeit einzusehen, daß man als Volk jemals unrecht gehandelt habe, zeigt sich in besonders grotesker und gerade für die Gegenwart sehr lehrreicher Weise in der Art, wie Frankreich aus fremden Ländern Kunstschätze zusammenscharrte. Napoleon brachte von allen seinen Eroberungszügen nach Frankreich alle Kunstschätze mit, die überhaupt tragfähig waren. Die Hälfte des wertvollen Besitzstandes des Pariser Louvre, zahllose Werke in Provinzgalerien, sind auf diese Weise durch Raub nach Frankreich gekommen. Es scheint als das Selbstverständlichste von der Welt, daß dieses geraubte Gut seinem rechtmäßigen Eigentümer zurückgegeben werden mußte, als es diesen ursprünglichen Besitzern gelang, den Räuber unschädlich zu machen. Das ist doch die Grundbedingung der Moral des Eigentumsrechtes. Man wird aber umsonst nach einer französischen Stimme suchen, die jemals das anerkannt hätte, wenn Frankreich der Räuber war und zur Zurückgabe verpflichtet gewesen wäre. Es ist ja bekannt, wie Blücher zu kämpfen hatte, um die vom Brandenburger Tor nach Paris entführte Viktoria wieder zurückzubekommen.

Dieser groteske Größenwahn des französischen Volkes erstreckt sich auf alle Gebiete. Ich habe sehr oft französische Predigten gehört. Es war dem Prediger wie der Zuhörerschaft eine ganz selbstverständliche Vorstellung, daß zwischen Frankreich und der Himmelskönigin Maria — der „galante" Franzose hält es auch in der Religion mit dem Weiblichen — ein Sonderverhältnis bestehe, wodurch die Gottesmutter zu einer besonderen Begünstigung Frankreichs geradezu moralisch verpflichtet sei. Das alles ist kindisch und oft auch kindlich, und wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, einen großen Teil seines Lebens auf der Grenzscheide der beiden Völker verbracht hat, wird unzählige Male im Alltagsleben über diese geistige Verfassung des Franzosen sich nicht geärgert, sondern gelacht haben.

Aber diese Tatsachen wachsen aus einem furchtbar ernsten Hintergrund hervor, über den wir uns gerade jetzt unerbittlich klar werden müssen. Der aber ist: Das deutsche Volk hat nie bei Frankreich eine gerechte Beurteilung seiner Handlungen zu erwarten, noch auch der Beweggründe, durch die es zu seinen Handlungen geführt worden ist. Dem Franzosen ist das Pflichtgefühl zu geschichtlicher Gerechtigkeit durchaus fremd, und zu einer Versenkung in die seelischen, geistigen oder auch nur materiellen Grundlagen unserer Handlungen fehlt seiner Natur jegliche Fähigkeit. Gerade weil ich bei einem geistig ausnehmend hochstehenden Manne wie Romain Rolland den guten Willen voraussetze und doch diese verhängnisvolle Unfähigkeit sehe, ist sein Fall so lehrreich, so tief betrübend.

Romain Rolland sagt: „Soviel Grund ich auch haben mag, heute an

Ihrem Deutschland zu leiden, und die deutsche Politik, sowie die Mittel, die sie anwendet, für verbrecherisch zu halten, so mache ich doch das Volk nicht dafür verantwortlich, das sie duldet und das sich zu ihrem blinden Werkzeug macht." Romain Rolland ist auch Historiker. Da er sich das Recht herausnimmt, so öffentlich zu sprechen, hat er die Pflicht gehabt, sich mit der Geschichte der Politik, die zu den heutigen Verhältnissen geführt hat, zu befassen. Es bedarf der Klugheit eines Roland nicht, um zu erkennen, daß Frankreichs Politik seit Jahrzehnten darauf ausging, seine riesigen Finanzmittel dazu zu benutzen, in Rußland eine Militärmacht heranzuziehen, die uns vernichten sollte. Zwanzig Milliarden hat Frankreich für diesen Zweck aufgewendet. Sein Geld hat die Waffen Rußlands geschmiedet, die keinen anderen Zweck hatten, als die Vernichtung Deutschlands. Nur unter diesem Gesichtspunkte hat Frankreich überhaupt seine Gelder nach Rußland geworfen. Warum findet Romain Rolland kein Wort für die Unnatur, den geschichtlichen wie kulturellen Wahnwitz eines Bündnisses zwischen der demokratischen Republik und dem tyrannischen Absolutismus? Es gibt Tausende durchaus friedliebender Deutscher, die seit Jahren mit furchtbarem Ingrimm und stets wachsender Sorge es mit angesehen haben, wie die Politik von Frankreich, Rußland und England ausschließlich auf eine künftige Erdrosselung Deutschlands ausging. Nicht nur die militärischen Kreise, alle weitsichtigen Politiker haben deshalb seit Jahren die Auseinandersetzung mit den Waffen kommen sehen und haben verlangt, daß Deutschland diese herbeiführe. Mit jedem Jahr, das wir von heute ab zurückgehen, war die Zeit für diesen Angriff günstiger als heute. Wir waren immer bereit. Unsere Gegner waren es nicht. Gerade der unerschütterlichen Friedenspolitik seiner Herrscher hat es Deutschland zuzuschreiben, wenn es heute vor einem schwereren Kriege steht, als ihn die Weltgeschichte je gekannt hat. Angesichts der durch die Ereignisse, nicht bloß durch die geschriebenen Dokumente unwiderleglich bewiesenen Tatsachen, daß Rußland wie Frankreich diesen Krieg bis ins letzte vorbereitet hatten, daß Rußland längst mobilisiert hat, bevor bei uns auch nur eine Hand gerührt wurde, wagt nun ein Franzose, der für sich den Ruhm der Gerechtigkeit, ja der Liebe für Deutschland in Anspruch nimmt, zu behaupten, daß wir verbrecherisch diesen Krieg herbeigeführt haben. Zu einer Zeit, wo Romain Rolland nur die längst klar und offen daliegenden unwiderleglichen Dokumente der verschiedenen Regierungen zu prüfen brauchte, um zu wissen, daß Belgien seine Neutralität gegen Frankreich und England längst verpfändet hatte, nennt er den Einmarsch unserer Heere eine „ehrlose Schandtat, die in jedem rechtlichen Bewußtsein Verachtung wecken muß"; diese habe ihn aber nicht überrascht, „weil sie viel zu sehr der politischen Tradition der preußischen Könige entspreche".

Ich habe umsonst mein geschichtliches Gedächtnis zermartert, um die Vorfälle zu finden, auf Grund derer Rolland von einer „Tradition" spricht. Ich weiß von bewaffneten Überfällen in friedliches Land, weiß von plötzlichen militärischen Raubzügen. Aber ihr Urheber war Frankreich (unter Ludwig XIV.) und England (gegen Dänemark 1801 und 1807; 1882 gegen Ägypten u. a.). Es ist danach ganz selbstverständlich, daß Rolland die Geschichte weiter fälschen muß,

sowohl die der Gegenwart, wie die der Vergangenheit. Er stellt den Franktireurkrieg Belgiens auf dieselbe Stufe wie unseren Volkskrieg von 1813. Man muß bei diesem Punkte länger verweilen, weil es auch deutsche Blätter (z. B. der „Vorwärts") fertig bekommen haben, im Zusammenhang mit den Greueltaten belgischer Zivilisten auf das am 21. April 1813 erlassene „Gesetz über den Landsturm" hinzuweisen, das jeden Staatsbürger verpflichtet, „mit Heugabel und Beil, mit List und Betrug, mit Vernichtung aller Lebensmittel, Zerstörung der Häuser, mit heldenmütiger Verteidigung jedes Ortes, jeder Stadt, wirksam am Kampfe sich zu beteiligen".

Ich sehe davon ab, daß hundert Jahre zwischen den beiden Ereignissen liegen, in denen das Kriegsvölkerrecht durch die Genfer Konvention und die Feststellungen im Haag eine riesige Entwicklung erfahren hat, daß es sich hier um Übereinkommen handelt, auf die die Völker sich verpflichtet haben, durch die auch der Begriff des „Volkskrieges" verändert worden ist. Der preußische Volkskrieg von 1813 aber war etwas ganz anderes, als der belgische Franktireurkrieg von 1914, erstens weil er aus ganz anderen Ursachen erwuchs, zweitens weil er ganz anders gehandhabt wurde. Schon der erste Grund hätte einen Geschichtsschreiber wie Romain Rolland auch bei nur wenig entwickeltem Gerechtigkeitsgefühl davor bewahren müssen, die beiden Ereignisse in Vergleich zu stellen. Das 1806 von Napoleon niedergeworfene Preußen wurde von ihm in den folgenden Jahren finanziell systematisch ausgesogen (nachweisbar hat Napoleon über eine Milliarde zweihunderttausend Mark aus dem kleinen Lande erpreßt). Es waren ihm sämtliche Mittel zur Wiederherstellung abgebunden (seine Flüsse, seine Festungen); es war diesem Preußen sogar unmöglich gemacht, ein Heer aufzustellen. Ohne Boyens genialen Einfall des Krümpersystems hätte Preußen niemals mehr als vierzigtausend Mann haben dürfen. Romain Rolland spricht pathetisch von dem „kleinen, unglücklichen und unschuldigen Volk" Belgiens. Das Preußen, wie es Napoleon knechtete, war kleiner, aller Mittel beraubt, unsagbar unglücklicher und völlig unterdrückt. Wenn es überhaupt im Leben der Völker eine Notwehr gibt, so befand sich Preußen 1813 in ihr. Wenn jemals ein Volk unterdrückt und zermalmt werden sollte, so war es damals. Wenn es jemals einen überlegenen Feind gab, so war es die riesige Weltmacht Napoleons in ihren Kämpfen gegen dieses kleine von ihm rundum gefesselte Volk. Wo liegt da die Parallele zu Belgien?

Eine solche ist ebensowenig zu finden in der Art des Kampfes. Das Landsturmgesetz von 1813 tat nichts anderes, als die gesamte männliche Bevölkerung unter die Waffen zu rufen. Es war eben das Aufgebot des Landsturms. Der Kampf sollte mit allen Mitteln geführt werden, weil die Mittel einer normalen Kriegsführung (Bewaffnung, Heeresorganisation und dergleichen) gar nicht vorhanden waren. Aber dieser Landsturm hat offen gekämpft, sich überall als Kämpfer gekennzeichnet. Das Verbrecherische des belgischen Franktireurkrieges liegt nicht darin, daß auch Nichtsoldaten sich am Kampf beteiligten, sondern daß diese Nichtsoldaten für sich den Schutz des Nichtkämpfers in Anspruch nehmen und unter diesem Schutze heimtückisch und verräterisch den offenen Kämpfer des gegnerischen Volkes überfielen. Wenn sich die Bauern eines Dorfes zu einer

Truppe zusammenrotteten und im Kampfe sich unserer Truppe gegenüberstellten, so wollten wir ihnen den Ruhm eines verzweifelten Freiheitskämpfers gern gönnen. Wenn aber der Bauer Frieden heuchelt und als Bauer von unseren Soldaten geschont wird, gerade weil er Bauer ist, und dann hinterrücks aus dieser Schutzstellung heraus den Feind überfällt, so ist er ein Meuchelmörder.

Auch in den ernsthaften französischen Geschichtsbüchern habe ich bisher nicht die Beschuldigung gegen unsere Kämpfer von 1813 gefunden, daß sie derartig gehandelt hätten; noch weniger ist darin von furchtbaren Greueltaten gegen wehrlose Verwundete die Rede, wie sie das nach Romain Rollands Zeugnis „edle" Belgien in zahllosen Fällen auf sich geladen hat. Im Gegenteil hat Napoleon selbst in einem Erlaß an Davoust als bewundernswerte deutsche Zucht anerkannt, daß auch nicht ein französischer Soldat hinterrücks von Preußen ermordet worden sei. Aber selbst wenn das alles der Fall gewesen wäre, so bliebe doch dann erst dem Franzosen das Recht, unserer Armee eine „unerhörte" Behandlung Belgiens vorzuwerfen, wenn 1813 die Franzosen anders gegen uns verfahren wären. Ein Blick auch in jedes französische Geschichtsbuch hätte Rolland vom Gegenteil belehren müssen. Die Offiziere des Schillschen Freikorps sind standrechtlich erschossen worden, obwohl sie uniformiert und für jeden deutlich als Kämpfer gekennzeichnet waren, lediglich mit der Begründung, daß sie nicht dem bewilligten Heeresverbande angehörten. Noch viel fadenscheiniger war die Begründung für die Hinschlachtung des Lützowschen Freikorps bei Kitzen während des Waffenstillstandes. Und weiß Rolland nicht, wie Davoust das von ihm wiedereroberte Hamburg durch Brand und Mord gestraft hat?

Wehe den Franzosen, wenn sie in uns die Erinnerung an die Zeit vor hundert Jahren allzu lebendig erwecken! Die Erinnerung beginnt für uns nicht mit 1813, sondern mit 1806. Sollen wir vom damaligen Verhalten Frankreichs lernen, wie man besiegte Völker erdrosselt und ihnen alle Lebensmöglichkeiten für die Zukunft abgräbt? Aus Napoleons Verhalten gegen Preußen läßt sich ein System für diese Art von Unterwerfung entwickeln, und ich glaube nicht, daß Belgien, ja auch nicht einmal Frankreich die Kraft besäße, aus einem solchen Vernichtungsstande heraus sich wieder zu erheben. Wer nicht voreingenommen ist, wer überhaupt sehen will, muß dieser Erhebung Preußens aus der schwersten Knechtung gegen die riesigste Macht die höchste Bewunderung zollen. Der Kampf von 1813 war ein Befreiungskampf, wie ihn vor- und nachher kein Volk geführt hat. Und in dieser Zeit der Knechtschaft ist das in Preußen gewachsen, was unsere Gegner heute zähneknirschend das „militaristische Deutschland" nennen: Das Volk in Waffen, das Volk als sein eigener Verteidiger, das Heer als Verkörperung, weil Inbegriff des Volkes, ist damals Wahrheit geworden. Es muß das ein großartiger Gedanke sein, sonst hätten nicht alle Völker mit Ausnahme des englischen Krämerlandes ihn übernommen.

Auch Frankreich verdankt diesem Gedanken seine gewaltige Wehrmacht. Freilich ist er den Franzosen bis heute nicht so ins Blut übergegangen wie uns, und darum hat die furchtbare Erkenntnis einer Stunde genügt, um alle Deutschen vom Kaiser bis zum letzten Sozialdemokraten, vom Vorsitzenden des Wehrvereins

bis zum Friedensschwärmer davon zu überzeugen, daß der auch bei uns in langer Friedenszeit viel bekämpfte „Militarismus“ der unvermeidliche Schatten einer glänzenden Lichtseite ist. Und ist etwa dieser Militarismus in Frankreich oder Rußland weniger mächtig, als bei uns? Mächtiger bei uns ist nur der Heeresgedanke, weil in ihm sich der Wille zur Selbsterhaltung verkörpert. Es liegt eine Anmaßung sondergleichen darin, wenn jetzt die sogenannten Denker Englands, Frankreichs, Rußlands das Deutschland Goethes und Beethovens ausspielen wollen gegen unser Deutschland. Klar hat Goethe, auf den Herr Rolland sich so sehr beruft, bekannt, wie ungeheuer viel er als Dichter dem erwachten deutschen Nationalbewußtsein zu danken hatte, das es sich in dem „Fritzischen“ Preußen eroberte. Wie hat ein Mozart über den Mangel deutscher Nationalkraft und deutschen Nationalbewußtseins geklagt! Wie hat Beethoven diese übermütige Fremdherrschaft gehaßt!

Ja, als Kulturdünger möchten wir euch so passen, als der arme, geduldete Lakai im vornehmen reichen Hause, dessen Dienste und Talente man nutzt, dem man aber nach Belieben die Türe weist!

War etwa das Deutschland des Mittelalters, als es groß, weltgebietend und die Weltpolitik gestaltend dastand, nicht ebenso deutsch, nicht ebenso stark auch in seinen Kulturkräften, wie das durch die vereinte Wut des übrigen Europas und leider auch die innere Uneinigkeit zerfleischte Deutschland, das aus dem Dreißigjährigen Kriege hervorging?

Den Beweis müßtet ihr doch noch erbringen, er ist aber nicht zu liefern, daß das Deutsche Reich, wie es aus den letzten großen Kriegen hervorgegangen ist, im letzten halben Jahrhundert für die künstlerische und wissenschaftliche Kultur der Welt weniger geleistet hat, als die Länder, die es heute bekämpfen. Aber selbst wenn dieser Beweis zu erbringen wäre, so wäre damit noch kein Urteil gegen die Kultur dieser Staatsform des großen „waffenstarrenden Deutschlands“, wie es unsere Feinde nennen, zu fällen. Denn wir haben nach anderen Richtungen der menschlichen Kultur in diesem halben Jahrhundert Ungeheures geleistet: wir haben das von der Natur so reich gesegnete und von einer besonders glücklichen Geschichte begünstigte Frankreich in Handel und Wirtschaft weit überflügelt; unser Bauerntum steht heute an der Spitze, auf unsere Industrie schielt mit eklem Neide Englands Welthandel. Wer sagt euch, daß unsere Kräfte sich im Rahmen dieses Reiches nicht auch wieder auf anderen Gebieten ebenso glänzend betätigen werden, wie in früheren Zeiten? Welche Taten des Geistes und der Kunst geben einem unserer Feinde das Recht, über die Leistungen unseres Volkes auf irgendeinem Gebiete zu Gericht zu sitzen?

Zuweilen steht man schier entwaffnet vor dieser fremdländischen Anmaßung, so wenn Connan Doyle uns zuruft: „Für die Deutschen, die der nichtregierenden Klasse angehören, wird unser Sieg dauernde Erlösung bringen. Aus den Trümmern des Reiches wird sich der Deutsche dann jenes herrliche Juwel heraussuchen: das Juwel der persönlichen Freiheit, das höher steht, als der Ruhm der Eroberung fremder Länder.“ Also wenn wir in staatlicher, rechtlicher, politischer und vor allen Dingen finanzieller — denn da liegt des Pudels Kern — Abhängigkeit vom Auslande sein werden, dann erst schlägt die Freiheitsstunde für

den deutschen Michel! Und jenes England will sie uns verschaffen, das seit Jahrhunderten das irische Volk nicht nur politisch, sondern auch geistig und religiös knechtet, es will sie uns schaffen im Verein mit Rußland, wo jeder geistigen Freiheitsregung die Kerker Sibiriens drohen. Und ist Frankreich berufen, „geistige Freiheit“ zu bringen, dessen Regierung im letzten Jahrzehnt gegen die religiöse Betätigung von Millionen seiner Untertanen einen „Kulturkampf“ führte, dessen letzte Beweggründe niedrige Habgier und die Verschleierungsmöglichkeit einer betrügerischen Finanzwirtschaft waren?

Wer sagt denn diesen Ausländern allen, daß wir uns persönlich in unserem militärischen Deutschland nicht frei fühlen? Seine inneren Streitigkeiten hat jedes Land, und im politischen Redekampf fällt manches scharfe Wort, das letzterdings nur Schaumgebläse ist. Ohne jede Überhebung darf man behaupten, daß in keinem Großstaate Europas ein so großer Teil der Einwohner für das geistige und materielle Leben sich so günstiger Bedingungen erfreut, wie das deutsche Volk. Daß dem so ist, hat die ganze Welt jetzt dadurch erfahren, daß keiner im Lande ist, der nicht sein Land so, wie es jetzt ist, mit dem letzten Blutstropfen verteidigen will. Glaubt denn wirklich jemand im Ernste, daß unsere Millionen Sozialdemokraten in dieser Weise für das Deutsche Reich von heute eintreten würden, wenn sie nicht der Überzeugung wären, daß dieses Reich ihr Gut und Blut wert ist, wenn sie nicht wüßten, daß sie von keiner anderen Herrschaft etwas Besseres zu erwarten haben? Befreit jene, die befreit sein wollen, nicht uns, die wir in unserer sozialen Lebensführung trotz mancher rückständigen Form weiter vorgeschritten sind, als ihr alle.

Ins schlimmste Gebiet der Phrase versteigt sich Romain Rolland, wenn er uns „als Enkel Attilas schmäht, als Barbaren, die gegen den Menschengeist, seine edelsten Kunstwerke kämpfen“. Echt französisch wartet er keinen Beweis für seine Behauptung ab, ist für ihn jede Beschuldigung von vornherein erwiesene Tatsache. Wenn er ein wahrheitsliebender Mann ist, wie muß ihm jetzt übel zumute sein, daß er die Sätze geschrieben hat: „Ihr bombardiert Mecheln, ihr steckt Rubens in Brand, Löwen ist nicht mehr als ein Aschenhaufen.“ So viele Worte, so viele Lügen, so viele Verleumdungen. Niemals noch hat eine kriegführende Armee mit solcher eigenen Lebensgefahr Kunstwerke gerettet, wie die deutschen Truppen in Löwen, als sie das Rathaus gegen den Brand schützten und vor ihm bewahrten. Gewiß, den Brand haben wir gelegt, haben ihn legen müssen, um unser Leben zu schützen gegen den heimtückischen Überfall. Denn das ist wahnsinnige Verblendung, gedankenloser Ästhetenhochmut, wenn einer sagt: „Tötet die Menschen, aber achtet die Kunstwerke!“ Der Mensch ist tausendmal mehr wert, als die Kunst, die doch nur seine Schöpfung ist. Und ruchlos ist der, der seinen Bruder töten läßt, um ein Bildwerk zu schonen. Aber noch viel heimtückischer, als die verführten Freischärler Löwens, hat die französische Armee in Reims gehandelt, als sie für sich die Vorteile, die die Domtürme für die Schlachtleitung bieten, ausnutzte, als sie dieses Kunstwerk mißbrauchte, um den Tod sicherer in die Reihen der deutschen Heere schleudern zu können, und es dann noch wagte, gegen dieses Heer einen Vorwurf zu erheben, wenn das zum Mord-

werkzeug entweihte Kunstwerk als das behandelt wird, was es in dieser Stunde ist, eben als Mordmittel. Eine amtliche Nachricht vom 14. Oktober besagt: „Dicht bei der Kathedrale von Reims sind zwei schwere französische Batterien festgestellt. Ferner wurden Lichtsignale von einem Turm der Kathedrale beobachtet.“ Also mehrere Wochen nachdem die französische Regierung zum erstenmal die mutwillige Zerstörung der Kathedrale in die Welt hinausge—logen hatte, mißbraucht sie wieder das kunstvolle Gotteshaus in der gleichen Weise, durch die sie es schon damals in Gefahr brachte. Es erhebt sich der Verdacht, als wäre der französischen Regierung die Zerstörung der Kathedrale willkommen, um so eine Waffe gegen die „Barbaren“ in die Hand zu bekommen.

Der schlimmste Meuchelmord des Menschengeistes ist die Lüge, die Verleumdung. Wo sind bis jetzt die geistigen Führer Frankreichs und Englands, die gegen den Lügenfeldzug ihrer Presse, ihrer Kabinette, ihrer Regierungen Front machen, einen Lügenfeldzug, der um so gemeiner ist, als er danach strebt, den Feuerbrand, der jetzt die Welt verwüstet, noch auf jene Länder auszudehnen, die bislang verschont sind? Daß wir so die Lüge und die Verleumdung bei unseren Gegnern sehen, macht uns stark und zuversichtlich.

Ich weiß es genau, wenn wir tausendmal aktenmäßig den Beweis erbringen, wenn wir es durch Tausende von Zeugeneiden erhärten können, daß wir den Krieg so ehrlich und menschenwürdig geführt haben, wie es geschehen kann, daß auf unsere Gegner jene Schandtaten zurückfallen, die sie uns andichten, es wird bei diesen Gegnern nichts fruchten. Sie werden jetzt und in Zukunft genau so ihre Beschuldigungen und Verleumdungen wiederholen, wie sie es früher gegen uns getan haben. Sie werden auch in Zukunft genau so unfähig sein, ihre eigenen Fehler und Sünden zu erkennen oder gar zuzugeben, wie bisher. Soviel muß jeder aus der französischen Geistesgeschichte der letzten Jahrhunderte wissen, die auch eine Geschichte des Hochmuts und der Selbstvergötterung ist, und auch England wird die altererbte, ihm von vielen seiner besten Geister so schneidend vorgeworfene Überlieferung der Heuchelei nicht ablegen.

Darum gibt es für uns nur eine Waffe: Stolzes Herrenbewußtsein. Wir wissen, daß wir das Recht zum Herrentum haben. Unsere Natur, unsere Rasse, unsere bisherige Geschichte bürgen dafür, daß wir uns und der Welt gegenüber das Herrenrecht immer als eine Verpflichtung zu Kultur und edler Menschlichkeit empfinden werden. Wir kämpfen jetzt um unser Herrenrecht, wir sind überzeugt von unserem Siege. Aber selbst wenn wir untergehen sollten, schon jetzt ist das, was Deutschland in diesem Kampfe geleistet hat, ausreichend für ein Zeugnis auf ewige Zeiten, daß hier mit einer Größe und mit einem so glänzenden Einsatz aller persönlichen und volklichen Kraft gekämpft und gestorben wird, wie es die Welt herrlicher noch nicht erlebt hat. Mögen die anderen den Triumph der Phrase behalten, uns ist jetzt schon sicher der Sieg der Tat.

* * *

Indes, die Romain Rolland und Genossen sind unsere Kriegsfeinde. Und wenn wir selbst zu stolz und stark sind, um geiferndem Haß zu verfallen, so sind wir durch Gesittung und Naturanlage gerecht genug, um dem Feind alle mög-

lichen Entschuldigungsgründe für seinen Haß zuzubilligen. In den ersten Kriegswochen sind die deutschen Hiebe so furchtbar auf unsere Gegner niedergeschmettert, daß wir es begreifen, wenn diese vor Schmerz und Wut aufheulen. Ihnen sei das Recht auf die Blindheit des Hasses zugestanden.

Ganz anders die Neutralen.

Kein Land ist heute in Europa einem andern so zu Dank verpflichtet, wie Italien uns. Seine in manchem Betracht glänzende Entwicklung während der letzten dreißig Jahre hat Italien nur dem Bündnis mit uns zu danken. Wo liegt hier eine Gegenleistung?

Wir wollen auch keine, wollen wenigstens keine mehr. Wenn es sich noch eben neutral hält, sind wir zufrieden. Auf Dankbarkeit zu rechnen, haben wir aufgegeben. Aber auf Gerechtigkeit muß man bei anständigen Menschen zählen können, wenigstens auf den guten Willen dazu.

Aber welch bösen Willen haben jene italienischen Künstler betätigt, die den flammenden Protest gegen unsere „barbarische Zerstörung“ der Reimser Kathedrale in die Welt hinausschrien. Sie haben sich förmlich dazu abgehetzt, um diese Verleumdung ja noch in die Welt hinauszuposaunen. Selbst das an deutschen Tantiemen fett gemästete Löwenpferd (Leoncavallo) entwickelte eine erstaunliche Beweglichkeit. Denn sonst hätten sie ja zu spät kommen können. Zur Stunde, als der Protest die Welt durchhallte, waren die wahren Tatsachen, die inzwischen sogar vom Reimser Bischof bestätigt wurden, bereits bekannt. Diese Tatsachen aber drücken der französischen Armee das Brandmal der Kunstbarbarei ein. Es hat in Italien an Stimmen nicht gefehlt, die zur Ruhe mahnten, die mit dem Hinweis auf Löwen das Abwarten zuverlässiger Nachrichten verlangten. Für jeden, der urteilen will, die natürlichste Forderung.

Aber nein, man will nicht hören, man will verurteilen. Verleumden, Ehrabschneiden ist kein Verbrechen, wenn es gegen den Deutschen geht. Und noch gemeiner als der italienische Künstlerprotest ist der der „Intellektuellen“ von Genf. Denn der ist noch später erfolgt, als bereits alles klargestellt war. Nun brauchte man nicht mehr die Wahrheit abzuwarten, nun mußte man sich geflissentlich der Wahrheit verschließen, um diesen Protest in die Welt hinausgehen zu lassen. Ich weiß, daß die maßgebenden Zeitungen der französischen Schweiz, das „Journal de Genève“ und die „Gazette de Lausanne“, seit Beginn des Krieges sich einer Deutschenhetze befleißigen von einer verleumderischen Niedrigkeit, die der besseren Presse Frankreichs zu gemein ist. Ich kann mir auch vorstellen, wie eine solche Pressearbeit das Empfinden vergiftet und die Urteilskraft hemmt. Aber das entschuldigt nur den Pöbel, nicht die „Intelligenz“! Diese „Intellektuellen“ fanden in jeder deutsch-schweizerischen Zeitung, auch in den uns nicht freundlichen, die Unterlagen für eine gerechte Beurteilung.

Nein, sie wollten keine Gerechtigkeit, sie wollten die Verleumdung. Und unter diesem Genfer Protest stehen die Namen von Hodler und — ich schreibe ihn mit blutendem Herzen, denn er war mein Freund — Jaques Dalcroze. Zwei bedeutende Künstler, die Deutschland die Entwicklung ihres Werkes zu danken haben. Ich will von Dankbarkeit nichts sagen, der einfachste Anstand

hätte diesen beiden die Pflicht einer sorgfältigen Prüfung auferlegt. Bis dahin waren sie aus menschlichen Anstandsgründen verpflichtet, aus ihrem eigenen Erleben heraus als Sachwalter deutscher Kulturfreudigkeit aufzutreten. Sie haben nicht nur diese Pflicht unterlassen, sie haben blindlings darauf los mitverleumdet.

Da bleibt nichts anderes, als ein von Verachtung erfülltes Pfui!

Und diese Verachtung wirkt befreiend! Schimpft immerhin! Verleumdet und geifert nach Herzensbedürfnis! Wir lachen eurer und eurer ohnmächtigen Wut. Wir verlachen euch, weil jetzt schon die Wahrheit, die nackte Tatsachenwahrheit euch Lügen straft und vor jedem billig Denkenden lächerlich macht. Don Quijotes seid ihr in eurem hirnlosen Kampf gegen Freveltaten, die nur in euch selber liegen, steht aber in eurer Verlogenheit jammervoll tief unter dem ehrlich irrenden Ritter von der Mancha.

Wir lachen eurer, aber wir müssen euch leider auch verachten, jetzt und in alle Zukunft.

Ist einer da, der nicht weiß, wer davon den Schaden haben wird?!



Deutschland

Von Emil Prinz zu Schönaich-Carolath

Mondschein und Giebeldächer
In einer deutschen Stadt:
Ich weiß nicht, warum der Anblick
Mich stets ergriffen hat.

Da drüben beim Lampenscheine
Da starrt ein Jüngling ins Licht
Und schwärmt und schluchzt und empfindet
Sein erstes und bestes Gedicht.

Dort sitzt eine junge Mutter,
Die wiegt ihr Kind zur Ruh',
Sie lächelt und sinnt und betet
Und singt ein Lied dazu.

Es blickt auf die mondhellen Giebel
Tief sinnend ein Greis hinaus;
Er hält in der Hand eine Bibel,
Drin liegt ein welker Strauß.

Die Bäume rauschen, es funkeln
Die Sterne ab und zu;
Dort unten liegen die dunkeln
Häuser in tiefer Ruh'.

Es plätschert in alter Weise
Am Simonsplatze der Born,
Von weitem tutet leise
Der Wächter in sein Horn.

O Deutschland, mir hat's gefallen
In manchem fremden Land:
Dir aber hat Gott vor allen
Das beste Teil erkannt.

Du lebst und schwärmst und dämmerst
In tiefer Seelenruh',
Indes du Eisen hämmerst,
Singst du ein Lied dazu.

O lasse dir niemals rauben
Die alte Schwärmerei
Für Frauen, für Freiheit und Glauben —
Bleib unentwegt dabei.

Und schöpfe aus Sang und Sage
Gemüt und Frömmigkeit
Und Kraft zu wuchtigem Schlage
In alle Ewigkeit.



Milliarden
Von Karl Hans Strobl

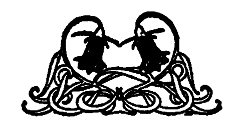
Durch den Dunst der Zeiten steigen Flüche herauf, grausig, starke Worte grausiger Flüche;
Blut klebt auf allem Gold, Greuel sind geschehen, über die Völker kamen Laster und Leiden.
Was taucht nicht auf an schrecklichen Bildern? Unter unbarmherzigen Himmeln glühende Marmorbrüche,
Bäuche von Schiffen, Gestank und Fäulnis, Menschen in Eisen, die auf ihren Ruderbänken verscheiden.
Scharen von Sklaven, in Sümpfen, an Joche gespannt, hinwankend zwischen Arbeit und Gefängnis,
Blut auf jedem Fußbreit Erde, Krieg, Folterung, Hunger und Verrat im Osten und Westen,
Jede Art von Zerwürfnis, Entfesselung wilder Triebe, Tücke, Belauerung, Seelenbedrängnis,
Untergang im grauenvollen Wirbel des Goldes, Vernichtung gerade der Guten und Besten.
Reichtum wird Krankheit, Luxus verwirrt die Seelen und Köpfe, die Herzen verbrennen,
Unsinniges denkt die Sucht sich aus, um aufzufallen, die wie Aussatz schwärende Sucht:
Babylons Orgien, die Diamantenfeste der Fifth Avenue, Roms Gelage, des zermürbten Byzanz Zirkusrennen,
Mit Sklaven gefütterte Fische, Rosenregen, mit unerhörter Verschwendung geschmückte Jachten auf blauer Bucht.

Unentsühnt war das Gold bis zum heutigen Tag. Nun aber ist es heilig geworden.
Wunderbarstes Wunder! Heiligsprechung des Goldes in eiserner Zeit.
Auslöschen wollt ihr uns aus der Tafel der Völker? Deutschland wollt ihr ermorden?
Wie wunderbar groß ist die deutsche Seele: unser Schwert ist bereit und auch unser Gold ist bereit!
Milliarden verschlingt der Krieg? Milliarden sind da — ein goldener Regen ...
War Deutschland so reich? Seht, wie die goldenen Ströme in sammelnde Becken laufen!
Wer will jetzt noch sein Erspartes verscharren, verhehlen, im Geldstrumpf beiseite legen?
Seht, vor den Schaltern der Banken Gewimmel, Gedränge von Menschen, wartende Haufen;
Kein Unterschied zwischen reich und arm, jeder will heran, seinen Beitrag zu geben,
Aus dem Sparschrank des Volkes Milliarden auf Milliarden, ein Strom, der seine Dämme zerbricht;

Nicht tote Summen sind es, eine Zahl mit vielen Nullen dahinter, nein — jede Mark hat ihr Leben,
Jede Mark ist beseelt, ein glühender Wunsch, von Strömen von Kraft umsponnen, Hoffnung und Zuversicht.
Wie sie gewandert kommen, aus engen Taschen, aus schmalen Beuteln, aus versperrten Laden,
Oder aus den Kontors der Großen des Marktes; die kühlen Rechner, diesmal sind sie mit dem Herzen beteiligt;
Wer frägt nach Verdienst, nach Verzinsung, nach möglichem Nutzen und Schaden?
Dies ist der hohe Tag des Goldes; sein Freispruch; das Geld ist entsühnt und geheiligt.

Sieh, schon wandelt es sich in Waffen, den drohenden Feind zu zerschmettern;
Es strömt in Kanonenmetall, in Granaten, in urweltlich riesenhafte Mörser und Feldhaubitzen,
Seine Kraft sitzt im Mechanismus der Torpedos, die zugedacht sind den höhnischen Vettern,
Seine Kraft flimmert und flirrt wie blaues, elektrisches Feuer von unseren Bajonettspitzen.
Aber auch in Linderung wandelt es sich, in Pflege und Heilung der Wunden,
In weiße Verbände, weiches Geflock von Watte, das sanft um zerrissene Glieder sich schmiegt,
In hohes Gefühl der Reinheit, in still der Wiederkehr der Gesundheit zuträumende Stunden,
In Reihen von Betten, in deren jedem ein leidender Bruder liegt ...

Milliarden, geheiligt durch heiligen Krieg! Mein Volk, auch den alten Fluch zu entsühnen, bist du so stark!
Die Mark ist des Reiches Währung! Fürwahr: kein totes Metall, sondern edelsten Volkes Mark.



Gewissensausrüstung für den Weltkrieg

Von Dr. Karl Nötzel

I.

Allen, die interessiert sind am sittlichen Gedeihen der Menschheit, brachte der Ausbruch des Weltkrieges zwei große Überraschungen: eine höchst betrübliche und eine hocherfreuliche: den ganz unglaublichen Mangel an elementarer Menschlichkeit in weitesten Kreisen Frankreichs und Belgiens — (nicht Rußlands: Wer das wirkliche — nicht das offizielle Rußland einigermaßen kennt, der weiß, daß die wüsten Exzesse in Petersburg und Moskau ganz ebenso wie seinerzeit die Judenpogrome von der Polizei mit Hilfe notorischer Verbrecher und Vertreter des Lumpenproletariats arrangiert wurden. Das russische Volk hat daran keinen Anteil) — und die wundervolle, opfermütige Erhebung des ganzen Deutschlands für seine Ideale. Beide Erlebnisse werden wohl erst in späterer Zeit in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt werden können. So viel dürfte indes bereits heute klar sein, daß in Deutschlands einmütiger Kampfbereitschaft ein gar nicht zu widerlegender Beweis erbracht ward für die schon vielfach angezweifelte hochbeseligende Tatsache, daß bei allen den unendlichen Gegensätzlichkeiten, die das geistige Deutschland durchziehen, doch ein einheitliches, letztes, höchstes Ideal in unserm ganzen Volke lebt: die Liebe für das Vaterlandsganze. Und daß sie bei uns keine bloß räumlich erweiterte Selbstsucht ist, keine sich nur verallgemeinernde Angst um das eigene Dasein (wie wohl die Vaterlandsliebe jener Franzosen und Belgier sein muß, die sich an schutzlosen deutschen Frauen und Kindern vergriffen), das beweist das ganze Verhalten der großen Massen unseres Volkes: das ist reine, echte Begeisterung; aufflammendes Erleben von letzten, höchsten Werten und plötzliches Loskommen von jedem Menschenhaß, und wenn unser Volk sein Erlebnis in Worten deuten würde, so würde es sagen: „Wir kämpfen für unser Deutschland, weil wir in ihm und an ihm alles das begreifen lernten, was jenseits des Zweifels steht für uns, und weil wir wissen, daß, wenn Deutschland todesmutig in den Kampf zieht gegen eine Welt von Feinden, es kämpft und siegt für die Ehrfurcht vor dem Menschen!“

Das ist es, was uns zuerst ward an göttlichem Segen beim Ausbruch dieses Weltkrieges: eine wundervolle, innere Kräftigung durch die lebendige Erkenntnis, daß der gewissenswache, der gewissenswillige Mensch in Deutschland auch in seinen letzten Tiefen eins ist und eins sein kann mit seinem ganzen Volke. Wir erlebten es ja, daß das sittliche Ideal unter allen Alltagssorgen und Alltagseitelkeiten nicht erstickt war in den breiten Massen unseres Volkes, und daß es bloß der Gefahr des Vaterlandes bedurfte, um es hell emporlodern zu lassen. Auf diesem Erlebnis fußend nehmen die an dem Gedeihen der ganzen Menschheit Interessierten auch gefaßt die furchtbare Enttäuschung hin, die uns Frankreichs und Belgiens Barbareien bereiten, und vor allem auch die Tatsache, daß sie, wie es scheint, nirgends außerhalb Deutschlands die richtige Kennzeichnung fanden. Wir nehmen uns dabei im stillen wieder und wieder vor — und wir wissen, daß hier unserm sitt-

lichen Sein heute größte Gefahr droht —: Laßt uns nie und nimmer den Menschen im Feinde vergessen und nie den Landsmann zu erhöhen suchen auf Kosten unserer Gerechtigkeit! Laßt uns gerecht bleiben auch in der Begeisterung! Nur dann bleiben wir deutsch!

II.

Womit sich der gewissenswillige Mensch angesichts des Krieges zunächst auseinandersetzen muß, ist die große bange Frage des Menschenmordes. Ich kann da bloß dies sagen: Obwohl ich jeden Menschenmord aus tiefster Seele verabscheue und ihn für die frevelhafteste, sinnloseste und unintelligenteste Tat halte, die der Mensch begehen kann, ist diesem Kriege gegenüber mein Gewissen völlig ruhig: Wir sind die Angegriffenen — und, das hat sich bereits ganz im Anfang an beiden Grenzen gezeigt, es handelt sich hier um Weib und Kind ganz wörtlich genommen, um die Kommenden also, um solche, über die uns gar kein Verfügungsrecht zusteht, und die wir dem sicheren Untergang weihen und um das Geistesgut unserer Nation betrügen würden, wenn wir nicht unser Letztes einsetzen würden für unser Vaterland! Dabei muß denn auch — der Angreifer getötet werden, in offenem Kampf. Da gibt es keine Wahl. Und man muß sich darüber klar werden, alles andere wäre Heuchelei: daß wir auch selber bereit sein müßten, die Angreifenden zu töten, wenn wir unsern Soldaten zu solchem Werke unsern Segen geben!

Seien wir dabei nur ganz ehrlich: das göttliche Gebot „Du sollst nicht töten!" übertreten wir so! Zweifellos! Aber wir erleben, daß wir ein Recht dazu haben.

Die Zeit der haarspaltenden Psychologie ist vergangen: Das Erlebnis — das unter dem Drange der Vaterlandsnot von Selbstsucht elementar gereinigte Erlebnis — tritt nunmehr in Kraft!

III.

Es wird dir nicht viel freie Zeit bleiben in diesen Kriegstagen, um dich mit dir selber zu beschäftigen, nicht einmal mit dem Wichtigsten für dich: mit deiner sittlichen Selbstvervollkommnung. Fasse darum das Notwendigste in kurze, vielsagende Formeln, und präge sie dir möglichst inhaltserfüllt ein in allen ruhigen Augenblicken! Im übrigen baue fest darauf, daß der gewaltige Hintergrund, von dem nunmehr all dein Denken und Tun überstrahlt wird, und dessen Wesen fraglose Hingabe von Millionen Menschen ist an das, was sie als Wertvollstes erleben, daß dieser gewaltige Hintergrund schon nichts mehr dulden wird von kleinlicher Selbstsucht und allzu menschlicher Empfindlichkeit in dir: Es würde sich da ein solcher Mißklang ergeben, daß sie das Auge deiner Seele nicht zu ertragen vermöchte.

Deinen Rechnungsabschluß für die Ewigkeit in der Tasche, mußt du ganz für die Gegenwart leben!

Alle persönlichen Sorgen verabschiede: dein bedrohtes Vaterland bedarf deines ganzen Bewußtseinsraumes!

Und eines noch: Immer und überall mußt du jetzt ein hoffnungsvolles, frohes Gesicht zur Schau tragen. Du mußt aber auch tatsächlich frei sein von persönlicher Unruhe, und mißtrauisch gegen jede, die dich befallen will: ob das nicht nur Angst ist für die eigene Person? Nur sie verwirrt ja und lähmt. Angst für

andere hingegen, Angst für alle, für das Vaterland erhöht die Lebenskräfte und gibt der Seele jene tiefe Ruhe und entschlossene Bereitschaft zum Wagnis, die nur der Mensch erlebt, der seiner Selbstsucht Herr ward. Und wenn du die Zuversicht auf den Sieg deines Volkes nicht erlebst, so mißtraue deinem Erlebnis und suche nach unerkannter Selbstsucht in dir!

Du bist ja erlöst jetzt von allen Sorgen des Alltags! Hier ist ein Einsatz, der wert ist der Hingabe auch des göttlich reichsten Lebens! — Und nach solchem Einsatz suchte längst schon das Grenzenlose in dir!

Zweierlei bleibt dir: die Freude an deinem Volke und die Pflicht, an seinen Sieg zu glauben.

Und in dieser Freude und im Bewußtsein dieser Pflicht halte dein Päckchen stündlich bereit zur Abreise in die Ewigkeit!

VI.

Der wundervolle, einmütige Aufschwung unseres Volkes, seine so fraglose Opfermütigkeit für seine höchsten Güter, diese Offenbarung einer solchen Fülle hingebendsten Idealismus in den breitesten Massen ist ein so überwältigendes Erlebnis, daß so nicht nur dein geheimstes Gewißsein von der Würde deines Volkes und darüber hinaus des Menschen wundervollste Bestätigung findet, nein, auch höchste Hoffnungen für die Zukunft unseres Volkes, und durch es der ganzen Menschheit, nahmen so greifbare Gestalt an. Es wird bei Aufrechterhaltung derselben Tüchtigkeit in unserm Volke eine ganz neue Eintracht werden unter den Menschen: Das sozial Einengende und Trennende ist, für den Augenblick wenigstens, bereits überwunden durch das größere Einigende: den vaterländischen Kulturzusammenhang. Und dies Erlebnis, das bereits unmöglich schien, eröffnet ganz neue, ins Unendliche gehende Horizonte!

Denn undankbar ist unser Volk nicht. Und wenn die Reichen jetzt erleben, wie die ganz Armen, die nichts vom Vaterlande hatten als seine Himmelsluft und seinen Geist, Gut und Blut und ihrer Lieben Schicksal freudig einsetzen für das Vaterlandsganze, so werden sie das nicht vergessen: sie werden endlich einmal nachzudenken beginnen über den „kleinen“ Mann — und dann wird es wie Schuppen von ihren Augen fallen! Neue Morgenröte der Bruderliebe dürfen wir erhoffen: Denn wir erlebten ja einen göttlichen Übergang der großen Masse unseres Volkes von der Seite der Begehrenden auf die Seite der Gebenden, und das ist auch immer ein gewaltiger Schritt voran auf dem Wege zu Gott!



Der Quartiermacher

Von Rolf Gustaf Haebler

Es war in den ersten Tagen der Mobilmachung. Drüben in der Stadt, deren Türme und Häusersilhouetten blau den weiten Horizont begrenzten, lag es schon voll von Soldaten, und unablässig klirrten endlos lange Züge mit vielen Menschen dem blauen Schattenbild zu. Schon gestern hieß es in unserem Dorf, es werde Einquartierung kommen, und alles richtete sich, die Mannschaften zu empfangen. Aber es wurde Abend, wurde Nacht, und niemand kam. Und nun war schon der heutige Tag im Verscheiden . . .

Ich saß im Vorgarten meines Hauses, war eben vom Nachbardorf gekommen, wo ich noch einige Krankenbesuche zu machen gehabt hatte, war ein wenig müd und abgespannt und in die Lektüre der Abendausgabe meiner Zeitung vertieft. Der Tag war heiß und leuchtend gewesen, nun streckten und dehnten langsam die Schatten ihre müden Glieder und legten sich dunkel und ruhig zu Füßen der Dinge. Mit einem fast dumpfen Interesse las ich weiter, es gab ja nur wenig Neues, und das Neue, das wirklich interessiert hätte, hielt man klugerweise zurück. Ich war tatsächlich sehr müde; die Buchstaben verschwammen mir zuweilen, lösten sich dann wieder und tanzten durcheinander; in den Gräsern geigten die Grillen auf hohen wehen Saiten und irgendwoher wehte ein süßfauliger Duft wie von verwesendem Obst . . .

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich sein Kommen überhörte — aber auf einmal stand er da und stellte sich vor. Ich hätte vor Jahren ihn einmal behandelt, sagte er, im Krankenhaus zu K., wo ich damals Assistenzarzt gewesen sei.

„So . . . ja, das kann schon sein; aber ich kann mich nicht gleich erinnern . . . wie lag denn der Fall?“

Ach, es sei nichts Besonderes gewesen, ein Betriebsunfall, nicht grade sehr gefährlich, aber langwierig. Nun, er habe meinen Namen in der Quartierliste gelesen, sich erkundigt . . . und so weiter.

„So . . .“

Es entstand eine lange, schwüle Pause — was wollte eigentlich der Mensch von mir? Ich hatte gleich von Anfang ein merkwürdig beklemmendes Gefühl diesem Mann gegenüber, als gehe von ihm etwas Drohendes, Furchtbares, Entsetzliches aus; er saß mit dem Rücken gegen das Licht, so daß ich seine Gesichtszüge zwar nicht gut erkennen konnte, aber seine Stimme . . .! Nein, es war schon seltsam . . . was wollte er nur eigentlich von mir? Es lag doch wohl zu einem solchen Besuch kein Grund vor — Gott, wenn alle meine Patienten . . . Er saß noch immer sehr ruhig, fast steif da, und sprach kein Wort.

„Ja, darf ich Ihnen vielleicht ein Glas Wein anbieten?“

„O danke, nein. Ich muß auch bald wieder zurückfahren.“ Und dabei wies er mit einer langen, bleichen und knöchernen Hand hinaus, vor die Gartentür, wo ein über und über verstaubtes Motorrad stand.

„Ich bin schon den ganzen Tag unterwegs", sagte er. Seine Stimme klang erschreckend hohl; als ob sie von weit her durch eine enge Röhre aus irgendeinem dunkeln unterirdischen Raume heraufdringe. Und dabei war ein heiseres Röcheln in ihr, wie die letzten Atemzüge eines Sterbenden ... Irgend etwas Entsetzliches war um diesen Menschen da, ich konnte nicht sagen, was es war ... aber ich fühlte es, ein eisiges und unbarmherziges Gefühl war das.

„Schon seit einiger Zeit bin ich beinahe Tag und Nacht auf den Beinen. Es gibt jetzt sehr viel für mich zu tun ..."

„Ja", sagte ich, und dachte dem unheimlichen Klang dieser Stimme nach. Jedes seiner Worte schnitt wie ein scharfes Messer — und alle schienen einen verborgenen Sinn zu haben.

„Mein Geschäft blüht, sozusagen — ich habe eigentlich lange genug darauf gewartet ..." und ein heiseres, tückisches Lachen klang hart und kalt wie Eis hinter den Worten nach.

„Allerdings, auch wir Ärzte werden viel zu tun bekommen, leider Gottes", sagte ich, aber eigentlich ohne etwas Besonderes dabei zu denken, nur um meine Stimme zu hören, nur um nicht in einer qualvollen Stille den gräßlichen Klang jener Stimme verebben zu lassen ... Ein kühler Schauer ging von drüben durch die Luft; ich fröstelte, und hinter mir fielen ein paar frühe Blätter vom Baum.

„Es wird kühl", sagte ich, „und die Sonne liegt auch im Sterben."

„O, das ist nicht so schlimm," sagte mein unheimlicher Gast mit einem grinsenden Lachen — „man gewöhnt sich sehr bald daran, an alles Sterben ..."

Alles war so merkwürdig still ... auf der Straße ging kein Mensch; im Haus war niemand zu hören, so totenstill, ja, totenstill waren alle Dinge. Ich schaute mich nach meinem Hund um — ja, merkwürdig, daß er vorhin nicht angeschlagen hatte, als der Mann kam. Und ich erschrak heftig, als ich den Hund sah: er stand steif und unbeweglich schräg hinter mir und stemmte die Vorderfüße in den Sand. Mit entsetzten Augen stierte er unablässig den Fremden an, und es war mir, als ob seine Haare sich sträubten. Zuweilen fieberte ein lautloses Zittern über seinen Körper ...

„Na, Cäsar, was hast du denn?!" sagte ich mit etwas beklommener Stimme.

Der fremde Gast lachte ein wenig, und es war immer das gleiche höhnische, überlegene, kaltmordende Lachen: „Ja, die Hunde können mich nicht leiden, sie fürchten mich alle ... ich nehme es ihnen auch gar nicht übel — vielleicht verstehe ich es sogar ..."

Was soll das nur heißen? dachte ich, und wie ein kaltes, schauerndes Fieber glitt es über meinen Rücken, und ein eiskaltes Zucken lief durch meine Adern.

Der Fremde erhob sich. „Ich muß mich jetzt verabschieden; meine Stunde hat wieder geschlagen."

„O, bitte, es war mir ..." Nein, ich brachte es nicht über die Lippen!

Ich begleitete den Gast zur Gartentür. Nun erst konnte ich ihn genau sehen und betrachten: eine lange, sehr schlanke, ja hagere Gestalt in feldgrauer Uniform. Er setzte seine Autobrille auf, nahm die Mütze ab, um sich mit seiner welken, fleischlosen Hand über die Stirn zu fahren. Er hatte eine hohe, faltenlose, helle Stirne,

Seine Haare waren ganz kurz geschnitten, weißblond, so daß man sie kaum sah. Ein mächtiger, kahler, weißer Schädel — die Ohren waren merkwürdig klein, so daß man sie fast übersah. Im übrigen war er sehr sorgfältig glatt rasiert. Die Haut seines Gesichts war von einer erschreckend blutleeren, gelbweißen Farbe, die Lippen schmal, so schmal und aufeinander gekniffen, daß sie zu fehlen schienen. Die Augen sah man nicht; an ihrer Stelle lagen wie zwei tiefe, dunkle, leere Höhlen die Gläser seiner Brille.

Ich erschrak ... Konnte meinen Blick nicht mehr von diesem grauenhaften, blutleeren Schädel wenden. Am liebsten hätte ich hinausgeschrien, um Hilfe, oder Gott weiß was ... das war, wahrhaftig, das war ja gar kein Mensch mehr, der da vor mir stand — oh, nun verstand ich alles, meine Beklommenheit, die Stimme dieses Menschen da, meinen Hund, das kalte, höhnische Lachen, seine Worte; oh, alles das begann ich nun sehr gut zu verstehen — ich griff wie suchend hinter mich ... nein, nein, das war kein Mensch mehr, der da vor mir stand, das war ...

Aber ich faßte mich und sagte höflich: „Also, leben Sie wohl, Herr ... ach, entschuldigen Sie, wie war doch Ihr Name?"

Sein Gesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen und ließ eine Reihe großer, starker und gelber Zähne sehen, und während seine lange, knochige Hand den Hebel des Motors suchte, sagte er mit seinem gräßlichen, leeren Lachen: „Ich habe einen etwas unangenehmen Namen, ja, ich heiße nämlich Tod."

Ich prallte zurück, das war zu viel, das war entsetzlich — er aber schien nichts zu bemerken, und reichte mir zum Abschied die Hand; sie war kalt und unbarmherzig, ich fühlte, wie bei seinem Händedruck alles Blut meinem Herzen zuströmte ... irgendwo, wie aus weiter Ferne hörte ich meinen Hund in ein winselndes Geheul ausbrechen ... dann schwang sich der Fremde auf sein Rad, es knatterte und puffte, und dann fuhr er in einer langen Staubwolke rasch davon. Am Ende der Straße hing die untergehende Sonne, rot mit blutigen Wolkenfetzen daneben, und noch aus der Ferne hörte ich das Knattern des Motors wie das Schnellfeuer eines Maschinengewehrs ...



Gedanken zum Kriege · Von Karl Nötzel

Schon darum allein wird uns Gott siegen lassen, weil wir das einzige Volk sind, das einen solchen Sieg vertragen kann — ohne dem Größenwahn zu verfallen! Nur eine deutsche Übermacht birgt keinerlei Gefahren für irgendein Volk der Erde!

*

Gräme dich nicht darum, wenn der Kopf dir nicht steht nach deinem Tagewerke, wenn es dich dazu treibt, mit deinem ganzen Bewußtseinsraume ständig bereit zu stehen für das Schicksal deines Vaterlandes: so, nur durch solche fraglose Anteilnahme rechtfertigst du dich vor denen, die im Felde stehen!

Jeden Mangel an Siegeszuversicht in dir mußt du als eine schreiende Undankbarkeit empfinden gegenüber den herrlichen Verteidigern unseres Vaterlandes!



Vergeßt Rußland nicht!

Von Dr. Richard Bahr

Von Woche zu Woche wächst in unserem Volk die Erregung über England. Das ist verständlich. Denn England hatte gewiß keinen Anlaß, in den Kampf einzugreifen. Und es führt ihn in Formen, die für moderne Völker (und man sollte annehmen: doch auch für moderne Menschen) schlechthin abstoßend sind: als einen reinen Kabinettskrieg, den geworbene und bezahlte Söldner auszufechten haben, indes, die ihn anbliesen, fern vom Schuß in ihrer gewohnten Behaglichkeit bleiben. Es ist auch gar nichts dagegen zu sagen, wenn dabei von Tag zu Tag immer ungestümer, einmütiger, gebieterischer der Ruf erschallt: Kein Aufhören, ehe England nicht niedergezwungen ist. Denn mit Leuten, die es über sich gewannen, um einen unbequemen Nebenbewerber loszuwerden, Feuer und Schwefel auf eine ganze Welt regnen zu lassen, ist ein Paktieren nicht möglich. Oder doch erst auf einer durchaus veränderten Grundlage.

Nun sahen wir aber, wie der Haß gegen alles deutsche Wesen, der — zum mindesten in der milderen Form der Abneigung — dort je und je zu den nationalen Eigenschaften gehört hat, in den letzten Jahren nirgend bedrohlicher anschwoll als in Rußland; hörten seine militärischen Führer bramarbasieren: sie seien erzbereit und brennten nur darauf, ihre ungewöhnlich gerüsteten Kräfte mit den beiden deutschen Mächten zu messen, die sie durch die sogenannten „Probemobilmachungen“ bereits seit Jahr und Tag gar nicht zärtlich umfingen. Dann besorgte Herr Hartwig mit umständlicher Behutsamkeit die Zündschnur, die das Pulverfaß in Brand stecken sollte. Und nachdem zunächst nur eine Teilexplosion erfolgt war, kam Zar Nikolaus, der in der westeuropäischen Legende bis dahin als die scheue, verschüchterte Weichmut gelebt hatte, und stürzte sich mit seiner ganzen bewaffneten Macht den Löschmannschaften entgegen. Indes, ich gebe zu: Betrachtungen über den Ursprung des Krieges und dessen wahren Urheber haben in diesem Augenblick keinen Sinn. Nicht seinen Anfängen: wie wir ihn so gründlich als möglich führen und siegreich beenden, hat all unser Sorgen zu gelten. Zu solcher gründlichen Kriegführung gehört aber doch wohl auch, daß wir Rußland nicht aus den Augen verlieren. Ich bitte mich nicht mißzuverstehen: es politisch nicht aus den Augen verlieren. Nicht wieder die alte, aus der allgemeinen westeuropäischen Unkenntnis russischen Wesens erwachsene Vorstellung aufkommen lassen, als wäre Rußland im Grunde kein gar so schlechter Partner, als könnten wir je wieder mit dem Reiche des weißen Zaren in einer gewissen Eintracht nebeneinander herleben. An diesen falschen Vorstellungen hat seit den Tagen Friedrich Wilhelms III. unsere ganze europäische Politik gelitten. Was anfangs eine in vorwiegend patriarchalischen Zeitläuften wohlverständliche Familientradition gewesen war, ward — nicht zuletzt durch Bismarcks überragende Autorität — nachgerade zum Dogma, und so fest saß diese Lehre von den angeblich mangeln-

den Reibungsflächen in den Gemütern der Deutschen, daß noch im letzten Herbst, derweil die Russen unablässig hetzten und schürten und ihre Heere an unseren Grenzen aufmarschieren ließen, sich — ich sprach schon neulich hier davon — zu Berlin eine Gesellschaft bilden konnte, die zur besseren Erkenntnis des geschätzten Nachbars und zu commercium und connubium mit ihm einlud.

Die Wenigen, die bei uns Rußland kannten, wußten es freilich anders. Wußten, daß seit den Zeiten Katkows und der beiden (älteren) Aksakow die russische Volksseele nach dem Kampfe mit dem Deutschtum lechzte, und daß, was sie dem in ihre Gewalt gegebenen kleinen baltischen Häuflein Übeles antat, lange nicht genügte, solchen Drang auf die Dauer zu stillen. Aber die warnenden Stimmen wurden mit Vorliebe bei uns überhört. Wer von der russischen Gefahr redete, von der tiefen, gar nicht auszugleichenden Gegensätzlichkeit russischen Wesens, galt der allgemeinen Meinung als unbequemer Sonderling, der aus altem, privatem Groll uns einen wertvollen Kunden zu verscheuchen drohe. Darum haben, die Rußland und den Russen ins Herz schauten, es trotz aller Bitternis der schweren Stunde geradezu wie eine Befreiung von lähmendem Alpdruck begrüßt, als der Kaiser in seiner Thronrede von der für alle Zeit „zerbrochenen" Freundschaft mit Rußland sprach. Aber es ist nötig, daß wir diese Erkenntnis nun auch als dauerndes Besitztum unsrem politischen Katechismus einverleiben. Wer für diese Dinge ein feines Gehör hat, spürt mit Beklemmung, wie noch mitten im Kriege der alte Irrtum von neuem auflebt. Da raten die einen: wir sollten alle Kraft für England versparen und bei Rußland hübsch in der Verteidigung bleiben. Die anderen erzählen, was richtig und zugleich doch wieder grundfalsch ist, daß wir bei Licht besehen gegen das „unverwundbare" Reich des weißen Zaren nur wenig auszurichten vermöchten. Die Dritten aber mahnen schwachmütig, uns ja nicht zu übernehmen und beizeiten uns an den Gedanken zu gewöhnen, daß in dem künftigen Friedensvertrag das bestehende politische Gleichgewicht — nur dieses — auf dem Lande wieder hergestellt werde. Die an sich durchaus wohlmeinenden Männer, die so sprechen und schreiben, ahnen vermutlich gar nicht, daß sie auf die Art die Geschäfte der russischen Diplomatie besorgen. Noch im Schlachtenlärm an den Fesseln arbeiten, die Rußland über Europa und die Welt gelegt hatte, und die es, wofern wir ihm nicht wehrten, sofort abermals schließen würde. Das war ja allezeit das Kernstück der russischen Rüstung, die vornehmste Waffe, mit der die Petersburger Diplomatie ihre Siege erfocht und mit deren Hilfe Rußland (man findet keinen treffenderen Ausdruck) sich zu einer Weltstellung emporschwindelte, zu der es in keinem Belang — weder sittlich noch materiell — berufen war: die weiträumige Unverwundbarkeit des Landes und seine angeblich unerschöpflichen Reichtümer und Schätze. Nun haben wir die russische Soldateska auf deutschem Boden gesehen und Tannenberg erlebt, und nun soll wenigstens dieser Spuk nicht wieder in deutschen Hirnen Verwirrung schaffen.

Auch wer als Mensch von Geschmack sich davor zu bewahren wünscht, die Beute auszuteilen, die noch nicht in unserem Besitz ist, wird doch der Hoffnung Ausdruck geben dürfen, daß unsere tapferen Truppen, die den Krieg jetzt in Feindesland trugen, nicht haltmachen, ehe sie die baltischen Provinzen dem Mutterlande

wieder vermählten. Es hieße diesen heiligen, diesen deutschen Krieg um seinen Sinn bringen, wenn sein Ende zugleich den Untergang der Stammesgenossen dort droben zwischen Njemen und Narowa bedeutete. Wenn wir nicht Grenzwälle — innere wie äußere — aufschichten wider die Halbbarbaren, die, nur weil wir Deutsche sind, Raub, Mord und Brand uns jauchzend ins Land fegten, hätten wir die Opfer des unsagbar harten Krieges umsonst gebracht ...



Bismarck · Von Helene Brauer

Sahst du den Alten schreiten
Daher vom Sachsenwald?
„Wie braust es in den Bäumen —
Ich kann nicht länger träumen,
Wenn euer Schwertlied hallt.

„Das riß mich aus dem Schlummer,
Die Weise kenn' ich gut;
Wenn euch die Schlangen stechen,
Wißt ihr noch deutsch zu sprechen
Mit Eisen und mit Blut.

„Ihr schweigt mit stolzem Lachen
Zu eurer Feinde Lug,
Mit euren hellen Lanzen
Lehrt ihr sie wacker tanzen,
Das ist Antwort genug.

„Ihr tragt so rote Herzen,
Euch ward das Blut nicht blaß,
Heiß liebt ihr gleich uns Alten
Und habt ihn jung behalten,
Den deutschen heil'gen Haß.

„Ihr wißt noch deutsch zu beten
Zu ihm, auf den wir sahn,
Ihr reißt mit Beterhänden
Den Sieg aus Himmelsbränden
Herab, wie wir getan.

„Und grünt in euren Locken
Der Siegeskränze Zier, —
Dann unter meinen Bäumen
Leg' ich mich stolz zu träumen,
Mein deutsches Volk, von dir."





Englische Ängste vor deutschen Luftschiffen

Seitdem deutsche Zeppeline über Lüttich und Antwerpen erschienen und diese Festungen mit Bomben bewarfen, ist über die Engländer eine noch nicht dagewesene Angst gekommen; sie fürchten eine gleiche Heimsuchung.

Auf ihren Inseln, die das Meer wie ein Wall umschließt, außerhalb des Bereichs der Schußweite festländischer Militärmächte fast unnahbar gedeckt durch ihre übermächtige Flotte, hatten sie seit Jahrhunderten keinen Feind im Lande gesehen und sich sicher gefühlt. Alle Flottenängste der letzten Jahrzehnte gegen Frankreich wie gegen Deutschland waren in Wirklichkeit künstlich hervorgerufen worden, um die öffentliche Meinung und das Parlament für neue Geldbewilligungen zur Verstärkung der Flotte zu gewinnen.

Die Engländer waren stolz auf ihre Insel. In seiner „Cymbeline“ (IV. 3. Aufz., 1. Sz.) rühmt Shakespeare:

„Denkt, mein Herr und Fürst,
Der Könige, Eurer Ahnherrn, denkt zugleich,
Wie Eure Insel von Natur so trotzig
Dasteht, ein Park Neptuns, umpfählt, umschanzt
Von nie erklommenen Felsen, brüllenden Fluten,
Vom Triebsand, der kein feindlich Fahrzeug trägt,
Nein, bis zum Wimpel es verschluckt. — Wohl drang
Hier Cäsar etwas vor, doch prahlt' er nicht
Mit „Kam und sah und siegte“, nein, voll Scham
(Der ersten, die ihn je berührt) schied zweimal
Geschlagen er von unserm Strand. Die Flotte
Ein hübsches Spielzeug unsrer grimmen See,
Wie Eierschalen auf der Brandung schaukelnd,
Zerbrach an unsern Klippen!“

Englands Unnahbarkeit wurde in Frage gestellt, als die Luftschiffahrt in wenigen Jahren eine erstaunliche Leistungsfähigkeit erlangte. War es möglich, daß kleine feindliche Abteilungen in großen Luftschiffen über England erschienen und auf Befestigungen, öffentliche Gebäude oder Kriegsschiffe Bomben oder andere Geschosse herabschleuderten, dann konnten sich die Engländer auf ihren Inseln nicht mehr so sicher wie vordem fühlen, dann hatten sich die Vorteile der Insellage mit ihrem natürlichen Schutz verflüchtigt. Und es entstand in England nicht geringe Erregung, als ein Admiral erklärte, infolge der Fortschritte der Lufttechnik habe England aufgehört, eine Insel zu sein, und könne nicht mehr als Insel betrachtet werden.

* * *



Auffahrende Batterie — Otto Soltau

In einer Schrift unter dem Titel „Die Luftkriegführung" („Aerial warfare", London 1909) schilderte R. P. Hearne die Zeppeline als geeignete Kriegsluftschiffe, da sie Lufttorpedos, Sprengstoffe und Schußwaffen mit der erforderlichen Mannschaft tragen könnten. Für die Zeppeline berechnete Hearne den Wirkungsbereich auf 1450 km, bei günstigem Wetter noch höher. Vom Bodensee nach Sheerneß, dem wichtigsten englischen Flottenstützpunkt, habe man in gerader Fahrt nur 685 km zu durchmessen. Die Strecke von Köln über Antwerpen nach London ist nur etwa 550 km lang. Mit der Plötzlichkeit des Blitzes könnten die Zeppeline einschlagen, englische Kriegshäfen und Befestigungen, auch Kriegsschiffe bedrohen, Getreideschiffe vernichten, Industriestädte zerstören und drahtlose Botschaften nach dem Festland senden. England sei außerstande, sich dagegen wirksam zu verteidigen.

Nach Erscheinen dieses Buches wurden die Engländer in hohem Grade nervös. Bald kam es zu einer ersten Luftschiffpanik. Am englischen Himmel glaubten Mitte Mai 1909 besonders weitsichtige Leute geheimnisvolle Luftschiffe von der Nordsee her über verschiedenen Plätzen zu beobachten. In den Zeitungen erschienen darüber lange Berichte mit ernsthaften Erörterungen und Ausblicken auf erschreckende Möglichkeiten und mit der üblichen Hetzerei gegen Deutschland. Ganz England lebte in größter Angst. Schon sah man Englands Kriegsflotte und Oberseeherrschaft beseitigt. Schließlich stellte sich heraus, daß ein Londoner Luftschiffabrikant eine Anzahl Modell-Luftschiffe in Form von Zigarren (also Zeppeline!) von 8 m Länge, einfache Ballons, gefüllt mit verdünnter, durch eine brennende Spirituslampe erhitzter Luft, hatte aufsteigen lassen. Diese Reklameluftschiffe waren als Zeppeline und die brennenden Spirituslampen als Scheinwerfer angesehen worden! Und darum Zittern und Zagen! Zuletzt meinten „Daily Expreß" und andere Hetzblätter, es sei doch möglich, daß neben den Reklameluftschiffen ein wirkliches feindliches Luftschiff über England geschwebt haben „könne"!

* * *

Nach langer Pause erspähten ängstliche Massen Ende Februar 1912 in Hull, Hornsea, Ipswich, Portsmouth u. a. ein fremdes Luftschiff von der Nordsee her, angeblich wiederum einen Zeppelin.

Eine amtliche Richtigstellung blieb aus. Vielmehr versicherten damals Londoner Blätter auf Grund einer Auskunft der Admiralität, daß ein deutscher Zeppelin sehr wohl in der Lage sei, den Kanal zu überfliegen, über England zu kreuzen und vor Morgengrauen nach Deutschland zurückzukehren.

* * *

Mit begreiflicher Bestürzung lasen die Engländer Mitte 1912, daß ein Zeppelin wirklich und wahrhaftig über Kopenhagen geflogen sei. An dieses Ereignis knüpfte sich eine neue Panik.

In der Nacht zum 14. Oktober 1912 vernahmen feine Ohren über Sheerneß und Queensborough das eigentümliche Geräusch der Propeller eines großen Luftschiffes. Kein englischer Flieger war um diese Zeit unterwegs. England selbst besaß damals noch kein Luftschiff. Nach der Versicherung des Fachblatts „The Aeroplan" und der ministeriellen „Daily News" konnte es nur ein Zeppelin sein, das neue Marineluftschiff „Z. I", das am selben Tage seine große Probefahrt von Friedrichshafen nach Berlin machte, also nach englischer Annahme mit einem Umweg über Sheerneß!

Im Unterhause darüber befragt, antwortete Oberst Seely, der Kriegsminister, es seien Nachforschungen angestellt worden, aber ohne Ergebnis geblieben. Flottenminister Churchill erklärte am 27. November, er wisse nicht, ob es ein Luftschiff oder ein Flugzeug gewesen sei; jedenfalls sei es aber kein britisches Fahrzeug gewesen.

Tatsächlich war bis zum Ausbruch des großen Krieges kein deutsches Luftschiff über England erschienen.

* * *

Wiederholt wurde im Unterhause der Kriegsminister, Oberst Seely, über die deutsche Luftflotte befragt. Anfang Februar 1913 mußte er zugeben, daß Deutschland fünf sehr große starre Luftschiffe besitzt, die ohne jede Gefahr Nachtfahrten unternehmen können und fähig sind, die gefährlichsten Sprengstoffe in großen Mengen mitzuführen und auf die englischen Docks, Schiffe und Magazine zu schleudern. Und ferner mußte er einräumen, daß die englische Regierung noch keine großen Luftschiffe gebaut habe.

Anfang 1913 machte der Ersatz Zeppelin I eine dreizehnstündige Fahrt und blieb während dieser ganzen Zeit mit der Funkspruchstelle in Verbindung. Darüber entstand in England nach den Zeitungsberichten eine an Bestürzung grenzende Verblüffung. Ende Februar erschienen über Yorkshire und Nordost-Warwickshire die alten Schreckgespenster in Gestalt neuer, geheimnisvoller, selbstverständlich deutscher Luftschiffe. Man klagte: die Oberseeherrschaft habe ihre Bedeutung verloren. Deutschland besitze die Oberluftherrschaft. England sei wehrlos und hilflos dagegen. Luftschiffe könnten nur durch Luftschiffe bekämpft werden.

Schon im Juli 1908 sah der „Daily Telegraph“ eine Zeit des Kampfes um die Herrschaft in der Luft kommen. Die deutsche Admiralität glaube, daß das lenkbare Luftschiff ein wertvolles Hilfsmittel für das Schlachtschiff abgeben werde. Bei klarem Wetter wird es für die Aufklärungsarbeit den Kreuzer ersetzen können. Unerfreuliche Aussichten ergäben sich aus der Möglichkeit, Sprengkörper aus den Wolken herabzuschleudern. Feindliche Geschwader und Truppenkörper, Schlachtschiffe, Schiffswerften, einzelne wertvolle und unersetzliche Gebäude, z. B. die Bank von England, alle seien durch Luftbomben bedroht. England möge sich dreifach rüsten: zu Wasser, zu Lande und in der Luft.

* * *

Am 12. April 1910 hielt Oberst Massie einen Vortrag vor einem Londoner Jugendluftverein und sagte u. a.: „Denkt an jene riesigen Luftschiffe, welche die Deutschen bauen. Denkt an ihre Zerstörungskraft. Sie können voll ausgerüstet über unsere englische Erde fahren, sie sind mit Apparaten für Funkentelegraphie versehen. Sie können die deutschen Generale und Admirale ganz genau über die Lage unserer Docks, unserer Schiffe und unserer Truppen unterrichten. Vergeßt nicht, daß, wenn man drei Wochen lang die Schiffe verhindern könnte, uns Nahrung zu bringen, daß wir dann alle Hungers sterben würden!“

Um die Panik der Engländer vor einem feindlichen Einfall etwa mit Hilfe von Zeppelinen zu beschwichtigen, verkündigte der Kriegsminister am 19. März 1913 die Einsetzung eines neuen Unterausschusses des Komitees für die Reichsverteidigung mit der Aufgabe, die Möglichkeit eines Einfalles fremder Truppen mit besonderer Rücksicht auf die lenkbaren Flugschiffe und auf die Flugmaschinen zu untersuchen.

* * *

England behauptet, die unbedingte, ausschließliche und unbestreitbare Oberseeherrschaft zu besitzen, und will alle Kräfte aufbieten, um auch die erforderliche Ergänzung, die alleinige Oberluftherrschaft zu erringen, — ohne Rücksicht auf die Kosten. Das verlangten einflußreiche Kreise und wurden darin mit den üblichen großen Worten im Unterhause am 10. November 1913 von Winston Churchill unterstützt:

„Die Sicherheit unseres Landes kann auf die Dauer mit Waffengewalt nur aufrechterhalten werden, wenn wir auf dem gesamten Gebiete des Luftfahrwesens die Ersten werden. Manche Schwierigkeiten sind zu überwinden. Andere Länder haben früher angefangen. Das angeborene Genie der Franzosen, die unbezwingliche Ausdauer der Deutschen haben Ergebnisse gezeitigt, denen wir jetzt noch nicht gleichkommen können. Das schärfste Auge, die sicherste Hand, das unerschrockenste Herz sind nötig, um die Herrschaft und Vollkommenheit im Luftkriege zu erreichen, die eine unumgängliche Notwendigkeit nicht allein für die Särke zur See, sondern auch für die Sicherheit des Landes sind. Und zweifellos, wir werden sie erreichen.“

England besitzt kein starres Luftschiff und hat nur zwei pralle, darunter einen Parseval, angekauft. Zunächst muß es an die Verteidigung denken und läßt zu diesem Zweck Flieger als Kundschafter längs der Ostküste aufsteigen, bei Nacht Scheinwerfer leuchten, an den Staatsgebäuden und Kasernen Steilgeschütze aufstellen usw.

Indessen sind die englischen Ängste noch bedenklich erhöht worden durch das Gutachten eines belgischen Sachverständigen von Ende September mit dem Ergebnis, daß ein wirksames Abwehrmittel gegen Zeppeline nicht zu finden sei. In Antwerpen hatte man bereits Erfahrungen gemacht. Eine Verfolgung durch Flieger bei Nacht war ausgeschlossen, bei Tage nutzlos, da die Zeppeline rascher als die Flieger emporsteigen können. Auch würden die Flieger durch die Besatzung der Zeppeline von 30 Mann mit 4 Maschinengewehren ernstlich gefährdet werden. Bedenklich ist endlich eine Beschießung der Zeppeline durch besondere Geschütze, da die Geschosse zurückfallen und im eigenen Lager Unheil anrichten. Genug, gegen die Zeppeline ist vorläufig kein Kraut gewachsen.

In der Nacht zum 26. September erschien ein Zeppelin über Ostende, und seine Bomben rissen Löcher von 10 m Umfang und 5 m Tiefe!

Ein Berichterstatter des „Daily Chronicle“ schilderte seinen Landsleuten Mitte September die Wirkungen der Zeppelinbomben in Antwerpen. Ungeheure Schäden hatten sie angerichtet. Nie habe er Grauenhafteres gesehen. Die Bevölkerung sei gelähmt vor Entsetzen.

Nach einer Äußerung des Grafen Zeppelin steht die Arbeit seiner Luftschiffe erst im Anfang.

Das stolze England zittert!

Paul Dehn

Das deutsche Antwerpen

Welche geradezu entscheidende Bedeutung das Deutschtum für Antwerpen hat, wird in der „Frankf. Ztg.“ geschildert:

Die einzige belgische Handelsschiffahrtslinie von Bedeutung hat ihren Sitz in Antwerpen. Die belgische Linie führt den Namen „Red Star Line“, und an der Spitze dieses belgischen Unternehmens steht ein Deutscher, und die wichtigsten Beamten sind wiederum Deutsche. Ein prächtiger, weißhaariger Eisenkopf mit blauen, jungen, flinken Augen ist dieser deutsche Führer der größten belgischen Dampfschiffahrtslinie, und wenn die Tausende von Arbeitern im Hafen streikten, um ihre oft sehr berechtigten Wünsche durchzudrücken, so stand auf der anderen Seite, um die Interessen der belgischen Schiffahrtsunternehmer mit ruhiger, klarer Energie zu schützen, jener Deutsche mit dem Eisenschädel und dem jungen blauen Auge, und alle anderen folgten ihm.

Es wohnte in Antwerpen, bis er fliehen mußte, ein Mann, den sie den König Albert nannten. Jener zweite König Albert, der Vertreter des Norddeutschen Lloyd, der mit seinem Vornamen Albert heißt, gab Feste, zu denen die Minister kamen. Dort gaben sie dann wichtige offizielle Erklärungen bei Tische ab, wie das die englischen Minister in Guild Hall oder bei den Banketten der mächtigsten Parteien tun. Eine der größten, breitesten und vornehmsten Straßen haben die Antwerpener nach ihm genannt, als sie den mächtigen Schiffahrts- und Handelsherrn noch umschmeichelten. Dieser machtvolle König Albert der Zweite ist ein Deutscher.

Antwerpens Unternehmungen erstrecken ihre gigantische Tätigkeit auf alle Weltteile. Ganze Distrikte in Afrika und Südamerika gehören ihnen, und dem belgischen Handel haben sie einen unerhörten Schwung gegeben. Ihre Leiter sind wiederum Deutsche.

Riesige Fabriken lagern bei Antwerpen, die Zehntausenden von Arbeitern Brot geben. Die Besitzer sind Deutsche. Und die Dampfboote, die das Getreide von den Schiffen holen und rheinaufwärts bringen, sind deutsch, ebenso wie die Männer, die den Handel mit dem Getreide aufrechterhalten. Und die Arbeit dieser Männer hat der Kurve des Durchfuhrhandels

von Belgien einen steilen Ruck aufwärts gegeben. Der Hafen wurde zu eng und die Maschinen zu wenig für diese tosende, kreisende und unbändige Arbeit, bei der immer Deutsche an der ersten Stelle standen. Fuhrmann, Mallinckrodt, Bary, Grisar, Diedrich, Bunge, Eife und andere sind die Träger von Antwerpens Schiffahrt und Handel. Die Antwerpener schmeichelten sich, zu den Gesellschaften dieser Deutschen geladen zu werden. Man kann es wohl sagen: Antwerpen ist vor allem durch Deutsche zu der außerordentlichen Blüte und zu dem Wohlstand gebracht worden, der in den letzten Jahren immer rascher anwuchs. Die Engländer und Franzosen sagten neidisch in ihren Hetzartikeln, Antwerpen sei eine deutsche Stadt. Als der Krieg ausbrach, haben die unteren Klassen eine Hetze gegen dieselben Deutschen inszeniert, vor denen sie zuvor krochen, und die mittleren und wohlhabenden Stände wurden von dieser Hetze mitgerissen. Es ist zwar niemand ermordet worden oder auch nur mißhandelt, und es sind auch keine Privathäuser der Deutschen eingeschlagen worden, wie es anfangs hieß, aber alle Deutschen hat man zum Lande hinausgejagt, und die, die der Stadt am meisten Wohltaten erwiesen haben, am ersten. Mallinckrodt hat eine Badeanstalt in dem seit zwanzig Jahren als Festungswerk aufgegebenen Graben bei den ebenfalls seit zwanzig Jahren unbrauchbar gewordenen Wällen für das Volk anlegen lassen. „Er hat spionieren wollen von dieser Badeanstalt aus!“ schrie dasselbe Volk, das ihm früher nicht genug Lobsprüche sagen konnte. Selbst Deutsche, die naturalisiert waren, mußten fort, ebenso die, deren Söhne in der belgischen Armee dienten. Alle, alle wurden vertrieben, und als die deutschen Soldaten einzogen und Antwerpen wirklich deutsch wurde, gab es keine Deutschen mehr in Antwerpen. Man wird bald zur Besinnung kommen, und die deutschen Bürger werden zurückkommen, denn ohne Deutsche droht Antwerpen das Schicksal Brügges, das schön ist und traumhaft, aber tot.

Antwerpen besitzt eines der wundersamsten alten Museen der Welt, das Plantin-Moretus-Haus, die einstige Residenz des berühmten Druckers, und es hat die besten Bildergalerien des Landes, mit den herrlichsten Bildern von Memling, van Dyck, Rubens usw. Der Leiter des Plantin-Moretus-Museums, der berühmte Rubensforscher Max Rooses, der vor kurzem gestorben ist, war der leidenschaftlichste Deutschenfreund, den man sich denken konnte, und der Direktor der Galerie Pol de Mont ist mit seinem ganzen Herzen ein so großer Freund der Deutschen, daß seine temperamentvollen Reden alldeutsch klangen und die Deutschen in Belgien fast in Verlegenheit brachten. Sollte es nicht zu denken geben, daß gerade diese beiden Männer, die als die besten Kunstkenner und Kunstforscher des Landes zu gelten hatten, so sehr deutsche Kultur und deutsches Wesen zu schätzen wußten? Antwerpen hatte die besten und ausgesuchtesten Kunstausstellungen von Belgien in den feinfühlig abgestimmten Sälen der „Art Contemporain“. Raffiniert ausgesuchte Kunstwerke: van Gogh, Hodler, die modernen Franzosen, Aubrey-Beardsley, die großen modernen Deutschen waren dort auf den Ausstellungen vertreten. Das Publikum aber blieb diesen Ausstellungen fern.

Antwerpen, die Stadt, in der einmal ein Rubens ein Haus bewohnte, das heute noch — wenn auch nur in bejammernswertem Zustand — steht, ist eine Stadt des Handels und der Schiffahrt und nicht eine solche der Kunst, wenn sie auch eine Anzahl ausgezeichneter Maler besitzt. Die Antwerpener wissen trefflich zu speisen und sie schätzen die guten Weine, und sie leben heute noch so, wie man es auf den Bildern der Flamen des siebzehnten Jahrhunderts sieht. Aber für die Ereignisse auf dem Gebiete der Kunst und der Dichtung haben sie weniger Verständnis. Die Theater in Antwerpen sind zum Teil prächtige Paläste, denn man hatte das Geld dazu, sie zu bauen; aber was darin vorgeführt wurde, entsprach so ziemlich dem Geschmack einer Provinzstadt zwölften Ranges. Wenn nicht gerade die französische Regierung zu Propagandazwecken die Schauspieler der „Comédie Française“ nach Antwerpen sandte. Wo in den Häusern der altertümliche Komfort der alteingesessenen Familien nicht herrschte — es haben sich ganze Straßen mit solchen alten Häusern erhalten —, da machte sich noch die Geschmacklosigkeit der achtziger Jahre breit. Und doch gab es solche ausgezeichneten und ge-

schmackvollen Ausstellungen? Nun wohl, ihr Vorkämpfer, der Kunsthistoriker Schmalzigaug, ist Deutscher, der Hauptmäcen, der Großkaufmann Grisar, der Sohn deutscher Eltern. Und beide arbeiteten mit dem Bruder des bekannten belgischen Abgeordneten Frank.

Die vertriebenen Deutschen werden nun nach Antwerpen zurückgerufen werden, vielleicht schon in den nächsten Tagen, während deutsche Beamte und deutsche Offiziere die Ordnung wiederherstellen. Waren es doch deutsche Soldaten, die sofort mit dem Löschen der brennenden Häuser begannen, welche die Einwohner so rasch im Stich gelassen haben, und sind es doch deutsche Pioniere, welche die beschädigte Wasserleitung wieder in Ordnung bringen.



Luftschiff, Unterseeboot und Wissenschaft

In diesen Tagen, da sich unsre Luftschiffe, Flugzeuge und Unterseeboote so glänzend bewährt haben, ist es von besonderem Interesse, sich zu erinnern, gegen welche Macht des Zweifels und Unglaubens diese genialen Erfindungen sich durchsetzen mußten. In der Geschichte der Wissenschaft und der Technik finden wir stets die gleiche Erscheinung: neue Entdeckungen und Erfindungen wurden von den „Größen“ der Wissenschaft und den maßgebenden „Sachverständigen“ abgelehnt, für unmöglich erklärt und als Hirngespinste verspottet. Nie hat die Wissenschaft aus diesen Erfahrungen etwas gelernt, zu jeder Zeit vertritt sie genau den gleichen, beschränkten Standpunkt, das, was über ihren gegenwärtigen Horizont hinausgeht, für unmöglich zu halten, weil es ein „Wunder“ wäre, und der wissenschaftlich gebildete Mensch noch stets gewähnt hat, das Wunderbare könne nie und nimmer Tatsache werden.

Als George Stephenson 1819 seine erste Lokomotive „Rocket“ erbaut hatte, sagte die englische „Quarterly Review“:

„Wir haben nicht Lust, uns zu den Anhängern jenes überspannten Projektes zu bekennen, das jetzt aufgetaucht ist, und können nur lachen über eine so alberne, unausführbare Idee, wie die ist, eine Straße von Eisen herstellen zu wollen, auf welcher Wagen mittels Dampf befördert werden, und noch dazu noch einmal so schnell als Schnellposten laufen können. Warum denkt man nicht lieber gleich daran, sich von einem Orte nach dem andern mit einer Congreveschen Rakete schießen zu lassen und so zu reisen?“

Es ist bekannt, wie die Eisenbahn, als sie sich längst bewährt hatte, von der deutschen Wissenschaft immer noch ins Reich der Unmöglichkeit verwiesen wurde.

Napoleon I. wollte Fulton, den Erfinder des Dampfschiffes, in ein Irrenhaus gesperrt wissen. Der gleiche Napoleon äußerte sich: „Eine verfassungsmäßige Monarchie zu gründen ohne Aristokratie ist ein ebenso unlösbares Problem, wie die Lenkung eines Luftballons.“

Wie Graf Zeppelin wegen dieses wissenschaftlichen Vorurteils gegen ein Heer von Sachverständigen zu kämpfen hatte, ist sattsam bekannt. Die Wissenschaft urteilte über ihn, wie jener Ulanenleutnant bei der Unterweisung: „Jetzt aber ist der Graf altersschwach und schwachsinnig geworden, denn er will Luftschiffe bauen.“

Ich selber hatte mich theoretisch mit der Frage des lenkbaren Luftschiffes seit Anfang der achtziger Jahre beschäftigt. Ich wandte mich (seit 1891) an die Luftschifferabteilung in Berlin, an Krupp, an die Gebrüder Mannesmann — und fand überall völligen Unglauben an die Lösbarkeit des Problems.

Ebenso ablehnend stand man dem Unterseeboot gegenüber. Im Kladderadatsch vom 30. Juli 1905, Nr. 30, S. 118, finden wir ein Gedicht „Verzeihliches Meutern“, das in einem wahren Wutausbruch auf die „Narren“ gipfelt, die an die Möglichkeit glauben, brauchbare Unterseeboote herzustellen:

„Möge doch der Teufel holen
All die Narren, die von diesen
Submarinen Wasserkutschen
Große Dinge noch erwarten!
Narren sind's, wie ihre Vettern,
Die von einem Schiff, das lenkbar
Hoch in freien Lüften, träumen.
Gut sind diese engen Kasten
Nur dazu, daß brave Männer
Unter Qualen, die sich keiner
Ausmalt, drin zu Tode kommen.
Sperrt die Narren all' in einen
Solchen Unterwasserkäfig
Oder Unterwassersarg,
Öffnet heimlich ein Ventil dann
Und versenkt im Meer sie schleunigst
Dorten, wo's am tiefsten ist."

Und jetzt? England zittert, weil Deutschland „die Herrschaft auf dem Meeresgrund" gewann, gegen die selbst die weltbeherrschende englische Flotte nicht aufkommen kann!

Wehe uns, wenn die genialen Erfinder sich durch die Allerweltsweisen nach Art des „Kladderadatsch"-Weisen hätten beirren lassen, für die auch Zeppelin ein Narr war.

Wird die Wissenschaft jemals aus der unendlichen Folge von Irrtümern lernen, daß das die Narren sind, die irgendein „Wunder" für unmöglich, irgendein Problem für unlösbar halten, als ob sie vom Standpunkt ihres ärmlichen Wissens schon über alle Entdeckungen, Erfindungen, Fortschritte und Möglichkeiten der Zukunft aburteilen könnten?

W. Mader



Wann wird der Krieg zu Ende gehen?

Die bange Frage nach der voraussichtlichen Dauer des Krieges drängt sich jedem auf, der mittelbar oder unmittelbar den Kriegswirkungen ausgesetzt ist. Und wer wäre das nicht! In erster Linie wird die Frage natürlich von angstvollen Müttern und Gattinnen gestellt, aber auch von dem Geschäftsmann, dem Arbeitgeber ebenso wie dem Angestellten — denn sie alle müssen mit den Wechselfällen einer ungewissen Zukunft rechnen.

Natürlich wird sich kein vernünftiger Mensch aufs Voraussagen verlegen, unbeschadet der Bestimmtheit, mit der eine in Spiritistenkreisen geschätzte Hamburger Dame den Friedensschluß für den 12. Dezember des Jahres angesagt hat. Die Schwierigkeit, auch nur annähernd zuverlässige Schlüsse auf die Dauer des Krieges zu ziehen, liegt vor allem in der Zusammenwirkung so vieler Faktoren. Bei einem Krieg zwischen zwei Völkern, wie etwa 1870, lassen sich die Aussichten auf beiden Seiten allenfalls abwägen und auf Grund solcher Berechnung Mutmaßungen über die Dauer des Krieges anstellen. Aber schon 1870 täuschte sich die große Allgemeinheit, und nur wenige sahen damals, nach dem ersten überraschend erfolgreichen Vorstoß, die schweren Mühen des nachfolgenden langwierigen Winterfeldzuges voraus. Um wieviel gewagter erscheint es da, in einem europäischen Kriege, der noch dazu jeden Augenblick den einen oder anderen bisher neutralen Staat in Mitleidenschaft ziehen kann, ein auch nur einigermaßen bestimmtes Urteil abgeben zu wollen!

Wenn wir uns also hüten müssen, voreilige Schlüsse zu ziehen, so läßt sich doch schon jetzt nach 2½ Monaten Krieg manche irrige Annahme berichtigen. Vor allen Dingen gewinnt es den Anschein, daß wir den Einfluß des wirtschaftlichen Momentes, soweit es das Ausharrungsvermögen im Kriege betrifft, doch wohl etwas überschätzt haben. Die oft aufgestellte Behauptung, daß die finanzielle Übermacht den Krieg entscheide, wird durch die Tatsachen nicht vollauf gerechtfertigt. In der Zeitschrift „Deutsch-Österreich" wird eindringlich daran erinnert, daß im Balkankrieg die stets in Geldverlegenheiten befindliche Türkei ohne Schwierigkeit durchhielt. Es wird dies auch begreiflich, wenn man bedenkt, daß kriegführende Staaten im wesentlichen auf die Hilfsmittel der eigenen Volkswirtschaft angewiesen sind, die nicht mit Gold bezahlt werden müssen, sondern auch gegen Banknoten, Kassenscheine und Obligationen zu

haben sind. Daß der Staat, wenn er alles verfügbare Geld verbraucht habe, nichts mehr werde leihen können, ist ein Irrtum. Denn das vom Staate verwendete Geld fließt durch kleine und große Kanäle immer wieder zur Notenbank zurück und kann von dort abermals in den Dienst des Vaterlandes gestellt werden. Weit ernster ist schon die Erwägung, daß die im Feld stehenden Millionenheere zum größten Teil der wirtschaftlichen Produktion entzogen wurden, und zwar ebensosehr der Landwirtschaft wie der Industrie, daß also die Gefahr besteht, die noch übrigbleibenden Arbeitskräfte würden auf die Dauer nicht hinreichen, um die dem Bedarf entsprechenden Menge an Lebensmitteln und unentbehrlichen Gebrauchsgegenständen herzustellen. Da wäre zunächst festzuhalten, daß Deutschland sowohl wie auch Österreich über reiche Viehbestände verfügen und auch mit Feldfrüchten bis über die Zeit der nächsten Ernte hinaus versorgt sind. Nach den guten Erfahrungen, die mit der Hereinbringung der Ernte zur Zeit der Mobilisierung gemacht wurden, kann auch nicht daran gezweifelt werden, daß die Bestellung der Felder und die Sicherung der nächstjährigen Ernte, daß insbesondere auch die Bereitstellung aller Lebens- und Gebrauchsartikel für die im Felde stehenden Soldaten durchaus möglich ist. Für Frankreich und England ist die Beschaffung der notwendigen Waren aus den überseeischen Ländern offen, und Rußland mit seiner ungeheuren Bodenfläche und Bevölkerung könnte in ernste Schwierigkeiten nur dann geraten, wenn die innere Korruption wieder einen ihrer bekannten Siege feierte.

Das wirtschaftliche Moment wird also nach dem Gesagten kaum so viel ins Gewicht fallen, wie unsere Volkswirtschaftler es sich wohl ausgemalt hatten. Es darf vielmehr mit einiger Gewißheit angenommen werden, daß der Krieg lediglich durch die militärischen Erfolge entschieden und beendet werden wird. Der Schwerpunkt hierfür liegt zunächst in Frankreich. „Es ist nicht auszuschließen,“ so urteilt das oben genannte Blatt, „daß der französische Widerstand, wenn die mit so viel Kraftanstrengung ins Werk gesetzte Schlacht an der Marne verloren ist, zu erlahmen beginnt und ein Friedensbedürfnis sich geltend macht, über welches die Regierung mit all ihren Beschlüssen und Verträgen nicht mehr hinweg kann. Allein auch damit muß gerechnet werden, daß die französischen Heeresmassen sich abermals sammeln, und daß der Winterfeldzug, für den in Frankreich umfassende Vorbereitungen getroffen zu werden scheinen, tatsächlich stattfindet. Unter allen Umständen wird Rußland in der Lage sein, auch nach Niederringung Frankreichs den Krieg — freilich ohne Aussicht auf entscheidende Siege — noch lange Zeit fortzusetzen, wäre es auch nur, um die verbündeten Gegner zu ermüden und einen günstigen Frieden zu erhalten.“

Wenn Sir Edward Grey durch den bekannten Beschluß unserer Gegner, keinen Einzelfrieden abzuschließen, Deutschland in Angst versetzen und uns das Schreckensbild eines endlosen Krieges vor Augen führen wollte, so dürfte er mit dieser plumpen Drohung wenig Glück bei uns haben. In dem Augenblick, wo Frankreich niedergerungen ist, wird der Londoner Beschluß ein bedeutungsloses Stück Papier, wie das für das eroberte Belgien ja jetzt schon der Fall ist. Im übrigen erinnern wir uns daran, daß gerade England es war, das einen ähnlichen Vertrag mit Friedrich dem Großen kaltblütig brach, als das britische Interesse den Friedensschluß wünschenswert machte. Auch die törichte und hochmütige Redensart, daß England willens sei, unter Umständen zwanzig Jahre lang Krieg zu führen, können wir nur belächeln. Was wäre England nach einem zwanzigjährigen Kriege!

Andererseits muß man sich aber auch hüten, auf ein zu frühes Ende des Krieges zu rechnen. Durch die Presse ging kürzlich eine Mitteilung des Weimarer Bürgermeisters Dr. Kaysel, der als Oberleutnant im Felde steht, wonach der Kaiser selbst eine Äußerung getan habe, die darauf schließen läßt, daß der Friede in nicht mehr weiter Ferne stehe. Der Kaiser soll danach in einer Ansprache an die Soldaten gesagt haben: „Also, Jungens, ehe das Laub hier von den Bäumen fällt, werden wir alle wieder im lieben Vaterland sein.“ Ob die Worte des Kaisers wirklich genau so gelautet haben, wie hier wiedergegeben, läßt sich natürlich nicht fest-



stellen, muß aber doch stark bezweifelt werden. Die allgemeine Ansicht geht eher dahin, daß unsere Soldaten noch monatelang werden im Felde stehen müssen. Kein Deutscher wird wünschen, daß ein frühes Ende des Krieges um den Preis eines „faulen" Friedens erkauft wird!

Indien und England

Ist die „indische Gefahr" für England wirklich so groß, wie man bei uns allgemein annimmt? Zweifellos, wird sie im „Vorwärts" erwogen, gährt es in manchen Teilen Indiens, aber im ganzen wird die nationalistische Bewegung überschätzt. Es werden eben immer wieder nach bekannter Schablone einzelne Erscheinungen in breitester Weise verallgemeinert und zu wenig berücksichtigt, daß Indien mit einer Bevölkerungszahl von ungefähr 300 Millionen Menschen eine Reihe der verschiedenartigsten Völkerschaften beherbergt, die durch ihren Glauben, ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Wirtschaftsverhältnisse aufs weiteste voneinander getrennt sind, weit mehr als die Völker Europas. Schneebedeckte Höhenzüge wechseln mit heißen Flußtälern, dürre Sandwüsten mit feuchtwarmen, eine reine tropische Vegetation aufweisenden Küstenlandschaften. Und so verschieden wie Klima und Bodenbeschaffenheit sind die Lebensverhältnisse. Neben dichtbevölkerten Gegenden, wie z. B. dem Vasallenstaat Cochin (nördlich vom Malabardistrikt), in dem beinahe 600 Einwohner auf den Quadratkilometer kommen, also ungefähr fünfmal soviel als durchschnittlich in Deutschland, enthält Indien andere Gebiete, in denen nur 8—12 Menschen auf einem Quadratkilometer leben.

Daß unter solchen Verhältnissen von einem eigentlichen einheitlichen Nationalgefühl keine Rede sein kann, ist selbstverständlich — wenigstens nicht unter der großen Masse, die von dem, was außer ihrem engen Bezirk vorgeht, wenig weiß und erfährt. Die sogenannte indische „Nationalpartei", die allerlei Geheimbünde unterhält, ist denn auch eine reine Partei der Intelligenz. Sie besteht größtenteils aus Intellektuellen, meist solchen, die eine halbeuropäische Bildung genossen haben; daneben in geringem Maße auch aus indischen Kaufleuten und Unternehmern, die die englische Konkurrenz und das System der anglo-indischen Regierung die englische Einfuhr auf Kosten der einheimischen industriellen Entwickelung zu begünstigen, in eine heftige Opposition getrieben hat. Aber diese nationale Partei ist nur eine ganz dünne Schicht, in der es überdies noch wieder verschiedene Strömungen oder Richtungen gibt. Die große Masse hat andere Sorgen. Leben doch nicht nur der Kuli, sondern auch der Kleinbauer bzw. Kleinpächter und der Kleinhandwerker durchweg in den allerelendesten Verhältnissen — leicht erklärlich, da in manchen Gegenden, vor allem im stark bevölkerten Bengalen, die kleinen Pachtstücke selten mehr als 1 bis 2, höchstens 3 Hektar umfassen. Wenn diese Schichten revoltieren, geschieht es aus Hunger. Tatsächlich sind die Unruhen, die bald aus diesem bald aus jenem Bezirk gemeldet werden, nichts anderes als Hungerrevolten.

Trotzdem auch in Indien die industrielle Entwickelung eingesetzt hat, ist diese englische Kolonie doch noch ein fast reiner Agrarstaat. Von einer Bevölkerungszahl von 300 Millionen dürfte nur höchstens eine halbe Million in großindustriellen Betrieben (meist Jute- und Baumwollspinnereien sowie Webereien) beschäftigt sein. Dem entspricht denn auch die Produktion und die Ausfuhr. Hauptartikel der Ausfuhr, die sich im letzten Rechnungsjahr (1913/14) auf 3314 Millionen Mark belaufen hat, sind Rohbaumwolle und Rohjute, deren Wert sich allein auf 978 Millionen Mark stellte, ferner vornehmlich Reis, Samen, Tee, Weizen, Opium, Häute und Felle. Die Ausfuhr von Industrieprodukten besteht vornehmlich in rohen Jutewaren (meist grober Juteleinwand) und Baumwollgarnen.

Diese Masse der im Elend verkommenden Hindu-Kleinpächter und -Kleinhandwerker

hat für den sich in bestimmten Kreisen der Gebildeten regenden sogenannten Nationalismus recht wenig Verständnis. Sie verfolgt keine politischen Zwecke, sondern wird nur dann sich an einem Aufstand beteiligen, wenn sie der Hunger treibt.

Anders steht es um die mohammedanische Bevölkerung Nordwestindiens, die nicht nur ein viel größeres Selbstbewußtsein und Zusammengehörigkeitsgefühl besitzt, sondern sich auch durch ihre Religion mit den Sunniten Afghanistans und Vorderasiens verbunden fühlt. Sie ist ein viel unruhigeres, zum Widerstand neigendes Element, als die Hindus. Die Gefahr, die von dieser Seite ihrer Herrschaft in Indien droht, ist denn auch der englischen Regierung recht wohl bekannt. Seit Jahrzehnten befolgt sie die Politik, durch Begünstigung der Mohammedaner auf Kosten der brahminischen Hindus die Zuneigung der ersteren zu gewinnen. Besonders werden die einheimischen mohammedanischen Fürsten in jeder Weise bevorzugt, mit Auszeichnungen, Gnadengehältern und Geldgeschenken überhäuft und stets bei ihren inneren Zwistigkeiten mit ihren lieben Untertanen von England energisch unterstützt. Dadurch hat England tatsächlich sich eine gewisse Sympathie unter den Mohammedanern erworben — wenn auch viel weniger unter den mohammedanischen Volksschichten als unter den Herrschenden und ihrem höfischen Anhang. Aber wenn die mohammedanische Welt außerhalb Indiens in den Weltkrieg hineingezogen wird, wenn Afghanistan in die ihm einst abgenommenen Nordgebiete Indiens einrückt und in Ägypten und Vorderasien die Flammen der Empörung gegen Englands Druck emporzüngeln, dann ist es sehr zweifelhaft, ob sich die nordindischen Mohammedaner durch die Sympathien ihrer Oberen für England und für englisches Gold davon abhalten lassen werden, gegen die englische Herrschaft die Waffen zu ergreifen. Noch ist es nicht so weit, aber immerhin ist es ein recht gefährliches Spiel, das England jetzt im Orient treibt.

Der Krieg und die Frauen

Keine neue Abwandlung dieses in den letzten Wochen so viel und leider oft aus wenig erfreulichen Gründen behandelten Themas soll hier vorgelegt werden. Es handelt sich vielmehr um ein Buch, das diesen Titel führt, aber die Jahreszahl 1913 trägt und acht novellistische Arbeiten vereinigt (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung; 2,60 ℳ). Die Novellen sind also nicht unter dem Eindruck dieser Kriegszeit entstanden, sind aber doch vom besten Geiste unserer Tage so erfüllt, daß sie neben und vor das Beste treten, was in diesen Wochen an dichterischer Auslösung unseres Empfindens entstanden ist. Das ist um so überraschender, als das Buch von einer Frau stammt. Thea von Harbou erweist sich hier von einer Hellsichtigkeit in der Beurteilung von Ereignissen, einer Hellhörigkeit für das innerste Empfinden unseres Volkes, die zu aufrichtiger Bewunderung nötigen. Darüber hinaus ist diese Frau voll eines so prachtvollen Deutschgefühls, einer so natürlich gewachsenen, auf Wissen und Empfinden gleichmäßig begründeten Vaterlandsliebe, daß sie mir jenes schöne Nationalgefühl zu verkörpern scheint, das ich mir für unsere Frauenwelt ersehne. Sie ist hier wirklich Wegweiserin, denn gerade aus der eindringlichen Erkenntnis des der Frau Eigentümlichen sind die Probleme der Novellen dieses Buches heraus geschöpft, aus einer weitsichtigen und großherzigen Auffassung des Frauenberufes ist ihre Lösung gefunden.

Ein kluges Vorwort umreißt die Grundanschauung, aus der das Buch herausgewachsen ist. „Die deutsche Regierung hat zur Genüge bewiesen, daß sie Frieden wünscht mit jedermann. Sie wird den Krieg nicht herausfordern, sondern ihn mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu vermeiden suchen. Das weiß das Volk. Zwingt man ihm aber von fremder Seite den Krieg auf, so wird das deutsche Volk seine Pflicht tun. Das ganze Volk — Männer und Frauen. Mannespflicht ist Wehrpflicht. Und die Pflicht der Frau? Wer die Geschichte der

Völkerkämpfe mit oberflächlichen Augen liest, der könnte meinen, daß der Krieg den Frauen nur ein Amt überträgt: das der Pflegerin, der barmherzigen Schwester. Und in der Tat ist das eine Aufgabe, die der Natur des Weibes am stärksten entspricht, und deren Durchführung eine unerhörte Summe von Selbstverleugnung und Pflichtbewußtsein fordert. Das unwiderstehlich Fortreißende der großen Stunde, die aus Knaben Männer macht und aus Männern Helden, die knirschende Wut des Kampfes, die hochheilige Begeisterung des Siegens zu empfinden, ist den Frauen versagt. Sie sehen nur das verzerrte Medusengesicht der Schlacht. Im stöhnenden Elend des Feldlazaretts, im grausigen Schweigen der Massengräber tritt der Krieg vor sie hin, und manche von denen, die unter dem Roten Kreuz der Menschheit und dem Vaterlande dienten, haben aus dem Entsetzen jener Tage einen Schatten fürs ganze Leben davongetragen. Und doch ist die Pflicht der Barmherzigkeit nicht die einzige, nicht die größte des Weibes. Wenn das Vaterland sein Volk zum Kriege ruft, so verlangt es von den Frauen Opfer, die tausendmal schwerer sind, und in der Erfüllung dieser Opferpflicht liegt wahrlich etwas Heroisches durch die Selbstverständlichkeit, mit der sie gefordert und dargebracht wird. Wer sind sie denn, die hinausziehen, um für die Heimat zu kämpfen, zu bluten, zu sterben? Wer sind sie denn, die im grauenerfüllten Lazarett in der Qual ihrer Wunden, des Fiebers, des Todeskampfes röcheln? Die in den Massengräbern eingescharrt liegen, fern der Erde, für die sie gestorben sind? Die aus dem Kriege wiederkommen, jammervoll verkrüppelt, Trümmer der Menschheit? Wer sind sie denn? Unsere — der Frauen Väter und Brüder und Söhne, Gatten und Verlobte. Da ist wohl kaum einer in dem Riesenheer, um den nicht wenigstens ein Herz in Sorge zittert. Da ist wohl kaum ein Frauenherz, das nicht die Angst um ein Geliebtes zusammenkrampft, wenn's heißt: Es gibt Krieg! Und dennoch — da ist auch wohl kaum eine deutsche Frau, die das Vaterland bedroht wüßte und zu dem Geliebten spräche: Bleib daheim! Die Pflicht über alles — über Liebe, Hoffnung, Glück. Und das Liebste hergeben zum Schutz des Vaterlandes, das ist die Kriegspflicht der Frauen."

„Was weiß die Welt — was weiß die Weltgeschichte von dem schweigenden Heldentum der Mütter und Schwestern, der Gattinnen und Bräute?" frägt die Verfasserin. Hier tritt mit Recht der Dichter ergänzend neben den Geschichtschreiber.

„U. 114" zeigt uns die Seemannsmutter, die erst den Gatten verlor auf dem „Iltis", dann den ältesten Jungen, der nach abgedienter Militärzeit bei den „Mariners" sich für den Unterseebootsdienst meldete, „wo sie nur die Verwogensten zu nehmen"; die sich aus Mutterliebe dazu hindurchringt, auch ihren Jüngsten hinzugeben, weil sie einsehen mußte, es sei sein Beruf, und weil sie erkannt hat, daß das Berufenwerden ein Heiliges ist.

„Die Fahne" führt nach den Tropen, in die Tage eines Aufstandes, und zeigt wie einer zarten Frau die Verteidigung der deutschen Fahne so zum Inbegriff ihrer Lebenspflicht werden kann, daß sie zur soldatischen Tat gelangt. — Sehr fein und gerade in diesen Tagen das Schicksal mancher Frau ist „Warten", die Qual derer, die ohne Nachricht bleiben und ihr Liebstes in der Welt fern in Gefahr wissen. — Wundervoll tief erfaßt ist der Beruf der Krankenschwester in der Novelle „Im Dienst". Da ist so eines der schönen Worte, an denen dieses Buch so reich ist, für die man die Hand küssen möchte, die sie geschrieben. Der junge Bruder der Schwester hat mit einem Regiment gekämpft, das schwer gelitten hat, dessen Verwundete aber nach einem anderen Lazarett gebracht werden. Am Abend erfährt sie, daß der Bruder schwer verwundet im anderen Lazarett liegt, vielleicht noch einmal zur Besinnung kommen werde, den nächsten Tag aber nicht mehr überleben würde. Sie kommt zum Chefarzt und bittet um einige Stunden Urlaub: „Der Chefarzt richtet sich auf. ‚Hier — und da drüben, wo Sie jetzt eigentlich hingehören, mein liebes Kind, da liegen auch eine ganze Menge, die den nächsten Tag nicht überleben werden ... Ganz bestimmt nicht, wenn Sie ihnen den Dienst aufsagen.' ‚Das sind nicht — meine Brüder', murmelt sie. ‚Warum lassen Sie sich dann «Schwester!» rufen?' fragte der Arzt. Sie sah dem Arzt in die Augen. Und senkte den Kopf und ging hinaus. Ging an ihren Dienst."

Psychologisch am tiefsten greifen „Die Überwinder". In schwerem Seelenkampf gelangt eine Frau dazu, ihren über alles geliebten Gatten als Freiwilligen in den Krieg zu schicken, weil er nur auf dem Kriegsschauplatz seine verletzte Ehre wieder herstellen kann. So entbindet sie ihn von der Pflicht gegen sie und ihre Kinder, auf daß er die höhere gegen sich und sein Vaterland erfüllen kann. — Manch feines politisches Wort birgt die Novelle „Lieb Vaterland", die gleichzeitig die Tragik aufweist, in der sich jene Zahlreichen befinden, die durch Heirat oder Berufswahl Bürger eines fremden Landes geworden sind und darüber die Heimat verloren haben.

Von einer ganz merkwürdigen Zeitwahrheit in der Schilderung ist die erste Geschichte des Buches: „Drei Tage Frist". Hier ist das Berliner Leben geschildert, wie es sich nach der Kriegserklärung abspielt. Das Buch ist, wie ich schon zu Eingang sagte, 1913 erschienen, die Novelle also wahrscheinlich doch schon 1912 entstanden. Die Schilderungen aber entsprechen ganz genau den Ereignissen, wie wir sie erlebt haben. Die feingebildete Frau eines höheren Offiziers, die selber aber als Gelehrtentochter immer den ewigen Frieden als Ideal vor sich hatte, erlebt hier an sich selbst die große Umwandlung. „Noch immer dröhnten die Glocken, brausten die Lieder um die wogenden Fahnen her. Mit einem Schlage flammten die Lichter in den Straßen auf, wie leuchtende Demantschnüre über das Dunkel gespannt. Aber es gab kein Dunkel an diesem Abend. Ein Fenster nach dem anderen wurde hell, kleine Lampen, bunte und weiße Kerzen reihten sich auf den Borden, als sei eine neue Weihnacht gekommen über die deutsche Erde. Heut aber hieß es nicht: ‚Friede auf Erden!' Heut hieß es: ‚Krieg!' Und dennoch — dennoch —! Warum war diese Stunde eine Verklärung und ein Fest? Weil ein Volk sich erhob, einmütig und zuversichtlich, ein Volk in Waffen, zur Wacht, zur Wacht am Rhein ... So — nein, so hatte sie sich's nicht gedacht ... Daß sie gehorchen würden, wenn das Gesetz sie zu den Waffen rief, das hatte sie gewußt; hatten sich doch in den zwei Jahren ihrer Ehe alle Gespräche um die Erziehung des Volkes zur Wehrhaftigkeit gedreht. Und dieses Volk war erzogen. Aber daß es gehorchen würde mit diesem ernsten Jubel, mit dieser starken, bedingungslosen Freudigkeit — das war ein Wunder ... nein, das war mehr als ein Wunder, das war eine Offenbarung. Brigitte kannte das Volk nicht — wußte nichts von ihm, wußte nicht, wie wundervoll einfach und groß dieses einfache und große Volk seine Pflichten begriff und zu erfüllen bereit war. — — — Zum erstenmal ergriff sie der Strom von Menschen, die eines Blutes sind — zum ersten Male fühlte sie sich selbst als eine Welle in diesem Strom, der ihr Ich auflöste, sie einen Teil des Ganzen, Allgemeinen werden ließ, und spürte den Herzschlag dieser Tausende als ihres eigenen Herzens Schlag." — — — „Der Krieg war erklärt? — Das brachte die Gesamtheit nicht aus der Fassung; sie war darauf vorbereitet. Wer immer darauf gefaßt sein muß, sich seiner Haut zu wehren, der wird wachsam und kaltblütig. Jeder wußte, was er zu tun hatte. Mit einer Selbstverständlichkeit, die etwas Großartiges war, traten mit einem Schlage alle persönlichen Interessen zurück vor der Notwendigkeit, dem Ganzen zu dienen; alles Nebensächliche war ausgeschaltet. Alle geistigen, wirtschaftlichen und goldbedeutenden Kräfte sammelten sich, einander ergänzend, in dem einen Punkte: Kriegspflicht. Zum erstenmal ging der Frau die Bedeutung des Wortes auf: Das Volk in Waffen. Zum ersten Male erfaßte sie seine Notwendigkeit. — — — Aber ein anderer war aufgewachsen aus dem deutschen Volk: Sankt Michael mit den ruhigen, gewaltigen Flügeln, die das Land beschirmen, und den ruhigen, gewaltigen Händen, die sich stützen auf das Schwert. Und der hielt Wache. Und das Volk vertraute ihm. Das war das große Geheimnis seiner Ruhe. Nun hob er sein Schwert mit beiden Händen hoch über sein Haupt, ausholend zum fürchterlichen Schlage, und schritt wider den Feind und sah sich nicht einmal um. Er wußte, die das Schwert ziehen konnten, wie er, die folgten ihm alle — alle! Mit bunten Bändern, mit Blumen und grünen Zweigen geschmückt, singend zogen sie aus in den Krieg. Und die Fahnen, die heiligen Fahnen, auf die sie den Treueid geleistet, wogten über ihren Häuptern, daß ein Rauschen war in

der Luft wie von unsichtbaren Schwingen. Und die Frauen, die Kinder gingen an ihrer Seite, und das leise Weinen ihrer bitteren Not verstummte in dem brausenden Jubel der Menge, die den ausziehenden Truppen das Geleite gab. Ja, sie jubelten ihnen zu und grüßten und winkten, und frische, derbe, zuversichtliche Worte flogen herüber und hinüber ... Denn hoch über ihnen, sturmgewaltig, unwiderstehlich hinreißend mit ihrem erhabenen Ruf, fingen die Glocken zu läuten an, wogten und wogten auf und nieder, riefen die Schwestern von allen Türmen wach, daß auch sie zu dröhnen begannen, daß die Mauern zu beben schienen, daß es war, als gingen die Menschen nicht mehr auf steinernen Straßen, nein, als würden sie umschlungen und getragen von dieser meeresstarken, donnernden Brandung der Glocken. Und doch — und doch waren die Glocken nicht das Mächtigste in dieser Stunde. Von fern, fernher, undeutlich, körperlos — ein Ton ... kein Rufen, kein Schreien — ein unbeschreibliches, hochanschwellendes Brausen und Tosen — jetzt ein Sturm und jetzt ein Orkan ... die Stimme von Tausenden, Zehntausenden, Hunderttausenden — die Stimme eines ganzen Volkes hineingeschmolzen in einen, einen erzenen Laut ... Der Willkommengruß des Volkes an seinen Kaiser ... Und aus dem ungeheuren, namenlosen, stürmischen Schwall von Tönen wuchs immer klarer, immer sieghafter ein Lied hervor, ein Lied, in dem der Herzschlag und der waffenklirrende Schritt des ganzen Heeres, des ganzen Volkes war:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall ..."

Der Kaiser, der Schirmherr, der Friedenshort der Welt zog ein in seine Stadt — in die Hauptstadt des Reiches, das ihm anvertraut war. Und es war Krieg. Nicht eigener Wille — nein, fremder Übermut und streitsüchtige Willkür hatten ihm das Schwert in die Hand gezwungen. Und auf seinem tiefernsten Gesicht lag die ganze Tragik, die furchtbare Verantwortung des Mannes, auf dessen Befehl ein Heer von Hunderttausenden zu den Waffen greift und den Kampf mit dem Untergang aufnimmt — bis zum Siege oder zur Vernichtung. Was es ihn gekostet hatte, diesen Befehl zu geben, das wußte sein Volk und wußte auch, daß nur die unentrinnbare Notwendigkeit ihn dazu zwingen konnte. Und es hatte die Notwendigkeit eingesehen. Darum drängte es sich zu seinem Kaiser hin und jauchzte ihm zu. ‚Du hast uns gerufen! — Da sind wir!' Und der Kaiser verstand sein Volk. In den stählernen Hohenzollernaugen stand groß und unerschütterlich ein herrliches Vertrauen. Das Vertrauen zu dem Herrn der Heerscharen, dessen Glocken über ihm frohlockten: ‚Gott mit uns!' Das Vertrauen zu seinem Volke, mit dem er sich nie zuvor so eins gefühlt wie in dieser gewaltigen Stunde." —

Ist das nicht die Schilderung des 1. August 1914? Daß eine tief im Geiste des Volksbewußtseins fühlende Frau so genau voraussah, wie es sein würde, wenn die Schicksalsstunde schlug, ist gewiß ein merkenswerter Beleg für ihre dichterische Kraft. Es ist aber viel mehr. Es ist ein Beweis dafür, wie wahrhaft dieser Krieg für uns ein Volkskrieg ist. Darum dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß die Vorsehung, die uns in diese harte Notwendigkeit geführt hat, uns auch helfen wird, sie siegreich zu bestehen. K. St.



Staatskunst, nicht Diplomatie!

Keine Nation der Welt, schreibt Houston Stewart Chamberlain in einem längeren Aufsatz des „Volkserziehers" über „Deutschland als führender Weltstaat", ist annähernd so reich wie Deutschland an vielfältigen politischen Gebilden; es braucht wahrlich nicht sich von außen Regierungsformen zu borgen. Wie tot ist Frankreich mit der einen einzigen Stadt, wo Politiker, Künstler, Gelehrte, Kokotten alle auf einem Haufen leben,

ringsum von fünfhunderttausend Quadratkilometer öder Philisterei umgeben, ohne Kunst, ohne Wissenschaft, ohne Gesellschaft, „agri deserti“ (wüste Äcker) in jeder geistigen Beziehung! Welches ungestaltete monströse Chaos stellt Rußland dar; ein nur dank dem Trägheitsgesetz zusammenhängendes Konglomerat! Welch schwaches Ideal im schönen Österreich, nur durch die Loyalität gegen das Haus Habsburg aneinandergekittet zu sein, sonst alle Teile feindlich auseinanderstrebend! Und wie ist England gesunken, seitdem es das angestammte aristokratische Regierungsprinzip aufopferte, um nur noch nach Geld zu fragen! Hingegen lebt jeder einzelne Fleck Deutschlands, weil mannigfaltigste historische Tradition hier überall noch webt und gestaltet, weil hier allein die Gegenwart aus der Vergangenheit hervorwächst. Die Königtümer, die Herzogtümer, die freien Städte, die demokratischen und die aristokratischen Regierungsformen: aus dem allen sprießt ja ein Leben, wie es noch nie gesehen wurde. Um Gotteswillen keine Unifizierung und Uniformierung; Deutschland ist darum eine wahre, organische Einheit, weil es aus Teilen besteht! Das heutige Deutsche Reich ist ein völlig neues Gebilde in der Geschichte der Menschheit; darum kann und soll und muß und wird es neue Formen des politischen Lebens gebären (hat es auch zum Teil schon getan). Weg mit französischen und englischen Vorbildern!

Nicht weniger muß das politische Deutschland neue Wege in der ganzen Auffassung des Verhältnisses zu anderen Staaten einschlagen. Hier hat Bismarck den Weg vorgezeichnet. An Stelle der hergebrachten „Diplomatie“ lehrte er Staatskunst üben, eine neue, echt deutsche Staatskunst: verschwiegen, aber nicht verlogen, klug, aber nicht machiavellistisch, mutig bis zur Tollkühnheit, doch in Wahrheit ebenso besonnen und berechnet, wie ein Feldzugsplan des deutschen Generalstabes. Nach Bismarcks bedauerlich verfrühtem Abgang aber geriet Deutschland sofort wieder auf die fremden Irrwege. Man achtete nicht jene Hauptwahrheit: daß ein Staatsmann bei Gelegenheit einen vorzüglichen Diplomaten abgeben kann (siehe Bismarck in Petersburg und in Paris), niemals aber ein regelrechter Diplomat den Stoff zu einem echten Staatsmann in sich trägt. Kein größeres Unglück konnte Deutschland begegnen, als wieder unter Metternichsche Regierungsprinzipien zu geraten. Man werfe nicht ein, die Geschichte kenne nur einen Bismarck; Grundsätze wirken mit Macht, sobald sie klar erkannt und tapfer ergriffen werden; sie geben die Richtung und zeugen sich die richtigen Männer, genau so wie im Kriege auf einmal die genialen Generäle auftauchen, die im Frieden kein Mensch erraten hatte. Nein, an richtigen Männern fehlt es Deutschland auch hier gewiß nicht; nur muß ihnen Platz gemacht werden. Darum vor allem: hinweg mit der alten Diplomatenschule! Nicht einmal innerhalb dieser eigentlichen „Diplomatie“ besteht irgendein Deutscher gegen die Greys und Delcassés und Iswolskis und wie sie alle heißen; das Beste an dem falschen System der nachbismarckischen Zeit war noch, daß man auf die gefährlichsten Posten so ehrliche, einfältige Männer sandte, unfähig, Arges zu denken; so kam wenigstens ein deutscher Zug inmitten des ganzen undeutschen Gebarens zur Geltung. Jetzt aber muß es anders werden, sonst unterliegt das politische Deutschland trotz aller Siege des militärischen Deutschland. Um Gotteswillen, keine Botschafterkonferenzen mehr! . . .

Das russische Ideal des praktischen Menschen

Es ist kein Geringerer als F. M. Dostojewski, der es zeichnet, und zwar im dritten Teil seines „Idiot“. Wir wollen gleich verraten, daß das russische Ideal des praktischen Menschen der russische General ist, denn dann wissen wir auch gleich, wie — ernst es Dostojewski mit seiner Beweisführung ist. Auch wir haben ja eine kleine Ahnung von den „Verdiensten“ des russischen Generals, und nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden. Eigentlich kann man ja auch nur im Frieden und in der Ruhe wirklich praktisch sein. Also:

„Es wird bei uns oft geklagt, daß wir keine praktischen Leute hätten; Staatsmänner zum Beispiel gäbe es unzählige, Generäle nicht minder; Beamte und alle Arten von Räten könne man sogleich in beliebiger Anzahl zur Stelle schaffen — aber praktische Leute gäbe es bei uns trotzdem nicht. Wenigstens klagen alle, daß es sie nicht gäbe. Nicht einmal ein anständiges Eisenbahnpersonal hätten wir auf manchen Strecken aufzuweisen, und die Verwaltung irgendeiner Dampfschiffahrtsgesellschaft zustande zu bringen, sei, wenn man sich eine auch nur einigermaßen erträgliche wünsche, bei uns in Rußland ganz unmöglich. Dort, hört man, sind zwei Eisenbahnzüge zusammengestoßen, oder auf einer neueröffneten Strecke ist eine ganze Brücke mitsamt einigen Waggons eingestürzt; hier, heißt es, hat ein Zug auf offenem Felde fast überwintert; die Fahrt sollte nur ein paar Stunden dauern, man blieb aber ganze fünf Tage im Schnee stecken. Dort, wird erzählt, faulen mehrere tausend Pfund Fracht in den Waggons auf ein und derselben Station und warten drei Monate vergeblich auf Weiterbeförderung, und als ein Kaufmann — es klingt fast unglaublich! — einem der Verwalter oder Oberaufseher mit dem Gesuch um die Zustellung der Waren seines Lieferanten lästig geworden war, da hat ihm dieser statt der lagernden Ware eine administrative Ohrfeige verabfolgt und das nachher noch damit zu rechtfertigen gesucht, daß er es ‚im Eifer' getan habe. Man sollte meinen, daß wir doch nachgerade genügend Amts-, Rats-, Gerichts- und noch andere Personen im Staatsdienst haben — in Wirklichkeit kann einem geradezu angst und bange werden vor ihrer unabsehbaren Anzahl! Alle haben im Staatsdienst gestanden, alle stehen darin, und alle haben die Absicht, in Staatsdienste zu treten — wie sollte man da aus einem solchen Stoff nicht eine gute Verwaltung zustande bringen, selbst wenn es sich nur um eine Dampfschiffahrtsgesellschaft handelt?!

Auf diese Frage wird uns aber eine so einfache Antwort zuteil, eine so einfache, daß man dieser Erklärung überhaupt nicht glauben will.

Freilich, heißt es, freilich stehen bei uns alle in Staatsdienst, oder wenn sie im Augenblick nicht darin stehen, dann haben sie darin gestanden oder werden darin stehen, und das geht bei uns schon so seit zweihundert Jahren nach dem schönsten deutschen Vorbild von Urgroßvätern bis zu den Urgroßkindern, — aber gerade die Staatsbeamten, gerade die sind die unpraktischsten Leute der Welt, und es ist ja bei uns sogar so weit gekommen, daß die ‚Abstraktheit', wenn man sich so ausdrücken darf, und die Mangelhaftigkeit des praktischen Wissens unter den Staatsdienern selbst noch vor kurzem fast als größte Tugend und beste Empfehlung betrachtet wurden. Übrigens sind wir da vom Thema etwas abgekommen, wir wollten ja nur von den ‚praktischen' Leuten reden. Was nun diese betrifft, so wird wohl niemand leugnen wollen, daß Zaghaftigkeit und der absoluteste Mangel an eigener Initiative bei uns stets für das sicherste und beste Anzeichen eines praktischen Menschen gehalten worden sind — und sogar jetzt noch gehalten werden. Doch weshalb immer nur sich selbst beschuldigen und sich Vorwürfe machen ... das heißt, wenn diese Ansicht überhaupt einen Vorwurf in sich schließt? Der Mangel an Ursprünglichkeit wird doch von jeher in der ganzen Welt für die beste Eigenschaft und beste Empfehlung eines tüchtigen, brauchbaren und praktischen Menschen gehalten, und wenigstens neunundneunzig Prozent der ganzen Menschheit — es ist das sogar noch sehr niedrig gegriffen — sind immer dieser Ansicht gewesen, und höchstens einer vom Hundert hat beständig anders geurteilt und urteilt auch jetzt noch anders.

Die größten Erfinder und Genies sind fast immer zu Beginn ihrer Laufbahnen — sehr oft aber auch noch bei deren Abschluß — von der Gesellschaft für nichts weniger als ausgesprochene Dummköpfe gehalten worden: dazu bedarf es keiner Beweise. Wenn nun im Laufe von mehreren Jahrzehnten alle Welt ihr Geld auf die Bank schleppte und Milliarden dort zu vier Prozent zusammensparte, so mußte natürlich, als es mit der Bank schließlich einmal ein Ende nahm und die guten Leute sich wieder auf ihre eigene Initiative angewiesen sahen, die Mehrzahl dieser Millionen im Aktionärfieber oder in den Händen von Betrügern verloren gehen, — und da



hatte man denn, was Anstand und Sittlichkeit verlangten! Gerade die Sittlichkeit; denn wenn die ‚sittliche' Zaghaftigkeit und der ‚anständige' Mangel an Originalität bei uns bis jetzt nach allgemeiner Überzeugung die notwendigsten Eigenschaften eines tüchtigen und brauchbaren Menschen sind, so wäre es doch gar zu unanständig und unsittlich, seine Überzeugung plötzlich zu verändern! Welche zärtlich liebende Mutter wird nicht erschrecken und vor Angst womöglich erkranken, wenn ihr Sohn oder ihre Tochter auch nur ein wenig aus dem Geleise gerät? ‚Nein, mag es lieber glücklich sein und ohne Originalität in Zufriedenheit und im Wohlstande leben', denkt jede Mutter, wenn sie ihr Kind wiegt. Und unsere Ammen singen doch mit Vorliebe Wiegenlieder, in denen sie die Zukunft des Kindes so schön als nur möglich ausmalen: ‚Wirst noch goldne Kleider tragen, wirst einst ein großer General sein!' Wenn aber unseren Kinderfrauen das Generalsein als höchstes russisches Glück erscheint, so muß das doch das populärste nationale Ideal ruhiger, herrlicher Seligkeit sein! Und in der Tat: wer kann bei uns, wenn er vorschriftsmäßig die Prüfungen bestanden und fünfunddreißig Jahre abgedient hat, schließlich nicht General werden und sich auf der Bank eine gewisse Summe zusammensparen? So hat sich denn der Russe fast ohne jede eigene Anstrengung schließlich den Ruf eines praktischen Menschen erworben. Genau genommen konnte ja bei uns nur der originelle, d. h. der unruhige Mensch nicht General werden ..."

Das perfide Albion

Durch die Verschiebung aller Verhältnisse, wie sie mit dem Kriege eingetreten ist, hat sich auch der Gesichtspunkt verändert, von dem aus wir die Erscheinungen des Büchermarktes betrachten. Ein Buch, das vor wenigen Wochen noch als „hochaktuell" bezeichnet wurde, läßt uns heute ganz gleichgültig. Bei anderen gilt die besondere Teilnahme einzelnen Abschnitten, die noch vor kurzem uns gleichgültig gelassen hätten. Das gilt z. B. bei dem letzten Bande der oft rühmend erwähnten Memoiren-Bibliothek des Verlages Robert Lutz in Stuttgart, von Ibrahim-Manzour-Efendis Erinnerungen an „Ali Pascha, Tyrann von Albanien" (geh. 4,50 M, geb. 6 M).

Dieses Buch verdiente in der Tat als hochaktuell bezeichnet zu werden, weil in einem Lande, das so gut wie gar keine kulturelle Entwicklung hat, hundert Jahre nichts bedeuten, und die genauen Beobachtungen und treffenden Beurteilungen, die der Verfasser vor hundert Jahren in Albanien anstellte, auch für die Beurteilung der heutigen Verhältnisse von größtem Werte sind. Aber was ist uns heute Albanien? Viel weniger noch sind wir gewillt, uns in psycho-pathologische Studien einzulassen, und ich glaube, daß schon die wenigen Wochen eine solche Läuterung des Lesergeschmackes herbeigeführt haben, daß der Hinweis auf Sexual-Pathologie und die nur allzu gerechtfertigte Bezeichnung Ali Paschas als „verbrecherisches Ungeheuer, das von Blut und Wollust trieft", gar nicht mehr zu „ziehen" vermag. Gleichwohl bleibt es Tatsache, daß dieser Ali Pascha, der es vom Straßenräuber bis zu dem von ganz Europa anerkannten unumschränkten Herrscher von Albanien gebracht hat, eine geschichtlich außerordentlich fesselnde Gestalt ist, und daß diese von einem scharf zusehenden Europäer geschriebenen Erinnerungen ein für alle Zeiten rein durch sich selbst, ohne Mitwirkung äußerer Umstände packendes Bild von Land und Leuten entrollen. Ibrahim-Manzour-Efendi war ein geborener Straßburger, der nach den tollsten Abenteuern zu einer hohen militärischen Stellung im Staate Ali Paschas gelangt war und für seine Memoiren, wie der Herausgeber Dr. E. Schulz nachweist, durchaus Glauben verdient.

Rückt so das Buch als Ganzes in unserer tief erregten Zeit in die Reihe einer fesselnden Unterhaltungslektüre, so wird gerade das zwölfte Kapitel, das man noch vor wenigen Wochen als minderwertige geschichtliche Abschweifung hingenommen hätte, von packendem

Gegenwartswert, weil es mit grausamer Schärfe enthüllt, wie Englands Politik zu allen Zeiten nur von den gemeinsten Krämerinstinkten geleitet war. Wie heute, waren vor hundert Jahren die in England so beliebten Worte vom Schutz des Christentums, Schutz der Schwachen, von Rassentreue eben nichts als Worte, die um so lauter erschallten, je mehr die gleichzeitigen Handlungen in schärfstem Widerspruch dazu standen. Das Kapitel ist überschrieben: „Parga, der Schandfleck europäischer Politik und Perfidie“. Statt europäisch sollte es heißen: „englischer Politik und Perfidie“.

Die Stadt Parga und ihr Gebiet liegen an der Südwestküste von Epirus, gegenüber der Insel Paxos. Sie hat zwei kleine Häfen, hinter denen sie sich amphitheatralisch aufbaut. Seit dem Mittelalter war die Stadt in venezianischem Besitz gewesen und von der Republik mit jener stolzen Vornehmheit behandelt worden, die die Kolonisationstätigkeit dieser wirklich königlichen Kaufleute ausgezeichnet hat. Durch den Zusammenbruch der venetischen Republik (1797) ging auch diese Kolonie verloren, die nach einer kurzen Zwischenherrschaft der Russen die Franzosen besetzt hielten. Es war denn auch der französische Generalkonsul Pouquéville, von dem wir auch ein bedeutsames Buch über Ali Pascha haben, dem es gelang, einen im April 1814 von Ali Pascha auf Parga gemachten Anschlag zu hintertreiben. Er hatte rechtzeitig die kleine französische Besatzung von den Absichten des albanischen Tyrannen, der nach seiner alten Räubergewohnheit die Stadt überrumpeln zu können hoffte, benachrichtigt, und so holte sich Alis Armee blutige Köpfe. Die Parganer erwiesen sich aber wenig dankbar dafür, daß die Franzosen sie vor der Grausamkeit des wahnwitzigen Christenhassers geschützt hatten. Mit einer, wie Ibrahim-Manzour-Efendi sich ausdrückt, „echt griechischen Treulosigkeit“ holten sie sich noch bei dem französischen General in Korfu allerlei Unterstützungen an Geld, Lebensmitteln und Schießvorräten und hielten dann „im Angesicht von Korfu am Heck die französische Flagge auf die englische Flotte zu, die in diesen Gewässern kreuzte, und lieferten den Engländern ihre Lebensmittel und die Schießvorräte aus. Dann verhandelten sie mit ihnen über den Verkauf ihrer Stadt. Man kam überein, daß die Archonten zur Nachtzeit mit den Käufern nach Parga zurückkehren sollten. Und der Verrat glückte. Die Engländer kennen diese Art von Kriegführung gut. Oberst Nicole und seine sechzig Franzosen wurden überrascht und gezwungen, Parga zu räumen. Die Tapferen begaben sich nach Korfu. Die Parganer aber bekamen bald den Lohn für ihren Verrat. Die Engländer, an die sie sich verkauft hatten, verkauften sie ihrerseits weiter.“

Ibrahim ist um so mehr in der Lage, eine genaue Schilderung der ganzen Vorgänge zu geben, als er Augenzeuge war. Es sei nun vorausgeschickt, daß Ali Pascha sich überall als grausamster Christenverfolger gezeigt hatte, der mit unsagbarer Tücke durch Verrat und List die Christen seines Reiches mit einer Grausamkeit ausgerottet hatte, gegen die selbst die ausschweifendste Quälerwollust der römischen Kaiser zur Zeit der Christenverfolgung verblaßt. Doch hören wir nun die Erzählung Ibrahim-Manzour-Efendis: „Nachdem sie sich an die Engländer verkauft hatten, zweifelten die Parganer nicht daran, daß sie unter dem Schutze der britischen Flagge einer ruhigen Zukunft entgegengingen. Nichtsdestoweniger ließen sich einige vom Golde und den Versprechungen Ali Paschas kaufen, um ihr Vaterland dem Tyrannen in die Hände zu spielen. Ich sah in Janina (der Residenz Alis) einige, die eifrig dem zukünftigen Zerstörer ihrer Heimat ihre Aufwartung machten ... Ali Pascha fuhr inzwischen fort, seine geheimen Fäden in Konstantinopel, in London, in Korfu, in Malta, in Janina und in Parga selbst zu spinnen, um endlich Herr dieser Stadt zu werden, die seit fünfzehn Jahren der einzige Platz an der Küste war, der sich noch in Händen der Christen befand. Das gerade reizte seine Begehrlichkeit, die durch die Widerstände und das Verlangen, sich an den Parganern zu rächen, noch mehr angestachelt wurde. Dumpfe Gerüchte gingen seit einiger Zeit um und wagten sich 1817 in die Öffentlichkeit. Man sprach laut davon, daß Parga an Ali Pascha abgetreten werden sollte. Er selbst behauptete dagegen, daß es nur an seinen Souverän, Sultan

Mahmud, übergeben werde, und daß er nur für ihn mit dem Eifer eines treuen Untertanen und ergebenen Sklaven arbeite. Ich habe diese Worte verschiedene Male aus seinem Munde gehört, wenn er von der Angelegenheit sprach, die Ali Pascha und den Parganern gleicherweise viel Unruhe und Ärger bereitete. Jetzt bereuten sie, daß sie in unwürdiger Weise die Franzosen zugunsten der Engländer verraten hatten. Aber ihre Reue war überflüssig und kam zu spät, um das Unheil abzuwenden. Die englische Flagge wehte über den Mauern dieser verräterischen Stadt und sollte ihren Platz bald vor dem türkischen Halbmond räumen ... Es gab viele Leute, die wie ich die Abtretung Pargas einfach nicht glauben konnten. Was konnte in der Tat England bewegen, eine solche Ungerechtigkeit zu begehen? England hatte kein anderes Recht über die Jonische Republik als das eines einfachen Protektorates. England zuliebe hatten sich überdies die Parganer entehrt und die Franzosen verraten, deren Krieger und Diplomaten ihnen so viele Beweise von Hingebung und ehrlichem Handeln gegeben hatten. England hatte demnach mehr Pflichten gegen die Parganer zu erfüllen, als alle anderen Regierungen, die abwechselnd die Schutzherrschaft ausgeübt hatten. Denn die Venezianer, die Russen und ganz besonders die Franzosen hatten viele Opfer für die Parganer gebracht, ohne daß diese je das geringste zum Vorteil ihrer Beschützer getan hätten. Für die Engländer hatten sie dagegen etwas getan; denn ohne die Verräterei der Parganer wären diese nie Herren der Landes geworden, ohne daß sie nur einen Schuß zu tun brauchten. England durfte nicht über etwas verfügen, was ihm gar nicht gehörte, und durfte sich gar nicht in Sachen eines Landes mischen, das seiner Macht nicht unterworfen war. Wie konnte es wagen, das Eigentum eines freien Volkes zu verkaufen? Wie wagen, das Volk zu zwingen, seine Heimat zu verlassen oder einem Henker wie Ali Pascha in die Hände zu fallen? England befand sich zudem in einer viel günstigeren Lage, als es Parga verkaufte, denn je zuvor. Der Vertrag über Pargas Verkauf wurde nämlich 1816, 1817 und 1818 geschlossen. Im Mai 1819 fand dann die Auslieferung statt. Was konnte England zu einer so schmachvollen Nachgiebigkeit veranlassen? Die paar elenden bewaffneten Barken des Tyrannen konnten doch seiner furchtbaren Flotte nicht gefährlich werden. Konnte dies verächtliche Ungeheuer der kleinsten Macht in Europa irgendwelche Angst einjagen? Am wenigsten doch England! Trotzdem war es erstaunlich, mitanzusehen, welche Ergebenheit und Ehrerbietung die englischen Behörden von Malta und den Jonischen Inseln dem feilen und gemeinen Tyrannen bezeigten. Ich war entrüstet, wenn ich sah, wie Generäle, mit Orden geschmückt und in hohen Stellungen, politische Unterhändler, Generalkonsuln in größter Hast und Eile, und zwar im Namen Englands, einer der ersten Mächte Europas, zu den Plätzen herbeirannten, die die gnädige Laune des Despoten ihnen anzugeben beliebte, um mit ihm zu verhandeln ... Das tat der geriebene Satrap absichtlich, um seinen Untertanen die Größe seiner Macht zu zeigen. Dafür, daß sie mit einer solchen Ergebenheit zu ihm kamen, gab er ihnen dann verschwenderische Gastmähler ... Und mitten in den Festesfreuden war es, wo er den Preis für das Eigentum Pargas festsetzte, wo man die Vertreibung der Parganer aus ihrem Vaterlande vertraglich festlegte, und wo man auch den Tag der Ausführung bestimmte.

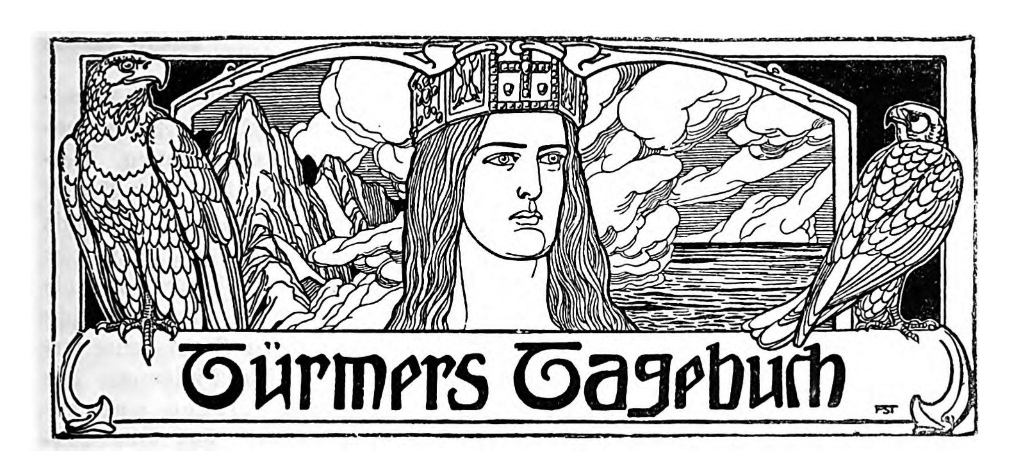
Es ist wichtig zu wissen, daß Ali Pascha sich verpflichtete, den Preis für das unbewegliche Eigentum der Parganer zu zahlen. Man hatte zu diesem Zwecke von beiden Seiten Kommissare und Sachverständige ernannt, um die Ländereien und Häuser abzuschätzen. Dieser Schritt wurde in England genehmigt, obgleich Ali Pascha seinen ganzen Einfluß und alle Verschlagenheit aufbot, daß die Abschätzung möglichst zugunsten seiner Börse ausfiel und folglich zum größten Schaden der vergewaltigten Eigentümer. Trotzdem setzte der mächtige Despot eine zweite Abschätzung durch, bei der dann das Grundeigentum von Parga viel niedriger taxiert wurde, als das erstemal, obgleich der erste Preis schon unter dem wirklichen Werte war. So wurden denn die Parganer von den Engländern gezwungen, um nicht in Sklaverei zu geraten oder den Tod zu erleiden, das Land zu verlassen, das sie hatte geboren werden

sehen, sie genährt hatte, und wo ihre Vorfahren jahrhundertelang schon gewohnt hatten, ehe noch ein englisches Schiff das Jonische Meer befuhr. Alles mußten sie aufgeben, die Häuser, die sie gebaut, die Bäume, die sie gepflanzt, ihre Länder, die sie mit Fleiß urbar gemacht hatten, alles mußten sie ihrem Feinde abtreten, selbst ihre Gotteshäuser, in denen sie Gott verehrten. Das verursachten nun dieselben Engländer, die den Tanz verschmähen und Musik am Sonntag verbieten, um den Sonntag besser zu heiligen! Die Engländer hätten sich in diesem Falle die Türken selbst als Beispiel nehmen können, die keinen Platz freiwillig abtreten, sobald eine Moschee in ihm erbaut ist. Die Engländer waren weit entfernt, solch frommes Beispiel der Türken nachzuahmen ... Die Parganer veranstalteten öffentliche Gebete, beteten zu der heiligen Jungfrau, zu den Märtyrern und zu den Heiligen, daß sie sie von den Engländern, ihren Beschützern, und Ali Pascha, ihrem Verfolger, befreien möchten. Nach allem, was mir Leute erzählten, die zu jener Zeit in Parga waren, war es ein herzzerreißendes Schauspiel, zu sehen, wie ein ganzes Volk ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, in Tränen gebadet, hingestreckt zu den Füßen seiner Altäre, Gelübde darbrachte zur Rettung des Vaterlandes, das von dem schlimmsten Unheil bedroht war. Aber Gott, der offensichtlich die Parganer strafen wollte, machte die Herzen der Engländer unempfindlich gegen alles, was ein solcher Anblick hätte einflößen müssen.

Endlich kommt der schicksalsschwere Tag. Am 10. Mai 1819 verkündet der Kommandant den bestürzten Einwohnern, daß ihre Stadt den Türken abgetreten werden würde. Von diesem Augenblicke an wurden die Parganer wieder zu Männern. Sie zeigten einen Charakter, der nicht nur ihr früheres häßliches Benehmen auszulöschen geeignet ist, sondern ihnen die Achtung, das Interesse, das Mitgefühl und das Lob jedes Menschen, der Gemüt und Verstand hat, wieder zuwendet, gleichgültig, welchen Volkes und welcher Religion er sei. Die Parganer hörten voll Entrüstung von dem Heranziehen der Truppen Ali Paschas, denen die Engländer sie überlassen wollten. Die Verzweiflung brachte sie zu dem nötigen Handeln, und sie taten es, mit aller Entschiedenheit, wie die Umstände es erforderten. Sie eilten zu den Waffen und legten den Schwur ab, eher unter den Trümmern ihrer Heimat zu sterben, wenn nur ein einziger Türke seinen Fuß auf ihr Gebiet setzte, bevor sie es vollständig und für immer verlassen hätten. Sie beschlossen einstimmig, ihre Frauen und Kinder zu töten, wenn man ihnen keine Zeit ließ, sie vor der Ankunft der Türken einzuschiffen. Zum englischen Kommandanten schickten sie sodann eine Abordnung, um diesem ihren Entschluß mitzuteilen. Sie erklärten ihm weiter im entschiedensten Tone, wenn man die Türken hereinlasse, ehe sie die Stadt geräumt hätten, so würden sie nach Tötung ihrer Kinder und Frauen sich gleicherweise auf Türken und Engländer stürzen und bis auf den letzten Mann kämpfen; und das sollte ihren Feinden teuer zu stehen kommen. Der Befehlshaber von Parga fürchtete sehr ihre Verzweiflung und schickte sofort im Einvernehmen mit ihnen einen Engländer an den High-Commissionar Maitland, um ihm den Entschluß mitzuteilen und ihn zu bitten, bei Ali Pascha vorstellig zu werden und den Marsch seiner Barbarenhorden aufzuhalten."

Lord Maitland wußte denn auch sehr geschickt die Beliebtheit auszunutzen, die sich General Adam, der Befehlshaber von Korfu, bei den Parganern dadurch erworben hatte, daß er gegen den Verkauf aufgetreten war. Er schickte ihn hin, um die aufständische Stadt zu beruhigen und Ali Pascha so lange zurückzuhalten, bis die Parganer ihre Heimat verlassen hatten, so daß sie wenigstens dem ihnen zugedachten Blutbad entrannen. Am 10. Mai 1819 hielt Ali Pascha seinen Einzug. Statt der ursprünglich angesetzten zehn Millionen Franken, die ohnehin ein lächerlicher Preis waren, erhielten die verschacherten Parganer kaum drei Millionen. Das vornehme, reiche England ließ die Unglücklichen, die sich seinem Schutz überantwortet hatten, in trostlosester Lage auf Korfu verkommen. So hatte es ohne irgendwelchen Zwang, lediglich aus kalten rechnerischen Absichten das letzte Bollwerk der Christen in Epirus an die Türken verschachert. K. St.





Der Krieg

Sollte es wirklich in Deutschland politisch Urteilsfähige geben, die an das Märchen von „Belgiens Neutralität“ geglaubt haben? Nur selbstgewollte Blindheit konnte sich ein solches Opfer der eigenen Einsicht auferlegen. War eine Neutralität Belgiens schon aus politisch-strategischen Gründen etwa dem Problem der Quadratur des Kreises gleichzusetzen, so sind darüber hinaus schon lange vor dem Krieg Tatsachen und Äußerungen genug, auch in der breiten Öffentlichkeit, bekannt geworden, die deutlich bewiesen, daß man auf der gegnerischen Seite auch keineswegs gewillt war, über dieses selbstgewobene Lügengespinst zu stolpern. Es sei nur an den Aufsatz der „English Review“ vom August 1913 erinnert, in dem Lord Roberts — natürlich unter dem Vorwande, einen deutschen Überfall abzuwehren — ganz unverblümt erklärte, daß er schon im Herbst 1911 „bereit“ war: „Unser Expeditionskorps war bereit, jeden Moment nach Flandern (!) eingeschifft zu werden, um sich an der Aufrechterhaltung des europäischen Machtgleichgewichts zu beteiligen.“

Nun hat die deutsche Heeresverwaltung nach der Eroberung Antwerpens in den Archiven des belgischen Generalstabs auch den urkundlichen Beweis dafür ermittelt, daß Belgien, weit davon entfernt, neutral zu bleiben, auf Anstiften Englands mit England und Frankreich ein Abkommen getroffen hatte, das ehrlich und richtig nur als eine Militärkonvention bezeichnet werden kann. Das „neutrale“ Belgien war also nichts mehr und nichts weniger als Verbündeter Englands und Frankreichs! Eine geradezu vernichtende Enthüllung für die schmutzige Verlogenheit und abgründige Heuchelei der britischen und belgischen Diplomatie. Die ganze „Rechtsgrundlage“ des Krieges, die England und Belgien in trautem Verein mit Frankreich sich zurechtgemacht haben, um ihre eigenen Bürger über die wahren Beweggründe ihres Vorgehens zu täuschen und das neutrale Ausland gegen die verhaßten Deutschen, diese „Rechtsbrecher“ und wüsten „Barbaren“, zu verhetzen, ist wie ein Kartenhaus in alle Winde zerstoben. „Wir kennen jetzt“, bucht der „Schwäbische Merkur“, „die un-

widerlegliche Tatsache, daß England und Belgien im Einvernehmen mit Frankreich schon im Jahre 1906 einen gemeinsamen Operationsplan für das Zusammenwirken englisch-belgischer Streitkräfte gegen Deutschland vereinbart hatten. Vergebens hat der belgische Gesandte am Berliner Hof, Baron Greindl, dessen Bericht vom 23. Dezember 1911 seiner Loyalität ein nicht minder glänzendes Zeugnis ausstellt wie seiner politischen Einsicht, die völkerrechtswidrige und gefährliche Einseitigkeit derartiger Abmachungen in das hellste Licht gerückt. Baron Greindls prophetische Mahnungen vermochten weder Englands noch Belgiens deutschfeindliche Politik zu ändern. Dem belgischen Volk aber, dessen Staat heute zerschmettert am Boden liegt, und dem englischen Volk, dessen Diplomatie die eigenen Volksgenossen in bezug auf den Kriegsgrund belogen und betrogen hat, müssen jetzt die beschämende Erfahrung machen, daß eine Veröffentlichung belgischer Aktenstücke die Urheber des heuchlerischen Gaukelspiels an den Schandpfahl bringt. Dieser Wahrheit den Weg in die belgischen Gemüter und nach Großbritannien zu verlegen, kann nur für eine kurze Spanne Zeit gelingen. Dem neutralen Ausland aber werden sofort die Augen über das Spiel aufgehen, das Grey und der König von Belgien getrieben haben, als sie die in der Notwehr begangene formale Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland uns zum Verbrechen anrechneten, und sie werden nach Gebühr auch die Skrupellosigkeit beurteilen, womit England, heute ein vermeintlicher Paladin der Neutralität Belgiens, zur Verletzung der holländischen Neutralität gleichfalls entschlossen war."

Wie hört sich jetzt das große Wehegeschrei Belgiens über die Verletzung seiner „Neutralität" an? Wie die tiefen Brusttöne sittlicher Entrüstung des Grey und Asquith, des Poincaré und Genossen über die deutschen „Einbrecher" und „Räuber"? „Welcher Grad dreister Heuchelei", bemerkt die „Frankf. Ztg.", „gehörte für die britischen Minister dazu, um in Kenntnis dieser gegen Deutschlands Sicherheit und Existenz gerichteten Pläne die Sprache zu führen, mit der sie über die Wahrung der belgischen Neutralität verhandelten, welcher Gipfel widerwärtiger Lüge, um vor dem Parlament und in zahllosen Versammlungen in salbungsvollen Worten England als den Hort und Schützer des Rechts hinzustellen! Daß auch der britische König diese verlogenen Phrasen in seiner Thronrede aussprach, darf man ihm nicht so sehr zur Last legen, als seiner Regierung; denn bei der Stellung, die der jetzige König in England einnimmt, ist es keineswegs sicher, daß man ihm mehr davon mitgeteilt hat als dem Volke.

Der deutsche Reichskanzler hat bei Beginn des Krieges im Reichstag offen und freimütig den Einmarsch in Belgien als eine Verletzung des Völkerrechts zugegeben. Sicherlich wußte damals schon die deutsche Regierung manches über die Haltung der belgischen Regierung. Den dokumentarischen Beweis hat sie jetzt gefunden. Sie hätte vielleicht von vornherein sich auf den Standpunkt stellen können, daß eine Verletzung der Neutralität nicht vorliege, da Belgien gar kein wirklich neutraler Staat mehr sei. Daß sie es nicht getan hat, beweist, wie geradlinig und offen die Wege Deutschlands bei Beginn dieses Krieges gewesen sind. Die Neutralität Belgiens ist nur der Form nach verletzt worden, in der Tat war

sie wirklich schon längst ein ‚Stück Papier‘, wie der Kanzler sie dem britischen Botschafter gegenüber bezeichnet hat.“

Ich meine nun doch, daß, wo eine Neutralität überhaupt nicht vorhanden war, sie auch nicht verletzt werden konnte und daher eine „Verletzung“ dieses nicht vorhandenen Rechtsgutes auch nicht „offen und freimütig“ zugegeben zu werden brauchte noch durfte. Ebenso bedaure ich, derartige, sachlich unbegründete, politisch mindestens überflüssige Zugeständnisse weniger als Beweis für unsere „Geradlinigkeit“ und „Offenheit“ werten zu können, denn als Beweis für das unselige, wie es scheint unausrottbare deutsche Bedürfnis, sich selbst zu kasteien und vor dem Auslande ins Unrecht zu setzen. Und nun gar die Wendung mit dem „Stück Papier“! Die Deutschen in Amerika wissen ein Lied davon zu singen, welches Unheil mit diesem Zugeständnis eines tatsächlichen Rechtes, das dennoch für den deutschen Reichskanzler einen bloßen Wisch bedeute, in der gesamten angloamerikanischen Presse angerichtet worden ist. Keines dieser Blätter, das nicht Tag für Tag sich darauf beriefe, daß für den deutschen Reichskanzler Verträge keinen höheren Wert hätten, als ein „Wisch Papier“. Nachdem das Regierungsblatt sich selbst umständlich mit dem Nachweis bemüht, daß unseren leitenden Staatsmännern die wirkliche Lage der Dinge keineswegs unbekannt gewesen sei, erscheinen Zugeständnisse und Selbstanklagen dieser Art vollends unverständlich. Wenn an solchen Stellen — und in solchen Zeiten! — die Erkenntnis noch nicht durchgedrungen ist, daß wir mit jeder, wenn auch noch so eingeschränkten Selbstbezichtigung nur unsern Feinden Waffen liefern, die sie nach Belieben und ohne daß wir uns dagegen wehren könnten, umdrehen und vergiften, so kann einem — bei allem überwältigenden Heldentum unserer herrlichen Heere — wirklich angst und bange werden! Wir Deutschen wissen, daß es, wie beim Herrn Reichskanzler, in der Tat Offenheit und Freimütigkeit und Geradlinigkeit ist, aber die anderen verstehen es anders. Sie ziehen daraus nur den Schluß, daß sie es immer noch mit dem „dummen, gutmütigen deutschen Michel“ zu tun haben, und das ist für sie ein sehr — ermutigender Schluß. Denn, so rechnen sie, auch wenn die Karre schief geht — so ganz schlimm kann es ja nicht werden. Sie brauchen uns nur an unseren schwachen Seiten, an unserer Anständigkeit zu fassen und werden uns dann mit schönen Redensarten schon wieder feste einwickeln. Gewiß wollen wir in alle Zukunft zu stolz bleiben, um unsere Sache nach Art der Grey und Genossen mit Lügen zu führen; gewiß wollen wir der klaren Wahrheit die Ehre geben. Aber die „belgische Neutralität“ — Wahrheit?! Müssen wir denn wirklich unseren ganzen Scharfsinn aufbieten, zu gesuchten Spitzfindigkeiten, zu juristischen Scheingründen greifen, nur um in unserem sonnenklaren heiligen Recht den Schatten irgendeines „formellen“ Unrechts auszutifteln und uns damit vor einer Welt schadenfroh grinsender, skrupelloser Todfeinde selbst anzuklagen und zu kasteien?

Nach den Funden in den Archiven des belgischen Generalstabs hat die „Nordd. Allg. Ztg.“ eine Reihe von diplomatischen Aktenstücken zur Vorgeschichte des Krieges veröffentlicht, deren wesentlichen Inhalt die „Voss. Ztg.“ zusammenfaßt und — vielleicht etwas voreilig günstig für unsere Diplomatie — ausdeutet: „Es sind Botschafterberichte an das Berliner Auswärtige Amt, hervorgeholt aus seinen Ge-

heimfächern, um zu zeigen, wie die Fäden um uns allmählich zusammengezogen wurden, und wie wir's merkten. Im März 1913 läuft in der Wilhelmstraße ein hochwichtiger Bericht ein: der Botschafter erinnert daran, daß militärische Abmachungen zwischen England und Frankreich schon früher bekannt gewesen seien, und teilt den wesentlichen Inhalt einer seither geschlossenen englisch-französischen Marinekonvention mit. Und er kann auch enthüllen, wie es sich mit diesen Heer- und Flottenkonventionen vor Abschluß eines Bündnisses — dem sie sonst nachzufolgen pflegen — verhält. Seit dem 22. November 1912 ist das Bündnis tatsächlich geschlossen. Nur nicht formell; denn die englische Verfassung läßt kein Geheimbündnis zu, und die englische Praxis muß darum die Form finden, die Verfassung zu umgehen. Das war geschehen durch den Austausch von Briefen zwischen Sir Edward Grey und dem Botschafter Paul Cambon, des Sinnes: man bestätige einander, daß die gemeinsamen Pläne der General- und Admiralstäbe England und Frankreich nicht verpflichteten, gemeinsam zu handeln. Gegebenenfalls aber, sobald man gemeinsam zu handeln beschließen würde, sollten jene Pläne hervorgeholt werden. Kein Bündnisvertrag, dieser Briefwechsel! Man ist bloß auf alle Möglichkeiten gefaßt, etwa wie der Mann, der abends mit geladenem Gewehr in den Forst geht — er könnte doch dort überfallen werden. Daß er zu wildern denkt, leugnet er entschieden. Das war Englands Bewegungsfreiheit! Spätestens seit März 1913 hat unser Auswärtiges Amt das englisch-französische Bündnis gekannt. Man vergegenwärtigt sich die Ereignisse jenes Monats. Gegen Mitte März 1913 wurde von der deutschen Regierung bekanntgegeben, daß die Notwendigkeit der Heeresverstärkung in den Beratungen der maßgebenden Persönlichkeiten einmütig anerkannt worden sei, und daß man sich über die Grundsätze für die Kostendeckung der Wehrvorlage geeinigt habe. Gleichzeitig wurde (12. März) eine amtliche Erklärung erlassen, in der ein ruhiges Urteil über die europäische Lage zu dem Schluß führte: ‚Solange der ewige Weltfriede noch nicht garantiert ist', müsse Deutschland mit einem Krieg um seine Existenz nach mehreren Fronten rechnen. ‚Für eine solche Eventualität, die Deutschland gegen seinen Willen aufgenötigt werden kann, soll die neue Wehrvorlage Vorsorge treffen ... Die Überzeugung, daß es unsere Pflicht ist, hierfür Vorsorge zu treffen, ist so sehr Gemeingut des ganzen Volkes, daß sie durch die jeder Grundlage entbehrenden Kriegstreibereien nur entstellt werden kann.' Entschlossen, den Frieden, solang es ginge, zu wahren, wies die deutsche Regierung Befürchtungen, welche die sichtbaren Umtriebe unserer Gegner weckten, nachdrücklich zurück und blieb auf Wache.

Sie hatte rechtzeitig den Abschluß des englisch-französischen Bündnisses erfahren, und sie war in den letzten Monaten vor dem Krieg wohlunterrichtet über das Zustandekommen des englisch-russischen Bündnisses. Das zeigen die weiteren veröffentlichten Aktenstücke. Während König Georgs und Greys Besuchs in Paris (Mai 1914) regt Iswolski militärpolitische Abmachungen zwischen England und Rußland an. Grey wird dafür gewonnen und gewinnt das gesamte englische Kabinett dafür. England, das sich bereits zum Werkzeug des französischen Revanchegedankens gemacht hatte, wird, ohne daß Parlament und Öffentlichkeit etwas ahnen, dem Moskowitertum dienstbar gemacht. Französische Indiskretion läßt

Mitteilungen über eine englisch-russische Flottenkonvention in die Öffentlichkeit dringen. Grey, im Parlament befragt, erwidert mit der zweideutigen Wahrhaftigkeit der Orakel, dem Sinn nach: daß England gegenüber Rußland nicht gebunden sei und sich nicht binden werde. Die Flottenkonvention sollte doch bloß ein Eventualvertrag sein, wie die mit Frankreich. Aber am 26. Mai war der Plan dieser Konvention in Petersburg, in einer Konferenz beim Chef des russischen Marinestabs, festgelegt worden, und dieser heute mitgeteilte Plan hat, wenn zu seiner Verwirklichung auch nicht Zeit gewesen ist, aus einem Grunde für uns ganz besonderes Interesse. Es heißt nämlich darin: ‚Im Gebiete des Bosporus und der Dardanellen sollen zeitweilige Unternehmungen in den Meerengen als strategische Operationen Rußlands im Kriegsfall ins Auge gefaßt werden.‘ Und weiter: ‚Russische Schiffe müßten mit Zustimmung Englands als Basis im östlichen Mittelmeer die englischen Häfen benützen dürfen, ebenso wie die französische Marinekonvention der russischen Flotte gestattet, sich im westlichen Mittelmeer auf die französischen Häfen zu basieren.‘ Daraus ergibt sich, daß die nötigenfalls zu erzwingende Durchfahrt russischer Kriegsschiffe durch die Dardanellen, der Bruch der Neutralität der Türkei, längst ein gemeinsamer russisch-französischer Plan gewesen war und schließlich auch ein gemeinsamer russisch-englischer Plan geworden ist. Und man versteht, welche Rolle die englische Marinemission am Bosporus gespielt hat, warum die Türkei sich ihrer entledigen und die Meerengen sperren mußte.

Wir sind eingekreist worden, unter Georg V. wie unter Edward. England hat sich mit Frankreich und Rußland und Belgien und Japan verbündet, hat sich fremden Haß und Ehrgeiz dienstbar gemacht und die Fremden wiederum in den Dienst seiner brutalen Selbstsucht gestellt: um Deutschland unterzukriegen, wie es immer den Stärksten als seinen Feind betrachtet und unterzukriegen versucht hat. Nach Dokumenten wie den heute veröffentlichten wird man aufhören müssen, von einer deutschen Kriegspartei zu sprechen.“

Aber nicht nur „die Legende von unserer Kriegslust und herausfordernden Kriegsvorbereitung“ werde durch diese Veröffentlichung zerstört, sondern auch die „von unserer diplomatischen Unvorbereitschaft“. Tatsächlich ist, wie die „Deutsche Tageszeitung“ in Erfahrung gebracht hat, der Zweck dieser Veröffentlichungen, zu beweisen, daß die deutsche Diplomatie voll unterrichtet gewesen sei, und daß man die nötigen Folgen hieraus in Gestalt der großen Heeresvorlage gezogen habe. Die näherliegende und wohl auch sachlichere Auffassung: die Veröffentlichungen seien in erster Linie bestimmt, um die Neutralen aufzuklären, wäre also hinfällig.

„Ohne der tatsächlich dem ganzen deutschen Volke am Herzen liegenden Frage in diesem Zusammenhange nähertreten zu wollen, ob die deutsche Diplomatie ihrer Aufgabe gewachsen war und ob sie sich habe überrumpeln lassen, möchten wir uns auf ein paar Worte zu der Sonderfrage beschränken: ‚ob diese jetzt von der „Nordd. Allg. Ztg.“ veröffentlichten Bruchstücke aus diplomatischen Berichten den Beweis liefern, daß die deutsche Diplomatie ihrer Aufgabe gewachsen gewesen sei und sich nicht habe überrumpeln lassen. Wir fassen unser

Urteil ausdrücklich dahin zusammen, daß ein solcher Beweis durch diese Veröffentlichungen nicht erbracht wird.

Das ist schon deshalb selbstverständlich, weil jene Aktenbruchstücke sich untereinander inhaltlich teils widersprechen, teils aneinander vorbeigehen. Ihre Verfasser befanden sich in Paris, in London, in St. Petersburg. Das eine Aktenstück datiert vom März 1913, die anderen aus den Monaten Mai, Juni, Juli 1914. Daraus ein Gesamtbild des Funktionierens, der Tätigkeit und des Standpunktes der deutschen Diplomatie zu gewinnen, ist ganz ausgeschlossen. Was wir sehen, sind Ausschnitte aus Stimmungsbildern diplomatischer Vertreter des Deutschen Reiches, herausgenommen aus allgemeinen Zusammenhängen, die wir nicht kennen. Dazu kommt, daß wir nicht wissen, welchen Einfluß diese Berichtsfragmente auf die Richtung der deutschen Politik und auf das Urteil der in Berlin maßgebenden Persönlichkeiten ausgeübt haben. Das aber ist um so wichtiger, weil, wie gesagt, die Auffassungen der Lage und auch der Personen, besonders Sir Edward Greys, die in den von verschiedenen Verfassern herrührenden verschiedenen Bruchstücken ganz verschieden sind. Alle drei in den Berichten vertretenen Auffassungen können die leitenden Persönlichkeiten mithin sich nicht zugleich zu eigen gemacht haben. Welcher haben sie also beigepflichtet? Wann, so muß man ferner fragen, und wie lange? Eine Antwort hierauf geben uns die Veröffentlichungen nicht.

Wenn man aber amtlich bei uns über die Politik unserer jetzigen Gegner und deren Ziele schon von langer Hand her genau unterrichtet war und auf Grund dieser Unterrichtung seinerzeit auf Vervollständigung der deutschen Rüstung gedrungen hat, so erhebt sich um so ernster die Frage: wie ist es dann möglich gewesen, daß man bis zum letzten Augenblicke geglaubt hat, Großbritannien werde doch vielleicht die Haltung einer Neutralität annehmen, einer ehrlichen Neutralität, die uns als kriegführender Macht von Nutzen gewesen wäre! Die bekannten Berichte über die letzten Unterredungen des Reichskanzlers und des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes mit dem großbritannischen Botschafter, Sir E. Goschen, zeigen völlige Überraschung über die tatsächliche Haltung Großbritanniens, eine Überraschung, die sich u. a. in den Worten Luft machte, damit breche ja die seit Jahren getriebene deutsche Politik der Verständigung mit England völlig zusammen. Die Tatsache dieser Überraschung betont übrigens auch eine eben erschienene Schrift, Englands Mitschuld am Weltkriege, eine Prüfung der amtlichen Veröffentlichungen, besonders der englischen Aktenstücke'. Richtig hätte unseres Erachtens der Titel gelautet: ‚Englands Schuld am Kriege', denn es handelt sich nicht nur um eine Mitschuld.

Genug, will man den Hauptpunkt kurz zum Ausdrucke bringen: so hat es doch wirklich keinen Zweck mehr, in Abrede zu stellen, daß man sich bei uns eben total über Großbritanniens Politik, vor allem aber über die politische Persönlichkeit und den Charakter Sir Edward Greys getäuscht hat, und zwar bis zum Augenblicke der englischen Kriegserklärung. Man hat geglaubt, Sir Edward Grey sei ein ehrlicher, schwacher

und durch Einflüsse von außen bestimmbarer Mann. Heute brauchen wir diese Auffassung wohl nicht mehr zu widerlegen; das ist außerdem früher oft genug geschehen. Sir Edward Grey war klug genug, diesen deutschen Irrtum nicht vorzeitig zu zerstören und sich, wie auch die obengenannte Broschüre ihn nennt, für ‚hin- und herschwankend' halten zu lassen. Danach scheint man also heute noch im Irrtume über die Greysche Persönlichkeit befangen zu sein. Das könnte für die Zukunft bedenklich genug werden!"

Auch die „Frankf. Ztg." meint ungefähr, die deutsche Regierung habe all den widerstreitenden Tatsachen gegenüber die Fahne eines bemerkenswerten „Optimismus" aufgepflanzt und unentwegt hochgehalten, eines „Optimismus", wie wir anderen ihn nicht hätten erschwingen können: „Immer klarer zeigen sich die Fäden, aus denen das furchtbare Gewebe von den Staatsmännern der Deutschlan feindlichen Mächte zurechtgewirkt wurde, und das Ergebnis ist leider für den ehrlichen Friedensfreund sehr niederdrückend. Mehr und mehr erkennen wir, wie allzu gutgläubig und hoffnungsvoll wir den Bemühungen entgegengesehen haben, die uns eine friedliche Verständigung mit England zu versprechen schienen, eine Verständigung, aus der wir schon einen Weltfrieden von sehr langer Dauer erwachsen sahen, eine Verständigung, von der wir hofften, daß sie eine neue Gruppierung der europäischen Mächte und eine Ersetzung des schwankenden Gleichgewichts durch einen festgegründeten Unterbau herbeiführen würde. Auch die deutsche Regierung muß ähnliche Hoffnungen gehabt haben, sie hat es für möglich gehalten, England aus seiner verhängnisvollen Verankerung in der Entente zu lösen und dann eine gesündere Politik in Europa anzubahnen. Daß sie so gedacht hat, scheint uns aus dem berechtigten Unmut hervorzugehen, den der Reichskanzler dem britischen Botschafter Sir E. Goschen gegenüber äußerte, als der Bruch eine Tatsache geworden war. Man kann wohl sagen, daß die deutsche Regierung noch mehr Optimismus bekundet hat als wir anderen; denn aus den Berichten der ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung' ersieht man, daß unsere Diplomatie über das, was hinter den diskret herabgezogenen Vorhängen der Dreiverbandspolitik verhandelt wurde, recht gut unterrichtet war (? Vgl. oben. D. T.) Sie rechnete wohl darauf, daß wenn einmal die Verständigung mit England fertig sei, das Schwergewicht der Interessen ganz von selbst England wenigstens von Rußland abziehen würde. In der Tat konnte man ja auch noch in diesem Frühsommer, als die Frage der englisch-persischen Ölkonzessionen auf der Tagesordnung stand, eher glauben, daß ein Abbau des russisch-britischen Einverständnisses bevorstehe, als daß dieses noch fester werde geschlossen werden. Und doch war man damit beschäftigt, aus dem Einverständnis ein wirkliches Bündnis zu machen. (Also war man doch nicht so gut unterrichtet! D. T.)

Aus den mitgeteilten Berichten, an deren sachlicher Zuverlässigkeit wohl nicht zu zweifeln ist, ersieht man, daß England nach dem englischen Königsbesuch in Paris wirklich ernstlich mit Rußland über ein Marineabkommen verhandelt hat, daß sehr ins einzelne gehende Vorschläge besonders von russischer Seite vorlagen, die sich auf die Ostsee und das Mittelmeer bezogen und u. a. eine Landung russischer Truppen an der pommerschen Küste mit Hilfe englischer

Transportschiffe vorsahen. Es wurde damals schon in der Öffentlichkeit darauf aufmerksam gemacht (durch Prof. Schiemann in der „Kreuz-Ztg." D. T.), daß solche Vorbereitungen im Gange seien. Aber man konnte sich schwer vorstellen, daß eine Regierung, die mit Deutschland über weitgehende Vereinbarungen verhandelte, welche alle Reibungen und Mißverständnisse beseitigen und eine weitere Annäherung zwischen den beiden Nationen anbahnen sollten, und die bei jeder Gelegenheit beteuerte, daß sie die Besserung des Verhältnisses zu Deutschland außerordentlich hochschätze, mit Rußland über ein Flottenabkommen berate, das seine Spitze nur gegen Deutschland kehren sollte und dazu bestimmt war, die deutsche Seemacht rasch zu vernichten oder wenigstens hilflos einzukeilen, gleichzeitig aber zu Lande einen furchtbaren Stoß ins Herz Deutschlands vorzubereiten. Die englische Politik hat dieses ans Wunderbare grenzende Übermaß von Doppelzüngigkeit möglich gemacht. Während sie uns zum freundlichen Vergleich die Hand hinstreckte, in die wir bereit waren, einzuschlagen, schmiedete sie heimlich mit Rußland die Waffen, mit denen sie uns niederzumeucheln gedachte. ... Seit dem letzten Winter war es vor niemandem ein Geheimnis — es war es auch schon früher nicht — worauf Rußlands Pläne hinzielten. Wenn die britische Regierung ihren Marinestab ermächtigte, mit dem russischen sich über ein Zusammenwirken der beiden Flotten zu verständigen, so wußte sie ganz genau, was sie damit tat, sie wußte, daß ein solches Flottenabkommen unvereinbar war mit einem ehrlich gemeinten deutsch-englischen Ausgleich. Vielleicht wird man fragen dürfen: Qui trompe-t-on ici? In erster Reihe aber war der Betrug offenbar gegen Deutschland gerichtet. Das Abkommen ist nicht Tatsache geworden, aber das war nicht die Schuld der Unterhändler oder ihrer Regierungen, sondern das war die Folge des Kriegsausbruches, der einige Monate früher kam, als die Drahtzieher des Dreiverbandes beabsichtigt hatten.

Die Verhandlungen über das Flottenabkommen nahmen ihren Ausgang von dem englischen Besuch in Paris. Damals hat der nimmermüde Ränkeschmied Iswolski zuerst den Vorschlag an Herrn Grey herangebracht. Unmittelbar vorher aber hatte die gesamte englische Presse, nicht bloß die liberale, sich einmütig dahin ausgesprochen, daß England keine Erweiterung und Verdichtung der Entente wolle. Die demokratische Presse insbesondere erklärte mit einer gewissen Entrüstung, eine Regierung, die sich unterfinge, eine Marinekonvention oder gar ein Bündnis mit Rußland zu schließen, würde von einem Sturm des Volksunwillens hinweggefegt werden. Die Regierung aber verhöhnte die Volksmeinung, indem sie im Parlament erklärte, es seien keine Verhandlungen über ein Marineabkommen abgeschlossen, es seien keine im Gange und, soviel sie wisse, seien auch keine beabsichtigt. Damit hat sich das Parlament und auch der größte Teil der Presse zufrieden gegeben, und doch war diese Erklärung ebenso unaufrichtig und hinterhältig wie die frühere, welche ein Abkommen mit Frankreich leugnen zu dürfen glaubte, weil dieses wichtige Abkommen nicht in der Form eines wichtigen Vertrages, sondern in einem Briefe des Staatssekretärs Grey an den französischen Botschafter niedergelegt war, den Grey aller Wahrscheinlichkeit nach mit der Absicht geschrieben hatte, der Neugier des Parlaments ausweichen zu können. Die der Theorie

nach in England bestehende parlamentarische Aufsicht' wurde, wie in dem Buche über ‚Englands Mitschuld am Weltkriege' treffend ausgeführt ist, zu einer ‚Erdichtung'.

Die Unredlichkeit der britischen Regierung hat sich nach innen wie nach außen gezeigt. Sie hat Deutschland betrogen, wie sie ihr eigenes Parlament betrogen hat. Vielleicht hat sie sich die Möglichkeit offenhalten wollen, je nach Wahl auch ihre Verbündeten zu betrügen. Aber schließlich hat sie sich gegen uns entschieden. Es ist in England offenbar nichts Ungewöhnliches, auf beiden Achseln zu tragen. Denn schon im Marokkosommer hat derselbe Haldane, der noch im Anfang August einen sympathischen Vortrag über Deutschland gehalten hatte und der ein halbes Jahr später nach Deutschland kam, um eine Verständigungsaktion einzuleiten, sich besonders lebhaft dafür ausgesprochen, daß ein englisches Expeditionskorps gegen Deutschland in Frankreich gelandet werde. Wir kennen jetzt diese britischen Gepflogenheiten und werden in Zukunft weniger vertrauensselig sein. Das aber wissen wir auch und die Welt wird es nach und nach begreifen, daß Englands krumme Wege nicht die sind, die zur Burg des Friedens führen."

Karl Peters, der von uns Deutschen vielleicht das meiste realpolitische Verständnis für die englische „Volksseele" hat, hält es im „Tag" für möglich, daß der Krieg mit England hätte vermieden werden können, „wenn Deutschland durchweg eine drohendere Haltung gegen Großbritannien eingenommen hätte. Aber es gab ja in allen wesentlichen Punkten nach. Und auch von diesem Krieg merkt man bislang, wenn man nicht gerade Deutscher oder Österreicher ist, in London sehr wenig. Das möchte ich noch einmal betonen, daß Deutschland sich vielleicht mit einer oder zwei der kontinentalen Mächte verständigen kann, aber niemals mit England, wenn es den Krieg nicht in London oder in Kairo oder noch besser in Kalkutta zum Abschluß bringen kann. Aber das falscheste Mittel, England ruhig zu halten, war jedenfalls das viele Gerede von den ‚besseren Beziehungen zwischen Deutschland und England'.

Ich gründete mit Herrn Leo Weinthal um 1903 ‚The Anglo-German', eine Wochenschrift zum Zweck der Annäherung der beiden Völker. Aber wir ließen das Projekt sofort fallen, als wir merkten, daß wir beim eigentlichen englischen Publikum gar kein Verständnis für unsere Ideen fanden. Dann kam Graf Leyden mit seinem ‚Deutsch-englischen Freundschaftsbund'. Auch dieser vermeinte, Briten durch Schmeicheleien gewinnen zu können. Jetzt haben wir den Krieg, und wenn Mr. Asquith im Parlament erklärte, Großbritannien werde ihn bis zum letzten Mann und zum letzten Schilling durchführen, so war das keine Phrase, sondern die Meinung aller gebildeten Engländer. Was immer man von dieser Nation denken mag, zähe im Festhalten eines einmal gefaßten Entschlusses sind sie. Das haben sie in den Napoleonischen Kriegen und auch noch im Burenkriege bewiesen."

Wir haben eben, wie H. von Berger in der „Konservativen Monatschrift" dem braven, bescheidenen, deutschen Hans den Star sticht, „an ein größeres Deutschland nicht glauben wollen, und, wo solcher Glaube sich zaghaft regte, da ward im eigenen Lande kein Mittel rauh genug gefunden, ihn zu ersticken. Wir

sind nicht müde geworden, mit dienerhafter Unterwürfigkeit wieder und wieder und oft ungebeten aller Welt zu versichern, daß unsere Zukunft nicht größer sein wird als unsere Vergangenheit und Gegenwart, daß wir bereit seien, zuzusehen, während sich Schwächere und Untüchtigere die Erde teilen. Niemals waren wir so entschlossen, als wenn es galt, den Willen zu beweisen, nichts zu wollen. Gerade, weil wir stark waren, sind wir bemüht gewesen, uns schwach zu zeigen. Denn wir wußten, daß eine Welt angsterfüllt zum Schwerte greifen würde, sobald wir nur Miene machten, die Hand auszustrecken auch nach bescheidenstem Besitz. Die Weltgeschichte kennt kein zweites Volk, das bei gleicher Stärke so absichtlich schwach, bei gleichen Bedürfnissen so enthaltsam gewesen ist wie das deutsche. Es hat uns nichts geholfen. England hat unserem Können mehr getraut als unserem Wollen, hat den Weltkrieg gegen uns entfacht, gleich als ob ein imperialistischer Willen in uns vorhanden, als ob Deutschland bereit und entschlossen wäre, von der Welt, die nach britischer Meinung allein dem Briten gebührt, seinen Teil zu erobern. Es war vergebens, daß wir politisch unsere Macht und Kraft verleugneten, wir müssen kämpfen, als hätten wir uns politisch jahrzehntelang zu unserer nationalen Stärke trotzig bekannt. Nach dem Worte unseres größten militärischen Denkers ist der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Dieser Krieg ist es nicht. Und ein siegreiches Deutschland findet den Preis eben auf dem politischen Wege, den zu beschreiten es peinlich vermieden hat. Ein Sieg muß unsere Politik in ihr Gegenteil verkehren, und die alten Wege können nur wieder gangbar sein, wenn wir erliegen. Wahrlich, deutscher Wille war es nicht, der zum Kriege geführt hat.

Was England fürchtet, das gilt es uns in diesem Kriege: unsere größere Zukunft in der weiteren Welt. Aus dem Haß des Feindes wird uns — endlich — das Recht zum Glauben. Die Zeit ist vorüber, in der wir scheu verschweigen mußten, was wir hofften, in der wir Deutschen keine Zukunft haben durften, sondern nur eine Vergangenheit und Gegenwart, in der wir laut nichts wünschen, nichts begehren durften, um die Weltherrschaftsansprüche des furchtsamen Neiders jenseits des Kanals nicht zu kränken. Wir kannten seinen Haß, und wir haben ihn gestreichelt um den Frieden der Welt. Wir kannten unsere Kraft, und wir haben uns knirschend gebeugt um den Frieden der Welt. Nun ist es Krieg . . ."

Und was für ein Krieg! Da wir ihn uns von anderen haben „managern" und aufzwingen lassen, so geht es nicht um ein Mehr oder Minder, sondern um alles. „Wir stehen", mahnt Generalleutnant von Liebert im „Volkserzieher", „in dem furchtbarsten Kriege, den es je gegeben, vor der Entscheidung. Ganz Deutschland ist voller Siegeszuversicht: wir werden alle unsere Feinde niederschlagen, soviel sich auch gegen uns erheben mögen. Aber was dann? Diese bange Frage beschäftigt heute schon alle aufrichtig national Gesinnten. Nach dem blutigen Kampfe bedürfen wir eines Staatsmannes, der größer ist als Bismarck; denn die Verhältnisse haben sich ins Ungeheure entwickelt, und wir verlangen einen deutschen Frieden, der unserem Reiche die Stellung gibt, die ihm zukommt. Aber auch mit der Laterne ist in dem ‚Ressort' auch nicht eine einzige Persönlichkeit

zu finden, die den zu stellenden Anforderungen nur annähernd gewachsen wäre. Es ist ein beschämendes Gefühl, daß wir Deutsche Gut und Blut opfern, den höchsten Idealismus entfalten, die glänzendsten Siege erfechten und dann in der Furcht leben müssen, daß die gewandten Diplomaten unserer Gegner uns um alle Früchte unserer Siege bringen. Die bitteren Lehren des Wiener Kongresses sind jedem Deutschen geläufig.

Wie kann das anders werden? Es müssen jetzt schon von den Patrioten die Hochziele aufgesteckt werden, die wir durch diesen tränenreichen Krieg erreichen wollen, und es müssen die Persönlichkeiten herausgesucht werden, die die ausreichende Intelligenz und Energie besitzen, um unbedingt zum Ziel zu gelangen. Die Diplomatie muß einer Reform an Haupt und Gliedern unterzogen werden, und rücksichtslos müssen aus anderen Kreisen (Generalstab, Hochfinanz, Gelehrtenkreise) geeignete Persönlichkeiten, Nummereinsmänner, herangezogen werden. Wir Deutschen müssen *nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern auch am Diplomatentische unseren Gegnern Achtung einflößen.*

Daneben müssen für die Bearbeitung der Auslandspresse ganz andere Geldmittel flüssig gemacht werden, als dies bisher in elender Dürftigkeit geschehen ist. Es ist zum Lachen, wenn man die Ziffern anderer Großmächte mit den deutschen Ausgaben für diesen Zweck vergleicht. Als im Frühsommer 1913 der deutsche Reichstag für die Heeresverstärkung eine Milliarde bewilligte, mußten mindestens zehn Millionen für geheime diplomatische Zwecke, Pressebearbeitung und dergleichen abfallen. Als dies aber zur Sprache gebracht wurde, war die Antwort nur ein spöttisches Lächeln: Wir bedürfen solcher Künste nicht!

Das ganze deutsche Volk erwartet das Höchste von dem bevorstehenden deutschen Frieden. Deshalb muß unbedingt vorher reine Bahn gemacht werden: alle minderwertigen und nicht bewährten Persönlichkeiten müssen beseitigt und ausgezeichnete Männer an die erste Stelle gebracht werden."

Wer aber sollen diese Männer sein?

Die bewundernswerten Männer der stillen und starken, über alle herkömmlichen Maße hinausgewachsenen Verantwortlichkeit, die gegenwärtig Deutschlands Sache durch Deutschlands Rüstung führen. Diese, erwartet Prof. Heyck in den „Zeitfragen" — und wahrlich: nicht er allein! — die sollen auch bei der Einbringung der reifen Ernte *die entscheidende politische Stimme* behalten. Sie *müssen* diese Stimme behalten, wenn nicht, wie Prof. Heyck frei heraussagt, „*eine nie wieder auszulöschende Empörung* das Volk, das diese furchtbaren Opfer des Vaterlandskampfes auf Leben und Tod jetzt freudig bringt, durchbrausen und unersetzliche Güter des Vertrauens, der Liebe, der völkischen deutschen Selbstzuversicht vernichten soll".

„*Wir wollen von den alleinseligmachenden sogenannten Diplomaten schlechterdings nichts länger wissen.* Die trostlose Lächerlichkeit der Londoner Konferenzen während des Balkankrieges ist nicht so vergessen, wie man's vielleicht vermeinen mag.

Wir wollen nichts weniger als dreinreden, wir wollen nichts lieber und inbrünstiger, als alles in die Hände derer legen, denen wir vertrauen können.

Es stehen jetzt Männer auf dem Plane, in denen noch ein aktiver Wille ungeschwächt geblieben ist, Reich und Kaisertum und Volk auf eine vorschauende, denkende, handelnde Weise in seiner Zukunft zu behüten. Sie mögen die sich bietenden Mittel, die Notwendigkeiten erkennen und durchsetzen, daß dies Ziel gesichert wird. Sie sind die Hände des Kaisers, der unser aller Schirmer und Führer ist. Keine Phantastereien sollen von ihnen mehr verlangen, als was recht und was wirklich nützlich ist. Aber auch keine falschen Schwächlichkeiten, keine weibischen, zärtelnden, fremdseligen Einflüsterungen, keine . . . verwirrten Begrifflichkeiten und Verzopftheiten sollen ihr klares, gesundes, real durchdachtes Ziel beirren. Und keine — Vermittler. Als man uns ans Leben wollte, als man in Banditenmanier den tückischen Dolch in der Tasche schon gefaßt hielt, während man uns noch mit glatten Gesichtern und mit Ehrenwörtern zum wehrlosen Stillhalten einzulullen dachte, als das typische Trüger- und Krämervolk unsern unsterblichen Botschafter mit dem Fußtritt verabschiedete, ‚es mache keine politischen Handelsgeschäfte', da gab es keine internationalen sittlichen Schiedsrichter, keine Großherzigkeit und Rechtlichkeit der Vermittler, keine Wahrer politischer Ehrbarkeit. Laßt sie kommen, die baldigen Vermittler, sendet ihnen unsere stellenlosen Diplomaten zur Begrüßung, daß sie mit ihnen frühstücken oder Tennis spielen, wovon sie ja einiges verstehen. Sonst aber sagt ihnen ein Wort, das ihrem Verständnis und ihrem Wortschatz ja durchaus geläufig ist und das einzige ist, das ihnen Eindruck macht und schließlich auch am besten immer noch gefällt: auf amerikanisch oder Monroesch heißt es hands off und auf italienisch heißt's: Germania farà da se!

Gewiß, unsere Ohren seien nicht taub gegen die Meinung der Neutralen, wenn sie die Lage, in der wir stecken und vor der wir unsere Zukunft weiter zu behüten haben, mit unverstellter, unverheuchelter Sachlichkeit durchdenken. Es gibt auch außerhalb des mählich sich besinnenden Germanentums noch Mächte und Völker, die nicht unsere feindseligen Neider, nicht unsere allzu leicht überredeten gelüstigen Mitfeinde, nicht unsere mehr oder minder offenen Mitberater sind. Da ist ein solches Wort, ein hochgestellter Osmane hat es im Namen der großen Völkerwelt des Islam ausgesprochen: Wir fürchten für Deutschland nur das eine — seine Großmut gegenüber den Besiegten . . .

Unsere öffentliche Meinung ist überzeugungsvoll bereit, sich zu bescheiden. Seit statt des grünen Tisches die Schwerthand die Verantwortung führt, seit Deutschland bis in seine liberalsten und kritikbelustigtsten Kreise hinein verwundert erlebt hat, sich unter dem ‚Kriegszustand' erst ungetrübt großartig sinneseins und wahrhaft befreit von so übervielem, was uns so allzu lang beelendet hat, zu fühlen, solange es keine an ihren verknöcherten ‚Prinzipien' nagenden Parteien und nur allein noch Deutsche gibt, bedarf es der Schürung der öffentlichen Stimme, der aufscheuchenden Worthaltung des Volksgewissens nicht. Unser Dank an die Männer der Zeit, von des Kaisers hoher Majestät begonnen, ist das große hoffende Vertrauen. Aber eins dürfen wir dafür dann auch als allererste Folgerung verlangen: wenn unser öffentlicher Volkswille stumm abwartend bleibt, so soll man dafür nun auch nicht länger die sogenannte, die doch nur ge-

fälschte öffentliche Meinung des Auslandes verhängnisvoll umwerben und sie nicht durch verzichtende Nachgiebigkeit, durch die langgewohnte demütige deutsche Anspruchslosigkeit ‚versöhnen‘ wollen. Man versöhnt sie nie! Die Verzeihung, daß wir leben und gesund sind, um die wir so viel gebettelt und Opfer gebracht haben, gewährt diese feindliche Presse nie! Am meisten darum nicht: weil sie gar nicht die wahre, gebildete Stimme dieser Völker, gar nicht ihr ernstes und objektives Urteil, sondern weil sie die Feilheit ist, die der durch unsere bessere Tüchtigkeit über den Haufen geworfenen fremden Profitlichkeit wieder durch Deutschlands Verderben auf die Beine helfen soll.

Es wäre, so wie es jetzt um unsere Selbstbehauptung steht, nichts verhängnisvoller, als fürder sich noch um die oft bodenlos leichtfertige und unredliche Art zu bekümmern, wie die geriebensten Zeitungen des Auslandes sich den Anschein geben, dessen gebildete und volkliche Meinung darzustellen. Über den Kaiser, der sich England visierlos gezeigt hat, so lang er regiert, über den Kaiser, der jüngst der Welt das geschichtlich einzigartige, wahrhaft poetisch-hochdramatisch herzerschütternde Beispiel gegeben hat, wie ein gewaltiger, vom Neid und Haß umdrängter Herrscher im vollen und sicheren Bewußtsein des Sieges, den er am Schwertgurt trägt, dennoch bis an den äußersten Punkt der Vorsicht und der Ehre sich makellos und ehrgeizlos noch um den Völkerfrieden müht, über diesen unsern Kaiser schreibt am 1. September das noch für vornehm und objektiv geltende ‚Daily Chronicle‘: seine schändliche Versündigung als Friedensbrecher habe ihn für immer unwürdig gemacht, königliche Rechte auszuüben. Die Ethik der Sultane sei noch erhaben gegenüber seiner Missetäterei. St. Helena sei zu gut für ihn, es sei kürzerer Prozeß mit ihm zu machen, an seiner fluchbeladenen Person die Strafe für alle hochgesummte deutsche Zivilisationsgegnerei zu vollziehen. Derartig ist die fremde ‚öffentliche Meinung‘, die Deutschland versöhnen, deren Verzeihung man durch Schwächlichkeit erkaufen wollte. Nichts wird man erkaufen, als ihre vielleicht momentane gnädige ‚Befriedigung‘, die in Wirklichkeit nur die Quelle für die stets nur hinzuwachsende Machtbegehrlichkeit einer banausischen, plumpen Unverschämtheit. Den Stiefel drauf, die Giftzunge niedertreten — dann, nur dann hört sie auf zu lügen und zu zetern ... Dallwitze her, da wo sie nötig sind! In vier Wochen sah schon das Elsaß anders aus als in all den Jahrzehnten, solange ein Manteuffel um die ‚Notabeln‘ warb, der Wedell-Hof gepriesen ward, daß man dort ein tadelloses Französisch spreche, Statthalterdamen dem wohledlen Wetterlé mit Rosen und Gutzele, wie man im urdeutschen Elsaß die ‚Pralinées‘ nennt, seine bübische Tätigkeit versüßten. Zwei Jahre braucht der Engländer, um Buren selbst in treue Englishmen zu wandeln. Einfach, weil er englisch denkt und über diesen Punkt gar nicht weiter mit sich reden läßt ...

Wir haben das deutsche Leben noch nie so erlöst, gesäubert, gesittlicht gefühlt, wie unter der bürgerlichen Fürsorglichkeit des Kriegszustandes! Also nicht vorgreifen! Vertrauen und nicht verzagen! Auch nicht, wenn jetzt schon wieder ... vorgreifende Warnungen gegen die ‚Ruhmsucht‘ laut werden, Ängste vor allzudeutschem

Sinn, die sich mit dem Mäntelchen des höheren Anstands schmücken: das deutsche Volk solle nur keine unbescheidenen Hoffnungen auf die Friedensschlüsse setzen, es ‚müsse die Gefühle der recht denkenden Völker auf seiner Seite sehen'. Ja, so soll es sein. Der deutsche Name hat noch gutzumachen, zu gewinnen. Es ist viel ekler Trotz, viel grundhäßliche Manier, viel schale und kahle Seelenlosigkeit, viel freche und kalte Dreistigkeit unter uns groß geworden und hat sich über die Oberfläche hingebreitet. Mit dem soll es nun für möglichst immer auch zu Ende sein. Deutsch wollen wir wieder werden, in unserer besten und edelsten Ahnen Sinn, die auch die hochgesinntesten und männlichsten gewesen sind. Einem Volke, das sicheren Willen und klare und ruhige Selbstachtung zeigt, haben noch immer die Gefühle der übrigen rechtdenkenden Nationen nachgegeben. Die Völkerwelt, die sogar einem raubenden England mehr als ‚verzeihend' ihr Denken unterwirft, wird es auch sehr bald lernen, ein eisern entschlossenes, gewissenreines, aufrecht gutsinniges Deutschland, das die alte Knechtsgebärde endlich abwirft, anzuerkennen."

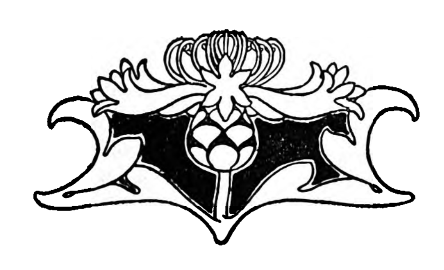
Nicht vorgreifen, nur vorbeugen: das, nur das darf jetzt und solange sich unser Geschick nicht endgültig auf den Schlachtfeldern entschieden hat, unsere Losung sein. Wir stehen in Gottes Hand. Nichts könnte für uns verhängnisvoller werden, als wenn wir uns dem Wahne hingeben wollten, wir hätten den Sieg bereits in festen Händen. Denn nichts könnte in unsere Tat- und Spannkraft und damit in unsere ganze Rechnung schlimmere Löcher reißen, als wenn wir uns jetzt schon auf einen in naher Sicht liegenden Frieden einrichteten. Die gleiche Hochspannung, die uns jetzt alle unsere Kräfte bis zum Äußersten anziehen läßt, die müssen wir durchhalten bis zum Tage der letzten unverrückbaren Entscheidung. Dann muß der Sieg uns bleiben, und wenn die Welt voll Teufel wär'! Dann, aber auch nur dann; dann, aber dann auch sicher! Können wir da nur einen Augenblick im Zweifel sein? Ist solche Verheißung nicht jedes Opfer wert? Wir stehen in Gottes Hand, aber Gott hat unser Schicksal in unsere eigenen Hände gegeben.

Wie Karl Peters sagt: unser zähester Gegner wird England sein. Nicht in der offenen Schlacht, aber in seiner unversöhnlichen Todfeindschaft, in seinem unerschütterlichen Dogma, daß Deutschland sterben müsse, wenn England leben soll. Leben, wie es bisher gelebt hat, unangefochten in seiner Alleinherrschaft über die See, unbelästigt durch den unbequemen Mitbewerber, der das bequeme, träge Inselvolk zu ihm unerhörten Anstrengungen und Leistungen zwingt. Ein Deutschland der „Dichter und Denker", der „Schwärmer" und „Träumer" würde es dulden, sogar wohlwollend begönnern und ihm auch so viel Luft zum Leben lassen, daß es als sein Hauspolizist ihm das so einträgliche „Gleichgewicht" auf dem Festlande in Ordnung hält. Das Deutschland, das heute nicht nur mit ihm selbst, sondern mit einer halben Welt zu Lande und zu Wasser seine Kräfte mißt und siegreich mißt, das Deutschland des „Militarismus" ist von ihm „ohne Haß", aber aus unwiderruflicher kaufmännischer Rechnung zum Tode durch den Strang, zur Erdrosselung verurteilt, und um dieses Urteil zu vollstrecken, wird ihm kein Mittel, und sei es aus dem tiefsten Höllenpfuhl geholt, zu unheilig sein.

Und deshalb ist es sehr wohl möglich, um nicht zu sagen wahrscheinlich, daß das selbe England, noch bevor die Würfel auf den Schlachtfeldern endgültig entschieden haben, mit — Friedensvorschlägen an uns herantreten wird. Es gibt ja „Vermittler“, die nicht zögern werden, in seinem Auftrage und Interesse uns ihre „guten Dienste“ anzubieten. Das wäre dann der gefahrvollste Augenblick im ganzen großen Kriege. Denn England wird uns, solange es nicht platt niedergeworfen ist und sich selbst dafür hält, nie einen ehrlichen Frieden anbieten. Sein Friedensanerbieten wäre ihm nur ein weiteres der von ihm gepflogenen Kriegsmittel, über deren sittliche Bewertung nachgerade wohl keiner von uns mehr im Zweifel ist. Wehe uns, wenn wir uns durch irgendwelche, noch so gleißenden Versprechungen oder Zusicherungen oder sogar Bürgschaften ohne festes Faustpfand verleiten ließen, in diese Falle zu gehen. Wir hätten ausgespielt, wir wären verloren, verloren für immer. Denn dann würde England erreicht haben, daß wir unsere ganze Hochstimmung und Hochspannung abgestellt hätten, geistig, mehr oder minder auch militärisch abgerüstet hätten. Es würde noch nicht ein Jahr ins Land gehen, und wir hätten wieder Krieg! Nicht das leiseste Bedenken würde England abhalten, keinen Augenblick würde es davor zurückscheuen, uns mitten im Frieden, ohne alle überflüssigen Formalitäten einer unzeitgemäßen Kriegserklärung, zu überfallen, uns meuchlings und hinterrücks den Dolch zwischen die Schultern zu stoßen. Eine zweite Erhebung aber des deutschen Volkes in seiner gesamten und gesammelten Kriegs- und Friedensrüstung, wie die war, die wir soeben mit heiligen Schauern erlebten, die heute noch in uns wirkt, herrlich, wie am ersten Tag — wer glaubt daran?! „Begeisterung ist keine Heringsware, die sich einpökeln läßt auf einige Jahre.“

Nur wenn England die innige Überzeugung beigebracht ist, daß schlimmstenfalls ein ehrliches aber noch lohnendes Geschäft besser ist, als ein unehrliches, aber schlechtes, wird es auch mit uns — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — einen ehrlichen Frieden schließen. Dann vielleicht — früher als wir glauben.

Und wir Barbaren hätten uns wieder einmal als Erzieher bewährt.





Angst vor Patriotismus

Daß unsere deutschen Sozialdemokraten ihr Vaterland von ganzem Herzen lieben, beweisen sie jetzt mit ihrem Blute. Noch ist auch kein Feldpostbrief bekannt geworden, der ihnen vorwürfe, daß sie den Kampf fürs Vaterland weniger opferfreudig bestehen, als ihre politisch anders gesinnten Kameraden. Wohl aber ist hundertfach bezeugt, daß unser ganzes Heer vom gleichen Patriotismus durchloht ist.

Ob den zu Hause gebliebenen Parteiführern, denen um Stadthagen und Rosa Luxemburg bange wird vor diesem Patriotismus? — Manches Mal möchte man es nach der Haltung des führenden Parteiblattes glauben. Daß der „Vorwärts" schon zweimal hat verboten werden müssen, ist bekannt. Daß er in seinen politischen Artikeln vielfach recht übel flau macht, wird auch von linksstehenden Männern beklagt. Daß er in seinen mehr unterhaltenden Teilen einseitig die Schrecken des Krieges betont, wäre schließlich als Gegengewicht gegen die gegenteilige Einseitigkeit mancher andern Zeitungen nicht uneben, wenn nur gerade die Abonnenten des „Vorwärts" nicht ausschließlich Leser ihres Parteiblatts wären. Aber ganz bedenklich und verwerflich sind die Mittel, die er anwendet, um das patriotische Hochgefühl nicht aufkommen zu lassen, wie ich sie an einem besonders kennzeichnenden Beispiel nachweisen will.

Durch die ganze deutsche Presse hat die Schilderung eines Saarbrücker Geistlichen die Runde gemacht, der aus dem von den Deutschen besetzten Lunéville die Leiche eines gefallenen deutschen Offiziers zur Bestattung in der Heimat abholte. Auch der „Vorwärts" hat diesen sehr stimmungsvollen, auch in schriftstellerischer Hinsicht den Durchschnitt überragenden Bericht gebracht. Aber mit einigen Auslassungen. Die erste derselben beträgt über dreißig Zeilen und beraubt den Bericht des für das Truppenleben ausdrucksvollsten Teils. Auch die zweite, etwa zwanzig Zeilen betragende Auslassung ist ähnlichen Charakters. Diese beiden Stellen schildern die gehobene Stimmung der Truppen, die Bewunderung der umsichtigen, für alles sorgenden Heeresleitung. Es wird darin sogar erzählt, daß aus den Mannschaftsstuben „vielhundertstimmig, begeistert in die dunkle Nacht hinausscholl: Deutschland, Deutschland über alles."

Die Auslassung dieser beiden Stellen bedeutet eine Fälschung des Stimmungsbildes, weil sie das für die wahre Lage notwendige Gegengewicht gegen die überaus traurigen Auftritte bilden, die der „Vorwärts" getreulich und ungekürzt beibehalten hat. Trotzdem brauchte man über die Gründe, die zu diesen Auslassungen geführt haben, nicht weiter nachzudenken, wenn nicht die letzte Kürzung hinzukäme. Diese beträgt nur vier Zeilen. Der redaktionelle Grund des Raummangels kann hier also nicht ausschlaggebend gewesen sein. Dieser Schluß lautet:

„Schaue ich auf die Eindrücke dieser beiden Tage zurück, so drängen sich mit Gewalt zwei Gedanken in den Vordergrund. Der erste: Wehe denen, die vor der Welt- und vor der Zeitgeschichte die fürchterliche Verantwortung tragen für diesen entsetzlichen Krieg, für den

Jammer des blutigen Völkerringens, den kein Menschenwort und keine Feder zu schildern vermag. Und der andere: Heil dir, du deutsches Volk und Vaterland! Du kannst nicht untergehen! Du mußt und wirst siegen!"

Der „Vorwärts" bringt von diesem Abschnitt nur den Fluch: von „Wehe denen" bis „zu schildern vermag". Den Heilruf an das deutsche Vaterland läßt er weg. Dadurch erscheinen auch die beiden größeren Auslassungen in der richtigen Beleuchtung einer Angst vor jeder Bekundung fröhlicher Vaterlandsliebe.

Welch armselige Feigheit! K. St.

*

Schluß mit den Kunstschaumschlägern!

An anderer Stelle dieses Heftes setzen wir uns mit den unterschiedlichen feindlichen und „neutralen" Kunstprotestlern gegen unser „Barbaren-" und „Hunnentum" auseinander. Nicht etwa, um uns zu rechtfertigen, sondern um jene Schaumschläger nach Strich und Faden zu kennzeichnen. Ganz recht hat Generalmajor z. D. von Ditfurth im „Tag", wenn er meint, daß auch die bündigsten Beweise den nicht überzeugen oder widerlegen werden, der auch noch heute nicht die Wahrheit begreift oder böswillig das Gegenteil behauptet. Und dreimal recht, wenn er sagt, es sei unser nicht würdig, unsere Truppen vor In- und Ausland gegen schmutzige Beschuldigungen in Schutz zu nehmen:

„Sie und wir sind niemand in der Welt Rechenschaft schuldig, haben nichts zu erklären, nichts zu rechtfertigen, nichts zu verteidigen, nichts zu entschuldigen. Was unsere Truppen tun, um den Feind zu schädigen und den Sieg an ihre Fahnen zu fesseln, das ist allemal wohlgetan, ist gerechtfertigt, muß uns wenigstens so gelten. Um das Urteil des Auslandes, auch des neutralen, haben wir uns dabei ganz und gar nicht zu kümmern. Und wenn alle Prachtbauten, die zwischen unseren Kanonen und denen unserer Feinde stehen, zum Teufel gehen — wir mögen es dermaleinst in ruhigen Zeiten vielleicht beklagen; jetzt ist auch nicht ein Wort darüber zu verlieren. Jetzt regiert Mars die Stunde, nicht Apollon Musagetes. Der schlichteste Grabhügel, der sich über der Leiche eines gefallenen Kriegers wölbt, ist uns heute ehrwürdiger als alle Kathedralen, alle Kunstschätze der Welt. Mag man uns deshalb Barbaren schelten, was ficht's uns an? Wir lachen darüber. Und könnten uns höchstens einmal überlegen, ob wir nicht allen Anlaß haben, uns den gewaltsam aufgedrängten Titel zu verdienen, unseren Feinden die heimtückischen Überfälle unserer Truppen durch eine fanatisierte Bevölkerung, die Verwüstung unserer Ostmark, die Scheußlichkeiten gegen unsere Verwundeten, von denen wir erst jüngst noch schaudernd vernommen, mit gleicher Münze heimzuzahlen. Man hat uns kriegs- und eroberungslustig gescholten. Mit Unrecht! Wir waren es nicht. Jetzt aber sind wir es und wollen es bleiben bis zum siegreichen, ruhmvollen Ende.

Man schilt uns Barbaren. Mit Unrecht! Noch sind wir es nicht. Aber wir könnten es werden. Und dürften unseren Feinden in Ost und West zurufen: Ihr habt's gewollt! An Gelegenheit hat es uns nicht gefehlt, wird es uns nicht fehlen, wir brauchen nur zuzugreifen. Noch ist es nicht so weit, noch haben wir trotz offenkundiger Verstöße unserer Feinde gegen das Völkerrecht nichts getan, als was die Pflicht der Notwehr gebieterisch heischte. Die Rolle der Barbaren liegt unseren braven Soldaten nicht; sie entspricht nicht unserer Wesensart, nicht der Höhe unserer Kultur. Aber alle Kultur darf uns nicht dahin bringen, daß wir über der Frage nach dem Schicksal toter Bauwerke auch nur einen Augenblick die Frage vergessen, die für uns heut einzig und allein Wert und Bedeutung hat, die Frage nach dem Schicksal unserer Söhne, unserer Brüder und Väter im Felde. Und darum verschone man uns endlich und endgültig mit dem müßigen Gerede über die Kathedrale von Reims und über alle Kirchen und Paläste, die ihr Schicksal etwa noch teilen werden. Wir wollen davon nichts weiter hören ..."

*

Deutsche Soldaten

Aus einem Kriegsbericht von Heinrich Binder im „Berl. Tagebl." Er fand am Fort les Ayvelles das Grab des französischen Kommandanten. Des bedauernswerten Mannes, der hier das vergebliche Ringen sah. Der sah, wie seine Leute in wilder Flucht ihr Leben gerettet haben sollen vor der Übermacht des Feindes. Und der dann, zusammengebrochen und an seinem Leben verzweifelnd, sich zu dem letzten, ernsten Schritt entschloß und sich selbst den Tod gab. Deutsche, schlichte Soldaten haben diese Tat geehrt. Sie haben ihm ein stattliches Holzkreuz auf sein Grab gesetzt und auf das Kreuz in sauber gemalter Schrift die Worte geschrieben:

„Hier ruht der tapfere Kommandant. Er vermochte den Fall der ihm anvertrauten Feste nicht zu überleben. R. I. P. Mit diesem Holzkreuz schlicht ehrt auch der deutsche Soldat in Dir den Helden der Pflicht. 2. Landwehr-Pionier-Komp. VIII. A.-K. Sept. 1914."

*

Barbaren!

I. Disziplin

Beispiel. Aus den auf einem Schlachtfelde in Nordfrankreich in die Hände unserer Truppen gefallenen Tagebuchaufzeichnungen des Truppenarztes der 4. Kompagnie des 6. französischen Pionierregiments: „Unsere Soldaten erbrechen die Türen, trinken allen Wein, allen Alkohol, den sie finden, und plündern sogar die Juwelierläden. Ein Infanterist vom 17. Korps, das überall feig floh, ohne zu kämpfen, brüstet sich damit, daß er einen verwundeten Deutschen durch Fußtritte getötet habe. Er wollte ihm seinen Mantel nehmen, den der andere festhielt. ‚Da er keine Kraft mehr hatte,' erzählt er uns, ‚versetzte ich ihm zwei oder drei Fußtritte.' Es ist widerwärtig! Und dort ist ein anderer, der mit seinem Feindesmantel paradiert! Die Truppen des Südens sind hassenswert!"

Gegenbeispiel. Aus dem 30. Bericht des „Vorwärts" vom östlichen Kriegsschauplatz:

„Als ein Trupp Sibirier mit hohen Pelzmützen auf dem Kopf vorbeizog, gelüstete es einen Artilleristen nach dem Besitz einer solchen Mütze. Er nahm sie einem Gefangenen vom Haupte. Der wollte sie festhalten. Mit Gewalt entriß sie ihm der Artillerist. Ein Hohnlachen schallte dem Barhäuptigen nach. Mehrere Offiziere hatten den Vorgang bemerkt. Ein Hauptmann rief den forteilenden Artilleristen zurück. Die Mütze mußte er dem Eigentümer zurückbringen. Dann hatte er sich zu melden — zum Arrest!"

II. Kunst

Beispiel. Nach englischen und französischen Berichten: Die Belgier haben aus militärischen Gründen den kunstvollen Turm der Kathedrale von Termonde beschossen — — Die in Antwerpen eingeschlossene Besatzung hat alle erreichbaren Kirchtürme der Umgebung zerstört, damit sie der deutschen Artillerie nicht das Zielen erleichtern — — Der „Temps" vom 9. Oktober verzeichnet unter den vom „Journal Officiel" veröffentlichten Auszeichnungen von Offizieren die des Hauptmanns der Reserve Alvoine für tapferes Ausharren als Beobachter auf einem Kirchturm. (Die Franzosen geben damit offiziell zu, daß sie die Kirchtürme für militärische Beobachtungsposten benutzen. Die Deutschen sind natürlich „Barbaren", wenn sie sich gegen diese Beobachtungsposten wehren.)

Gegenbeispiel. Amtliches Telegramm vom 10. Oktober aus Brüssel: Das bereits am 28. September für den Fall der Beschießung von Antwerpen von deutscher Seite gemachte Anerbieten tunlichster Schonung der geschichtlichen Denkmäler der Stadt ist von der belgischen Regierung angenommen worden. Sie hat durch Vermittlung der amerikanischen Gesandtschaft in Brüssel am 8. Oktober abends, also nahezu einen Tag nach Beginn der Beschießung, der deutschen Zivilverwaltung ein Verzeichnis der in Frage stehenden hauptsächlichsten Denkmäler sowie einen Stadtplan zukommen lassen, auf dem sie besonders hervorgehoben sind. Eine größere Anzahl von Abzügen dieses Planes, auf dem auch Krankenhäuser und Wohltätigkeitsanstalten vermerkt sind, wurde von der

Zivilverwaltung umgehend dem Befehlshaber der Belagerungstruppen überbracht, durch den sie noch in der Nacht an die Artilleriestellungen ausgegeben wurden.

III. Die Handhabung des Kriegsrechts

Beispiel. Barzini, der Kriegsberichterstatter des deutschfeindlichen „Corriere della Sera“ ist mit seinem französischen Gefährten trotz ordnungsmäßigem Paß als Spion verhaftet und erst nach vieler Mühe freigelassen worden. Der Vorsitzende des französischen Kriegsgerichtes belehrte den italienischen Journalisten folgendermaßen: „Wir müssen streng sein, es steht zu viel auf dem Spiele, und wir sind von Spionen umringt. Erst heute morgen haben wir hier auf der Stelle drei standrechtlich erschießen lassen. Darunter befand sich auch eine Frau. Ich bin Henker und Vorsitzender des Kriegsgerichts in einer Person. und ich kann Ihnen versichern, daß wir nicht lange fackeln. Um acht Uhr erfolgte die Urteilsverkündung, und um halb neun waren die Verurteilten bereits begraben, daß uns kaum Zeit geblieben war, die Exekutionsabteilung zusammenzustellen. Ein Menschenleben gilt nicht viel im gegenwärtigen Augenblick. Es ist heute nicht Zeit genug, um Schuld und Unschuld gründlich zu prüfen; es handelt sich um die Sicherung der Landesverteidigung. Wo Zweifel bestehen, wird der Mann verurteilt. Sein Blut verliert sich in dem Blutstrom, den der Krieg in Fluß gebracht hat. Eine Person, die als Spion eingeliefert wird, ist deshalb von vornherein als erledigt zu betrachten.“

Gegenbeispiel. Ein anderer auf französischer Seite wirkender italienischer Berichterstatter des „Mattino“, Carlo Searfoglio, ist bei einer kühnen Erkundungsfahrt in deutsche Gefangenschaft geraten. Der uns ebenfalls feindlich gesinnte Schriftsteller berichtet in seinem Blatte über seine Erlebnisse. Scarafoglio erkennt die Berechtigung seiner Verhaftung an, ja, er sagt, daß der Verdacht der Spionage so groß erscheinen mußte, daß er selbst im gleichen Falle sofortige Erschießung angeordnet hätte. „Glücklicherweise gibt es Disziplin im deutschen Heere; bevor man drei selbst in flagranti ertappte Spione erschießt, sind gewisse Formalitäten nötig, und so werden wir von Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett auf den dunklen Hof des Marktplatzes von Orchies eskortiert.“ Herr Scarafoglio ist offenbar nicht füsiliert worden und kann also von Glück reden, daß er als Franzosenfreund nicht in französische Gefangenschaft geraten ist. Dank wird er uns dafür kaum wissen, denn wir sind ja Barbaren. Ob es noch lange dauern wird, bis unsere Feinde es erreicht haben werden, „Barbaren“ zu einem Ehrennamen zu machen, für ein Volk, das in schwerster Kriegsnot das Eigentumsrecht seiner Feinde schützt, alle Kunstschätze bis zur Gefährdung des eigenen Lebens schont und selbst im Blutrausch der Schlacht klaren Geist und edle Menschlichkeit genug bewahrt, um auch dem Feinde alle Vorteile einer sachlichen Rechtsprechung zukommen zu lassen?!

* K. St.

Würde!

Begeisterung, liest man in der „Frankf. Ztg.“, ist leicht, ist flüchtig, aber wenn sie nicht aus einer Massensuggestion entstammte, wenn sie sich nicht an Äußerlichkeiten entzündete, sondern aus den verborgensten Tiefen fühlender Herzen entsprang, dann müssen wir die Höhe zu wahren wissen, auf die sie uns geführt hat. Gewiß, das kann nicht immer so sein, daß die wuchtigen Klänge der „Wacht am Rhein“ durch die Straßen schallen. Es soll auch gar nicht so werden, daß uns ein feierlicher Schlachtruf so in den Ohren klingt wie einst eine leicht gefundene und nur eine Saison lebende flatterhafte Bänkelsänger- und Operettenmelodie. Begeisterung und Patriotismus sind keine käufliche Ware, und wo man in den ersten Tagen miterlebte und mitfühlte, wenn in jedem Café und jedem Konzerthaus die vaterländischen Weisen sich von selbst aufdrängten, da wird man sich verletzt und ärgerlich zurückziehen, wenn jetzt die alten, man möchte sagen religiös geweihten Weisen mit Gassenhauern und schlüpfrigen Liedern abwechseln sollen und wenn sie nur eine leere Form geschäftskluger Anpassungsfähigkeit dar-

stellen sollen. Es gibt Leute, die früher es für schick befanden, die dümmsten Texte blöder Operetten mitzusingen, und jetzt mit affektiertem Patriotismus in Kneipen und Kaffeelokalen vaterländische Lieder verlangen und von der bunt zusammengewürfelten Besucherschar fordern, daß sie stehend sie mit anhören. Ernüchternd wie ein jäher Witterungswechsel wirkt gar oft solch leerer Klüngel auf die Ernsten und Zurückhaltenden, die noch immer die Weihe vergangener Tage in sich fühlen; da werden Mahnungen und Warnungen laut und berechtigt, die zur Würde auffordern.

*

Landpfleger oder Generalgouverneur

In seinen „Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn vom Stein" erzählt unser alter Arndt: „Auf dieser Fahrt schlief ich u. a. auch eine Nacht in Görlitz, wo ich bei dem dortigen Landpfleger, dem Grafen Reisach, noch einen Steinschen Auftrag auszurichten hatte. Diesen Grafen hatte Stein jetzt zum Landpfleger oder Generalgouverneur, wie man das Amt jetzt mit einem welschen Namen nennt, in der eroberten Landschaft Lausitz ernannt."

Sollte es nicht, bemerkt das „Würzburger Journal", den Belgiern einen besseren Eindruck machen, wenn ihnen unser Oberbefehlshaber als Landpfleger oder Landeshauptmann vorgestellt würde, statt unter dem welschen Titel eines Generalgouverneurs? Müssen sie nicht die Wahl dieses Titels entweder als ein Zeichen für die Armut der deutschen Sprache oder als ein Zugeständnis an das Franzosentum betrachten?

*

Unangebrachte Höflichkeit

Die Geschichte zeigt, daß es für den Eroberer zwei Wege gibt, auf denen er in eroberten Gebieten rasch zum Ziel eines fruchtbaren Besitzes gelangt. Entweder rücksichtsloses Aufzwingen der eigenen Art bei völliger Nichtbeachtung der Unterworfenen oder geschicktes Eingehen auf die Eigenart der Besiegten und Ausnutzen ihrer Besonderheiten. Der größte Eroberer, Napoleon, war in beidem Meister und hat z. B. das eigentliche Preußen ganz anders behandelt, als die Rheinprovinzen und Süddeutschland. Voraussetzung jeder wirklichen Eroberung aber ist, daß der Eroberer sich als den Herrn fühlt, und daß vom Eroberten dieses Herrenbewußtsein beim Sieger empfunden wird. Wer die Behandlung des Reichslandes von 1871 bis zur Gegenwart verfolgt hat, muß zugestehen, daß wir Deutsche uns auf diese Haltung des Siegers wenig verstanden haben. Wenn aber hier der deutsche Irrtum durch unsern Glauben von den „wiedergewonnenen Brüdern" erklärlich und zum Teil entschuldbar wird, so fällt das alles in der Gegenwart in Belgien weg. So lesen wir mit steigender Besorgnis in den mehr persönlich gehaltenen Berichten aus Belgien, daß auch hier wieder eine Behandlung Platz greift, die gerade den Belgiern gegenüber denkbar falsch ist.

Bezeichnend ist da der Bericht, den Professor Leinhaas, der militärische Begleiter des zum Schutz der Kunstwerke nach Belgien entsandten Geheimrats von Falke, über das Leben in Brüssel gibt („Der Tag" vom 11. Okt.). Wir entnehmen demselben nur wenige Sätze:

„Ich möchte hier aussprechen, daß die deutsche Verwaltung in Belgien in durchaus humaner Weise Rücksicht auf die nationalen Empfindungen der Belgier nimmt. Das wird von der haßerfüllten Bevölkerung keineswegs gewürdigt, sondern eher als Schwäche ausgelegt, als ein Gefühl unserer Unsicherheit. — — — Die übergroße Nachsicht und arte ste Rücksicht auf das nationale Empfinden der Belgier hat wohl den Zweck, sie den Deutschen günstiger zu stimmen. Diese Absicht ist leider bisher nicht erreicht. Wie höflich und bescheiden treten unsere Soldaten überall auf. So sah ich sie in den überfüllten Metzgerläden geduldig halbstundenlang stehen, bis die Reihe an sie kam. In den Straßenbahnen erhoben sich die einfachen Soldaten, wenn eine Dame eintrat, die keinen Platz fand. Und der Dank? Höhnische Blicke rings-

um. Alles, auch das Geringste, wird von unseren Truppen bezahlt, ohne Anerkennung."

Schon das Verhalten des von seinen Brüsselern vergötterten Bürgermeisters Max müßte unsern Behörden zeigen, wie falsch dieser Weg ist. Mit jedem Tage unserer Besitznahme ist dieser Herr anmaßender und frecher geworden, bis man ihn schließlich doch beseitigen mußte. Natürlich trägt er jetzt die Ruhmeskrone des Volksmärtyrers, während man seine Beseitigung gleich bei der Eroberung als so selbstverständlich empfunden hätte, wie sie für diesen Volksaufwiegler und Blutsverleugner — Max stammt aus einer vor einigen Jahrzehnten noch deutschen Familie — war. Und schon hört man, daß die für das ungeheuer reiche Brüssel keineswegs hohe Kriegssteuer von 50 Millionen Franken ermäßigt werden soll. Auch nicht für einen Centime Dank bringt uns eine erlassene Million ein, sondern lediglich Hohn auf unsere Dummheit und Steigerung des belgischen Nationaldünkels. Wenigstens das müßte man aus der Behandlung der französischen Elemente in Elsaß-Lothringen gelernt haben: da der Franzose von seiner kulturellen Überlegenheit blindlings überzeugt ist, sieht er im Entgegenkommen, in der Großmut, im gütigen Schonungsbedürfnis des Deutschen nichts als eine Huldigung an die „immer siegreiche französische Kultur". Er sieht in alledem also ein Gefühl der Unterlegenheit, der Schwäche bei uns. Es gibt gegen diese Tatsache für jeden Kenner der Volksseele keinen stichhaltigen Gegengrund.

Im übrigen müssen wir bekennen, daß uns jedes Liebeswerben bei einem tapfer unterlegenen Gegner nicht nur töricht, sondern auch unfein erscheint. Diese Leute müssen uns als ihre Besieger hassen, wenn sie kein Fischblut in den Adern haben. Vernunftgründe für etwas anderes sind Unsinn. Hier entscheidet das natürliche Empfinden, und das gebietet Haß. Da wird jedes sichtbar hervortretende oder zur Schau gestellte Entgegenkommen als neue Demütigung empfunden. Es gibt hier nur ein Verhaltungsgesetz: Immer Herr sein und bewußt als Herr auftreten. Folgerichtig streng, aber niemals willkürlich und immer gerecht. Das Gefühl, unter einer gerechten, klar bewußten Verwaltung zu stehen, gibt dem Besiegten zuerst das Gefühl einer Sicherheit, die ihn zur Achtung vor dem Eroberer und zur Beachtung seiner Gesetze anhält.

K. St.

*

Was sie an ihre Männer im Felde schreiben

In den „Leipz. Neuesten Nachr." wird erzählt:

„Soll ich Kohlen bestellen und wieviel?" las ich neulich in einem Briefe, den eine junge Frau an ihren Mann schrieb. Die Kindlichkeit der Frage machte mich lächeln, dem Manne aber bringt sie das Gefühl in das Herz, daß die Frau ohne seine Hilfe nicht recht fertig wird. Sie wird ihn beunruhigen. In einem anderen Briefe konnte ich neulich lesen: „Die neue Wohnung haben wir bezogen, sie ist einfach fürchterlich; wären wir nur, wie ich gebeten hatte, in der alten geblieben; der Umzug war schrecklich, die Männer merkten, daß ich allein und unselbständig bin, und kamen erst eine Stunde später. Außerdem hat sich Liesel, unsere Jüngste, schwer erkältet, und bei aller Schererei mußte ich sie noch pflegen. Wärst Du nur erst wieder hier, es geht gar nicht ohne Dich." Zum Glück konnte ich das Absenden dieses Briefes verhindern, und die junge Frau mußte einen freudigen Brief schreiben.

So brauchte also glücklicherweise der Mann nicht erst von der Front zu desertieren, um ihr die „Schererei" und die Pflege von „Liesel" abzunehmen. Hoffen wir, daß auch die Kohlenfrage der anderen mit oder ohne „ihn" zur Zufriedenheit gelöst ist. — Gibt's denn in solcher Zeit wirklich noch solche Gänschen? Oder vielmehr: Können sie sich nicht wenigstens so lange — beherrschen?

*

Kauft deutsche Waren!

Der Wirtschaftskrieg, den unsere Feinde, allen voran England, gegen uns führen, hat erfreulicherweise der ungerechtfertigten Bevorzugung ausländischer Waren durch Geschäftsleute und Publikum ein Ende bereitet.

Lange Jahre hindurch, schreibt die „Textilwoche“, hat man vergeblich gegen diese Ausländerei der Deutschen Front gemacht, und es scheint, als ob erst dieser Krieg kommen mußte, um uns auch die Tatsache unserer wirtschaftlichen Tüchtigkeit und Selbständigkeit völlig bewußt werden zu lassen. Heute betrachtet es jeder Deutsche als selbstverständliche Pflicht, nach Möglichkeit nur deutsche Waren zu kaufen und damit die deutsche Industrie zu stärken. Jeder einzelne Verbraucher kann dazu beitragen, daß wir ebenso wie auf dem militärischen so auch auf dem wirtschaftlichen Schlachtfelde Sieger bleiben, sei es, daß er — um nur einige Beispiele anzuführen — statt der englischen Tuche die deutschen Stoffe Kottbusser, Forster oder Aachener Herkunft trägt, statt des englischen Nähgarns deutsches Garn aus Schlesien, Sachsen oder Württemberg verwendet, statt des englischen Velvets deutschen Linden-Sammet kauft oder statt der englischen Sunlight-Seife deutsche Seife verbraucht. Der Krieg hat deutlich gezeigt, welche starken produktiven Kräfte im deutschen Wirtschaftsleben stecken. Denn jetzt, da Handel und Industrie fast allein auf den Inlandsmarkt angewiesen sind, hat sich dieser nach Aufhören der Einfuhr vom Auslande her als so aufnahmefähig erwiesen, daß dadurch die Wirtschaftsmaschine nicht nur in Gang gehalten werden konnte, sondern auf zahlreichen Gebieten auch eine kräftige Belebung von Handel und Wandel eingesetzt hat. Hoffentlich hat der Krieg mit der Ausländerei in der Geschäftswelt und im kaufenden Publikum ein für allemal aufgeräumt, auch wenn mancher damit alten, liebgewordenen Gewohnheiten ein Ende setzen muß.

*

Karneval 1915

Das deutsche Herz hat sich in diesen Kriegswochen herrlich bewährt. Hochgemut haben unsere braven Krieger Blut und Leben für Herd und Heim verspritzt. Leuchtende Taten der Großmut und echter deutscher Frauentugend sind von unseren Gattinnen und Töchtern vollbracht worden. Die tiefe, deutsche Herzenskultur ist zu ungeahntem Leben erwacht. Angesichts dieser Tatsachen ist es aber unsere ernste Pflicht, auf der Hut zu sein, daß nicht einzelne Kreise unbesonnener Volksgenossen in der nahenden Zeit des Karnevals die Ehre des deutschen Namens beflecken. Wir dürfen nicht warten, bis die staatlichen Behörden alles öffentliche Karnevalstreiben verbieten, sondern wir müssen da, wo der Karneval ganz besonders heimisch ist, in allen Volksschichten jetzt schon darauf hinarbeiten, daß der Gedanke auch eines halbprivaten und privaten Karnevalstreibens im Keime erstickt wird. Ich weiß nicht, was schlimmer und empörender wäre: Die frevelhafte Geldverschleuderung in Zeiten, wo jeder Heller dem Vaterlande gehört oder die Rohheit, mit der unsere um Sein oder Nichtsein kämpfenden Väter und Brüder und ihre um die Toten trauernden Witwen und Waisen ins Herz getroffen würden. Gar nicht auszudenken ist der Gedanke an die zahllosen geschändeten Frauen und Mädchen, die alljährlich Opfer der karnevalistischen Geilheit und Zügellosigkeit werden. Daher ist es Pflicht aller ernsten und anständigen Leute im deutschen Vaterlande, dem leichtfertigen und gedankenlosen Pflastertretern, dem Halbweltabschaum und Dirnengesindel den Weg zu den Karnevalslokalen unüberschreitbar zu versperren.

Eine besondere Achtsamkeit verdient der Schwindel der sogenannten Wohltätigkeitsbälle und Maskenveranstaltungen zu charitativen Zwecken. Reißen wir dieser Heuchelei die Larve ab, damit sie die wissentlich oder unwissentlich Naiven nicht stört! Wer Liebe üben will, der übe sie in christlicher Selbstentsagung als ernster Deutscher und nicht als Narr! Alle Lehrer und Führer des Volkes, alle Förderer deutscher Kultur: Priester und Laien, Prediger, Schriftsteller und Vereinsvorstände in die Front gegen den Karneval 1915! W. W.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtl. Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Zehlendorf (Wannsee), Winfriedstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer Stuttgart.

Der Türmer
Kriegsausgabe
Notenbeilage 2 1. Novemberheft 1914

Kriegslieder

von

Otto R. Hübner

1

Reiterlied

(P. Warncke)



2

Fahnenlied

(R. Dehmel)



3

Deutschland voran!

(R. Hübner)



4

Bismarck, der Führer zum Sieg

(Felix Marquart)

Voll Wucht — Hübner





XVII. Jahrg. Zweites Novemberheft 1914 Heft 4

Totenfest 1914
Von Emil Hadina

I.

Die Stürme sind heimgefahren, ihre grollende Kraft ertrank in Novemberschauern und nebelverhangener Wehmut, ihr ungebändigter Trotz zerbrach im eigenen Zorn. Wie alte entthronte Götter, wie die vergessenen Großen aus Asaheim zog ihr brausender Chor übers herbstliche Land. Frei, stark und höhnend. Doch verlassen und einsam. Auch große Gegner fanden sie selten, und das war den heidnischen Recken bitterster Schmerz. An welkendem Laub, das ohnmächtig bebte vor ihrem Nahen, an verängstigten Wolkentieren, die ihre Hälse reckten und jagten und gleich zerrissen auseinander wehten, übten sie unbefriedigt die Gewalt ihres Odems. Nur wenn eine einsame Eiche stand und stolz die Stirn bot, jauchzten sie fröhlich im Streit und sangen auch der Besiegten ein ehrendes Heldenlied.

Es ist ergreifend, diesen stürmenden Sängen zu lauschen, in deren Melodie das herbstliche Leben entschlummert. Doch ergreifender noch ist die Majestät der Stille, die nun alle Welt in ihren dunklen Sternenmantel schließt. Alle Kraft ist gebändigt, alles Licht dämmernd und mild, alles Leben wurde zu Weisheit und Seele. Die lärmenden Stimmen verlernten ihre Sprache, es ist stille geworden in Natur und Menschenwelt.

Da öffnen sich verschlossene Türen, feste Wände werden durchsichtig wie Glas, und dunkle Tiefen leben in Farben und Tönen. Die Erinnerung erschließt ihr stilles Asyl, versunkene Gärten schmücken sich neu mit den Kränzen unvergeßlicher Stunden. Tote Freuden und totes Glück, erstorbene Liebe und begrabene Hoffnung wandeln auf ihren Blütenwegen in weißem, verklärtem Gewand ...

Das ist die Zeit, da wir auch jener gedenken, die mit uns Atem und Leben teilten, gleiche Sonne und gleichen Himmel, und plötzlich in ewige rätselhafte Weite entschwanden. Wir legten die Hand in ihre Hand und freuten uns ihrer herzhaften Wärme, wir sahen in ihr Auge und in ahnenden Stunden tiefer, in die geheime Welt ihrer Seele. Der Frühling kam und wand uns die gleichen blühenden Tage zum Kranz, es kamen Sommer und Herbst und Winter und wieder der Frühling, Und sie boten uns und ihnen die gleichen Stunden und Gaben. — —

Und dann klangen einmal die Glocken, ein paar welkende Blumen dufteten noch, und kleine tote Dinger liebender Erinnerung blieben zurück. Sie aber waren plötzlich verweht, wie die Wolken im Sturmhauch, als wären sie nie, niemals gewesen ...

In diesen Tagen stehen sie wieder auf. In der Stille dämmernder Einkehr klopfen sie an die Tür. Und nahen lieb und vertraut, nicht als schreckhafter Fremdling, unserer träumenden Zimmerecke. Und wissen Worte stiller, tiefer Weisheit, ein großes Verstehen leuchtet aus diesen Stunden, und manch alter Schmerz, dessen Dornen uns murren machten, glüht jetzt in heiliger Klarheit und trägt den Kranz geheimer, ewiger Güte.

Auch dieses Jahr wie allherbstlich feiern wir den stillen Tag, der den Toten frei ist, auch heute treten Jahre und Jahrzehnte in raschem Reigen aus dem Spiegel der Erinnerung, wieder knüpft die Vergangenheit und ihre versunkenen Söhne ein unsichtbarer, inniger Bund an unser Geschlecht. Wieder naht die klare Stunde, wo alle Werte des Lebens, im lauten Trubel des Jahres gesucht und umschmeichelt, nackt und würdelos werden wie arme Komödiantenkinder nach dem Fallen des Vorhangs, wo lächerlich kleine Worte und Taten, verschämte Kinderträume aus Liebe und Sehnsucht und Vertrauen unendlichen Reichtum spenden. Alles Wesen wird Schatten, die derbe Kraft zerrinnt in dunstenden Nebel, die sichtbare Welt ist nicht mehr Leben und Wirklichkeit. Nur die Liebe bleibt und alles, was aus der Liebe kommt. Und alle Toten, mit denen uns Liebe vereint, grüßen aus ihrer geheimnisvollen Sphäre als nahe, lebendige Freunde, wir finden uns und sie wieder in Gott und Christus. „Denn ihr seid gestorben, und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott." So sagt sinnvoll das heilige Buch.

II.

In tiefem Ernst, in fast überirdischer Feier naht dies Jahr der stille Tag. Der Jüngsten im schweigsamen Reich gedenken wir heute vor allem — heute, am ersten Totenfest, da sie nicht mehr unter uns wandeln. Heimatlich deckt sie die Erde, ob sie im vaterländischen Boden schlummern, für dessen Freiheit und Würde sie fielen, ob in feindlichem Grund. Es sind unsre Söhne und Brüder, die im großen Wettspiel des Krieges die schwarze Kugel zogen.

Im großen, blinden Wettspiel. Und neue Zweifel beschleichen das Herz und wollen die Weihe der Stunde kürzen. Warum sie, gerade sie? Warum so wahllos, wenn ein wählender Wille ist? Und manch Schwergetroffener, der aus namenlosem Schmerz die Augen wieder vertrauend zum unbegreiflichen Herrn des Lebens erheben will, zögert und grollt und versinkt wieder in verzweifelnder Bitterkeit.

Wir sahen Große ins Feld ziehen, Söhne aus fürstlichen Häusern mit stolzen Pflichten der Zukunft, begnadete Künstler, deren Gotteskleinod die Herzen der Menschen bewegte und ihre Seelen erhob, Fürsten der Wissenschaft mit dem befreienden Lichtmal auf der hohen Stirn. Und wir dachten im Gebete zu Gott, er möge sie schonen und ihre unerfüllte Sendung nicht verderben. Wir kannten zwei oder drei Menschen, deren Wert uns die Würde der Menschheit verbürgte, voll tiefster eigener Seele, voll zartesten Glanzes und fröhlichster Kraft. Eine Fülle von Licht leuchteten sie still und unbemerkt auf alle Umwelt, doch das größte Wunder, die größte Gnade war diese eine, nie wiederholte, nie wiederkommende Schöpfung und Art ihrer rein behüteten Persönlichkeit. Und wieder baten wir um Schonung dieser feinsten und lieblichsten Blumen im Menschengarten. Und wir blickten hinein in kleine Welten, die hundert und tausend Leben und Existenzen an ein einziges Dasein ankerten. Wir flehten nochmals: „Hier, nur hier sei gnädig, großer Herr der Heerscharen. Hier bricht nicht ein einziges Herz, hier weinen nicht einige kummervolle Augen, hier sinken ganze Familien und Geschlechter in Nacht und Not, vielleicht in Schuld und Schande. Nur hier geh vorüber mit deinem Blitz!"

Und dann fiel der Blitz — und brannte manch Erwählten gnadelos nieder. Noch immer verbluten die Patroklen, und manch ein Thersites sieht die Heimat wieder. — Warum so wahllos, wenn ein wählender Wille ist?

Und wenn sie fielen, so gräbt der zweifelnde Groll weiter, wenn sie fallen mußten, warum so? Wer über das Schlachtfeld schritt oder durch die Reihen sterbender Krieger in Lazaretten und Krankensälen, der weiß, daß die letzten Augenblicke der Todwunden oft anders, ganz anders sind, als wir's wünschen und in idealisierten Bildern ausmalen wollten. Gewiß: viele gehen in Hoheit und Würde und zeigen die ergreifende Schönheit, mit der sich der Tod bekränzen läßt. Doch nicht allen ist's vergönnt, so zu scheiden. Und wir leiden unsagbar in dem Gedanken, daß sich Geschick und Leben, Welt und Gott nicht noch einmal vor den Augen der Sterbenden in heiliger Würde klären sollen, um ihren Ausgang in verdienter Heldengröße zu adeln. Warum ist auch dieser versöhnende Trost so viel tapferen Herzen versagt!

Warum, warum — so fragt und sticht, hetzt und verwirrt wieder dies kleine Wort und will den Sinn großer Erkenntnisse versäuern. Aber wir müssen die Augen erheben über das einzelne und Verwirrende zum Großen, in dem eine ewige Weisheit überwältigend klar wird. Wer auch fiel, und wie er auch fiel, aus diesen neuen Gräbern blüht Leben und Zukunft. Vaterland und Menschheit, Volk und Einzelmensch ziehen aus dem blutigen Boden die stärksten und heilsamsten Säfte. Wieder wird Leben geopfert, um höheres, reicheres Leben für gesegnetere Zeiten zu retten. Wieder kommt aus dem Tode die reichste Lebenskraft. So wußten alte Heidensagen und Göttermären sinnig zu berichten, so wuchs das

tiefe Mysterium der christlichen Kirche von Erlösung durch Blut und Opfer, so verkündet die Wissenschaft mit klaren Beweisen die alte Lehre. Warum, warum? Diese Frage wäre hier kindlich und kindisch. Denn das tiefste Geheimnis aller Weltentwicklung ruht in der unerforschlichen Wahrheit, daß alles Leben gehet aus dem Tode.

So ist das Totenfest ein Tag der Lebendigen.



Wir saßen am Grabenhange

Von Wilhelm Jensen

Wir saßen am Grabenhange
Und horchten im Dämmerschein
Unsrer Leute kunstlosem Gesange —
Sie sangen die „Wacht am Rhein“.

Bisweilen nur kam dazwischen
Ein Schuß herübergedröhnt,
Auch ab und zu wohl ein Zischen —
Doch waren wir lang dran gewöhnt.

An den goldenen Wolkensäumen
Verblich der funkelnde Rand,
Eine Stunde war's, zu träumen
Von der Liebe im Heimatland.

Und träumerisch sprach er leise
Von unserer Wacht am Rhein,
Es schlich wohl von drüben die Weise
In seine Gedanken sich ein:

„Halt' ich für meinen Jungen“,
Sprach er, „doch mit hier Wacht
Daß endlich aus Dämmerungen
Ein voller Tag ihm lacht.

Daß nicht sein Blut er vergießen
Einst muß fürs Vaterland,
Daß glücklich er genießen —“
Abbrechend drückte die Hand

Aufs Herz er schweigsam und legte
Den Kopf zurück an den Wall,
Während stumm sich im Herzen mir regte
Seiner Worte Widerhall.

Er schwieg noch immer; ich sandte
Einen Blick durch die dämmernde Rund',
Eh' ich fragend mich zu ihm wandte —
Da starb das Wort mir im Mund.

Was fühlt' ich's plötzlich klopfen
In der Brust so wahnsinnstoll?
Was war's für ein roter Tropfen,
Der dort unterm Finger ihm quoll?

Ich sprang auf ihn zu und riß ihm
Die Hand fort, unbewußt —
Da ging ein runder Spliß ihm
Durch den Rock, links unter der Brust.

Den hatt' eine Kugel geschnitten
Gradaus, bis ins Herz hinein —
Durch die Nacht herüber noch glitten
Die Klänge der „Wacht am Rhein“.



Rumänien und der Krieg

Von Lutz Korodi

Wenn in deutscher Gesellschaft jetzt die Sprache auf Rumänien kommt, kann man oft beobachten, daß mit einer gewissen Geringschätzung über diesen Staat und sein Volk geurteilt wird. Man weiß oder glaubt zu wissen, daß er nur abwartet, auf welche Seite der Erfolg sich neigt, damit die Regierung dann im geeigneten Augenblick mit den Siegern das entsprechende Geschäft mache. So hielt es Rumänien allerdings nach dem letzten Balkankrieg und ist dabei gut herausgekommen. Und so, meint man vielfach, hofft Rumänien auch nach diesem Krieg abzuschneiden. Solche grundsätzliche Nur-Geschäftspolitik scheint die abfällige Kritik der Kriegführenden zu rechtfertigen.

So einfach liegt die Sache nicht. Wer die Geschichte Rumäniens auch nur ganz oberflächlich kennt und auf Grund dieser Kenntnis das Verhältnis des jungen Königreiches zu den kriegführenden Parteien unbefangen würdigt, wird mit einem wegwerfenden Urteil jedenfalls sehr zurückhalten. In seinem Werk „Die Kulturarbeit des Deutschtums in Rumänien" schreibt Dr. Emil Fischer, ein seit einem Menschenalter in Bukarest lebender Arzt, gebürtiger Siebenbürger Sachse, wahrscheinlich der beste deutsche Kenner des Landes:

„Von dem Zustand, in dem sich 1866 das ausgesogene Land befand, erhielt der junge [damals 26jährige] Fürst — Karl von Hohenzollern-Sigmaringen — bei der ersten Besprechung mit dem Kriegsminister einen niederschmetternden Eindruck: die Armee nicht kriegbereit, um einem drohenden Einfall der Türken entgegentreten zu können, und nicht einmal so viel Pulver, um die Mannschaften mit einer mäßigen Anzahl von Patronen auszustatten. Dazu alle Staatskassen leer! Das Militär wie die Beamtenschaft seit Monaten ohne Sold, die Waffen des Militärs unbrauchbar! Ein furchtbares Chaos in der Verwaltung ... Dazu keine Aussicht auf Geldbeschaffung in dieser trostlosen Lage."

Und was hat der Fürst und spätere König Karl aus diesem Staate gemacht! Schon nach elf Jahren, im Russisch-Türkischen Krieg, war die Mitwirkung Rumäniens, nach den anfänglichen schweren Mißerfolgen der Russen, für Rußland geradezu entscheidend. Durch die Schlacht bei Plewna legte Rumänien den Grund für seine ausgesprochene Vormachtstellung auf dem Balkan, vermöge deren es aus dem letzten Balkankrieg praktisch als der Sieger hervorging. Wohl war das in der Hauptsache ein diplomatisches Geschäft, das aber nicht durchzuführen gewesen wäre ohne die solide wirtschaftliche und militärische Unterlage. Nach beiden Richtungen hat sich Rumänien ganz aus eigener Kraft emporgerungen, militärisch nach preußischem Vorbild und wirtschaftlich durch einen harten Zollkrieg mit Österreich-Ungarn, den es notgedrungen selbst eröffnete und mit Zähigkeit zu Ende führte, um sich eine eigene Industrie als Quelle des Volks- und Staatswohlstandes zu schaffen. König Karl hat sich an dieser Arbeit auch ganz persönlich ausgiebigst beteiligt; so hat er z. B. deutsche Gewerbetreibende und Fabrikanten aus dem be-

nachbarten Siebenbürgen nach Rumänien zu ziehen verstanden, hat ihnen eigenes Kapital zur Verfügung gestellt und hat mit ihnen als stiller Teilhaber gearbeitet.

Wenn nun Rumänien nach dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges sich unverzüglich für Rußland oder für Österreich-Ungarn erklärt hätte, so hätte es alle Errungenschaften des letzten halben Jahrhunderts auf eine Karte gesetzt; es mußte wissen: für den Fall, daß sein Partner, wer er auch sei, unterliegt, gefährdete es seine ganze staatliche und nationale Selbständigkeit. Solch unpraktischen Heroismus durfte man ihm um so weniger zutrauen, als die Stimmung der Bevölkerung von vornherein sehr geteilt war. Neigung zu Rußland ist dort zwar nicht vorhanden, denn der Staat ward doch nach dem Russisch-Türkischen Krieg um den ganzen Erfolg seiner Waffentüchtigkeit betrogen, Rußland hat durch die Aneignung ganz Bessarabiens für alle Zeiten den Anspruch auf Dank seitens Rumäniens verwirkt, und Rumänien mußte auch jetzt damit rechnen, daß es von Rußland, selbst im Falle eines glücklichen Krieges, in dem es auf Rußlands Seite gekämpft hätte, nachher hintergangen worden wäre. Aber für Frankreich war besonders die rumänische Intelligenz schon infolge der Sprachverwandtschaft von jeher eingenommen. Erst in den letzten Jahrzehnten ist in Rumänien der Einfluß der deutschen Kultur gewachsen, und die deutsche Sprache hat als Geschäftssprache auch hier wie in den übrigen Balkanstaaten ihr Geltungsgebiet allmählich erweitert. Ausgesprochene Sympathien für das Deutschtum beschränkten sich immerhin nur auf kleinere Kreise, die in engerem Zusammenhang standen mit deutschem Geistesleben. Die deutschen Universitäten werden heute schon gern von rumänischen Studierenden besucht, Paris gilt für den gebildeten Rumänen nicht mehr schlechtweg als der geistige Mittelpunkt der Welt; die „lateinische“ Verwandtschaft hat aber darum ihre Werbekraft noch lange nicht eingebüßt. Haben doch die Rumänen bewußt und andauernd ihre von slawischen Elementen stark durchsetzte Sprache künstlich latinisiert.

Bei alldem wäre der militärische Anschluß an das Deutsche Reich nicht auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen. Indes handelte es sich für Rumänien zu Beginn des Krieges zunächst nicht um einen Anschluß an Deutschland, sondern an Österreich-Ungarn. Im benachbarten Ungarn aber leben nach ungarischer Volkszählung rund drei Millionen Rumänen, in Wirklichkeit erheblich mehr, da diese Volkszählung aus Gründen, die in diesem Augenblick ausführlich zu würdigen unzeitgemäß wäre, nicht ganz zuverlässig ist. Die Rumänen in Siebenbürgen und den angrenzenden Teilen Ungarns haben mit großer Mühe sich aus dem Zustand politischer Hörigkeit herausgearbeitet und sind auch jetzt noch weit davon entfernt, etwa in der gesetzgebenden Körperschaft Ungarns so vertreten zu sein, wie sie es nach ihrer Volkszahl verlangen könnten. Auch die Bildungsmöglichkeiten, die ihnen der ungarische Staat gewährt, bewegen sich in bescheidenen Grenzen. Der Kampf um ihre nationalen Rechte ist immer auch im Königreich Rumänien mit lebhafter Anteilnahme verfolgt worden; zur Unterstützung dieses Kampfes wurde in Bukarest die Rumänische Liga ins Leben gerufen, die im ganzen Lande bis ins letzte Dorf verbreitet ist. Der eben verstorbene frühere Ministerpräsident Sturdza war, bevor er zur Leitung der Staatsgeschäfte berufen wurde, die Seele dieser Liga. Er hat sich ein Verdienst von geschichtlicher Bedeutung um sein Volk

dadurch erworben, daß er trotz dieser nationalpolitisch begründeten Abneigung gegen das Madjarentum noch vor seinem Tod durch eine aufsehenerregende Schrift gegen den Anschluß an Rußland sich ausgesprochen hat. Diese Schrift ist noch vor kurzem in Hunderttausenden von Exemplaren unter Mitwirkung der Regierung verbreitet worden. Wenn Sturdza hier auch nicht eine unbedingte Waffenbrüderschaft mit Österreich-Ungarn empfohlen hat, so diente seine Kundgebung doch dem Zweck, den politischen Russenfreunden in Rumänien den Boden abzugraben; jedenfalls hat sie viel dazu beigetragen, in der Bevölkerung die Stimmung für weitere strenge Neutralität zu festigen. Die wichtigste Voraussetzung dafür war allerdings die Haltung der siebenbürgischen Brüder während des Krieges, und dafür war einfach entscheidend die Stellungnahme der politischen Führer des siebenbürgisch-ungarländischen Rumänentums. Ich kenne diese Führer zum Teil persönlich; sie sind durchweg streng habsburgisch gesinnt, obwohl sie sich in scharfem Gegensatz gegen das Madjarentum befinden, soweit es im Dienste der landläufigen Madjarisierungspolitik steht. Und diese Führer besitzen bei all ihrem nationalen Temperament, das ihrem südlichen Geblüte eigen ist, einen Weitblick in völkischen und staatlichen Dingen und ein nüchternes politisches Rechenvermögen, wie man es sonst nur bei nordischen Völkern antrifft. Auch die ungarische Regierung wußte sehr genau, welche Macht diese Führer auf ihre Volksgenossen auszuüben vermögen, denen es in der breiten Masse an politischer Reife fehlt, weil ihrer politischen Betätigung durch die staatliche Verwaltung aus falschverstandenem Patriotismus große Hemmnisse bereitet worden sind. Der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza hat darum sehr klug gehandelt, als er vor einigen Wochen den Rumänen und dadurch auch den andern Nichtmadjaren in Schulangelegenheiten einige Zugeständnisse machte. Es wäre dringend zu wünschen, daß Graf Tisza jetzt nicht auf halbem Wege stehen bliebe und von Grund aus eine Verständigung mit dem Rumänentum anbahnte. Auch für das Deutsche Reich wäre das sehr wichtig, weil in Rumänien wie unter den Rumänen Ungarns immer wieder die Auffassung mit Nachdruck vertreten wird, daß die Madjarisierungspolitik der letzten Jahrzehnte nur unter dem Schutz des Bündnisses mit Deutschland sich so ungehindert entfalten konnte und daß Deutschland in dieser Frage, die doch eigentlich in engster Beziehung zur Frage der Bündnisfähigkeit Österreich-Ungarns steht, schon längst ein ernstes Wort gesprochen hätte, wenn man hier nicht der Meinung wäre, daß gerade das Verhältnis zu Österreich-Ungarn die deutsche Diplomatie zur Zurückhaltung verurteile. Man hofft in Rumänien, daß der Krieg auch in dieser Beziehung eine Wandlung der Dinge vorbereite, und daß Deutschland auch etwas dazu tun werde, den Grafen Tisza in seinen Bestrebungen zu unterstützen, die nach seinen eigenen wiederholten, sehr feierlich gehaltenen Erklärungen aus letzter Zeit darauf ausgehen, das Madjarentum dem Rumänentum näherzubringen und dadurch auch eine Annäherung Rumäniens an Österreich-Ungarn zu bewirken. Vom Erfolg dieser Bemühungen hängt nach meiner Kenntnis der Dinge, denen ich als gebürtiger Siebenbürger nicht fernstehe, in diesem Punkte alles ab, — auch die Haltung des gegenwärtigen Königs von Rumänien und seiner Regierung.

König Ferdinand, selbst ein Hohenzoller, ist in den Überlieferungen seines hohenzollerschen Oheims für den Herrscherberuf herangereift; wie König Karl wird aber auch er in seinen Entschlüssen sich einzig und allein durch die Interessen der Nation bestimmen lassen, mit der diese junge Dynastie innerlich verwachsen ist. Ich halte es deshalb auch nicht für ausgeschlossen, daß Rumänien, sobald die verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen gegen Rußland einen entscheidenden Waffenerfolg erzielt haben, seine Neutralität zugunsten dieser Verbündeten aufgibt, damit es nach dem Krieg nicht leer ausgehe. Nur müßte die ungarische Regierung jetzt schon mit aller Klarheit in der Hauptsache öffentlich feststellen, welche Zugeständnisse sie den Rumänen in Ungarn — und damit, nebenbei bemerkt, auch den Deutschen des Landes — einräumen will. Politisch und militärisch wäre das geradezu eine Tat und könnte der habsburgischen Monarchie und dem verbündeten Deutschen Reich eine Entlastung von weittragendsten Folgen bereiten. Hier ist der Kernpunkt der ganzen rumänischen Frage. Die Entscheidung liegt also nicht in Bukarest allein, sondern auch in Ofenpest und in Berlin. Die vereinigte Diplomatie der drei Staaten kann auf dem angedeuteten Weg gegen Rußland in mehr als einem Sinne eine ganze Armee auf die Beine bringen. Will sie aber das tun, so hat es nur dann einen Sinn, wenn hüben und drüben rasch gearbeitet wird.

Die Wiener und Pester Presse ist voll des Lobes über die draufgängerische Tapferkeit der rumänischen Regimenter im k. u. k. Heer; über die politische Rumänenfrage schweigt sie sich aus. Vielleicht will sie dem Grafen Tisza nur nicht das Konzept verderben durch vorzeitige Erörterung über das Maß von Zugeständnissen an die ungarländischen Rumänen. Die Sache verträgt aber keinen Aufschub. Rußland versuchte anfangs, Rumänien durch Versprechungen anzulocken. Das verfing nicht. Jetzt droht Petersburg schon. Der Augenblick könnte nicht günstiger dafür gewählt werden, daß Ungarn dem Moskowiter einen Strich durch seine schönste Rechnung macht!



Es herbstet · Von Fritz Alfred Zimmer

Es schwillt die Nuß am Haselstrauch,
Vom Felde steigt Kartoffelrauch.

Was frisch war, muß sich grau verfärben;
Es liegt die weite Welt im Sterben.

Noch ein paar Früchte an den Wegen ...
Der letzte Gruß — der letzte Segen!

Rot trieft der Laubwald. Rot wie Blut:
Was stirbt, stirbt doch in Glanz und Glut

Und düngt die deutsche Heimaterde,
Daß einst es wieder Frühling werde! ...

Jetzt herbstet es noch grau und schwer,
Als ob stets Totensonntag wär'.

Und Krähen krächzen weit und breit —
Es webt die Zeit ihr Sterbekleid.



Wenn jetzt jemand vom Mars heruntersähe · Von Fritz Müller

Gesetzt den Fall, es sähe jetzt jemand vom Mars mit einem gewaltigen Fernrohr auf unsre Erde — welche Kunde würde er den andern Marsbewohnern geben?

Vielleicht, daß er sagte:

„Züge seh' ich rollen ohne Zahl. Sie haben eine sonderbare Fracht. Die starrt von Köpfen, Spitzen, dunklen Röhren. Und längs der Schienen seh' ich's winken, immer winken."

„Ach," würde ihm entgegnet, „sicher feiern sie ein großes Fest auf jenem Erdstern, eine allgemeine Völkerverbrüderung oder so was ähnliches?"

„Ich weiß nicht," würde der Mann am Fernrohr sagen, „aber es ist sonderbar, daß ihre Schiffe auf dem Meere die umgekehrte Bewegung wie die Züge machen. Ein drahtloses Telegrammnetz fliegt über ihre Masten. Um kehrt alles, flüchtet in die Häfen — stachlige Kolosse hasten ihnen nach — nein, Kinder, festlich sieht das nicht aus."

„Aber etwa doch ein Fangspiel —?"

„Sonderbares Fangspiel: es raucht und blitzt, Schiffe sinken, tausend Arme recken sich herauf —"

„Sicher gehört das zu einem neuen Schwimmspiel. Die Erdbewohner sind ja oft so drollig."

„Und auf dem Lande seh' ich sie konzentrisch von allen Seiten auf ein einziges Land marschieren, und auch von diesem strömt es unaufhaltsam an die Grenzen —"

„Also doch ein ungeheures Wettspiel."

„Jetzt stoßen sie zusammen — wieder weiße Wölkchen — ein sonderbares Flirren in den Lüften —"

„Aber daß das keinen Lärm macht?"

„Nein, das ist alles stumm. Und selbst wenn's nicht so wäre — zu uns dringt von der Erde nie ein Schall."

„Und wie geht das Wettspiel weiter?"

„Sonderbar genug. Einige werfen Gräben auf und legen sich dahinter. Dann legen sie den Kopf, das Auge an dünne Stangen und scheinen irgend was zu suchen."

„Vielleicht Perspektive?"

„Ich weiß nicht — viele fallen um und rühren sich nicht mehr — Leute kommen, die tragen einige auf Bahren fort —"

„Ein sonderbares Spiel."

„Jetzt kommen andre Leute, die graben große Gruben — die nicht fortgetragen wurden, werden da hineingelegt — der Reihe nach — Graue, Blaue, Rote — es sieht fast aus, als wären sie gestorben —"

„Gestorben? Alle auf einmal? Aber das kann doch gar nicht sein — sicher gehört es nur zum Wettspiel."

„Ja, und jetzt zünden sie große Freudenfeuer in den Städten und Dörfern an, und die Leute rennen in ausgelassener Lust umher —"

Da tritt ein alter Mann ans Fernrohr. Wie ein Gelehrter sieht er aus. Dem Späher legt er die Hand auf die Schulter. Den Umstehenden schaut er ins Angesicht und spricht:

„Ihr irrt euch, Leute — was dort unten auf der Erde vorgeht, ist kein Spiel."

„Was denn, o Meister?"

„Das ist der Krieg, der große Krieg."

„Krieg? Was ist das, Meister?"

„Auf unserem Planeten ist dies Wort schon längst gestorben. In alten Pergamenten lebt es noch für uns Gelehrte. Wir auf dem Marsstern hatten ihn zum letztenmal vor hunderttausend Jahren, den großen Krieg. Den letzten großen Krieg, nach dem der Weltenfrieden für uns kam. Und was bei uns war, ist jetzt auf der Erde: den Weltenfrieden müssen sie erkaufen mit dem Weltenkrieg."

„Und woraus besteht der Krieg, o Meister? Daß dort auf der Erde die Schiffe untersinken, ist das der Krieg?"

„Ein Teil davon, ein kleiner."

„Und daß die Leute fallen und sich nicht mehr rühren, ist das der Krieg?"

„Ein Teil davon, ein kleiner."

„Wir können's nicht verstehen, Meister — vielleicht besser, wenn du uns noch sagen wolltest: Woraus entsteht der Krieg?"

„Aus Bergen aufgehäufter Ungerechtigkeiten."

„Und die können nur wieder gutgemacht werden durch —?"

„Berge aufgehäufter Toten — ja, Freunde, das ist das Gesetz."

„Und wird es nach dem großen Kriege auf der Erde besser werden mit den Ungerechtigkeiten, Meister?"

„Wir hoffen es. — Mann am Fernrohr, sag, was siehst du noch?"

„Das angegriffene Volk der Mitte seh' ich vorwärtsdringen, seh' ich — ich weiß nicht, was ich sagen soll."

„Siegen, heißt es. Was siehst du noch?"

„Vor ihnen her schwebt eine ungeheure Gestalt. Die weist ihnen die Wege. Die schreckt die andern. Aber ich kann das Gesicht der Gestalt nicht erkennen. Rauch ist davor und Qualm, der von den Städten aufsteigt — halt, jetzt wird's lichter — ha, das Gesicht ist mir bekannt, o Meister —"

„Sprich weiter!"

„Unser Herrscher ist es, der den Mars regiert seit hunderttausend Jahren — seitdem wir keinen — keinen — wie nanntest du's, o Meister?"

„Seitdem wir keinen Krieg mehr haben."

„Ich kann nicht mehr weiter durch das Fernrohr schauen, Meister. Der gewaltige Glanz der Gerechtigkeit die vor den Heeren des angegriffenen Landes schreitet, blendet mich .. ."

Die rückwärtigen Verbindungen unserer Feldarmeen in West und Ost

Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne

Auch dem mit den Verhältnissen des Krieges nicht Vertrauten leuchtet ein, daß unsere in Feindesland befindlichen Millionenheere aus dem Mutterlande — wie weiland Antäus — neue Kraft saugen müssen. Diese wird ihnen zugeführt durch Ersatz- und neue Truppen, durch Munition und Heeresbedürfnisse aller Art, durch Verpflegung, durch Lazarette, Gaben des Roten Kreuzes, Liebesgaben u. a. m. Die Hauptschlagadern, die dem Heereskörper diese neue Kraft zuströmen lassen, sind die Eisenbahnen. Ohne sie würde der Aufenthalt der Millionenheere in Feindesland, besonders wenn strategische Rücksichten sie lange Zeit in gewissen Landstrichen festlegen, ganz unmöglich sein. In den ausgesogenen ostpreußischen und polnischen Provinzen konnte selbst Napoleon 1807 mit einem kleinen Heere sich nicht halten trotz seines brutalen Requisitionssystems. Gänzlich machtlos würde dieses im jetzigen Weltkriege sich erweisen z. B. in zerstörten Teilen von Ostpreußen oder in den Departements zwischen Aisne, Oise, Marne usw., wo die Kriegsfurie seit Monaten getobt hat. Was für Friedrich den Großen die Wasserstraßen Elbe und Oder bedeuteten, das bedeuten jetzt die Schienenstraßen. Ihre Benutzung ist eine so vielgestaltige geworden, daß ihre genaue Schilderung Bände füllen würde. Zum allgemeinen Verständnis mögen folgende kurze Angaben dienen.

Jede Armee erhält, wenn möglich, eine Eisenbahn als Etappenlinie — in Frankreich zwei bis drei. Im Feldzug 1870 war die Armee vor Paris auf eine Linie — Frouard-Blesme — angewiesen. Die Haupt-Etappenlinie verzweigt sich bei ausgebildetem Eisenbahnsystem in die feinen Verästelungen der Neben- und Kleinbahnen. Ihre Verwaltung beansprucht einen gewaltigen Apparat von Beamten, Schutztruppen u. dgl. Die Kriegsetappenordnung, ein fein durchdachtes Reglement, regelt alle Verhältnisse. An der Spitze steht die Generalinspektion des Etappenwesens mit einer Fülle von helfenden oder unterstellten Organen. Der Etappendienst beginnt an der eigenen Landesgrenze und erstreckt sich bis zur Front der kämpfenden Truppen.

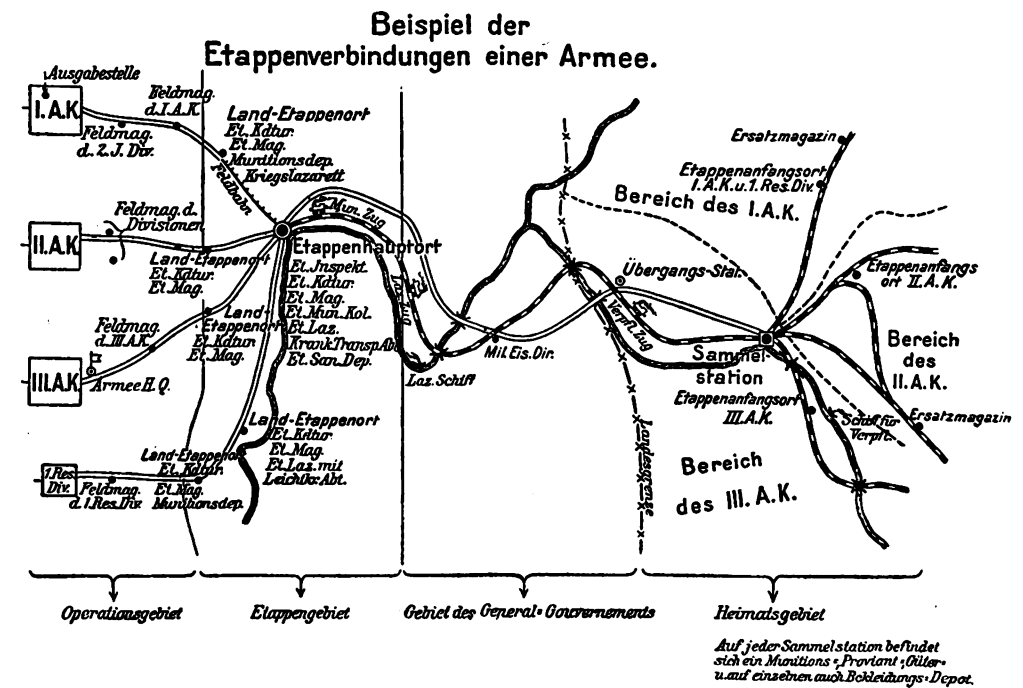
Schon im Aufmarschgebiet wird für jede Armee die Hauptetappenlinie bestimmt und einer Etappeninspektion unterstellt. Diese ist ausgestattet mit Etappentruppen, Feldverwaltungsbehörden, Sanitäts- und Gerichtsformationen, Post- und Zivilverwaltung, Munitionskolonnen und Munitionsdepots, Fuhrparkkolonnen, Feldtrainkompanien, Bäckereikolonnen, Pferdedepots, Magazinfuhrwerks- und Kraftwagentrains, Feldlazarettdirektoren für jedes Armeekorps, Telegraphendirektion, Baudirektion, Post, Pferde- und Wagendepot, Armeebekleidungsdepot; sodann als unterstellte Behörden fünf mobile Etappenkommandanturen für jedes Armeekorps und endlich Eisenbahntruppen zum Bau von Feldbahnen.



Jede Etappenlinie basiert auf der Sammelstation im Heimatlande und dem Etappenhauptort hinter der Front der fechtenden Armee. An der Landesgrenze instradieren die Etappenanfangsorte alle Transporte nach diesen Hauptorten. Vorwärts der Anfangsorte liegen die Übergangsstationen, wo der Kriegsbetrieb der Eisenbahnen beginnt — geleitet durch die Militäreisenbahndirektionen.

Der Etappenhauptort ist beweglich und richtet sich nach der strategischen Lage. Von ihm zweigen sich ab die Landetappenstraßen zu den einzelnen Armeekorps — diese sind in Abständen von etwa 25 km besetzt mit Landetappenorten mit den nötigen Magazinen.

Das ganze komplizierte System wird dem Laien verständlich durch das Beispiel der Etappenverbindung einer Armee, wie es die Felddienstordnung von 1908 (E. Mittler & Sohn, Berlin) gebracht hat:



Die Eisenbahnen dringen aber selbst in den kultiviertesten und verkehrsreichsten Ländern nicht überall hin. Deshalb bedürfen die Armeen noch einer gewaltigen Menge von Fahrzeugen, von Pferden gezogen. Jedes Trainbataillon mobilisiert 6 Proviantkolonnen zu 38 Fahrzeugen, 7 Fuhrparkkolonnen zu 50, 12 Feldlazarette zu 9, 1 Feldbäckereikolonne zu 25, zusammen über 700 Wagen. Auch diese würden nicht genügen, wenn nicht die Technik der Jetztzeit ihren Leistungen zu Hilfe käme — einmal mit den Kraftwagen und sodann mit den Feldküchen. Erstere mit teilweise gewaltiger Tragfähigkeit sind schon im Frieden gesichert worden für die Verwendung im Kriege — auf den gepflasterten breiten Straßen Frankreichs, die ein Nebeneinanderfahren von 4 Wagenkolonnen gestatten, den routes impé-

riales, die Napoleon III. geschaffen hat, donnern die schweren Kraftwagen der Berliner Brauereien, der Eisenindustrie usw. zu Tausenden. Die anfängliche Befürchtung, daß ihre Last die schwächeren Brücken eindrücken würde, hat sich bis jetzt als unbegründet erwiesen. Die leichten Kraftwagen, die massenhaft an die Stäbe und Truppen verteilt sind, vermitteln blitzschnell den Befehlsempfang, die Evakuation der Verwundeten vom Schlachtfeld selbst, einen guten Teil des Ordonnanzdienstes und selbst der taktischen Aufklärung. Die Feldküchen, die die Speisen in großen Kesseln selbst auf dem Marsch kochen, sind leichte Fahrzeuge, die sich überall durchwinden und den Truppenteil im Biwak zu einer Zeit erreichen, wo an die Ankunft der Bagage, mithin der Lebensmittelwagen und Marketender, geschweige denn der Proviantkolonnen gar nicht zu denken ist.

Alle diese vorteilhaften Verhältnisse treffen für unseren westlichen Kriegsschauplatz zu mit seinen Kunststraßen, reichlichstem Eisenbahnsystem und unerschöpflichen Hilfsmitteln. Aber auch hier veranlaßte das Bedürfnis nach rückwärtiger Verbindung die Beschleunigung der Berennung der Eisenbahnknotenpunkte Lüttich, Namur, Maubeuge, Manonvillers usw.

Nach vorstehendem mag man sich aber von der Arbeitsleistung der Etappenbehörden, der Militäreisenbahnen, des Verpflegungsapparats eine Vorstellung machen, wenn das strategische Bedürfnis dazu nötigt, eine Frontveränderung vorzunehmen.

Ganz anders als in Belgien und Frankreich liegen die Verhältnisse der rückwärtigen Verbindungen im Osten. Solange in Ostpreußen gerungen wurde, waren die Eisenbahnverbindung und die guten Heerstraßen wohl imstande, dem Heeresbedürfnis sowohl in taktischer Beziehung als in der Verpflegung zu genügen. Für das Kampffeld in Polen ändern sich aber die Verhältnisse. Drei große Eisenbahnlinien gewähren allerdings das Rückgrat für die Verbindung mit dem Mutterlande: 1. Ostrowo—Kalisch—Lodz—Warschau; 2. Oppeln—Czenstochau—Petrokow—Warschau; 3. Kattowitz—Kyelzy—Radom—Iwangorod. (Interessant ist, daß der russische Großfürst Konstantin jahrelang mit Erfolg gegen den Bau der Linie Kalisch—Lodz angekämpft hat. Er hatte aus strategischen Gründen recht. Die Strecke ist aber jetzt gebaut und für die deutsche Heeresleitung von großer Bedeutung.) Das Eisenbahnnetz in Russisch-Polen ist aber weitmaschig, die ergänzenden Straßen sind im Spätherbst und Frühjahr, wo der Frost sie nicht härtet, in einem wahrhaft fürchterlichen Zustand. Kunststraßen, makadamisierte oder gepflasterte Chausseen gibt es fast gar nicht. Eine militärgeographische Schilderung des Landes liegt nicht in der Bestimmung dieser kurzen Betrachtung, diese interessiert nur das Netz der Verbindungswege. Der Charakter des Landes ist eine Mischung von Sand und Weichland — nicht viel anders, als die Mark Brandenburg vor zwei Jahrhunderten aussah. Die Sümpfe und Seen spielen fast die gleiche Rolle wie in Masuren. Dort hat sie Generaloberst Hindenburg zum Verderben der russischen Armeen zu benutzen verstanden — möge es ihm in Polen auch gelingen. Schon im September dieses Jahres waren die Wege so aufgeweicht, daß, wie ein Feldpostbrief eines Abteilungskommandeurs der Artillerie uns mitteilt, bei dem letzten Treffen vor Kyelzy vor jedes Geschütz — mit unterlegten Bretterbohlen — 10 Pferde

gespannt werden mußten, um es in Batterie zu bringen. Einem weiteren Feldpostbrief entnehmen wir folgende Schilderung („Berl. Tagebl."): „Von Czenstochau ging es in starken Märschen nach Osten. In den ersten zwei Tagen hatten wir noch leidliche Chausseen, dann aber wurde es fürchterlich, zumal es seitdem täglich regnet. An einzelnen Strecken bestanden die Wege überhaupt nur aus Sumpf und Morast. Einmal haben wir eine volle Stunde gebraucht, um einen Munitionswagen mit 6 Pferden 13 m weiter zu bringen. Streckenweise konnte man von einem Wege überhaupt nicht mehr sprechen. Die Pferde versanken bis zum Leib im Schmutz, die schweren Wagen verschwanden bis zu den Achsen! Die Munition, die wir befördern, ist sehr schwer. Eines Nachts kamen wir in strömendem Regen an eine unpassierbare Stelle. Es blieb nichts anderes übrig, als mit den ganzen Kolonnen in den Wald einzubiegen, um die Stelle zu umgehen. Zu diesem Zwecke mußte mit Axt und Säge ein 500 m langer Weg mitten durch den Wald gebahnt werden. Ein paar Stunden lang mußten Bäume gefällt werden. So kommt es, daß wir kolossal lange und anstrengende Märsche haben. Beim Reiten befindet man sich eigentlich immer in Gefahr zu stürzen. In den letzten acht Tagen waren wir fast jede Nacht unterwegs ..." Rechts der Weichsel, besonders bei Lublin, ist es noch schlimmer. Der dortige feine „Löch" (Staub) wird bei jedem Herbstregen in einen kotweichen Brei aufgelöst. Das Marschieren ist dort ein Waten. Die bisherigen Leistungen unserer Pioniere, unserer Eisenbahn und Verkehrstruppen sind aber so erstaunliche gewesen, daß ihnen im Straßenbau und in der Gangbarmachung der vorhandenen schlechten Verbindungen das Äußerste zugetraut werden kann. Sie werden scheinbar „Unmögliches" möglich machen. Immerhin werden ihre Arbeiten Zeit erfordern. Wenn es etwas langsamer vorwärts geht, so möge sich der ungeduldige Zeitungsleser gedulden. Unsere schweren Batterien sind eben keine Kinderwagen.



Herbst 1914 · Von Margarete Kiefer-Steffe

Nun jault der Sturm ums Haus im Tanz.
Kalt zieht's durch die Fensterritzen.
Ich darf im Warmen sitzen,
Bestrahlt von der Lampe Glanz.

Ihr aber liegt, erschöpft, erstarrt,
Im nassen Schützengraben.
Wie Ratten in Erde sich schaben
Wühlt ihr euch ein und harrt — —

Harrt, mit den steifen Fingern am Rohr,
Die Augen zum Sehen zwingend,
Mit dem Zittern im Körper ringend;
Und wie ein Märchen kommt's euch vor,

Daß ihr einmal, im Lampenschein,
Am blitzenden Tische gesessen,
Fröhlich gelacht und gegessen — —
Bilder an der Wand, Bücher im Schrein!

O, der jappende, stöhnende Wind,
Wie der am Herzen mir reißt und rüttelt!
Er schüttelt mich, wie er sie schüttelt,
Die für uns in der Hölle sind! —



Die am Kriege verdienen
Von S. Meißner

Opferwilligkeit und Opferfreudigkeit für das Wohl aller ist die erste Forderung des Vaterlandes in Kriegszeiten. Während draußen im Felde der waffenfähige Mann unter Preisgabe seines Lebens und — was drohender ist — in Gefahr der Verkrüppelung für die Erreichung des großen Zieles sich selbst zu opfern bereit ist, hat der Daheimgebliebene seinen im Vergleich dazu immer nur winzig kleinen Anteil durch materielle Dinge beizutragen, durch Hingabe von Teilen des Besitzes oder Einkommens, aber auch, was unter Umständen noch viel wertvoller ist, obgleich in Ziffern nicht ausdrückbar, seiner Arbeitskraft und seines Einflusses. Aus allen Berufszweigen hat man von Zeichen einer beispiellosen Opferfreudigkeit gehört: Künstler und Gelehrte, Ärzte, Beamte, aber auch der kleinbürgerliche Handwerker, der Arbeiter und der Landmann stehen in den mobilen Reihen der waffenlosen Kämpfer, und auch den Gleichgültigen zieht das unerbittliche Muß der Verhältnisse mit in den Kreis des großen Aufgebotes hinein. Wahrhaft große Forderungen stellt das Vaterland an den Kaufmann und Unternehmer; er soll unter allen Umständen, selbst unter Verlusten, es durchsetzen, seinen Betrieb aufrechtzuerhalten in einer Zeit, wo die Absatzmöglichkeiten aufgehoben sind, soll Angestellte und Arbeiter im Dienste halten und lohnen, wo er noch nicht einmal für einen Bruchteil seines Personals Beschäftigung finden kann. In vielen Fällen, wo das Opfer unerschwinglich war, trat die Gesamtheit eines kaufmännischen Unternehmens geschlossen zu einem auch jeden Angestellten mit heranziehenden und dadurch sich gegenseitig dienenden Opfer zusammen; einmütig wurde erklärt: Lieber halbes Gehalt bei halber Beschäftigung als ganzes Gehalt bei ausreichender Beschäftigung des halben und Entlassung der anderen Hälfte des Personals. Es ist aber leider auch vorgekommen, daß rücksichtslose Ausbeuter die erste Bestürzung dazu benutzt haben, dem eingeschüchterten Personal die Zustimmung zu bedeutenden Gehaltsherabsetzungen selbst ohne stichhaltigen Grund aufzuzwingen, sogar in Häusern, die durch Militärlieferungen ihren vollen Betrieb bei lohnender Beschäftigung aufrechterhalten konnten. Gegen diese ehrlosen Schmarotzer geht jetzt die Behörde durch Wiederentziehung der Bestellungen vor, und es ist zu hoffen, daß den erbärmlichen Wichten, die jetzt ungestraft bleiben, auch ihr Konto vorgelegt werden wird, wenn die Zeit der großen Abrechnung gekommen sein wird.

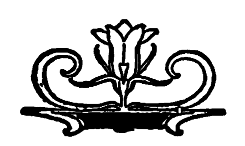
Schnell und entschlossen gegründete Kriegskreditbanken und Kriegseinkaufgenossenschaften wurden in den Dienst der Unternehmung und damit der gemeinsamen großen Sache gestellt, und es ist hervorzuheben, daß einige Kaufleute ihre bedeutenden Fähigkeiten ausschließlich der freiwilligen Hilfsarbeit in Ministerien widmen.

Es scheint jedoch, als ob der Kaufmann ein Opfer dem Vaterlande noch nicht gebracht hat: das Opfer des Verzichtes auf den eigenen Verdienst im Kriege, d. h. auf den Mehrverdienst gewonnen am Kriege selbst. Ins Riesenhafte

sind die Bedürfnisse des Heeres gewachsen, Militärlieferungen bilden jetzt einen ungewöhnlich großen Bestandteil unserer Industrie. Dadurch hat eine gewaltige Menge von Arbeitern, die sonst auf der Straße liegen würden, eine oft neue Verdienstmöglichkeit gefunden, aber auch den Kaufleuten und Unternehmern sind neue Wege und Ziele eröffnet worden. Und der Kaufmann weiß zu rechnen. In zahlreichen Fällen verdient er an seinem sichersten Kunden, dem Staate, einen höheren Satz als an einer Kundschaft, die lange borgt und ihm manchen Kopfschmerz bereitet. Die Geschichte der am Kriege reich gewordenen Armeelieferanten aus dem Jahre 1870 ist bekannt. So mancher unter ihnen war vor dem Kriege Kaufmann und Fabrikant in bescheidenen Verhältnissen und nach dem Kriege Großunternehmer mit Millionenvermögen. Nicht viel anders wird's wohl auch 1914 wieder gehen. Aber mancher Armeelieferant, der jetzt Millionenbestellungen durchführt, lebte auch schon vor dem Kriege in den glänzendsten Verhältnissen, und es bedarf vielleicht nur eines Hinweises, um ihm seinen besonderen Mehrgewinst an dem Kriege, der Hunderttausende seiner Landsleute dahinrafft oder dauernd dem Siechtum überantwortet, gründlich zu verekeln. Was hat es zu bedeuten, wenn jemand, dem der Krieg Tausende und aber Tausende Mark zu verdienen gibt, mit einer vierstelligen Zahl in der Roten-Kreuz-Sammelliste erscheint? Wenn er gerade an Lieferungen von Verbandstoffen und dergleichen für das Rote Kreuz zehnmal mehr verdient, als er dafür stiftet?

Wir haben von Beamten gehört, die ihr Diensteinkommen teilweise für das allgemeine Wohl hingegeben haben, sonst durch hohe Honorare verwöhnte Künstler verzichten im Dienst der Wohltätigkeit auf jedes klingende Entgelt für ihre Darbietungen und Werke, von allen Seiten drängen sich freiwillige unbezahlte Hilfskräfte; wo aber ist der hochherzige und wahrhaft großzügige Kaufmann, der seinen Namen nicht nur in öffentlichen Sammlungen für wohltätige Zwecke mit einer schönen runden Summe glänzen sehen will, sondern der rundweg erklärt: „Was mir der Krieg an Mehrgewinst eingebracht hat, mir, der ich hier geschützt in der Sicherheit lebe, die mir meine tapferen Landsleute im Feuer erkämpfen, das soll ganz und ungekürzt nicht mir, sondern der Allgemeinheit gehören!"?

Das wäre erst der große, der wahrhaft vaterländisch gesinnte Kaufmann, der dem Vaterlande das Opfer seiner Kraft und Fähigkeiten brächte, und das auch nur vorübergehend, in einer Zeit, die von anderen in Ewigkeit unersetzliches Gut an Leben und Gesundheit verlangt.



Geharnischte Sonette · Von Hermann Kienzl

O, du mein Österreich! Nach flotten Weisen,
Im Walzertakt, wie rittest du so heiter,
Ein Biedermeier und ein Sonntagsreiter,
In alten Schlendrians gewohnten Kreisen!

Längst im histor'schen Alter eines Greisen
Triebst du die Spiele deiner Jugend weiter;
Zum Ernste fehlte dir der ernste Leiter.
Doch Eisen bricht die Not, wie Not bricht Eisen!

Jetzt kam der Führer. Vor ihm geht der Schrecken,
Sein Atem stürzt die ehernen Gebilde,
Sein Schritt schlägt Feuer, seine Augen morden.

So weit sich seine Arme fleischlos strecken,
Bedecken bleiche Leichen die Gefilde.
Du aber bist durch ihn zum Mann geworden.

* * *

Sie wußten nicht und wollten es nicht wissen,
Daß deutsche Strahlen ihre Brust durchdrungen.
Sie liebten nicht das Volk der Nibelungen;
Sie schlugen um sich, schimpften, kratzten, bissen.

Längst hätte slaw'scher Zorn den Bund zerrissen,
Längst wäre Östreichs Sterbelied verklungen;
Doch eine Ankerkette, fest verschlungen,
Hielt sie in Halbbewußtseins Dämmernissen.

Der Russe hob die Faust, sie zu „befreien".
Da tönt es an der Moldau, an der Save:
„Was wurden wir? Und was soll aus uns werden?

Hofft nicht, daß wir dem Lichte untreu seien —
Und Beute moskowit'scher Wölfe-Herden!
Wißt: freier Slave wird nicht Zaren-Sklave!"

* * *

Was wäre deutsch, wenn es nicht jene waren,
Die ihren Wall von Leibern aufgeschichtet,
Zu schirmen Deutschland, daß es unvernichtet
Dem Sturme steh' der Hunnen und Avaren?

Was wäre deutsch, wenn nicht von Bechelaren
Das Heldenlied — und was, maisonnbelichtet,
Der Vogelweider fromm zu Wien gedichtet,
Und Mozarts Lieder heller Engelscharen?

Deutsch sind die Schwerter, die sich blutig färben
Heut' in des Polenlandes Völkerschlachten.
Deutschland, laß uns nicht ungesegnet sterben!

Den Kreidestrich, der deutsche Länder trennt,
Die man verwirrend mit zwei Namen nennt,
Willst du ihn höher als die Wahrheit achten?!

Caoutchouc

Von Peter Paul Schmitt

Es gibt in Hannover ein sehr großes industrielles Unternehmen, das sich Continental-Caoutchouc- und Gutta-Percha-Compagnie nennt. Ich habe diese sonderbare Schreibart unseres guten Wortes Kautschuk seit vielen Jahren mit Befremden bemerkt, aber stillschweigend hinuntergewürgt, so gut wie Eau de Cologne, five o'clock und vieles andere — was will man machen.

Da kam auf einmal der nationale Aufschwung, Piccadilly wurde hinweggefegt und die Messenger Boys, sogar die Speisekarten wurden deutsch, wirklich, man traute seinen Augen nicht. Die deutschen Fabrikanten, von den Engländern aufs brutalste vergewaltigt, wehrten sich ihrer Haut, und man las Inserate: „Kauft keine Sunlight-Seife, keine englischen Josetti- und Batschari-Zigaretten und keine Dunlop-Reifen." Indem ich mir den Ring der deutschen Fabrikanten, die sich öffentlich gegen die Dunlop-Reifen wandten, näher ansehe, finde ich darunter auch die Continental-Caoutchouc- und Gutta-Percha-Compagnie. Was ich bisher stillschweigend ertragen habe, schien mir jetzt reif zum Platzen, und ich wandte mich an die Firma mit der Anfrage, wie sich die seltsame fremde Form „Caoutchouc" erkläre und ob man nicht das schlichte deutsche „Kautschuk" jetzt dafür annehmen wolle. Darauf antworteten mir die Herren folgendes:

„Unsere Firma steht weder unter französischer Leitung, noch hat sie jemals mit irgendwelchem französischen Gelde gearbeitet. Wir sind aber nicht der Ansicht, daß das Wort ‚Caoutchouc' französischen Ursprungs ist, es ist vielmehr indianischen Ursprungs, und kann unter diesen Umständen in der Schreibweise unmöglich etwas Außergewöhnliches gefunden werden. Dabei bitten wir Sie zu berücksichtigen, daß wir mehr als die Hälfte unserer Gesamtproduktion nach dem europäischen Auslande und nach Übersee verkaufen, und daß unsere Firma und die Schreibweise derselben deshalb so gewählt ist, um sie in allen Ländern möglichst gleichmäßig nennen zu können. Weiter bitten wir zu berücksichtigen, daß unsere Firma seit über 40 Jahren existiert und in Verbindung mit unserer Firmenbezeichnung Millionen für Reklame aufgewendet worden sind. Jede Änderung der Firma würde uns unseres Erachtens erheblichen Schaden verursachen.

Sie wollen dieses bitte nicht nur vom Standpunkt unserer Firma aus betrachten, sondern auch vom großen nationalen Gesichtspunkte aus, denn schließlich dient doch jeder Export von Fabrikaten dazu, um deutschen Arbeitern Verdienst zu schaffen und deutsche Fabrikate an Geweben und sonstigen Materialien, die zur Fabrikation erforderlich sind, in ausgiebigem Maße verwandt zu sehen. Sie dürfen sich überzeugt halten, daß wir so gute Deutsche sind wie nur irgendeiner, daß aber schließlich von größeren Gesichtspunkten aus eine Änderung der Schreibweise unserer Firma sich nicht empfiehlt."

Nachdem ich das Schreiben dreimal gelesen hatte, legte ich es achselzuckend auf die Seite, nur bei der Stelle von dem großen nationalen Gesichtspunkt habe ich laut gelacht.

Wir wollen eine kleine Gegenüberstellung machen. Der Engländer firmiert auf der ganzen Welt englisch, siehe White Star Line, der Franzose auf der ganzen Welt französisch, siehe Crédit Lyonnais oder Agence Havas. Es gibt Deutsche, die firmieren zu Hause deutsch und im Auslande englisch oder französisch — aus Hamburg-Amerika-Linie wird Hamburg American Line, aus Norddeutscher Lloyd North German Lloyd; es gibt aber auch Deutsche, die selbst zu Hause französisch firmieren, siehe die Caoutchouc-Compagnie. Dies geschieht indessen nur aus großen nationalen Gesichtspunkten. (Daß das Wort Kautschuk aus dem Indianischen stammt, ist ganz gleichgültig. Nur diese Schreibart ist deutsch, alles andere ist für uns kauderwelsch, und man versteht nicht, daß die indianische Herkunft die französische Form rechtfertigen soll.)

Ich kenne schon auswendig, was man erwidern wird: Das Deutsche ist keine Weltsprache, und wir müssen uns des Englischen oder Französischen bedienen, wenn wir im Auslande Geschäfte machen wollen. Jeden, der so spricht, möchte man persönlich dafür haftbar machen, daß das Deutsche keine Weltsprache ist und in tausend Jahren noch nicht sein wird. Haben diese Herren schon gesehen, wie es andere, selbst kleine Nationen machen? Im Sommer standen in deutschen Zeitungen Anzeigen zweier norwegischer Schiffahrtsgesellschaften „Det Bergenske Dampskibs-Selskab, Bergen“ und „Det Nordenfjeldske Dampskibs-Selskab, Trondhjem“, auch die Plakate einer rumänischen Reederei „Serviciul Maritim Roman“ in der Berliner Stadtbahn werden schon manchem aufgefallen sein. Kein Mensch in Deutschland versteht zwar Norwegisch oder Rumänisch, aber das macht nichts: für die Deutschen ist es gut genug, und wo die deutsche Weltsprache sich verstecken muß, hat die rumänische es nicht nötig.

Mancher wird sagen, das sind alles Äußerlichkeiten und auf den Namen kommt es nicht an, sondern auf die Sache. Das ist ein schwerer Irrtum. Da liest ein Amerikaner von der Cunard Line, Hamburg American Line, White Star Line: alles englisch. Den Durchschnittsamerikaner kann man in ausländischen Dingen für gar nicht unwissend genug einschätzen, wie sollte er etwa auf die Idee kommen, daß eine dieser Gesellschaften eine deutsche ist und berufen, dem deutschen Namen in der Welt Ehre zu machen? — Werden nun die Firmen, die es angeht, umlernen? Man hofft es kaum, aber dennoch sei hier ein Vorschlag auf der goldenen Mitte gemacht: Der Norddeutsche Lloyd nenne sich überall in der Welt im Hauptamt Norddeutscher Lloyd und im Ausland, wenn es nicht anders geht und er sich nur so verständlich machen kann, in kleinerer Schrift zwischen Klammern darunter North German Lloyd — aber nicht umgekehrt!

Was die Caoutchouc-Compagnie betrifft, so hat sie ihren Lohn dahin, und es liegt eine gewisse Ironie darin, daß sie trotz aller ausländischen Aufmachung jetzt nicht nach dem Ausland verkaufen kann. Ich stelle mich aber auf jeden gewünschten nationalen Standpunkt und hoffe, im Interesse der vielen brotlosen Arbeiter, daß dies bald wieder möglich sein wird. Dieses eine muß ich indessen aussprechen: Wenn wir diesen ungeheuren Krieg gewinnen, und das werden wir, und zu Ruhm und Geltung kommen in der Welt, dann haben es jene Herren nicht darum verdient.



Würdelose Kunst
Von Karl Storck

Einmal kommt ja immer die Stunde der Wahrheit und Gerechtigkeit. Und wer es nicht glauben wollte, daß das, was in den letzten Jahren in unserer Kunst modisch war und den Erfolg für sich hatte, innerlich schwach, unlebendig, aller Größe und Befruchtungsfähigkeit bar war, wo es nicht feiler Niedrigkeit und übertünchter Gemeinheit verfiel, der mußte es jetzt schauernd erkennen. Wo uns die Hohepriesterin nottat, erschien eine feile Dirne, die um die Gunst der Stunde buhlte. Alle die üblen Geschäftemacher der Kunst haben sich entlarvt, als sie sich in affenartiger Gelenkigkeit den Erfordernissen der Stunde anzupassen suchten und mit „aktueller“ Kunst ihren Profit zu machen strebten. Sie haben sich entlarvt in ihrer erbärmlichen Kleinheit, als sie der großen Zeit mit denselben Mitteln beizukommen suchten, mit denen sie seit Jahren ihre Geschäfte gemacht hatten. Denn das ist das Schlimme, es ist genau der gleiche Geist, es sind dieselben Mittel, mit denen sie früher den übelsten Instinkten schmeichelten, mit denen sie jetzt aus den Hochgefühlen einer heldischen Stunde Gewinn suchen. Kann es etwas Erbärmlicheres geben, als dieses Theater, das Possen, Operetten und sogenannte Volksstücke aufführt von derselben Vergeiltheit des Empfindens, derselben unwahren Gefühlsmacherei, der gleichen verlogenen Charakteristik, der gleichen billigen technischen Mache, und das alles mit Uniformstücken zugedeckt und mit unseren geliebten Vaterlandsliedern überbrüllt? Diesen elenden Skribenten und feilen Komödianten dient die Hochspannung der Zeit nur dazu, „patriotischen Ulk“ zu machen! Steht ein Theater über dem Bordell, das selbst in dieser Zeit kein höheres Ziel hat, als Müßiggänger zu amüsieren und einige Stunden totzuschlagen? Ja, noch schlimmer. Diese Theater betrügen heute. Denn die hineingehen, wollen sich erheben, sie wollen sich stärken, sie wollen gute Nahrung in der gesteigerten Not ihrer Herzen und Sinne.

Aber es ist nicht nur der üble Theatergeschäftsgeist, der sich jetzt in seiner ganzen Niedrigkeit offenbart, auch das literarisch stets so hochmütige Ästhetentum steht in seiner Ohnmacht gebrandmarkt da. Diese „Dichter“, die es fertiggebracht haben, daß in den letzten Jahren die übelsten erotischen Probleme als oberstes Literaturgut abgewandelt wurden, die Literaten, die jeden als dummen Epigonen, als „unmodernen“ Menschen verschrien, der es wagte, ein nationales oder gar patriotisches Problem zu behandeln, wollen natürlich auch jetzt „modern“ sein. Da sie unter modern niemals etwas anderes verstanden haben, als modisch, buhlen auch sie um die Gunst der Stunde.

Wie bezeichnend ist der Münchener Fall mit dem Dichter Klabund, demselben, den eine einflußreiche kritische Clique auf den Schild erhob, nicht trotzdem, sondern weil er alles Erotische mit zynischer Schweinigkeit in Verse brachte. Wie muß es um das künstlerisch sittliche Verantwortungsgefühl eines solchen Mannes bestellt sein, wenn er in einer Zeit, wo jede Stunde uns die Größe der Opfer, die heilige Gewalt ihrer Aufgaben in Hirn und Herz hämmert, mit Dramen vor die

Öffentlichkeit tritt, die er selbst als „Kleines Kaliber“ bezeichnet?! Ich sage wie tief muß solch ein sogenannter Künstler die Kunst einschätzen, wie niedrig ist seine Anschauung von ihrer Aufgabe, wenn er sie, die jetzt als starker Lebenswert mithelfen, ja die „führen“ sollte, in so dürftiger Gewandung an die Öffentlichkeit zerrt, daß er selber achselzuckend entschuldigt: „Es ist nur kleines Kaliber“? Dann bleibe wenigstens zu Hause und verkrieche dich in deiner Kleinheit, statt mit ihr auf den Markt zu gehen und jene zu betrügen, die in ihrer deutschen Gutmütigkeit noch der Meinung sind, die Kunst sei keine Amüsiermamsell, sondern eine hehre Priesterin. Man lese einige Zeilen — besser noch, man lese zwischen den Zeilen, in denen Georg Hirschfeld über die Aufführung der Stücke berichtet: „Junge Rekruten und bejahrte Landsturmmänner drängten sich an der Kasse — welch seltsamer, seltener, drolliger, bewegender Anblick. Hast du das gesehen, Klabund? Soldaten hatten den Eintritt frei. Soldaten, die bald in den Krieg ziehen würden. Die erhofften sich mindestens die dramatische Haubitze im Theater. Mindestens. Ich aber sah sie nachher fortziehen, gut erzogen ihre Enttäuschung verbergend. Es packte mich, als sie in der Garderobe ihre Säbel umschnallten und gingen.“ („Der Tag“ v. 17. Okt.)

Auf das kräftigste muß ferner Einspruch erhoben werden, wenn für dieses schale Beginnen Heinrich von Kleist Vorspanndienste leisten soll. Man denke, unser von einer geradezu wilden Vaterlandsliebe und scheuester Kunstehrfurcht erfüllter Kleist als Schutzpatron für „Künstler“, die ihr „kleines Kaliber“ ausreichend halten zur Kunstnahrung in den schwersten Stunden ihres Vaterlandes. Aber Klabund läßt auf den Theaterzettel als Leitspruch eine Stelle aus der „Hermannsschlacht“ anbringen: „Thusnelda: Gesteh's mir nur: du scherztest bloß? — Hermann: Ja. — Mit der Wahrheit, wie ein Abderit. — Warum soll sich, von seiner Not, der Mensch, auf muntre Art, nicht unterhalten?“ Die Stelle steht in der dritten Szene des dritten Akts, nahe dem Wendepunkt, wo Hermann aus der bei schwerster innerer Qual vortrefflich gespielten Heiterkeit in den grausamen Ernst der furchtbaren Tat umbiegt. Er scherzt, um die Feinde zu täuschen, um die Wut der Seinigen, auch die seines Weibes, zu steigern. Diese Lustigkeit ist das schwerste Opfer, das er bringen muß. Und aus diesem Zusammenhang wagt Herr Klabund diese in ihrer Vereinzelung mißverständlichen Verse herauszureißen, um seinen Hanswurstiaden ein literarisches Mäntelchen umzuhängen.

Was in München geschah, hat sich in den letzten Wochen in vielen, vielen deutschen Städten ereignet. In Berlin ist's ein erschütternder Anblick, die vom Felde heimgekehrten Verwundeten in den Theatern zu sehen, wie sie „wohlerzogen ihre Enttäuschung verhehlen“, wenn sie droben auf der Bühne eine ach so billige Hurrastimmung sich in karikiertem Patriotismus verrenken sehen.

Der Possenunsinn hat unter dem Deckmantel des Patriotismus noch weiter um sich gegriffen. Das „Berliner-“, Thalia-, Walhalla-Theater haben ihre üblichen Gesangspossen patriotisch ausgestattet; die Theater an der Weidendammer Brücke und am Nollendorfplatz haben patriotische Operetten, das Palasttheater eine ebensolche „Revue“, in der der dicke Thielscher als Schwerpunkt über das Ungemach des Krieges stöhnt. Das Friedrich-Wilhelmstädtische und das Rose-Theater brin-



gen roh zusammengezimmerte „Volksstücke"; das Residenz-Theater, das jetzt sein langgehegtes Sondergebiet des französischen Ehebruchschwanks nicht pflegen kann, ist in der Hurrastimmung am tollsten und zeigt seinen in Trottelrollen bewährten Direktor als Landwehrmann „Krümel vor Paris". Im Herrnfeld-Theater wird patriotisch gemauschelt, im Possen-Theater (der alte Name Folies Caprice ist durchstrichen) ebenso pikant geschwatzt. Das Deutsche Künstler-Theater gräbt das alte Rührstück „Gewonnene Herzen" aus und vergröbert es in Witz und Sentimentalität. Und so weiter, und so weiter. Auch an manchen der ernster arbeitenden Theater sehen die Dramaturgen ihre Aufgabe darin, die Archive nach Stücken mit Uniformen zu durchsuchen; das „Deutsche Opernhaus" hat aus diesen äußerlichen Gründen die Mühe dreier Neueinstudierungen an von vornherein verlorene, weil innerlich wertlose Werke verschwendet und ist dafür die versprochenen Wagnerdramen schuldig geblieben.

Kann man sich wundern, daß es längst nicht mehr bei der Enttäuschung geblieben ist?

In hundert Stimmen macht sich die Entrüstung Luft, zumal bei den Heimgekehrten, die das Furchtbare draußen erlebt haben, und erleben müssen, daß hier zu Hause gerade so gewöhnlich und blöd weitergemimt und weiteramüsiert wird, wie vor dem Kriege. Damals sind sie es nicht gewahr geworden, aber jetzt fühlen sie diese feile Erbärmlichkeit unseres Theaters mit ingrimmiger Wut und brennender Scham. Es ist Zeit, daß hier ein Ende bereitet wird, daß die Zensur, statt in übertriebener Ängstlichkeit jede ernste kritische Auslassung zu den politischen Zeitfragen zu unterdrücken, diese doch unendlich schlimmeren öffentlichen Beleidigungen unserer Zeit verbietet. Im Kino herrscht derselbe Blödsinn wie zuvor, ja es scheint, daß man die sogenannten humoristischen Nummern noch mehr bevorzugt. Sogar das Kabarett hat sich wieder aufgetan. Zwar darf es seine innere Verwandtschaft mit dem allernächtlichsten Straßenleben nicht mehr durch eine gleichzeitige Tätigkeit bekunden, aber nachmittags im Berliner Westen am Kurfürstendamm wuchert es üppig. Es ist wirklich nicht genug, daß die Zensur hier mit dem Rotstift die übelsten Unanständigkeiten wegstreicht. (Seltsam, wie selbst grundsätzliche Gegner der Zensur jetzt ihr manchmal dankbar sind. Die „Vossische Zeitung" schreibt gerade in bezug auf die Kabaretts unterm 22. Oktober: „Erfreulicherweise und Gott sei Dank, endlich hat der Zensor für Reinigung gesorgt. Nichts mehr, was selbst hartgesottene Lebemänner erröten macht. Keine Kunst, die sie sein will und doch nicht ist.") Übrigens ist dieser Kabarettgeist überhaupt nicht zu reinigen, weil er durch und durch faul ist. Wie weit die Fäulnis vorgeschritten ist, zeigt eine in der „Tägl. Rundschau" (Nr. 254) erschienene Beschwerde, in der Verwahrung dagegen eingelegt wird, daß, wie wiederholt geschehen, Kabarettkünstler in Verwundetenlazarette eindringen und unter dem Vorwand „Erheiterndes" zu bringen, ihre höchst eindeutigen Schmutzgedichte vortragen. Nein, hier muß ganze Arbeit gemacht werden. Ich verkenne nicht, daß mancher Beruf hart getroffen wird und bei einem strengen Vorgehen ums bisherige Brot gebracht wird. Aber man muß doch ruhig die Frage erwägen, ob dieser Beruf ein in einem gesunden Staatskörper berechtigter war. Wenn

jetzt dank der Einstimmung der Zeit das Empfinden des ganzen Volkes so geartet ist, daß es die Erbärmlichkeit und Niedrigkeit mancher Unterhaltungen und Einrichtungen erkennt, die es in einer schlaffen Friedenszeit duldete, an denen es gar Gefallen fand, so soll man sich freuen, wenn in dieser Stunde der Erkenntnis diese Auswüchse beseitigt werden können. Welch ein niedriger Standpunkt, was für ein ganz hirnloses Krämergefühl, wenn man unwürdige und unsaubere Erscheinungen duldet, damit jene, die von diesem üblen Getriebe bisher glänzend gediehen, auch jetzt nur ja ihre Existenz behalten? So macht euch doch auch zum Schützer der Ballokale der Halbwelt und der Animierkneipen mit farbigen Laternen! Auch das sind Existenzen. Schützt nur ja recht alle die, die im trüben fischen und hegt sie sorgsam, damit sie diese ihnen ungünstige Zeit gut überstehen und nachher sofort wieder in Blüte sind. Es wäre auch zu schade, wenn diese Schmarotzer unseres Lebens zugrunde gingen in dieser Zeit, wo Tausende und aber Tausende unserer Besten ihr Blut hingeben, wo Hunderttausende unserer Bravsten aus ihrem ganzen Arbeitskreise herausgerissen werden und freudig das ehrlich erworbene Lebensgut daransetzen, um für die Gesamtheit zu kämpfen, mit der Aussicht, nachher von neuem anfangen zu müssen.

Ich hoffe, daß die in weiten Volkskreisen kochende Entrüstung bald überwallt und öffentlich die Vernichtung dieses ganzen Afterkunstbetriebes erzwingt. Wie erbärmlich ist die Mehrzahl unserer sogenannten Witzblätter! Wie blöd, nein — wie innerlich schamlos, wie bis ins Mark hinein unvornehm ist diese ganze Art! Kauft sie nicht mehr, erhebt Einspruch gegen ihre Auslage in den Wirtschaften und schluckt den Ärger nicht immer in euch hinein! Jahrelang mußte man sich diese Art von Literatur gefallen lassen, weil kein Widerhall da war für den Widerspruch gegen sie, weil eben eine schwächliche Duldung geboten schien. Jetzt ist der Zündstoff da, es braucht nur den brennenden Funken, und dieser Wust wird von der Flamme der Empörung verzehrt. War es wirklich nötig, daß wir vom Schlachtfeld aus gesagt bekommen müssen, wie niedrig und unwürdig diese Kriegspostkartenindustrie ist, die sich in allen Schaufenstern mit ihren schlecht gezeichneten, geistlosen und innerlich rohen Erzeugnissen breitmacht? Mußten uns wirklich erst die Soldaten sagen, daß das nichts mit ihrem Freilufthumor gemein hat, sondern ganz dreckiger Stubenwitz ist? Jetzt erscheinen glücklicherweise allenthalben die Feldpostbriefe, die von der Wirkung dieser Kartengrüße bei der Armee berichten, und aus denen ich als Beispiel eine in der Kölnischen Zeitung (Nr. 1123) veröffentlichte Zuschrift eines Kompagnieführers heraushebe: „Ich habe bei der Verteilung der Postsachen an die Mannschaften verschiedentlich beobachtet, wie sich darunter Postkarten befanden, die die besiegten Franzosen, Engländer und Russen in geschmackloser Weise verhöhnten. Der Eindruck dieser Postkarten auf unsere Leute ist ein höchst bemerkenswerter. Fast keiner freute sich über die Karte, im Gegenteil drückte jeder Mann sein Mißfallen darüber aus. Ist schon an und für sich eine solche Karte m. E. äußerst geschmacklos, so wirkt sie hier im Felde angesichts unserer Toten und Verwundeten geradezu widerwärtig. Eine solche Karte paßt ins Feld genau so gut wie ein Clown auf ein Leichenbegängnis.“

Nicht nur ins Feld paßt diese Karte nicht, nicht nur dort wirkt sie als Schand-

fleck, das gleiche gilt hier zu Hause. Es reicht nicht aus, solche Postkarten als Geschmacksverirrungen abzutun, — sie können geradezu eine nationale Gefahr werden und unseren Feinden schlimme Waffen in die Hände liefern. So hat im Verlag der „Vereinigung der Kunstfreunde" (!!) C. Röchling eine Karte veröffentlicht, die das Bild eines verwundeten deutschen Soldaten zeigt, der mit einem geradezu widerlichem Ausdruck im Gesicht, die Faust ballend, singt:

„Bei Lütich war es gar zu fein,
Jupheidi jupheida,
Wir schlugen Tür und Fenster ein,
Jupheidi-heida.
Und hätt' man uns die Freud' gegönnt,
Wir hätten's ganze Nest verbrennt."

Ja, wo ist hier denn die Zensur! Es sollte einmal einer in ernster Kritik solche Schandtaten unseren Soldaten nachsagen, wie sie hier auf einer „vaterländischen" Karte geradezu verherrlicht werden! Unsere Feinde können sich gar keine besseren Dokumente für unsere „Mordbrenner"-Gesinnung wünschen.

Das ganze Volk muß dazu mithelfen, daß diese Auswüchse beseitigt werden. Wir müssen eins sein mit denen draußen, die für uns leiden und kämpfen. Wir wollen ihrer würdig sein und ihnen helfen im gleichen Geiste, das Vaterland zu retten, hier daheim vor den inneren Feinden der Verwesung. O, das Volk trägt nicht die Schuld, es sind jene, die dadurch mit zu den „Führern" des Volkes gehören, daß die öffentliche Kunst lediglich als Gewerbe angesehen wird und jeder in ihr wirken darf, der mit den Gewerbegerichten nicht in Streit gerät. Was das Volk von der Kunst sucht, das könnt ihr auch jetzt alle Tage erleben. Schöner und stärker tritt es hervor, als jemals in den Friedenszeiten. Seht nur an, wie die Konzerte ernster großer Musik gefüllt sind, wie die Menschen sich hindrängen, wo auf den Straßen und in Kirchen hehre Musik ertönt. Keine aktuelle. Überall sieht man, wie völlig verpufft, was für den Augenblick gemacht ist, wie dagegen hehr und gewaltig wirkt, was aus dem größten, stärksten und reinsten Empfinden jener Künstler herausgewachsen ist, denen sich als Richtschnur ihres Schaffens jene höchste Künstlerpflicht eingegraben hatte, die Schiller in den Worten kündete: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben."



Gedanken zum Kriege · Von Karl Nötzel

Das sei jetzt und immerdar dein Gebet: „Herr, laß mich die Wahrheit ertragen können — dann ist es um mich gut bestellt!"

*

Mit Gewalt lenke deinen Geist ab von der Trauer um Verwundete und Tote, von den Greueln des Krieges — wir brauchen frische Geister, um den Aufgaben der heiligen Stunde gewachsen zu sein!

*

Wenn jetzt noch einmal irgendeine Versuchung dich bestürmen sollte, so überzeuge deine Seele davon, daß auch von deiner Tugend das Schicksal des Vaterlandes abhängt!





Die Verlustlisten

Wie wenig Todesanzeigen in den Zeitungen im Verhältnis zu den Verlustlisten! Diese zählen zwar auch die Verwundeten auf, und bei manchen Truppenteilen gibt's bisher nur wenig Todesfälle, und die Verwundungen sind hier meist leicht. Aber es kommt, wie Hermann Mulert in der „Christlichen Welt“ ausführt, auch das Gegenteil vor. „Die Zeitungen bringen ja jetzt nur noch Zahlenangaben, aber wer die amtlichen Listen regelmäßig liest, der sieht mit tiefer Trauer, wie ungeheuer die Verluste einzelner Regimenter und Kompagnien sind. Und wie wachsen diese Listen jetzt! Erst täglich 4 Seiten, jetzt in zwei Tagen — 11. und 12. September — 47! Sind diese Blätter nicht wie Massengräber? Beim Lesen der knappen, sachlichen Aufzählungen findest du hier und da einmal einen, von dem du wußtest, dazwischen den und jenen, den du gekannt hast — vielleicht als Kind, als Schüler —, nun ist sein Leben abgeschlossen. Aber dasselbe und noch Schmerzlicheres, als du bei dem und jenem Namen empfindest, während sonst der Blick die Blätter nur überfliegt, empfinden andre bei anderen Namen. Wohl keiner der Gefallenen stand ganz einsam im Leben; um jeden wird geweint.

Ist es nicht unerträglich, wie hier der einzelne in der Menge untergeht! Er mag heldenhaft gekämpft haben, hier versinkt der Held in der Masse. ...

Liliencron schildert in seinem Gedicht von dem Junker, der bei Kolin fiel, wie dem greisen Vater das Buch, das sein Sohn bei sich trug, als letzter Gruß überbracht wurde:

> Drauf schrieb hinein die Zitterhand:
> „Kolin. Mein Sohn verscharrt im Sand,
> Wer weiß wo.“

und das Lied schließt:

> Und bin einst ich, und bist einst du
> Verscharrt im Sand zur ewigen Ruh',
> Wer weiß wo.

Ja, daß wir selbst es nicht wissen, wo wir einst im Grabe liegen werden, das ist unser aller Schicksal, das ist Menschenlos, aber daß viele von uns jetzt sagen müssen: ‚Unsere Brüder und Söhne liegen draußen, wer weiß wo, das Schlachtfeld kennt man, dahin könnte man reisen, aber unter den Massengräbern kann niemand die Stätte finden, wo der liegt, den wir so lieb hatten‘, das ist vielen schwer. Und doch: der Christ wird darauf bedacht sein, daß er sich nicht zu lange solchen Empfindungen hingebe. Wenn wir ein Grab kennen, am Hügel eines Menschen sitzen, der uns lieb war, kann nicht gerade da die Trauer sich lähmend auf uns legen,

daß alle unsere Gedanken nur auf den Tod, den Verlust, die Vergänglichkeit gerichtet sind? ‚Herr, gib der Seele Flügel, daß sie hinüberschaut', das wünschen wir uns, darum bitten wir, weil die Seele nicht immer gleich stark dazu ist. Kann sie es aber, vertrauen wir darauf, daß unsere Toten heimgegangen sind, daß sie bei dem Herrn sind, dann verliert jenes Wer-weiß-wo, das vom Grabe gilt, für uns das Bedrückende.

Wie wenig kommt's darauf an, daß eines Menschen Grabmal erhalten bleibt, überhaupt darauf, daß sein Gedächtnis bei Menschen erhalten bleibt! Es kommt darauf an, was wir sind, nicht, was wir scheinen; darauf, was wir wirken, nicht, was die Leute von uns wissen. Ja auch nicht immer auf das, was wir wirken, denn das hängt sehr von äußeren Verhältnissen ab. Mancher ist alt, krank, gehindert; nach außen zu wirken ist ihm versagt — ist sein Leben darum zwecklos? Ist es uns nicht bei manchen, die dieser Welt absterben, so, als müßte es ein höheres Leben geben, für das sie reifen? Wir Menschen sind es gewöhnt, zu ordnen nach Ruhm und Rang; die Todesopfer unseres Volks, von denen die Verlustlisten reden, sollen uns helfen, zu glauben, daß es höhere Maßstäbe gibt, und daß wir über alles Vergängliche hinausblicken sollen und dürfen. Diese Listen mit ihrer schlichten Sprache sollen uns dazu helfen, daß uns werde klein das Kleine und das Große groß erscheine, daß die Ewigkeit uns in die Zeit hell hereinleuchtet.

Sie sagen uns noch etwas anderes. Wer um Angehörige und Freunde trauert, die im Kriege gefallen sind, könnte leicht bitter werden im Gedanken daran, wie ungerecht, wie ungleichmäßig der Tod seine Opfer fordert. Aus einem Haus zogen viele aus, und sie sind alle bisher unversehrt, aus einer andern Familie ein einziger, und ihn hat die Kugel schon getroffen. Und doch dürfen wir denen, die so trauern, sagen: Laßt eure Traurigkeit nicht zur Bitterkeit werden! Bitter zu werden hättet ihr Grund und Recht, wenn jetzt, wie es in vergangenen Zeiten bisweilen gewesen ist, und wie es in anderen Ländern gelegentlich noch sein mag, der eine Teil des Volks die Lasten des Kriegs auf den andern abgewälzt hätte, wenn die Reichen und Vornehmen *ihre* Söhne vor dem Schlachtentod gesichert hätten. So ist's bei uns nicht. Wer die Verlustlisten liest, findet immer wieder, daß unverhältnismäßig viel Offiziere gefallen sind, daß diese Führer ihr Leben mit besonderem Mute eingesetzt und hingegeben haben müssen. Der Tod eines Vaters oder Gatten oder Sohnes oder Bruders wird im Haus des Armen mit ebenso tiefem Schmerz empfunden, wie im Palast des Herrschers, aber es bleibt doch etwas Großes, daß unter den Gefallenen auf den Schlachtfeldern des Westens jene Prinzen von Meiningen und Lippe liegen, Söhne deutscher Fürstenhäuser. Wenn irgend ein Wort bezeichnend dafür war, daß Pflicht und Not dieser Zeit im Kaiserschloß gerade so empfunden wurden, wie im Haus des schlichtesten Bürgers und Arbeiters, dann ist es dies, daß die Kaiserin im Blick auf ihre ausziehenden Söhne sagen konnte: ‚Von uns gehen auch sechse mit.' Und wenn ein Wort bewiesen hat, daß die Tugenden der Mannszucht und Tapferkeit, der Hingabe und Selbstverleugnung jetzt Deutschen aller Parteien und aller religiösen Bekenntnisse heilig sind, dann ist es jenes Wort des Volksvertreters, der als der erste unserer Reichstagsabgeordneten im Felde gefallen ist. *Ludwig Frank* schrieb wenige Tage vor seinem Tode in einem Brief über die Entbehrungen des Kriegerlebens: ‚Der Körper ist wirklich der Sklave der Seele.' Daß die seelischen Kräfte über den Körper herrschen, der Geist über das Fleisch, der sittliche Wille über Schwachheit und Pflichtvergessenheit siegt, darauf beruht unsere Hoffnung, daß Deutschland in diesem Kriege die Oberhand behält.

Dieser Krieg hat uns Deutsche einiger gemacht, als wir je waren, und wir haben hier wirklich alle füreinander gestanden. Ihr Trauernden, laßt eure Trauer nicht Bitterkeit, sondern Treue sein! Die Gefallenen sind für uns alle gefallen. Sie wollten mit ihrem Kämpfen und Sterben Deutschland dienen, dem Vaterlande helfen. Diesen ihren letzten Willen wollen wir ehren als ein heiliges Vermächtnis. Er soll uns helfen, so zu leben, daß wir uns in Pflichttreue gegen das Vaterland mit ihnen eins wissen; ihr Vermächtnis soll uns helfen, nach dem



Willen Gottes zu leben, unseres Gottes, zu dem sie uns vorangegangen sind. Sie sind getreu gewesen bis in den Tod; laßt uns treu sein im Leben, solange uns Gott noch Zeit dazu läßt."

Solange uns Gott noch Zeit läßt.



Lesestoff und Bücherspenden

Wer Gelegenheit hatte, bei der Versorgung von Lazaretten mit Lesestoff mitzuwirken, konnte dabei mancherlei wertvolle Erkenntnisse sammeln. Es waren Aufrufe erlassen, Bücher für Verwundete zu stiften. Und erfreulicherweise hatten diese außerordentlichen Erfolg. „Ganze Möbelwagen voller Bücher wurden uns ins Haus geschickt", so kann man oft berichten hören. Neben der großen Opferwilligkeit, die sich darin äußert, ist auch ein Zweites als bedeutsam hervorzuheben: der Erfolg beweist, daß in sehr weiten Kreisen das Lesen eines guten Buches nicht als ein überflüssiger Luxus angesehen wird, der in ernster Zeit zu entbehren wäre.

Eines guten Buches! Denn das ist keine Frage: jeder der freundlichen Geber ist der Überzeugung, etwas für Verwundete besonders Geeignetes und zunächst einmal in diesem Sinne Gutes, d. h. Brauchbares zu bieten. Manch einer hat sich zu diesem Zweck wohl von einem lieben Buch getrennt. „Viel kann ich nicht geben, aber meinen Reuter will ich Ihnen doch schicken", schreibt einer. Ganze Schulen, Lehrer und Schüler zusammen, bringen eine schöne Büchersammlung dar; kleine Kinder senden „für die lieben Soldaten" ihre Lesebücher, deren Äußeres oft von starkem Gebrauch deutlich redet. Verleger stellen wertvolle Werke, die bei ihnen erschienen, zur Verfügung.

Eine nähere Durchsicht der Büchermassen zeigt, daß ein sehr bedeutender Prozentsatz nur Gutes, zum Teil sogar außerordentlich Gutes bietet, daß aber nicht alles, was einlief, ohne weiteres verwendbar ist. Bücher für Verwundete müssen zunächst zwei äußerliche Eigenschaften haben; eine unerläßliche: Reinlichkeit; eine sehr erwünschte: nicht zu großes Gewicht. Sie müssen weiter in ihren inneren Eigenschaften, wenn angängig, nicht zu schwere Verständlichkeit mit gutem Wert vereinigen. Alle vier zusammen: das wäre der ideale Zustand. Über die Annäherungsgrade an dieses Ideal wollen die folgenden Zeilen berichten. Es liegt uns völlig fern, etwa zu „nörgeln"; schon der Zweck der Einsendungen verbietet dies. Es soll nur berichtet werden, was für Arten von Büchern da zusammenkamen, und was daraus folgt.

Nur in Kürze wollen wir zwei kleine Gruppen von Einsendungen erwähnen, die beide für verwundete Soldaten wenig geeignet, sonst aber sehr verschieden sind: eine rührende und eine unerfreuliche Klasse. Da werden einige schwere, prachtvolle Bücher aus dem Gebiet der klassischen Altertumskunde, oder auch naturwissenschaftliche Tafelwerke, die vor 60 Jahren erschienen, von einer Dame gestiftet, deren Adresse nicht gerade in die wohlhabendsten Viertel der Stadt weist. Es geht eine wehmütige Stimmung von ihnen aus: man sieht förmlich eine alte Dame vor sich, deren Mann vor langen Jahren früh inmitten wissenschaftlicher Arbeiten starb, und die jetzt vielleicht durch den Krieg dazu gebracht wurde, für ihren weiteren Lebensweg möglichst viel Entbehrliches fortzulassen.

Die andere Gruppe ist unerfreulich, soll aber der Vollständigkeit halber doch nicht mit dem verdienten Stillschweigen übergangen werden. Da gibt es lieblose Sendungen, die offenbar nur den Zweck hatten, im Bücherschrank aufzuräumen. Wenn da einer für verwundete Soldaten Frauen-Modenjournale schickt, oder ein lateinisch-deutsches Lexikon, oder auch das Deutsche Reichs-Strafgesetzbuch, so wirkt das, gelinde gesagt, verstimmend. Aber zum großen Glück ist das nur ein sehr kleiner Teil des Ganzen.

Und die große Hauptmenge ist doch, das dürfen wir mit Freude feststellen, gut ver-

wendbar. Natürlich gibt es da unzählige Abschattierungen; alle Geschmacksrichtungen der Einsender, alle literarischen Strömungen, alle Arten von Erzeugnissen erstklassiger und minder leistungsfähiger Verleger sind vorhanden. Neben glänzenden Werken der besten Autoren gibt es seichteste Unterhaltungsschriften, und auch die ausgesprochene Schund- und Schmutzliteratur fehlt nicht. Aber diese tritt prozentual doch nur sehr wenig hervor, und die Zahl derjenigen Bücher, die wegen äußeren Schmutzes für Lazarette unverwendbar sind, diese ist viel höher.

Die folgenden Namen sind bezeichnend für die Zusammensetzung des Ganzen: Onkel Toms Hütte, Lagerlöfs Gösta Berling, Türmer-Jahrbuch, Kellers Grüner Heinrich, Seidels Leberecht Hühnchen, Fritz Reuter, Paul de Kock, Shakespeare, Hackländer, Sven Hedins Reisebeschreibungen, Eugen Sue Die Geheimnisse von Paris, Gotthelfs Uli und Dumas' Drei Musketiere.

Die Einsender ließen sich von zwei Gesichtspunkten leiten. Der eine Teil möchte, daß die Bücher nur unterhaltenden Zeitvertreib bieten, der andere will mit seinen Einsendungen auch künstlerische Freude verbreiten, religiös erbauen oder wissenswerte Dinge vermitteln.

Die erste Gruppe stellt große Mengen leichter und leichtester Erzählungsliteratur zur Verfügung, Haufen und Haufen von Bändchen verschiedener Romansammlungen, Zeitschriften mit ausgesprochener Unterhaltungstendenz, die gar keinen Anspruch darauf machen, höheren Anforderungen zu genügen, die nur Bilderbuch sein wollen. Man sieht erstaunt, daß es doch viel mehr derartige Blätter gibt, als man vorher ahnte. Es ist keine Frage: bei dieser besonderen Verwendung kommen auch sie einem tatsächlichen Bedürfnis entgegen, denn viele Kranke sind für solideren Lesestoff einfach noch zu schwach. Manche Werke dieser Literatur haben schließlich ja auch literarischen Wert; die Mehrzahl natürlich nicht, sie ist nur mit Vorsicht zu genießen. Nebenbei bemerkt weist gerade diese Gruppe den größten Prozentsatz von Büchern auf, die äußerlich auch den allerbescheidensten Ansprüchen an Reinlichkeit nicht standhalten, mit Bierflecken „geziert" sind oder Tabaksqualm aus allen Seiten quellen lassen.

Und zu diesen äußeren Geschmacklosigkeiten gesellen sich gelegentlich innere Unmöglichkeiten. Es gibt manche — sagen wir einmal schonend: „naive" — Leute, die da meinen, für die „rauhen Krieger" sei gerade die gröbste Unterhaltung die allergeeignetste. Und so tauchen die verblüffendsten Sachen auf: die Nick-Carter- und Nat-Pinkerton-Hefte, die Romane von scheußlichem Druck auf erbarmungswürdigem Papier mit lockend-fragwürdigen Umschlagzeichnungen und ebenso viel versprechenden Titeln. Und dann vollends gewisse pornographische Zeitschriften. Man ist erstaunt, wieviel von dieser Literatur noch umgeht. Und man wird sehr nachdenklich, wenn man sich vorstellt, daß selbst diese Sachen gesandt wurden in dem Glauben, etwas besonders Gutes zu stiften und recht viel helläugige Freude zu verbreiten.

Ein fragliches Kapitel ist auch die spannende Unterhaltung für Kranke, etwa durch Reisebeschreibungen mit besonderer Berücksichtigung des Abenteuerlich-Gruseligen. Ob z. B. die Soldaten, die aus einer der großen Schlachten des Weltkrieges kamen, Freude daran haben werden, während ihres Krankenlagers einige der Bücher aus den Jahren 1900—1914 zu lesen, die den kommenden Weltkrieg mit mehr oder weniger Phantasie und Sachkenntnis schildern, das darf doch sehr bezweifelt werden. Diese literarische Gattung war nicht zu knapp vertreten, darunter auch einige Bücher, die bald darauf von den Generalkommandos verboten wurden.

Bevor wir die bedeutsame andere Hauptgruppe betrachten, wollen wir noch kurz, gleichsam außer Konkurrenz, ein paar besondere Fälle erwähnen. Da sind z. B. die fremdländischen Literaturen. Die kleinen Geister lassen sich leicht beiseite stellen; wie ist es aber mit den mittleren Talenten, die noch nicht so groß sind, daß sie über den Nationen stünden, etwa Gorkij oder Maupassant? Und dann vor allem Kipling und Wells! Es muß doch Leute geben, die vom Zeitungslesen gar nichts behalten; denn nur durch völlige Unkenntnis des Deutschenhasses dieser beiden letztgenannten Herren kann man es erklären, daß in manchen Fällen die Lektüre

ihrer Werke verwundeten deutschen Soldaten zugemutet wurde! Sehr problematisch ist natürlich auch die Verwendung der großen Geister feindlicher Nationen. Etwa Tolstoj, Dostojewskij, Gogol (es wird doch viel Russisches gelesen!), Zola oder dergleichen.

Und dann eine Gruppe, von der man nicht weiß, soll man sie rührend oder tragikomisch nennen. Da schicken verschiedene unbekannte Autoren größere Posten ihrer Werke ein, die z. T. „mit Beitrag des Schriftstellers zu den Druckkosten" herausgebracht wurden. Der Verfasser hatte im stillen gehofft, hierunter eine zu Unrecht verkannte Größe an dichterischem Können zu entdecken. Leider wurde diese Hoffnung arg zuschanden. Aber auch diese Gaben wurden in der Überzeugung gestiftet, etwas besonders Gutes zu bieten; denn diese Meinung hat doch schließlich jeder Verfasser von seinen Werken.

Nun aber die bedeutsame andere Hauptgruppe. Sie umfaßt die Einsendungen all der Geber, die unter einem guten Buche nicht nur ein unterhaltendes, sondern auch eines von literarisch oder sonstwie wertvollen Eigenschaften verstehen. Und der Umfang dieser Abteilung ist doch so groß, daß aller Pessimismus, den vorher die auch vorhandene Schundliteratur auslösen mochte, einer aufrichtigen Freude weicht. Die Bestrebungen der letzten Jahre zur Verbreitung guter Lektüre haben doch einen bereiten Boden gefunden und gute Erfolge gezeitigt. Die zahlreichen Sammlungen von gutem und billigem Lesestoff, in denen unsere Zeit so Ausgezeichnetes leistete, um die reichen Schätze unseres Schrifttumes auch weiteren Kreisen zum Besitz zu machen, diese sind in großem Umfang für die Verwundeten zur Verfügung gestellt. Und dazu kommen die Originalausgaben unserer Großen. Da erscheinen sie vollzählig, unsere Klassiker, und dann die Späteren, die Keller, Storm, Ludwig und Scheffel und wie sie alle heißen. Auch kleinere Schriftsteller, die uns nicht mehr so recht liegen, die einst ebenso überschwenglich gefeiert, wie später übermäßig verdammt wurden, und die jetzt doch bei den Verwundeten noch Freude genug verbreiten können; Julius Wolff zum Beispiel. Dann aber die zeitgenössische Literatur! Wir möchten gerade auf diesem Gebiet von der Nennung einzelner Namen absehen. Nur zusammenfassend wollen wir feststellen, einmal, daß neben dem modernen Kitsch auch die moderne gute Dichtung in überraschend zahlreichen Exemplaren zur Verfügung gestellt wurde, d. h. also, daß auch sie viele ehrliche Anhänger besitzt. Und dann, daß dieser ganze Zweig in größeren Mengen vertreten ist als der der Klassiker.

Weiter die belehrende Literatur der Memoiren, Reisebeschreibungen und populärwissenschaftlichen Darstellungen. Auch sie ist in erfreulich großem Umfang vorhanden. Auch hierin kommt das berechtigte Vertrauen zum Ausdruck, daß von den vielen Gebildeten in unserem Heere viele, wenn nur ihr Zustand es erlaubt, für wertvolle Dinge Interesse haben werden, etwa für Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, für Richard Wagners Briefwechsel mit Mathilde Wesendonck oder für Darstellungen alter Kunst- und Kulturstätten aus dem Operationsgebiet unserer Armeen. Also die sehr richtige Ansicht, daß auch auf dem Gebiet der geistigen Nahrung für unsere Soldaten das Beste gerade gut genug ist, hat erfreulich viele Vertreter.

Das kommt auch in den Zeitschriften zum Ausdruck, die zur Verfügung gestellt wurden. Da sind unsere sämtlichen guten belletristischen Blätter ebenso vollzählig vertreten wie unsere führenden Kulturzeitschriften. Und neben den großen unter ihnen von allseitiger Verbreitung und wohlbekanntem Namen tauchen unter der Menge — insbesondere in der letzterwähnten Gattung — auch verschiedene kleinere Nachrichtenblätter auf, die gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt besonders interessant sind. Ihre Durchsicht führt einem erneut vor Augen, daß doch in unserem Vaterland eine Menge von Bestrebungen am Werk sind, bessere Zustände in unserem täglichen Leben herbeizuführen. Wir meinen Veröffentlichungen von Vereinen oder Verbänden, die etwa auf dem Gebiet der Wanderbewegung, der Vogelschutzbewegung oder dergleichen wirken. Sie sind in nicht gerade großem, aber doch wohl beachtenswertem Umfang vorhanden. Ihre Einsendung beruht, so darf man wohl annehmen, auf der Überzeugung, daß bei der großen Neuordnung aller Dinge nach dem Kriege für alle derartigen Bestrebungen

sich eine nie wiederkehrende Gelegenheit bietet, hervorzutreten. Nun haben wohl viele Menschen erst jetzt einmal, wo sie als verwundete Soldaten im Lazarett liegen, im Gegensatz zu ihrem täglichen Leben Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen. Da kann es für später wertvoll werden, diesen Gedanken eine bestimmte Richtung zu geben.

Darüber mag man nun denken, wie man will. Eins ist wohl sicher: diese kleine Gruppe verdient deshalb Beachtung, weil sie bereits jetzt die Verhältnisse jenseits des Krieges ins Auge faßt und sich bemüht, auf ihre Weise die Kulturarbeit vorzubereiten, die dann in der kommenden Friedenszeit erneut und erhöht in Angriff genommen werden muß.

Und wenn wir nun versuchen, den Gesamteindruck der Büchermengen zusammenzufassen, die zu dem schönen Zwecke der Verwundetenhilfe zur Verfügung gestellt wurden, dann können wir sagen: der Gesamtdurchschnitt ist zwar nicht von idealer Höhe, aber niedrig ist er keineswegs. Zu Pessimismus ist kein Anlaß. Die Bestrebungen der letzten Friedenszeit, guten Lesestoff zu verbreiten, haben erkennbar ihren Erfolg gezeitigt, der die auch vorhandenen unerfreulichen Erscheinungen wettmacht. Wenn nun aber diese geleistete Arbeit nicht verloren sein soll, dann muß auch sie nach dem Kriege erneut wirken. Wie auch dann die Verhältnisse sein mögen — jetzt, wo diese Zeilen geschrieben werden, ist es noch unmöglich, sich davon ein Bild zu machen —, auf jeden Fall muß es möglich sein, Mittel und Wege auch für diese Kulturarbeit zu finden.

Wilhelm R. Richter

Die schwarzen Prätorianer

Kaum ein Jahr ist es her, so wird der „Frankf. Ztg.“ geschrieben, seit in französischen Blättern von den „schwarzen Prätorianern“ gesprochen wurde, die berufen seien, durch die Pässe der Vogesen gegen Deutschland vorzubrechen, und die als die furchtbarste Waffe in den Händen des französischen Volkes gegen die Deutschen betrachtet und gerühmt wurden. Am 14. Juli 1913 hatten die algerischen Turkos, und an ihrer Seite zum ersten Male die schwarzen Senegalneger, an der Truppenschau auf dem Felde von Longchamps teilgenommen, und ganz Paris befand sich in einem Freudentaumel, wenn es sich die Erfüllung der stolzen Hoffnungen vergegenwärtigte, die das Vaterland an die schwarzen „Naturkinder“ knüpfte. So nahe bevorstehend, wie er es wirklich war, glaubte man damals in Frankreich den europäischen Krieg, in dem bekanntlich auch die afrikanischen Truppen zur Verwendung gelangt sind, noch nicht; man hatte Zeit, sich in schönen Zukunftsphantasien zu wiegen, und die Pariser Damen überschütteten die schwarzen Gäste der Hauptstadt mit Liebenswürdigkeiten und Zärtlichkeiten. Begeistert malten die Zeitungen ihren Lesern den Krieg der „Rache und Revanche“ aus, wenn nach Vollendung der Eisenbahn durch die Sahara immer neue Massen aus dem Innern des afrikanischen Erdteils geholt werden könnten, wie einst Attila aus dem Innern Ungarns und Rußlands bis weit nach Asien hinein seine Scharen geholt habe, um mit ihnen die Reiche des Westens zu zertreten. Glückstrahlend über das, was man auf dem Felde von Longchamps gesehen hatte, schrieb damals der „Temps“: „Noch immer ist Frankreich der Mittelpunkt aller Kultur und Zivilisation, und an ihrer Erhaltung durch Frankreich ist die ganze Welt in gleicher Weise beteiligt. Wir erfüllen daher nur unsere Pflicht, wenn wir der Welt die Fortdauer dieser Zivilisation mit allen Mitteln sichern, die uns in die Hände gegeben sind. Es muß dabei ausdrücklich betont werden, daß bei diesen Mitteln nicht gefragt werden darf, ob sie erlaubt sind oder nicht, sondern nur, ob sie die Wirkung haben, die man von ihnen erwartet.“ Gegen diese ruchlose Anschauung, die sich auch in den übrigen Pariser Blättern fand, wandte sich der Sozialistenführer Jean Jaurès in der „Humanité“ mit warnender Schärfe und fragte: „Wenn nun einmal die Eingeborenen Afrikas als die ‚Kulturträger‘ Frankreichs gelten,

und sich in ihnen die Hoffnungen aller ‚wahren Franzosen' verkörpern sollen, so darf man wohl die Frage stellen, welche Kultur und welche Zivilisation von ihnen über die Grenzen Frankreichs hinausgetragen werden sollen. Man kann sich leicht vorstellen, wie die liebenswürdigen und galanten Pariserinnen, die sich in ihrer Begeisterung für Turkos und Neger nicht genug tun können, von diesem Gesindel behandelt würden, wenn sie ihm am Abend nach einer Schlacht in die Hände fielen. Jeder wahre Franzose muß vor Scham erröten, wenn er sieht, daß solche Horden zur ‚Verbreitung der französischen Kultur' und zur Verteidigung des Vaterlandes herbeigerufen werden sollen."

Nun haben ja auch die englischen Soldaten mit den Senegalnegern Blutsbrüderschaft getrunken. Wenn man weiß, so liest man in der „Deutschen Tagesztg.", mit welchem Hochmut und welcher Verachtung der Engländer stets auf den Neger herabgesehen hat und wie er ihn in seinen Kolonien durchaus nicht als gleichberechtigten Menschen behandelte, so wird man die Tragikomik verstehen, die in dieser Selbstentwürdigung liegt. Das Schlachtfeld in Nordfrankreich, auf dem die englischen Truppen dicht neben den französischen Kolonialtruppen stehen, hat das Wunder vollbracht. Der einst so stolze und selbstgewisse Tom Atkins umarmt sich jetzt mit den Senegalesen und Turkos und nennt sie seine „schwarzen Brüder". Diese sonderbare Idylle mitten im Kriegsgraus schildert der englische Berichterstatter des „Daily Telegraph", der natürlich nur die angenehmen Seiten der Verbindung hervorhebt, folgendermaßen: „Eine der ersten Überraschungen unserer Soldaten war es, schwarze Männer zu finden, die Französisch zu sprechen versuchten, wie sie selbst. Sehr oft versteht der Schwarze so wenig Französisch wie Tommy, und ihre Unterhaltung vollzieht sich zumeist in der Zeichensprache. Wenn sie einander in einem Dorfe begegnen, dann gibt es die wunderlichsten Arm- und Handbewegungen, und der Jubel ist groß, wenn es dem Neger gelingt, ein paar Worte Englisch zu radebrechen, die er in irgendeinem afrikanischen Hafen aufgeschnappt hat. Innige Brüderschaft ist der Erfolg solcher Gespräche mit Hindernissen. „Schwarzer Mann trinkt nicht Bier", sagte einer von ihnen und weist das ihm von Tommy gereichte Glas zurück. „Schwarzer Mann trinkt Wein", fügt er hinzu, und Tommy lacht. Andere Schwarze kommen hinzu. Sie sind eben frisch angelangt und möchten gerne zeigen, wie gut sie ihre Flinten gebrauchen können. Sie fragen die englischen Soldaten, wo denn eigentlich der Feind ist, und erklären voll Stolz, daß sie ihr Wort gegeben haben, die Toten nicht zu verstümmeln. „Es ist genug, wenn wir sie töten", sagt einer voll Edelmut. „Wenn sie tot sind, wollen wir sie liegen lassen und dann andere töten." Darauf wieder großes Gelächter. Die Neuankömmlinge erhalten Bier, das sie zum Amüsement der Engländer sofort von sich weisen, wenn sie es gekostet haben. „Dann noch lieber Wasser", sagen sie. „Wo ist die Schlacht?" Und wenn man ihnen gesagt hat, daß sie nur 15 Kilometer weiter ist, dann schreiten sie mit ihren langen Beinen aus, als ob das gar nichts wäre. Sind sie nahe genug an den Granaten, dann klettern sie auf die Bäume, um zu sehen, wie sie explodieren, und schwingen ihre Arme, als wenn sie sie auffangen wollten. Und Tommy Atkins lacht ..." Die „schwarzen Brüder" suchen die Freundschaft der englischen Soldaten besonders deswegen, weil sie von ihnen manchmal etwas zum Essen geschenkt bekommen. Diese nächsten Nachbarn der englischen Schlachtlinie sind nämlich nicht so gut mit Nahrung versorgt wie die Briten, und sie sollen sogar zwei schwere Kanonen gegen 10000 englische Fleischrationen eingetauscht haben. Der Tauschhandel liegt ihnen ja noch näher als ihren „englischen Brüdern", die sie so lieben. — Oder sind die englischen ihren „schwarzen Brüdern" darin doch noch „über"?

Die Kunde von dem Kriegsruhm ihrer Brüder als der Retter so vieler weißer Großmächte läßt auch die Schwarzen in Britisch-Westindien nicht schlafen. In ihre schläfrige Tropenatmosphäre gerade nördlich vom Wendekreis des Krebses ist, wie in einer Neuyorker Zeitung ergötzlich geschildert wird, plötzlich Leben gekommen. Die ganze Welt hallt wider vom Waffengeklirr — warum sollte da der westindische Archipel eine Ausnahme machen? Das Kriegs-

fieber hat auch die kolorierten Patrioten dort unten ergriffen. Jeder Neger hat ein Schießgewehr, das er nicht aus seinen Händen läßt und des Nachts unter sein Kopfkissen legt. Auf dem kleinsten Inselchen, von deren Vorhandensein bisher kaum jemand etwas gewußt hat, wirft man mächtige Verschanzungen auf. Barfüßige Straßenlungerer, gestern noch wertlose Tagediebe, sind heute großmächtige Generale; es soll hier und da sogar auch einfache Soldaten geben. Jedes Nest hat seine Garde, jede Insel mißtraut jeder anderen Insel, rostige Steinschloßflinten beherrschen das Land, und von der weiten, weiten See kommen Berichte von seltsamen Kriegsschiffen, die einander zwischen den Inseln herumjagen, immer suchen und nie finden.

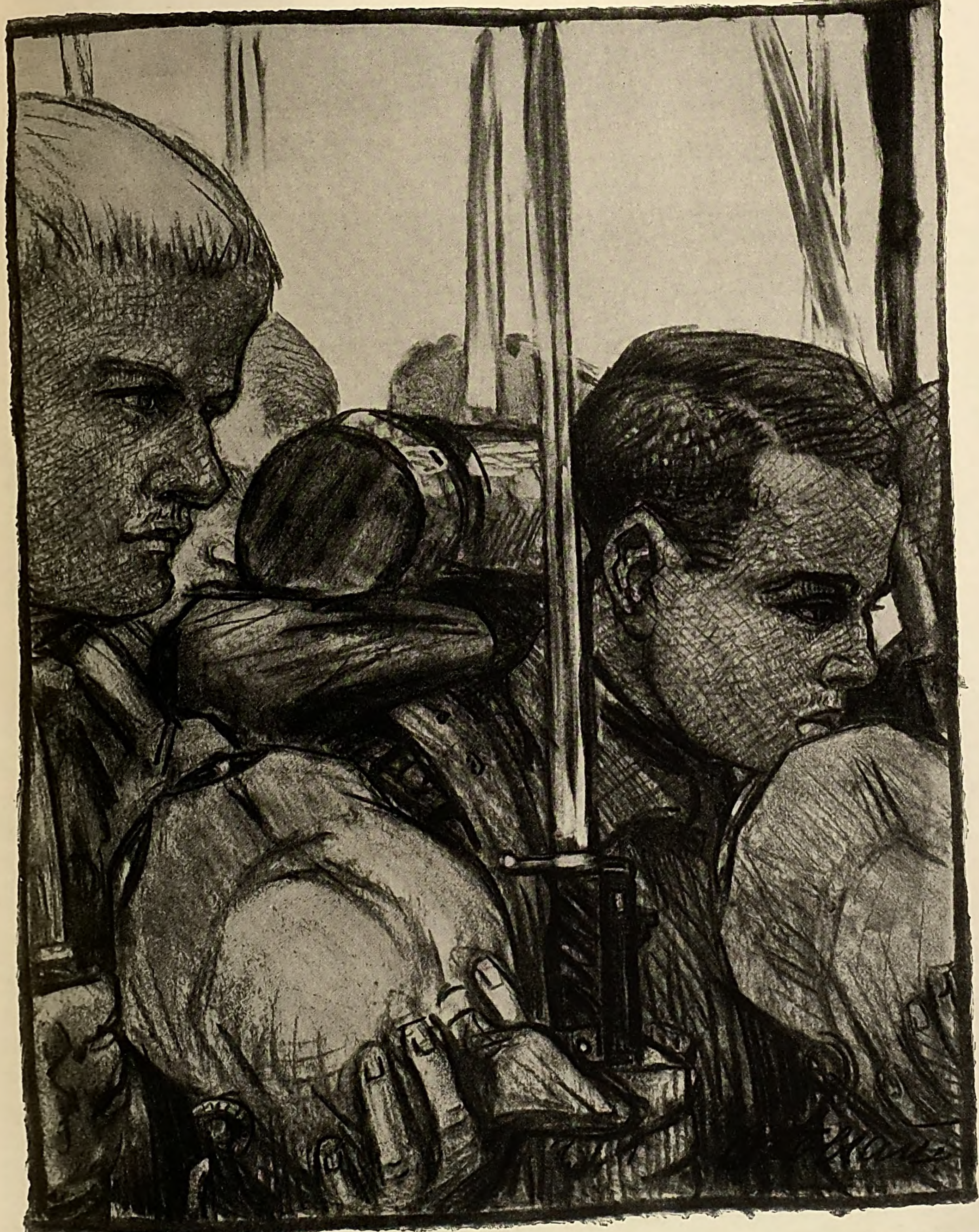
Geradezu eine Sehenswürdigkeit, die in jedem europäischen Panoptikum volle Häuser erzielen würde, ist die eingeborene Garde von St. Lucia. Jeder Neger trägt mit Stolz einen Schießprügel, der nur ihm selbst gefährlich werden kann, und freut sich wie ein Kind darüber, daß er auf einem Fahrrad umhersausen und hinter einer Blechmusikkapelle marschieren kann. Und die Hauptsache ist: die Regierung bezahlt alles. Die Fahrräder für die Garde sind von den Behörden requiriert worden. Und was für Fahrräder! Altertümliche Hochräder, zum Teil ohne Reifen, die meisten vollständig verrostet und fürchterlich quietschend. Kilometerweit kann man die Radfahrerabteilung heranquietschen hören. In Barbados hat sich jeder Neger der „Armee" angeschlossen. Zum Schutz der Insel ist eine „Life-Guard" gegründet worden. Denn die dunklen Helden beben vor Angst. Man hat ihnen erzählt, der Kaiser wolle seine Flotte herüberschicken und die Insel kapern. Aber er soll nur kommen! Die barbadösigen Patrioten werden sich nichts gefallen lassen. Sie haben Verschanzungen aufgeworfen, die ganz Europa nicht einnehmen könnte. Sooft ein Schiff in Sicht kommt, beginnen sie wie wahnsinnig zu schießen. Auf ein paar Pfund Pulver kommt es ihnen dabei nicht an. Und wenn die alte Kanone erdröhnt, läuft die ganze Armee zusammen. Die tapferen Schokoladensoldaten stellen sich hinter den Verschanzungen auf, die alten Musketen und die verrosteten Pistolen im Anschlag, und so trotzen sie der ganzen Welt im allgemeinen und dem Kaiser und seiner Flotte im besonderen.

Aber Angst haben sie trotzdem, Angst davor, daß eines Tages die ganze deutsche Flotte erscheinen und die Insel einfach in den Grund bohren könnte. In Dominues bei St. Thomas haben die Eingeborenen ein kleines Fort gebaut, um die deutsche Flotte erfolgreich bekämpfen zu können. Mitten im Fort ist eine hohe Fahnenstange aufgepflanzt. Jeden Morgen, bei Tagesanbruch, hißt sich ein Mann mittels eines Flaschenzuges auf die Spitze der Fahnenstange, bringt dort einen Feldstuhl an und setzt sich hin, um nach der deutschen Flotte Ausschau zu halten. Nach zwei Stunden kommt er wieder runter und wird abgelöst. So geht es seit Wochen jeden Tag von Tagesanbruch bis zur Dunkelheit. Mit der Möglichkeit, daß die deutsche Flotte auch bei Nacht kommen könnte, scheint man vorläufig nicht zu rechnen. Das Unglück, das dann geschähe, wäre geradezu fürchterlich: die Fahnenstange und der Feldstuhl wären wohl sicher verloren!

Unser treuer Kriegsgenosse: das Pferd

Da liegen sie herum auf dem Gefechtsfeld, die armen Gäule, mit zerschossenen Leibern, haufenweise zusammengebrochen, einen schrecklichen Geruch um sich verbreitend, von Aasgeiern umkreist. Ein grauenhafter Anblick für Menschen, deren Nerven noch nicht abgehärtet, noch nicht stumpf geworden sind gegen die Greuel des Kriegs. Man verscharrt die toten Tiere und denkt nicht mehr an sie. Und doch war vielleicht manch braver Gaul darunter, manches edle Kriegspferd, das eigentlich ein besseres Los verdient hätte, als so elend zu verenden auf fremder Erde.

Diesen vierbeinigen treuen Kriegsgenossen widmet der Kriegsberichterstatter der Österreichischen Rundschau, Robert Michel, eine längere Betrachtung, in der er hervorhebt, wie



„Wir treten zum Beten"

Otto Soltau

sehr sich auch in diesem allergewaltigsten Kriege das Pferd als treuer Kriegskamerad bewähre, indem es jenen edlen kriegerischen Mut entfaltet, der sich mit soldatischer Disziplin paart — Eigenschaften, die kein anderes Tier besitzt, wobei nicht vergessen werden darf, daß das heutige Kriegspferd zum Unterschied vom Schlachtroß früherer Zeiten den feindlichen Waffen gänzlich schutzlos ausgesetzt ist.

Michel führt dann weiterhin aus, daß zwar die heutigen maschinellen Fortbewegungsmittel — das Rad, das Motorrad, das Automobil — eine allmähliche Ausschaltung des Pferdes vom Kriegsdienst anzubahnen schienen, daß aber dieses ebenso tapfere wie treue Tier im Krieg, wo es eben seine noch immer nicht genügend anerkannten Eigenschaften voll entfaltet, ganz unersetzlich sei.

„Von Natur aus scheu," — schreibt Michel — „erweist sich das Pferd im Kampf als unerschrocken und vor allem als draufgängerisch. Der Beistand, den das Pferd im Kampf leistet, ist unberechenbar. Würde es sich nur um die rasche Fortbewegung handeln, so wäre diese Hilfe allerdings nur gering zu bewerten. Indessen ist es nicht hoch genug einzuschätzen, wie viel von dem Ungestüm und der Unerschrockenheit des Pferdes sich dem Reiter mitteilt und wie fortreißend der Sturm eines Reiterangriffs auf alle Mitbeteiligten wirkt. Das Kriegspferd, besonders das der Reiterei und der Artillerie, ist im Kampfe zehnfach mehr gefährdet, als der Soldat. Die schwerer verwundeten Pferde müssen niedergemacht werden, nur die leichtverwundeten können der Behandlung in den Pferdespitälern zugeführt werden."

Michel knüpft an diese Ausführungen folgenden beherzigenswerten Vorschlag:

„Ich spreche wohl aus der Seele jedes Soldaten und gewiß auch im Namen der Tierfreunde, wenn ich den Wunsch ausspreche: Zum Dank und Lohn für die Mithilfe des Pferdes, dieses braven Kriegskameraden, möge ein Kriegsabzeichen gestiftet werden, das jedes Kriegspferd Zeit seines Lebens gut sichtbar an seinem Zaumzeug oder Geschirr tragen darf. Diese Abzeichen würden ihre Träger für die wenigen Jahre ihres Lebens vor mancher Roheit schützen und ihnen hin und wieder die Liebkosung einer Hand oder eine wohlschmeckende Gabe einbringen. Damit wäre wenigstens ein bescheidener Ausdruck gegeben für die große Dankesschuld, zu der uns die Kriegspferde durch ihren aufopfernden Dienst verpflichtet haben."

Ich möchte diesem von so berufener Seite angestimmten Loblied auf das Kriegspferd nur ein paar Worte anfügen, um an etwas zu erinnern, das der gegenwärtige Kriegslärm übertönt und in den Hintergrund gedrängt hat, nämlich an die mit den Krallschen Pferden in Elberfeld gemachten Erfahrungen. Nach den Krallschen Versuchen zu urteilen, wäre das Pferd ein geborener Rechenkünstler. Mögen nun auch die Gelehrten, die diesen Versuchen angewohnt haben, in ihrem Endurteil darüber noch recht weit auseinandergehen — wie dies ja von Männern der Wissenschaft gar nicht anders zu erwarten ist —, so werden diese Herren doch später voraussichtlich über die hier aufgeworfenen tierpsychologischen Probleme wichtiger Natur zu einer gegenseitigen Verständigung gelangen. Und das Ergebnis dieser Verständigung wird dann voraussichtlich das sein, daß man die Psyche des Pferdes in bezug auf Intelligenz, Gelehrigkeit, Anpassungsfähigkeit an die Gedankenwelt des Menschen usw. viel höher einschätzen wird als dies bisher geschehen ist.

Inzwischen aber scheinen uns die gegenwärtigen Kriegszeiten den praktischen Beweis dafür zu liefern, was für einen überaus treuen und tapferen Kriegskameraden der Mensch in diesem Tier eigentlich besitzt. Und es kann infolge all dieser in Friedens- und Kriegszeiten mit dem Pferd gemachten Erfahrungen nicht ausbleiben, daß uns dieses zartbenervte edle Tier, das, durch unsere mechanischen Fortbewegungsmittel etwas in den Hintergrund gedrängt, bereits angefangen hatte, mißachtet zu werden, nur noch achtungswerter, interessanter und wertvoller erscheinen wird, als dies jemals der Fall war.

Ludwig Deinhard



Kultur

Mit einer Ironie, ja mit einem Witz, deren beißende Schärfe man einer Frau eigentlich kaum zutrauen würde, setzt sich eine Schwedin in der Malmö-Zeitung „Skanska Aftonbladet" mit den Ausprägungen der neuesten französisch-englischen „Kultur" auseinander. Es ist — bei aller dahinter klagenden Tragik — ein ästhetischer Genuß, wie hier das gesunde natürliche Empfinden einer germanischen Frau den Nagel auf den Kopf trifft. Saftige Verse sind es, die sie den Blutsbrüdern sämtlicher nur erreichbaren wilden Rassen des Erdenrunds ins Stammbuch schreibt:

Es ist heutzutage mit der sogenannten Kultur merkwürdig in der Welt bestellt. Ich lese zu meiner Freude in den Zeitungen, daß die Leute jetzt — am Anfang des Septembermonats im Kriegsjahre 1914 — sich miteinander viel über Kultur zu unterhalten pflegen. Sehr höflich und auf eine vollständig neutrale Methode. Natürlich.

Man spricht von Goethe und Wagner, von der Kathedrale in Reims, von französischer und englischer Kultur, vom Schwan von Avon, von Dostojewski und Gorki und einer Menge anderer Poeten und Musikanten, welche zu der Zeit im höchsten Ansehen standen, als die Kultur noch in der Pflege der schönen Künste, in der Verfeinerung der Sitten und in der Ausbildung des menschlichen Geistes und der menschlichen Schönheitswerte gesucht wurde.

Gegenwärtig ist bekanntlich diese Kultur verworfen und durch eine ganz andere neue ersetzt worden. Wenn ich heute in meiner französischen Zeitung diejenigen Seite aufschlage, auf welcher ich sonst Theater- und Musikrezensionen lesen durfte, finde ich dort Rezensionen völlig anderer Natur.

„Ein neues Blatt in der Geschichte wurde aufgeschlagen", steht dort. Und ich erfahre, daß schöne indische Radschas mit Juwelen an ihren glänzenden Turbanen, dunkelfarbige Nigger, schmächtige Gurkhas, langbeinige Sikhas mit empfindlichen Waden (der dänische Schriftsteller Lawrids Brunn, welcher sie alle besucht hat, behauptet wenigstens, daß ihre empfindlichste Stelle die Waden sind), wilde Baluchen und Punjaben sowie zähnefletschende Bengalen mit doppeltem Zahnfleisch auf Frankreichs edler Erde gelandet wurden.

Ich lese, daß sie alle auf den Mund geküßt wurden, und zwar ohne daß Seidenpapier dazwischengelegt worden war. Von schönen Französinnen. Daß sie von den Damen der distinguierten Welt mit Rosen geschmückt wurden. Aber sie traten dann auch vornehm und kultiviert auf. — —

Sie demonstrierten nämlich, wie sie gegen die Deutschen ihre Spezialwaffe, den schrecklichen „Kukvim" (eine Art von Messer) gebrauchen wollten. Und alte und junge Frauen schenkten diesen Kulturheroen zärtliche Blicke und rote Rosen, und zuletzt erreichte das Kulturschauspiel seinen Höhepunkt, als die schwarzen Gurkhas auf ihren eigentümlichen Instrumenten die Marseillaise spielten.

Sie spielten die Marseillaise. — —

Frankreichs Freiheitshymnus, der herrliche Freiheitsgesang, wurde gesungen von Gurkhas, die dazu die wilden Tänze ihres Heimatlandes aufführten — mit schwachen Waden und Küchenmessern —, während sie von schönen französischen Frauen, den vornehmsten Priesterinnen der Kultur, geküßt und mit Blumen bekränzt wurden.

Und die Gurkhas grinsten, klopften sich den Bauch, und das weiße Fleisch gefiel ihnen.

Dieses ist wohl, zum Teufel, Kultur, in einem Zeitalter, wo der Tango, der Tanz der argentinischen Pferdehirten, als Ausdruck für die Plastik der Seele gilt!

Es war Frankreich, welches mit Zuaven und Turkos begann. Nun ist England mit seinen Schwarzen diesem Beispiel gefolgt.

Fraglich bleibt — ob jetzt in der Herbstzeit die masurischen Seen nicht ein wenig un-

gesund für ein Volk sein können, welches an die Wärme gewöhnt ist, und ob die Punjaber nicht am Ende riskieren, im Winter an der Oise einen Schnupfen zu bekommen.

Falls sie nicht Zeit gefunden haben, ihre Wintermäntel aus der Pfandleihe am Bramaputra vor der Abfahrt einzulösen.

Ich bin neutral, folglich weiß ich gar nichts. Aber dennoch finde ich, daß sowohl die Engländer als auch die Franzosen Völker der höchsten Kulturstufe sind.

Und Montenegro übrigens auch. Seit dem Anfang des Krieges habe ich nichts Trauriges von dem kriegführenden Montenegro gehört. Die Kartoffelernte ist dort gut ausgefallen, und irgendwelche Verluste an Menschenleben hat Montenegro nicht erlitten, wenn man der dortigen Dorfzeitung Glauben schenken darf. — Im Gegenteil soll die Frau des ersten Stationsschreibers in Cetinje einem kleinen Mädchen das Leben geschenkt haben, wie ich neulich im Monteniggi Kuddatsch, der Post- und Reichszeitung in Cetinje, las.

Aber jetzt, nachdem die Montenegriner Waffenbrüder der Baluchen und Gurkhas geworden sind, fährt jedenfalls der sogenannte große „Falleralla" auch in den König Nikita, und es kann passieren, daß er sich von Frankreich leihweise einige Maharadschas erbittet und in einer Nacht, einer einzigen, mit erprobtem Diebesgriff ihre Turbane von den Juwelen befreit.

Ich bin felsenfest überzeugt, daß sich die Punjaben in Frankreich außerordentlich wohl fühlen werden. — Dieses Mal. — Wie es ihnen dagegen in Deutschland gefallen wird, entzieht sich meiner Beurteilung.

Und ich weiß auch nicht, ob es eine bleibende Gewohnheit bei den Leuten werden kann, immer nach Europa zu reisen, sobald sie hören, daß in diesem Weltteil irgendwo der Krieg ausgebrochen ist. —

Bedenkt, vielleicht gefällt es ihnen in Frankreich so gut, daß sie sich dort dauernd für die Zukunft niederlassen!



Napoleons Landungspläne in England

Zur guten Stunde wird im „Vorwärts" aufgefrischt, wie tief durchdrungen Napoleon I. von der Notwendigkeit war, dem ollen ehrlichen Seemann mit den Kanal-Ärmeln, dieser von fremdem Gut und Blut aufgedunsenen, aber unersättlichen Weltspinne, das ebenso unverschämte wie schamlose Räuber- und Trügerhandwerk zu legen. War Napoleon doch der einzige Staatsmann des europäischen Festlandes, der sein Leben in klar bewußter Aufgabe dem Kampfe gegen England hingegeben hat. „Er war auch der einzige, der ernsthaft den Gedanken gefaßt und seine Ausführung bis an den Rand der Verwirklichung geführt hat, in England zu landen. 1798, in den Jahren 1803—1805 widmete er sich solchen Landungsplänen. Unter den Geschichtsschreibern ist Streit, ob diese Pläne ernsthaft oder vielmehr nur eine auf die Einschüchterung Englands berechnete Kriegslist gewesen sei, die dann freilich außerordentlich langwierig und kostspielig gewesen wäre. Namentlich die englischen Historiker sind aus durchsichtigen Gründen bemüht, diese Landungspläne entweder als Täuschungsmanöver zu behandeln oder als närrisches Hirngespinst zu verspotten.

Es lag aber durchaus nicht in der Natur und in der Politik Napoleons, mit Angriffen zu drohen, die er nicht wirklich geplant hat. In der Tat war sein Geist von diesem Plan erfüllt, und erst als er ihn als unausführbar aufgeben mußte, ging er zu der Politik der wirtschaftlichen Niederzwingung Englands über, deren Durchsetzung die Einigung des (verständnislosen) europäischen Festlandes zur Voraussetzung hatte.

Europa würde heute ein anderes Gesicht haben, wenn damals Napoleon Dampfschiffe zur Verfügung gehabt hätte. Fulton hatte zwar schon 1803 auf der Seine einen mit

Dampf betriebenen Raddampfer fahren lassen. Aber das war ein untauglicher Versuch. Derselbe Erfinder hatte schon früher dem Ersten Konsul Napoleon ein Fahrzeug angeboten, das, wie er empfehlend schrieb, ‚Frankreich und die Welt von dem Druck Englands' befreien würde; es war eine Art Unterseeboot, ein unter Wasser tauchendes Segelboot, das von unten gegen das feindliche Schiff Bomben schleuderte. Napoleon setzte zur Prüfung dieser Erfindung eine Kommission ein, der ein Naturforscher von der Bedeutung des Laplace angehörte. Es gelang auch im Juli 1801 einmal, ein kleines Schiff auf diese Weise in die Luft zu sprengen; aber diese Erfindung fand keine Entwickelung und praktische Verwendung.

Napoleons Landungspläne scheiterten an der technischen Unzulänglichkeit seiner durch jeden Sturm zu vernichtenden Landungsflotte. Schon 1789 dachte er an einen Truppentransport auf kleinen Schiffen während der Nacht. Von 1803 bis 1805 hielt er eine solche Flotte flacher Boote bei Boulogne bereit. Auf 1300 solcher Boote wollte er 100 000 Mann hinüberschaffen, gleichzeitig sollte die holländische Flotte 60 000 Mann an der englischen Küste landen. ‚Acht Stunden Dunkelheit, die unsern Plan begünstigen, würden das Schicksal der Welt entscheiden,' schrieb Napoleon im November 1803 an den Admiral Gantheaume. In einem geheimen Bericht spottete damals der englische Admiral Montagu über diese elenden Fahrzeuge ohne Kampffähigkeit und Beweglichkeit. Und sein Gutachten schloß: ‚Diese Fahrzeuge kann man nach meiner Meinung nur verächtlich und lächerlich finden, und ich komme deshalb zu der Ansicht, daß sie in so großer Zahl bei Boulogne nur zu dem Zweck angesammelt wurden, unsere Aufmerksamkeit auf sie zu lenken und uns über das wirkliche Ziel des Angriffs zu täuschen, der von einer anderen Seite beabsichtigt wird.'

Auch die Pariser glaubten damals nicht an diese Spazierfahrt nach England, und man erteilte Napoleon den Witznamen ‚Don Quichote de la Manche' (Don Quichote des Ärmelkanals).

Trotzdem beharrte Napoleon auf seinem Landungsplan. Er beschäftigte sich eine Zeitlang mit der Abänderung, in Irland zu landen, dort einen Aufstand zu organisieren und mit den Aufständigen dann England zu erobern. Aber es schien mehr wie unsicher, ob man auf den Aufstand rechnen könnte.

Endlich im Jahre 1805, als die Seemacht Frankreichs dadurch bedeutend verstärkt wurde, daß sich die spanische Flotte zur Verfügung stellte, versuchte Napoleon, die Landung durch einen Seekampf mit der englischen Flotte zu erzwingen. ‚England ist wohl toll,' schrieb Napoleon im Juni 1805, da es keine Befestigungen und keine Landarmee hat, für den Fall, ‚daß es in seinem Innern eine Armee von 100 000 auserlesenen kriegsgerüsteten Truppen erscheinen sieht. Sechs Stunden Herrschaft über das Meer, und England hat aufgehört, zu existieren.' Der Plan Napoleons war, die französische sollte sich mit der spanischen Truppe vereinigen und, um die Aufmerksamkeit des gefürchteten Admirals der englischen Flotte, Nelson, abzulenken, auf dem Wege nach Westindien fahren, plötzlich umkehren und von Boulogne aus dann die Landung Napoleons decken. Aber Napoleon wartete in Boulogne vergebens auf seine Flotte, die unter dem Kommando Villeneuves stand. Nelson hatte das französisch-spanische Geschwader aufgespürt und Villeneuve hatte sich in den Hafen von Cadix zurückgezogen, wo er nun liegen blieb.

Das war das Ende der Napoleonischen Landungspläne. Der Kaiser wurde nicht müde, in den schimpflichsten Ausdrücken Villeneuve zu beschuldigen, daß er die Schuld an dem Mißlingen des Plans getragen. Er nannte den Admiral einen Menschen ohne Mut, ohne Gemeininteresse, der bereit wäre, alles zu opfern, sofern er nur seine Haut rettete. Und wenn Napoleon ihn noch auf St. Helena anklagte, daß er das Scheitern der Landung in England verschuldet habe, so beweist das wohl hinlänglich den Ernst seiner Absicht.

An diesen Ernst glaubte man schließlich auch in England. Denn man hatte alle möglichen Gegenmaßregeln getroffen. Die ganze Küste wurde mit Alarmtürmen ausgerüstet.

Optische Telegraphen dienten dem Nachrichtendienst. 469 Kriegsschiffe und mehr als 700 armierte Boote waren zur Abwehr der französischen Flotte bereit. Außerdem hatte man reguläre Truppen und Freiwillige in Bereitschaft. Man hatte alles vorbereitet, um die Königliche Familie und den Staatsschatz nach Worcester zu verbringen; den Schatz in die Kathedrale! Alles Kriegsmaterial sollte auf dem Kanalweg nach Mittelengland geschafft werden. Endlich sollten alle Lebensmittel, Waren, Vieh, Futtervorräte aus dem vom Feinde bedrohten Gebiete in das Innere des Landes geflüchtet werden, um die Eindringlinge auszuhungern. Alles Maßnahmen, die zeigten, wie sehr England — trotz dem zur Schau getragenen Hohn — von der Möglichkeit einer Landung überzeugt war!"

Heute beschäftigt das furchtlose England diese „Überzeugung", wie die von ihm in Angriff genommenen, schon mehr abenteuerlichen Veranstaltungen zum Schutze seiner Räuberhauptstadt klärlich beweisen, in ganz anderem Maße. Und vielleicht sogar aus noch triftigeren Gründen als zu der Zeit, da es selbst einem Napoleon an zweckmäßigen technischen Hilfsmitteln fehlte. Seitdem hat die Technik immerhin einige kleine Fortschritte gemacht, die im Sinne Napoleons auszuproben schon „der Wissenschaft wegen" lohnen würde. Arg kann es ja nicht werden, da alles, was wir außer unserem Landheer gegen England aufbieten können, ja doch nur — „Wilhelms Spielzeug" ist. Und weil es eben nur Spielzeug ist, deshalb hat England auch unsere Flotte nicht schon längst kaputt gemacht. Es gönnt uns den harmlosen Sport.

Aber vielleicht — vielleicht war die Zeit, als es dieses Spielzeug noch nicht gab, die Zeit Napoleons, für England doch „eine köstliche Zeit!?" — Ach ja, es war eine köstliche Zeit!



Eine andere Lösung des „englischen Rätsels"

(Vgl. Zweites Oktoberheft 1914, S. 125 ff.)

Richtiger hieße es wohl: eine Ergänzung zu der an dieser Stelle wiedergegebenen, von Dr. Rudolf Lehmann in den „Grenzboten" zuerst veröffentlichten Lösung. Halten wir diese mit der zusammen, die Prof. Levin L. Schücking im „März" (vom 10. Oktober d. J.) unternimmt, dann haben wir nicht nur „die Teile in der Hand", sondern es fehlt uns auch nicht „das geistige Band". Dr. Rud. Lehmann legt den Schwerpunkt auf die millionenfeisten Drahtzieher in den Londoner Klubs, diese ungekrönten, aber in Wahrheit gebietenden Könige Englands; Prof. Schücking auf die geistige und sittliche Scheidung zwischen einer wenig zahlreichen Minderheit sogenannter Intellektuellen und der Masse einer recht beschränkten und zurückgebliebenen sogenannten Mittelklasse. Die so beliebte Lösung, namentlich derjenigen Deutschen, die selbst gute geistig und sittlich hochstehende Freunde unter den Engländern haben: daß nämlich der einzelne Engländer ein Ehrenmann, die zum Staat geeinigte Gesamtheit aber ohne jede Moral sei, verwirft er. Aus guten Gründen. Denn damit wird in der Tat eine Behauptung ohne Hand und Fuß aufgestellt: „Eine Vereinigung von Ehrenmännern — so neuartige Erscheinungen die Gesellschaftshandlung gegenüber der des einzelnen hervorbringen mag — könnte wohl nicht anders als ehrenhaft handeln, und zu dem schändlichen Entschluß einer Mehrheit muß ein niedriger Moment in dem Denken jedes einzelnen dieser Mehrheit vorliegen. Aber freilich — die Gerechtigkeit verlangt die Betonung der Tatsache: einer Mehrheit, nicht der Gesamtheit. Sehen wir uns nun danach um, ob es nicht möglich ist, den Charakter dieser Mehrheit und dieser Minderheit näher zu bestimmen. Wer mit englischem Wesen näher vertraut ist, dem wird das nicht so schwer fallen. Zu der Minderheit, von der sich viele unter uns haben täuschen

lassen, gehört die große Masse derjenigen, die wir Deutsche bei den Verständigungsbestrebungen und andern Gelegenheiten kennen gelernt haben. Es sind dies gebildete, humane Charaktere, den Besten unseres Volkes in vielen Punkten außerordentlich ähnlich, voll Sympathie für deutsche Art und deutsche Kunst, nur in Einzelfällen sehr tätige innere Politiker, sonst uns auch darin wesensverwandt, daß es ihnen ferne liegt, die Politik zu ihrem Lebenselement werden zu lassen und daß ihre Interessen mehr auf Wissenschaft und Kunst gehen. Weil sie diese bei uns in Blüte finden, so sind sie gern unsere Gäste. Wer diese Gattung des Engländers kennen lernt, der läuft Gefahr, ein völlig falsches Bild der englischen Volksseele in sich aufzunehmen. Diese Engländer — und zu ihnen gehören große Kreise des literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Großbritanniens — haben mit dem eigentlichen englischen Volk verzweifelt wenig zu tun. Man duldet sie, wie ein harter, blutsaugerischer Unternehmer unter seinen Kindern eins duldet, das irgendwelche ‚brotlosen Künste‘ treibt. Er hat es dazu, aber ernst wird der Betreffende nicht genommen. Eine breite Kluft, wie sie gottlob bei uns unbekannt ist, trennt so die ‚intellectuals‘ — schon die Prägung dieses Namens ist bezeichnend — von der großen Masse des Volkes, und zwar recht eigentlich des Bürgertums, den sogenannten ‚middle classes‘. Und wenn es sich um große Entscheidungen der Politik handelt, so dürfen wir uns nicht um das kleine Häuflein Intellektueller kümmern, sondern müssen nach der Psychologie der breiten Masse fragen. Und da zeigt sich uns denn freilich ein sehr wesentlich anderes Bild. Seine entscheidenden Züge zusammenzusetzen bietet gerade die gegenwärtige realistische englische Literatur die beste Gelegenheit. Denn der Kampf, den die englischen Intellektuellen gegen ihr eigenes Volk führen müssen, hat ihnen den Blick für dessen traurige Eigenschaften außerordentlich geschärft. Wer z. B. Galsworthys ‚man of property‘, in der deutschen Übersetzung bei Cassirer ‚Der reiche Mann‘ genannt, gelesen hat, der wird die englische Kriegserklärung an Deutschland nicht mehr so unbegreiflich finden. Als einziger Gesichtspunkt, nach dem sich das Leben des Bürgers richtet, erscheint da der Besitz und die mit ihm verknüpften Genußmöglichkeiten, die sich jedoch dank seiner völligen Unbildung niemals in eine geistige Atmosphäre erheben. Die Wissenschaft wird schon deshalb gering geschätzt, weil sie nichts einbringt, alle Kunst als wertlos angesehen, die nicht der bloßen Unterhaltung dient. Alles das ist bloß Unkultur und kein moralischer Defekt. Aber man beachte auch, wie dieser humane und unbeeinflußte Beobachter aus der kleinen Schicht der ‚Intellectuals‘ neben dem engen Horizont die Gehässigkeit untereinander, den Mangel an Gutherzigkeit, die Scheinheiligkeit, den Zug der Brutalisierung des Schwächeren bei dem englischen Bürger aufzeigt. Alle diese Eigenschaften — man findet sie auch bei Arnold Bennett und andern wieder — wurzeln offenbar tief im englischen Bürgertum, und die Humanität, die viele Generationen hindurch gepredigt ist, liegt großenteils nur als eine dünne, vielfach leicht wieder durchbrochene Schicht darüber. Teilweise haben sie die gerade für England charakteristische sentimentale Form von Bestrebungen gegen die Vivisektion, zur Verhütung von Grausamkeiten gegen Tiere, von Schaffung von Altersspitalen für Hunde u. dgl. angenommen, die sich mit einer brutalen Verletzung aller Menschlichkeit in andern Fällen wunderbar gut verträgt, wie man es denn z. B. in diesem Lande zur Zeit des Burenkriegs erleben konnte, daß Abbilder der ehrwürdigen Frau des greisen Präsidenten Krüger auf der Straße herumgeführt wurden, nach denen man mit Messern stach und die man besudelte. Alle Ritterlichkeit gegenüber Frauen, wie sie auch bei kleinen Leuten in England den Kindern eingeprägt wird, war in dem Augenblick verschwunden, als die nationale Selbstsucht die rohen Instinkte wieder wachrief. Empörender ist der ungehinderte Gebrauch der Dum-Dum-Geschosse, wie er abermals zur Schande Englands festgestellt ist. Wer englische Verhältnisse beobachtet hat, dem wird aufgefallen sein, wie gerade in dem mittleren englischen Bürgertum diese schlechten Instinkte am stärksten sind, dem wird die Lieblosigkeit und Härte, die Unfreundlichkeit

aufgefallen sein, mit der man dort vor allem auch dem Ausländer, als demjenigen, von dem man nichts haben kann, begegnet. Auf diesem Gebiet geben sich die beiden Eigenschaften des Mangels an Wohlwollen und der Unbildung ein Stelldichein, zu denen man vielleicht noch als dritte den grenzenlosen Subjektivismus rechnen könnte, der dem Stockengländer eigen ist. Noch vor fünfzehn Jahren behauptete man in London allgemein, ein dortiges Gericht habe den Ausdruck ‚dirty foreigner' = ‚schmutziger Ausländer' als keine Beleidigung bezeichnet, weil es der übliche Ausdruck sei. Dem entsprach und entspricht noch großenteils die Ansicht vom Auslande, demgegenüber sich der Engländer nicht ohne die Schuld des Auslands in der Vergangenheit, als eine Art Adel in Europa vorkommt. Den Subjektivismus in dieser Hinsicht vermag der Engländer nie völlig abzustreifen. Wie es denn der jetzt offen unter unsere Feinde gegangene Schriftsteller H. G. Wells lächerlicherweise in einem seiner neuesten Romane fertig bringt, in dem deutschen Niederwalddenkmal ein Beispiel ungenerösser Überhebung des Siegers zu erblicken, er, dessen Landsleute sich als Herz der Landeshauptstadt das Trafalgar Square mit der Nelson-Säule geschaffen haben, um den Sieg über die Franzosen sich für ewig als das wichtigste Ereignis ihrer Geschichte vor Augen zu halten.

Indes damit ist schon einer aus der Klasse der Intellectuals genannt, der bei aller Begabung in einzelnen Zügen die Verwandtschaft mit dem englischen Bürgertum nicht verleugnet. Noch viel weniger tun das die politischen Führer, die sich dieses Bürgertum erwählt. Sie haben mit unseren Freunden, den ‚Intellectuals', äußerst wenig zu schaffen. Sie lächeln wohl gar über die andern, und vor allen Dingen verstehen sie, sie vortrefflich zu benutzen. Es geschieht das in der Weise, die wir kennen . . . Von größerer politischer Bedeutung ist das Unternehmen des Pacifisten Thomas Barclay geworden, der im Verein mit dem Baron d'Estournelles ausschließlich im Interesse des europäischen Friedens [? D. T.] die ‚Entente cordiale' zwischen England und Frankreich zustande brachte. Die englische Regierung machte aus diesem Werkzeug des Friedens zum Schrecken der Urheber die drohendste politische Waffe seit Generationen, indem sie dem Bund, der nur als Anfang einer intereuropäischen Verständigung gedacht war, den aggressiven Charakter gegen Deutschland gab, der gegenwärtig die Probe auf das Beispiel erlebt . . .

Solche Art und Weise, ursprünglich humanitäre Gedanken als Deckmantel für rein politische Bestrebungen zu benutzen, ist ja das, was die europäische öffentliche Meinung der englischen Regierung seit mehr als hundert Jahren zum Vorwurf macht, und was Briten, wie G. B. Shaw, die ihre Landsleute ohne rosa Brille betrachten, auch immer von neuem rücksichtslos bloßstellen. Aber bei der gekennzeichneten Eigenheit des englischen Bürgertums muß das wirkungslos bleiben. Wo der Besitz das höchste Ziel ist, da dürfen demjenigen auch keine moralischen Vorhaltungen gemacht werden, der den Besitz des einzelnen durch die Stärkung des Nationalbesitzes erhöht. Man hat nicht gehört, daß ein Exempel an dem Gentleman statuiert wäre, der im Unabhängigkeitskrieg im 18. Jahrhundert als britischer General an indianische Häuptlinge als Freundschaftsgeschenk Hunderte von Wolldecken aus Blatternspitälern sandte, und dem Chamberlain, Sir Edward Greys würdigem Vorgänger, sind ganz gewiß keine ernsthaften Schwierigkeiten gemacht, weil er am selben Tage ein Angebot des deutschen Roten Kreuzes für die Konzentrationslager der Buren als überflüssig ablehnte, wo ihn ein flehentlicher Hilfeschrei von dort um ärztlichen Beistand gegen das Massensterben erreichte. Erst als er mit der angestrebten ‚Tarifreform', d. h. dem Schutzzoll die Lebenshaltung des Bürgers zu verteuern drohte, da fiel er! Es ist möglich, daß die gegenwärtige Politik des englischen Kabinetts ursprünglich die Mehrheit nicht hinter sich hatte, wie von einigen Seiten behauptet wird, es ist denkbar, obgleich nicht sonderlich wahrscheinlich, daß es an dieser Politik auf die Dauer zu Fall kommt, aber sicher werden die anders fühlenden ‚intellectuals' es nicht zu Fall bringen, denn sie sind gänzlich ohne Bedeutung. Eine Regierung geht nur sicher in England, wenn sie das tut, was

der als Persönlichkeit egoistische, engherzige, unintelligente, scheinheilige Stockengländer der ‚middle-classes' will.

Indem man so die Mehrheit und die Minderheit des englischen Volkes betrachtet, sieht man zwei völlig verschiedene Gesichter. Das eine kehrt sich uns im Frieden zu, das andere sehen wir nur von Zeit zu Zeit, wenn das englische Volk handelt . . ."



Der neue Papst und der Krieg

Sehr Erfreuliches weiß der römische Vertreter der „Tägl. Rundschau" über die Stellungnahme Benedikts XV., des neuen Oberhauptes der katholischen Christenheit, zu berichten. Es kann einen freilich nicht in Erstaunen setzen, wenn die bezahlte italienische Franzosenpresse selbst einen Artikel des päpstlichen Organs „Osservatore Romano gegen die Deutschenhetze auf den Kanzeln" nicht nur unterschlägt, sondern auch noch in sein Gegenteil umfälscht. Wie auf eine Parole hin lügen diese Blätter ihren Lesern vor, der Artikel richte sich gegen die vorgeblich zu deutschfreundliche Presse Italiens. Allerdings war es für die besoldeten römischen Preßlakaien Frankreichs keine geringe Bestürzung, zu vernehmen, daß der Papst mit dem Predigtton der Wetterlé, Cernotte und Janvier höchst unzufrieden war. Namentlich die Predigt des letzten dieser drei Herren, eines Dominikaners, die in Auszügen aus Paris hierher telegraphiert worden war, hatte direkt den Unwillen weiter vatikanischer Kreise erregt, und diesem Unwillen gab der Papst nicht nur dadurch Ausdruck, daß er den Artikel im „Osservatore" erscheinen ließ, sondern auch dadurch, daß er der Leitung des Dominikanerordens befahl, einem solchen unchristlichen Unfug in Zukunft zu steuern. Man bedenke, daß dieser Ordensmann es gewagt hatte, auf der Kanzel unseren Kaiser mit Attila und unser Volk mit den Hunnen auf eine Stufe zu stellen! Wir Deutschen bekämpfen unsere Gegner nicht mit Beleidigungen, und besonders nicht mit Beleidigungen von der Kanzel herab. Wir freuen uns der päpstlichen Ermahnung an diese unchristlichen Verkündiger des Wortes Gottes, glauben aber nicht, daß sie auf einen empfänglichen Boden fallen wird. Es ist übrigens nicht das erstemal, daß Benedikt XV. französischen chauvinistischen Tendenzen entgegentreten muß. Vor kurzem hatten die Franzosen versucht, in Italien Stimmung zu machen für einen Krieg gegen Österreich. Im allgemeinen ging die klerikale Presse nicht auf den Leim, aber das eine oder andere Blatt machte doch einen schüchternen Versuch, in das französische Horn zu tuten. Benedikt XV. war diese Parteinahme einiger katholischer Blätter nicht entgangen, und als der Leiter eines derselben um eine Audienz bat, empfing ihn der Papst mit folgenden Worten: „Da wären Sie also, Sie Kriegshetzer! Wo haben Sie Ihre katholischen Prinzipien gelassen? Sagen Sie allen, daß der Papst der Ansicht ist, für Italien und die Kirche sei es am besten, wenn Italien neutral bleibt . . ." Die Legende von dem einseitig nur für Frankreich eingenommenen Papst, wie sie die Franzosen in verlogener Weise in Umlauf gesetzt haben, wird bald nicht einmal mehr von den hiesigen Französlingen, die noch schlimmer sind als die Franzosen selbst, geglaubt werden. In Deutschland hat natürlich niemand an diesen französischen Roman geglaubt, denn man wird dort hoffentlich wissen, daß die ersten Stimmen, die Benedikt XV. im Konklave erhalten hat, von den deutschen und österreichischen Kardinälen herrührten!



Der edelmütige Japs

In der „Deutschen Japanpost“ vom 22. August, die jetzt in unsere Hände gelangt ist, findet sich eine Zusammenstellung japanischer Preßstimmen zu dem Ultimatum an Deutschland. Aus diesen Äußerungen der Blätter grinst uns die wohlbekannte höflich-lächelnde, tückische Fratze des Japs in aller Unverhülltheit entgegen. Der Japs sucht Würde und Höflichkeit auch noch zu wahren, während er bereits die gelben Krallen zum Raube krümmt. Hören wir: „Wie hochherzig und großmütig ist Japans Haltung! Es läßt Deutschland die Wahl zwischen Krieg und Frieden! Das ist großmütig dem befreundeten Lande gegenüber. Deutschland hat den Krieg auf Ostasien ausgedehnt, und Kiautschou in deutschen Händen ist das Symbol der Ungerechtigkeit.“ Oder: „An sich hat Deutschland nur Nutzen davon, wenn es alle seine Sorgen in Ostasien los wird und sich mit ganzer Kraft auf Europa beschränken kann. Wir wissen allerdings, daß Deutschland nie einen Schritt tun wird, der mit seiner Ehre unvereinbar ist. Aber wir zweifeln nicht, daß das loyale Verhalten der japanischen Regierung von Deutschland mit Freuden begrüßt (!) werden wird.“ — — „Das Ultimatum ist würdevoll und den Umständen gemäß gefaßt, und die Angelegenheit wird wohl eine glatte Erledigung finden.“

Das Blatt „Yorozu“ bringt als Karikatur das Bild eines Kürassiers mit Kaiserbart, der durch einen Fußtritt von der Erdkugel fortgeschleudert wird. Aber eine solche plumpe Offenbarung der wahren Gesinnuug entspricht weniger der Art des Japaners. Er bleibt lieber höflich und liebt die katzenhafte Sanftheit auch da, wo beißender Hohn zum Vorschein kommt: „Deutschland hat seinerzeit Japan den freundschaftlichen Rat gegeben, Liaotung an China zurückzugeben. Wenn jetzt Japan Deutschland den freundschaftlichen Rat erteilt, Kiautschou an China zurückzugeben, so ist das nicht etwa eine Nachahmung des deutschen Vorgehens durch Japan, sondern nichts als die Erfüllung der japanischen Pflicht aus dem Bündnis mit England, den Frieden in Ostasien zu erhalten. Der japanische Rat entspringt einer Gesinnung der Güte.“

In einem dieser Japsblätter wird uns übrigens ein Lob gespendet, das wir nicht auf uns sitzen lassen dürfen. Da wird uns Deutschen der schmeichelhafte Vorwurf gemacht, daß wir in Ostasien viele Ränke gesponnen hätten. Das könnte sich nur auf unsere Diplomaten beziehen. Und unsere Diplomaten — ränkespinnend? Nein, das Lob haben sie nicht verdient ...

Erwachen der Mohammedaner

Die Türkei hat, wie vorauszusehen war, nun auch in den Weltkrieg eingegriffen. Das Wichtige für uns ist, daß ihr Vorgehen gegen die Mächte des Dreiverbandes gerichtet ist, gegen die Mächte also, in deren Gebiete die meisten Mohammedaner leben. Denn der Obherr aller Gläubigen, der Sultan, verfügt keineswegs über die meisten mosleminischen Untertanen; er kommt sogar erst an fünfter oder sechster Stelle. Die Reihenfolge ist auf diesem Felde England, Holland, China, Frankreich, und dann entweder Rußland oder die Türkei. Großbritannien hat allein in Indien 68 Millionen Mohammedaner. Dazu stoßen 10½ Millionen in Ägypten und andere Millionen in den anderen afrikanischen Besitzungen, sowie in den Malaienstaaten, auf Borneo und sogar, wenn auch vereinzelt, in Australien. Dazu kommt ferner Aden und, wenn man will, das Imamat Oman oder Maskat, das als Vasallenstaat der Briten gilt, wenn auch tatsächlich nur sein Küstensaum unter britischem Einflusse steht. Alle Mohammedaner zusammen, die in Weltbritannien wohnen, dürften sich auf 96 Millionen belaufen. Die Schätzung ist begreiflicherweise recht

mißlich. Wir haben nur für Indien genaue Zahlen; dagegen ist in West- und Ostafrika nicht nur die Ziffer der Mohammedaner, sondern auch die der Gesamtbevölkerung nur durch Mutmaßungen zu erschließen, zumal in so manche der dem Namen nach unterworfenen Gebiete noch nie ein Europäer einen Fuß gesetzt hat. Zu bemerken wäre noch, daß der südpersische Einflußkreis der Engländer, der ohnehin jetzt wieder verloren gehen kann, bei unserer Schätzung nicht berücksichtigt ist. Den zweiten Rang nehmen die Niederlande ein. Sie haben in ihrem Insulinde auf den großen und kleinen Eilanden Australasiens 35 080 765 Jünger des Propheten. Bei keinem einzigen Kolonialstaat ist die Zählung so genau durchgeführt. Sie geht in unserem Falle auf das Jahr 1905 zurück, während der Zensus für Britisch-Indien vom Jahre 1910 herrührt. Ganz unsicher ist China. Schwankt man doch beim himmlischen Reiche noch zwischen 270 und 436 Millionen der Gesamtbevölkerung (ohne Außenprovinzen), da ist es nicht zu verwundern, daß auch die Religionsstatistik noch im argen liegt. Hubert Jansen, der erste Gelehrte, der sich an das schwierige Unternehmen eines Überblickes über den ganzen Islam machte, hat im Jahre 1894 für das Reich der Mitte 30 Millionen errechnet — und dabei die Mandschurei vergessen, wo allein in Mukden sich drei Moscheen erheben. — Und dann hat kürzlich Martin Hartmann, der Professor des Orientalischen Institutes in Berlin, den chinesischen Mohammedanern nur 20 bis 22 Millionen zugeteilt. Eine gewisse Schwierigkeit der Schätzung ist in China wohl dadurch bedingt, daß häufig dieselbe Person Freitags in die Moschee und Sonntags in eine christliche Kirche geht, und außerdem noch den Ahnen opfert, um ja nichts zu versäumen. Sonst ist im Gegenteil der Anhänger des Propheten von strenger Ausschließlichkeit. Eine Mischung der Religionen wie in Ostasien findet in keinem anderen Lande statt, mit Ausnahme der Insel Sumatra und Zypern. — Nun zum französischen Reich. Da ist die Hauptfrage, ob und inwieweit Marokko in den Rahmen dieses Reiches gehört, und dann weiterhin die Frage, ob Marokko mit sechs oder mit dreizehn oder, wie Moulieras in seinem Werke Le Maroc inconnu will, gar 21 Millionen anzusetzen sei. In Algerien wohnen 4,2 Millionen, in Tunesien 1,7 Millionen Mohammedaner. Dazu noch Glaubensgenossen an der französischen Somaliküste, und in anderen afrikanischen Besitzungen Frankreichs. Dagegen keine in Ostasien, soweit es der französischen Republik gehört. Der Kern der zu Rußland zählenden Mohammedaner wohnt in Turkestan mit etwas über 9 Millionen; Kaukasien diesseits und jenseits des Gebirgskammes hat gut 4 Millionen, Sibirien 200 000, während das europäische Rußland 4,4 Millionen berherbergt. Nun aber ist zu bedenken, daß alle diese Angaben sich auf die äußerst unvollkommene Zählung von 1897 beziehen, und daß seitdem die Zahl, namentlich in Turkestan, das eine ungestörte blühende Entwicklung hatte, beträchtlich gewachsen ist. So wird man alle Anhänger Mohammeds im Zarenreiche für das genannte Zensusjahr mit 17,6 und für heute mit mindestens 20 Millionen ansetzen müssen. Jetzt erst, nach allen den genannten christlichen Reichen, kann die Türkei auf den Kampfplatz treten. Sie hat laut Hübner-Juraschek in Asien 13 Millionen Mohammedaner. Dazu kämen in dem Rest, der dem Sultan in Europa verblieben ist, noch etwa 1 Million bis höchstens 1,2 Millionen in Betracht. Die Gesamtzahl aller Mohammedaner der Erde beläuft sich laut Hartmann auf 220 Millionen, laut Jansen — vor zwanzig Jahren — auf 260, also jetzt ungefähr 280 Millionen. Der deutsche Kaiser rief in Damaskus: Ich bin der Bruder aller 300 Millionen Mohammedaner!

Was ist nun geschehen, um diese ungeheuren Mengen zu organisieren? Was zunächst äußerlich dem Auge auffällt, ist der staatliche Rahmen, in den die Anhänger einer Religion eingezwängt sind. Es gibt da rein mosleminische Staaten, wie Persien, Afghanistan, die arabischen Emirate und Marokko. Dort ist die gesamte Bevölkerung, obzwar keineswegs, außer in Arabien, von einheitlicher Rasse, doch desselben Glaubens; nur daß überall Juden eingeströmt sind. Dann gibt es Staaten, wo die Mohammedaner in der Mehrzahl sind, wie die Türkei, und drittens, wo sie in der Minderzahl sind, aber doch herrschen, wie in manchen

Reichen des Sudans und Mittelafrikas. Freilich steht diese dritte Reihe auf gleichem Fuße wie die vierte, wo zwar die Jünger Mohammeds in der Mehrzahl sind, aber sich höherem Gebote beugen müssen: das Gemeinsame ist die christliche Oberherrschaft. Im Übergangsstadium ist das Reich des Schah; es ist durch einen Vertrag zwischen christlichen Regierungen schon aufgeteilt, und zu einem Drittel war die Aufteilung bereits vollzogen; gerade jetzt aber ermannt sich „das Land der Sonne und des Löwen“ wieder, und schüttelt die Fremdherrscher ab.

Von ganz anderer Art ist die religiöse Organisation. Sie haftet an Mekka als ihrem Mittelpunkte und wird von einer Geistlichkeit und zahlreichen Orden getragen. Die Staatsangehörigkeit kommt hier gar nicht und die Rasse nur wenig in Betracht; es kommt hier lediglich darauf an, ob der Betreffende auf den Koran schwört oder nicht. Immerhin hat die Sprache, in der der Koran verfaßt ist, eine einzigartige Stellung; auch ist ein Verbot erlassen worden (das zwar nicht ganz streng befolgt wird), den Koran in andere Sprachen zu übersetzen. Das Arabische beansprucht demgemäß eine gleiche Würde und Anerkennung, wie in der römischen Kirche das Latein. Auch eine andere Analogie trifft einigermaßen zu. In der römisch-katholischen Welt kommt insofern den Italienern ein besonderes Ansehen zu, als seit Jahrhunderten die Päpste nur aus ihrem Volke gewählt werden. Ähnlich gilt der Araber seiner Rasse und Bildung nach für würdiger und edler als der Moslim irgendeiner anderen Rasse. Politisch mußte zwar bisher der Araber den Türken gehorchen, aber in seinem eigenen Bewußtsein und dem der Glaubensgenossen war er doch dem Türken, den er für einen Barbaren hielt, weit überlegen. Jedenfalls ist es noch jetzt das Ziel und eine feststehende Pflicht, von der nur Armut und Krankheit entschuldigen können, eines jeden rechten Muselmannes, einmal in seinem Leben eine Reise nach Mekka zu machen, mithin mit dem arabischen Ursprung seines Glaubens sich ins Benehmen zu setzen. Wie in der großen weiten Welt des Katholizismus kein neuer Sektenstifter auftrat, und mochte er selbst halbwegs gegen das herrschende System gerichtet sein — man denke an die Franziskaner, die Dominikaner, die Jesuiten —, ohne nach Rom zu gehen und vom Papste seinen Segen zu empfangen, so ist noch jeder Ordensstifter in der Welt des Islams nach Mekka gegangen, um meistens dort längere Zeit zu verweilen. So blieb der Gründer der Senussia zwei Jahre lang an jener heiligen Stätte.

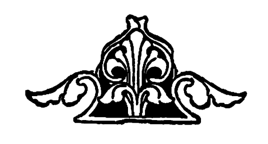
In früheren Zeiten bezweckten die mohammedanischen Orden eine Läuterung und Klärung, oder sie pflegten eine gewisse Besonderheit, wie gelehrte Studien oder Theosophie, wie es die Aufgabe der Sufi war; in der Gegenwart indessen hat die Tätigkeit der islamitischen Orden ein anderes Gesicht gewonnen, sie erstreckt sich vorzüglich auf politische Aufgaben, sie will die Einigkeit im Gesamtislam fördern, statt wie bisher dem Partikularismus zu dienen. So ist denn die panislamische Bewegung entstanden. Ihr Hochziel ist, alle Mohammedaner der Erde zusammenzufassen und zu starkem Stoße gegen die Macht der Christenheit zu führen. Der Erfinder des Panislamismus scheint ein Afghane gewesen sein. Es ist eigentümlich, daß der Angehörige einer indogermanischen Rasse den Bekennern eines semitischen Glaubens das Hauptrüstzeug geliefert hat. Später nahm Abdul Hamid die panislamitischen Fäden auf und spann sie weiter. In der Gegenwart sind die Senussi die erfolgreichsten Träger und Förderer der Bewegung. Bisher jedoch konnte diese nicht sehr viel ausrichten, denn der Panislamismus als solcher hatte keine Flotten und keine Heere. So kam es, daß, weit entfernt, voranzugehen und zu erstarken, vielmehr ein islamitisches Land nach dem anderen in die Hände der Weißen geriet. So noch in jüngster Zeit Marokko, Teile des Sudans und halb Persien, dazu Mazedonien und einigermaßen Gebiete in Nordostarabien und Mesopotamien. Jetzt aber, durch den Weltkrieg, hat sich das Blatt gewendet. Jetzt ist wiederum Aussicht für die Mannen Mohammeds, in einem weltlichen Kampfe mit den Völkern des Abendlandes zu siegen. Die Führung hat der Türkensultan. Seine Sendboten gingen nach den Höfen von Kabul und Bochara, von Teheran und Fes, sowie indischer Maharadscha. Sobald einmal

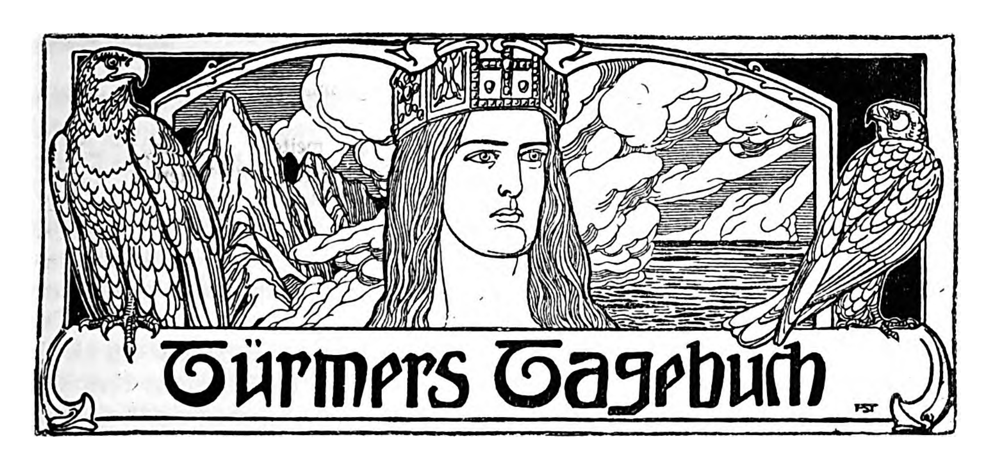
der Sultan den Krieg erklärt, wird in allen Ländern des Islams ein Aufstand dem anderen folgen.

Auf der anderen Seite ist nicht anzunehmen, daß ohne weiteres alle Mohammedaner für Deutschland fechten werden. Erstens werden viele, wie namentlich Afghanen und Berber, für ihre eigene Rechnung kämpfen. Sodann sind viele Tausende moslimitischer Krieger für unsere Feinde ins Feld gezogen. Wie kommt das? Nun, einiges macht der Zwang, anderes die Gewohnheit des Gehorchens. Ein mächtiger Herrscher ist das Geld und nur die allerwenigsten Orientalen sind gegen seinen Glanz unempfänglich. Marokkaner werden gedungen, um gegen Marokkaner zu streiten; Araber werden gegen Araber gesandt. Wir haben dasselbe Schauspiel im Tierreich, wo wilde Elefanten durch zahme bezwungen, wilde Vögel durch zahme gekirrt und wilde Pferde in Kanada und sonst durch zahme gejagt werden. So wirksam wie früher ist das Gold aber nicht mehr. Schon tragen die Engländer Bedenken, indische Truppen, die dem Islam ergeben sind, nach dem Nil zu schicken, um die Ägypter im Zaume zu halten. Die Zeit ist gekommen, da die Gemeinschaft des Islam stärker ist als weltliche Vorteile, von den Christen geboten.

Greifbare Hilfe hat Mitteleuropa bereits im Westbalkan durch Mohammedaner empfangen; dort erhoben sich mosleminische Albaner gegen den Druck der Serbenherrschaft: das ist eine unmittelbare Unterstützung des österreichischen Angriffs. Außerdem hat bereits im Sherifenreiche ein Aufstand begonnen. In der Hauptsache sind schon jetzt die Franzosen auf den kleinen Küstenstrich von Rabat bis Casablanca gedrängt und haben das ganze weite Hinterland so ziemlich aufgegeben. Ob sich den Marokkanern in naher Zukunft rassenverwandte Algerier als Aufständige gegen die französische Herrschaft gesellen werden, steht noch dahin. Gewiß jedoch ist das von den Ägyptern, die schon seit zwei Monaten den Engländern das Leben sauer machen. Die wesentlichste Hilfe für die Mächte Mitteleuropas ist natürlich von der Türkei zu erwarten. Sie allein hat eine organisierte Landesverteidigung, gebietet über Heere und Schiffe und hat sich gerade in der letzten Zeit sorgfältig gerüstet. Voraussichtlich wird sich der Marsch der Türken in erster Linie gegen Ägypten richten. Enver Pascha, der sich ja in Nordafrika gut auskennt, hat dazu alles vorbereitet. Nicht minder haben die Engländer, die die Größe der Gefahr wohl erkannten, ihre Gegenmaßregeln getroffen. Sie haben besonders indische Hilfstruppen an den Nil gesandt; ihre Zahl wird, vermutlich übertrieben, mit Hunderttausend angegeben. Vielleicht ist es nicht unnötig, hier einzuschalten, daß die Sikh, von denen jetzt so viel die Rede ist, keine eigentlichen Mohammedaner sind; ihre Religion verhält sich zu dem Islam wie der Manichäismus zum Christentum, für dessen Sekte er lange gehalten wurde, bis in der jüngsten Gegenwart die Selbständigkeit der Manichäer erwiesen wurde. Erst in zweiter Linie haben es die Türken auf Rußland abgesehen. Sie werden gegen den Kaukasus marschieren und werden versuchen, die russische Flotte im Schwarzen Meere zu vernichten. In dritter Linie ist der Haß der Osmanen den Griechen gewidmet. Diesen können sie wirksam beikommen, sobald die Bulgaren sich ebenfalls gegen die Griechen erklären.

Dr. A. Wirth





Der Krieg

Die große, die bitterste Erkenntnis dieses Krieges war für uns wohl die Enttäuschung, daß wir uns in der schwersten Prüfung, die uns heimsuchen konnte, — allein, mutterseelenallein sahen. Nicht nur militärisch und politisch von allen verlassen, sondern auch geistig-sittlich verleugnet, in unseren lautersten Beweggründen und Empfindungen verdächtigt und gemieden. Auch solche Neutrale, die uns näherstanden, die jetzt wieder sich uns zu nähern scheinen, hatten doch so wenig Glauben an uns, daß sie sich durch knüppeldicke Lügen, durch handgreifliche Verleumdungen einer tollwütig gegen uns anstürmenden haßgeschwollenen Meute irre an uns machen ließen, sich erst mit eigenen Augen und Ohren überzeugen mußten, daß Abschießen von Verwundeten und Gefangenen, Aufspießen von Frauen und Kindern, Schänden und Mordbrennen nicht zu unseren hergebrachten Gepflogenheiten gehörten.

Das war und ist es, wogegen wir mit Recht schwere Anklage erheben dürfen. Daß wir uns politisch und militärisch von allen, außer unserem natürlichen Bundesgenossen, verlassen sahen, durfte uns nicht wundern, durfte uns — schon um unserer Würde willen, aber auch aus Klugheit — noch viel weniger dazu reizen, Empfindlichkeit zu zeigen.

Glaubten wir nicht alle — nein, das wäre zuviel gesagt — glaubten nicht die meisten von uns, Italien werde sofort nach dem ersten Hornruf mit klingendem Spiel in schimmernder Wehr an unsere Seite treten? Und was berechtigte uns zu diesem — Glauben? Ein uns noch heute nicht in allen und gerade seinen entscheidenden Teilen bekannter „Vertrag“, der auch dann nur „ein Stück Papier“ gewesen wäre, wenn er bindendere Bestimmungen enthalten hätte, als man auch beim besten Willen aus ihm herauslesen könnte? War es denn so wenig bekannt oder so unerheblich, daß zwischen Italien und Österreich jahrhundertalte Erbfeindschaft stand, und daß kein Krieg in Italien weniger volkstümlich sein konnte, als der an der Seite Österreichs?

Als wir diesen Glauben — auch nur widerstrebend und stückweise — endlich aus unserem Herzen hatten reißen müssen, richteten sich aller Augen lüstern nach

einem Ersatz, und die unentwegt Erwartungsvollen entdeckten — Japan! Sehen wir über dies schimpfliche Zwischenspiel hinweg und richten wir unsern Willen um so fester darauf, wie wir den todesmutigen Helden in dem kommenden Trauerspiel gerecht, wie wir der Aufgeopferten würdig werden.

Aber dann war doch wieder Amerika an der Reihe, „einzugreifen", es konnte doch dem Einbruch des frechen Japs in seine „Interessensphäre" nicht müßig zusehen? Nun, es „sieht zu" und wird selbst wohl am besten wissen, was es mit seinen Interessen vereinbaren kann.

Zum Trost funkelte uns zwischendurch der Stern Rumänien durch die sich jagenden Wolken. Von Rumänien sagte Graf Tisza erst kürzlich einem Ausfrager, es habe dort — trotz der über jeden Zweifel erhabenen Haltung König Karls — im Anfang „ganz böse" für uns ausgesehen. Wir wollen nicht vorgreifen: von Rumänien droht uns jetzt keine unmittelbare Gefahr, und es ist nicht unmöglich, daß es aus seiner gegenwärtigen strengen Neutralität noch in ein freundlicheres Verhältnis zu uns tritt. Ich sage: nicht unmöglich, in diesem Kriege ist nichts unmöglich, denn alles hängt von den weiteren Erfolgen unserer und unserer Verbündeten Heere im Westen und Osten ab. Heften wir den Sieg in den bevorstehenden Entscheidungsschlachten an unsere Fahnen, dann werden wir wohl noch mehr als einen Freund an unsere Seite treten sehen. Aber eben, daß wir siegen, ist die Voraussetzung, die Bedingung, die wir erst erfüllen müssen, bevor andere Mächte ihr eigenes Schicksal an das unsere ketten, und das ist auch nicht mehr als selbstverständlich. Ein anderes ist wohlverstandene ehrliche Neutralität, wie sie etwa die skandinavischen Staaten und Holland betätigen, ein anderes schamlose Ausnützung der „Konjunktur", wie sie England und in seinem Geiste und Gefolge Japan in schändlicher Bettgenossenschaft üben. Je weniger bedürftig wir uns fremder Hilfe zeigen, um so früher kann sie uns werden. Die Dinge liegen wahrlich nicht so, daß es auch nur einen Zweck haben könnte, unsere Freundschaft der einen oder anderen Macht anzutragen. Wenn sie sich nicht aus eigenem Antriebe bewogen fühlt, unsere Hand zu ergreifen, — durch Umwerben und Zureden werden wir sie ganz gewiß nicht gewinnen. Wir machen sie nur kopfscheu, unsere Freundschaft aber nicht begehrenswerter.

Wen alles haben wir nicht schon als Partner in diesem so blutigernsten Kriegsspiel in unsere Rechnung gestellt. Es liegt mir nichts ferner, als die Unterstützung, die uns von der einen oder anderen dieser Nationen werden könnte, oder gar diese Nationen selbst, geringzuschätzen. Es ist ihnen ja auch keinerlei Vorwurf daraus zu machen, wenn sie sich durch die Rücksicht auf ihr eigenes Wohl bestimmen lassen. Das ist vielmehr wiederum nur das ganz Natürliche, das schlechthin Selbstverständliche. Es wäre nicht ihre Schuld, wenn sie sich bewogen fühlten, unsere selbstgezogenen Erwartungen zu enttäuschen oder doch nur in recht bescheidenem Maße zu erfüllen. Wir hatten ja damit zu rechnen. Darum: etwas weniger Anbiederungs- und Verbrüderungsbedürfnis, etwas mehr Zurückhaltung, mehr Würde! Müssen wir's denn immer sein, die den andern weit die Hände hinstrecken? Können wir's denn gar nicht abwarten, bis die anderen einmal das Bedürfnis zeigen?

Mir ist da dieser Tage ein Brief auf den Tisch geflogen, der in mehr als einem

Belang recht nachdenklich stimmt. Ein treuer Deutschösterreicher hat zunächst nur sich selbst manches von der Seele schreiben wollen, aber es geht uns alle an:

„Das Recht auf Würdelosigkeit scheint ein verbrieftes Recht gerade des deutschen Volkes zu sein, und fast könnte man glauben, nun ihm Engländer und Franzosen entzogen sind, suche der Deutsche anderweitige Gelegenheit dazu.

Dem ersten Fall muß ich eine kurze Erklärung der hiesigen nationalen Lage voranschicken. Ich bin ein rechter österreichischer Schlesier, aus einer Gegend, wo seit einigen Jahren ein erbitterter Kampf gegen alles Deutsche geführt wird, mit den verwerflichsten Mitteln, sowohl von Polen als auch von Tschechen. Vor nicht zu langer Zeit war ja hier die friedlichste Gegend, und zwischen der polnischen Landbevölkerung und den deutschen Städten herrschte das beste Einvernehmen. Da kamen Galizier, unzufriedene Elemente, ins Land und begannen, die Bevölkerung ‚zur nationalen Selbstbesinnung zu bekehren'. Wie es nun einmal bei uns in Österreich geht, wurde dies alles geduldet. Mit den größten Schwierigkeiten hatte die schlesische Abwehrbewegung zu kämpfen. Ein Oberlehrer in Skotschau, der spätere Landtagsabgeordnete Kozdon, stellte sich an die Spitze dieser von ihm begründeten ‚schlesischen Volkspartei', welche es sich zur Aufgabe setzte, das alte gute Einvernehmen in Schlesien trotz aller galizischen Sendlinge und Söldner aufrechtzuerhalten und weiterzupflegen. Ihm steht eine Reihe höchst tüchtiger Männer zur Seite. Es wurde eine Wochenzeitung, der ‚Slazak', begründet, der so recht das gute alte Schlesiertum vorstellt und bei der Landbevölkerung immer größere Sympathien gewann. Sie können sich vorstellen, daß die Wut der Polen eine grenzenlose wurde, von Galizien und Russisch Polen her immer heftiger geschürt, und daß Herr Kozdon die bestgehaßte Persönlichkeit ist. Soviel mußte ich Ihnen zum Verständnis des Folgenden erzählen.

In Österreich sind die polnischen Legionen geschaffen worden. Über die Berechtigung dieses Schrittes könnte ich mit Ihnen ein andermal reden. Natürlich sind alle führenden Kreise der polnisch-nationalen Partei dabei. Jede Zeitung bringt täglich wenigstens einen Artikel (je länger je besser) über ‚Die Legionen'.

Als nun hier in T. vor kurzem ein großer Trupp Legionäre wegfuhr, um auf das Schlachtfeld abzugehen, geschah es, daß diese Legionäre, die den Kampf gegen Rußland als Teil unserer Armee mitkämpfen, die Waggons ihres Zuges mit Spottbildern und -versen auf den Landtagsabgeordneten Kozdon bekritzelten und, nicht genug daran, auf dem Bahnhof in Skotschau eine große Demonstration gegen diesen Führer der schlesischen Volkspartei veranstalteten. Gegen wen ziehen diese Legionäre ins Feld? Es ist doch üblich, den Feind in solcher Weise zu verspotten!

Abgeordneter Kozdon hat zwar daraufhin sofort die Anzeige bei der schlesischen Landesregierung erstattet — ich habe aber bisher von einer Erledigung nichts gehört. Es läßt sich in diesem Falle nicht einwenden, das seien Buben gewesen. Buben erklärt man nicht (wenigstens nicht in unseren Landen) als Teil der Armee. Mögen genug junge Hitzköpfe unter ihnen gewesen sein, so gab es doch gewiß auch hinreichend ältere, die diesen Unfug hätten einstellen können. Aber nichts dergleichen geschah. Die polnische Öffentlichkeit verlor nicht ein Wort

darüber, erklärte sich also offenbar gleichgesinnt. — Ja, man darf sich kaum trauen, über diese Legionäre etwas Schlimmes (Verdientes!) zu sagen, da sie eben Teile unserer Armee sind, mithin unter gleichem strafrechtlichem Schutze mit dieser stehen.

Können Sie sich nun vorstellen, wie es einem da zumute ist, wenn man in den Wiener Zeitungen von begeisterten ‚Verbrüderungen der Deutschen mit den polnischen Legionären' (wohlgemerkt: ‚der Deutschen mit den...') liest. Sollten denn die Wiener nichts davon wissen, daß hier an den Grenzen seit Jahren ein erbitterter Kampf ihrer Brüder um jede Scholle wütet? Oder sollten die Wiener der Ansicht sein, daß die Polen so tiefe Gegensätze ebenso rasch zu vergessen vermögen wie sie selbst? Oder sollten sie etwa die Handvoll Polen mit jener Begeisterung begrüßen, wie man in Paris die unterschiedlich gefärbten Hilfsvölker empfängt? So schlimm steht denn doch unsere Sache nicht. Man mache mir nicht den Vorwurf ‚nationaler Unduldsamkeit zur unrechten Zeit'. Täglich lese ich die maßgebenden polnischen Blätter, dort finde ich aber ganz anderes drinnen als in unseren. Mit einem Ingrimm der Genugtuung wird jedes solche Vorkommnis (wie die Wiener Verbrüderung) festgestellt und dem polnischen Volke vorgeführt, zum Zeichen, daß die Deutschen nun endlich einsehen, wie niederträchtig sie bisher gegen das edle polnische Volk sich benommen haben. Warum sollen wir denn, immer gerade die Deutschen, diejenigen sein, die unter dem Deckmantel der Versöhnung und des Friedens sich alles schwer Erworbene vom Feinde rauben lassen? Die Polen machen auch jetzt kein Hehl aus ihrer tiefen Abneigung gegen alles Deutsche. Wie töricht, wenn ein kluger Mann, wie ein Redakteur der ‚Frankf. Ztg.', zu den Leuten der ‚Nowa Reforma' über Deutschlands künftige Stellung zu den Polen spricht — Worte, die geradezu eine Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse erweisen, Worte, die von den Polen wie offiziöse Stimmen triumphierend gehört und weitergegeben werden. Das kann doch nur die Schwierigkeiten noch mehr steigern. Haben wir es vielleicht nötig, um die Gunst der Polen zu buhlen? Es ist bekannt, daß die Polen in Rußland durchaus nicht so einen unbändigen Freiheitsdrang besitzen, ja noch dem ‚Väterchen' Loyalitätsdepeschen senden.

Die Polen machen aus ihrer Abneigung gegen die Deutschen auch jetzt kein Hehl. Fast jeden Tag muß man in der oder jener Zeitung einen Angriff gegen einen deutschen Bürgermeister oder eine deutsche Stadtvertretung usw. lesen, immer mit dem Trumpf: Die Hakatisten wollen die galizischen Flüchtlinge nicht aufnehmen — und dabei wird geradezu Übermenschliches, gerade von Deutschen, geleistet. Dagegen liest man nirgendwo davon, daß die armen Flüchtlinge das als unsere verfluchte ‚Pflicht und Schuldigkeit' bezeichnen, daß sie sich über das angebliche Gegenteil anmaßend beschweren; daß im hiesigen größten Gasthof keine polnischen Speisekarten aufliegen; daß der ‚Ober' dort am ersten Tag über 40 Kronen Schaden hatte, weil sich viele polnisch empfahlen; daß, wie ich mich als Stammgast überzeugen konnte, Familien von sechs, acht Köpfen tagtäglich in dieses Kaffeehaus kommen. Wo leistet sich das je in den besten Friedenszeiten ein deutscher Vater? Man nenne mich nicht wegen dieser Worte kleinlich, es sind Randbemerkungen, die man machen muß.

Sehen Sie, Herr Schriftleiter, muß man sich da nicht, trotz der großen Zeit, die es dem Deutschen gestattete, sich wieder als Deutscher zu bekennen, doch bei einer solchen Nachricht, wie jene von den Wiener Verbrüderungen, wo sich Brüder so würdelos benehmen, aufrichtig schämen? Mit einer wohlwollenden Freundlichkeit wäre es auch getan gewesen, und meinetwegen wenn sie sich nach dem als wahre Polen und Glieder unserer Kulturgemeinschaft erwiesen haben, dann möge man sich mit dem früheren Erbfeind im eigenen Lande verbrüdern. Ich leite mir das Recht zu dieser Schärfe aus der Haltung der Polen her. Die hätten doch am ehesten Grund, da sie durch deutsches Blut vielleicht ihr Reich wieder erlangen werden, zu uns wie Brüder zu sein und die Zwietracht zu vergessen. In keinem polnischen Blatte fand ich etwas derartiges. Wohl aber eine auffallend kühle Stellung zu den deutschen Waffentaten, recht oft mit einem gewissen Hinweis auf die deutsche Übermacht. Vom eroberten Russisch-Polen die Klage: Aus russischer Herrschaft sind wir wohl befreit, aber unter die preußische geraten! Ja anfangs wurden von Mund zu Mund (da es denn doch in den Zeitungen nicht ging) geradezu Gerüchte über deutsche Niederlagen unter das Landvolk getragen. Und wo es nur geht, versetzen die polnischen Blätter einen Stich mit giftigen Nadeln. Was haben sie in Friedenszeiten über die ‚Zeppelins' gespottet. Noch nicht ein Wort der Anerkennung las ich jetzt, da sie sich wider alles Erwarten so vieler Laien so glänzend bewähren! — Ich denke, da hat das deutsche Volk doch keinen Grund, sich so würdelos zu benehmen.

Oder sollte das in Wien eine gemachte Komödie gewesen sein, wie es in Prag — und damit komme ich zum zweiten Falle — tatsächlich ist: Ich habe in Prag studiert. Können Sie sich vorstellen, welchen Eindruck es auf einen Prager Studenten macht, wenn er in den Prager Zeitungen (und aus diesen überhaupt in allen deutschen Zeitungen) von den Verbrüderungen der Deutschen und Tschechen zum erstenmal liest und wiederum liest? Es war ja kaum zu glauben — aber die Zeitungen versicherten es. Und wenn im Reich solche Wunder geschahen — warum bei uns nicht dieses? Die Zeitungen widerhallten von Hurrageschrei über den plötzlich erfolgten Ausgleich, ja Aussöhnung! Wissen Sie, was es für einen Prager Studenten bedeutet: ‚Die Wacht am Rhein wird auf den Straßen Prags begeistert gesungen!'? Zu dieser Zeit war ich in einem böhmischen (deutschen) Nestchen hart an der oberösterreichischen Grenze. Als ich dann später tschechische Zeitungen zu Gesichte bekam, erschien mir die Geschichte doch nicht ganz zweifellos. Endlich fragte ich bei einem Bekannten in Prag an, wie die Stimmung sei. Sein Brief lautete, obwohl er dem politischen Getriebe fern steht, recht traurig nach all diesem Freudenlärm und besagte (unter anderem, das ich nicht wiedergeben darf), diese Huldigungen seien nur Jungengeschrei und die Stimmung unter der tschechischen Intelligenz sei eine sehr kühle. Aber ich war noch immer nicht ganz bekehrt. Da kommt vor einigen Tagen zu einer Verhandlung ein Prager Advokat, ein würdiger alter Mann. Und wir fragen ihn alle um die Verbrüderung. Seine Augen umdüstern sich. Er erzählt das gleiche, das ich noch nicht hatte glauben wollen. Es ist rührend, dem Manne zuzuhören, wie er erzählt. Die Tränen seien ihm in die Augen gekommen, als er diese Nachricht in seinem Morgenblatte fand,

und er sei nur imstande gewesen, seiner Frau auf die Stelle hinzudeuten, so hatte ihn die Freude übermannt. Auch ihm kamen später Zweifel. Und als er einen tschechischen Kollegen darüber befragte, gab ihm der die bezeichnende Antwort: ‚Glauben Sie doch nicht diesen Unsinn!' Und dann erlebte er selbst die Enttäuschung, die ‚begeisterte Menge' — Gelegenheitspatrioten, die sich vielleicht noch vor kurzem in Verfolgungen der deutschen Studenten nicht genug tun konnten. Und einige ‚gute Seelen' waren natürlich dabei. Das waren Deutsche.

Ist das ein Wesentliches des deutschen Idealismus, daß er blind bis zur Selbstentwürdigung sein muß? Ist ein anderes, würdiges, der Bedeutung der Zeit angemessenes Verhalten nicht möglich?

Ist es nicht möglich, daß die deutsche Öffentlichkeit mit Einsicht, — aber ohne Haß, den Polen als Polen wertet, den Tschechen als Tschechen — und beiden Völkern so viel Charakterfestigkeit zutraut, daß sie nicht über Nacht wie eine Wetterfahne schwenken. Es ist wahr, daß wir uns die Polen zu Feinden gemacht haben, und es ist wahr, daß noch vor kurzem die Tschechen sich mit unseren Feinden verbrüderten. Welche Empörung herrschte noch knapp vor Kriegsausbruch, daß der Laibacher Sokolkongreß nicht gestattet wurde, wegen der Teilnahme der serbischen Sokols. Zugegeben, daß sich die Tschechen durch die Tatsachen vielleicht sehr unangenehm aus holden Träumen gerissen fühlen, daß sie die Übereilung und Verfehlung ihrer Politik einsehen — dann lasse man ihnen Zeit, sich zu besinnen, sie werden doch wohl zu stark an unsere Kulturgemeinschaft sich gebunden fühlen und der Russen- und Serbenfreundlichkeit Abschied geben. Durch ein so würdeloses Benehmen der Deutschen, insbesondere der Presse, wird dies nicht erzielt werden. Warum hören wir denn nicht ähnliche reichsdeutsche Stimmen aus dem Elsaß? — Aber verpflichtet fühle ich mich, festzustellen, daß die tschechischen Regimenter, nach allgemeinem Urteil, sich großartig bewähren. Und doch ist auch unter ihnen die Russenfreundlichkeit naturgemäß sehr verbreitet worden. Aber da komme ich zu einem kurzen Begebnis, das so recht zeigt, wie die Unseren durch und durch Soldaten sind, und nur als Soldaten fühlen, mag auch schon recht lange Zeit vergangen sein, seit sie Kaisers Rock zum letztenmal anhatten.

Als die Kämpfe in Galizien mit aller Schwere entbrannten, wurden große Truppenmassen Tag und Nacht nachgeschoben. Eines Tages ein langer Zug, direkt von Schabatz. Man sah den Leuten an, wieviel Schreckliches sie überstanden hatten. Ich sprach mit einem einfachen Soldaten aus Oberungarn. Wie sehnsüchtig wurden seine Augen, als er von Haus und Hof, Weib und Kindern erzählte. Nur eine halbe Stunde weit weg liegt sein Hof von der Bahn, mit der er jetzt fuhr — und er konnte die Seinen nicht wiedersehen. Gräßlich sei es da unten gewesen. Alle freuten sich, daß es nun ‚nur noch' gegen die Russen geht, die können nicht so schlimm sein wie diese serbischen Bestien. Und da erzähle ich ihm, wieviel Gefangenentransporte schon durchgefahren seien, daß sich die Polen, wie es nur geht, freiwillig ergeben. Da scheint er aus seinen Träumereien zu erwachen. Er blickt mich verständnislos an. Ich versuche, ihm zu erklären, die Polen hassen die Russen und sind froh, wenn sie zu uns kommen können. Da spuckt er ganz verächtlich aus und sagt, mühsam das Deutsche meisternd: ‚Wissen Sie, wenn ich Soldat bin,

bin ich Soldat. Einerlei. Und eh' ich mich ergeb', ich hab' doch mein Gewehr,' — und seine Hände umklammern es fester — ,da schieß' ich so viele Feinde, und die letzte Patrone für mich!' Ganz schlicht sagte er das. Der noch eben von Weib und Kindern daheim gesprochen hat, voll Liebe. ,Eh' ich mich ergeb', die letzte Patrone für mich!' Und wir sprachen noch länger, und immer wieder kam er auf dieses Unbegreifliche zurück, daß sich ein Soldat mit Freude ergeben kann. Nein, das verstand er nicht. Obwohl ich's ihm ein zweites Mal zu erklären versuchte. Er hatte nur die gleiche Antwort. Aber ich — schämte mich vor diesem einfachen Helden."

Nach dem, was am Eingange dieses Tagebuchs gesagt ist, kann ein Zweifel über den Sinn, in dem ich die Ausführungen des Briefschreibers aufgefaßt sehen möchte, kaum obwalten und darf insbesondere das Mißverständnis, als sei mit der Veröffentlichung irgendeine Herabsetzung oder auch nur Minderwertung der mit uns brüderlich und heldenmütig gegen den gemeinsamen Feind kämpfenden slawischen Völker bezweckt, wohl als ausgeschlossen gelten. Es ist auch aus dem Schreiben selbst nicht im entferntesten derartiges herauszulesen, böser Wille müßte denn ein übriges tun. So darf ich gleich im Zusammenhange eine Tatsache anschließen, die, wie ich anzunehmen einigen Grund habe, nicht allgemein bekannt sein wird. Es ist die Huldigungsadresse, die der polnische Adel an den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, Generalissimus des russischen Feldheeres, gerichtet hat und die in den letzten Augusttagen in polnischen Blättern veröffentlicht worden ist. Sie lautet:

„Mit tiefer Freude erfüllt uns Eurer Kaiserlichen Hoheit Anzeige, daß Rußlands tapferes Heer die Waffen ergriffen hat, um die Slawensache zu verteidigen, den unserer Nation heiligen Gedanken der Erneuung polnischer Reichsmacht Wirklichkeit werden zu lassen und unter dem Zepter Seiner Kaiserlichen Majestät alle Glieder des zerstückten Polenstaates wieder zu vereinen. Wir, die Vertreter aller politischen Parteien und sozialen Gruppen, sind innig überzeugt, daß aus dem Blut, das Polens und Rußlands Söhne in gemeinsamem Kampf gegen den gemeinsamen Feind vergießen werden, beiden slawischen Völkern ein neues Leben, eine friedliche Freundschaft, erblühen wird. An diesem bedeutsamen Tag, den die Polengeschichte nie vergessen kann, spricht aus unserer Seele der heiße Wunsch, daß Rußlands Heer siege, stärkt uns die Zuversicht auf den Triumph dieses unter dem Befehl Eurer Kaiserlichen Hoheit fechtenden Heeres. Wir bitten, unseren Glückwunsch und den Ausdruck unserer Untertanentreue Seiner Majestät zu Füßen zu legen."

Die Adresse ist von fünfundsechzig Namen unterzeichnet, „Namen", wie Harden in der „Zukunft" bemerkt, „der höchsten Edelmannschaft und wilder Demagogen, Kirchenpfründner und Christlich-Sozialen. Graf Branicki, vier Gorski, Kozlowski, Komierowski, Krasinski, Morawski, Potocki, zwei Radziwill, die Fürsten Lubomirski und Woroniecki, Graf Wielopolski, sogar der Romanschreiber Reymont, der sich bisher als einen Russenfeind gab. Die oft angekündete Revolution ist einstweilen nicht Ereignis geworden. Rußland hat sich zur Wiederherstellung des Polenreiches verpflichtet. Herr Roman Dmowski, Führer der National-Demokraten, soll auch aus London das Versprechen heimgebracht haben, daß die englische

Regierung nur einem Friedensschluß zustimmen werde, der dieses Polenstaates Selbständigkeit und freies Lebensrecht sichert. Gewiß ist, daß die russischen Heerhaufen überall den Polenbesitz zärtlich schonen. In Ostpreußen haben sie nur deutsches Eigentum vernichtet, Herrenhäuser und Läden der Polen aber vor Zerstörung und Plünderung bewahrt. Auch in Lemberg, wo die Russen nun seit acht Wochen hausen, soll das Plündern streng verboten und jeder ansehnliche Laden durch Posten geschützt worden sein. ..."

Viel ist heute in Deutschland die Rede von dem künftigen Geschick der Polen, der Finnländer, der Ukrainer und anderer fremder, unter russischer Herrschaft stehender Völkerschaften. Wenig und dürftig von den deutschen Stammesgenossen in den baltischen Provinzen. Da hat ein deutscher Balte wohl auch das Recht, das Wort zu nehmen, und die deutsche Öffentlichkeit die Ehrenpflicht, ihn wenigstens mit Aufmerksamkeit, ich möchte sogar befürworten: mit Teilnahme anzuhören. Nicht mehr beanspruchen die nachstehenden „Gedanken eines Balten", die der Professor der Geschichte an der Universität Tübingen Johannes Haller in der von den „Süddeutschen Monatsheften" (München) veranstalteten „Nationalen Kundgebung deutscher und österreichischer Historiker" veröffentlicht:

„Wer in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Livland zu politischem Bewußtsein erwachte, der ist mit dem Gedanken an einen Krieg zwischen Deutschland und Rußland von früh auf vertraut. Von nichts anderem war ja in jenen Jahren so viel die Rede, hüben wie drüben; mehr als einmal schien er dicht vor der Tür, unvermeidlich. Ob und wann er kommen, ob er uns eine Veränderung bringen würde, ob vielleicht die Erlösung vom russischen Joch, das waren die Fragen, die wir immer wieder an das Schicksal richteten. Er kam nicht, und wir mußten uns in die Wirklichkeit schicken. Langsam war uns die Einsicht aufgegangen, daß die Vernichtung der deutschen Kultur unserer Heimat die russische Antwort sei auf die Gründung eines Deutschen Reiches; noch langsamer fanden wir uns in den Gedanken, daß die stillschweigende Erlaubnis zu unserer Erdrosselung mit zu dem Preise gehörte, den Deutschland zuerst für das Bündnis, dann wenigstens für den Frieden mit seinem östlichen Nachbarn zahlen zu müssen glaubte. Wohl stieg gar manchem die bittere Frage auf, ob es wohl die richtige Art sei, den Wiedereintritt der deutschen Nation in den Kreis der Großmächte damit darzutun, daß sie ihre älteste Kolonie, das letzte Denkmal ihrer einstigen Größe und Herrschaft über Land und Meer, der Vergewaltigung preisgab. Aber wir mußten solche Regungen ersticken, wir mußten lernen, daß im Leben der Völker die Erinnerungen nichts gelten gegen die Forderungen des Augenblicks, und wir nahmen das Schicksal auf uns, daß unser Land, dessen deutsche Gesittung wir so viele Jahrhunderte gehütet und gepflegt hatten, sterben müsse als ein Opfer auf dem Altar des wiedererstandenen Deutschen Reiches, damit diesem die Not erspart bleibe, an jeder Seite einen Todfeind lauern zu sehen.

Dann kamen Jahre, wo sich einem nachdenklichen Beobachter die Frage aufdrängte: Ob dieses Opfer nicht umsonst gebracht wurde? Ob denn das fanatische Russentum durch die Preisgabe der baltischen Deutschen wirklich besänftigt, ob seine dreiste Begehrlichkeit dadurch nicht am Ende nur

gesteigert wurde? Mit jedem Jahre schien dieser Zweifel sich zu bestärken; aber niemand wagte mehr, bestimmte Hoffnungen darauf zu gründen angesichts der unerschütterlichen Gelassenheit, mit der man auf deutscher Seite fortfuhr, die alten Traditionen russischer Freundschaft festzuhalten. Nur ein Weltkrieg — so hörten wir oft — kann hier Wandel schaffen, und den Weltkrieg darf niemand wünschen, Deutschland vor allem muß ihn zu verhüten suchen.

Und nun ist der Weltkrieg da, hereingebrochen wie der Dieb in der Nacht. Jetzt gilt es, sich klar sein, um welche Ziele er geführt wird. Das Ziel der Gegner kennen wir: Zerstörung des Deutschen Reiches. Wehrlos soll es gemacht werden und tributpflichtig. Sie werden es nicht erreichen. Aber was ist unser Ziel? Wollen wir lediglich den Überfall abwehren, um nachher in den alten Grenzen und Verhältnissen weiterzuleben? Das ist unmöglich. Wenn dieser frevelhaft uns aufgezwungene Kampf die Opfer wert sein soll, die er fordern wird, dann muß er auch ein positives Ziel haben, dann muß Deutschland aus ihm größer, stärker, mächtiger hervorgehen, als es in ihn eintrat, dann muß es so groß, so stark, so mächtig werden, daß solche Gefahren, wie wir sie jetzt zu bestehen haben, niemals wiederkehren. Die Gewichte der Nationen in der Wage der Welt müssen anders verteilt werden, damit die stärkste unter ihnen, die zugleich die friedlichste ist, nicht ein zweites Mal dem Überfall von zwei feindlichen Nachbarn ausgesetzt sei. Mannigfach sind die Wege, auf denen das zu erreichen wäre, einer aber liegt klar vor jedem Auge. Ich brauche ihn nicht mehr zu nennen: es ist die Eroberung der baltischen Provinzen.

Man wird mich beschuldigen, ich dächte da eben nur an mich und meinesgleichen. Man wird es romantische Träume und ungesunde Gefühlspolitik nennen, wenn ich davon spreche, das Land, wo ein deutscher Orden den ersten Staat geschaffen, deutsche Priester und deutsche Kaufleute die erste Saat höherer Bildung gestreut, wo die Wiege so manches Mannes stand, dessen Name in der Geschichte des deutschen Geistes einen Ehrenplatz hat, wo Herder wirkte und Kant seine Schriften zuerst erscheinen ließ, wo noch heute die Steine ehrwürdiger Burgruinen, hochragender Dome, stattlicher Bürgerhäuser von deutscher Tat und Größe erzählen und noch immer alles, was Bildung, was Kultur heißt, deutsch ist — ein solches Land müsse auch dem Deutschen Reiche wieder angehören. Ich will von all dem gar nicht reden. Lassen wir die Vergangenheit ruhen! Durch das, was es einmal war, wird ein Land für Gegenwart und Zukunft nicht mehr, als es ist. Ich denke auch nicht an meine Landsleute, die drüben ausharren, und die es so gut verstanden haben, widerstreitende Pflichten zu erfüllen: dem fremden Staat, dem sie untertan sind, nichts schuldig zu bleiben, und doch für sich zu bleiben, was sie sind. Ich denke so wenig an sie und lasse mich so wenig von wiedererwachten Jugendträumen verführen, daß ich es unumwunden ausspreche: das alte Livland, in dem wir aufwuchsen, und an dem wir Auswanderer mit dem Heimweh nach verlorener Jugend hängen, es wird durch die Angliederung an das Deutsche Reich rascher und gründlicher verschwinden als durch alle Zwangsmaßregeln der Russifizierung. Ich denke einzig und allein an Deutschland und seine Zukunft; und um ihretwillen sage ich: Livland, die baltischen Provinzen, müssen wieder deutsch werden!

Es ist nicht Beutelust und Ländergier, was zu diesem Entschlusse drängt. Das Land ist nicht groß, kaum größer als Bayern, Württemberg und Sachsen zusammen; es ist auch nicht sonderlich reich, wenn auch eine solche Erweiterung unserer agrarischen Basis immerhin erwünscht sein könnte. Nicht zu unserer Bereicherung brauchen wir es, sondern zu unserem Schutz und zu unserer Sicherheit. Das lehrt die Geschichte alter und neuer Zeiten, das predigt die heutige Stunde mit drohendem Ernst. Die Unterwerfung Livlands hat im 13. Jahrhundert die Herrschaft der Deutschen auf der Ostsee begründet, noch ehe Preußen deutsch geworden war. Mit dem Besitze Livlands ging die Herrschaft über die Ostsee unter Gustav Adolf auf Schweden über, mit ihm eroberte sie Peter der Große für Rußland. Erst seit das Deutsche Reich sich eine Kriegsflotte gebaut hat, ist es dem Zarenreich als ebenbürtiger Rivale auf dem Baltischen Meer zur Seite getreten. Aber dieses Meer hat nicht Platz für zwei Großmächte. Eine russische Flotte bedroht uns in Kiel, eine deutsche bedroht noch mehr die Russen in St. Petersburg, beide nebeneinander bedeuten die ständige Kriegsgefahr. Wollen wir die Russen an der Ostsee dulden, so müssen wir darauf verzichten, Seemacht zu sein, und das bedeutet heute nichts anderes, als darauf verzichten, selbständige Großmacht zu bleiben. Dann heißt es, russischer Vasallenstaat werden! Mit dem trockenen Menschenverstand, der einen engen Kopf Wahrheiten offen aussprechen läßt, an die der Geistreiche nicht glauben will, hat Alexander III. einmal zum deutschen Kronprinzen gesagt, die baltische Frage mache ein dauerndes Zusammengehen von Deutschland und Rußland unmöglich. Er hatte vollkommen recht. Rußland, solange es an der Ostsee steht und seine Hauptstadt an der Ostsee liegt, kann auf die Beherrschung dieses Meeres nicht verzichten, und Deutschland, das neue Deutschland unserer Tage, kann sich nicht dazu bequemen, daß seine Ostseehäfen einer russischen Blockade ausgesetzt sind.

Aber noch mehr. Diesem Krieg wird wohl ein Friede folgen, aber keine Versöhnung. Wir haben ja gehört, wie man ihn sich in Rußland denkt: ausdrücklich als Krieg der slawischen Rasse gegen die deutsche ist er vom Oberfeldherrn selbst verkündigt worden. Wir dürfen uns auch nicht darüber täuschen, daß dies keine Phrase ist, und daß es der großen Mehrheit des russischen Volkes aus der Seele gesprochen ist. Von der Tiefe eingewurzelten Hasses, womit der Russe dem Deutschen gegenübersteht, macht sich nur der einen Begriff, der die Proben davon erlebt hat. Verglichen damit ist alle Erbfeindschaft zwischen Deutschen und Franzosen noch beinahe freundnachbarliche Gesinnung zu nennen. Mit solchen elementaren Kräften gibt es kein Paktieren. Zwischen Herrschern und Staatsmännern mögen Feindschaft und Bündnis abwechseln; wo die Völker hassen, da ist aller Friede nur Schein und Trug. Wir werden mit Rußland ein wirkliches und aufrichtiges Friedensverhältnis in absehbarer Zeit nicht mehr finden; es wird unser erbitterter Feind bleiben. Dagegen gibt es nur einen Schutz: die Vernichtung des Gegners. Rußland muß ungefährlich werden, und damit es das werde, müssen ihm seine Westmarken, das Land der „Fremdvölker", die Eroberungen, durch die es am Leben Europas teilnimmt, vor allem seine Meeresküsten genommen werden. Das wichtigste Stück darunter sind die baltischen Pro-

vinzen. Durch ihre Einverleibung wurde Rußland europäische Großmacht, mit ihrem Verlust, verbunden mit dem Verlust von Finnland, Litauen, Polen, Kleinrußland, Bessarabien und der Schwarzmeerküste, wird es aufhören, europäische Großmacht zu sein, wird es wieder werden, was es vor Peter dem Großen war, als Leibniz es auf die gleiche Stufe stellen durfte mit Persien und Abessinien. Beschränkt auf seinen Kern, das eigentliche Großrußland, abgeschnitten vom Meere und vom unmittelbaren Verkehr mit Europa, wäre dieses Reich, so weit es sich auch dehne, für uns kein furchtbarer Gegner mehr. Jede andere Lösung würde uns nur die Rache des Besiegten zuziehen und ihm die Kräfte lassen, Rache zu üben.

Nicht um historischer Erinnerungen, nicht um alter ideeller Rechte willen hat Bismarck Frankreich zur Abtretung von Elsaß und Lothringen gezwungen, sondern weil er wußte, daß der besiegte Nachbar auf lange Zeit hinaus der Feind sein und bleiben würde, und daß es gelte, gegen diese Feindschaft so stark wie möglich zu sein. Nicht aus sentimentaler Vorliebe für Gewesenes, sondern lediglich zu Schutz und Trutz gegen den Feind, den wir nicht versöhnen können, werden wir Rußland zur Abtretung der Gebiete zwingen müssen, in deren Besitz es uns auf den Tod gefährlich bliebe. Dann endlich wäre der Alp von uns genommen, unter dem schon Friedrich der Große geseufzt hat, unter dem unseres neuen Reiches Entfaltung so bald schon zu kränkeln anfing. Der Fremdkörper wäre entfernt aus dem Leibe Europas, mit dessen Völkern diese östliche Macht, die Erbin und Fortsetzerin der Tataren-Khane, innerlich nichts, aber auch gar nichts gemein hat.

Die Gedanken eilen den Ereignissen voraus. Vielleicht findet es mancher unklug, sie so früh schon zu enthüllen. Aber was nützt uns heute alle Klugheit der Welt, da es um unser Leben geht? Nicht um ein Mehr oder Weniger an Macht und Besitz wird hier gerungen, sondern um Siegen oder Untergehen. Siegen wir — und ein Hundsfott ist, wer daran zweifelt —, so haben wir das Recht, der bezwungenen Welt das Gesetz vorzuschreiben und den Dingen die Gestalt zu geben, die wir brauchen zu unsrer eigenen Entfaltung, aber auch zum Heile der kleineren Nachbarvölker, die sich heute um uns scharen und von uns Schutz und Rettung erhoffen. Die deutsche Nation, stark und unbezwinglich, erst in der höchsten Gefahr ihrer ganzen Kraft bewußt, erhebe sich und fordere den Platz in der Welt zurück, der ihr zukommt, den sie einst besaß, und der ihr in wüsten Zeiten der Ohnmacht gestohlen wurde. Sie werde wieder, was sie in längst vergangenen Tagen war: Gebieterin in Nord und Ost, Vorkämpferin germanischer Art, Schutzwall abendländischer Gesittung wider die Zwingherrschaft asiatischer Barbarei. Sie nehme das Land wieder an sich, das jahrhundertelang ihr festes Bollwerk war, bis es zum Ausfallstor des Feindes wurde. Wenn wir sprechen können wie Gustav Adolf, als er die Eroberung Livlands vollendet hatte — ‚und soll hinfür den Moskowiter die Lust nicht anwandeln, über diesen Bach zu springen' —, dann sind wir befreit und mit uns die abendländische Welt, befreit vom mongolischen Joch!

Unscheinbar ist das Land da droben an der Ostsee und dem Finnischen Meerbusen, und doch ein kostbarer Besitz. Nicht umsonst haben die Völker Jahr-

hunderte darum gekämpft und gerungen, Dänen, Polen, Schweden und Russen. Schon die fremden Herren, denen es widerwillig diente, haben seinen Wert gekannt. Wieviel mehr würde es dem Reich bedeuten, zu dem es nach Vergangenheit und Gesittung gehört! Gold und Silber hat es nicht zu bieten, und wäre doch ein Juwel in der eisernen Krone des künftigen größeren Deutschland. Denn sein Boden ist mit Blut und Tränen gedüngt, und seine deutschen Bewohner haben in langem, bitterem Martyrium das stolze Wort Fichtes zur Tat gemacht, daß deutsch sein und Charakter haben eines und dasselbe ist."

Ich habe dem Urteil des Lesers nicht vorgegriffen, aber jetzt darf und muß ich es aussprechen: So, wie der Verfasser die Tatsachen hinstellt, so sind sie. Es ist für jeden Kenner der in Rußland herrschenden und treibenden Mächte ganz ausgeschlossen, daß ein auch nur halbwegs besiegtes Rußland jemals sich uns versöhnen könnte, daß es auch nur einen kühlen, aber ehrlichen Frieden mit uns halten, daß es nicht sein ganzes Sinnen und Trachten darauf einstellen, mit ganzer Kraft darauf hinarbeiten würde, uns bei der nächsten günstigen Gelegenheit zu vernichten. Auch wenn Rußland ungeschmälert an Gebiet aus diesem Kriege hervorginge, wenn es nur einen fruchtlosen Krieg gegen uns geführt hätte, würde das an seinem tückischen Trachten gegen uns nichts ändern. Denn selbst einen unentschiedenen Krieg würde es als einen seinem „Prestige" angetanen „Schimpf" nicht verwinden. Es ist ihm aber darüber hinaus um mehr zu tun. Es will eben Deutschland niederzwingen. Es steht unter der triebhaften Zwangsvorstellung, daß es mit Deutschland auch das Deutschtum in den Staub demütigen, ihm den Stiefel auf die Brust setzen müsse. Diese Leidenschaft des Hasses bleibt nun dem Deutschen unverständlich, und weil er sich solche „Unvernunft" nicht vorstellen kann, sich selbst dazu unfähig fühlt, glaubt er einfach nicht daran und muß darum — fühlen. — Wir wollen uns doch nichts vormachen. Wir (leider gerade unsere Staatslenker!) haben Rußland gegenüber immer nur mit Vernunft- und Billigkeitsgründen gerechnet. Wir gingen davon aus, daß für Rußland gar kein ausreichender „Grund" vorliege, sich in einen Krieg mit Mächten wie Deutschland und Österreich zu stürzen. Und weil kein solcher Grund vorliege, werde es sich schon beruhigen, wenn wir ihm die Sache mit Serbien etwas mundgerechter machten. Und so haben wir bis zum letzten Augenblick und noch etwas länger, noch vor dem bereits ausgeworfenen Grabe Ostpreußens, die Hoffnung aufgepflanzt. Weil Rußland doch „keinen Grund" hatte. Weil es doch „unvernünftig" und außerdem ein gar nicht zu sühnendes Verbrechen war. Ja, so denken wir! Aber ich meine, hier kommt es darauf an, wie die anderen denken. Wir müssen eben andern Völkern und Staaten gegenüber völlig umlernen, als Volk wie als „Diplomaten". Wir dürfen die „Interessen" und Absichten der anderen nicht danach abschätzen, was nach unseren Begriffen „vernünftig" und „nützlich" wäre, und wie wir selbst in dem gegebenen Falle handeln würden. In so kleinbürgerlich deutscher Rechnung gehen Aufgaben der großen Politik nicht auf. Die Politik ist ja keine wissenschaftliche Disziplin, die sich auf festgelegten allgemeinen Lehrsätzen aufbaut, sondern, wie wir doch gerne nachsprechen, eine „Kunst", die von Fall zu Fall geübt werden muß, die, wie jede Kunst, ein ganz Teil Phantasie, jawohl: Phantasie (denn sie ist Vorstellungs-, Einbildungs-

vermögen) und nicht zuletzt tiefgründige kühle Menschen- und Seelenkunde erfordert. —

Und wenn es hundertmal richtig ist, daß der verbrecherische Großfürst mit dem aus seiner Schüssel fressenden Klüngel höchstgestellter Beamten und Militärs die Lunte ans Pulverfaß gelegt hat, um in dem grausigen Scheine dieses Höllenbrandes einen gigantischen Griff in die Staatskassen zu tun, so ist es doch ebenso richtig, daß sie ihr Mörder- und Diebeswerk nicht hätten wagen, noch viel weniger ausführen dürfen, wenn sie nicht auf weithin reichendes Verständnis und freudige Teilnahme bei denjenigen Kreisen und Schichten rechnen durften, die nun einmal das tätige, aktive Rußland verkörpern, das Rußland, mit dem wir zu rechnen haben.

Dieses Rußland aber ist und bleibt unser unversöhnlicher Feind; darüber sich zu täuschen wäre Selbstmord. Es ist dabei sehr wohl möglich, daß Rußland im Falle entscheidender Niederlagen und drohender Gefahr eines Zusammenbruchs sich zu einem für uns ehrenvollen Frieden, auch zu gewissen, sogar peinlichen Zugeständnissen herablassen würde, wenn es eben — für dieses Mal — nicht anders ginge. Für dieses Mal! Denn wir hätten mit ungeheuren Opfern, die wir in solcher Hingabe ein zweites Mal vielleicht nicht erschwingen könnten, nur einen Aufschub erreicht, Rußland aber die erwünschte Frist gewonnen, aus seinem unerschöpflichen Reichtum an Menschen und Bodenschätzen Heeresmassen zu sammeln, auszurüsten und auszubilden, mit denen wir dann abermals den Kampf auf Tod und Leben bestehen müßten. Und wer glaubt, daß Rußland dann allein gegen uns aufstünde? — Die gegenwärtige Konstellation können wir übersehen, unsere Kräfte haben wir bereits mit den anderen gemessen, und wir haben die anderen durch die Wucht unseres Draufgehens, die überwältigende Wirkung unserer neuen Waffen, die zielbewußte Kühnheit unserer Angriffsweise überrascht und haben aus dieser Überraschung Vorteil gezogen. Würden wir auch in einem zweiten Kriege unsere Feinde in dem Maße überraschen können? Sie haben heute schon von uns gelernt und werden aus den Erfahrungen dieses Krieges sicher die ihnen nötig erscheinenden Nutzanwendungen ziehen.

Wollen wir den Frieden, der unser aller Ziel ist, den Frieden, dessen sich noch unsere Enkel erfreuen sollen, den Frieden, der allein solche Opfer wert ist und sie vor Gott und der Geschichte rechtfertigen kann, dann müssen wir ganze Arbeit machen, unsere und Rußlands Grenzen so gestalten, daß es nicht mehr die Macht hat, uns ständig zu bedrohen und dann zu ihm gelegener Zeit uns an die Gurgel zu springen. Es beruht auf einem verhängnisvollen Trugschluß, Rußland nicht das „Opfer" gewisser Gebiete „zumuten" zu wollen, weil es ohne diese Gebiete „nicht bestehen" könne, seinen Rang, seine überragende Stellung als Großmacht verliere. Umgekehrt: Gerade das müssen wir ja wollen, wenn wir in Frieden bleiben und nicht in dauernden aufreibenden Abwehrsorgen für unsere nationale Existenz leben wollen. Das Rußland, mit dem wir es heute zu tun haben und für absehbare Zeit zu tun haben werden, wenn wir es nicht in seine natürlichen, allein berechtigten Schranken zurückdrängen, ist und bleibt in dem gleichen Maße unser stets sprungbereiter Feind, ob wir ihm nun einen „ehrenvollen" Frieden

bewilligen oder seine Grenzen so weit zurückstecken, als ihm nach dem Rechte seiner Kulturaufgabe, seiner Entwicklungsstufe und seiner geschichtlichen Zusammenschweißung gebührt. Nur mit dem gebietenden Unterschiede für uns: in dem einen Fall hat Rußland die gleichen, in Zukunft aber noch viel größere Machtmittel gegen uns einzusetzen, in dem anderen nicht. Und wird sie auch nach der ganzen Art seines geschichtlichen „Aufbaues" (!) und der Zusammensetzung seiner Bevölkerung schwerlich zurückerobern können.

Damit erledigt sich aber auch die für unsere Staatslenker maßgebende Rücksicht: daß ein von der Ostsee abgedrängtes Rußland uns mit schwerer Vergeltung heimsuchen würde. Es würde schon, aber es könnte nicht. Denn Rußland ist kein Einheitsstaat, kein Nationalstaat, sondern ein durch rohe Gewalt zusammengestohlenes und -geräubertes Völkergemisch, dessen verschiedene Teile, namentlich im ganzen Westen und Südwesten, auch nur durch brutale, vor keiner noch so scheußlichen Erpressung zurückbebende Gewalt zusammengehalten wird. „Die Sage vom russischen Einheitsstaat", so schreibt ein guter Kenner Rußlands, Axel Schmidt, in einer Flugschrift „Die russische Sphinx" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin), „hat nur entstehen können, weil die Kenntnisse von Rußland so überaus gering in Westeuropa sind. Die Völkermischung ist nämlich in Rußland womöglich noch größer als in Österreich. Machen doch die Russen (ohne Ukrainer oder Kleinrussen) nicht einmal 50 % der Gesamtbevölkerung aus. Wohl hat eine brutale Russifizierungspolitik äußerlich eine gewisse Uniformität geschaffen, die aber von einem inneren Zusammenschluß weit entfernt ist. In Friedenszeiten, wo all die vielen unterworfenen Völkerschaften kein gemeinsames Interesse verband, gelang es Rußland, sie nach dem alten Rezept divide et impera zu beherrschen und nach außen sogar den Anschein der Macht zu erwecken. In den jetzigen Kriegszeiten dagegen rächt sich diese Vergewaltigungspolitik schwer, indem Kleinrussen, Polen, Armenier, Finnländer, Rumänen, Juden, Mohammedaner usw. in der Stunde der Gefahr gleichgültig, wenn nicht gar feindlich dem russischen Machtgedanken gegenüberstehen. Gewiß wäre es übereilt, von einem bevorstehenden Aufstand der Fremdvölker zu sprechen. Er dürfte nicht früher eintreten, als bis der Krieg ins Innere Rußlands hineingetragen sein wird und die Fremdvölker die Aussicht erstehen sehen, das moskowitische Joch auf die Dauer abschütteln zu können. Aber schon jetzt ist ein Teil der russischen Truppen durch die Gefahr einer Gärung im Innern gebunden, und auch innerhalb des Heeres wird trotz aller Disziplin und eiserner Strenge von den Fremdvölkern im Kampfe nicht das Letzte an Energie hergegeben werden. Noch wichtiger als die Stellung der Polen wird dabei die Haltung der Kleinrussen (Ukrainer) sein. Nicht nur weil sie an Zahl die Polen um das Dreifache überragen, sondern weil sie den ganzen Süden Rußlands bewohnen und eine Gärung im Zentrum russischer Gebiete natürlich viel größere Bedeutung besäße als ein Aufruhr im Grenzlande Polen."

Es kann nach den zahlreichen übereinstimmenden Berichten nicht mehr daran gezweifelt werden, daß tatsächlich große Truppenteile der russischen Armee nur mit den äußersten Zwangsmitteln vor die Front getrieben werden können. Die Offiziere stehen mit Revolvern hinter der Front und schießen jeden unifor-

mierten Muschick über den Haufen, der auch nur Miene macht, zurückzubleiben. Mit der Nagaika werden die Opfer eines einträglichen Zäsarenwahns in das feindliche Feuer gepeitscht, und kaiserlich russische Maschinengewehre setzen mit ihrem Massenbetrieb ein, wo die Kleinarbeit der Knute und des Revolvers versagt. Das sind Rußlands Machtmittel, das ist auch das „Band", mit dem Rußland die unterjochten Völkerschaften „brüderlich" unter seinem beglückenden und befreienden Zepter „vereint"! Darf man nun glauben, daß diese Völkerschaften, einmal dem Bereiche der russischen Faust entrückt, sich danach drängen würden, wieder unter die ihnen wohlbekannte Herrschaft zu kommen? — Dem Gebietsverlust Rußlands würde aber sein Machtverlust auch gegen den äußeren Feind entsprechen. Alle die Truppen, die es aus den bisher von ihm unter der Knute gehaltenen Provinzen gepreßt, mit Kolbenstößen aus ihren Hütten „ausgehoben", würden nun die Macht des Feindes verstärken, sei es in den Provinzen selbst, sei es im Innern des feindlichen Staates oder als Hilfstruppen ihm verbündeter Mächte. Es ergibt sich also wiederum die völlige Umkehrung des bisher gehandhabten politischen Lehrsatzes: daß die „russische Gefahr" um so größer werde, mit je festerem Griff man Rußland anfasse. Dieser Lehrsatz hatte überhaupt nur so lange einen vernünftigen Sinn, als man annehmen durfte, mit Rußland, wenn auch kein freundschaftliches, so doch ein korrektes Verhältnis aufrechterhalten zu können. Heute wäre eine solche Annahme schon kein Optimismus mehr, sondern frevelhafter Leichtsinn oder gemeingefährlicher Irrsinn. Daß man heute noch vereinzelt Ängstliche stöhnen hört, man möge sich doch ja Rußland nicht zum „ewigen Feinde" machen, kann ich mir nur durch die Macht des Beharrungsvermögens erklären, in dem noch immer die überkommenen Vorstellungen von unserem früheren Verhältnis nisten. Ob „Rußland", was doch, bei Licht besehen, auch nur ein Begriff mit großen Veränderungsmöglichkeiten ist, in alle „Ewigkeit" unser Feind bleiben wird, darüber läßt sich — eben wegen der Veränderungsmöglichkeiten — heute nichts aussagen. Für die Zeit, die wir in unsere Rechnung stellen müssen, wird es unser Feind bleiben und ein um so unversöhnlicherer (weil seiner Sache sicherer) Feind, je mehr Machtmittel ihm bleiben, seine Feindschaft in die Tat umzusetzen und sein Mütchen an uns zu kühlen. Dann würde es aber kaum bei den Russengreueln nur in Ostpreußen sein Bewenden haben! —

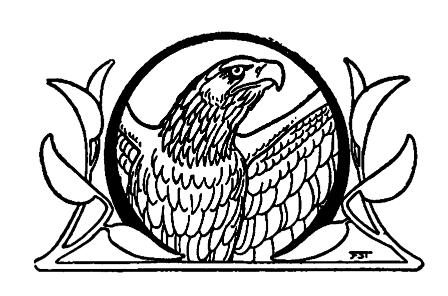
Als die Spitze einer baltischen Landesbehörde um Schutz der baltischen Deutschen, da sie doch russische Untertanen seien, angegangen wurde, erklärte diese russische Spitze, die in ihrer Art keineswegs zu den Ungebildeten zählt, mit dankenswerter Offenherzigkeit: „Sie irren sich. Wir kämpfen nicht nur gegen Deutschland, sondern gegen das Deutschtum." Die Worte decken sich restlos mit den Taten. Die noch geduldeten deutschen Schulen in den Ostseeprovinzen, die nur durch private Opfer unterhalten wurden, nicht einmal staatliche Rechte gewährten, sind sämtlich geschlossen. Und nicht nur die, — auch die deutschen Kirchenschulen in Petersburg, trotz der früher noch schützenden Fürsprache hoher russischer Würdenträger, die ihre Kinder dorthin gaben, weil sie nicht wußten, — wohin sonst. Die deutschen Vereine sind verboten, verboten deutsche Zeitungen,

wie die „Revaler Zeitung“ und die „St. Petersburger Zeitung“. Diese sogar Eigentum der kaiserlich russischen Akademie! Sonst war ihr nichts vorzuwerfen, aber sie erschien in deutscher Sprache. Kein Deutscher in den baltischen Provinzen darf es noch wagen, in der Elektrischen oder sonst an öffentlichen Orten deutsch zu sprechen, ohne befürchten zu müssen, sich den allerärgsten Angriffen oder gar Maßregelungen auszusetzen.

So tobt sich in Rußland der ungezügelte Haß gegen alles, was deutsch ist, aus. — Nein, das ist kein Krieg mehr gegen den feindlichen Staat, das ist in Wahrheit ein planmäßiger Ausrottungskrieg gegen das Deutschtum, die deutsche Kultur. Der Mongole im Russen wird mächtig und will sich nicht länger bändigen lassen. „Man hat sich“, sagt Axel Schmidt, „in Westeuropa viel zu sehr vom dünnen Kulturfirnis der russischen Oberschicht blenden lassen, hinter dem noch überall in Rußland das wilde Asiatentum hervorlugt. Mag auch Rußland geographisch zu Europa gehören, und mag der Russe ethnographisch mit den Europäern nahe verwandt sein, kulturell — und das ist schließlich doch ausschlaggebend — ist er Asiate, dem Rauben und Morden tief im Blute steckt, wenn er auch für gewöhnlich harmlos und gutmütig erscheint.“

Es ist kein Unterschied, ob russischer Untertan oder deutscher Reichsangehöriger —: der Deutsche ist der Feind. Der Deutsche und das Deutschtum. Der deutsche Geist, aus dem er die Kraft zu hohen Werken schöpft, die der Niedere dem Überlegenen neidet.

Nun, diese Kraft hat lange zu sich heraufgezogen. Willig reicht sie jedem die Hand, der auf die Höhen geführt werden will. Aber nicht, um sich selbst herunterreißen und das Hohe in den Staub treten zu lassen. Die allzeit freundliche, willige Hand — sie kann auch niederschlagen.





Ein offenes Wort

Aus einem Brief aus der Schlachtlinie („Deutsche Tagesztg.“):

Süß und ehrenvoll ist's, fürs Vaterland zu sterben. — — Aber mir erscheint das Leben in Frieden süßer und begehrenswerter, als wenn der Tod es umweht. Wohl ist der Tod herrlich im Taumel des Kampfes, im Vollgefühl der Mannheit, im Rausch des Sieges. Allein, wie vielen ist's beschieden, so zu sterben im Morgenrot, im Vollbesitz der Kraft. Leicht dünkt der Tod, wenn alle Säfte des Körpers schwellen. Doch wenn seine Kraft erschöpft ist durch übermenschliche Anstrengung, seine Nerven mitgenommen durch die Eindrücke tage- und wochenlanger Schlachten, dann ist's ein bitteres Sterben. Wenn Leib und Seele das Letzte hergegeben haben an Energie und Spannkraft, dann ruhig liegen bleiben im Granatfeuer, dann raus aus der Deckung und ran an den Feind, den Tod grauenhaft und gewiß vor Augen, dazu gehört mehr als prahlerischer Mut. Wenn der Tod gewiß, dann lockt noch einmal süß und unwiderstehlich das Leben.

Ich möchte meine Stimme erheben für die Hunderttausende, die groß und schweigend ihre Pflicht tun, die ihr Leben hingeben, ihr Blut verspritzen, ohne ein Wort darüber zu verlieren, als ein selbstverständliches Opfer.

Ich möchte das Gewissen des Volkes wachrufen, daß es für die sorgt, die für ihr Land sich hingeben. Spart denen, die zum Krüppel werden, den bitteren Gedanken, daß sie nun betteln müssen. Macht denen, die in kalter Nacht auf einsamem Feld verbluten, das Sterben nicht noch schwerer durch die Sorge um Weib und Kind daheim, die nun darben müssen.

Ein offenes Wort: Die den Frauen der ins Feld Gerückten gewährte Unterstützung ist lächerlich gering. Und geradezu ungeheuerlich erscheint es, daß die im Kriege in gleicher Weise Steuern zahlen sollen wie die daheim, sie, die dem Vaterland nicht nur mit Blut und Leben zahlen, sondern mit allem, was sie haben, da sie doch dem Staate ihre ganze Arbeitskraft zur Verfügung stellen. Wahrlich zu keiner leichten Arbeit! Und zu Hause sind viele, deren Erwerb und Geschäft ungestört weiterläuft, viele, denen der Krieg unerwartete Gewinne in den Schoß wirft!

Nicht als Almosen, nicht als Gnade darf diese Unterstützung gewährt werden, sondern als ein gutes Recht. Kein Opfer darf für sie zu groß sein, keine Last zu schwer. Können wir ihnen doch nie vergelten, was sie für uns getan. Sie sterben, damit wir leben. Was an neuen Werten, an neuer wirtschaftlicher Kraft nach dem Kriege aufblühen wird, sprießt aus ihrem Blute.

*

„Burgfriede“

Man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist doch so: es gibt Leute, denen unser bißchen Burgfriede schon zu viel wird. Man merkt's mitunter an den Zeitungen, wie schwer es ihnen wird, das scharfe Wort, das schon in die Feder floß,

noch eben zurückzuhalten. Man spürt's noch deutlicher bei den Gelegenheiten, die Vertreter verschiedener Parteirichtungen zusammenführen. Da gibt es immer ein paar, die mit zusammengebissenen Zähnen und funkelnden Augen dasitzen und die trotz aller präsidialen Mahnung doch aufspringen und über den grünen Tisch hin dem Gegner ein paar eiskalte Feindseligkeiten zuzischen.

Wir werden sie, die auch die große Zeit klein bleiben ließ, nicht heilen können. Wem die Natur die unselige Gabe an die Wiege band, Menschen und Dinge nur durch die gefärbten Brillengläser der Parteien zu sehen, der ist für seine Person unheilbar. Aber die Parteiverbissenen und die Fanatiker haben in diesem Volke nicht die Mehrheit. Und just diese Mehrheit gilt es, beizeiten aufzurufen für die kommenden Tage des Friedens. Wir wollen nicht, daß der ganze Jammer dann abermals auflebt, daß von neuem die armselige Schnüffelei anhebt, ob der oder jener wirklich „national", ob er's nur zu drei Vierteln oder zur Hälfte ist. Wer den Auszug unserer Landwehrmänner, gerade der ganz schlichten und ungelehrten, mit angesehen hat, der weiß, daß das Nationale bei uns sich von selbst versteht. Dies heilige Erleben, ich bitt' euch, laßt uns bewahren!

Nun gibt es aber auch Leute — wozu es leugnen? — die insgeheim schon den „Kampf gegen die Sozialdemokratie" rüsten. Die mit flackerndem Blick Scheit auf Scheit schichtend, bereits heute sprechen: wir sollten uns vor „Illusionen" in der Einschätzung der Sozialdemokratie hüten. Und die, wenn der Friede, der äußere nämlich, wieder ins Land kam, uns versichern werden: nur die Angst vor den „Kleinkalibrigen" hätte die sozialdemokratisch Stimmenden und Wählenden in Reih und Glied mit den anderen Volksgenossen gezwungen. Mir scheint, die Frage, die hier zu beantworten ist, hat zu lauten: Wollen wir anständige Männer bleiben oder nicht? Denn des Dr. Ludwig Frank aus Mannheim bittere Todesnot ist am Ende keine „Illusion" gewesen.

Und Liebknecht? Herr Karl Liebknecht, der durch Berichtigungen die Presse, die daran vorbeigleiten wollte, ins Land zu rufen nötigt, daß er und ein paar durch ihn Verführte in feierlicher Stunde sich unwürdig und taktlos benahmen. Ich persönlich würde, nach allem, was man an diesem Wunderlichen erlebte, mildernde Umstände auf pathologischer Grundlage befürworten. Man soll sich ihn selber „erledigen" lassen. Oder aber, wenn das nicht geht, soll man ihn als Friedensbrecher stäupen und unschädlich machen. Nur als Vorwand für eine Bekämpfung der Sozialdemokratie soll man den Einzelfall nicht nehmen. Es ist dieselbe Frage wie vorhin: wir wollen doch anständige Männer bleiben, und niemand soll uns nachsagen dürfen, daß wir nur in der Stunde der Gefahr, da wir ihre Bataillone brauchten, die Handarbeiter Freund und Bruder hießen. R. B.

*

Die neue Großmacht

„Hier tut sich das Entsetzliche auf: die Lüge wirkt genau so stark wie die Wahrheit, denn sie wird geglaubt." An dieses auch in „Türmers Tagebuch" (2. Oktoberheft) wiedergegebene Wort Houston Stewart Chamberlains wird man durch eine Betrachtung von Prof. Häring im „Schwäb. Merkur" erinnert. „Früher sprach man von den 5 oder 6 europäischen Großmächten; im Kampf dieser Großmächte hat sich eine neue Großmacht, die der Lüge, geoffenbart. Früher wiederholte man oft das geistreiche Wort, es gebe dreierlei Lügen: Notlügen, gemeine Lügen, statistische Lügen. Jetzt muß man hinzufügen: Die Lüge von 1914. Die neue Großmacht Lüge hat die alten Lügen alle in sich aufgesogen und überboten. Sie macht nicht nur falsche Schlüsse aus richtigen oder auch unrichtigen Zahlen, sondern sie fälscht sie mit Absicht: sie ist gemein durch und durch; wir hoffen, sie sei auch eine große Notlüge in viel tieferem Sinn, als wir sonst das Wort brauchen, ein verzweifeltes letztes Mittel. Das Wort unseres Schiller vom Krieg: ‚Alles erhebt er ins Ungemeine' gilt jetzt auch von der Lüge. So ist noch nie gelogen worden; die Lüge der alten assyrischen Großkönige bis auf Napoleons des Dritten ‚Rückwärts-

konzentrationen' erblassen vor der neuen Großmacht.

Und die Großmacht Lüge ist wirklich eine Großmacht nicht nur dem Umfang, sondern auch der Wirkung nach. Wir Deutsche haben diese Wirkung zu unserem Schaden unterschätzt. Sie hat die Schwankenden gegen uns eingenommen, sie hat den feindlichen Heeren den Mut gestärkt. Die Lüge hat gewirkt wie eine Tatsache, das Lügengewebe wie die Wirklichkeit der größten Tatsachen. Noch die fernsten Geschlechter werden staunend vor dieser Tatsache stehen, daß, was das Gegenteil aller Wirklichkeit ist, die Lüge, gewirkt hat wie die machtvollste Wirklichkeit. Wir glauben, daß sie dann auch staunend vor dem Zusammenbruch dieser Großmacht stehen werden. Nein, wir glauben, diesen Zusammenbruch selbst noch schauen zu dürfen. Lüge ist Schein, wenn sie auch aussieht wie Wirklichkeit, ja wenn sie lange Zeit wirken kann, wie das, was Kraft und Wesen ist. Etwas sehen wir schon jetzt vom Sterben der Lüge. So wenn wir zurückdenken an die blendende Lüge vom ‚europäischen Gleichgewicht', das doch in Wahrheit die Übermacht der Macht war, die jetzt vollendet, rückhaltlos lügt; oder wenn unsere Siege nicht mehr abgeleugnet werden können. Aber die Hauptsache ist, daß nach dem Zusammenbruch der Lüge von 1914 bei uns selbst, im neuen Deutschland, die Wahrheit herrsche.

Als jüngst das Gerücht sich verbreitete, ein wichtiger Punkt an der Maaslinie sei wieder den Franzosen in die Hände gefallen, da sagte ein schlichter Mann: ‚Das kann nicht sein; unser Generalstab hätte es gesagt.' So muß es bleiben, so muß es in allen Stücken werden."

*

„Quasideutsche"

Jetzt wissen wir's also, wem im tiefsten Grunde wir diesen Krieg zu verdanken haben (in der „Köln. Zeitung" sagt's ein tapferer Anonymus und im „Volkserzieher" Herr Wilhelm Schwaner): die Deutsch-Balten, die (erklärt der Anonymus) hätten sich immer zwischen die Kulturen beider Völker, die „russische und die deutsche", gestellt und wären „Quasideutsche" und Renegaten wie der General von Rennenkampf. Herr Schwaner aber — wer hat ihm das nur vorerzählt und wie konnte gerade er das glauben? — hat die Meinung: am russischen Hofe geböten deutsche Herren, und deutschbaltische Heerführer und Offiziere „zerknuteten" die russische Armee. An diesen, ihren Peinigern, hätte die russische Soldateska sich rächen wollen, und darum, nur darum, hätte sie, die wahrhaft Deutschen den Quasideutschen gleichsetzend, in Ostpreußen gemordet, geraubt und gebrandschatzt. Es hat keinen Zweck, den Unsinn im einzelnen zu widerlegen und nachzuweisen, daß der Hof des zweiten Nikolaus ein russischer Hof ist; daß die Balten, die russische Kriegsdienste nehmen, zu zählen sind und in der Schätzung ihrer engeren Landsleute nicht eben gewinnen; daß die zahlreich über Deutschlands hohe Schulen und das reichsdeutsche Schrifttum verstreuten Balten doch wohl ausreichend dartäten, wie stark das deutsche National- und Kulturbewußtsein in ihnen ist und wie ansehnlich vielleicht doch auch ihre Bedeutung für das geistige Leben Alldeutschlands. Nur dieses: wie gewinnt man's übers Herz, dergleichen überhaupt niederzuschreiben? Indes wir gegen eine Welt im Kampfe stehen, ausgerechnet das eigene Blut bekriegen? Volle 700 Jahre haben die da droben dem Deutschtum die Treue gehalten. Das Mutterland hatte ihrer vergessen, sie verleugnet; sie blieben auf der Wacht. Ließen sich drücken, peinigen, aus Haus und Hof, aus Amt und Brot jagen und blieben doch treu. Gewiß: Überläufer hat es auch unter ihnen gegeben; solche, die im russischen Staats- und Waffendienst verkamen. Aber — die zählen nicht mehr und die Mehrzahl hielt stand. Trotz aller Stürme, die über sie hinbrausten, immer wieder hoffend, immer von neuem aufbauend, was zerstört ward. Nun brach dem baltischen Häuflein die schwerste Stunde an. Die Stunde, die es erlösen kann oder auch — was Gott verhüten möge — für alle Zeit es auslöschen. Und in dieser Stunde, die Men-

schen von Gefühl den Atem anhalten läßt, finden sich Deutsche — —. Genug.

Nur eins noch: wie kann sich ein so deutschgesinnter Mann, wie Wilhelm Schwaner, so gröblich, so gegen sein ganzes Lebenswerk irreführen lassen? R. B.

*

1 : 2½

Lord Haldane, der sich früher als besonderer Freund unseres Kaisers und auch des deutschen Volkes aufspielte, hat eine merkenswerte Beruhigungsrede an die Engländer gehalten. Der Lord führte etwa aus, die Deutschen seien zwar außerordentlich gut für diesen Krieg gerüstet, aber das könne ihnen alles nicht helfen. Deutschland und Österreich zählten hundertzehn Millionen, die Verbündeten zweihundertfünfzig Millionen. Dabei hat der englische Lord die Inder, Japaner und andern Mongolen, Neger, Kaffern, Hottentotten und Hereros, mit denen das rassenstolze Albion Waffenbrüderschaft gegen uns geschlossen hat, noch gar nicht miteingerechnet.

Man sieht, wie übel es um die sittliche Kraft dieser Herrschaften steht, daß sie sich nicht schämen, diese Rechnung überhaupt öffentlich aufzumachen. Mußte Lord Haldane aus der doch in England gut übermittelten Sportsgewohnheit des „fair play“ nicht eigentlich weiter folgern, daß es im Grunde eine Gemeinheit sei, mit einer solchen Übermacht über den Gegner herzufallen? Daß es vor allen Dingen für England, das jetzt wie auch früher immer — freilich heuchlerisch — behauptet, den Schwächeren beizustehen, besonders niederträchtig ist, die auch ohne seine Mitwirkung vorhandene zahlenmäßige Überlegenheit des Zweibundes noch zu vermehren?

Aber für derartige Anstandsbedenken ist in der englischen Krämerseele kein Raum mehr. Ihr Hirn und Auge sind festgenagelt auf die Zahl, der Stolz ist dahin, der dumme Haß reibt sich zufrieden die gierigen Hände: Es muß gelingen! Viele Hunde sind des Hasen Tod. — Jawohl, Herr Lord! Mit den Hunden stimmt es wohl, aber die Jagd geht nicht auf Hasen, sondern auf Löwen. K. St.

*

Die Blinden werden sehend

Wahrlich, dieser Krieg muß eine reinigende, das Tiefste und Beste aufwühlende Macht üben, wenn er alles, was nur den deutschen Namen trägt, in seinen Bann zwingt, wenn selbst die Insassen unserer Gefängnisse bei den Opferungen für die heilige Sache nicht zurückstehen wollen. Mit besonderem Eifer und rührender Hingabe, so wird berichtet, haben die Gefangenen der Strafanstalt Ratibor unserer Krieger gedacht. Sie haben aus der ihnen zugeschriebenen Arbeitsbelohnung zu den Sammlungen für das Rote Kreuz den Betrag von 2036 ℳ gespendet. An diesem Liebeswerk sind von 473 Gefangenen 242 beteiligt; 25 weitere Gefangene durften bestimmungsgemäß nicht berücksichtigt werden, weil ihre Arbeitsbelohnung die vorgeschriebene Höhe noch nicht erreicht hatte. Mit welcher Freude die Gefangenen an dieser Sammlung teilnahmen, geht daraus hervor, daß fünf lebenslängliche Gefangene Beträge von 200, 150, 115, 100 und 50 ℳ zeichneten. Ein Gefangener, der nur 50 ₰ zur Verfügung hatte, stiftete diesen Betrag. — Gleiche Opferwilligkeit legten auch die Gefangenen der Strafanstalt Groß-Strehlitz an den Tag. Sie haben von ihrem Arbeitsverdienst die Summe von 2198 ℳ dem Roten Kreuz zur Verfügung gestellt. Auch sie wollten sich von dem Dienste am Vaterlande nicht ausschließen lassen, auch die Unfreien drängte es, für die Freiheit des Vaterlandes zu opfern.

Was doch dieser Krieg für Wunder wirkt! Wird einem da nicht so manches tiefe Wort Christi offenbar? Von den Sündern, die er aufsucht, von den Reichen und Armen, vom verlorenen Sohn und verirrten Schäflein. Von den Blinden, die sehend werden, und den Lahmen, die gehen. Ist es nicht, als wandelte Christus wieder selbst unter uns? — Und ist doch eine so harte, grausame Zeit! Wie geht das zu, daß aus solcher Bluternte so reiche Liebe sprießen mag? — Es ist eine Zeit zu tiefer Einkehr. Wir, über deren staunende Sinne sie hingeht, wir haben nur ein Ahnen, kein Verstehen für das Ungeheure dieser Zeit,

in der uns die Gottheit in ihre Werkstatt schauen läßt, uns zu Zeugen macht, wie sie ihr lebendiges Kleid wirkt. Aber es geht über unsere Kraft ... J. E. Frhr. v. Gr.

*

Geschieht ihnen recht!

Alle Bangebüxen und Kriecherseelen deutscher und österreichischer Untertanenschaft, die zurzeit in Großbritannien leben und dort bei Ausbruch des Krieges behutsam aus ihren deutschen Namen schlüpften, werden jetzt wieder in ihre ursprünglichen Namen zurückgepeitscht. Auch müssen die Geschäftsleute unter ihnen die Firmenschilder, die sie bei Beginn des Krieges entfernten, hübsch wieder anbringen. Seit dem 1. August sind (bis Mitte Oktober) 500 solcher Namensschiebungen in den gerichtlichen Registern eingetragen worden.

*

In welchem Lande? In welcher Zeit?

Eine Berliner Strafkammer. Zu verantworten hat sich ein russischer Staatsangehöriger, der in einem öffentlichen Lokal gelegentlich einer Unterhaltung über das Treiben der Russen in Ostpreußen die deutschen Soldaten der Plünderung bezichtigt und den Deutschen Kaiser einen Betrüger genannt hatte. Der Staatsanwalt beantragt eine Gefängnisstrafe von einem Jahr, der Gerichtshof unter dem Vorsitz des Landgerichtsdirektors Westermann gelangt zur Freisprechung des Angeklagten, weil zwar die Absicht der Ehrverletzung, nicht aber die Überlegung erwiesen sei. —

Ein zweites Bild: In einem Berliner Kaffeehaus erschallt während des Absingens der deutschen Nationalhymne der Ruf: „Hoch lebe Serbien.“ Ein Herr aus dem Publikum packt den frechen Schreier beim Kragen und setzt ihn mit ein paar kräftigen Ohrfeigen an die frische Luft. Für diese aus patriotischer Entrüstung entsprungene Handlungsweise erhält er vom Polizeipräsidium in Schöneberg wegen „Groben Unfugs und ruhestörenden Lärms“ ein Strafmandat von 8 M. —

Beide Vorfälle spielten sich zu einer Zeit ab, als in den Blättern tagtäglich von wüsten Gemeinheiten und schändlichen Ausschreitungen gegen Deutsche in England, Rußland und Frankreich zu lesen war. Das hindert die Behörden nicht, im lieben Deutschland dem Ausländer, der sich Frechheiten unerhörter Art erlaubt, die seelische Erregung zugute zu halten. Mit unnachsichtiger Strenge dagegen wird gegen jeden eingeschritten, der seiner Erregung über ausländische Unverschämtheiten nicht den vorschriftsmäßigen Dämpfer aufzusetzen vermag. Ob wohl ein Deutscher, der sich ähnliche Herausforderungen in einem der uns feindlichen Länder geleistet hätte, mit der „gelinden Strafe“ von einigen Jahren Zuchthaus davongekommen wäre? Nachgerade möchte man fast wünschen, daß wir dem uns zuerteilten Namen „Barbaren“ denn doch etwas mehr Ehre erweisen möchten!

*

Deutsche Soldaten

Aus dem Londoner „Daily Telegraph“ vom 17. Oktober:

Ein Gemeiner vom Regimente „Black Watch“, jetzt im Hospital in Newcastle, erzählt: An der Aisne lag ich stundenlang verwundet. Ein Deutscher kam herbei und verband meine Wunde unter schwerem Feuer. Als er mich zurechtgemacht hatte, wollte er sich entfernen, aber eine verirrte Kugel traf ihn, und dicht bei mir fiel er tot hin. —

Nach Soissons, erzählt Korporal Houston von den Seaforths, lag ich schwer verwundet auf dem Felde. Nahe dabei war ein junger Bursche vom Northamtonshire-Regiment. Über ihn beugte sich ein deutscher Infanterist, hielt eine Wasserflasche an seine Lippen und suchte ihn zu beruhigen. Der verwundete Mann war im Delirium und rief fortwährend: „Mutter, bist du da?“

Der Deutsche schien zu verstehen, denn er strich sanft mit der Hand über die fiebernde Stirn und liebkoste den armen Jungen so zart, wie eine Frau es nur gekonnt hätte.

Der Tod kam zuletzt, und als die Seele des Verwundeten zur letzten Abrechnung hinüberging, sah ich den Deutschen, wie er seine Tränen zu verbergen suchte.

*

Ev. Lukas 18, 9—14

Aus England werden einige Kriegsgebete hierher übermittelt. In dem einen offiziellen, „Für unsere Feinde" überschriebenen Kirchengebet findet sich folgende Stelle:

„Zeige Deutschland und seinem Kaiser das Unrecht, ohne gerechte Ursache anzugreifen. Mache ihnen klar, daß du nichts segnen kannst, was nicht von dir ausgeht, und überzeuge sie, daß alle diejenigen, welche das Schwert nehmen, sollen durch das Schwert umkommen."

Und aus England zurückgekehrte Frauen berichten, daß sie zugegen gewesen waren, wie am Schlusse des Gottesdienstes in englischen Kirchen nach den üblichen Gebeten auch noch in folgender Weise gebetet worden sei:

„Herr Gott, nun haben wir für die Unsern gebetet; aber getreu der christlichen Lehre wollen wir nun auch für unsere Feinde beten. Du hast den Geist des Deutschen Kaisers mit Wahnsinn umnachtet, du hast den deutschen Kronprinzen veranlaßt, Selbstmord zu begehen; nun laß, o Herr, deines Zornes genug sein und sei ihnen wieder gnädig!"

Diese „Gebete" seien als Schulbeispiel für das Gleichnis vom Pharisäer zur Aufbewahrung empfohlen. St.

*

Humanitätsprotzentum

„Humane Gesinnung im wahren Sinne", schreibt W. von Massow über „Vergeltungsmaßregeln" in der „Tägl. Rundschau", „ist ein innerer Reichtum, den der edle Mensch richtig anzuwenden bestrebt sein wird, — richtig, d. h. so, wie er damit vor seinem Gewissen und Verstande bestehen kann. Wer dabei vornehmlich an den Eindruck denkt, den er damit vielleicht bei den Menschen erwecken könnte, wer sich fürchtet, daß er wegen eines äußeren Scheins möglicherweise für inhuman gehalten werden könnte, der handelt im Grunde genau so wie der Protz, der seinen Reichtum ohne Takt und Verstand nach außenhin betonen will. Weshalb können wir Fragen des Kriegs- und Völkerrechts und der Anwendung von Vergeltungsmaßregeln nie erörtern, ohne die Welt ausdrücklich wissen zu lassen, daß wir human, gesittet, gerecht und anständig sind? Ist es wirklich notwendig, anstatt der Tat gerechter Notwehr immer die Versicherung zu unterstreichen, daß das deutsche Volk keiner Grausamkeit fähig, sondern stets bereit ist, seine Feinde durch Edelmut zu beschämen? Was haben uns alle diese Beteuerungen eingetragen? Weiter nichts als verstärkte Zweifel an unserem Wort, dreistere, unverschämtere Lügen derer, die uns nach wie vor als Barbaren, als Verüber von Greueltaten verschreien! ... Unsere übergroße Anständigkeit hilft uns gar nichts. Das feindliche Ausland und ein guter Teil der Neutralen dazu werden uns weiter beschimpfen und verleumden und den elendesten Lügen Glauben schenken, auch wenn wir samt und sonders wahre Engel der Barmherzigkeit gegen unsere Feinde sind."

Unsere „übergroße Anständigkeit" gegen unsere Feinde hilft uns nicht nur nichts, sondern sie ist auch eine Unanständigkeit, Ungerechtigkeit und Grausamkeit gegen unsere eigenen „kriegsgefangenen" Brüder im feindlichen Auslande. Solange die Feinde sich vor Vergeltungsmaßnahmen unsererseits mit Recht sicher fühlen dürfen, haben sie ja nach ihrer ganzen, sattsam betätigten Denkweise bei der Behandlung unserer Landsleute keinerlei Rücksicht zu nehmen. Ihren Leuten schadet's ja nicht, wenn sie die unsern schlimmer als Zuchthäusler, schlimmer als Vieh behandeln. Ihren Leuten geht's bei uns nach wie vor vortrefflich. Warum also seinen Gefühlen Zwang antun? Sentimentalitäten kennen die nicht, die jetzt dort das Heft in Händen haben. Dergleichen Albernheiten überlassen Sie uns, den dummen Deutschen, und gar die Engländer lachen darüber. Sie sind auch weit entfernt davon, in der von uns geübten rücksichtsvollen Behandlung der Ihrigen etwa den Ausfluß einer anständigen oder gar edelmütigen

Gesinnung zu sehen. Sie nehmen das als ganz selbstverständlich, als den schuldigen, ihrer weltüberlegenen Ausnahmsstellung gezollten Tribut entgegen und halten uns darum ganz einfach für feige. Sie hohnlachen nur: „Da sehen wir's ja wieder welchen Respekt diese tapferen Deutschen vor uns haben, wie sie sich schön hüten, es mit uns ganz zu verschütten!“

Um die — echt deutsche — „Frage“ der „Vergeltung“ (was nebenbei ein nur irreführendes Wort ist und an dem Kern der Sache vorbeitrifft) richtig zu beantworten, müssen wir uns ein für allemal die andere, überaus schlichte Frage vorlegen: Sollen wir päpstlicher sein als der Papst? Englischer, französischer, russischer als die Engländer, Franzosen, Russen? In deren Hand, nicht in der unseren, liegt doch die Entscheidung! Sie brauchen es ja nicht darauf ankommen zu lassen, sie brauchen ja nur unsere Landsleute menschenwürdig, so wie wir die ihrigen, zu behandeln, und die ihrigen erfreuen sich dann nach wie vor des besten, den Umständen angemessenen Wohlbefindens. Wenn sie aber selbst so wenig Wert darauf legen, — wie kommen wir dazu?! Frhr. v. Gr.

*

Ein „deutsches“ Mädchen an ihren englischen Schatz

Mit der sehr verständlichen Bitte um Veröffentlichung wird dem „Berl. Lokal-Anz.“ ein in deutscher Sprache geschriebener Brief eines deutschen Mädchens aus Charlottenburg vorgesetzt, der einem immer noch in der Umgegend von Berlin weilenden Engländer zugedacht war. Nach einem Erguß schwülstiger Liebeserklärungen an den teuren englischen Schatz schließt der Brief:

„Jetzt noch drei Tage, und dann sehe ich Dich wieder und kann Dich sprechen hören. Warum, sage mir, fühle ich mich mehr zu den Engländern hingezogen wie zu den Deutschen? Warum fühle ich mich gerade in Eurer Gesellschaft so wohl? Ich vergesse alle meine Sorgen und meinen Kummer, wenn Du bei mir bist, und in Deiner Gesellschaft werde ich wieder froh. Ich weiß, Du liebst es nicht (!), daß ich Dir meine Liebe so sehr zeige; aber sage, soll ich in dieser schweren, traurigen Zeit unliebenswürdig sein? Das kann ich nicht, und darum nimm mich, wie ich bin.

Grüße mir (folgen mehrere englische Namen) recht herzlich; ich freue mich, sie alle am Sonntag mittag wieder zu sehen. Frl. S. kommt Sonntag mittag zu mir zum Essen, und dann können wir zwei ‚unglücklichen Frauen‘ unsere lieben Männer besuchen.

In Gedanken bin ich immer bei Dir, mein Lieb, und küsse Dich innigst

Deine treue Erna.

Schreibst Du mir vor Sonntag auch noch ein paar Zeilen?“

Die Schamlosigkeit dieses „deutschen“ Mädchens, dessen stürmische Liebeserweisungen sich der zugeknöpfte Englishman offenbar nur mit schlecht verhehlter Verachtung gefallen läßt, bedarf keiner weiteren Kennzeichnung. Dergleichen in solcher Zeit gehörte an den Schandpfahl. Aber uns alle geht es an, wenn das Berliner Blatt nur zu wahr feststellt:

„Wir erfahren bei dieser Gelegenheit von neuem, daß in Deutschland immer noch Engländer und wohl auch Franzosen frei herumlaufen, nahezu ungehindert ihrem Beruf und Gewerbe nachgehen können, als wäre nichts geschehen in der Welt, und aller Warnungen vor Spionen und feindlichen Verführern ungeachtet ihre alten Beziehungen mit deutschen Männern und Frauen fortspinnen können, als wären sie nicht imstande, ein Wässerchen zu trüben ... Ein einziges Vorkommnis dieser Art ist schon geeignet, uns vor uns selber schmählich herabzusetzen; wir können aber gar nicht einmal wissen, ob es vereinzelt geblieben ist oder bleiben wird. Vor allen Dingen aber kann diese Nachsicht gegen feindliche Elemente in unseren Reihen eine arge Gefährdung unserer nationalen und militärischen Sicherheit zur Folge haben, der wir uns in Kriegszeiten unter keinen Umständen aussetzen dürfen.“ —

Wenn man dem Manne Glauben schenken will, so war sogar der Berichterstatter der „Daily News“, bekanntlich eines der schlimmsten englischen Hetzblätter, noch ganz kürzlich in der Lage, der deutschen Reichshauptstadt einen Besuch abzustatten und in aller Gemütlichkeit seine „Beobachtungen“ zu machen. Der von ihm veröffentlichte, ins einzelne gehende Bericht spricht nicht gegen die Behauptung.

*

Gentlemen

Im „Berl. Lokalanzeiger“ bemerkt E. von Salzmann zum Untergang des englischen Unterseebots „E. 3“: Geht bei uns einmal ein Kriegsschiff unter, so kommt nach der üblichen lakonischen Art der Meldung unserer Behörden eine rein sachliche Betrachtung des Unglücks, und niemand wird dabei Schmähungen der Gegner schreiben. Haben wir einen Erfolg, so freuen wir uns dessen, und in jedem Fall wird unserer tapferen Soldaten gedacht. Das ist so selbstverständlich, daß sie tapfer sind, daß es auch keines Wortes bedürfte und doch jeder Deutsche davon überzeugt wäre, daß unsere blauen Jungen und unsere Feldgrauen bis zum letzten Atemzuge ihre Pflicht getreu dem Fahneneid getan haben. Zugleich billigen wir dem Feinde Geschicklichkeit und Tapferkeit zu. Anders die Engländer.

Den alten Grundsatz, daß man sich selbst ehrt, wenn man dem Feinde auch Tapferkeit zubilligt, hat dieses sogenannte Volk der Gentlemen, das ich persönlich in seinen Offizieren bisher hochgeschätzt hatte, längst vergessen.

So lasen wir vor acht Tagen mit Wut und Schmerz im Herzen von London, wo wir in den Tilbury Docks kriegsgefangen lagen, die Veröffentlichungen der Offiziere und Mannschaften des heute von einem gerechten Schicksal erreichten „E. 3“. Das Unterseeboot hatte die „Hela“ und ein deutsches Unterseeboot torpediert und zum Sinken gebracht, und mit hämischer und zynischer Freude und gemeinen Ausdrücken berichteten nun die „Gentlemen“, wie unsere armen blauen Jungen verzweifelt mit den Wellen gekämpft hätten vor dem Ertrinken. Da wurde noch jeder der Tapferen, die bei Erfüllung ihrer Pflicht gestorben waren, als „cowardly“, feige, bezeichnet, und man konnte nur ein „Pfui Deibel!“ für die „Gentlemen“, die das zu Papier gaben, haben. Da veröffentlichte ein Matrose die Äußerung des Führers des „E. 3“, als das Torpedoboot mit seinen Leuten zur großen Armee da oben ging, der hämisch schrie: „There you are, the beggar is going down.“ („Da seht ihr's, da geht das Mistvieh unter.“) Das sind sie, die vielgerühmten Gentlemen. —

Was will man auch von den Blutsbrüdern des farbenfreudigen Musterlagers aus den Hagenbeckschen Ausstellungsparks noch viel verlangen?!

*

La France!

Eine feine Bemerkung finde ich in der „Tägl. Rundschau“:

Seit einigen Jahren schon höre ich von erfahrenen Gärtnern sagen, daß die herrliche La-France-Rose unaufhaltsam im Aussterben begriffen sei, diese fast holdeste Sonderart! Sie, die den stolzen Namen ihres Vaterlandes getragen, sollte sie in ihrem Vergehen zu einem Symbol werden?

Kann aber ein Volk, ein Staat in seiner Selbstzerfleischung einen nationalen Wert, eine nationale Größe aufrechterhalten? Nach Zeiten der Laster und des Massenverbrechens wie die Bluthochzeit kam die Guillotine, dann die Herrschaft des Korsen, der ganz Europa zu einem Trümmer- und Leichenfeld machte. Auf die kurze königliche Regierung schwemmte die Revolution das zweite Kaiserreich heran. Dieses aber ging schmählich unter durch die deutschen Waffen, um der zweiten Republik Platz zu machen. Und nun? Wird eine solche Nation jemals zur Ruhe, jemals zu einem dauernden Emporblühen kommen? —

Arme La France!

*

Die schielende Justitia

Über die furchtbaren Ausschreitungen des Londoner Pöbels gegen Besitztümer der Deutschen urteilten die „Daily News“ in

einem „Pogrommacher“ betitelten Leitartikel: „Der Schaden, den die Opfer der abscheulichen Ausschreitungen erlitten haben, ist groß, aber größer ist der Schaden, den die Ehre und der gute Name Englands in den Augen der Außenwelt erlitten haben.“

Der Londoner Polizeirichter dagegen erklärte bei der Vorführung der wegen dieser Ausschreitungen verhafteten Personen, „er wolle das Vorgefallene übersehen, da die Art der deutschen Kriegführung die Menschen reize und errege“.

So hat also auch die englische Frau Justitia sich die Binde von den Augen genommen, um besser danach schielen zu können, wie sie den übelsten Pöbelinstinkten schmeichle, den Feind hinterrücks schädige, obendrein aber diesem noch die Schuld zuschiebe. Gerade dieser heuchlerische Augenaufschlag wirkt bei der Schieläugigen besonders erbaulich. St.

*

Die Verwundeten in den Wirtschaften

Schon haben sich Gastwirte selbst darüber beklagt, daß sie der von den Gästen beliebten übermäßigen Verabfolgung von alkoholhaltigen Getränken an die Verwundeten gar nicht Einhalt tun könnten, bei solchem Bemühen sogar tätlichen Angriffen ausgesetzt wären. Dabei sollte es doch bekannt sein, daß reichliche Alkoholzufuhr die Wundprozesse schwer heilen läßt, wenn nicht die Heilung verhindert. Jetzt wird in der „Tägl. Rundschau“ erzählt: War da neulich in einem Kaffeehaus, das viel seiner Lage wegen von Verwundeten und vom Publikum besucht wird, ein tapferer Krieger, ein tapferer, denn er besaß das Eiserne Kreuz. Diese Tapferkeit mußte auch vom Publikum belohnt werden, und ein Glas Bier nach dem andern spendierten die Gebefreudigen. Er konnte so recht gar nicht mehr stehen, das focht keinen an, auch daß er sehr elend aussah, gab keinem zu denken; und daß er doch das Eiserne Kreuz besaß, und daß er dieser Würde entsprechend auch zu gehen hatte, fiel keinem bei. Aufgefordert, zu erzählen, wofür er es erhalten hatte, gab er seine Erlebnisse bereitwillig zum besten. Seine Ausdrücke waren nicht mehr gewählt. Das gefiel den Damen keineswegs, hinderte aber nicht, daß eine von ihnen ein neues Glas spendierte. Auf den Wert des Berichtes will ich nicht näher eingehen, glaube aber nicht, daß die Phantasie in solchem Falle beherrscht bleibt und nicht verschiedenes durcheinandermengt.

Gibt es wirklich keinen anderen Weg, dem Krieger Dank und Anerkennung über seinen Mut zu zeigen? Kein Alkohol an die Verwundeten! Gebt ihnen ein warmes Essen, Zigaretten, Schokolade, eine blanke Mark, und sie werden sich sicherlich noch mehr freuen.

*

Fabrikbetrieb von Kriegsdenkmälern

Die „Frankf. Ztg.“ stellt fest, daß man in einer Berliner Betonfirma eben dabei sei, ein stattliches Musterbuch mit Erinnerungsdenkmälern an das Jahr 1914 zusammenzustellen. „Natürlich wieder der unter dem Deckmantel des Patriotismus aufgemachte Kitsch in allen Größen und allen Preislagen. Gegen diese industrielle Ausbeutung der fließenden Blutströme muß schon heute energisch Protest erhoben werden. Nicht allein aus künstlerischen Gründen und nicht etwa nur im Namen der deutschen Künstler, die sich hier um winkende Aufgaben gebracht sehen; die verletzte Scham begehrt auf gegen die mit solchen Fabrikaten beabsichtigte Spekulation. ... Auch allerbeste Gesinnung darf nicht wieder an Objekten mit solch peinlicher Entstehungsgeschichte bekundet werden. Es ist ja noch lange nicht Zeit und wahrlich nicht geschmackvoll, von dem wahrscheinlichen Bedarf an Siegesdenkmälern zu reden.“

*

Das Ewig-Weibliche

Eine hochgestellte Persönlichkeit hat neulich die Gräber Gefallener eines Truppenteiles der Garde aus den Kämpfen des August und September an der Oise besucht und schreibt darüber, wie der „Kreuzztg.“ mitgeteilt wird, an eine Trauernde u. a.:

„Ich will Ihnen heute noch Inschriften senden, die wir an Kränzen und Blumen befestigt fanden, die Französinnen auf unsere Gräber gelegt hatten.

‚Offert par les Françaises aux soldats allemands, nos frères en Jesu Christ!‘

(‚Dargebracht von den Französinnen den deutschen Soldaten, unseren Brüdern in Jesu Christo!‘)

und weiter:

‚Pour les soldats allemands, nos frères en Jesu Christ — morts loin de leur patrie, pleurés par leurs familles. Prions pour eux!‘

(‚Für die deutschen Soldaten, unsere Brüder in Jesu Christo — gestorben fern ihrer Heimat, beweint von ihren Familien. Beten wir für sie!‘)

Über Gräbern reicht Liebe von Freund zu Feind sich die Hände. Welch schönen Kr mz hat schlichte Frauengüte mit dieser rührenden Kundgebung sich selbst auf das in frommem Gebet für den Feind geneigte Haupt gesetzt. Auch diesen Französinnen hat unser Goethe gehuldigt: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!“ Gr.

*

Patriotisch tanzen

Von tiefem Miterleben dieser schweren und ernsten Zeit zeugt eine Eingabe, die der Berliner Verein der Saalbesitzer an den Oberkommandierenden der Mark beschlossen hat. Herr von Kessel soll gebeten werden, „wenigstens des Sonntags den Tanz freizugeben. Die Saalbesitzer verpflichten sich, nur anständige Tänze nach — patriotischen Weisen aufführen zu lassen.“

Diese Herrschaften, denen das Erschlaffen ihres Geldbeutels wenigstens in umschriebener Form das Zugeständnis abnötigte, daß sie früher auch unanständige Tänze zugelassen haben, werden hoffentlich den gehörigen Bescheid schon erhalten haben. Es wäre auch zu erhebend, „Heil dir im Siegerkranz“ als Walzer, die Wacht am Rhein als Polka und „Deutschland über alles“ als Wackeltanz, wo nicht gar als Two-step verarbeitet zu sehen.

Jene Saalbesitzer, denen es nicht gelungen ist, ihre Säle — natürlich gegen gute Bezahlung — bei der Militärbehörde als Lazarette anzubringen, sollen doch versuchen, gute volkstümliche Konzerte bei billigen Eintrittspreisen zu veranstalten. Damit wäre auch der Not in weiten Musikerkreisen gesteuert und dem Volk, dessen Unterhaltungsbedürfnis auch in dieser Zeit ja begreiflich ist, würde wenigstens etwas Würdiges und vielleicht auf die Dauer heilsam Wirkendes geboten. K. St.

*

Einhämmern!

„Werden Sie härter, lassen Sie Amerika mit dem unnützen Professorenaustausch, mit Schenkung von Denkmälern usw. sich zum Teufel scheren; lehren Sie keine Japaner u. a. mehr, wie man ein tüchtiger Soldat und Arzt und Kaufmann wird, denn Ihre ganze Güte ist vor die Säue geworfen, Deutschland erwarb sich keinen Freund in der Not dadurch und ist höchstens die bestgehaßte Nation der Erde geworden. Der Kaiser ist der ‚Warlord‘, sein Bemühen um seines Landes Sicherheit ist der ‚Militarismus‘, seine Förderung von Handel und Gewerbe wird dahin ausgelegt, daß er die Welt erobern wolle. Der erste Gedanke von Amerika war der: wie kann ich den deutschen Markt erobern, die Kunden ihm abspenstig machen, die chemischen Formeln für Farbstoffe und pharmazeutische Produkte erlangen. Merken Sie sich alles dies, und wenn einmal die Zeit kommt, wo der Japanese, dieser freche Schmarotzer, mit Amerika anbindet, dann soll John Bull, der heute in Amerika vergötterte, helfen, wenn er es nicht vorzieht, als Bundesgenosse des gelben Halunken, vielleicht von Kanada aus, mitzuhelfen.“

So schreibt ein Deutsch-Amerikaner. So möchte er's seinen Brüdern im Reich in die Querschädel hämmern. So haben's die Klaräugigen und Kernhaften unter uns Jahr für Jahr mit beschwörender Liebe, mit heißem Zorn Regierenden und Regierten ins Gewissen gerufen. Und noch heute — ja noch heute! — dürfen sich die falschen Propheten einer After-„Humanität“ an sichtbarsten Stellen breitmachen, ohne Hemmung ihre Lehre weiter verkünden. Es tritt ihrer Dickfelligkeit,

Eitelkeit oder einträglichen Unfehlbarkeit nicht ins Blut, daß die Opfer dieses internationalen Austauschhandels (in jedem Belang) wie Gras dahingemäht werden. Der Tod kann schier die Ernte nicht bergen, aber die unheilvolle Saat wird nicht etwa verleugnet, — sie wird weiter gestreut und gehegt. Zertretet, zerstampft sie, wo sie euch nur angleißt, die verräterische Saat des „internationalen“ Selbstverkaufs und Selbstmords, der internationalen Pandorabüchse! Gr.

*

Ein solches Volk —

Ein Mitarbeiter der „Lese“ hat durch persönliche Anfragen bei mehreren Buchhandlungen festgestellt, welche Bücher von den ins Feld ziehenden Soldaten am meisten gekauft würden. Es ergab sich eine merkwürdige Übereinstimmung. Abgesehen von den praktischen Büchern (Dienstvorschriften, Sprachführern, Kartenwerken) waren in überragender Mehrzahl folgende drei Werke verlangt worden: Das Neue Testament, Goethes Faust, Nietzsches Zarathustra. Dieser Feststellung entspricht auch die Tatsache, daß in Breslau einige Tage nach der Mobilmachung in keiner Buchhandlung das Reclambändchen mit Goethes „Faust“ mehr vorhanden gewesen ist.

Ein solches Volk hat es wahrhaftig nicht verdient, immer wieder gegen ehrloses Gesindel, das sich wohl wegen seiner gebietenden Unwissenheit und Unbildung — „Kulturwelt“ schimpfen läßt, gerechtfertigt und in Schutz genommen zu werden. Wir verbitten uns nun ganz ernstlich allen weiteren Dienstboteneifer! Wenn ihr selbst kein Gefühl für eure Würde habt, so wollen wir anderen doch nicht immer wieder für euch erröten müssen! Gr.

*

Wie lange noch?

Die „Welt am Montag“ erhält aus ihrem Leserkreise die Schilderung einer höchst widerwärtigen Szene, die für ein paar harmlose Besucher einer großstädtischen Biermusik gänzlich ungerechtfertigte Mißhandlungen im Gefolge hatte. Eines der Opfer dieses „patriotischen“ Rüpelbetriebs schreibt:

„Schreiber dieses ging Anfang dieses Monats eines Abends mit einem Verwandten auf dessen Wunsch in den ‚Clou‘, Verzeihung: in das ‚Berliner Konzerthaus‘. Wir setzten uns an einen Tisch und sprachen über unser Thema weiter. Wir hatten kaum unser Glas bekommen, da spielte die Musik ‚Deutschland, Deutschland über alles‘. Während unserer Unterhaltung hatten wir nun nicht bemerkt, daß sich alles um uns von seinen Plätzen erhoben hatte und mitsang. Auf einmal hörten wir, wie uns von verschiedenen Personen die Worte ‚Lausejunge!‘, ‚Frecher Lümmel!‘ und ähnliches zugerufen wurden. Ich wußte noch gar nicht, wessen man uns anklagte, als auch schon mehrere Personen auf uns eindrangen und losschlugen, vielleicht 30—40 Hände auf mich. Wir wurden mit roher Gewalt von unserem Bier und mehreren Gegenständen fortgeschlagen und aus dem Lokal geworfen. Mehrere Herrschaften, die die Leute zur Vernunft bringen wollten, waren machtlos. Angestellte des Lokals mußten uns erst unsere Garderobe bringen. Wie uns der Geschäftsführer sagte, wären solche Szenen schon mehrfach vorgekommen.“

Auch an dieser Stelle ist dem Unfug schon einmal auf den Leib gerückt worden, dem um so nachdrücklicher ein Ende gemacht werden sollte, als er unter freventlichem Mißbrauch uns allen heiliger Werte und Empfindungen verübt wird. Die „W. a. M.“ weist mit Recht die Annahme zurück, als handele es sich dabei um gelegentliche Ausschreitungen von Kriegsbegeisterung, die darum zu entschuldigen seien: „Vielmehr sind als Anstifter wohl ausschließlich solche Elemente anzusehen, die auch in Friedenszeiten eine ‚Keilerei‘ als einen Hochgenuß betrachten. Während sie aber dann etwas zurückhaltender bleiben, weil sie Gefahr laufen, selbst mal eine gehörige Tracht Prügel abzukriegen, lassen sie jetzt ihren Gefühlen viel eher freien Lauf, weil sie meinen, daß das patriotische Etikett ihrer Roheit den Schein einer ‚guten Sache‘ verleiht. Am bedauerlichsten ist, daß das große

Publikum, dem solche Exzesse durchaus zuwider sind, von falscher Scheu sich abhalten läßt, den Rohlingen das Handwerk zu legen." Wir haben es wirklich nicht nötig, uns von hergelaufenen Lümmeln oder grünen Jungen zur „Vaterlandsliebe" anhalten zu lassen.

*

Ausländische Films

In einer aus ganz Deutschland zahlreich besuchten Gesamtausschußsitzung des Interessentenverbandes der Kinematographie und verwandter Zweige wurde folgender Beschluß gefaßt: „Der Verband empfiehlt den Theaterbesitzern, während der Kriegszeit keine Films von Firmen deutschfeindlicher Länder oder von Firmen, an denen Kapital aus deutschfeindlichen Ländern in irgendeiner Form beteiligt ist, vorzuführen."

Es war schon aus wirtschaftlichen Gründen die höchste Zeit, daß es zu diesem Beschluß kam. Im „Türmer" ist aber auch schon vor dem Kriege auf die Schädlichkeit der ausländischen Films im nationalen Sinne hingewiesen worden. Dieser Schaden lag einmal in der uns wesensfremden Art der Spielweise und des Inhalts vieler Stücke, vor allem aber in der Auswahl der vorgeführten Zeitereignisse. Es machte sich da eine auffallende Bevorzugung alles in England, vor allem aber in Frankreich Geschehenen bemerkbar, wogegen deutsche Geschehnisse zurücktreten mußten. Diese von einem großen Teil unserer Presse ebenfalls betriebene Bevorzugung der ausländischen Geschehnisse ist eine der am schwersten abzuwägenden, aber entschieden wirksamsten Ursachen unserer eigenen Ausländerei, sowie des Hochmuts des Auslandes uns gegenüber.

Gerade im Kinowesen hat man sich viel auf die Internationalität des Betriebes zugute getan, und sicher hat sich nirgendwo anders die Macht des internationalen Kapitals so erfolgreich gezeigt. Wer aber im Auslande Kinos besuchte, machte die auffallende Beobachtung, daß dort unter den sogenannten „Zeitbildern" über Deutschland so gut wie nichts, jedenfalls nichts Vorteilhaftes berichtet wurde, wogegen wir in ausgiebigstem Maße der ausländischen Berichterstattung Schrittmacherdienste leisteten.

Wir wollen also hoffen, daß der Gesamtausschuß der deutschen Kinematographie seinen Patriotismus nicht nur für die Kriegszeit und lediglich im Hinblick auf den Geldbeutel entdeckt haben wird. K. St.

*

Unken

Mit dem „Optimismus", der nach den beflissenen Versicherungen der beteiligten Presse immer noch in der „Stadt des Lichtes" herrschen soll, kann es wohl nicht so weit her sein, wenn eine Pariserin im „Matin" sich gedrungen fühlt, strenge Bestrafung aller derer zu fordern, die durch pessimistische Reden das schwere Herz der Pariser noch mehr belasten. Wer z. B. einen Satz mit den Worten anfängt: „Ja, ja, wir sitzen schön im Wurstkessel!" soll einen Franken Strafe zahlen. Der Ausspruch: „Ich finde Ihren blinden Optimismus geradezu strafbar!" kostet drei Franken. Wer aber gar kopfschüttelnd murmelt: „Vor zwei Jahren schon habe ich all das Unheil angekündigt, das jetzt über uns hereinbricht!", der soll 24 Stunden im Gefängnis zu vollständigem Schweigen verdammt sein, um fern von der menschlichen Nähe seine Sünde abzubüßen. Besonders sträflich erscheinen der Pariserin halblaute Telephongespräche, die „aus sicherster Quelle" Unglücksbotschaften von entscheidenden Niederlagen mit matter, gebrochener Stimme weitergeben. Für diese Telephonunken fordert die Pariserin eine Woche Gefängnis und zwangsweise Tragen eines Maulkorbes.

Welche Strafen müßten dann aber für die, wenn auch nicht gerade zahlreichen, doch um so garstigeren Unken ausgesetzt werden, die hinter dem sicheren Schutzwall unserer deutschen Heere ihr mißtöniges Gestöhne mit übelduftendem Atem von sich geben?

Verantwortlich für die Schriftleitung: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Der Türmer

Kriegsausgabe

Notenbeilage 4 — 2. Novemberheft 1914

Des Kriegers Sterbelied

(Fr. Bodenstedt)

Heinrich Marschner, Op. 169, Nr. 11








Er - den Lie - bes hält, der bleibt so ger - ne hier— leb wohl, leb
wohl, du schö - ne Welt, ich — schei-de schwer von dir.
Freund! Wann du heimkehrst, grüß mein Lieb, wisch'
ih - re Trä - nen ab, sag, daß ich treu der Lie - be blieb, treu —

p

— bis in Tod und Grab — sag, wo ich ih - re Lok - ke trug, traf

pp

p

mich das kal - te Blei; der Schuß, der in die Lok - ke schlug, brach —

— mir das Herz ent - zwei. Die

pp

morendo

Wun - de brennt, das Au - ge bricht, schon dunkelt's um mich her. Leb wohl, leb

pp


pp
wohl, du schönes Son - nen-licht, dich seh' ich nim - mer - mehr. So frisch
p
ritt ich hin-aus ins Feld, nun lieg ich ster - bend hier — leb wohl, leb
p
pp
cresc.
pp
morendo
wohl, du schö - ne Welt, ich scheide schwer von dir, ich
f
pp
schei-de schwer von dir.
pp
f
p
rit.
pp







XVII. Jahrg. Erstes Dezemberheft 1914 Heft 5

Nibelungen — nie bezwungen!

Von Karl Storck

Es ist aus!

Der Tod zieht den Vorhang zu. — Es ist aus.

Drei Monate lang schauten unsere Augen, bangten unsere Herzen nach dem fernen Osten, wo eine kleine Brüderschar für den edelsten Menschheitsbegriff, für Treue kämpfte, blutete und starb.

Nicht für uns Deutsche allein haben diese Deutschen gekämpft, — echt deutsch ist immer echt menschlich gewesen, und kommen wird einst der Tag, wo die Menschheit dieser Heldenschar danken wird, weil sie gen eine Welt voll grünen Neids und gelber Falschheit kämpfte für keinen andern Lohn, als das Bewußtsein erfüllter Pflicht, um nichts anderes als der Treue willen.

Die ganze Welt blickte hin, den Atem verhalten vor Spannung, obgleich ein jeder wußte, wie es kommen mußte. Und als es so kam, war keiner froh — den Feinden selbst erstickte der Jubel im Halse, als brennte sie die Scham ob des Sieges der schlechten Sache.

Wir Deutsche aber und mit uns die Welt fühlen den Hort menschlichen Adelsbesitzes auf alle Zeit hinaus bereichert durch die Art, wie Tsingtau fiel.

Die großen Tragödien sind der Menschheit dauerhaftestes Seelengut. Zu innerst im Menschen lebt nicht, wie die Verbitterten und die nur Vernünftigen sagen, das Tier, — sondern auch diesen irdischen Urkern durchdrang der göttliche

Odem, durch den der Schöpfer sein Gebilde sich ähnlich machte. Und so ist des Menschen innerstes Verlangen, zu schaffen, einen Wert zu gestalten, der von ihm abgelöst in sich und durch sich weiterlebt. Des Menschen Kernkraft ist der Dichter. Der schuf sich von Anbeginn das Höchste: Gott und den heldischen Menschen. Das vollkommenste Glück des Menschen aber liegt darin, diese Gebilde der Sehnsucht als Wahrheit zu erleben.

Es werden wieder schwächliche Zeiten kommen, die Tsingtau nicht glauben können, denen es eine Sage sein wird, das lehrhafte Gleichnis für eine sittliche Forderung; wir haben das Glück, es als Wahrheit zu erleben. O Gott, mache uns, erhalte uns würdig dieses Erlebens!

* * *

Der Tod zieht den Vorhang vor. Schaut nicht länger mehr nach Osten, es lohnt sich nicht. An diesem Siege haftet keine Größe, sie liegt hinter dem Vorhang geborgen. Schwer wallen seine Falten: die deutsche Kriegsfahne schließt diese Tragödie für die Welt ab. Und ob die gelbe Hölle dort tausend Siegesflaggen hißt, die deutsche Kriegsfahne werden sie niemals niederholen können. Sie weht dort im Osten, solange noch ein deutsches Herz das Hohelied der Treue schätzt, solange noch ein deutscher Geist sein Wesen wahren wird. Der Tod selber hißte diese Fahne des Deutschtums, er, der das Leben überdauert.

Aber vom deutschen Sterbenkönnen ist er überwunden worden. Er muß dienen, der Allherrscher Tod, dienen der Unsterblichkeit jener, die ihn verachteten, nicht aus Gleichgültigkeit gegen das Leben (wie die Japaner), sondern aus höchstgesteigerter Lebenskraft. Darum kein mißmutiges oder hochmütiges Harakiri der Überwundenen. Sie standen ein für Pflichterfüllung bis zum Äußersten. Dieses Letzte aber ist nicht der nutzlose Tod, sondern das Nutzen schaffende Leben. Es ist das Größere, daß die Besatzung nicht im Blutrausch ein purpurnes Blutende suchte. Daß sie den Tod nicht scheuten, haben sie hundert Tage lang stündlich gezeigt. Sie krönten ihr tapferes Werk, als die Überwundenen aber nicht Besiegten zeigten, daß sie auch das Leben nicht scheuen. Sie wollen, sie werden noch schaffen für ihr deutsches Vaterland, und sie werden noch die Ernte ihrer Saat erblicken.

* * *

Als die Nibelungen in Etzels brennendem Saal die Glut mit ihrem und der Feinde Blut löschten, fehlte zwischen Schwerterklang und Speergeklirr das laute Lachen über das lustige Scherzwort nicht. Während unser Sinnen in banger Schwere an Kiautschau haftete, lockte mit Schelmenstreichen zu schweifender Lust die hurtige Emden. Hei! wie diese Schelmenstreiche saßen. Wie klafften die Wunden an Albions geldgefülltem Wanst! Die schmutzigen Goldströme seines Herzblutes versanken im Ozean. Ein übermütiger Junge zauste und zerrte den Riesen, der stets danebenschlug und jammernd die ganze Sippe zur Hilfe schrie! Nun ja nun haben sie ihn. Wenn sie's noch vermöchten in ihrem vom Ramschen vertrockneten Sinn, wenn ihnen die geile Gier nicht längst das Herzblut vergiftet hätte — sie würden sich schämen dieses Sieges, würden sich schämen, daß sie es dahin haben kommen lassen, daß sie die gehäufte Kraft ihrer Massigkeit aufbringen müssen, um einen braven Jungen zu erdrücken.

Der deutsche Junge lacht euer, hört ihr's nicht, sein goldenes Lachen hallt durch die Welt; das fette Gebrüll eurer Wut, das giftige Gezisch eures Neides vermögen nichts gegen dieses Lachen der Jugend. Gen ihre Sieghaftigkeit vermag auch nichts der Tod!

* * *

Es gibt ein schönes Wort von Nietzsche: „Ich habe den Glauben, daß wir nicht geboren sind, glücklich zu sein, sondern um unsere Pflicht zu tun, und wir wollen uns segnen, wenn wir wissen, wo unsere Pflicht ist.“

Ich aber glaube, daß das Glück darin liegt, daß wir uns mit unserem ganzen Sein, mit Leib und Seele der erkannten Pflicht hingeben können.

Dieses Glückes sind unsere Kämpfer teilhaftig geworden. Das ist ihr Lohn!

Dasselbe Blatt, das den Tod der „Emden“ meldete, enthielt den Schlachtbericht: „Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesange ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie.“

Hörst du es klingen, deutsches Volk, hörst du dein neues Heldenlied? Im blutigen Nibelungensaal spielte Volcker den todwunden Helden den Nachtgesang. Deine Jungen, deutsches Volk, stürmen singend den todspeienden Feind! Bist du nicht glücklich, deutsches Volk! Hörst du nicht in staunendem Beben, o Erde, den Weltgesang: Deutschland, Deutschland über alles!



Wir in Deutschland · Von Otto Doderer

Wir sind kein Volk von Neidern, Streitern, Hassern,
Wir pflügen, schmieden, bauen Brücken, weben,
Wir sehen unsre Flugmaschinen schweben
Und unsre Schiffe segeln auf den Wassern.
Wir pflegen, abends in den Stuben
Vom Aschenbrödel zu berichten,
Vom Dornenröschen und Geschichten
Vom blonden Siegfried und vom Däumlingsbuben.

Wir sind das Volk der Freundschaften und Vettern,
Doch auch der freien, ehrlichen Gesellen,
Gralsucher, Fauste, die in stillen Zellen
Erlösung suchen und nach Wahrheit blättern.
Wir sind nicht Michel mehr, im Zorn entrüstet,
Sind Michael, geweiht, geschient,
Erzengel Gottes, der ihm dient
Und Lug und Trug erbarmungslos verwüstet.



Pioniere und Verkehrstruppen

Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne

General v. Beseler — der Bezwinger von Antwerpen — stand vor dem Kriege jahrelang an der Spitze des Ingenieurkorps und der Pionierwaffe. Unter den vielen großen Verdiensten, die er sich um letztere erwarb, steht obenan die Scheidung des Festungs- und Feldpionierdienstes. Hierdurch wurde es möglich, die Ausbildung und Vervollkommnung in beiden Kategorien bis zum Höchstmöglichen zu steigern. Die Beleuchtung der Tätigkeit der Pioniere im Felddienst ist der Zweck dieser Zeilen. Sie ist eine unendlich vielseitige, wichtige, aufopfernde.

Die Pioniere standen jahrhundertelang in der Wertschätzung für die Armee auf einer niedrigeren Stufe. Man betrachtete sie mehr als Handwerker denn als Soldaten. Schritt für Schritt erkämpften sie sich durch ihre Leistungen zunächst Beachtung. Aus einer Hilfswaffe wurden sie zu einer Hauptwaffe in allen Wechselfällen des Krieges. Schon die Vermehrung ihrer Zahl läßt das erkennen. Die bei jedem Armeekorps im Frieden befindlichen Pionierbataillone wurden zunächst bei der Mobilmachung verdoppelt und verdreifacht, je nachdem die Bildung der Reserve und Landwehrformationen es erforderte. Es ist undenkbar, daß man einen größeren Truppenteil ohne Pioniere ließe. Ihre Aufgaben sind ebenso dornenvoll wie ehrenvoll, ebenso vielgestaltig wie schwierig. An der Spitze der Infanterie ebnen sie das Gelände für jeden Sturm, unterstützen diesen mit ihren Handgranaten, beseitigen die Hindernisse, besonders den vielverschlungenen Stacheldraht vermittelst Durchschneiden mit besonders vorgerichteten Scheren, sie überbrücken Sümpfe und Gewässer, schlagen Pfade durch dichte Waldungen, heben Schützengräben aus oder vervollkommnen die von den andern Waffen gegrabenen, richten Ortschaften zur Verteidigung ein, stellen das vielmaschige Netz telegraphischer und telephonischer Verbindungen her, und in dem Positionskrieg, der jetzt unsere Offensivheere zu unfreiwilligem Ausharren in befestigten Feldstellungen verurteilt, sind sie Sappeure und Mineure zu gleicher Zeit; sie treten damit in Wettbewerb mit ihren Brüdern, den Pionieren in und vor Festungen.

Die Verkehrstruppen sind mit der Steigerung der Technik und der wachsenden Bedeutung der Eisenbahnen und Telegraphen für die Heerführung gewissermaßen aus den Pionieren hervorgegangen — sie ergänzen sich gegenseitig und sind ohne wechselseitige Hilfeleistung nicht zu denken. In rascher Folge sind allein für die preußischen und württembergischen Kontingente in Deutschland 3 Eisenbahn-Regimenter und ein einzelnes Bataillon, sowie 6 Telegraphen-Bataillone mit vielen Abzweigungen und Nebenformationen entstanden — unter letzteren z. B. 8 Festungs-Fernsprech-Kompanien.

Es ist hier nicht beabsichtigt, den historischen Werdegang der Pionierwaffe, ihre Friedensausbildung oder ihre technische Ausstattung für den Krieg auch nur zu streifen. Aber das Ergebnis aller dieser Faktoren kann beleuchtet werden durch

die Schilderung einiger Waffentaten, wenn diese auch in noch so abgekürzter Form gehalten werden muß.

Bei Beginn des Krieges hatten die Belgier einen Tunnel bei Verviers dadurch unbenutzbar gemacht, daß sie in ihm gegen zwanzig Lokomotiven ineinander hatten fahren lassen, so daß die Trümmer ein unentwirrbares Chaos bildeten, das jedem Versuch der Beseitigung zu spotten schien. Die Pioniere brachten diese aber doch in kürzester Zeit fertig — dadurch, daß sie die schadhaften Lokomotiven mit Sauerstoffgebläse gewissermaßen zersägten und die einzelnen Teile dann mit Hebel- und Zugvorrichtungen zu den Öffnungen des Tunnels schleiften. Die letzte, ziemlich unversehrte Lokomotive verließ auf Rädern ihr unterirdisches Gefängnis und erhielt eine Tafel übergehängt über ihre breite Brust mit der Inschrift: „Ich bin ein Preuße." Während dieser Arbeiten unter Tag hatten die Verkehrstruppen eine fünf Kilometer lange Bahnstrecke gebaut zur Umgehung des Tunnels, so daß der Bahnverkehr an dieser hochwichtigen Stelle kaum eine Unterbrechung erfuhr. Dies war um so wichtiger, als der Eisenbahnknotenpunkt bei Verviers für die Verbindung des nördlichen Teiles des Feldheeres mit der Heimat von ausschlaggebender Bedeutung war.

Wie sehr die Jetztzeit in bezug auf die Technik der Vergangenheit überlegen geworden ist, lehrt die Erinnerung an die Belagerung von Paris in den Jahren 1870/71. Damals war es den Franzosen gelungen, vor der Zernierung ihrer Hauptstadt den Tunnel von Nanteuil zu sprengen, der die Hauptetappenlinie der Deutschen sperrte. Es ist diesen während der viermonatigen Belagerung nicht gelungen, dies Verkehrshindernis zu beseitigen.

Daß die Feldpioniere in der Berennung der großen Waffenplätze Lüttich, Namur, Maubeuge, Antwerpen usw. staunenswerte Leistungen bewiesen haben, hat selbst das spärliche Nachrichtenwesen über Einzeltaten, wie es jetzt beliebt wird, klar erwiesen. Den Gipfel der tollkühnen Meisterschaft im Überqueren breiter Wasserläufe in feindlichem Feuer bildet wohl der Brückenschlag über die Nethe bei der Belagerung von Antwerpen. Die dortige Überschwemmung wurde für unüberschreitbar gehalten. Die deutschen Pioniere brachten den Übergang zuwege, obgleich die feindliche Artillerie ihnen dreimal die Brückenanfänge zerstörte. Im eiskalten Wasser schwammen zunächst einzelne Pioniere über das 700 Meter breite Wasser an das jenseitige Ufer, um dort Fuß zu fassen. Der Brückenschlag folgte in der Nacht und damit der Übergang der Sturmkolonnen am Morgen. In dem jetzt tobenden Kampf in Flandern in dem von Kanälen und Gräben durchschnittenen Gelände an den Ufern der Yser usw. haben die Pioniere in erster Linie Hunderte von Stegen in feindlichem Feuer erbaut, um der stürmenden Infanterie die Wege zu ebnen. Ehre sei diesen Braven!

Die jetzigen Kriegsläufte zeitigen ein Verachten der Gefahr; sie nehmen die Betätigung eines ungeheuren Wagemuts, der Tollkühnheit, der Selbstaufopferung als selbstverständlich hin. Dies ist das Zeichen einer großen, einer heldenhaften Zeit. Ein Beispiel! Auf dem Kriegsschauplatz in Südpolen (Oktober—November) kam es darauf an, einige Brücken zu sprengen, die die Russen dadurch zu schützen verstanden hatten, daß sie sie mit Frauen und Kindern besetzten. Diese

hatten mit Einbruch der Nacht ihre Stätte verlassen. Die Brücken waren mittlerweile mit russischer Infanterie und Maschinengewehren besetzt worden. Zwei deutsche Pionier-Unteroffiziere erboten sich zum Versuch, diese Brücken trotzdem zu sprengen. Unter Mitnahme einer großen Menge von Schießwollpatronen gelang es ihnen, in Zivilkleidung während der Nacht die Brücken zu erreichen und in die Luft fliegen zu lassen. Wenn sie gefangen wurden, war begreiflicherweise grausamster Tod ihr Schicksal. Sie verübten diese Tat als eine selbstverständliche, wie ein Kriegskorrespondent in General Hindenburgs Hauptquartier staunend hervorhebt.

Eine gleich zu bewertende Tat führten zwei Pionier-Offiziere auf dem Kriegsschauplatz des Westens aus. Sie schlichen sich durch die feindlichen Posten westlich der Maas hindurch, durchquerten die französischen Vorposten und Biwaks und zerstörten die Eisenbahn zwischen Verdun und St. Mihiel. Lassen wir den einen der Offiziere zur Gewinnung größerer Anschaulichkeit selbst reden. In seinem Bericht heißt es (auszugsweise):

„Die Nacht war stockfinster. Der starke Regen und der heulende Wind verbarg unsere Bewegungen. Als wir auszogen, wußten wir Bescheid über den Feind diesseits der Maas, nicht aber jenseits. Wir kannten nur nach der Karte die Lage der betreffenden Eisenbahnen und die acht Stellen, wo unsere Sprengladungen explodieren sollten. Es gelang, die französische Bewachung einer Maasbrücke (vorgeschobener Posten) kaltzustellen, ohne sie zu alarmieren. Dann ging's weiter durch die morastige Maasniederung, die von Gräben durchzogen war. Wir waren bis auf die Knochen durchnäßt, mit Schlamm bedeckt und so durchfroren, daß uns die Zähne klapperten, als wir am Maasufer anlangten. Der Fluß ist hier ungefähr 50 Meter breit. Ich legte den Säbel ab und probierte als erster, durch den Fluß zu schwimmen, fand es aber so schwierig, daß ich zurückschwamm. Nun befahl ich meinen Leuten (24 Pionieren), die Stiefel auszuziehen und sich möglichst zu entlasten. Die Sprengladungen wurden auf den Nacken gebunden und die Zündungen unter die Mütze gesteckt. Sehr schwierig war es nun, eine passende Landungsstelle zu suchen, da das Ufer morastig war. Endlich gelang es uns, durch starkes, schneidendes Schilf hindurch das Ufer zu erreichen. Nun gingen wir weiter, immer bis an die Knie, häufig tiefer in Schlamm und Wasser watend. Schließlich kamen wir an die Stelle, die wir zu zerstören beabsichtigten. Wir legten die Sprengladungen und zündeten die Zündungen. Dann zogen wir uns, immer in der Befürchtung, von den Truppen im benachbarten Dorf B. oder den Brückenwachen entdeckt zu werden, zurück. Eine Kavalleriepatrouille, die durch die Explosion aufmerksam geworden war, bemerkte uns und schoß auf uns; aber diesmal rettete uns der Sumpf. Der Rückweg war derselbe. Endlich erreichten wir ein Dorf auf deutscher Seite, wo wir mit dem Revolver in der Hand Wagen und Pferde requirierten. In wilder Fahrt erreichten wir unsere Quartiere. Am nächsten Abend schmückte das Eiserne Kreuz unser aller Brust. Der Streich kostete dem andern Leutnant und einem Unteroffizier das Leben; sie waren beim Durchschwimmen der Maas ertrunken."

Wir müssen es uns versagen, weiterer Heldentaten der Pioniere ausführlicher zu gedenken. Erwähnt sei wenigstens wie in einer Überschrift der Sturm auf

Vailly auf dem Kriegsschauplatz an der Aisne. Bei diesem Sturm gingen die Pioniere, wie in vielen ähnlichen Fällen, mit Handgranaten der Infanterie voraus. Dieses Angriffsmittel — schon zur Zeit Friedrich Wilhelms I. im Gebrauch (daher die Bezeichnung „Grenadiere"), dann jahrhundertelang vergessen, ist erst wieder durch den Russisch-Japanischen Krieg 1904/05 zur Geltung gelangt. Die Granaten werden mit der Hand geworfen, dicht vor dem Einbruch in den Feind, und haben eine furchtbare zerstörende Wirkung. Bei Vailly erleichterten sie den Angriff der Infanterie in hervorragender Weise.

Die Technik beherrscht jetzt in gewissem Sinne die Kriegführung. Denken wir nur noch an den Kampf in den Lüften. Auch im Stellungskriege zu Lande wird sie uns noch manche Überraschungen bringen.



Junger Tod · Von Martin Boelitz

Wie Schatten stehn die Wälder.
Von dunkler Sonne überglüht,
Durchs Dämmergrau der Felder,
Was ist's, das da vorüberzieht?
Soldaten, deutsche Ulanen,
Sie singen von Glück und Reitertod,
Die bunten Lanzenfahnen
Flattern auf im Abendrot.

Ist einer auch darunter,
Ein Knabe noch von Angesicht,
Der schwingt sein Fähnlein munter,
Reckt sich im Bügel auf und spricht:
„Mir träumte — ihr müßt nicht lachen —
Von einer wundervollen Schlacht,
Ich hörte die Donner krachen,
Und Sterne grüßten durch die Nacht.

Da fiel eine rote Rose
Auf meine Hand — o süße Lust!
Ich nahm die wurzellose
Und barg sie heimlich an der Brust;
Ein Traum — ihr müßt nicht lachen . . .",
Er hob die Rose hoch empor —
Da — fern ein Blitzen, Krachen —
Ein Toter ritt durchs finstre Tor.



Sein Volk

Ein Engländer über England

Von Paul Oestreich

In Hammerfest, das wir im Regensturm um Mitternacht streiften, kam er an Bord. Am nächsten Tage fiel uns der lange, etwas linkisch erscheinende Schotte auf, als „Finmarken“ im schweren Seegang um das Nordland herumwuchtete. Volle Kabinen und leere Salons! Wir suchten den Tassentanz auf den Tischen zu meistern. Unser neuer Mitpassagier aber legte seelenruhig stundenlang Patiencen. In Vardö tauchte er hinter uns auf, als wir — frohen Herzens die Allerweltsmenschheit des Postdampfers verlassend — uns für eine Nacht unter dem Alpdruck der Fischduftatmosphäre in dem „Hotel“schuppen einquartierten. Am nächsten Abend war es uns keine geringe Erleichterung, ihn an Bord des russischen Murmandampfers „Imperator Nikolai II“ wiederzusehen. Gleich meiner Frau und mir wollte Mister J. H. Curle über Archangelsk nach Rußland hinein. Er kannte Rußland, verstand aber kein Russisch, dagegen sprach er fehlerlos Deutsch; er hatte in seiner Jugend längere Zeit in Stuttgart gelebt. Im Schmutz und Menschengewühl des von Petsengapilgern überfüllten „Imperator Nikolai II“, auf dem wir, voneinander in Männer- und Frauenkabinen getrennt, höchst Unerquickliches erlebten, in dieser Gestankluft der immer in Kleidern schlafenden Russen, unter den vom Kapitän bis zum Steward nur ihrer Zischlaute mächtigen Slawen und Mongolen war die Anwesenheit dieses Mannes mit seinem unzerstörbaren Gleichmut und seiner vornehmen Hilfsbereitschaft ein wahrer Segen für uns. Mit ihm, dem finnischen Landtagsabgeordneten Mannermaa, einem ehemaligen deutschen Studenten, und einem von Alexandrowsk am Eismeer nach Neapel reisenden russischen Universitätsgelehrten (Sozialrevolutionär und Chauvinist!) bildeten wir die Aristokratie des Schiffes, und unsere Verständigungssprache war Deutsch. Die Reise führte schnell zu einer Annäherung. — Einen Monat, nachdem uns Herr Curle in Jaroslawl Lebewohl sagte, um auf der Wolga nach Astrachan zu fahren, sandte er uns bereits aus London sein kurze Zeit vorher erschienenes Buch, die Skizzensammlung „The Shadow-Show“ (Das Schattenspiel; London 1913, Methuen & Co.). Die stolzen Worte, die es einleiten: „I have led a glorious life“ („Mein Leben war wundervoll“), sind berechtigt. Der Vierzehnjährige bereits lebte im australischen Busch. Sein Beruf als Goldmineningenieur führte ihn dann nach Studien in Deutschland und England durch alle Länder der Erde. So ward Curle Kosmopolit, ein vollendeter Skeptiker, ein Außenseiter in der Politik („Ich hasse alle Politiker!“), ein unbedingter Anhänger deutsch-englischer Annäherung, insgesamt ein englischer Globetrotter von der erfreulichen Art. Die Urteile eines solchen Mannes über sein Volk, dessen Stellung zu andern Völkern, besonders zu Deutschland, über seine Verteidigungsfähigkeit, über seine Kolonien, kurz alle jetzt wichtigen Fragen sind nicht ohne Interesse, wenn man bedenkt, daß sie erst vor einem Jahre gefällt wurden. Manches erscheint uns absurd, manches ist von den Ereignissen

überholt oder widerlegt, aber vieles andere auch jetzt noch sehr wertvoll, da der Verfasser immer aus eigener Anschauung spricht und dazu rückhaltlos und ehrlich.

Literarisch ist das Buch von geringem Wert, Curle ist kein Stilist. Aber seine Ausblicke umfassen die ganze Welt. — Seine politischen Darlegungen — er ist vielleicht als „kulturkonservativ" zu bezeichnen — enthält das Kapitel „Mein Volk", dessen Inhalt wir gekürzt wiedergeben.

*

„Englands Stärke ist sein Charakter." Curle meint damit nicht geistige oder sittliche Werte, sondern „die Achtung vor dem Gesetz, den kräftig entwickelten Sinn für Gerechtigkeit, Freiheit und Anstand, die Zuverlässigkeit in Geldsachen, den gesunden Menschenverstand". Er faßt das alles als „inneres Gleichgewicht" zusammen. England — und China (das Curle, mir scheint: mit Recht, sehr hoch als Zukunftswert einschätzt) sind für ihn die Völker der Individualitäten. Und England ist reich. Um dieser Dinge willen sind England und der Engländer in allen Ländern der Achtung sicher.

Doch auch in England zählen „nur die Wenigen". „Bei uns wie überall überwiegt die Mittelmäßigkeit. Unseres Volkes geistiger Rang ist niedrig, die Masse ist einfältig und engherzig. Der Engländer ist ganz Insulaner, d. h. er weiß nichts von draußen. Er glaubt seiner gelben Presse auf den Buchstaben: alle Amerikaner hält er für bestechlich; Leute aus den Kolonien sind zweifelhafte Erscheinungen mit Akzent und ohne Manieren; alle Russen sind Despoten oder Nihilisten, alle Chinesen Gurgelabschneider, alle Belgier Sklavenhändler, und die deutschen Kellner in London warten nur auf das Signal, um den Engländern ihre Messer ins Herz zu stoßen. Es ist eine erbarmungswürdige Unwissenheit. Hat dies Volk überhaupt Interessen? Man ißt und trinkt und heiratet; man geht zur Kirche, man schwatzt über die letzte Scheidung, die Fußballkämpfe und den Bierpreis, und schließlich stirbt man. Damit ist der Durchschnittsengländer zufrieden. Für ihn ist sein Volk das erste und einzige. Der liebe Gott selber stammt wahrscheinlich aus einer englischen Provinzfamilie.

Das englische Erziehungssystem ist fürchterlich. Narren mögen Narren bleiben, und die arbeitenden Schichten müssen sich abfinden. Aber wenigstens die Leute an den entscheidenden Stellen sollten zweckmäßig ausgebildet werden. Jeder Knabe aus diesen Kreisen sollte ins Ausland gesandt werden, um dort Französisch und Deutsch sprechen zu lernen. So verlöre er die insulare Beschränktheit." — Dem Engländer fehlt das Verständnis für die Anschauungsweise anderer Völker. Darum vergewaltigt er fremde Völker. Dabei zieht sich England den Haß dieser Völker zu und verliert die Länder, oder ihm drohte ihr Verlust, bis es einlenkte. Beispiele: Irland, die amerikanischen Kolonien, Kanada, die Burenstaaten. — Dagegen hat England bei farbigen Rassen Erfolg. „Die Rolle des wohlwollenden Machthabers steht ihm gut." In Indien hat England das Handwerk gelernt. „Indien ist Englands wahres Ruhmesblatt."

Dem englischen Volke drohr die Entartung. Zwar der tüchtige Engländer ist ungebrochen. „Die Leute von Bedeutung sind noch klar wie Glockenklang, aber der aufgehäufte Reichtum verdirbt die übrigen. Die reichen Erben meiden

die Arbeit. Sie spielen Golf, jagen, reisen dilettantenhaft, sie sind wertlos für das Volk. Die Frauen, auch wenn sie nur 200 Pfund jährliches Einkommen haben, sind voller Kastengeist, abgestumpft und ‚hochwohlgeboren'. — Der Luxus nimmt in England überhand. Er schafft ein Heer von Parasiten. Der Eisenbahnschaffner, der euch für ein Trinkgeld eine tiefe Verbeugung macht, ist ein Parasit. Er war früher ein Mann von Selbstachtung. Der ungeschlachte Kerl in Uniform, der euch hinein- und hinausdienert und euch den Wagenschlag öffnet, ist ein von Trinkgeldern lebender Parasit. Das Dorf lebt von den Wohltaten oder den Steckenpferden des Reichen, es ist parasitär. Unmengen von Sonderbedienten: Tafeldecker, Lakaien mit gepudertem Haar, französische Stubenmädchen, Bediente aus der Schweiz, Chauffeure, Wildhüter, Nagelpfleger, Pudelwäscher und hundert andere, sie sind nur im Dienste des Reichtums daseinsberechtigt. Die ‚Sorge für die Reichen' ist heute die größte englische Industrie. Diese Zustände verderben die breiten Volksmassen. Sie verlieren den Charakter, sie schwänzeln und laufen auf Trinkgelder. Kritiklose Wohltätigkeit vollendet die Herabwürdigung. Für die untüchtig Gewordenen wird dann der Ausländer als Ersatz herangezogen. Was würde wohl aus diesem England von heute in einer großen Entscheidungsstunde werden? Die widerstandsunfähigen, für die Verteidigung wertlosen Speckwänste würden trotzdem lauter als die Tüchtigsten ihr Futter fordern."

Dagegen sind die Kolonien noch gesund. Deswegen ist Curle Optimist bezüglich der Haltbarkeit der britischen Weltherrschaft. Er baut auf die verfassungsmäßige Monarchie und schätzt das Haus der Lords wegen ihrer Unabhängigkeit und Sachverständigkeit hoch ein. „In der ganzen Welt gibt es solche Versammlung nicht wieder. In einer Krisis, in der Englands Bestand auf dem Spiele steht, wird das Haus der Lords ein starkes Bollwerk bedeuten. Was es dann raten wird, das wird richtig sein."

Englands Macht beruht auf seiner Flotte. „Englands Flotte ist England selbst. Ist sie vernichtet, so kann uns niemand helfen. Mit der Flotte ist England für immer gefallen. Ich bin kein Hetzer, kein Jingo, ich liebe ja Deutschland. Aber ich habe Herzweh, wenn ich die Flotte als Handelsobjekt der Parteien sehe. Die deutsche Flotte steht über der Politik."

Curle verlangt also eine starke Flotte: „Doppelt so viel Schiffe wie die nächststärkste Macht." Wenn das englische Budget das nicht tragen kann, soll der König den britischen Reichtum in der ganzen Welt aufrufen.

„Englands Bestand ist weiter mit Indien verknüpft. Wie sehr, das können nur jene beurteilen, die in diesem großen Reiche des Ostens regieren oder dort gelebt haben. Indien ist für uns alles, mehr als alle Kolonien zusammen. Mit seinem ganzen Dasein hängt Indien an uns. Es heißt Empfindlichkeiten überschätzen, wenn man meint, vorübergehende Spannungen könnten zur Trennung führen. Indien hat das Beste aus uns herausgeholt, es hat unsern Charakter abgeschliffen. An der Aufsicht über Indien hängt unser riesenhaftes Ansehen, mit Indien verlören wir unsere Weltstellung. Auch wenn wir wollten, könnten wir uns unserer Aufgabe im Osten nicht entziehen. Wenn wir unsere Hand vom Osten nähmen, würden hundert streitende Rassen einander an die Kehle springen. Die

kurzsichtigen Hindus würden um ihres Landes Reichtum ein greuliches Gemetzel beginnen. Indien wird sich niemals selbst regieren. Unser Gehen hieße nur Rußland, Deutschland oder Japan Platz machen. Aber wir stehen fest in Indien, für immer!

Wer klagt uns an um Indien? Ich sage ihm, er kennt die Dinge nicht. ‚Wir beuten das Land aus' — natürlich! — aber nicht gewissenlos. ‚Wir bereichern uns in Indien', aber die Inder selber häufen schnell Reichtümer an. Blickt nach Bombay! Wo findet ihr eine reichere Gemeinschaft als die Parsen? Oder nach Rangoon, wo die Eigentümer Angebote von 10000 Pfund für den Acre des Landes ablehnen. Nein, die Briten haben weit mehr nach Indien gebracht als von dort empfangen. Gewiß, es brodelt etwas. Eine kleine Minderheit von Halbgebildeten, Unbeschäftigten, Unbefriedigten dünkt sich reif für die Selbstregierung. Es sind Hindus. Wenn wir das Feld räumten, würden sie vor den Anhängern Mohammeds dahinsinken wie das Korn vor dem Schnitter. Unser Fehler ist, daß wir junge Inder in England wie sozial Gleichstehende erziehen, während sie in Indien wieder für minderwertig gelten. So werden sie unsere Feinde. Die Anglo-Inder schließen sich streng gegen die Hindus ab. Die Eingeborenen werden meist gerecht, aber nicht freundlich behandelt. Ich habe sogar bei jungen englischen Offizieren eine unerhörte Anmaßung gegenüber Eingeborenen beobachtet. Gutwillige aber tolpatschige Bediente wurden mit Füßen getreten und gepeitscht. Andererseits freilich war ich Zeuge, als gelähmte Sikh-Veteranen bei der königlichen Audienz von Offizieren und Beamten zu ihren Sitzen getragen wurden."

Curle sieht die Aufgabe der Briten darin, den armen Bauern Indiens Schutz und Gerechtigkeit, Nahrung und Behaglichkeit, Bewässerungsanlagen, gute Bodengesetze zu schenken, Ausbeuter und Wucherer kaltzustellen. Das — nicht Erziehung und Missionen — erwarten die Inder von England.

„Von Tutikorin (an der Südspitze Indiens) bin ich bis zur Nordwestgrenze gereist. Im trüben Morgenlicht kam ich nach Peshawar. Ehemals war es eine Wüste, durch uns ist es ein Garten geworden. Ich spazierte unter den Bäumen, längs Rosenhecken und Wassergeriesel. Es war noch vor Sonnenaufgang, aber schon spielten die Dudelsäcke, und ein Hochländerregiment marschierte hinaus. Ich fuhr über die Ebene zum Fort Jamrud und ging in den Paß hinein. An jenem Tage war er für den Handel geöffnet, und die Karawanen nach und von Kabul zogen langsam vorbei. Abteilungen der Khyberschützen bewachten den Weg, Gurgelabschneider aus diesem Grenzlande, die uns für eine Abgabe an zwei Tagen der Woche so treue Dienste leisten. Nach der Rückkehr betrat ich am Abend die lärm- und lebensvolle Eingeborenenstadt von Peshawar. Ich wanderte allein durch ihre Gassen und Alleen, ohne ihren bewaffneten, zuchtlosen Pöbel zu beachten, denn ich war ein Engländer und der ist an der indischen Grenze immer noch ein König."

Curle hält Englands Gewalt über Indien nicht für ernstlich bedroht. Die breiten Massen seien mit der englischen Herrschaft zufrieden, die einheimischen Fürsten Stützen derselben. Einige Zugeständnisse würden die letzte Unruhe beseitigen.

„Die Hauptpfeiler, auf denen Großbritanniens Bestand ruht, sind unsere selbständigen Kolonien: Kanada, Neufundland, Südafrika, Australien, Neuseeland. Unser Zusammenhang mit ihnen ist nur ein gefühlsmäßiger, aber er ist unbegrenzt fest, fester denn je. Die Kolonien, glaube ich, werden England nie verlassen, aber die Zeit ist da, ihnen den gesetzmäßigen Anspruch auf Vertretung in seinen Körperschaften zu gewähren. Die inneren Angelegenheiten Britanniens gehen die Kolonien nichts an, sogar die Frage ‚lokaler Freihandel oder Schutzzoll?' gehört schwerlich vor ihre Entscheidung, aber über unsere äußere Politik müssen sie mitbestimmen. Sie sollen für England kämpfen, also müssen sie das Warum und Weshalb kennen. Nehmt z. B. den Fall Japan. Japan ist jetzt Englands Verbündeter, aber es ist nicht Australiens Verbündeter und könnte leicht sein schlimmster Feind werden. Hat man das englisch-japanische Bündnis in seiner ganzen Tragweite den australischen Staatsmännern unterbreitet und ihre Zustimmung erhalten, trefflich! Wenn nicht, so handelte Britannien närrisch; Australien ist für England wichtiger als zwanzig Japans."

Der Mann aus den Kolonien ist tüchtig. Er hat den Burenkrieg für England gewonnen. Aber er ist voller Unabhängigkeitssinn und muß richtig behandelt werden.

„Englands äußere Politik scheint mir in den vier Worten zusammengefaßt: ‚Ansehen im fernen Osten'. Das europäische Konzert, das Gleichgewicht der Mächte, das sind für uns eigentlich nur Abstraktionen. Wir sind Insulaner, und Europa ist nicht unser Jagdgrund. Mit Europa wollen wir freundnachbarlich auskommen, aber darauf kommt es an, was man von uns in Kalkutta und Kabul, in Teheran und Peking denkt."

Sicherheit in Indien und Freundschaft mit den Chinesen hält Curle für die Angelpunkte der englischen Politik. In China sitzt England nicht mehr so fest wie zu Zeiten der Parkes und Hart, aber es kann die alte Position wieder gewinnen, denn es hat vor allen Konkurrenten gewisse unabwägbare Zusammenhänge zwischen Chinesen und Briten voraus. Jedenfalls entscheidet sich Englands Schicksal im Osten. [Es dürfte jetzt also, wie auch immer der europäische Krieg ausläuft, entschieden sein! England hat im Osten abgedankt, indem es Japan auf Deutschland hetzte. Es wird bald genug die Zeche zahlen müssen. Es war zu klug, um klug zu sein! Oe.]

Curle deckt nach diesem Aufmarsch der englischen Machtfaktoren auch seine schwachen Stellen auf: der Reichtum als Verderber, Irland, die feindlichen Mächte.

Irland ist ein eiterndes Geschwür. Den Iren ist schweres Unrecht geschehen. Man muß sie gewinnen, und zwar, da sie nicht anders zu haben sind, durch Homerule. „Mag dann unser einziger Anspruch gegen Irland ein gefühlsmäßiger sein! Wer ist zuverlässiger als unsere Kolonien, die allein das Gefühl an uns bindet." Selbst eigene Zollschranken will Curle den Iren zugestehen, wenn ihr Land allein so gesunden kann. Der erste Schritt aber müsse ein Waffenstillstand zwischen Katholiken und Protestanten sein. Irland müsse sich dadurch für Homerule reif erweisen.

„Und der Feind draußen? „Ich überblicke die Welt und sehe Britannien im Frieden mit allen Völkern. Aber die Politik ist im ständigen Fluß. Auf den heiteren Himmel von heut kann übers Jahr Waffengetöse folgen.“ Curle sieht nur drei mögliche Feinde: Rußland, Japan, Deutschland.

„Gleich sei es gesagt: Rußland ist keine Gefahr. Wir beide haben keinen Grund zum Streit. Rußland ist schwerfällig und unentwickelt, seine teuflische Stärke und Tücke sind Phantasiegespinste. Es braucht Indien nicht. Im eigenen Riesenreich hat es mehr geschluckt, als es verdauen oder finanzieren kann. Es sehnt sich nicht nach noch mehr Unruhe. Sein Marsch nach Indien war eine leere Drohung, die Quittung für den mutwilligen Einfall in die Krim. Aber der Gedanke war Rußland von Nutzen. Er erhielt uns jahrelang in Furcht. So gingen uns Afghanistan und die bereits erworbene Oberhoheit über Persien und Tibet verloren. Der Russe liebt den Engländer nicht, ebensowenig haßt er ihn. Er kennt uns kaum. Er ist scheu, stolz und zurückhaltend und braucht den Ausländer nicht. Der russische Offizier würde vielleicht einen Krieg begrüßen. Nicht aus Haß gegen uns, sondern um schnell mehr Medaillen zu erhalten. Medaillen sind seine Götter. Ich sah Russen, die nie einen Feind erblickten und doch die Brust von einem Ende zum andern behängt hatten.“

Curle hält die militärische Stärke Rußlands an der afghanischen Grenze für ungefährlich. Zwischen der russischen und indischen Grenze liegen 600 Meilen afghanischer Berge. Die Russen haben die afghanischen Krieger, die Schwierigkeiten des Landes und die indischen Pässe zu überwinden und treffen dann auf den durch ein Netzwerk von Eisenbahnen ermöglichten britischen Widerstand. Curle vertraut auf Afghanistan als Pufferstaat und hält die Bedrohung Indiens durch Rußland für ein Erzählchen. Auch Rußlands Rückständigkeit sei übertrieben.

„Die Gefahr von Japan, wenn sie jemals drohen sollte, würde durch den Ausdehnungsdrang eines kleinen und übervölkerten Landes heraufbeschworen werden. Außer im rauhen Norden ist Japan ein fruchtbares Land. Sein Volk vermehrt sich in erstaunlichem Maße. In jüngster Zeit hat Japan Formosa, Korea, die Südhälfte von Sachalin seinem Reiche eingefügt und sich in der niederen Mandschurei gehörig festgesetzt. Aber diese Länder waren in ihren fruchtbaren Teilen bereits dicht bevölkert, und ich sehe die Zeit kommen, wo Japan wieder um seine Ausdehnung kämpfen wird. Die Eroberung Ostsibiriens würde einen neuen Krieg mit Rußland bedeuten. Japan hat aber nach Kampf in dieser Richtung kein Verlangen. Es weiß wohl, daß ohne die Geldmärkte von London und Neuyork, das ihm für die nächste Zeit verschlossen sein dürfte, und ohne die inneren Zwistigkeiten in Rußland, deren Wiederholung unwahrscheinlich ist, Kuropatkin es allmählich niedergerungen, vom Festland vertrieben und Korea wieder erobert haben würde.

Dann bleibt als andere Möglichkeit Nord-Australien, ein ungeheures Gebiet, überaus fruchtbar und wohlbewässert, das in jedem praktischen Betracht als völlig unbevölkert angesehen werden muß. Da ist die Gefahr. Japan schaut bereits sehnsüchtig dorthin. Seine Forschungsämter kennen das Land besser als die Australier selbst. Wenn es so weit ist, wenn Japan bis zur Verzweiflung über-

völkert ist, wenn seine Flotte den fernen Osten in Furcht erhält, wie können wir dann seinen Anschlag auf dies große Gebiet abwehren? Ich behaupte nicht, daß Japan Erfolg haben müßte, denn es ist ein armes Land, und Geld ist der Hauptfaktor im neuzeitlichen Kriege. Aber wäre ich Erster Minister von Australien, so würde ich vorsorgen, daß das Nordgebiet für Japan ein weniger verlockendes Ziel würde als zurzeit.

Die Hauptgrundlage der japanischen Macht ist eine ungeheuerliche Vaterlandsliebe in allen Klassen der Bevölkerung. Hört z. B., was ein hochstehender Gelehrter, ein Professor der Geologie an einer japanischen Universität, während des Krieges mit Rußland tat. Japan war im Begriff, eine große Anleihe zu begeben, als die europäischen Zeitungen die Entdeckung eines reichen Goldfeldes irgendwo in der Provinz anzeigten. Wenige Tage später wurde nach Europa gedrahtet, jener Gelehrte habe das Feld untersucht und verbürge das Vorhandensein von 400 Millionen Pfund Gold. Die Anleihe ging ab wie Zunder. Als man dann nichts mehr von dem Goldfelde hörte, fragte einmal ein amerikanischer Ingenieur den Professor, ob es denn überhaupt vorhanden wäre. ‚Nein!‘ war die Antwort. ‚Aber ihr habt es doch bestätigt?‘ ‚Ja!‘ ‚Und euer Gutachten war also vom Anfang bis zum Ende erlogen?‘ ‚Ja.‘ ‚Wißt ihr, daß ihr eure Berufsehre damit vernichtet habt?‘ ‚Ja, aber ich tat das für mein Vaterland. Ich würde das gleiche wieder tun. Wenn's not täte, würde ich sterben!‘ Das ist Japans Stärke.

Ich bewundere die Japaner mehr, als ich sie liebe. Die unteren Klassen sind liebenswürdig, aber die mittleren und oberen Schichten sind unter einer äußeren Schicht von Höflichkeit kalt und selbstsüchtig. Sie beuten den Ausländer aus, soweit es nur möglich ist. Ich werfe ihnen das nicht vor — jedes Volk ist um seiner selbst willen da —, aber ich kann mich nicht für sie begeistern. Jetzt brauchen uns die Japaner. Später werden wir ihnen nicht mehr von Nutzen sein. Doch Japan ist ein armes Land. Der russische Krieg hat es finanziell erschöpft. Seinem Volke fehlen die starken Nerven und die Unternehmernaturen. Ich halte die Japaner nicht für eines der kommenden großen Völker. Ich kann mir Japan nicht als Großmacht denken, kann nicht den Japaner in einer Reihe mit dem Chinesen und Hindu als den alle überdauernden Mann des Ostens ansehen.“

Der gefährlichste Gegner ist Deutschland. Diese Gefahr zielt auf Britannien selber. „Wir leben auf einer kleinen Insel, nur durch eine schmale Straße von der mächtigsten Nation Europas mit dem stärksten Heere der Welt getrennt, einem Volke, das zahlreicher ist als wir, das hoch organisiert, betriebsam und von seiner Herrscheraufgabe überzeugt ist.“ Die deutsche Bevölkerung wächst schnell; Europa bietet ihr keinen Raum mehr. Darum muß sich Deutschland ausbreiten. „Diese Not kennt kein Gebot. Deutschland ist der Riesenbaum im Walde. Er will wachsen, und die kleineren Bäume werden ihm so gewiß Platz machen müssen wie in der Natur.“ Viele Millionen Deutsche wohnen bereits in fremden Ländern. Sie sind überall erfolgreich, aber sie hören auf, Deutsche zu sein. „Das ist die Wurzel der ganzen deutschen Frage: sie hören auf Deutsche zu sein. In der Welt ist Raum, mehr als nötig, für den deutschen Zuwachs für ein ganzes weiteres Jahrhundert, unter einer Bedingung: er muß aufhören, deutsch zu sein!“ Deutsch-

land ist deswegen entschlossen, Kolonien zu erwerben und den Bevölkerungsüberschuß selber zu behalten. Darum hat Deutschland eine starke Flotte gebaut. „Diese Flotte, gleichgültig, welche Bestimmung sie hat, ist für England, die Inselmacht, dasselbe wie das rote Tuch für den Stier. Die Herrschaft auf dem Meere ist unser Lebensblut stets gewesen und muß es bleiben. Wir können, wenn diese Herrschaft in Frage steht, keinerlei Gefahrmöglichkeit dulden, und doch ist das Wachstum dieser großen deutschen Flotte dicht vor unserer Tür eine fürchterliche Drohung.“ Deutschland ist ein tüchtiges Volk, das in der Stille schafft und zupackt, wenn es bereit ist. So tat es 1864, 1866, 1870. Sollte es nie wieder zupacken? Soll England voll blinden Vertrauens sein, „um eines Morgens nach einem Nachtangriff zu erwachen, um dann unsere Schlachtschiffe durch Torpedos auf den Meeresgrund versenkt, unsere Nahrungszufuhr abgeschnitten, viele unserer Besitzungen der Gnade des Angreifers ausgeliefert und Großbritanniens Weltreich gestürzt, der Vergangenheit überliefert zu sehen?“ Dieser Gedankengang ist bitter ernst, ihr Friedensfreunde und Christen. „Es kann um das Brot in euren Bäuchen gehen!“ Das darf nicht gewagt werden, denn niemand kann wissen, was der deutsche Generalstab plant.

Curle verlangt also zum Schutze der englischen Seeherrschaft eine sehr starke Flotte. Er fährt fort: „Nun wird man mich nicht mißverstehen, wenn ich sage, daß ich Deutschland liebe, sein Volk bewundere und nicht glaube, daß es wohlüberlegt auf unsere Niederwerfung ausgeht.“ Die deutsche Flotte ist nur zum Schutze der deutschen Schiffahrt gebaut. Die Kriege von 64 bis 70 wurden geführt, um Deutschland zusammenzuschweißen. Nun braucht Deutschland keine Kriege mehr.

„Gegen England kann sich Deutschlands Angriff nicht richten, weil: 1. England zu mächtig, seine Flotte übergewaltig, seine großen Kolonien zu stark sind, um eingenommen werden zu können, 2. in einem Kriege mit England alle finanziellen Sympathien der Welt (mit Einschluß der Juden), also die stärkste Macht im modernen Kriege, g e g e n Deutschland sein würden, und weil Englands Zusammenbruch das Finanzgebäude der ganzen Welt so über den Haufen werfen würde, daß Deutschland mit zugrunde gerichtet wäre, 3. die Teilnahme fast der ganzen Welt, besonders aber der Vereinigten Staaten, auf der Seite Englands sein würde (die Amerikaner würden nicht neutral bleiben. Stellt euch vor, England sei abgeschnitten, von Deutschland ausgehungert, und dann werde ein Dutzend amerikanischer Proviantschiffe durch die Deutschen versenkt! Das übrige würde die menschliche Natur besorgen), 4. Deutschland, wenn es Erfolg hätte, seinen besten Zollzahler vernichtet hätte, 5. Deutschland von Sozialisten und anderer Seite innere Unruhen zu gewärtigen hätte, 6. ein unentschiedener Kampf das Ende des Handels für Deutschland und England und die wirtschaftliche Herrschaft der Vereinigten Staaten und Japans bedeuten würde, 7. Deutschlands Ziele anderswo liegen.“

Deutschlands Einsatz bei einem Angriff auf England wäre zu groß, als daß es mit diesem Gedanken spielen könnte. England muß für jedes deutsche Schiff deren zwei bauen. Dann kann es ruhig sein, besonders wenn seine Politik gegenüber Deutschland frei von Neid ist. Curle rät, der Ausdehnungsnotwendigkeit

Deutschlands entgegenzukommen. „Nehmt Südbrasilien, das wundervolle Land in den Händen eines schlappen, drittklassigen Volkes. Veranlaßt die Amerikaner, so oder so ihre Monroedoktrin in die Ecke zu stellen. Zieht die 300000 Deutschen, die bereits in Rio Grande do Sul wohnen, wieder an euch, ergießt euer Volk und euer Gold in dies Land und baut dort ein großes und reiches Kolonialreich auf!“

Wenn die Amerikaner den Deutschen Brasilien verweigern sollten, so scheint Curle die asiatische Türkei hinreichend Platz für Deutschland zu bieten. „Ein deutsches Gebiet im nahen Osten braucht keine Gefahr für uns zu sein. Es würde uns weniger angehen als Rußland, dessen Schwarzes Meer immer eine verwundbare Stelle bleiben wird. Auch Rußland muß seinen Brocken erhalten, vielleicht Nordpersien und einen offenen Hafen am Golf. — Wenn Deutschland sich ausdehnen muß, so wird es das tun. Es ist besser, das geschieht längs der Kurve geringsten Widerstandes, als daß Deutschland in Westeuropa Amok läuft und unsere Zivilisation ins Taumeln bringt.“

Curle kennt jeden Zipfel des britischen Reiches. Und als einer, der alles gesehen hat, bestreitet er, daß die englische Verweichlichung bereits auf das große Reich draußen sich ausgedehnt habe. England befestigt seine Stellung. Neue Länder sind nicht mehr zu erschließen, aber neue Riesenaufgaben, die der Beschaffung und Verarbeitung der Rohstoffe, sind zu lösen. Und sie werden gelöst. Großbritannien ist der Gläubiger der ganzen Welt. Ihm gehören die Eisenbahnsysteme Südamerikas, Staats- und Stadtanleihen in allen Ländern, Straßenbahnen, Wasserwerke, Elektrizitäts- und Gaswerke, kurz Industrieanlagen jeder Art. Großbritannien ist nicht im Niedergang. Doch ziert Bescheidenheit starke Nationen nicht minder als starke Männer. „Zügeln wir deshalb das große Wort, die großsprecherische Presse, den Jingo, den Pöbel, der uns in den Krieg treiben möchte. ‚Wenn Völker den Punkt erreichen, wo Wortkunst zum Beweggrund wird,‘ sagt Meredith, ‚dann sind sie reif zum Kanonenfutter.‘“

Die starke Flotte, Homerule für Irland und das Mitbestimmungsrecht der Kolonien in der äußeren Politik, diese drei Forderungen bilden nach Curle den ersten Teil eines nationalen Programms, das britische Reich zu schützen und zusammenzuschmieden. Er verlangt weiter die allgemeine Wehrpflicht. Aber er ist nicht für ihre sofortige Einführung. Das Land muß erst für die Idee erzogen werden und sich an die Kosten gewöhnen. Auch kann der Luftkrieg in zehn Jahren entscheidende Bedeutung gewonnen haben und die Verteidigungsart auf völlig veränderter Grundlage aufgebaut werden müssen. „Der Tag des Dilettanten ist vorbei. Der Typ von den Spielplätzen von Eton, die Leute mit der Lebensaufgabe, ‚auf dem Lande zu jagen‘, sie können gegen Kruppstahl nicht bestehen. Ein Heer, das einem Einfall widerstehen soll, muß wissenschaftlich aufgebaut sein. Damit es etwas bedeute, muß es überaus zahlreich sein. Aber es will ernährt sein. Ohne Verproviantierung ist das Heer wertlos. Wir sind ein zunehmendes Volk auf einer Insel, wir bauen nicht die Hälfte des Korns, das wir brauchen. Wenn nun unsere Flotte geschlagen, vom Meere vertrieben, das Land von Kreuzern umringt, unsere Zufuhr abgeschnitten wäre, welchen Wert hätte dann unser Nationalheer? Eine Million glänzend gedrillter Männer würde wütend ins Meer stieren, in ohn-

mächtiger Wut gegen unsichtbare Feinde heulen. Im Hintergrunde zögen vielleicht hungrige und wahnsinnige Weiber Senf und Kresse auf feuchtem Flanell, aber in ein paar Monaten würde das Land ohne Nahrungsmittel sein, wir würden kapitulieren, und mit England wäre es zu Ende."

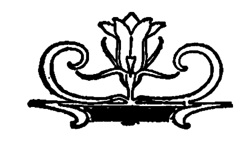
Die Regierung muß Vorratshäuser einrichten, die Lebensmittel für ein bis zwei Jahre enthalten und deren Lager ständig ergänzt werden. Diese Nahrungsmittel können aus den Kolonien bezogen werden. So kann eine innigere wirtschaftliche Verkettung der Kolonien mit England herbeigeführt werden. Erst die Provianthäuser, dann das Volksheer!

„Aber wie finden wir uns mit dem **Militarismus** ab? Er kommt im Gefolge der allgemeinen Wehrpflicht wie die Nacht hinter dem Tage. Und er ist in manchen Erscheinungen durchaus verwerflich. Nicht der Militarismus hat England groß gemacht, seine Verneinung war es, die Pflege des Individualismus. Ich zweifle, ob unsre feinste Blüte, der englische Charakter, den kontinentalen Militarismus überleben würde. Aber mit dem Zweifel kommt mir die Zuversicht: Unser altes England ist einzig in seiner Art und wird es bleiben, trotz aller militärischen Aufmachung. — Ein gemäßigter Militarismus also ist unser Ziel, abgestimmt auf unsern nationalen Charakter. Er würde unsere Vagabunden, unsere werdenden Trinker, unsere Arbeitsscheuen und körperlichen Schwächlinge in straffe Zucht nehmen, aus ihnen Männer machen und so zur Hälfte das Problem der Arbeitslosigkeit bewältigen, indem er Schmarotzerei und Luxusdienst niederschlüge, was uns so bitter nötig ist, und indem er das ganze Volk zur Rüstigkeit erzöge."

Nach diesen Reformen, hofft Curle, wird Großbritannien keinen Feind zu fürchten haben und seinen alten Ruhm bewahren können.

* * *

Die loyalen Wünsche eines kultivierten und deutschfreundlichen Briten stehen zur Wirklichkeit im schmerzlichsten Gegensatz. England hat seine Aufgabe als Anwalt der Europäer im Osten schnöde verraten. Ausgerechnet ein liberales Ministerium hat unter den schäbigsten Vorwänden Deutschland überfallen, statt durch friedlichen Wettbewerb, durch Reformen der Erziehung, der Industrie, der Flotte und des Heeres die Ebenbürtigkeit Englands zu erhalten und zu beweisen. Diese Flibustier führen das britische Reich an den Abgrund. — Aber diese Ausführungen eines englischen Schriftstellers beweisen doch, daß es im intelligenten Engländertum auch Persönlichkeiten gibt, die die gegenwärtige englische Politik immer als selbstmörderisch erkannten. Hier liegen die Möglichkeiten zu neuem Aufbau **nach** Englands Niederzwingung.



Wo bleibt der innere Generalstab?

Von Kurt Weiße

Was uns noch fehlt, das ist: der „innere Moltke". Wir brauchen Schlachtendenker und Aufmarschpläne für den Kriegszustand, den unser Wirtschaftsleben zu ertragen hat. Gewiß ist es nicht wahr, womit sich zu London und Paris die Gegner trösten, die Schwächen Deutschlands erfinden müssen, um die eigene Not zu übertönen. Wir brauchen kaum eine Sekunde an den Beweis zu verschwenden, daß der erträumte wirtschaftliche Zusammenbruch des Reiches nicht da ist. Ein Beweis für viele: eine Stadt, die so ganz von der Industrie lebt wie Chemnitz, das „sächsische Manchester", kann jetzt schon melden, daß sich die Zahl seiner Arbeitslosen um mehr als die Hälfte verringert hat.

Wir werden auch weiter zu essen und zu arbeiten haben. Wir werden auch weiterhin unsere Arbeiter nicht zu schlecht zu besolden und unser Brot nicht zu teuer zu bezahlen brauchen. Für den Nahrungsmarkt hat schon die Festsetzung der Höchstpreise für Getreide und einige Futterstoffe das Allernötigste besorgt. Besser wär's freilich gewesen, diese Maßnahmen hätten schon früher Wirklichkeit werden können. Es fehlte dafür in Friedenszeiten die vorbereitende Generalstabsarbeit ...

Der Krieg sperrt uns auch von dem Brot ab, das unsere Industrie braucht. Wichtige Industrierohstoffe, die uns das Ausland lieferte, müssen wir jetzt entbehren. Und wenn sie doch im Inland vorhanden sind, müssen Schwierigkeiten wegen der Verteilung eintreten. Die Umbildung unseres Exportbetriebes zur Binnenwirtschaft, die jetzt notwendig geworden ist, kann sich nicht ohne Organisation vollziehen. Da werden vorübergehend ganze Industrien überflüssig, gleichzeitig können sich aber andere erweitern und wieder andere neubilden. Da gilt es den Bedarf zu berechnen, das vorhandene Angebot von Rohstoffen und Arbeitskräften so zu verteilen, daß nirgends Überfluß und nirgends Mangel ist. Da sind neue Bezugsquellen, neue Absatzwege zu suchen und Ersatzstoffe zu finden. Dafür braucht man eine Zentralstation, ein gemeinsames Wirtschaftsgehirn.

Man kann darauf hinweisen, daß sich bei den riesigen Bestellungen, die die Heeresverwaltung macht, schon jetzt der Mangel einer solchen Zentralorganisation peinlich geltend macht. Die Heeresverwaltung muß sich die Arbeit tunlichst vereinfachen. So vergibt sie vielfach ihre Aufträge an Kommissionäre, die die Lieferung großer Posten zu bestimmten Preisen und bestimmten Terminen übernehmen. Die Kommissionäre sind aber selten Fabrikanten, auch sie geben die Lieferungen weiter. Ganze Seiten findet man in den Anzeigenteilen der Tagespresse mit den Gesuchen der Zwischenhändler bedeckt, die manchmal ihre liebe Not haben, die übernommenen Aufträge auch durchzuführen. Das Publikum wird sich schwer einen Begriff davon machen, durch wie viele Hände so ein Heeresauftrag geht, bis er dann in die Stube der Näherin kommt, die mit ihren Kindern die Brotbeutel näht. Jede Zwischenstation ist aber eine Gelegenheit zu Preisdrückereien und Preisschraubereien. Dabei kommen am schlechtesten die beiden Endstationen weg: die

Heeresverwaltung, die alles bezahlen muß, und die Näherin, der am wenigsten bezahlt wird. Und welche Kraftvergeudung bringt die mangelhafte Organisation zwischen Angebot und Nachfrage mit sich, wenn — was täglich vorkommt — Patronentaschen, die für eine Militärverwaltung am Rhein zu liefern sind, durch die mannigfachen Wege des Zwischenhandels erst aus Danzig kommen und Flintenriemen für die Garnison von Berlin aus Bayern herangefahren werden! Das wäre so, als hätten wir bei der Mobilmachung rheinische Truppen nach Rußland geschickt und für den Sturm auf Lüttich auf die Bataillone aus Insterburg gewartet! Für den wirtschaftlichen Aufmarsch fehlt eben der Aufmarschplan, weil der wirtschaftliche Generalstab fehlt.

Solange wir ihn nicht haben, haben wir für die nächste Zeit eine Liebesgabenteuerung zu erwarten. Da ist das Wollproblem. Was brauchen wir für die Liebesgaben an die Truppen notwendiger als Wolle? Für Strümpfe und Unterkleider und Wäsche ist Wolle das Hauptbedürfnis. Kein Wunder, daß die Nachfrage auf dem Wollmarkt so groß ist wie nie, um so mehr, als ein Teil der Wolleinfuhr vom Ausland schon aufgehört hat! Wie die Dinge liegen, lehrt ein Beispiel, das mit Namen belegt werden kann. Ein Geschäftskluger, der voraussah, wie die Nachfrage nach Wolle anschwellen würde, reiste gleich in den ersten Tagen des Krieges nach Thüringen und Süddeutschland, um sich die sämtlichen Vorräte bei seinen bisherigen Lieferanten zu sichern. Er machte so viel „Abschlüsse", als irgendwie zu machen waren. Diese sämtlichen Einkäufe hat er längst wieder an den Mann gebracht und trotzdem geht sein Geschäft so tüchtig weiter, daß er jetzt von den Detaillisten, denen er die Ware weiterverkauft hat, die Wolle wieder zurückkauft! Er muß dafür den Kleinhändlern natürlich einen Zwischengewinn zahlen — den schlägt er aber aus seinen neuen Verkäufen doppelt heraus!

Mit den anderen Bedarfsmitteln für Liebesgaben steht es genau so — die Ware geht erst durch unzählige Hände und jede Station verteuert den Preis fürs Publikum. Die am meisten Geschädigten sind aber unsere Truppen im Felde. Bei der großen Nachfrage, die an Bedarfsmitteln für Liebesgaben herrscht, ist es selbstverständlich, daß die Qualität leidet. Fabrikanten und Hersteller müssen nehmen, was sie kriegen. Und so werden auch minderwertige Erzeugnisse in Massen verarbeitet. Was nützt dem Krieger das Wollhemd, das ihm morgen am Leibe zerfällt?! Schon liegen genug Feldpostbriefe vor, in denen Klage über die schlechte Beschaffenheit der Liebesgaben geführt wird ...

Bei den Wollinteressenten ist jetzt eine Bestrebung im Gange, den Wollmarkt zu vertrusten! Das kann zur Ausschaltung des ungesunden, verteuernden Zwischenhandels führen — es kann aber auch zu einer weiteren Preissteigerung mißbraucht werden!

Man sieht, auch hier sind einschneidende Maßregeln geboten. Was schon versäumt ist, ist nicht mehr einzuholen. Aber noch kann weiterer Schaden tunlichst eingedämmt werden. Der wirtschaftliche Generalstab hätte die Möglichkeit dazu!

Geheimrat Rießer vom Hansabund hat oft genug nach dieser Organisation gerufen, wenn er wohl auch zunächst nur an einen Generalstab für das Finanzwesen

gedacht hat. Den hat uns die Reichsbank mit dem trefflichen Reichsgeldmarschall Havenstein an der Spitze ersetzt. Für die Arbeit der Nation fehlt er. Unlösbar ist die Aufgabe nicht, um so weniger, als wir die Elemente, aus denen ein solcher Generalstab zu bilden ist, schon haben: Gemeinden und Städte, die Handels-, Gewerbe- und Landwirtschaftskammern, die einen guten Überblick darüber haben, was in ihren Kreisen gebraucht wird und was geschaffen werden kann. Dazu kommen die Organisationen der einzelnen Branchen und der von Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Jetzt muß sich einmal die Vereinsmeierei der Deutschen lohnen! Wir waren manchmal versucht, darüber zu lächeln, wenn auch die Mitglieder der bescheidensten Erwerbszweige ihren Verband gründeten und alljährlich ihren „Kongreß" hielten. Wie brauchbar ist jetzt diese Gliederung der deutschen Wirtschaft! Sie schafft die Kompanien und Bataillone, die Stationen, die prüfen, was ihrer Mannschaft not tut. Sie können deren Wünsche sammeln und Befehle von oben wieder an jeden einzelnen verteilen. Nur der Oberbefehlshaber fehlt, das Gehirn für alles. Es muß jetzt geschaffen werden.



Am Bach · Von K. Röttger

Wo vordem die Kinder im Grase spielten,
Weiße und gelbe Wiesenblumen in Händen hielten,
Wo sie lachend die Wasser vorüberrinnen ließen
Unter ihren nackten, rosigen Füßen:

Sah man am Morgen der Schlacht die Krieger ziehn;
Noch war das Schweigen. Und goldene Sonne schien.
Bis scharf — — jäh — die Stille zerriß, als bräche
Unterste Hölle hervor und ströme Feuerbäche;

Als schreie sie laut, als zerpralle
Rasender Teufel Sturm am Feuerstrahle,
Lang — lang
Währte der Lärm, und die Sonne sank.

Nun die Stille beginnt und der Abend gekommen,
Steht ein Krieger am Bach noch; heiß;
Dunkel-verstaubt, hat den Helm abgenommen
Und wäscht von der Stirne den Schweiß;

Sieht eine Blume noch unversehrt stehn,
Pflückt sie und denkt: Wie schön. Wie schön.
Sieht nicht (es dunkelt ja schon), wie ein Tropfen Blut
Inmitten der offenen Blüte ruht.

Baisse

Ein Kriegsreflex von Fritz Müller

Na, Selzer, Sie hören ja sonst auch immer das Gras wachsen — gibt's Krieg oder nicht?“

Der alte Bankier Selzer stand von seinem Börsenplatze auf und sah den Fragern der Reihe nach ins Gesicht; ein wenig lächelnd, ein wenig spöttisch und sehr gelassen.

„Krieg? Warten Sie mal — vor — vor vierzig, nein, vor vierundvierzig Jahren hatten wir den letzten, nicht?“

Alle nickten.

„Vierundvierzig ... elfmal vier ... viermal elf ... geteilt durch ...“ Der alte Bankier Selzer verlor sich in ein rechnerisches Gemurmel. Die Zuhörer lauschten erst gespannt, legten die Hand ans Ohr, bis auf einmal einer sagte:

„Ach, laßt euch doch nicht zum besten haben, der alte Selzer macht sich lustig über uns.“ Alle lachten, nur der alte Bankier Selzer nicht. Wie sich die andern in dem schwach besetzten Börsensaal verloren, stand er noch immer unbewegten Gesichts vor seinem Börsenplatze und murmelte Zahlen, Zahlen:

„Siebzig plus vierzig plus vier minus vierzehn ...“

Aber er kam zu keinem Ergebnis und schüttelte den grauen Kopf. Er wollte sich nun einmal nicht errechnen lassen, der Krieg. Es schienen zu viele Unbekannte in der Gleichung drin zu sein.

Die Wahrheit war: der alte Selzer war ein wenig kindisch geworden in der letzten Zeit. Dazu kam der Aberglaube, der in Börsensälen mehr zu Hause ist, als man gemeinhin glaubt. Was Wunder, daß der alte Selzer in diesen Zeiten sommerlicher Börsenstille auf den Gedanken kam, den Krieg aus einer Formel auszurechnen, wie man Effektenzinsen oder den Diskont berechnet.

Aber mitten in seiner Rechnerei kam ihm das Ungereimte selber zum Bewußtsein. Er fuhr sich über die Stirn und schaute nach den verschwundenen Fragern aus. Gut, daß diese es für Scherz genommen hatten, dachte er.

Und dann horchten seine alten Ohren auf das Stimmensummen, das ihm so vertraut war. Das seit vielen Jahren täglich an sein Ohr geschlagen hatte. Bald hoch, bald dumpf. Hoch, wenn die Kurse stiegen, dumpf, wenn sie fielen.

Herrgott, was hatte er in diesen Jahren schon für Wogen durch die Börsensäle gehen sehen. Was für Existenzen kommen und verschwinden sehen. Was für Macht sich in die Himmel bauen und zusammenbrechen sehen. Was für Kühnheit, Unternehmungslust aus den Werkstätten des Landes Riesenzahlen in die Börsensäle werfen sehen. Ei, wenn er an die Handvoll Werte und Wertchen dachte, die damals das Berliner Kursblatt füllten, als die Ereignisse von achtzehnhundertsiebzig durch die Räume brausten.

Siebzig, das war damals, als der alte Selzer noch der junge Selzer war, der flinke Bankkommis von Grombach & Sohn. Dem es ein Kinderspiel gewesen war, das damalige Kurszettelchen der Berliner Börse bis auf eine Zehntels-

dezimale täglich fest im Kopf zu haben. Wogegen heute kein Gedächtniskünstler der ganzen Welt sich die täglich fünfzehnhundert verschiedenen Werte ins Gedächtnis hämmern konnte.

Auch der alte Grombach nicht, sein Lehrherr, der nun längst dahingegangen war. Der alte Grombach, der ihn, den elternlosen Jungen, behandelt hatte wie ein Vater. Der ihn am Ende seiner Lehrzeit auf die Seite nahm und sagte:

„Selzer, von morgen ab sind Sie Kommis, wohlbestallter Bankkommis, und wieder nach einer Weile werden Sie wohl einmal Prokurist sein irgendwo, oder auch ein Bankier, — da hab' ich Sie was fragen wollen, Selzer."

Ja ja, gerade so hatte der Alte zu ihm gesprochen. Merkwürdig, daß er davon all die Jahre kaum ein Wort verloren hatte:

„Selzer, Sie sind bei mir an alle Bücher herangekommen und wissen ungefähr, was drin steht, nicht wahr?"

„Jawohl, Herr Grombach."

„Gut, Selzer — haben Grombach & Ko. Kommissionsgeschäfte für ihre Kunden gemacht?"

„Tausende, Herr Grombach."

„Gut, Selzer — und wie viele Spekulationen für eigene Rechnung?

„Keine einzige, Herr Grombach."

„Machen Sie's gerade so, Selzer, das ist die beste Lehre, die ich Ihnen geben kann, — wollen Sie mir das versprechen?"

„Ich weiß nicht recht, Herr Grombach — ich glaubte — ich dachte, eine Börse ohne Spekulationen —"

„Ist keine Börse; das ist richtig, Selzer — aber lassen Sie's die andern machen, die das viele Geld haben."

„Aber wie sind die zu dem vielen Geld gekommen, Herr Grombach — doch nur dadurch, daß sie immer spekulierten und —"

„Nicht immer, Selzer. Wer immer spekuliert, ist stets verloren. Ohne Ausnahme, Selzer. Aber einmal kommt im Börsenleben für einen jeden von uns eine große Sache, die nur er allein weiß, die er allein ausnützen kann, in die er sich hineinzuknien vermag mit allen seinen Kräften — daraus fließt der Reichtum, Selzer, der große Reichtum — aus einer einzigen Spekulation, verstehen Sie."

„Jawohl, Herr Prinzipal, und — und hatten Grombach & Ko. auch einmal — auch einmal diese — diese große Gelegenheit?"

Der alte Grombach hatte gelächelt:

„Ich dachte mir, daß Sie das fragen würden, Selzer. Jawohl, wir hatten sie und haben sie — und haben sie vorübergehen lassen, junger Mann."

„Oh, Herr Grombach!"

„Weil wir auch von unserem Kommissionspromille leben können — weil die Tätigkeit an sich eigentlich das ist, warum sich unsre Arbeit lohnt, und weil die winkenden Millionen schließlich nicht verdient gewesen wären, Selzer, sondern nur den andern abgenommen. Den andern, die das nicht wußten, was uns allein durch einen Zufall bekannt geworden war."

„Und Sie meinen also, Herr Prinzipal, daß auch ich bei jener großen Gelegenheit, die sich nur einmal —"

„Nein, Selzer, so weit geh' ich nicht mit meinem Rate. Was Sie dann tun, das ist Ihre Sache. Nur daß Sie vorher nicht und nachher nicht spekulieren, das möchte ich an diesem Wendepunkte Ihres Lebens —"

„Jawohl, Herr Grombach, das versprech' ich Ihnen und —"

„Waas versprechen Sie, Herr Selzer, hahaha!" sagte jemand lachend hinterm Börsensitz des alten Selter, der den letzten Satz in seinem Rückerinnern laut gesprochen hatte. „Selzer, Selzer, ich glaube gar, Sie haben eine große Spekulation vor, weil Sie innerlich so gar beschäftigt sind?"

„Spekulation? Ich habe niemals spekuliert, Herr Franck."

„Weiß schon, weiß schon — sind ja auch ein Unikum — ich machte auch nur Spaß, — aber sagen Sie mal, vorhin haben Sie es doch berechnen wollen, haha, berechnen, ob es Krieg gibt oder nicht — und wenn man sich für die Berechnung solcher Dinge interessiert, mein lieber Selzer, so hat man vielleicht doch —"

„Einen Sohn, der Offizier an der russischen Grenze ist, Herr Franck."

„Ach so, ach so, daran hab' ich nicht gedacht; entschuldigen Sie, Selzer."

„Offizier an der russischen Grenze?" mischte sich ein anderer Börsenbesucher ins Gespräch. „Was schreibt er von dort — geht's los?"

„Was?"

„Na, der Krieg natürlich."

„Erlauben Sie mal," kam es von einer vierten Seite, „das mit dem Krieg ist dummes Zeug. Sie werden doch nicht im Ernste glauben, daß wir uns wegen dieses elenden Serbiens —"

„Gestatten Sie," redete es von der Gegenseite über den alten Selzer weg, „dieses elende Serbien hat den Meuchelmord des österreichischen Thronfolgers auf dem Kerbholz und —"

„Als ob die Politik heute noch von Monarchen gemacht würde! Die macht heute das Volk, die machen die Kräfte und Strömungen, die in den Rassen lebendig sind —"

„Nun, ich denke, solche Strömungen sind auf der slawischen Seite seit Jahren lebendig genug, und brechen sie erst aus, so wird vertraglich ganz Europa mit hineingezogen."

„Dummes Zeug, ein solcher Krieg müßte an seiner eigenen Ungeheuerlichkeit im Keim ersticken."

„Ja, der Krieg oder die Völker, stimmt."

„Aber meine Herren, was sehen Sie nur für Gespenster. Der deutsche Kaiser auf der Nordlandreise, der französische Präsident in der Ostsee —"

„Der Krieg kümmert sich den Teufel drum und klopft auch an Türen, wo es heißt, der Herr sei zwar im Augenblick nicht da —"

„Aber wenn der Besuch die Freundlichkeit haben wolle," ergänzte einer lachend, „im schönen Zimmer ein wenig zu warten ..."

Jetzt lachten alle, auch der alte Selzer.

„Im Ernste, meine Herren, ließ sich Bankier Franck vernehmen, „wenn Gefahr bestünde, müßten wir es doch auch vorher an den Kursen spüren."

„Nun, ich denke, in die Gefilde unsrer Aktien ist in diesen Tagen die Sense schon gefahren."

„Nur die Sense, bitte, und auch diese nur am Rand. Und die Reichsanleihe hat bei all der Kriegstrompeterei noch nicht mal dreißig Pfennig verloren. Ich denke, das genügt."

„So? Und die Verkäufe, die gestern von einer Großbank, die ein feines Ohr in Österreich hat, für ihre Kundschaft vorgenommen wurden?"

„Sind heute schon erledigt. Ich lasse mich nicht ins Bockshorn jagen, meine Herren, ich bleibe fest."

Die andern sahen sich halb zustimmend und halb ungewiß an.

„Nun, und Sie, Herr Selzer?" sagte einer. „Werden Sie verkaufen?"

„Was meine Kundschaft mit ihren Wertpapieren tun wird, weiß ich nicht. Ich selber habe keine."

„Na, tun Sie doch nicht so, Selzer — als wenn man nicht verkaufen könnte, ohne zu besitzen — das ist doch am lukrativsten, wenn es Krieg gibt — wir sind doch keine Waisenknaben, sondern gelegentlich auch Baissiers."

„Unser alter Selzer hat nie ein Baissegeschäft gemacht, solange er an unsrer Börse ist", warf Bankier Franck ein.

„Horchen Sie, was ist dort unten los?"

Ein dumpfes Getöse war ausgebrochen. Jemand kam heran.

„Sie hämmern die Schiffahrtsaktien herunter", sagte er aufgeregt.

„Verkaufen die Großbanken?"

„Nein, süddeutsche Privatbankiers anscheinend — es ist schon vorüber."

Und wirklich, der Lärm legte sich. Und eine Viertelstunde später war freudiges Hallo am Börsenpfeiler, wo die Schiffahrtsaktien gehandelt wurden. Nachfrage sprang auf. Die Kurse gingen wieder ein wenig in die Höhe. Die Baissiers hatten begonnen, sich einzudecken.

Und als beim Börsenschluß Selzer fortging, rief ihm Franck noch unter der Türe zu:

„Eben haben sie Reichsanleihe noch um zehn Pfennige hinaufgesetzt. Ich glaube, der Karren hat sich gedreht." Und nähertretend setzte er im Flüstertone hinzu: „Werden sehen, Selzer, die Politik ist überwunden. Paris kommt auch schon fester, und in London haben sie eine regelrechte Hausse in Amerikanern vom Stapel gelassen. Ich glaube, man kann kaufen. Sie sollten einmal mittun, Selzer. So billig kommen Sie Ihr ganzes Leben nicht mehr zu solchen Papieren. Wir könnten ja zusammen einen ordentlichen Posten auf die Achseln nehmen — Selzer, hören Sie — aber so hören Sie doch —"

Aber der alte Selzer war schon schweigend durch die Tür gegangen.

Nachdenklich ging er nach Hause. Immer wieder kamen ihm die Worte seines alten Prinzipals in den Sinn: „Für einen jeden von uns Leuten an der Börse kommt einmal im Leben eine große Sache, die nur er allein weiß; und wenn er dann eingreift, sich mit ganzer Kraft hineinkniet in diese Spekulation und

weder vor- noch nachher spekuliert — jawohl, Selzer, das ist die Geburtsstunde der berühmten Spekulantenmillionen ..."

Zu Hause machte ihm die Haushälterin auf.

„Kein Brief von meinem Sohn da?" fragte der Bankier hastig.

Sie verneinte.

„Daß der Junge gar nicht schreibt! Er tat's doch jede Woche. Und nun ist's schon bald zwei Wochen. Wie, Babette — ob ich heute zu Hause esse? Nein, ich habe keine rechte Ruhe, ich will auswärts zu Abend essen ..."

Als der alte Selzer heute abend durch die Stadt ging, gab es Extrablätter. Er las sie ohne Eile.

„Die serbische Antwort auf das österreichische Ultimatum unbefriedigend?" murmelte er. „Nun, das war vorauszusehen. Österreich wird ein Exempel statuieren müssen. Es war die höchste Zeit. Wir werden ihnen inzwischen den Rücken decken. Dann wird sich Rußland hüten ... oder sollte es dennoch — dennoch ... aber nein, das wäre heller Wahnsinn. Franck wird schon recht haben, wenn er morgen tüchtig kauft ... freilich, was mich selbst betrifft ..."

— — — — —

Es war schon ziemlich spät, als Selzer aus dem Gasthaus heimging. Er mußte an der österreichischen Gesandtschaft vorbei. Was war da für ein schwarzer Haufe?

„Hoch Österreich, hoch!" klang es und schwoll an. Elektrische Funken flogen durch die Straße. Beinahe hätte es den alten, ruhigen Selzer mitgerissen, als sie jetzt im Takt vorbeimarschierten und riefen:

„Zum Schloß! Zum Schloß!"

Kopfschüttelnd ging Selzer heim. Es war ihm ein wenig wirr im Kopfe.

— — — — —

Am nächsten Tag war die Börse lange vor Beginn gefüllt. Es lagen dieselben elektrischen Spannungen über den brodelnden Massen wie am Abend vorher bei der österreichischen Botschaft, mußte Selzer denken. Politische Nachrichten lagen so gut wie keine vor. Das konnte gut sein und das konnte schlecht sein.

„Es kommt auf die ersten Kurse an", sagte Franck, der neben Selzer an den Schranken stand. „Soviel ich höre, hat die Provinzkundschaft eine Menge Verkaufsaufträge gesandt — bei Ihnen auch, Selzer?"

Dieser nickte und blickte auf ein Bündel Depeschen in seiner Hand: „Nun, Franck, Sie wollen also trotzdem nach oben gehen?"

Franck wiegte nervös den Kopf:

„Es kommt darauf an, ob die Großbanken bei den ersten Kursen intervenieren werden", sagte er.

„Sie intervenieren mächtig", sagte einer, der vorbeiging.

Und wirklich, als zehn Minuten später die Anfangskurse an der Tafel standen, waren sie fast alle höher als an der gestrigen Frankfurter Abendbörse.

Selzer sah, wie Franck geschäftig hin und her eilte. Offenbar hatte er eine Haussegruppe zusammengebracht, die nunmehr ihre Operationen beginnen wollte.

Ob er nicht doch mittun sollte? Aber was hatte der alte Grombach gesagt?

„Eine große Sache, die man nur allein weiß ...“ Aber wußte man denn hier irgend etwas? Und nun gar einer allein?

„Herr Selzer,“ rief ihm durch den Börsentrubel ein Diener ins Ohr, „Herr Selzer, dieser Brief ist eben durch einen Boten für Sie abgegeben worden.“

Der alte Bankier hielt einen länglichen, versiegelten Brief in der Hand. Aha, die Handschrift seines Sohnes. Nur gut, daß er endlich schrieb. Aber auf die Börse hätte ihn die Babette deshalb noch nicht herzuschicken brauchen. Er konnte ihn auch nachher lesen. Es war jetzt keine Zeit dazu. Jetzt, wo er zunächst die Verkaufsaufträge seiner Kundschaft auszuführen hatte.

Schon wollte er das Rechteck in die Tasche stecken. Da sah er auf den Poststempel. Donnerwetter, die Schriftzüge auf der Adresse so eilig, so aufgeregt?

Der alte Selzer lehnte an einem Börsenpfeiler und las den aufgerissenen Brief von seinem Sohn an der russischen Grenze:

„Lieber Vater! Ich war in Rußland. Du mußt nicht erschrecken. Es war eigentlich ein Versehen. Ich hatte Urlaub und wollte einmal in Zivil eine tüchtige Wanderung in die Berge an der Grenze machen. Nun, wie es so geht, ich stieg und stieg, es wurde unwegsam und schwierig, und auf einmal sah ich, daß ich den Weg verfehlt hatte. Da ging ich denn aufs Geratewohl. Dann kam ich mit meinem Rucksack durch ein Dorf. Ich merkte gleich, das war ein russisches. Das war bös. Hätten sie mich erkannt, ich wäre aufgegriffen worden. Also hieß es sich verstellen. Nun war's gut, daß ich wenigstens tüchtig Russisch konnte. Aber glaub mir, das Herz schlug mir doch, als aus einer elenden Hütte plötzlich ein Weib auf mich zuschoß und mir ein Schriftstück vor die Nase hielt. Ob ich das lesen könne. Es sei an ihren Mann. Aber der wäre Sachsengänger und jetzt auf einem Gut in Deutschland drüben. Und der Bürgermeister sei im nächsten Dorf und der Schullehrer nicht zu Hause, und wer sonst noch lesen könne, das sei höchstens der und der, mit denen sie verfeindet sei ... Wie Wasser stürzte das Geplapper über mich. Ich hörte nicht mehr drauf und las. Beinahe wäre mir ein Fluch der Überraschung entfahren, Vater. Was ich da in der Hand hielt, war ein amtlicher Einberufungsbefehl. Die Reserve wurde aufgerufen. Vater, es war kein Zweifel mehr, das war die Mobilmachung. Eine in aller Stille. Und wir drüben hatten keine Ahnung. Kannst dir denken, wie mir zumute war. ‚Wie alt ist Ihr Mann, Mütterchen?‘ sagte ich und faltete den Zettel so ruhig als möglich wieder zusammen. ‚Achtunddreißig, Herr, achtunddreißig.‘ ‚Dann sollten sie ihn doch endlich mit den Steuerzetteln einmal in Ruhe lassen, nicht, Mütterchen?‘ versuchte ich zu scherzen. ‚O, ist es wieder eine Steuer, Herr?‘ jammerte sie. ‚Keine zehn Kopeken habe ich — keine zehn Kopeken, und nicht eine für die Schufte ...‘ Und schimpfend und jammernd ging sie mit dem Papiere wieder in die elende Hütte zurück.

Lieber Vater, ich mußte mächtig an mich halten, um durchs Dorf hindurch den Wanderschritt, den unauffälligen, nicht zu verlieren. Aber gleich dahinter bog ich um und lief und lief durch einen Wald zurück, und rannte über Felder, keuchte durchs Gebirge und fand zum Glück den Weg wieder, den ich darüber her gekommen war. Spät nachts kam ich in meiner Garnison an. Da schreibe ich Dir diese Nachricht, Vater, in aller Eile von meiner Bude aus. Behalte sie für Dich, Vater. Was

sie bedeutet, wirst Du jetzt verstehen. Sie bedeutet: Rußland will den Krieg. Gut, es soll ihn haben. Unser Kommandeur war vorhin noch nicht zu Hause. Ich will jetzt nochmals hingehen, obgleich es Mitternacht ist. Sei nicht betrübt, Vater. Ich bin's auch nicht. Einmal hat dieses haßverbissene Rußland kommen müssen. Besser jetzt als später, Vater. Wir sind bereit. Es wird für uns hier an der Grenze eine Erlösung sein. Ich freue mich, Vater. Dein Sohn."

Der alte Selzer zitterte an seiner Säule. Der Börsenlärm um ihn verebbte. Es brauste in seinen Ohren von einem neuen, ungewohnten Lärm: Pferdegetrappel, Waffenklirren. Es war ihm, als fege eine wilde Reiterei oben an der Börsendecke hin. An der Spitze sein Sohn mit einer Lanze. Aufgespießt auf dieser ein flatternder Wisch: der russische Einberufungsbefehl, von dem sein Sohn geschrieben hatte.

So — jetzt war die wahnsinnige Kolonne vorübergebraust. Der alte Selzer fuhr sich über die perlende Stirn. Aber halt, da kam noch etwas hinterher, eine Gestalt, eine riesige Gestalt mit ungeheuren Armen, die gewaltige Banknotenbündel an die Brust preßten. Bündel, in denen Millionen und Millionen waren. Und der alte Selzer sah, wie diese Gestalt ihm zunickte, wie sie den Arm ein wenig vom Körper abschob, um ihm eins der Bündel auf den Börsenplatz fallen zu lassen.

Ha, es war kein Zweifel, das war die eine große Sache, von der sein Lehrherr damals sprach. Die eine große Millionenangelegenheit, um die er, der alte Selzer, in diesem Saale allein wußte.

„Freilich, ob Sie diese dann ausnützen wollen," scholl ihm die Stimme aus der Vergangenheit herauf, „muß ich Ihnen überlassen — wir, Grombach & Ko., haben es nicht getan ..."

Der alte Bankier an der Säule knitterte den Brief zusammen, schob ihn hastig in die Tasche, richtete sich auf, ward straff ...

Dann sah man ihn ruhig an die Maklerschranken gehn, wo Franck und seine Gefolgsleute kauften und kauften. Es war ein helles Stimmenbrausen. Die ganze Börse hatte sich dort versammelt. Von allen Gesichtern strahlte wiederkehrende Zuversicht. Mitläufer beim Kaufen schlossen sich in Massen an. Die Kurse wurden fest. Schlank wurde das angebotene Provinzangebot aufgenommen. Neue Verkaufsstöße brachte der Telegraph. Unbeirrt nahmen's Franck und die Seinigen auf, mit Hallo nahm's die ganze Börse auf ihre Schultern. Der kritische Augenblick schien überwunden. Die tagelange brütende Spannung an der Börse war gewichen. Es ging nach oben —

Der alte Selzer schwankte. Sollte er Franck warnen? Mußte er's nicht tun? Schon hatte er sich durchgedrängt und ihn am Ärmel gepackt.

„Lassen Sie mich in Ruhe," sagte Franck heiser, „ich habe keine Zeit jetzt — hätten Sie sich früher entschlossen — halt, ich kaufe sechzigtausend Hapag bestens, dreißigtausend Lloyd bestens — Buchser, nehmen Sie die Phönix — rasch, rasch" (und Francks Stimme sank zu heiseren Flüstertönen) „nehmen Sie von Montan, was Sie kriegen können ..."

Selzer trat zurück. Jede Spur von Unruhe war jetzt von ihm gewichen. Mit einem merkwürdigen Lächeln in seinem alten Gesicht übersah er den Börsensaal, in dem eben die letzte Verkaufswelle des verängsteten Publikums draußen an-

gebrandet war. In dem es jetzt einen Augenblick lang fast still wurde. In dem alle jetzt auf Franck und die Seinigen sahen, wie auf einen Riesenpendel, der nun auf dem kritischen Punkt angekommen war, von wo er nach der andern Seite schwingen mußte, m u ß t e ...

Und dann beherrschte die Haussepartei das Feld. Wie ein Jubel war es. Und der alte Selzer ging still und bescheiden darin herum, blätterte in seinem Bündel Telegramme, verkaufte da einen Posten, verkaufte dort einen Posten. Und je mehr er verkaufte, desto stiller wurde er.

Jetzt verschnaufte er ein wenig an seinem Börsenplatz. Hm, wenn er's überdachte, so hatte er schon gut das Zehnfache dessen verkauft, was in den Kundendepeschen stand, Stahlpapiere, Kohlenpapiere, Bankpapiere, Schiffahrtspapiere .... Sollte er aufhören? Nein, jetzt war der Stein im Rollen. Da oben auf der Galerie stand noch immer die riesenhafte Gestalt und schien die Arme wieder lockerer machen zu wollen, um ein weiteres Banknotenbündel herunterfallen zu lassen —

„Jetzt die Rente!" murmelte Selzer. Und er ging pfeilgerade auf die Schranke, wo die Reichsanleihe gehandelt wurde. Es war nicht viel Geschäft da. Nur ein paar Bankiers handelten hin und her, und der Vertreter eines Staatsinstitutes nahm die überschüssigen Spitzen fast schweigend als Käufer auf. Der Kurs rührte sich nicht.

„Ich gebe dreißigtausend Dreiprozentige bestens", sagte Selzer.

„Ich nehme sie zum vorigen Kurs", sagte jemand.

„Weitere dreißigtausend Brief", rief Selzer.

„Auch genommen", scholl es entgegen.

„Sechzigtausend Brief!"

Niemand rührte sich.

„Nehmen wir", sagte der Vertreter des Regierungsinstitutes, ohne eine Miene zu verziehen. Und dann setzte er halblaut hinzu: „Nicht wahr, Sie verkaufen doch für Ihre Kundschaft?"

Selzer hörte nicht oder wollte nicht hören.

„Hunderttausend Brief!" schrie er.

„Nehmen wir mit einem Abschlag von zehn Pfennigen", sagte gelassen der andere.

„Nochmals hunderttausend Brief — nein, zweimalhunderttausend ..."

Der Platz belebte sich. Es wurde erregt. Nicht als ob die paarmalhunderttausend Mark Umsätze an diesem Börsenplatze so stark gewirkt hätten, wo auch in normalen Zeiten oft Millionen in ein paar Minuten die Besitzer wechselten. Aber daß der alte Selzer als Verkäufer auftrat, in diesen runden Summen auftrat, das verblüffte.

„Der Selzer spekuliert ... der alte Selzer spekuliert nach unten in der Rente", raunte es durch den Saal.

Leute, die mit ihm abgeschlossen hatten, unterhielten sich laut:

„Er ist doch gut für die Differenzen, nicht wahr ... Für jeden Betrag ... Aber gleich so viel ... Ich versichere Ihnen, ging seit fünfunddreißig Jahren niemals über seine Kräfte ... Muß doch was wissen ... Ach woher, hat keinerlei Verbindungen, kauft und verkauft nur in Kommission ... Hören Sie, hören Sie,

jetzt gibt er dreimalhunderttausend Reichsanleihe bestens ... Sehen Sie, sehen Sie, der Kontrahent verlangt Sicherheiten ... Ja, ja, der alte Selzer gibt ihm den Depotschein ... Scheint einer von der Reichsbank zu sein ... Sehen Sie, Sehen Sie, gibt den Schein zurück, nickt, dankt ... Ah, da kommt Franck ... Passen Sie auf, der wird ihm das Handwerk legen ..."

Jetzt war es Franck, der den alten Selzer am Ärmel gepackt hatte.

„Sind Sie verrückt?" raunte er ihm zu. „Sie haben ja die Rente mit Ihren blödsinnigen Verkäufen schon um fünfundzwanzig Pfennige geworfen — das kann Ihnen teuer zu stehen kommen, Selzer."

„Lassen Sie mich in Ruhe — ich habe keine Zeit — gebe dreimalhunderttausend — dreimalhunderttausend ..."

Das war jetzt ein Tosen um die Rentenschranke. Das Blut des ganzen Börsenkörpers saugte dieser Platz an sich. Von überall kamen sie heran. Selzers Name ging durch aller Mund.

Er verkaufte und verkaufte. Hin und her riß es den Kurs. Nur mit Mühe, daß die Regierungsbank die Führung behalten konnte. Zeitweilig schien sie ganz auf den alten Selzer überzugehen. Ruhig stand er in der Brandung, nur von der alten Stirne tropfte ihm der Schweiß.

Ja, es war kein Zweifel, der alte Selzer beherrschte heute den Rentenmarkt. Der alte Selzer warf den deutschen Rentenmarkt herunter. Wenn auch nur um Bruchteile eines Prozentes. Aber er warf ihn. Er bestimmte den Weg. Er diktierte heute den Kredit des Reiches, soweit sich der im Kurs der Rente ausdrückt.

„Passen Sie auf," sagte einer, „das macht er nicht mehr lang, er ruiniert sich — sollen einmal sehen, wie der Kurs wieder in die Höhe schnellt, wenn er zu verkaufen aufhört ..."

Aber der alte Selzer hörte nicht auf zu verkaufen. Seinen ganzen in fünfunddreißig Jahren gewachsenen Kredit hatte er zusammengeballt, alle seine Mittel ins Feuer gestellt und verkaufte und verkaufte —

„Es ist eine Großbank hinter ihm — Sie werden's sehen!"

„Ach was, die Großbanken haben ja heute den Markt gestützt und nichts verkauft. Und der alte Selzer ist noch nie mit einer Großbank gegangen."

„Ah, jetzt verschnauft er — jetzt hört er auf — jetzt ist Schluß — er und sein Kredit ist erschöpft — Teufel, wenn sie ihn jetzt in einer Schwänze zwicken werden — sehen Sie, sehen Sie, der Franck holt schon aus ..."

Aber da geschah etwas Merkwürdiges. Ein Bote vom Ministerium drängte sich durch die Menge und übergab dem Vertreter der Regierungsbank eine Depesche. Der las sie, zuckte mit den Schultern auf und sagte etwas, was man bei dem Lärmen nicht verstehen konnte.

„Was hat er erklärt — was — was?!" schrie es von allen Seiten.

„Das Regierungsinstitut erklärt, seine Interventionstätigkeit auf dem Markt der Reichsanleihen vorläufig einzustellen!" rief einer mit gewaltiger Stimme.

Franck erbleichte. Die ganze Börse erbleichte. Das bedeutete Schlimmes in der Politik, vielleicht das Schlimmste. Vielleicht gar die Börseneinstellung morgen oder übermorgen, vielleicht —

Ein Tosen der Börse übertäubte alles Nachdenken. Die Börse schien in Verzweiflung zu sein. Um Gottes willen, was würden jetzt für Kurse kommen ...

Aber da läutete eine mächtige Glocke durch den Raum: Börsenschluß. Aller Handel hörte heute auf. Morgen ging es weiter, morgen. Vielleicht, vielleicht auch nicht ...

Und alle sahen sich nach Selzer um, nach dem alten Bankier Selzer, um auf ihn einzustürmen, um ihn zur Rede zu stellen.

Aber der war nicht mehr da. In dem allgemeinen Tumult war er durch eine kleine Tür des Börsenrestaurants hinausgeschlüpft ...

— — — — —

In den nächsten Tagen ging die Weltgeschichte einen eisernen Schritt durch Europa. Die Telegramme zwischen dem deutschen Kaiser und dem Zaren flogen hin und wider. Die russische Gesamtmobilmachung war offenbar geworden. Die beiden Ultimatums klirrten von Deutschland nach dem Osten und Westen. Grenzverletzungen fielen wie glühende Bleitropfen in die zischenden Massen. Ein ungeheurer Begeisterungssturm brach los in Deutschland. Millionen und Millionen riß er an die Fahnen. Das Vaterland erzitterte unterm dröhnenden Schritt der Heere. Der Krieg brach los, der Weltkrieg.

— — — — —

Durch die abendlichen Straßen ging ein alter Mann. Er war müde. Seine Füße schienen zu zittern.

Er ging langsam auf einen Kaffeetisch zu, der im Freien stand. Bei dem heißen Tage hatte das große Gasthaus die Spiegelscheiben heruntergelassen und Tische ins Freie gestellt. Eine Menge Menschen saßen da und redeten vom Krieg. Denn niemand in dem großen Reiche konnte von was andrem reden.

Der alte Mann hatte sich gesetzt. Der Kellner hatte ein Glas Bier vor ihn hingesetzt. Eben wollte der alte Bankier danach greifen, da sank ihm die Hand. Hinter sich hörte er die Bruchstücke eines Gesprächs:

„Jawohl, ich sage euch, es ist auch den Eingeweihtesten unserer Diplomatie überraschend gekommen."

„Um zwei Mobilmachungstage sind sie uns im heimtückischen Rußland zuvorgekommen."

„Ja, wenn das einer bei uns vorher gewußt hätte —"

„Donnerwetter, der hätte was gewinnen können."

„Gewinnen?"

„Freilich, an der Börse."

„Aber kann man denn da gewinnen, wenn die Kurse fallen?"

„Und ob, da erst recht — durch Baissegeschäfte, verstehen Sie."

„Nein, das verstehe ich nicht."

„Hm, es ist auch dem Laien schwierig zu erklären. Jedenfalls habe ich gehört, daß neulich ein Bankier an der hiesigen Börse durch Baissevorverkäufe im richtigen Augenblick viele Millionen gewonnen haben soll."

„Nicht möglich — nun, was geht's mich an — ich hab' die Millionen nicht — übrigens, habt ihr schon von unsern ersten Erfolgen an der russischen Grenze gehört?"

„Freilich, aber es sollen nur unbedeutende Grenzgefechte gewesen sein."

„Ja, eins bei — bei — na, man kann sich diese verflixten russischen Konsonantenballen gar nicht merken. Zehn Russen getötet und verwundet, und auf unsrer Seite hat es einem Oberleutnant das Leben gekostet — wohl der Erste, der auf deutscher Seite fiel."

„Möchte wohl wissen, wie der heißt — denken Sie, der Erste!"

„Kann ich Ihnen sagen — war gerade vorhin im Vorraum des Generalstabs — da hat man eine Verlustliste angeschlagen — an der Spitze stand ein Oberleutnant Selz — nein, Selzer — 's soll der Sohn von einem hiesigen Finanzmann sein — um Gottes willen, was ist denn los?"

Sie hatten sich alle umgedreht. Da war ein alter Mann vom Stuhl gefallen. Bleich und regungslos lag er am Boden. Das Glas Bier hatte sich über seine Hemdenbrust ergossen und machte braune Flecken. Am Rocke hing ein wenig Bierschaum, der noch zu knistern schien.

Der alte Mund stand schreckhaft offen. Jetzt schien er sich ein wenig zu bewegen.

„Er stirbt — er will noch etwas sagen!" schrie einer. Ein anderer beugte sich hinab.

„Was sagt er — was hat er gesagt?"

„Ich habe nur verstehen können: ‚Ich zweimalhunderttausend bestens' — ah, dort kommt der Arzt."

Aber noch bevor der Arzt kam, ging ein Zucken durch den alten Körper — es streckte ihn — Bankier Selzer war tot.



Das ist die Frucht · Von Wilhelm Jensen

Das ist die Frucht, die segensreich und gut
Entkeimt der wilden Saat von Not und Blut:

Daß man mit gradem, vollem Wert benennt,
Was sonst der Blick durch Schleier nur erkennt.

Daß zornig man die Gleißnerlumpen packt
Und ihren Inhalt aufdeckt feil und nackt.

Daß Licht und Luft doch einmal reinigend fällt
In die Latrinen unsrer artigen Welt!



Deutschmode und deutsche Mode

Von Hans Murbach

Der Gefühlsinstinkt des deutschen Volkes traf das Richtige, als er sich mit Ausbruch des Krieges haßerfüllt gegen das Fremde in seinem eigenen Lande stürzte. Den Fremden selbst geschah nichts, aber die Fremdtümelei der Deutschen erschien allen auf einmal in ihrer ganzen Erbärmlichkeit und Schädlichkeit. Erbärmlich ist sie in der Tat. Kein Volk der Welt hat jemals erwiesen, daß man so stolz auf die Zugehörigkeit zu ihm sein sollte, wie das deutsche jetzt. Schädlich war diese Fremdtümelei, weil sie uns vor uns selbst, vor allem aber auch vor dem Ausland herabsetzt, ganz abgesehen davon, daß eine Masse deutsches Kapital damit ins Ausland floß.

So können wir, die wir seit Jahren und Jahrzehnten zäh und unverdrossen trotz scheinbaren Mißerfolges gegen diese Fremdtümelei kämpften, glücklich und dankbar sein, daß die schauerliche Gefahr einer Stunde und ihre hehre Erleuchtung zum allgemeinen Gefühlsbedürfnis machte, was bislang nur Erkenntnis begrenzter Kreise gewesen war. Gerade wir wissen aber, wie schwierig diese Arbeit ist, welche Mühe, welch geistiges Erleben es voraussetzt, um ein in Jahrzehnten, ja in Jahrhunderten eingewurzeltes Übel wirklich auszurotten. Gerade darum schiert es uns wenig, wenn da und dort Ungeschicktes, ja Lächerliches mitunterläuft. Dagegen ist entscheidend, daß diese Bewegung echt sei, aus innerer Notwendigkeit erfolge und nicht aus einer Mode des Augenblicks. Es ist sehr leicht, von einem Kaffeehaus das fremdländische Schild herunterzureißen und dafür mit stolzen Buchstaben „Vaterland“ hinzuschreiben. Es ist auch noch nicht schwer, an diesem Orte die bislang üblichen Konzerte aus Operettenschlagern durch solche zu ersetzen, deren ganze Vortragsfolge aus Märschen und vaterländischen Liedern besteht. Das alles ist aber keinen Pfifferling wert, solange drunten an den Tischen dieselbe undeutsche Flirterei und Courschneiderei — diese Fremdwörter sollen bleiben, weil sie undeutsche Dinge bezeichnen — weiter getrieben wird. Was sollen die Schleifchen und Bändchen in vaterländischen Farben, wenn sie an Kleidern hängen, die offenbaren, daß ihre Trägerinnen vom Ernst der Stunde unberührt geblieben sind?! Diese Art von Patriotismus ist Firlefanz, ist Mode, und gefährlich wäre es, wenn wir uns dadurch nur eine Minute täuschen ließen.

Wie klapprig es um dieses Deutschsein bestellt ist, hat die „Zentrale (!) zur Hebung des Fremdenverkehrs in Berlin“ bewiesen mit der Art, wie sie ängstlich flau machte gegen das durchaus berechtigte Verlangen der Öffentlichkeit nach Beseitigung jener Namen unserer Gasthöfe, die einem heute geradezu ins Gesicht schlagen, wie Westminster, Bristol, Hotel de Russie und dergleichen. Da heißt es, die Hoteliers — warum nicht Gasthofbesitzer oder noch viel einfacher Gastwirte? Die deutsche Bezeichnung ist ihnen wohl nicht vornehm genug! — hätten es sich viele Reklamegelder kosten lassen, um den Namen ihres Hauses auch im Auslande bekanntzumachen. Wie kindisch dieses ewige Schielen nach dem Ausland! Warum sollen sich die Ausländer für in Deutschland liegende Gasthöfe

Deutscher Kanonier



Otto Soltau

nicht deutsche Namen einprägen? Wendet in Zukunft die Reklamekosten dafür an, um einen solchen deutschen Namen dem Ausland ins Gehirn hineinzustampfen! Schließlich sind wir Inländer doch auch noch da! Und wir, die wir am meisten in der Welt herumreisen, finden wir irgendwo diese zarte Rücksichtnahme auf unsere Sprachkenntnisse und unser Heimatgefühl? Solange der Stolz der deutschen Gastwirte nicht dahin gerichtet ist, durch echte Gediegenheit, wahrhaft vornehme und wirklich gute Bedienung an die Spitze zu kommen, und diesen Eigenschaften unter deutscher Flagge zum Siege zu verhelfen, arbeiten sie nicht für, sondern gegen den Sieg deutscher gesellschaftlicher Kultur.

Ebenso fadenscheinig wie die der „internationalen“ Gastwirte sind die Gründe, die in einem viel abgedruckten Rundschreiben gegen die Bekämpfung der fremdländischen Aufschriften auf deutschen Erzeugnissen (das Rundschreiben sagt natürlich Fabrikate) geltend gemacht werden. Es heißt da u. a.: „In den seltensten Fällen sind wohl fremdländische Titel und Texte angewandt, aus dem Beweggrund, dem kaufenden Publikum damit ausländische Ware vorzutäuschen. Deutschland ist durch sein Emporkommen und seine ausgedehnte Industrie vielfach auf ausländische Absatzgebiete mit angewiesen, und in vielen Ländern Europas und den andern Weltteilen wurden bislang ungern Verpackungen mit deutschen Aufschriften gekauft; die Fabriken waren daher gezwungen, in manchen Fällen fremdsprachige Titel für ihre Erzeugnisse zu wählen, um ihren Waren Eingang zu verschaffen.“

Es ist schlechterdings nicht wahr, daß die Fabriken durch dieses Verhalten des Auslandes zu fremdsprachlichen Aufschriften gezwungen waren. Es ist allgemein bekannt, daß das von England zur Abwehr unserer Handelserzeugnisse geforderte „Made in Germany“ im Laufe der Zeit das Gegenteil bewirkt hat, so daß diese Waren sogar besonders begehrt wurden. Es ist noch niemals englischen und französischen Fabrikanten eingefallen, ihre Waren in Deutschland unter deutschen Aufschriften anzupreisen; sie betonen im Gegenteil auch durch die Sprache das Ursprungsland und werben dafür durch ihre industrielle Tüchtigkeit. Das gleiche muß von unserer Industrie gefordert werden, erst dann wird der Welt klar, wie riesig unsere Kulturarbeit auf allen diesen Gebieten ist. Mit ihren fremdsprachigen Aufschriften dagegen wirbt unsere Industrie für die betreffenden Länder.

Mut zum Farbebekennen, das ist es, was nottut. Auf dem ganzen Gebiete der Industrie. „Brüsseler Spitzen“, „französische Seide“, „englische Stoffe“ werden natürlich nicht schlechter, nicht minder wertvoll dadurch, daß wir jetzt mit diesen Ländern im Kampfe liegen. Den deutschen Geschäftsmann, der es über sich gewinnt, sie trotz des Krieges in seinem Geschäft zu führen, wie den Deutschen, der ohne ihre Benutzung nicht auskommen zu können glaubt, überlasse man ruhig sich selbst. Was wir aber verlangen müssen, ist, daß uns in Zukunft Vogtländische Spitzen als solche angeboten und in ihrem ganzen Werte angepriesen werden und nicht erst den Umweg über Belgien zu machen brauchen; daß Crefelder Seide und Aachener Tuch unter ihrem wahren deutschen Namen von uns geschätzt werden und nicht erst durch den ausländischen Zoll belastet zu werden brauchen, um

für uns Wert zu gewinnen. Da liegt die Dummheit und die wirkliche Vaterlandslosigkeit!

Mit sehr gemischten Gefühlen nehme ich darum auch die Nachricht von der Schöpfung einer „deutschen Mode“ auf. Das kommt verblüffend rasch, meine Damen und Herren, und geschieht so geschäftig, daß es arg nach Geschäft schmeckt! Es ist eine verdächtige Gelenkigkeit, wenn man bis gestern mit besonderem Eifer seine guten Beziehungen zu Paris und London verkündete und „echt“ französische und englische Modelle über alles anpries, und schon heute sich für berufen hält, das „vaterländische Bedürfnis nach einer deutschen Tracht“ zu stillen. Dagegen hilft mir auch nicht, daß manche gute Namen deutscher Künstler und eine Vereinigung wie der „Werkbund“ unter dem Aufrufe mit aufgeführt werden. Ich meine, die Deutschen, denen diese Zeit wirklich an die Nieren geht, hatten bislang wichtigere Gedanken und schwerere Sorgen, als die nächste Frühjahrsmode. Aber sei's drum. Wir wissen aus der Geschichte, daß 1870 und auch vor hundert Jahren diese Bestrebungen gescheitert sind, einfach weil sie das Wesen der Mode verkannten. Die Fähigkeit zu einer deutschen Tracht würde bei unserer Frauenwelt vor allen Dingen voraussetzen das freudige Bekenntnis zu deutschem Wesen. Aber eine Tracht in dem Sinne, wie sie einigen Schwärmern und auch Künstlern vorschwebt, ist ein Ding der Unmöglichkeit, weil die Kleidung im Dienste des Geschlechtslebens steht. Daran ändert auch dieser Krieg nichts. Es kann sich also auch hier nicht um eine deutsche Tracht, sondern nur um eine deutsche Mode handeln, die genau so immer auf Wechsel und Neuheit bedacht sein muß, wie bisher. Was hier erreicht werden kann, erreicht werden müßte, ist nichts anderes als der Mut zu sich selbst, d. h. das Vertrauen auf den eigenen Geschmack. Es ist eine bekannte Tatsache, daß in den größten Pariser Schneiderfirmen Deutsche auf wichtigen Posten sitzen. Diese Leute wären nicht minder erfinderisch, nicht weniger geschmackvoll zu Hause. Aber hier glaubt ihnen keiner. Solange ferner die deutschen Frauen nicht einsehen, daß sie im echtesten Pariser Modell nur angeputzte Äffinnen sind, einfach weil sie sich nicht in der Weise anziehen können wie die Französinnen, ist ihnen nicht zu helfen. Wir finden unserem Wesen nach auch in der Kleidung anderes schön, als der Franzose. Es hat kein Deutscher die Schlitz- und Humpelröcke oder die wahnsinnigen Vergewaltigungen des Körpers und die wahnwitzigen Korsetts schön gefunden. Den Franzosen haben sie wirklich gefallen.

Aber unserer Frauenwelt, unserer ganzen Geschäftswelt fehlte das Vertrauen zum eigenen Geschmack, und so beugten sich beide der fremden Tyrannei. Das muß anders werden, wie es auf dem Gebiet des Möbelbaues, der gesamten Inneneinrichtung unserer Häuser anders geworden ist. Das wäre auch erreichbar, allerdings nur dann, wenn dieses Deutschsein-wollen selbst nicht bloß eine vorübergehende Mode ist.





Kriegsbeitreibungen

Abgesehen von den Plünderungen und Räubereien, die russische Truppen bei ihrem Vorstoß nach Ostpreußen verübten, ließ der russische Oberbefehlshaber von den vorübergehend dort besetzten Städten nach dem Ermessen der kommandierenden Generäle Kriegsbeitreibungen ausschreiben, angeblich um diese Gelder jenen russischen Städten, die etwa von deutschen Truppen besetzt werden sollten, zukommen zu lassen. Näheres über die Höhe der russischen Kriegsbeitreibungen in Ostpreußen ist noch nicht bekannt geworden. Als die Russen am 3. Oktober in die ungarische Stadt Marmarosch-Sziget einrückten, forderte der kommandierende General 140000 ℳ Kriegskosten.

Kriegsbeitreibungen sind nicht gleichbedeutend mit Kriegsentschädigungen, die der Sieger bei Abschluß des Friedens zu fordern hat. Unter Kriegsbeitreibungen oder Kriegsschatzungen versteht man nur diejenigen Geldbeträge, die der Sieger den Städten des besetzten Landes auferlegt entweder als Ersatz von Steuern oder als Ersatz für die zu gewährenden Naturalleistungen durch Zwangslieferungen, wenn sich bestimmte Gegenstände in einem Bezirk nicht beschaffen lassen und anderorts gekauft werden müssen, oder endlich als Strafe. Kriegsbeitreibungen sollen nur von dem Oberbefehlshaber angeordnet und unter Mitwirkung der Landesbehörden erhoben werden.

Wo der Krieg durch die Beteiligung der Bevölkerung, durch Freischärler usw. Auswüchse zeitigt und strengste Vergeltungsmaßregeln notwendig macht, werden Kriegsbeitreibungen als Mittel zur Bestrafung einzelner Städte angeordnet, da auf die Bevölkerung Geldsteuern am unmittelbarsten wirken. Trotzdem hielten sich die Kriegsbeitreibungen der deutschen Feldherren in dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 in verhältnismäßig bescheidenen Grenzen.

Nach Mitteilungen französischer Blätter sollen die deutschen Oberbefehlshaber in den von den deutschen Truppen besetzten Gebieten Belgiens und Frankreichs folgende Kriegsbeitreibungen auferlegt haben: Brüssel 200 Millionen Franken, Lüttich 50 Millionen, Stadt Lüttich 10 Mill., Löwen 100000 Fr., Lille 7200000 Fr., Armentières 500000 Fr., Lens 700000 Fr., Roubaix und Tourcoing 1 Million, Termonde 1 Million, Provinz Brabant 450 Millionen (?), Gent 100000 Fr., dazu 2200 Zigarren, 220 Fäßchen Mineralwasser, 100 Fahr- und 10 Motorräder, Amiens 1 Million und 100000 Zigarren, zusammen also 721500000 Fr.

Diese Angaben sind weit übertrieben. So wurde der Stadt Brüssel nur eine Kriegsbeitreibung von 50 Mill. Fr. auferlegt und davon nur 5 Mill. Fr. bar und 15 Mill. Fr. in Gutscheinen bezahlt. In Brüssel hatten deutsche Reichsangehörige bei Ausbruch des Krieges durch die Ausschreitungen des Pöbels große Verluste an ihrem Eigentum erlitten, eine hohe Kriegs-

beitreibung erschien danach gerechtfertigt, die hoffentlich nicht ermäßigt werden wird. Ende Oktober soll von der belgischen Stadt Rousselaere eine Kriegsschatzung von 200000 Fr. gefordert worden sein, weil nach dem Abzug der französischen Truppen wieder Freischärler auf die eindringenden deutschen Krieger feuerten.

Eine sehr erhebliche Kriegsbeitreibung wäre von Antwerpen zu erheben, als Schadenersatz für die Räubereien an deutschem Privateigentum und für die völkerrechtswidrige Vernichtung oder Beschädigung deutscher Kauffahrteischiffe.

Darüber sind Pariser Blätter in größte Entrüstung geraten, offenbar in der Besorgnis, es könne Paris in die Lage kommen, ebenfalls eine angemessene Kriegsbeitreibung zu zahlen. Diese Entrüstung war gerade von französischer Seite wenig am Platze.

In bezug auf Kriegsbeitreibungen hat kaum ein anderer Staat eine so umfangreiche und rücksichtslose Praxis aufzuweisen wie Frankreich.

Was muß beim Eindringen in ein fremdes Land die erste Sorge sein? so frug der französische Finanzminister Cambon Ende 1792, als die Franzosen beschlossen, Belgien zu „befreien". Und er antwortete: „Als Pfand für die Erstattung der Kriegskosten die Güter der Feinde in Besitz zu nehmen." Danach handelten die Franzosen und stellten alles öffentliche Eigentum des Staats, der Gemeinden und anderer Körperschaften unter ihren Schutz, d. h. raubten es, ließen geistliche Güter und Stiftungen einziehen, Waldungen niederschlagen usw. Vergebens legten die Belgier gegen die Plünderungspraxis der Franzosen Verwahrung ein.

Auch Napoleon gestattete seinen Truppen in vielen Fällen die Plünderung, obwohl er später auf St. Helena zugestand, daß dadurch die Organisation des Heeres untergraben wird. Wo der Soldat plündern darf, verliert er Zucht und Gehorsam. Deutscherseits wird das Plündern und Beutemachen auf das strengste verboten und hart bestraft. Auf Seite der Feinde ist zur Genüge anerkannt worden, daß der deutsche Krieger nicht plündert. Was er verlangt, sind Lebensmittel, die er benötigt. Dagegen haben die russischen Soldaten in Ostpreußen und die französischen Soldaten im Elsaß, gelegentlich sogar Offiziere, Privateigentum in Gestalt von Wertgegenständen und Geld weggenommen, somit Plünderungen verübt, ohne von ihren Vorgesetzten bestraft zu werden.

Napoleon I. verkündete noch den Grundsatz, daß dem Sieger das besiegte Land mit allem, was darinnen ist, verfallen sei. Auch die Bewohner hatten als Besiegte ihr Eigentum verloren. Doch solle es ihnen gegen Loskauf belassen werden. Daraufhin ließ Napoleon Kriegseintreibungen oder Kriegsschätzungen (Kriegskontributionen) in solcher Höhe auferlegen, daß sie an Plünderung grenzten.

Als Hamburg Ende Mai 1813 mit dänischer Hilfe von den Franzosen wiederbesetzt wurde, erhielt Davout von Napoleon aus Dresden 17. Juni 1813 den Befehl, die englischen Waren, die Kolonialwarenlager, die Getreide-, Wein- und Branntweinlager, die Lager an gesalzenem Fleisch, Leder, Tuch, Leinwand und Reis wegzunehmen und alle Stofflager mit Beschlag zu belegen. Napoleon meinte, in Hamburg würden sicher für 160 Mill. Mark Waren vorhanden sein. Für die Kaufleute sei die beste Strafe, sie zahlen zu lassen. (An Davout, 1. Juli 1813.) Napoleon verlangte 48 Mill. Mark Banko bei Androhung der Wegnahme aller Waren. Hamburg soll vom Mai 1813 bis Mai 1814 bis zu seiner Erlösung über 60 Mill. Mark aufgebracht haben.

Nach amtlichen Berechnungen erlitt Preußen in den Jahren 1807 bis 1813 durch Napoleons Kriegsentschädigungen, Kriegsbeitreibungen, Beschlagnahmen, Lebensmittelforderungen, Verwüstungen usw. einen Schaden von gering gerechnet 4,8 Milliarden Mark. Preußen hatte damals 4 Millionen Bewohner und trug diese Lasten. Danach läßt sich annähernd ermessen, was das heutige Frankreich mit seinen 40 Millionen Bewohnern aufbringen könnte.

Paul Dehn

An die Deutschen im Auslande

Ergreifend schöne Worte an unsere deutschen Brüder und Schwestern im Auslande, aber auch an uns alle, richtet ein deutscher Konsul aus Südamerika in den „Hamb. Nachr.“:

„Wohl ist es zu verstehen, daß euch draußen ein heiliger Zorn erfaßt, weil ihr nicht daheim stehen und mitkämpfen könnt, wo die Schwerter aufeinanderschlagen. Doch verzaget nicht, wenn dem Herzenswunsch die Erfüllung verwehrt ist. Dieser Kampf ist nicht nur ein ruchloser Streich gegen das Deutsche Reich, das Herzstück Europas, er soll der Kampf der Vernichtung gegen das ganze Deutschland, hier und in aller Welt, werden. Darum, wo immer ihr draußen steht, ihr deutschen Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen, ihr steht auf Herz und Hand fürs Vaterland fordernden deutschen Vorposten. Die ganze Welt ist für uns, für unser Sein und Bleiben zum Kampfplatz geworden. So werdet ihr überall der Heimat gleichwertig dienen. Sei es auf dem abgeschnittenen Posten der eigenen Kolonien, wo auch euch die eiserne Klinge in die Faust gedrückt ist, oder sei es in fremden überseeischen Landen. Wollen die Feinde uns daheim zerschlagen, so wollen sie uns auf unseren fernen Arbeitsgefilden das Brot, den ehrlichen Ruf und unsere Zukunft rauben. Da könnt auch ihr eure Kräfte zu reichem Wirken und Segen zusammenfassen.

Auf jedem von euch ruht ein Teil der Würde, der Verkörperung der Heimat. Unter diesen erschwerenden Verhältnissen erwächst euch die heilige Pflicht, jeden deutschen Besitz, jede deutsche Stellung mit Ruhe und umsichtiger Wachsamkeit zu schützen vor Angriffen, die unsere Feinde, besonders England, sich als Hauptziel kriegerischer Tätigkeit gesteckt haben. Wo ist Völkerrecht, Anstand und das, was die Engländer so wohlklingend ein fair play nennen, gegen uns geblieben?

Ausgerottet, verfemt ist jedes wahre Wort, ist jede ehrbare Tat, ist alle Vergangenheit und jede weitersehende Überlegung, wenn nur heute dem Deutschtum Schaden zugefügt oder angedichtet werden kann.

Doch das deutsche Herz ist stark im Ertragen. So werdet ihr mit Kraft dem Verleumderstrom unendlicher, fast unausdenkbarer Lügen widerstehen. Schon flutet der Gegenstrom, schon wird euch aus tausend Kanälen die deutsche Wahrheit zufließen. Dann laßt ihn aus Herzensflammen weithin leuchten, mit überzeugendem Ruf über das Land hinjagen, den heiligen Widerspruch gegen Schmähung und Lüge, gegen Haß und Habgier: dann sei die unumstößliche Wahrheitskündung eure Waffe, und sie wird siegen! Dann mögen die Lügenballen ruchloser Hetzer, die nun die ganze Welt und teuflisch erbarmungslos ihre eigenen Völker belügen und hinters Licht führen, uns selbst zur Rechtfertigung werden. Laßt sie inzwischen nur weiterschwindeln über das zusammenstürzende armselige Deutschland. Unsere Streiche fühlen sie dabei ebenso peinlich, und über unsere Armut halten wir ihnen blinkende 4500 Millionen Mark entgegen, die die erste Kriegsanleihe aus nurdeutschen Volksmitteln auf den ersten Anhieb ergeben hat.

Deutschland ist eine feste Burg, in der nicht Hungersnot und Verzweiflung, sondern Gottvertrauen, Einigkeit und Opfermut die Waffen führen.

Und ihr deutschen Frauen draußen, steht in Seelenstärke euren Männern zur Seite, muntert auf, wo ehrliche, zähe Arbeit von raubsüchtigen Neidern zertrümmert, die Früchte langer Schaffensjahre den Euren abgejagt werden sollen. Machtvoll und kraftvoll erhebt sich der deutsche Geist, in sich selbst am stärksten, unsterblich. Diesen reinen deutschen Geist, übertragt ihn auf eure Kinder, laßt sie diese weltgeschichtlichen Stunden, schwerster Prüfung voll, zuversichtlich und stolz in euren Worten und Erzählungen miterleben. So werden sie dem Tage der Auferstehung, der Ernte noch größerer deutscher Herrlichkeit als ganze Deutsche entgegen-

wachsen, stolz auf ihre Väter und Mütter, und auch den letzten Abklatsch der Anbiederung fremdvölkischen Wesens verbannen, der uns bisher aus schwächerer Vergangenheit noch anhaften mochte. Das reinste Deutschtum soll euren Kindern das einzige, das edelste werden.

Helft auch ihr Frauen mit euren Männern den deutschen Brüdern draußen, denen die harten Kriegsfolgen vielleicht zahlreich schon Stellung, Arbeitsfrüchte und Lebensunterhalt genommen haben. Was auch immer ihr dem ärmsten Deutschen Gutes tut, ihr tut es dem gesamten Vaterlande.

Mögen bisher verhätschelte Kulturnationen mit Kosaken, asiatischen Halbwilden, mit Zuaven, Turkos, mit schwarzen, braunen, gelben Teufeln gegen uns zu Felde ziehen, zeigt, daß viel Feind' viel Ehr' ist, daß wir mit reinem Gewissen den Kampf bis zum Siege aufnehmen. Laßt alle nachbetenden Anfeinder die eigene Lächerlichkeit erkennen, mit der sie von heute auf morgen das Volk der Denker, der Lehrer, der Arbeiter zu Hunnen und Barbaren stempeln wollen; Barbaren, bei denen alle Ausländer auch heute unter dem schwersten Ringen in voller Friedensaussicht leben und unbelästigt ihrer Tätigkeit nachgehen.

Kehren die Kämpfer aus heißem Streite zurück, dann wird die Heimat unversehrt zu neuer Arbeit bereit stehen, dann muß der Strom der Arbeit wieder hinüberfluten können, wo immer deutsche Tüchtigkeit ein Feld in ehrlichem Wettbewerb erworben und gesichert hat. Auch euch fernen Streitern und Helfern wird das Vaterland innigsten Dank zollen und sorgen, daß bei dem neuen Ausbau völkischer Beziehungen jener fremde, verhetzende Nachrichtendienst durch deutsche Gegenwehr kaltgestellt und fortan auch Deutschland den fremden Völkern in seinem wahren Sein und Werte vor Augen geführt wird. Wie im Kriege, so im Frieden wollen wir rücksichtslos, aber mit ehrlichen Waffen, Worten und Werten kämpfen und siegen. Mit diesem Schwur der Treue und des Willens reichen Heimat und Ferne sich die Hand; jeder an seinem Platze, mit Gott für Kaiser, Reich und deutsche Herrlichkeit."



Der Mephisto unter den Feinden Deutschlands

Wer ist das? Wer unter den Gegnern Deutschlands erinnert an die Figur des Mephisto, an den Geist, der „ein Teil ist von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft"?

Dies ist — wird vielleicht der Leser antworten — Sir Edward Grey. Wirklich? Fehlt denn diesem Sir nicht gerade der Zug, der uns an dem Wesen von Goethes Mephisto besonders auffällt, der uns für dieses Wesen gefangen nimmt: das schalkhaft Humoristische, schlagfertig Witzige dieses Geistes, „der stets verneint"?

Ein Diplomat, der nichts Besseres zu tun weiß, als sich dem Sport des Angelns hinzugeben, wenn er sich erholen will vom Angeln nach Bundesgenossen für die Triple-Entente, ein Staatsmann, der nur seine Muttersprache versteht, die, wenn auch die Sprache Shakespeares, doch entfernt nicht so ausdrucksfähig ist, wie die Sprache Schillers und Goethes, ein englischer Politiker, dem das durchaus fehlt, was er zu seinem „Geschäft" dringend bedarf, nämlich im allgemeinen Bildung, darf nicht neben Goethes Mephisto gestellt werden.

Dies wäre eine Versündigung, ein Vergehen gegen Goethe selbst. Daß sich Sir Edward einmal die Zeit genommen hat, um den „Faust" zu lesen, ist bei ihm ebensowenig anzunehmen, als bei dem Mann, der heute, soweit ihm dies möglich ist, das Szepter über Großbritannien schwingt. In den Bildungsgrad dieses Georg V. erhalten wir übrigens einen gewissen Einblick, wenn wir im „Volkserzieher" lesen:



„Die Unwissenheit dieses Monarchen ist so haarsträubend — schreibt nämlich dort Houston Stewart Chamberlain — daß er, um nur ein Beispiel zu nehmen, vor drei Jahren den Namen Goethe (den er Goitti ausspricht) noch niemals gehört hatte.“

Zum Unterschied von Georg V. hat dessen Vater, der Lebenskünstler-König Eduard VII. in seiner Jugend eine ausgezeichnete Erziehung genossen, geleitet von seinem Vater, dem hochgebildeten Prinzgemahl der Königin Viktoria, dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg-Gotha. In England hat man Eduard VII. den „Peace-maker“, den Friedemacher, genannt und damit die Wahrheit geradezu auf den Kopf gestellt. Aber die Engländer waren nun einmal davon überzeugt, daß König Eduard wirklich die Erhaltung des Weltfriedens im Auge habe. Heute wissen wir, daß es gerade dieser „Peace-maker“ gewesen ist, der durch die Schaffung der Entente cordiale den jetzigen Weltkrieg angestiftet hat. Dies weiß heute bei uns jeder Sekundaner.

Sollte es aber trotzdem bei uns noch Leute geben, die sich hierüber heute noch nicht ganz klar sind, so möchte ich diesen eine kleine Schrift zu lesen empfehlen, die in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert ist. Schon durch ihren Titel, der so lautet:

„Der größte Verbrecher an der Menschheit im zwanzigsten Jahrhundert König Eduard VII. von England“ — eine Fluchschrift (nicht Flugschrift) von Reinhold Wagner, Oberstleutnant a. D. (II. Aufl., Verl. von Karl Curtius, Berlin 1914, Preis 50 ₰. Zum Besten der notleidenden Ostpreußen.)

Bemerkenswert ist diese Schrift ferner durch die Persönlichkeit ihres Verfassers, über die der General d. Inf. z. D. von Janson im Militär-Wochenblatt v. 20. Okt. 14 sich wie folgt ausläßt:

„Oberstleutnant a. D. Reinhold Wagner, der bekannte und hochverdiente Ingenieur, den viele alte Offiziere aller Waffen als ihren Lehrer verehren, der erst vor zwei Jahren ein großartig angelegtes Werk: ‚Grundlagen der Kriegstheorie‘ schrieb, Verfasser dieser ‚Fluchschrift‘, ist fast 81 Jahre alt, seit langer Zeit des Gehörs und so gut wie ganz der Sehkraft beraubt . . .“

Und ganz besonders bemerkenswert ist in Wagners Schrift die Stelle, in der der Verfasser den Besuch des Königs Einkreiser in Berlin kurz nach Neujahr 1909 und dessen Empfang dort schildert: „Dieser Empfang am Brandenburger Tor“ — schreibt er — „ist durch eine Photographie festgehalten worden. Da sitzt der König ganz nachlässig in das Polster des Wagens zurückgelehnt und sieht auf den Oberbürgermeister mit so spöttischem Lächeln herab, als wollte er sagen: ‚Den Teufel spürt das Völkchen nie und wenn er sie beim Kragen hätte‘.“

Nun wissen wir, wer der Mephisto war unter den Feinden Deutschlands. Eduard VII. war es. Er war es, der damals das Böse gewollt hat und jetzt das Gute schaffen wird.

Dieser Wagnerschen Schrift sind im Anhang ein paar Gedichte des Verfassers beigegeben. Darunter ist eines, das Germania betitelt ist und von dem 16jährigen Obersekundaner Wagner im Sommer 1850 gedichtet wurde. Die letzten Strophen dieses Gedichts lauten:

So wahr im deutschen Geist ein heilig Feuer glimmt,
Ist er zur Führerschaft der Menschheit vorbestimmt.

Dieses selbe Feuer glomm auch schon in der Seele des so früh verstorbenen romantischen Dichters Novalis, der einst die merkwürdigen Worte niederschrieb: „Nur deutsch wäre undeutsch“, was soviel heißen soll wie: Der Deutsche sollte nicht nur Deutscher sein, sondern auch Weltbürger, um der Führer der Menschheit sein zu können. Das glimmende „heilige Feuer“ soll also zur mächtigen Flamme werden. Ludwig Deinhard



Das russische Einfallstor

Ist es nicht eine wunderbare historische Fügung, erinnert Prof. Theodor Schiemann in der „Deutschen Revue“, daß die erste große Entscheidung zwischen Ost und West bei jenem Tannenberg gefallen ist, das am 15. Juli 1410 Zeuge war der Niederlage des Deutschen Ordens? Die Heerhaufen König Wladislaw Jagiellos und Witolds von Litauen bestanden zum größeren Teil aus Russen und Tataren, und ihr Sieg leitete eine Entwicklung ein, die für die deutsche Nation den Verlust ihrer kolonialen Gründungen an der Ostsee bis hinauf zur Narva nach sich zog. Die Zukunft der beiden Zweige des Deutschen Ordens in Preußen wie in Livland hing davon ab, daß es ihnen gelang, ihren Territorialbesitz auf breiter Basis zu verbinden. Nach jahrhundertlangem Ringen hatten sie dieses Ziel erreicht. Szamaiten, das sind die heutigen Gouvernements Kowno und Grodno, wurde erobert, und damit war die Vereinigung beider Ordenszweige zu einem geographischen Ganzen endlich möglich geworden. Aber die Niederlage des preußischen Ordens zerriß die Verbindung, und die Livländer trafen erst nach gefallener Entscheidung ein und waren zu schwach, sie rückgängig zu machen. Szamaiten blieb dem polnisch-litauischen Staatskörper, und damit war auch das endliche Schicksal beider Zweige des Ordens entschieden. Der preußische wurde 1525 als polnischer Vasallenstaat säkularisiert, der livländische behauptete sich bis 1562 und fiel danach den Fremden: Dänen, Schweden, Polen und Russen, zur Beute, nachdem er verheert worden war, weit ärger als heute irgendein Punkt Ostpreußens. Seither aber ist jenes Szamaiten das Tor geworden, durch welches alle Feinde Preußens und Deutschlands ihren Einzug gehalten haben.

Von dort aus suchte die Zarin Elisabeth Petrowna Friedrich dem Großen den Todesstoß beizubringen, und als 1805 Alexander I. den hinterlistigen Anschlag auszuführen unternahm, der Preußen in russische Vasallenschaft führen sollte, war Szamaiten das Tor, durch das er einzudringen beschlossen hatte. Ebenso hat Kaiser Nikolaus I., als er sich 1848 mit dem Plan trug, Preußen zu zwingen, sich seinem absolutistischen System anzuschließen, er, wie uns eine eigenhändige Aufzeichnung des Zaren zeigt, daran gedacht, aus Szamaiten in Preußen einzurücken und „durch sofortige Besetzung Ostpreußens bis zur Weichsel“ Friedrich Wilhelm IV. seinem Willen zu beugen. Damals ist es dazu nicht gekommen, aber auch der schimpfliche Tag von Olmütz wäre nicht möglich gewesen ohne das offenstehende Tor von Szamaiten. Nun hat der Urenkel Nikolaus' I. den Gedanken seines Ahnherrn zu verwirklichen versucht. Bei Hohenstein und Tannenberg und in den masurischen Sümpfen haben seine Armeen dafür bluten müssen, und die russischen Gefangenen mögen jetzt in unsern Festungen und Konzentrationslagern über den Wechsel der Zeiten nachdenken.

Uns aber liegt ein anderer Gedanke näher: Ostpreußen darf seine heutigen offenen Grenzen nicht behalten, sie müssen nach Norden und Osten einen Abschluß erhalten, der sich mit Sicherheit verteidigen und behaupten läßt.



Englands Nahrungsmittelzufuhr im Kriege

Nun ist es da, das große Ereignis, vor dessen Kommen man in England seit mehr denn einem Menschenalter gebebt hat: der Krieg mit einer starken Seemacht, die Furcht, die eigene Nahrungsmittelzufuhr abgeschnitten zu sehen. Parlament und Presse, Wissenschaft und öffentliche Meinung haben die Frage wieder und wieder erwogen und von den mannigfachsten Seiten beleuchtet. Alle Ansichten, die nur möglich scheinen, sind vertreten und schroff gegeneinander verfochten worden. Nun wird die Probe aufs Exempel gemacht.

Als **Napoleon** 1810 nach dem Scheitern aller Pläne, England zur See kampfunfähig zu machen, den europäischen Kontinent durch einen gewaltigen und für alle Beteiligten rücksichtslosen Federstrich sperrte, gelang es ihm zwar, die Nahrungsmittelzufuhr vom Festland nach England so gut wie ganz abzuschneiden; die Folge war nur eine vorübergehende Steigerung der Preise. Die Furcht jedoch, das ganze Volk dem Hunger nahekommen zu sehen, konnte die Engländer damals nicht im geringsten anwandeln. Denn noch genügte die Produktion des eigenen Bodens, um fast den ganzen Bedarf Großbritanniens an Nahrungsmitteln zu decken. Ebenso haben die mehr oder minder schweren Handelskrisen, von denen England im 18. Jahrhundert, während der napoleonischen Kriege und danach heimgesucht wurde, nicht mehr als vereinzeltes Elend hervorgerufen, nur hier und da eine Klasse oder eine Landschaft schwer betroffen, empfindliche Kapitalverluste hervorgebracht, nicht aber die physische Ernährungsmöglichkeit der ganzen Nation bedroht.

Würde dagegen **heute** die Möglichkeit einer erfolgreichen Blockade gegen England bestehen, die im gegenwärtigen Krieg bekanntlich noch nicht vorliegt, so würde das englische Volk schon nach wenigen Tagen seine gewohnte Ernährung einschränken müssen, und nach einigen Wochen würde es dem Hungertode nahe sein. Die Behauptung der englischen Regierung, es seien gegenwärtig genug Nahrungsmittel für 6 Monate im Lande, wird bei jedem Kundigen die äußersten Zweifel erregen. Führt doch England heute jährlich für mehr als 5 Milliarden Mark Nahrungsmittel ein! Diese Einfuhr hat sich während der ganzen letzten Jahrzehnte regelmäßig und ungestört vollzogen. Der Krieg gegen Deutschland ist dem englischen Volke selbst ganz ebenso wie uns Deutschen so völlig unerwartet gekommen, daß an irgendwelche besondere Vorsorge, um Lebensmittel für längere Zeit aufzustapeln, nicht gedacht worden ist.

Im Jahre 1910 wurden nach Großbritannien der englischen Statistik gemäß die folgenden Mengen von Nahrungsmitteln aus dem Auslande eingeführt:

Getreide und Mehl	für	1546	Millionen	Mark,
Fleisch und Schlachtvieh	„	976	„	„
Andere Nahrungsmittel und Getränke, zollfrei .	„	1444	„	„
Desgleichen, zollpflichtig	„	1094	„	„
Insgesamt	für	5026	Millionen	Mark.

Auf den Kopf der Bevölkerung betrug also die Nahrungsmitteleinfuhr fast 112 *M*. In der Tat hat sie sich in den beiden letzten Menschenaltern infolge der Verkümmerung der englischen Landwirtschaft so ungemein stark entwickelt, daß von der Gesamteinfuhr Nahrungsmittel und Rohstoffe zusammen mehr als $^2/_3$ ausmachten. So setzte sich die **Einfuhr des Jahres 1912** von insgesamt 744 640 631 Pfund Sterling folgendermaßen zusammen:

Nahrungsmittel, Getränke und Tabak . .	280 587 831	Pfund	Sterling,
Rohstoffe	275 667 566	„	„
Fabrikate	185 466 834	„	„
Verschiedenes	2 918 400	„	„
zusammen	744 740 631	Pfund	Sterling.

Dagegen betrug die **Ausfuhr** nur 487 223 439 Pfund Sterling. Großbritannien hat bekanntlich eine passive Handelsbilanz, die dadurch ermöglicht wird, daß der Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr einmal durch die Zinsen der gewaltigen britischen Kapitalien beglichen wird, die im Ausland angelegt sind, zweitens durch die Gewinne der britischen Schiffahrt. Die Ausfuhr des Jahres 1912 setzte sich aus folgenden Hauptposten zusammen:

Fabrikate	385 028 315	Pfund	Sterling,
Rohstoffe	59 417 453	„	„
Nahrungsmittel, Getränke und Tabak . .	32 685 808	„	„
Verschiedenes	10 091 863	„	„
zusammen	487 223 439	Pfund	Sterling.

Im Fall eines Krieges mit einer Seemacht, wie er nun von England selbst vom Zaun gebrochen ist, sind hauptsächlich die größten Posten dieser Handelsbilanz bedroht: also der Reihenfolge ihrer Bedeutung nach die Ausfuhr von Fabrikaten und die Einfuhr von Nahrungsmitteln und von Rohstoffen.

Unter der bescheidenen Voraussetzung, daß nur Nordsee und Ostsee für die englische und für die neutrale Schiffahrt ein unbehaglicher Aufenthaltsort werden, und unter der weiteren, sehr unwahrscheinlichen, daß Kaufkraft und Kauflust der Länder, die bisher englische Fabrikate bezogen haben, dieselben bleiben wie vor Ausbruch der Feindseligkeiten, ist ein erheblicher Teil der Ausfuhr von Fabrikaten bedroht.

Wesentlich ernster ist zweifellos die Wirkung des Krieges auf die englische Nahrungsmittelzufuhr. Legen wir für diese einmal die Zahlen zugrunde, die einer der führenden Statistiker Englands auf landwirtschaftlichem Gebiet, Mr. Rew vom Landwirtschaftsministerium, 1912 in einem Vortrag vor der „British Association for the advancement of sciences" gegeben hat — Ziffern, die meiner Ansicht nach für England recht günstig gefärbt sind. Mr. Rew vertritt nämlich die Anschauung, daß Großbritannien mehr als die Hälfte der Nahrungsmittel, die es verzehrt, selbst erzeuge, wenn man Zucker, Tee, Kaffee und Kakao nicht mitrechne. Er gibt den Wert der in Großbritannien erzeugten Lebensmittel und der dorthin eingeführten folgendermaßen an:

	Eigene Erzeugnisse	Eingeführte Erzeugnisse	
Weizen, Korn, Mehl . . .	10 000 000	48 000 000	Pfund Sterling,
Fleisch	78 000 000	51 000 000	" "
Geflügel, Eier, Wild . . .	15 000 000	10 000 000	" "
Fisch	9 000 000	3 000 000	" "
Molkereierzeugnisse	42 000 000	35 000 000	" "
Früchte	6 000 000	16 000 000	" "
Gemüse	20 000 000	4 000 000	" "
	180 000 000	167 000 000	Pfund Sterling.

Die Weizeneinfuhr nach Großbritannien belief sich in den Jahren 1856—1862 auf jährlich 114 Pfund für den Kopf und kostete 12 s. 6 d. In der Periode 1905—1911 waren die Vergleichsziffern auf 286 Pfund bzw. auf 20 s. 3 d. gestiegen. Der Weizenverbrauch für den Kopf der Bevölkerung stellte sich für 1911 auf 343 Pfund.

Noch ungünstiger liegen die Dinge für die Einfuhr von Butter und Käse, die zum erheblichen Teil aus Dänemark und aus Westsibirien erfolgt und die während des Krieges wohl größtenteils unmöglich sein wird. Die Einfuhr hat gewaltige Ziffern erreicht: 1911 belief sie sich auf 5 247 000 Zentner im Werte von 27 Millionen Pfund Sterling für Butter und 2 348 000 Zentner im Werte von 7¼ Millionen Pfund Sterling für Käse. Englische Enthusiasten nahmen an, daß der Rückgang der einheimischen Butter- und Käseerzeugung durch die wachsende Nachfrage nach Milch zustande gekommen sei; es werden in England etwa 4 Milliarden Liter Milch getrunken. Tatsächlich liegt die Erklärung aber mehr in der Unlust des englischen Landwirts zum Molkereibetrieb und in der landwirtschaftlichen Rückständigkeit weiter Gebiete, die sich hierfür oder für Geflügelzucht gut eignen würden. Insbesondere ist im westlichen England und in Wales, von Irland ganz zu schweigen, kaum irgendwelche Geneigtheit der landwirtschaftlichen Bevölkerung vorhanden, Verbesserungen in ihren zum Teil sehr rückständigen Betrieben vorzunehmen. Daß England keinen kräftigen Bauernstand mehr besitzt, daß es seine Landwirtschaft nicht so sehr durch die Abschaffung der Kornzölle als durch den Unverstand des Hochadels und anderer reicher Grundbesitzer hat verkümmern lassen, die riesige Landflächen lieber für Fuchsjagden verwenden, als daß sie sie der Ernährung des Volkes zugute kommen ließen, ist allbekannt. Ist doch das Ministerium für Landwirtschaft

(Board of agriculture) erst geschaffen worden, als England fast bereits aufgehört hatte, überhaupt noch eines solchen zu bedürfen.

Doch zurück zu den Zahlen des Mr. Rew. Er beziffert die Fleischeinfuhr, auf die amtliche Statistik gestützt, für 1911 unter Einschluß der lebenden Tiere auf 22 375 000 englische Zentner (1 engl. Zentner = 50,8 kg). Der Wert der Fleischeinfuhr bezifferte sich auf 47 970 000 Pfund Sterling. Für keine Gruppe der Nahrungsmittel hat sich eine so gewaltige Steigerung der Einfuhr vollzogen wie für Fleisch. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war sie verboten; in den Jahren 1856—1862 stellte sie sich für den Kopf der Bevölkerung auf 2 s. 6 d.; in den Jahren 1905—1911 auf 21 s. 7 d. Der Fleischverbrauch beträgt heute für den Kopf der Bevölkerung in Großbritannien 130 Pfund, von denen nach Mr. Rew 54,5 % dem Gewicht nach, 61 % dem Wert nach durch einheimische Produktion gedeckt werden, während aus Argentinien 15,9 %, aus den Vereinigten Staaten 11,3 %, aus Dänemark 4,6 %, aus Australien 4,5 %, aus Neuseeland 4,3 %, aus Kanada 1,9 %, aus Holland 1,5 %, aus allen übrigen Ländern 1,5 % ins Land kommen.

Seit 1897 ist die Menge des lebend eingeführten Viehs immer geringer geworden, während die Einfuhr an Gefrierfleisch stark zugenommen hat. 1897 erreichte die erstere mit 4 Millionen ihren Höhepunkt, während gleichzeitig die Einfuhr geschlachteten Viehs 3½ Millionen Zentner betrug. 1911 war die Einfuhr von Gefrierfleisch auf 8 Millionen Zentner gestiegen, denen gegenüber die Einfuhr lebenden Viehs nur noch 1 300 000 Zentner betrug. Insbesondere werden lebende Schafe kaum mehr eingeführt, während die Einfuhr von Hammelfleisch 1911 5½ Millionen Zentner betrug. Die Einfuhrziffer für lebendes Vieh war 1911 so gering wie niemals seit 1874.

Ebenso ist die Einfuhr von lebenden Rindern aus Kanada und den Vereinigten Staaten sehr stark herabgegangen: allein von 1911 auf 1912 von 200 000 auf 48 000 Stück, während die Menge des eingeführten Rindfleisches gleichzeitig von 360 000 auf 8 015 000 Zentner stieg. Für Rindfleisch sowohl wie für Hammelfleisch wird heute angenommen, daß das Gewicht des durch die lebenden Tiere repräsentierten Fleischimports nur noch 4 % der gesamten Fleischeinfuhr beträgt. Auf den Unterschied zwischen gekühltem und gefrorenem Fleisch sei hier nicht näher eingegangen; im wesentlichen kommt gekühltes Fleisch aus Nord- und Südamerika, gefrorenes hauptsächlich aus Südamerika, Australien und Neuseeland.

Die Fleischeinfuhr Großbritanniens wird also in einem Krieg, der es England gestattet, den Atlantischen Ozean zum größten Teil für die eigene Schiffahrt freizuhalten, weniger stark bedroht sein als die Getreidezufuhr, die sich in höherem Maße durch das Schwarze Meer abspielt, aus Ländern, die durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen oder gesperrt sind; Erschwerungen und Verteuerungen werden jedoch gewiß auch für die Fleischzufuhr eintreten. Aber es will verhältnismäßig wenig besagen, daß von der Fleischeinfuhr nur etwa der vierte Teil aus britischen Besitzungen stammt, hauptsächlich aus Australien und Neuseeland. Wichtiger als das Herkunftsland ist eben im Kriegsfall die Frage, ob die Verbindungslinien offen bleiben und wie groß die Befürchtungen der Reedereien und der Handelskreise sind.

Recht bedenklich wird es während des Krieges ferner mit der Versorgung Englands mit Fischen aussehen. Insbesondere wird der Hauptfischereihafen Grimsby in seiner Tätigkeit stark herabgesetzt werden. Selbst in den von der Nordsee entfernter liegenden Gewässern wird die Fischerei keinesfalls in dem sonstigen Umfang von Engländern, wahrscheinlich auch nicht von Ausländern, aufrecht erhalten werden; also z. B. auch nicht in den isländischen Gewässern, wo seit 1902 zuerst von Norwegern, dann auch von den Fischern anderer Länder — die Isländer selbst essen keine Heringe — eine schnell steigende Ausbeute dieser Fische erzielt wurde. Der Fischmarkt in Grimsby, der in den letzten Jahren eine erstaunliche Entwickelung durchgemacht hat, wird vielleicht am schwersten leiden.

Wie sehr es aber auch England gelingen möge, die Einfuhr der wichtigsten Nahrungs-

mittel aus dem Ausland aufrecht zu erhalten — das eine ist unzweifelhaft: daß sich für sämtliche Volksnahrungsmittel eine ganz gewaltige Preissteigerung ergeben wird. Wann diese in aller Schärfe wirksam wird, läßt sich nicht voraussagen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird das Anziehen der Preise sehr viel schärfer sein als in Deutschland oder anderen Ländern, die einen verhältnismäßig größeren landwirtschaftlichen Eigenbetrieb aufrecht erhalten haben. Die Rewschen Ziffern sind, wenn nicht alles täuscht, für England sehr rosig gefärbt. Es wäre merkwürdig, wenn er recht, ein großer Teil der Wissenschaft des Auslandes unrecht haben sollte. Die letztere rechnet vielfach mit Ziffern, die für England sehr viel ungünstiger sind.

Auf alle Fälle wird der Krieg England eine enorme Steigerung der Lebenskosten und damit eine Verschärfung des sozialen Elends bringen, die um so furchtbarer empfunden werden muß, als sie durch keine Staatsnotwendigkeit veranlaßt wurde. Dieses Elend wird um so schlimmer werden, als der überwiegende Teil der englischen Bevölkerung aus Großstadtbewohnern besteht, die von industriellen Krisen und von der Steigerung von Nahrungsmittelpreisen weit schwerer betroffen werden als die auf dem Lande lebenden Teile der Bevölkerung, so bescheiden deren Lage auch sonst sein mag. Kein Land Europas hat eine Zusammenballung seiner Bevölkerung in Großstädte in ähnlichem Maße erlebt wie England. Hält der Krieg auch nur wenige Monate an und bedroht und verteuert er die englischen Zufuhren, so ist mit Sicherheit zu erwarten, daß das Elend in den Großstädten unerträglich wird und daß die Regierung schon aus Furcht vor einer Revolution, wenn schon nicht aus Menschlichkeit, den Friedensschluß herbeiführen muß.

Dr. Ernst Schultze



18 Millionen Reservesoldaten in Deutschland und Österreich

Die „Kölnische Zeitung" hatte kürzlich eine Aufstellung über die in Deutschland und Österreich-Ungarn vorhandenen Truppenreserven gebracht und dabei insgesamt 4¼ Millionen herausgerechnet:

1. Freiwillige in Deutschland 2 Millionen, in Österreich-Ungarn 1¼ Million; 2. Rekruten Jahrgang 1914 Deutschland und Österreich 1 Million, zusammen für Deutschland und Österreich-Ungarn 4¼ Millionen Mann.

Dazu wird dem Blatte berichtigend geschrieben: „Diese Aufstellung ist durchaus unvollständig; sie läßt außer acht, daß in Deutschland sowohl wie in Österreich-Ungarn der ungediente Landsturm überhaupt noch nicht oder nur in ganz verschwindendem Maße zu den Waffen eingezogen ist. Wenn auch in den Freiwilligen sich eine große Anzahl von Männern des ungedienten Landsturms befindet, so ist doch zu berücksichtigen, daß nach zuverlässigen Schätzungen die Zahl der ungedienten Landsturmmänner im Alter von 20 bis 45 Jahren in Deutschland auf mindestens 7 Millionen Mann zu beziffern ist. Der weitaus größte Teil dieser Männer ist bei der Ausmusterung dem „Landsturm mit Waffe" überschrieben worden, so daß er also ohne weiteres als dienstfähig anzusehen ist. Der kleinere Teil, der als „Landsturm ohne Waffe" ausgemustert worden ist, kann zur Etappensicherung und sonstigen miliärischen Dienstleistungen herbeigezogen werden. Für Österreich-Ungarn wird die Ziffer der noch nicht eingezogenen Landsturmpflichtigen auf 5 Millionen Mann geschätzt. Für beide Länder zusammen ergibt dies eine Ziffer von 12 Millionen Mann ausbildungsfähiger Soldaten. Zieht man hiervon einen Teil der Ziffer der noch nicht eingestellten ‚Freiwilligen', die zu dem Landsturm gehören, mit etwa 2 Millionen Mann für Deutschland und Österreich zusammen ab, so ergibt

sich zu der Ziffer von 4¼ Millionen Mann, welche die ‚Kölnische Zeitung' nennt, noch eine weitere Truppenreserve für Deutschland und Österreich-Ungarn von 10 Millionen Mann, d. h. es stehen von der dienstfähigen männlichen Bevölkerung im Alter von 20 bis 45 Jahren einschließlich der Kriegsfreiwilligen noch 14¼ Millionen Mann in Deutschland und Österreich-Ungarn nicht unter Waffen. Diese Zahl erhöht sich noch weiter um schätzungsweise 3¾ Millionen Mann, falls die Höchstaltersgrenze von 45 auf 50 Jahre hinaufgesetzt und die Mindestaltersgrenze von 20 auf 18 Jahre herabgesetzt wird. Alles in allem ist mithin die Truppenreserve Deutschlands und Österreich-Ungarns an kriegsfähiger Mannschaft auf 18 Millionen zu schätzen."



Der Sport als Anzeichen des Verfalls

„Sport und Gemeinheit" überschreibt Erich Schlaikjer „eine zeitgemäße Betrachtung" in der „Tägl. Rundschau". Auch er ist weit davon entfernt, den Sport als solchen und im ganzen zu bekämpfen: „Der Sport **kann** ein Jungbrunnen der Kraft, eine prachtvolle Ergänzung der geistigen Arbeit sein. Er **kann** aber auch eine freche Gewaltherrschaft der Muskeln über das Gehirn bedeuten.

Wenn der Sport allzusehr in den Mittelpunkt des Interesses gerückt wird; wenn als eine Angelegenheit der Nation behandelt wird, was nur eine Angelegenheit der körperlichen Kräftigung sein sollte; wenn die Presse die Helden des Sports in spaltenlangen Artikeln feiert; wenn rohe Plakate von allen Anschlagsäulen brüllen: dann werden die Muskeln größenwahnsinnig, und dann werden alle Triebe der Roheit entfesselt.

Ich habe in der Zuschauermenge eines Sportplatzes mitunter das Gefühl gehabt, als hätten die Triebe der Gemeinheit nur auf diese äußere Legalisierung gewartet, um schamlos befreit aufjauchzen zu können. Die ordinäre Dummheit, die sich innerhalb der intelligenten Welt verbirgt, weil sie ihren eigenen Rang empfindet, protzt hier ohne alle Hüllen. Was von einem Sportpublikum verlangt wird, kann sie auch.

Vielleicht sendet hier dieser oder jener seine Gedanken zu den olympischen Spielen der Griechen. Ich möchte aber dringend raten, in solchen Parallelen vorsichtig zu sein. Wir können den Namen leicht übernehmen, aber nur sehr schwer die Sache. In den olympischen Spielen stand der Sänger neben dem Ringkämpfer. In England aber, das uns erheblich näher liegt, hat der Ringkämpfer den Sänger erwürgt.

Gerade in diesen Tagen, in denen der Kampf um die Weltherrschaft zwischen **England und Deutschland** entschieden wird, müssen wir daran denken. Es hat England um nichts wehrhafter gemacht, daß seine Jugend die Beinmuskeln im Fußballspiel stählte; es ist eben dadurch vielmehr in furchtbarer Weise **geschwächt** worden. Ein moderner Krieg nimmt zwar die Muskeln in Anspruch, wie die heroischen Märsche unserer Truppen beweisen, aber **entschieden** wird er vom Gehirn. Die militärische Organisation, die strategische Leitung, die technische Vollendung des Infanteriegewehrs und der Artillerie, die Luftwaffe, das Unterseeboot — all das erfordert **Verstand, Geist, Genialität**. Wenn aber der Sport das Leben eines Volkes so **einseitig beherrscht** wie in England, so **stirbt** das geistige Leben, und wenn das geistige Leben eines Volkes stirbt, gehen große Summen an Verstand, Geist und Genialität verloren. Das Land gleicht dann einem ungeheuren sandigen Sportplatz, wo außer prallen Beinen nebst einer gehörigen Portion Roheit nichts mehr gezüchtet wird. In der technischen Blüte **Deutschlands** steckt unser alter Idealismus, der für Bücher und Probleme Sinn hatte und sich ein neues Gebiet eroberte. In dem technischen Verfall Englands steckt das abgestumpfte Gehirn des sportbeherrschten Volkes. Die sportliche Roheit hat England zur Erfindung der

Dum-Dum-Geschosse befähigt, keineswegs aber zur technischen Vollendung seiner Waffen. ‚U 9' hat die englischen Fürchtenichtse die Furcht vor dem deutschen Idealismus gelehrt. Weder der heroische Geist der Mannschaft noch das Boot selber wären ohne den deutschen Idealismus denkbar."

Der kaufmännische Materialismus, die Alleinherrschaft der platten Geldmacherei habe dem Volke nur den Sport als Erholung übrig gelassen:

„Wenn wir schon Sport treiben, sollten wir uns bemühen, auch noch im körperlichen Spiel bewußte Deutsche zu bleiben. Das will sagen: die englische Sportauffassung zu verachten, um nach einem Sport zu streben, der niemals die geistigen Werte aus den Augen verliert.

Das kann geschehen, indem wir zunächst die seelischen Werte pflegen, die verschiedenen Sportarten beigemischt sind — die Naturfreude des Jägers, die Anmut des Ballspielers, die Unerschrockenheit des Fliegers usw. ...

Wenn wir eine Durchdringung des geistigen Lebens mit dem Sport erreichen könnten, würde etwas Beglückendes herauskommen. Der Sport allein hat viel mehr Aussichten, eine Nation zu verwüsten, als sie zu bereichern."...



Rußland, der Erbfeind der Türkei

Seit Peter dem Großen, wird in der „Frankf. Ztg." ausgeführt, ist Rußland zum Erbfeinde der Türkei geworden. Der Zar, der Petersburg an der Ostsee begründete, richtete zwar seine Blicke zunächst gegen Norden, und die Pläne, die über die skandinavische Landbrücke hinweg ans offene Weltmeer strebten, sind seither nie ganz aufgegeben worden. Aber natürliche und geschichtliche Voraussetzungen führten dazu, daß die russische Ausdehnung schneller und entschlossener gegen Süden fortschritt. Skandinavien leistete schon durch seine Bodengestalt, aber auch durch die germanische Bevölkerung einen Widerstand, den Rußland bisher nie ganz brechen konnte. Der Süden lockte auch deshalb mehr, weil nach der Verschmelzung der Ukraine mit dem großrussischen Reich ein Ausgang ins Mittelmeer wertvoller scheinen mußte, als einer in die kalte Zone des Atlantischen Ozeans. Im Bewußtsein weiter Kreise des russischen Volkes war das Streben nach Konstantinopel, das als letztes Ziel der Ausdehnung nach Süden erschien, auch mit dem Glanz einer romantischen, religiös und geschichtlich begründeten Großtat umwoben, zu dem das „heilige Rußland" nach der Lehre seiner Kirche berufen sein sollte. Die leitenden Politiker Rußlands haben sich gewiß niemals von dem „goldenen Kreuz auf der Aja Sophia" blenden lassen, aber sie nutzten die Stimmung ihres Volkes geschickt aus, um sich dann, wenn sie es brauchen konnten, von der Stimme der Öffentlichkeit drängen zu lassen. Daß es sich nicht um eine leichte Aufgabe handelte, daß vielleicht Jahrhunderte darüber vergehen würden, das war schon Peter dem Großen klar, der trotz seiner großen Unternehmungen im Norden den Blick niemals vom Schwarzen Meere wandte. Man hat später ein „Testament" verbreitet, worin der erste „Imperator" Rußlands seinen Nachfolgern als ihre geschichtliche Aufgabe die Eroberung von Indien, Persien und der Türkei empfiehlt: die geschickte Fälschung hat jedenfalls die Absichten, die im 18. Jahrhundert in Petersburg herrschten, richtig erkannt und verwertet.

Peter der Große hatte selber freilich kein Glück gegen die Türken. Er fand bei seinem Regierungsantritt schon Asow in russischem Besitze vor, wo sich ein Stützpunkt zu weitern Unternehmungen gegen die Türkei bilden ließ. An Flottenplänen fehlte es dem rührigen Zaren auch in diesem Meere nicht. Aber alles nahm ein Ende, als er 1711 bei Asow mit einem kleinen Heere von den Türken umzingelt wurde und sich aus der unvermeidlichen Gefangenschaft

befreien mußte. Es gelang ihm nur durch Bestechung des Großwesirs, Muhammed Baltadschi, der freilich für die Pforte auch den Besitz Asows erhandelte, um den bösen Schein halbwegs zu vermeiden. Die Bestechung fremder Würdenträger war damals nichts Ungewöhnliches; das polnische Reich ist durch dieses von Petersburg stets in größtem Umfange geübte Mittel nicht zum mindesten dem Untergang nahegebracht worden. Noch in den letzten Jahren wiederholte sich ein ähnliches Schauspiel in Persien, wo nun freilich das erwachende Nationalgefühl die unmoralischen Eroberungen Rußlands mit einem Schlag über den Haufen werfen kann. Die Türkei, die 1711 von ihren ersten Beamten verraten wurde, hat dies teuer bezahlt. Zunächst freilich war Rußland mit der großen Aufgabe der Zertrümmerung Polens vollauf beschäftigt Es fand zwar in den dreißiger Jahren einen Anlaß, um Asow wiederzuerobern und die türkische Festung Chotin am Dnjestr zu besetzen. Gleichzeitig drangen russische Truppen auch zum erstenmal in die Krim ein, wo damals noch ein der Türkei nur halbunterworfener Khan herrschte. Im Frieden von Belgrad (1739) behielt aber Rußland nur Asow, so daß der Besitzstand wieder hergestellt war, der vor Peters des Großen Herrschaft bestanden hatte.

Kaum drei Jahrzehnte später aber kam es unter Katharina II. zu einem neuen russisch-türkischen Krieg, dessen Ursachen in der Furcht der Pforte vor einer Vernichtung Polens lagen, die in Konstantinopel wegen des bedrohlichen Zuwachses an russischer Macht mit Unbehagen gesehen wurde, nicht minder aber auch in dem steigenden Bestreben Rußlands, sich die Unzufriedenheit der christlichen Balkanvölker gegen ihre türkischen Herrscher zunutze zu ziehen. Das ganze Jahrhundert ist eine ununterbrochene Kette von Umtrieben, bei denen namentlich die halb unabhängigen geistlichen Herren von Montenegro sich stets wieder, freilich nur gegen gutes Geld, den Russen zur Verfügung stellten. 1768 brach der Krieg aus. Rußland zerstörte bei Tschesme, wo dieser Tage englische und französische Kriegsschiffe zwei türkische Dampfer versenkten, die ganze türkische Flotte, die vollständig überrumpelt wurde, und drang dann in die Krim ein. Der Krieg wurde von beiden Seiten ohne großen Nachdruck geführt, bis 1772 in Bukarest Friedensverhandlungen eingeleitet wurden, die aber zunächst erfolglos blieben. Die Russen griffen zu dem schon mehrmals bewährten Mittel, in der Türkei eine Reihe von Aufständen zu erregen, die der Pforte schwere Verlegenheiten bereiteten, weil sie ihre Truppen gegen Rußland konzentriert hatte. Sie mußte sich daher 1774 zum Friedensschluß bequemen, der in Kütschük Kainardsche zustande kam. Rußland behielt von den besetzten Gebieten Taganrog, Jenikale, Kertsch und Kinburn, so daß das Asowsche Meer zu einem russischen See wurde und die Nordwestküste des Schwarzen Meeres unter russische Kontrolle kam. In den Meerengen und in allen türkischen Häfen wurde den Russen freie Schiffahrt zugestanden. Weit bedeutsamer als diese Zugeständnisse war die den Türken abgezwungene Anerkennung der „Unabhängigkeit" des Khantums der Krim. Katharina ließ über die wirkliche Bedeutung dieser staatsrechtlichen Stellung den Khan nicht lange im Zweifel; schon nach neun Jahren zog sie sein Gebiet ein, ohne daß die Türkei es gewagt hätte, anders als durch diplomatische Noten Einspruch zu erheben.

Die Pläne Katharinas II. gingen klar und bestimmt auf die Zertrümmerung des osmanischen Reiches aus. Ihr Ratgeber Potemkin hatte sie in halb mystische, halb sehr reale Bahnen hineingetrieben, die, wie die Zarin selber erklärte, zur Gründung eines griechischen Kaisertums in Byzanz führen sollten, dessen Thron einer der jüngeren russischen Großfürsten einnehmen sollte. Die Einverleibung der Krim bedeutete nur den ersten Schritt zur Verwirklichung dieses Gedankens, den die Pforte genau kannte. Als bald darauf Rußland ein anderes Reich an sich brachte, dessen Besitz die militärische Stellung gegenüber der Türkei ungemein verbesserte, war eine aktive Verteidigung unvermeidlich. Das Königreich Georgien und die übrigen christlichen Staaten der kaukasischen Arier, die allein im Orient den Tataren und Türken widerstanden hatten, waren durch die ewigen Kriege mit der Türkei und Persien und durch innere Streitigkeiten, die von Rußland aus künstlich geschürt wurden, derart wehrlos geworden,



daß 1783 der König von Georgien keinen andern Ausweg mehr sah, als seinem Throne zu entsagen und das Reich der russischen Zarin anzuvertrauen. Vier Jahre später (1787) erklärte die Türkei den Krieg. Suworow schlug aber ihre Heere in Europa. Trotz der Vermittelung Friedrichs des Großen, der damals schon den Bestand der Türkei als notwendiges Gegengewicht gegen die wachsende Macht Rußlands erkannte, mußte die Pforte im Frieden von Jassy 1792 an Rußland den letzten Rest ihrer Besitzungen am Nordufer des Schwarzen Meeres abtreten, das Land zwischen Dnjestr und Bug.

Die Wirren, die der französischen Revolution in Europa folgten, lenkten zunächst Rußlands Blicke vom nahen Osten ab, so daß die Türkei einige Jahre Ruhe hatte. Aber schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts benutzte die russische Diplomatie die europäischen Verwicklungen, die Österreich stark beschäftigten. Zum ersten Male traten die Serben im heutigen Königreich auf den Plan; 1804 erhob sich Kara Georg, der Stammvater der jetzigen serbischen Dynastie, gegen die türkische Herrschaft. Rußland, das von jeher in Montenegro die Bergserben aufgewiegelt hatte, förderte sofort auch die Aufständischen an der Donau. Es geschah dies so offen, daß es darob 1806 zu einem neuen russisch-türkischen Kriege kam, bei dem Rußland wiederum die inneren Wirren der Türkei mehr zustatten kammen, als die militärischen Erfolge. Immerhin drangen russische Truppen bis über die Donau vor. Sechs Jahre dauerte der Kriegszustand, bis 1812, kurz vor dem Einbruch Napoleons, der Rußlands ganze Aufmerksamkeit erforderte, der Friede von Bukarest zustande kam, der den Pruth als Grenze festsetzte und den Russen Bessarabien auslieferte, das sie zunächst bis 1856 und dann wieder seit 1878 innehatten; 22 Jahre lang gehörte dieses Gebiet zu Rumänien, das es nach dem Berliner Kongreß den Russen überlassen mußte und dafür als magere Entschädigung die Dobrudscha erhielt.

Nach den napoleonischen Feldzügen war Rußland schwer erschöpft. Auch trug Alexander I. unter dem Einfluß der Ideen, die in der „Heiligen Allianz" verkörpert waren und die Metternich geschickt im Interesse der österreichischen Politik auszunützen verstand, lange Zeit Bedenken, den Besitzstand des Sultans, der ein Herrscher „von Gottes Gnaden" war wie die übrigen, durch die künstliche Förderung und Erregung von Revolutionen zu erschüttern, deren Rückwirkung sich doch auch in den christlichen Staaten Europas fühlbar machen konnte. Dieser Gottesfriede dauerte aber nicht lange. Schon 1826 zwang Rußland die Pforte, im Vertrage von Akjerman ihr eine Art von Schutzhoheit über die orthodoxen Christen des ganzen Osmanenreiches zu gewähren und am Ostufer des Schwarzen Meeres einige feste Plätze auszuliefern. Die Türkei zögerte aber mit der Erfüllung dieses Vertrages. Die wachsenden Unruhen in Griechenland gaben der russischen Regierung inzwischen immer neue Vorwände zu Eingriffen in die Hoheitsrechte der Türkei, so daß 1828 die Beziehungen ganz unerträglich wurden. Ende April brach der Krieg aus. Auf zwei Kriegsschauplätzen wurde die Türkei geschlagen, obwohl ihr Widerstand diesmal weit schwerer zu überwinden war als in den früheren Kriegen. In Europa brachen die Russen zunächst in die Dobrudscha ein, besetzten am 17. Juni Braila und wandten sich dann gegen Schumla und Varna, wo starke Truppenteile zur See herangeschafft wurden. Am 10. Oktober 1828 fiel Varna. Der Winterfeldzug brachte aber dem russischen Heere, das an Epidemien litt und Zufuhrschwierigkeiten hatte, keine Erfolge, obwohl der energische Diebitsch den Oberbefehl übernahm. Erst im Frühjahr konnten wieder größere Operationen aufgenommen werden; Ende Juni fiel Silistria und am 20. August 1829 auch Adrianopel in die Hände Diebitschs, der mit einem großen Heere den Balkan überschritten hatte. In Asien war es schon im Juli 1828 dem russischen Oberbefehlshaber Paskiewitsch gelungen, Kars zu erstürmen, später nahm er Poti an der Küste des Schwarzen Meeres ein. Im Sommer 1829 eroberte er Erzerum und drang darüber hinaus bis nach Gümüsch Chane vor, das etwa halbwegs zwischen Erzerum und Trapezunt liegt. Die Pforte mußte Frieden schließen. Am 14. September 1829 lieferte sie in Adrianopel wichtige Teile ihrer transkaukasischen Besitzungen (Anapa und Achalzich) an die Russen aus, die hier gleichzeitig ihr Gebiet

auf Kosten Persiens erweiterten. Die Donaufürstentümer, als deren Protektor Rußland aufgetreten war, wurden fast ganz unabhängig. Wenige Jahre später kam Rußland in die eigentümliche Lage, die Pforte gegen einen aufständischen Satrapen zu unterstützen. Mehemed Ali Pascha, der das Zeug zum Gründer eines orientalischen Großreiches zu haben schien, war der russischen Regierung nicht weniger unangenehm als der Pforte. Sie mußte um jeden Preis einen starken Herrn am Bosporus verhindern und half daher den Türken, den gefährlichen Usurpator niederzuschlagen.

Die nächsten Jahrzehnte brachten eine längere Waffenruhe. Erst als 1852 Österreich-Ungarn und Frankreich von der Pforte Zugeständnisse für den Schutz der lateinischen Christen im Orient, namentlich auch im Heiligen Lande, erhielten, rüstete Rußland wieder gegen die Türkei, um ein Protektorat über alle Orthodoxen in der Türkei, das heißt über den größten Teil der christlichen Untertanen der Pforte zu fordern. Am 2. März 1853 wurde diese Forderung in einer für die Pforte demütigenden Weise amtlich erhoben und natürlich abgelehnt. Kurz darauf erfolgte die Kriegserklärung und im Juli drang Rußland in die Donaufürstentümer ein. Die Türkei war aber in diesem Kriege nicht allein, da die Westmächte fast noch mehr als die Pforte daran interessiert waren, die russische Übermacht nicht erdrückend werden zu lassen. Im Oktober fuhr daher eine englisch-französische Flotte in den Bosporus ein, aber erst im März 1854 kam es zum offenen Krieg Frankreichs und Englands, die mit der Türkei verbündet waren, gegen Rußland. Von dem Hauptkriegsschauplatz hat dieser Feldzug den Namen Krimkrieg erhalten, obwohl auch in Kleinasien, wo die Russen mit gewaltigen Anstrengungen die Kapitulation von Kars erzielten und in der Ostsee gekämpft wurde. In der Krim konzentrierte sich der Angriff der Verbündeten, denen sich noch Sardinien anschloß, auf Sewastopol, das am 10. September 1855 von den Russen, die es nicht länger verteidigen konnten, geräumt wurde. Im Pariser Frieden mußte Rußland einen Teil Bessarabiens herausgeben, der aber nicht der Türkei, sondern den Moldaufürstentümern ausgehändigt wurde. Das Schwarze Meer wurde neutralisiert, Rußland verpflichtete sich, auf ihm keine Kriegsflotte mehr zu unterhalten, Um die Türkei zu entschädigen, verpflichteten sich die beim Friedensschluß beteiligten Mächte, ihre „Unabhängigkeit und territoriale Integrität" zu gewährleisten. Zum erstenmal trat hier diese Formel auf, die nach den Erfahrungen der letzten Balkankriege wie Hohn und Spott klingt.

Nach dem Krimkriege wandte Rußland seine Hauptkraft gegen den fernen Osten, doch war es auch in Zentralasien und im Kaukasus, wo der große Aufstand der Bergvölker unter Schamyls Führung einen langen Feldzug nötig machte, stark beschäftigt. Doch verlor es keine Gelegenheit, um seine nur aufgeschobenen Ansprüche an die Türkei zu betonen. In den sechziger Jahren unterstützte es die aufständischen Kreter. Während des Deutsch-Französischen Krieges hob es eigenmächtig die einschränkenden Bestimmungen des Friedens von Paris über die Kriegsflotten im Schwarzen Meer auf. Um die Mitte der siebziger Jahre fühlte es sich wieder stark genug, um gegen die Türkei vorzugehen. Der Aufstand in Bosnien, der 1875 ausbrach, und der Krieg, den ein Jahr später die beiden serbischen Staaten ihrem nominellen Oberherrn, dem Sultan erklärten, gab der Petersburger Regierung den Anlaß, sich zum Schutzherrn aller Slawen zu proklamieren. Sie förderte die Unternehmungen der Serben ganz offen und rettete die beiden Staaten vor völliger Vernichtung. Der Zar schien den Krieg vermeiden zu wollen, er ließ sich aber von der Öffentlichkeit, die von den Führern des Panslawismus aufgehetzt war, nicht ungern treiben. Als die monatelang sorgfältig durchgeführten Kriegsvorbereitungen abgeschlossen waren, brach Rußland am 24. April 1877 die Beziehungen zur Pforte ab. Der Feldzug, der sofort begann, spielte sich, wie schon frühere russisch-türkische Kriege, auf zwei Schauplätzen ab. Schon am Tage der Kriegserklärung rückten die Russen in Armenien ein und umschlossen Anfang Juni die Festung Kars. Die Türken bedrohten aber die russische Küste so erfolgreich, daß die Russen ihre Operationen abbrachen und erst später die Belagerung von

Kars wieder aufnehmen konnten, die am 18. November nach einem unter furchtbaren Verlusten durchgesetzten Sturmangriff zum Falle der Festung führte. Erzerum, gegen das sich sodann die russische Macht wandte, hielt stand, mußte aber nach dem Vertrage von San Stefano zeitweise ausgeliefert werden. Noch größere Kämpfe entwickelten sich auf dem Balkan, wo die Russen den Übergang über den Schipkapaß erzwangen, dann aber gegen den heldenmütigen Osman Pascha drei Monate lang Plewna vergeblich belagerten, bis die Rumänen, deren damaliger Fürst und späterer König Carol die Führung übernahm, durch ihre Waffenhilfe die Entscheidung brachten. Plewna fiel am 10. Dezember 1877, worauf auch Serbien der Türkei den Krieg erklärte. Sie mußte Adrianopel räumen, und die Russen konnten bis in die Nähe Konstantinopels vordringen, wo sie am 3. März 1878 den Frieden von San Stefano erzwangen, der dann auf dem Berliner Kongreß einer Durchsicht unterzogen wurde. Die Beschlüsse dieser diplomatischen Konferenz, die im wesentlichen die Gestalt der Balkanstaaten auf drei Jahrzehnte festlegte, machten Rumänien, Serbien und Montenegro unabhängig und Bulgarien zu einem autonomen Tributärstaate der Türkei. England erhielt die Verwaltung von Cypern, Österreich-Ungarn diejenige von Bosnien und der Herzegowina. Rußland aber ließ sich eine Kriegsentschädigung von 800 Millionen Franken zusprechen, die natürlich von der Pforte nie bezahlt werden konnte; diese Forderung gab für die Petersburger Diplomatie eine Quelle beständiger Schikanen und Erpressungen ab. Als unmittelbaren Ländergewinn erhielt Rußland die Gebiete von Kars, Ardahan und Batum, womit ihm die Schlüssel nach Großarmenien ausgeliefert waren, das nunmehr nur noch von Erzerum verteidigt wird.

Die 36 Friedensjahre, die bis zum Ausbruch des neuen Orientkrieges seither verflossen sind, hat Rußland gut genützt. In ununterbrochener Wühlarbeit hat es sich die Balkanstaaten zu Vasallen zu machen gesucht; die Wirren der letzten Balkankriege haben freilich ein gut Teil dieser Arbeit wieder zunichte gemacht. In Persien hat sich Rußland nicht nur um des Vorstoßes zum warmen indischen Meere hin mit zäher Kraft langsam vorgedrängt, sondern auch mit der bewußten Absicht, in Aserbeidschan sich die Basis zu einem Flankenangriff auf den türkisch gebliebenen Teil Armeniens zu sichern. Die ganze Geschichte Persiens steht im letzten Jahrzehnt unter dem Zeichen der russischen Gewaltpolitik, die nun vor dem Zusammenbruch steht. Die Türkei hat längst erkennen müssen, daß jeder weitere Machtzuwachs Rußlands ihr verhängnisvoll werden müßte; sie hat in den letzten Monaten vor dem Kriege erlebt, daß Rußland mit den Westmächten, die früher ihre Beschützer waren, gemeinsam vorging, um die militärische Stärkung des osmanischen Reichs zu verhindern, sie hat endlich die logische Schlußfolgerung gezogen, indem sie den ihr frech zugeworfenen Fehdehandschuh entschlossen aufgenommen hat. Deutschland, das an ihrem Bestand und an ihrer hoffnungsvollen Zukunft das größte Interesse hat, wird ihr im schweren Kampf treu zur Seite stehen.



„Echt österreichisch!“

Herzerfrischende Schilderungen aus dem Tagebuch eines verwundeten Offiziers — er steht in einem Tiroler Regiment — hat der „Schwäbische Merkur“ in einem Grazer Blatt gefunden: Seit drei Tagen liegen wir im Schützengraben. Manchmal kauern, manchmal stehen, manchmal liegen wir. Es gibt nur einen Gedanken, wenn die Kugeln pfeifen. Und sie pfeifen sehr heftig, sehr zahlreich. Hunderte, Tausende. Mit ganzen Bogenketten von Kugeln ist der Boden gleichsam überspannt. Man liegt wie unter einem Gewölbe von blitzenden Geschossen, die in knappen, knatternden Abständen einander folgen, die sich unaufhörlich erneuern. Aus dem Ungewissen fliegen sie ins Ungewisse. Nur ab und zu, für den Bruchteil einer Sekunde, fährt drüben eine Russenmütze empor. Mehr nicht!

Und unsere Leute, Tiroler sind es, murren, daß sie nicht zielen und nicht schießen können, wenn sie nichts sehen. Es ist das Schlimmste an dieser Kriegstaktik, die uns das zähe und lethargische, so überaus geduldige Volk der Japaner aufgehalst hat: Man sieht den Erfolg nicht. Und meine Tiroler verlieren die Geduld. Sie wollen vor. Wir Offiziere haben alle Mühe, sie zurückzuhalten. Jeden Augenblick fragen sie: „Isch no net gnua? Gan mer no net?" Die Offiziere springen auf, sie eilen zum Regimentskommandeur und erbitten den Befehl: „Vor!" Einstweilen halten meine Leute den Schuß im Rohr zurück. Ihre Gesichter glühen. Auch drüben hat das Feuer nachgelassen. Wahrhaftig, es sieht so aus ... Hörbar rauscht das Blut. Da kommt der Befehl: „Stehen bleiben! Noch eine Stunde mindestens muß die Artillerie arbeiten."

Jetzt reißt es dem Hochhuber-Sepp den kleinen Finger von der Linken. „Sakra", schreit der Sepp und will, um gleich wieder zu feuern, die Wunde rasch mit seinem Taschentuch verbinden. Antiseptisch ist es gerade nicht geworden von Sterzing bis Rußland. „Zum Verbandsplatz, marsch!" Der Sepp schüttelt den Kopf. Er versteht das nicht, Geschichtenmacherei! Er ist entschieden bös auf mich. Und wenn er in einer Stunde nicht wiederum da ist, wenn er diese Stunde des Bajonettsturms nicht erlebt, werde ich das verantworten können? Getrost, es dauert keine Stunde mehr. Der Kolmbauer rechts von mir schmaucht seine Pfeife. Den ganzen Tag (und vielleicht auch die Nacht) hangt sie zwischen seinen Lippen. Eine schöne Pfeife mit dem Andrä Hofer auf dem Kopfe. Und just diese Pfeife sucht eine russische Kugel, just diese Pfeife schießt sie dem Kolmbauer von den Lippen, daß er zornwütig aufschreit: „Hiatzn is gnua! Hiatzn gan mers an!" Und springt aus dem Graben. Die anderen ihm nach. Ich rufe: „Halt!" Aber es gibt kein Halten. Überall zucken die Bajonette aus den Schützengräben empor, ein Flimmern, ein Funkeln, unabsehbar über Stunden und Wegstunden. Und mit gezücktem Bajonett, mit schwingendem Gewehrkolben setzt das Laufen ein, das große Laufen gegen die feindlichen Schanzen. Dieses unaufhaltsame, unabsehbare Laufen von Hunderten und Tausenden nach einem Ziel, das in der Geschichte der Sieg von Krasnik heißt ...

In das Dorf, in dem wir biwakierten, waren zwei deutsche Offiziere gekommen. Prachtvolle Menschen sind diese Deutschen. Sie haben eine so feste Männlichkeit. Alles, was sie tun, alles, was sie wollen, alles, was sie sagen, ist ganz. Ich stand mit ihnen auf der Straße, die durch das endlose Dorf lief. Sie waren voll Bewunderung für unsere Leute. Der eine sagte: „Ihre Truppen machen alle Strapazen zuschanden. Bei 30 Prozent Verlust gilt sonst eine Truppe als verloren. Da heißt es sonst: Rette sich, wer kann! Ich aber habe bei Ihnen manches Bataillon gesehen, das bei einem Verlust von 50 Prozent nicht nur festgestanden, die Kerls haben zu stürmen angefangen!" Der andere Deutsche lachte, daß man seine weißen, gesunden Zähne sah: „Echt östreichisch!" sagte er. Es gab mir vor Lust einen Stich ins Herz. Ich hätte aufschreien, ich hätte den Mann umhalsen mögen. Und meine Stimme zitterte, als ich hervorstieß: „Wirklich? Echt östreichisch? Ist das Ihr Ernst?" Erstaunt sah er mich an. Meine Erregtheit verblüffte ihn. Ich war ihm Aufklärung schuldig und sagte ihm: „Früher, bei uns in Wien, da hat man ‚echt östreichisch' gesagt, wenn ein Eisenbahnzug fünf Minuten Verspätung hatte. Man hat ‚echt östreichisch' gesagt, wenn ein Brief auf der Post verloren ging. Immer und überall hat man ‚echt östreichisch' gesagt, wenn es sich um eine Laxheit, eine Schlamperei oder eine Rückständigkeit handelte. Und jetzt sagen Sie es so! Denken Sie nur!" — Der Deutsche sah mich immer noch verwundert an. Er konnte den Jubel, der in mir war, nicht ganz begreifen. Kein Deutscher wird es können, denn er weiß nicht und wird es nie verstehen, wie grauenhaft wir alle in den Jahren des Friedens unter unserem eigenen Kleinmut gelitten haben. Aber mit einer Ruhe und Bestimmtheit, die keinen Einspruch aufkommen ließ, versicherte er: „Man wird ‚echt östreichisch' künftig nur in diesem Sinne sagen!"



Kriegsliederbücher

Die ursprünglichste Kraft, die den Menschen zum Singen führte, war ein Drang, sich Luft zu machen. Empfindungen irgendwelcher Art, sei es Freude, sei es Leid, füllten diesen Organismus Mensch derartig an, daß er ihnen ein Ventil öffnen mußte und so aus dem ihm natürlichen Trägheitszustand in den der Betätigung geriet. Darin, daß diese Tätigkeit nicht von den Notwendigkeiten des Daseins erzwungen wird, sondern aus einem Überschuß an Lebensfülle hervorgeht, unterscheidet sich die Kunst von den anderen Lebensoffenbarungen des Menschen. Das soziale Bedürfnis als Verlangen, sich mitzuteilen, sich durch die Hinzunahme der Kräfte anderer zu verstärken, machte auch für diese Ausbrüche des gehäuften Innenlebens eine ordnende Kraft nötig. Sie bot sich im Rhythmus. Daß der Mensch erkannte, wie dieser Rhythmus auch imstande war, ihm die Zwangstätigkeit durch seine ordnende Kraft zu erleichtern, daß er sich darum auch die Arbeit rhythmisierte und als Mittel dazu meist den Gesang benutzte, dürfte auf einer späteren Stufe liegen. Aber ich glaube, beide Tatsachen sind Ursachen für die Frühzeitigkeit des Kriegsliedes.

Der Kampf, den sogar in seiner tragischesten Form die Bibel nicht umsonst unter die ersten Erlebnisse der Menschheit stellt, ist so alt, wie die Menschheit selbst. Dieser Kampf aber bedingt eine solche Anspannung der ganzen Empfindungskraft und vor der auslösenden Tat eine solche Hochspannung alles Seelischen, daß wir hier jene natürlichsten Grundlagen, aus denen das Singen oder Schreien notwendigerweise herausbricht, sofort erkennen. Sobald aber sich nun mehrere an diesem Kampfe beteiligen, mit den gleichen Zielen, wobei also eine ordnende Kraft notwendig wird, kann es nichts Besseres zur Rhythmisierung der körperlichen Bewegungen und zur gleichen Einstellung des geistigen Empfindens aller geben. Danach wird man sich nicht wundern, daß das Kriegslied sich bei allen Naturvölkern findet und in allen Literaturen unserer Kulturvölker schon auf den Anfangsseiten steht.

In ganz hervorragendem Maße trifft das für unsere deutsche Literatur zu, was ja auch ganz dem hervorragenden Kriegertum unseres Volkes entspricht. Alle römischen Schriftsteller, die über germanisches Leben berichten, betonen diese Kriegsgesänge, in denen wir deutlich die verschiedensten Abarten erkennen, vom sicher mehr lyrischen Liede, das im heimischen Lager erklang (Claudius Civilis), über das Spottlied, das höhnisch den Feind herausforderte, bis zum schauerlichen Barditus, mit dem sich die Krieger in die feindlichen Schlachtreihen stürzten. Wie prachtvoll wirkt dann die Gestalt des Königs Ludwig, der singend seinen Kriegern in die Schlacht voranzieht. Wie der hehre Sänger im Kriegerkreis der altgermanischen Zeit nirgends fehlt, so auch nicht der Spielmann bei der Ritterschaft. Daß auch er nicht bloß unterhaltsamer Gaukler ist, zeigt Volkers geadelte Kühnheit, die an Etzels blutigem Hofe den Burgunden den Totenreigen spielt. Und so gleichartig das Leben in den ritterlichen Schichten aller mittelalterlichen Kulturvölker ist, bei den Deutschen muß das Singen doch noch besonders geübt worden sein, wie aus dem Briefe eines Begleiters des heiligen Bernhard auf dessen Kreuzzugspredigten hervorgeht, in dem dieser schreibt: „Als wir die deutschen Gegenden verlassen hatten, hörte euer Gesang ‚Christ uns genade' auf, und niemand war da, der zu Gott gesungen hätte."

Welch breiten Raum das Kriegslied im alten deutschen Volksliede auch in den besonderen Abarten des Landsknechtsliedes und des historischen Liedes einnimmt, braucht nur erwähnt zu werden, und das letzte richtige deutsche Volkslied, der „Prinz Eugen", ist auch ein Kriegslied. Die neuerwachte deutsche Kunstlyrik bringt dann auch, befruchtet durch die Kriege Friedrichs des Großen, unter den ersten lebensfähigen Gebilden einige Kriegslieder hervor, die bei dem Freiheitsringen 1813 sich zu einer der charakteristischsten Erscheinungen der neue-

ren deutschen Literatur entwickelten. Gerade das deutsche Kriegslied, wie es sich im neunzehnten Jahrhundert entwickelt hat, steht in der gesamten Weltliteratur einzig da. Auch die französische Literatur, die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert eine große Fülle von Kriegsliedern aufweist, hat ihm nichts Gleichwertiges an die Seite zu setzen, da Bérangers Dichtung einen wesentlich anderen Charakter hat. Daß im englischen Söldnerheere sich diese Art Kriegslyrik, die dem ganzen Volke gehört, nicht ausbilden konnte, versteht sich von selbst; Rudyard Kiplings „Kasernenlieder" suchten dem Mangel abzuhelfen; sie verdanken ihre Berühmtheit aber mehr ihren exotischen Reizen, als volkstümlicher Gesangskraft und haben dementsprechend auch ihre Verbreitung nicht in den eigentlichen Soldatenkreisen.

Alles das hat nicht jenen Liedcharakter, der so deutsch ist, daß die Franzosen das Wort „Lied" in ihre Sprache übernehmen mußten, weil sie selber fühlten, daß ihr Wort „chanson" nicht dem Wesen entsprach. Soweit man aus den vom Kriegsschauplatz herkommenden Berichten herauslesen kann, hat die „chanson" im schlechten Sinne in den letzten Jahrzehnten den französischen Volksgesang viel schlimmer verdorben, als es unseren Gassenhauern roher und sentimentaler Art gelungen ist. Es gehört ja zu den überraschendsten Erlebnissen, die uns die Kriegszeit gebracht hat, wie dieses ganze seichte Operetten- und Possengeklingel, das in den letzten Jahrzehnten jedem wahren Musik- und Volksfreunde ein Greuel war, fast plötzlich von uns abgefallen ist, und wie das ganze Volk, voran unsere Soldaten, ihre Zuflucht beim lieben alten deutschen Liede gesucht und gefunden haben.

Ja, sie haben sie gefunden. Aus Feindes Mund ist es schon vielfach bezeugt, wie eigenartig auf die Gegner das Singen unserer Truppen beim Hereinziehen in eroberte Städte, auf dem Marsch durch Feindesland, aber auch im Schützengraben wirkt. Und ein besonders schönes Beispiel, das mir einer der Auslandsberichterstatter erzählte, die im Oktober die deutschen Kampflinien im Westen aufsuchen durften, mag hier bezeugen, wie das deutsche Lied für unsere Kämpfer ein Stück Leben geworden ist. Es war zu Thiaucourt, demselben, wo vor- und nachher erbitterte Kämpfe stattgefunden haben. Ein rheinisches Regiment, das in den Tagen vorher dauernd in harten Kämpfen gelegen hatte, war zur Erholung zurückgenommen. Und wo rheinische Jungens sind, da muß doch gesungen werden. Aber was diese Braven sich geleistet hatten, geht doch über alle Erwartungen weit hinaus. Noch draußen in der Kampflinie, als sie in den Schützengräben vergraben lagen, hatten sie sich für eine solche Ruhestunde vorbereitet. Ein musikfreudiger Lehrer hatte auch als Reservemann seinen heimischen Dirigentenberuf nicht entbehren mögen und hatte sich in den Schützengräben stimmbegabte Kameraden herausgesucht, zu denen er sich nun in den Kampfpausen heranpürschte, um mit ihnen die Stimmen einzustudieren: Tenor und Baß, je nachdem, vierstimmige Männerchöre mußten es schon sein. Und nun war es der Abend des Ruhetages geworden. Da füllte sich die Kirche von Thiaucourt bis auf den letzten Platz mit Kriegern. Nicht ganz bis auf den letzten Platz. Auch das kleine Häuflein der Journalisten war dabei, und zuletzt schlich sich auch eine schwarzgekleidete Französin mit zwei Kindern dazu. Droben aber auf der Orgelempore hatte der Männerchor Platz genommen, und nun erklang es feierlich von droben herab: „Das ist der Tag des Herrn". Dann: „Am Rhein, am schönen Rhein muß meine Heimat sein" und zuletzt: „Morgenrot", das Lied vom frühen Tod.

„Es ist kein Auge trocken geblieben," berichtete der Erzähler, „und noch lange nachher konnte keiner von uns ein Wort hervorbringen." Ja, Gott, Vaterland, die liebe Heimat und das ruhige Sterben in früher Jugendzeit, das ist immer der Inhalt des deutschen Kriegsliedes gewesen. Eins freilich gehört noch dazu: der Sang von Liebe und vom Wein. Und auch der hat nicht gefehlt, denn nachher, als sie aus der Kirche draußen waren, stellte sich die Sängerschar auf der Freitreppe auf, und hinaus in den Abend und dann weiterhin durch die Nacht erschollen kräftige fröhliche rheinische Weisen. Ja, so sind nun einmal die deutschen Barbaren.

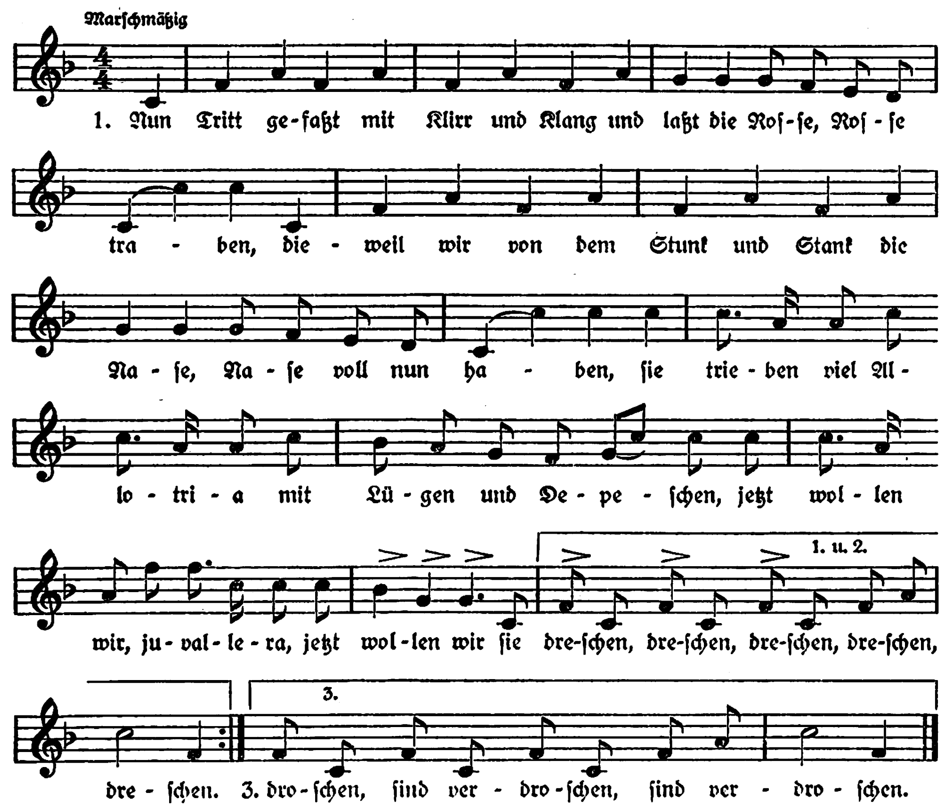


Mit diesem Barbarentum steht es auch im Einklang, daß im Auftrage des preußischen Kultusministeriums vom Ausschuß für das kaiserliche Volksliederbuch jetzt ein Kriegsliederbuch für das deutsche Heer 1914 herausgebracht worden ist. Das im Verlag von Tromitzsch & Sohn, Berlin, erschienene schmucke Heftchen wiegt dreiundzwanzig Gramm (man kann es also jedem Feldpostbrief beilegen) und kostet einzeln 15 ₰, von zwanzig Stück ab nur noch 10 ₰. Es sind sofort über eine halbe Million dem Heer nachgeschickt worden.

Ich habe seit Jahren für die Schöpfung eines amtlichen Soldatenliederbuches geworben, bin auch im Türmer wiederholt dafür eingetreten, weil ich in einem solchen Liederbüchlein einmal den besten Widerstand gegen das Eindringen der üblen Gassenhauer, dann aber weit darüber hinaus ein schier unvergleichliches Verbreitungsmittel für gute Musik erkenne. Hätte man dieser Anregung, die mir aus militärischen Kreisen eine Fülle von Zustimmungen eingetragen hat, früher nachgegeben, so wären unsere Truppen in dieser Hinsicht vorzüglich ausgerüstet gewesen, und man hätte jetzt dann eher daran denken können, ihnen manches Neue, gerade für unsere Tage Passende zuzuführen. Ich glaube, das in Friedenszeiten entstandene Soldatenbüchlein hätte dann auch nicht auf die Noten verzichtet. Von den zweiundfünfzig Liedern, deren Texte das Kriegsliederbuch verzeichnet, dürfte doch wenigstens ein Drittel den meisten Soldaten in der Melodie nicht so bekannt sein, daß sie sie gleich mitsingen könnten. Die hinzugefügten Noten aber sind auch für den Notenunkundigen ein Hilfsmittel, wenigstens eine Unterstützung des Gedächtnisses.

Über die Auswahl läßt sich natürlich streiten, und gerade deshalb wollen wir es hier nicht tun. Denn wenn aus einer nach Tausenden zählenden Fülle ein halbes Hundert herausgegriffen werden soll, ist es beinah ein Lotteriespiel. Von den wirklich beliebten Soldatenliedern fehlt wohl keines. Es ist ja klar, daß gerade einer amtlichen Veröffentlichung viele Fesseln angelegt sind, daß man vor allem nicht lange Versuche machen kann. Wir wollen jedenfalls uns herzlich freuen, daß man jetzt im Kriege so rasch nachgeholt hat, was in langer Friedenszeit versäumt wurde, und hoffen, daß für die Zukunft das Soldatenliederbuch zu einer ständigen Einrichtung werden wird. Gerade der jetzige Krieg wird eine vorzügliche Probezeit für die Lebensfähigkeit älterer und neuerer Lieder sein.

Jawohl, auch neuerer. Gerade darum sind die Unternehmungen sehr zu begrüßen, die von privater Seite ausgehen und die gesteigerte Singelust unseres Kriegsheeres nicht nur für die altbekannten Lieder, sondern auch für ältere unbekannte und Neuschöpfungen auszunutzen streben. Da erscheint mir als wertvollstes Unternehmen eine auch äußerlich sehr gut geratene Sammlung von kleinen Heften, die Eugen Diederichs in Jena unter dem Sammeltitel „Kriegslieder fürs deutsche Volk“ mit Noten herausbringt. Hier kostet das Heftchen 25 ₰, und es sind bis jetzt ihrer vier erschienen. Das erste unter dem Titel „Empor, mein Volk! Kriegslieder aus unseren Tagen mit neuen Weisen“ enthält siebzehn Kompositionen zu Gedichten, die fast ausnahmslos erst durch diesen Krieg hervorgerufen worden sind. Text und Weisen sind also vom Augenblick gezeugt und von der ersten Begeisterung geboren. Eine lange Wartezeit der Reife war ihnen nicht vergönnt. Ihre Lebensfähigkeit werden diese Lieder erst zu beweisen haben. Der namenlos gebliebene Komponist, in dem ich einen auch unseren Lesern wohlbekannten Musiker vermute, besitzt entschieden die Gabe der volkstümlichen, leicht ins Gehör fallenden und auch in der Einstimmigkeit lebensfähigen Melodie. Im Rhythmus denkt er vielleicht nicht genug an das Singen während des Marsches, für das einerseits gute Atempausen notwendig, andererseits gedehnte Töne recht schwierig sind. Mit den letzteren wissen sich die Soldaten ja zu helfen, wie ein Blick auf die von ihnen vollzogene Ummodelung von Volksweisen zeigt. Von den Gedichten scheint mir nur „Der heilige Reiter“ (Nr. 9) gar nicht am Platze; ich weiß nicht, was unsere Soldaten damit anfangen sollen. Als Beispiel gebe ich das „Marschlied“ (Nr. 12), das mir recht viel Aussicht auf die Liebe unserer Truppen zu haben scheint.

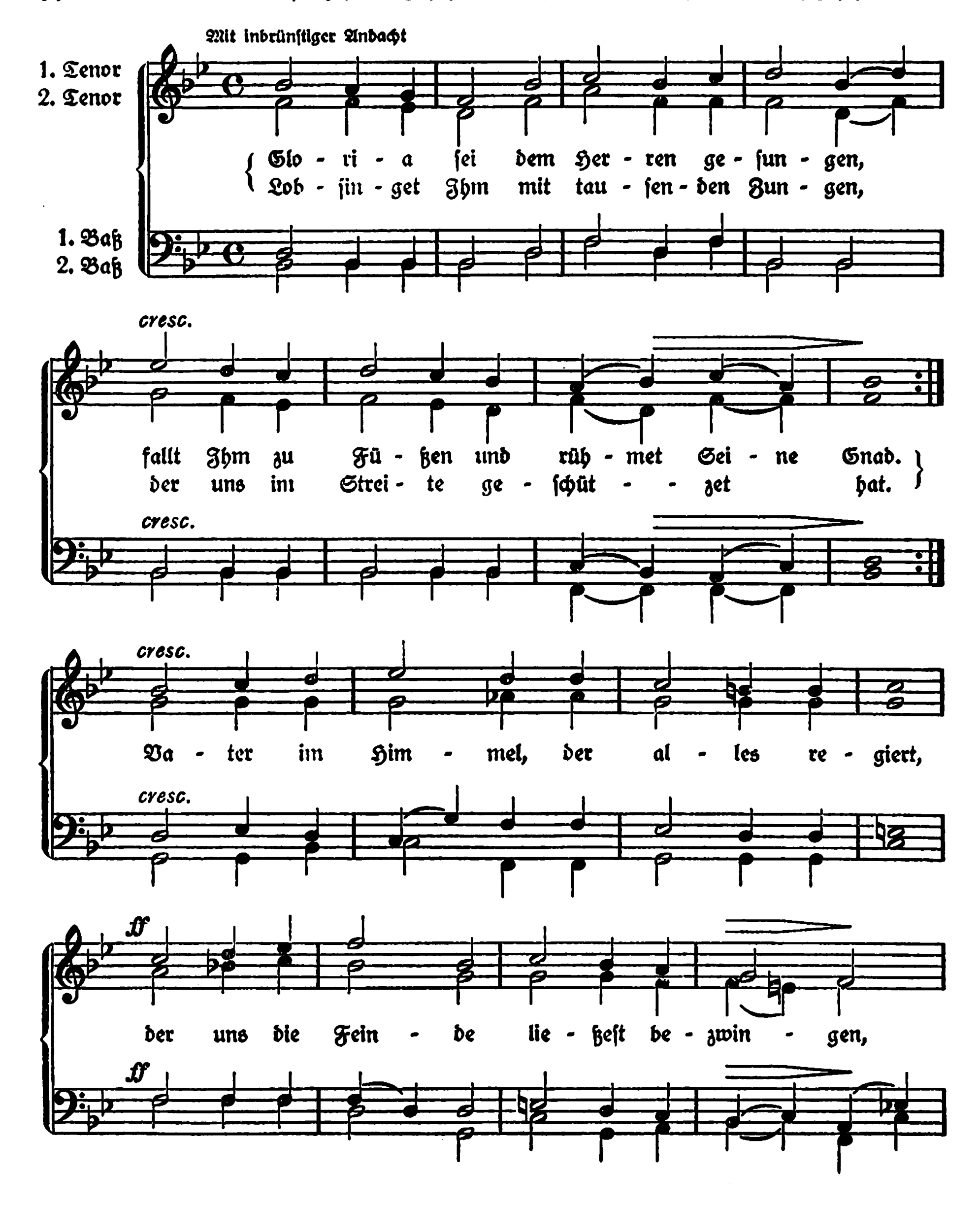


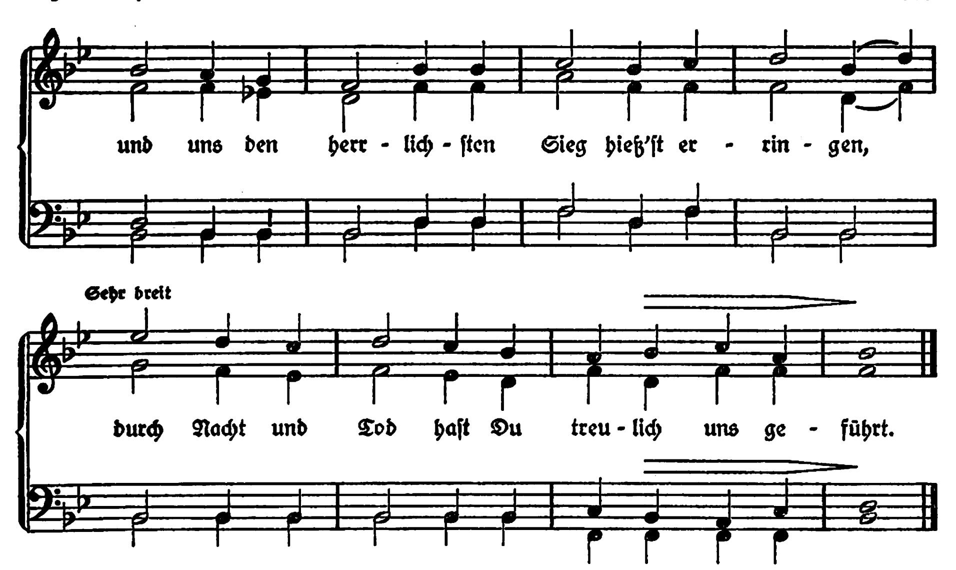
Der Kaiser sprach's und ballt die Faust,
Und uns juckt's in den Pfoten:
Die Rasselbande wird gezaust,
Sie wird gezaust nach Noten.
Wir wollen die Entente cordiale
Mit rotem Saft betuschen,
Da werden sie, wie allemal,
Da werden sie schon kuschen!

Der letzte Vers, doch den singt schnell,
Weil schon die Kugeln zischen!
Bums, hat die Sippschaft eins aufs Fell
Und kann das Maul sich wischen!
Die ganze Welt guckt bibbernd zu
Und kippt aus den Galoschen —
Na, Majestät, was sagste nu?
Sie sind bereits verdroschen!

Einen ganz anderen Charakter trägt das zweite Heftchen: „Ein Hähnlein woll'n wir rupfen. Neue Kriegslieder nach alten Texten und Weisen". Hermann Felix Wirth, der durch seine Forschungen auf dem Gebiet des niederländischen Volksliedes auch weiteren Kreisen bekannt ist, hat es herausgegeben. Diese neunzehn Stücke, die zumeist zweistimmig, in mehreren Fällen aber auch vierstimmig dargeboten werden, sind durchweg sehr wertvoll. Hermann Wirth hat bald in den Text umdichtend und neugestaltend eingegriffen, bald in die Melodie. Auch wo er geradezu neu geschaffen hat, hat er dazu erprobtes Material verwertet. Er erreicht so durchweg, was der alte Peter Abraham Schulz als Hauptforderung für ein volkstümliches Liederschaffen aufgestellt hat, nämlich daß einem die Melodie von vornherein halb vertraut vorkommen muß. So ist es Wirth gelungen, ältere Lieder den neusten Ereignissen dienstbar zu machen, ohne daß er das in der Blütezeit des Volksliedes beliebte Verfahren, auf eine bekannte Weise einen neuen Text zu dichten, einfach übernommen hätte. Er behält nur

genug halb und ganz Vertrautes bei, um sofort eine Grundlage zu geben, auf der das Neue sich leicht einprägt. Ich glaube, daß gerade dieses Heftchen im Felde sehr willkommen sein wird. Man sollte es vor allem an musikalisch erprobte Leute schicken, die dann schon weiter einstudieren werden. Ganz wundervolle Stücke hat Wirth aus dem reichen Schatze des altniederländischen Volksliedes gehoben. Ich teile daraus ein „Dankgebet nach Schlacht und Sieg" mit, dessen Worte von Hermann Wirth herrühren, während die Melodie eine altniederländische Hymne um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts ist, die von Wirth vierstimmig gesetzt wurde.





Das dritte Heftchen: „Wohlauf, Kameraden! Soldatenlieder zum heiligen Krieg“, bringt nur alte bekannte Melodien und zumeist auch die alten vertrauten Texte. Eine beträchtliche Zahl von Texten ist allerdings auch neu, den alten Weisen unterlegt. Und da wäre mir lieb gewesen, wenn man etwas weiter gegangen wäre. Mir ist unbegreiflich, daß für Karl Loewes „Fridericus Rex“, der jetzt so außerordentlich beliebt geworden ist, noch nicht eine passende Umdichtung geschaffen wurde, in der die Namen und die politische Lage den heutigen Verhältnissen angepaßt würden. Es geht heute einfach nicht an, daß man etwas gegen die Österreicher singt, und mit den meisten alten Namen weiß der einfache Soldat von heute auch nichts anzufangen, denn bekanntlich darf man geschichtliche Kenntnisse niemals hoch veranschlagen. Noch weniger verstehe ich das Verhalten bei Nr. 8, „Lille, du wunderschöne Stadt“, das man aus dem großen Volksliederbuch von Erk-Böhme übernommen hat. In der erklärenden Bemerkung muß es natürlich heißen: „Die Belagerung von Lille 1708“ und nicht „1807“. Da ist denn auch die Melodie des „Prinz Eugen“-Liedes sehr zutreffend, da Prinz Eugen ja der Belagerer und Eroberer auch Lilles war. Aber es ist doch ganz aussichtslos, unseren heutigen Truppen diese geschichtlichen Tatsachen lebendig zu machen. Dagegen ist der Text als Ganzes für ein Belagerungslied ganz ausgezeichnet, und es wäre dieses wertvolle Stück so umzudichten gewesen, daß unsere Feldgrauen ihr eigenes Erlebnis darin gesehen hätten. Auf die „Jungfer Lüttich“ ist übrigens nach der Prinz-Eugenius-Melodie solch neues Werbelied gedichtet worden, das auch in dieses Heftchen Aufnahme gefunden hat (Nr. 20) und von Ansgar Pöllmann stammt. Es ist für unsere Zeit sehr charakteristisch, daß dieser Dichter ein Benediktinerpater — mehrere Jahre Herausgeber der „Gottesminne“ — ist.

Das vierte Bändchen: „Deutscher Geist, verzage nicht! Vaterlandslieder aus großer Zeit“ hat mehr religiösen Charakter. Auch hier sind einige neue Stücke von Baußnern und Arnold Mendelssohn dazwischen, und froh begrüßen wir die Aufnahme der alten niederländischen Volkslieder von Adrianus Valerius 1597. Unter diesen steht auch das zum neuen deutschen Volksgesang gewordene „Wir treten zum Beten“, leider nicht in der üblichen Wortfassung, sondern in der „wortgetreuen“ Übertragung von K. Budde. Mag diese an sich noch so verdienstvoll sein, so ist es doch bedenklich, einer eingebürgerten Fassung mit solchen Änderungen den Weg zu verlegen. Es kommt doch gerade bei altem künstlerischen Volksgut weniger

auf die Richtigkeit, als auf die Schönheit an. Um die erstere kümmert sich das Volk ohnehin nicht und ändert ja doch nach seinem Belieben, oder besser nach einem inneren Zwang.

So wollen wir denn auch recht vielen unserer Dichter und Musiker, die das große Erleben dieser Zeit in Wort und Ton festzuhalten suchen, das Glück wünschen, daß sie vor diesem wenig zu beeinflussenden Volksinstinkte Gnade finden und daß das Volk ihre gern gebotenen Gaben annehme und nach seiner Art weiter verwende. Erzwingen läßt sich hier nichts. Aber dafür sollen jene, die dazu imstande sind, sorgen, daß eine reiche Auswahl des Guten, was jetzt geschaffen wird, zur Kenntnis unserer Braven im Felde gelange. Sie sind in diesem Falle die wirklich berufenen Richter. **Karl Storck**

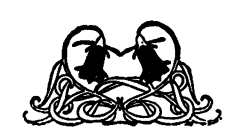


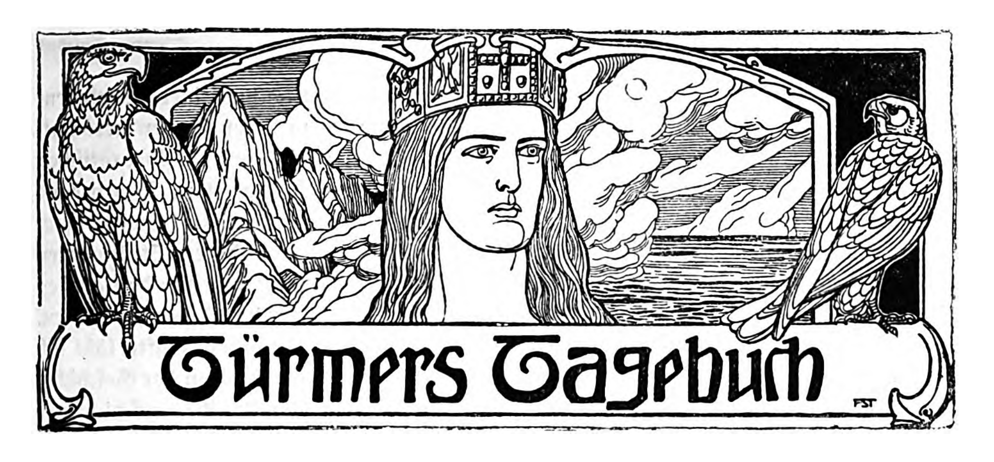
Unsere Kriegsbilder

Wir haben diesen Kriegsjahrgang unseres Türmers mit einem Bismarckbilde Ludwig Fahrenkrogs eröffnet, das in Antwort auf eine bange heimliche Frage versicherte: Er lebt noch! Wir wissen es heute alle mit stolzer Freude. Wie der dem besten Mark deutscher Erde entsprossene Eichwald ist er selbst ein Stück deutsches Land geworden. Sieghaft und unvergänglich wie dieses. Dieser Gedanke kommt in Fahrenkrogs Bilde ohne alle allegorische Beigabe überzeugend zum Ausdruck. So ist das Bild auch von unserer Leserschaft verstanden und mit Liebe aufgenommen worden. Es dürfte darum manchem eine willkommen Kunde sein, daß der Türmerverlag (Greiner & Pfeiffer in Stuttgart) von dem Bilde einen großen farbigen Lichtdruck hat herstellen lassen, der natürlich die Absichten des Künstlers viel treuer wiedergibt, als es in der kleineren Form im Türmer möglich war, und im besonderen Maße zum Wandschmuck sich eignet. (6 *M.*)

Dann bringt dieses Heft, wie schon mehrere der vorangehenden, Bilder von Otto Soltau, dessen kraftvolles Schaffen wir den Türmerlesern schon früher nach den zwei Seiten eines eindringlichen Naturstudiums (XVI, 3) und tiefbohrender Phantastik (XIII, 5) nahegebracht haben. Seine Kriegsbilder zeugen von einem tiefen Erleben dieser herrlichen Zeit und sind in ihrer herzhaft zugreifenden Technik, die von wirklich gründlichem Können zeugt, ebenso deutsch, wie in der Schlichtheit und Tiefe des Erlebens. Wir freuen uns, unseren Lesern auch für die weiteren Hefte noch Bilder dieses Künstlers in Aussicht stellen zu können. Schon jetzt hat unser Verlag eine Reihe von zwölf Postkarten hergestellt, unter denen vor allem auch die Soldatenköpfe jedem Beschauer eine echte Freude bereiten werden. Gerade die Postkartenindustrie hat in dieser Kriegszeit uns viel Enttäuschung und Ärger, oft genug auch schamvolle Entrüstung bereitet. Um so erfreulicher wird diese edle, kerndeutsche Gabe sein.

Das vorliegende Heft bringt dann noch zwei der Köpfe sterbender Krieger von Andreas Schlüter (1662—1714). Vielleicht ist die furchtbare Seite des Krieges im Todesopfer des einzelnen niemals erschütternder dargestellt worden, als in diesen alle Stufen des Grausens darstellenden Köpfen, die als Schlußsteine der Fenster und Torbogen im Hofe des Berliner Zeughauses dienen. Wenn jetzt die Zeit kommt, in der wir Deutsche vor allem in deutscher Kunst unsere Erbauung suchen, wird das Schaffen des genialen Schlüter einer der köstlichsten Gewinne sein. St.





Der Krieg

„Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Blut und Eisen." Dies Wort, das Bismarck im Herbst 1862 in der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses sprach, ist nicht nur gröblich mißverstanden worden, sondern hat ihm auch bis über das Grab hinaus von gewissen Seiten den Namen des „Blut- und Eisenmenschen", des rohen Gewaltmenschen, eingetragen. Jahrzehntelang hat sich Bismarck bei den verschiedensten Gelegenheiten gegen diese Unterstellung verwahrt. Seine Meinung sei gewesen: Legt eine möglichst starke militärische Kraft, also möglichst viel Blut und Eisen, in die Hand des Königs von Preußen, dann wird er die Politik machen können, die ihr wünscht; mit Reden und Schützenfesten und Liedern macht sie sich nicht, sie macht sich nur durch Blut und Eisen. „Heute", sagt Dr. R. Jacobi im „Schwäbischen Merkur", „ist die große Mehrzahl der Deutschen in der Erkenntnis der politischen Dinge so vorgeschritten, daß sie auf solche einschränkende Erläuterung des Blut- und Eisen-Worts verzichtet. Wir wissen: nicht nur durch Macht, sondern durch Kampf werden die großen Ziele errungen. Durch Kampf mußte vor hundert Jahren das fremde Joch abgeschüttelt, nur durch Kampf konnte die deutsche Einheit vor fünfzig Jahren begründet werden. Die deutsche Kaiserkrone, sollte sie echten Glanz und stählerne Festigkeit haben, war nur auf dem Schlachtfelde zu erringen.

Und was erstreben wir heute? Den Frieden für das Deutsche Reich, die Basis für eine friedliche Entwicklung; und dieser Friede soll zugleich der Friede Europas, der Friede der zivilisierten Welt sein. Auch dieses Ziel, das wissen wir heute, ist nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse zu erreichen, kein Haager Friedenspalast kann es verbürgen, keine Schiedsgerichtsverträge und keine interparlamentarischen Konferenzen. Es wird nicht erreicht als Wunsch des Schwachen, nur als Forderung des Starken. Auch der Friede, soll er gesichert sein, muß durch Blut und Eisen aufgezwungen werden; seine böswilligen Störer und Störergenossenschaften werden nicht durch Eide, Versprechungen und Verträge gebunden; die gelten denen immer nur für die anderen. Man soll aber

all die friedlichen Bemühungen um den Frieden nicht mit hochmütiger Überlegenheit beiseite schieben. Sie haben die Gedanken geläutert und den Boden gelockert, Wegstrecken geebnet für ein neues großes Ziel. Gerade wie einst die theoretischen Bestrebungen um die deutsche Einheit, die im Nationalverein gipfelten. Wer möchte sie heute als nutzlos aus der Geschichte streichen? Auch der größte Staatsmann schafft nichts Dauerndes mehr, wenn er sich nicht von den lebendigen Strömungen der Zeit tragen läßt. Fert unda nec regitur. Es bleibt noch genug für den großen einzelnen, dem Neuen, das die Zeit verlangt, die zureichendste Gestalt zu geben.

Ein solches Zusammenwirken nicht durchaus harmonierender Kräfte läßt sich wohl bei allen bedeutenden und innerlich nachwirkenden Geschehnissen der Geschichte erweisen. Wenn ideale Ziele, die sich der Menschengeist gestellt, ihre geschichtliche Verwirklichung erhalten, geschieht es wohl nie auf den kristallreinen Wegen, die dem Ideal gebühren. Haben die Idealisten (Utopisten, Schwärmer anfangs geheißen, auch Revolutionäre) den Gedanken der Reife entgegengebracht, dann bemächtigt sich seiner eine politisch organisierte Macht, um aus der Theorie Praxis werden zu lassen. Nicht wegen des großen idealen Zieles an sich, sondern weil es zusammenfällt mit den eigenen Machtinteressen (oder, was das weniger Gute: weil es sich zur Förderung der eigenen Machtinteressen gebrauchen läßt). So kam die deutsche Einheit, das Deutsche Reich in seiner neuen Gestalt zustande, weil die Machtziele Preußens und das nationale Streben des deutschen Volkes zusammenfielen, und weil endlich in Bismarck den Deutschen der Zwingherr zur Einheit erstand, durch Blut und Eisen.

Und heute? Wenn Deutschland diesen Krieg in großem Siege besteht, dann soll es der letzte Krieg in Europa gewesen sein. So hören wir von denen, die an dem deutschen Siege nicht zweifeln. Aber auch die Gegner versichern: Unser Ziel ist, durch Niederzwingung des deutschen Militarismus der Welt den Frieden zu bringen. Weshalb liegt hier die Wahrheit auf unserer Seite? Die Geschichte hat selten so klar und deutlich gesprochen wie in diesem Streite. Und unsere geschichtliche Erkenntnis hat nicht nur den Zweck, den gegenwärtigen Zustand historischer Entwicklung aus der Vergangenheit zu verstehen, sondern auch unseren Erwartungen für die Zukunft die Richtung zu weisen. Können wir England, Rußland, Frankreich und Japan in schönem Bunde — völlig abgesehen vom besonderen deutschen Standpunkte — als die Verbürger zukünftigen Friedens auch nur denken? Frankreich? Seine Politik krankt längst an einem bösen Gegensatz. Der Ehrgeiz drängt es, seine frühere gebietende Stellung in Europa wiederzuerringen, aber die Selbsterkenntnis der führenden Männer sagt sich, daß es dies aus eigener Kraft nicht mehr kann. Die Niederlagen und Verluste von 1870 sieht Frankreich als den Anlaß des Rückgangs an (obschon dieser viel tiefer liegt), und so scheiterte der Gedanke einer verschwindend geringen Minderheit verständiger Männer, den Aufbau an der Seite Deutschlands zu versuchen. Deshalb sank es herab zum unselbständigen Gefolgsmann der englischen und russischen Politik, im schroffsten Gegensatz zu den eigenen Interessen. Es ist auf dem besten Wege, sich, wie Belgien, für England zu verbluten. Wenn Englands Herrschgelüste aus dem Kampf siegreich hervorgehen, wird Frankreich sich zu neuem Streite gegen den treulosen Beschützer

rüsten müssen, will es sich einen letzten Rest politischen Ansehens wiedererobern, will es nicht ohne weiteres in die Stellung Portugals herabgleiten. Und Rußland? Und England gar? Ist nicht beider Bund eine große Lüge? Gibt's unmöglichere Genossen, in Asien, in Europa? In Asien ließ England dem Russen durch die Japaner böse Wunden schlagen, suchte es ihn durch die persischen Abmachungen übers Ohr zu hauen und drängte die russischen Eroberungsinstinkte wieder mehr nach dem Balkan, indem es dort die traditionelle englische Politik scheinbar aufgab. Gegen ein siegreiches Rußland, das durch die Ostsee in die Nordsee, durch den Bosporus ins Mittelmeer vordringt, wird England bald wieder die Sturmglocke läuten, um Kriegerscharen zu finden, die bereit sind, mit ihren Leibern englische Interessen zu schützen. Der Friede Europas steht also nicht am Ende solches Bündnisses. Und Japan als Bürge des Friedens? Den verbrecherischen Unsinn der Heranziehung Japans wird England selbst am empfindlichsten auszubaden haben. Auch nicht auf friedlichem Weg.

Aus Haß und Torheit ist hier ein Rattenkönig von Bündnissen geboren, dessen einzelne Teilhaber sich aus der verlogenen Verstrickung nur durch neue Kämpfe befreien können. Eine Friedensbürgschaft auf dem Grunde der Vernichtung Deutschlands ist an sich ein gedoppelter Widersinn, denn der deutsche Staat war und ist der einzige, dessen Interessen und dessen Ziele mit den Bedingungen des europäischen Friedens zusammenfallen. Die deutsche Kultur ist eine Kultur des Friedens. Es war vielleicht unser Fehler, daß wir dem Zwange zum Frieden, der in der ganzen menschlichen Entwicklung, geistigen und wirtschaftlichen, lag, zu sehr vertrauten. Wir mochten an den barbarischen Einbruch, der unermeßliche Werte vernichten mußte, nicht glauben. Aber wir sahen die Gefahr und waren zum Glück militärisch gerüstet. Der wilde Überfall bösartiger Feinde muß niedergeschlagen werden. Mit Blut und Eisen müssen wir uns, wie einst die Einheit, so jetzt sicheren Frieden erringen, um deutscher Kultur den Siegeslauf zu ermöglichen, auf den sie Anspruch hat. Aber Wehrhaftigkeit wird von ihr unzertrennbar sein in alle Zeit. Sie muß so stark werden, daß kein Friedensfeind aufzubegehren wagt; daß ungestört von ihm die Welt an deutschem Wesen genesen kann."

Damit aber die Welt am deutschen Wesen genesen kann, mußte dieses selbst zuvor „genesen". Hier enthüllt sich uns der tiefste Sinn dieses Krieges. Ein neuer Pfingstgeist mußte im deutschen Volke erwachen, wie ihn Dr. Frhr. von Mackay in hellen Tönen als herrliches Ereignis in der „Österreichischen Rundschau" kündet: „Das körperlich, geistig, sittlich Tüchtige, Aristokratische, Ungewöhnliche erhebt sich, heldischer Sinn wird allenthalben wach und bewährt sich als ein Tröster der Menschheit, der sie in leidvollen Zeiten tragischer Schicksalsprüfung durch die ungewöhnlichen Maßstäbe seines Wesens und Willens wieder aufrichtet und sie von den Fesseln des Irdisch-Allzuirdischen freimacht ... Nicht allein die Zucht, die Tapferkeit ihrer Truppen ist es, worauf sich die Machtbehauptung der deutschen Völker stützt, sondern vorab die von keinem unserer Gegner erreichte Organisation des Ganzen, das Einfühlen jedes Teiles, jedes Nerves und Pulses aller in den hämmernden Herzschlag der großen Gegenwart und die zweckbedachte Mitarbeit

an der Lösung der Riesenaufgaben, die sie stellt. Alles das aber geschieht im nüchternen Heroismus des Pflichtbewußtseins, das Freiheit und Recht erkämpfen will nicht für die deutsche Sache, sondern für die ganze Welt, deren Zukunft unsere Feinde, indem sie durch ihren konzentrischen gehässigen Angriff die deutsche Erde zum nicht nur geographischen, sondern auch politischen und kulturmoralischen Mittelpunkt Europas machten, in unsere schwerthaltende Hand gaben. Und endlich: der echte deutsche Gottglaube wacht gebietend überall wieder auf. Das ‚Vater, ich rufe dich!' ertönt nicht nur auf den Schlachtfeldern draußen, sondern auch daheim, in den sich füllenden Kirchen, vor dem Kreuz in der Zimmernische, auf der Ruhebank der Kapelle am Waldesaltar im Angesichte der mit blutiger Strahlenkrone untergehenden Sonne. Der deutsche Gott, der Eisen wachsen ließ, weil er keine Knechte, sondern freie Männer wollte, geht gewaltigen Schrittes, von Millionen gebeugten Knies und aufgerichteten Herzens empfangen, durch das Land. Das ist die himmlische Flamme, die es zu hüten, brennend zu halten, deren Glutkern es immer stärker zu machen gilt: dann werden wir nicht nur draußen auf dem Feld unbesieglich bleiben, sondern auch innerlich gereinigt und seelisch geläutert, uns als eine wahrhaft vornehme und vorbildliche Kultur- und Herrenmacht also bewähren, daß auf der ganzen Erde der Wahrheitskaratgehalt des prophetischen Wortes vom deutschen Wesen, an dem noch einmal die Welt genesen soll, leuchten wird ...

Der Gottsuchernatur des Deutschen bestimmt sich das Verhältnis zu Gott aus dem unveräußerlichen Trachten und Sehnen der menschlichen Seele nach dem psychischen Urquell im Bewußtsein der Unzulänglichkeit der eigenen Kräfte und der Abhängigkeit von einer höheren Macht in den Kämpfen des Lebens — den individuellen wie den nationalen, den geistigen wie den moralischen. Seine Religion lebt, webt und geht auf in dem himmelzugewandten Sehnen, der großen Goetheschen Wahrheit:

Höchstes Glück der Menschenkinder
Ist nur die Persönlichkeit

durch stete Gottnäherung bis zur Gottvereinigung diesem Persönlichen die höchste Weihe und Vollendung zu geben.

So auf diesem Granitfundament seines Lebens stehend erfaßt aber notwendig der Deutsche alle kulturelle Entwicklung und Vorwärtsbewegung im Rahmen eines religiösen Gesetzes; ja selbst das, was wir als Weltpolitik zu bezeichnen pflegen und was heute ein so häßliches, menschenunwürdiges Antlitz zur Schau trägt, erscheint im Sinne deutscher Weltmachtbestrebungen als ein Akt der Einstellung des Zusammenlebens der Völker auf die Linie einer höheren, gottbestimmten sittlichen Weltordnung ...

Die Aufklärungsphilosophie machte das Einzel-Ich zu einem archimedischen Hebel- und Bewegungspunkt alles Geschehens außerhalb von Staat und Gesellschaft, als Gebilden, in denen sich die Individuen nur zufällig um ihrer eudämonistischen Zwecke willen zusammengefunden hätten. Der Sozialismus, die Fruchtbildung der demokratischen Umwälzungen, drückte das Ich fast zur Wertlosigkeit herab, indem er Staat und Gesellschaft als objektive geistige Wesen mit eigenen,

vom Willen des einzelnen unabhängigen Daseinsgesetzen hinstellte. Der deutsche ethische Individualismus gibt dem einzelnen, wie dem Staat, was beider natürliches Lebens- und Ichbehauptungsrecht ist. Er erkennt, daß wahrhafte persönliche Freiheit nur am Zügel des Pflichtengesetzes, des Kantschen kategorischen Imperativs, gehen und bestehen kann. Er lebt in dem tiefen, unergründlichen, aber dennoch gewissen Glauben, daß alle Arbeit für persönliche Interessen zweckarm, gewöhnlich, vergänglich, daß alles Wirken für das Allgemeine zweckvoll, erhaben und von Ewigkeitswert ist. Er versteht den Staat als einen Organismus, dessen Naturtrieb gleich jedem gesunden, selbstbewußten Lebewesen Wille zur Macht, Rechtsbildung, Selbstbehauptung, Herrschaft ist. Aber er ist sich zugleich bewußt, daß, genau wie beim Individuum, auch die nationale Icherhöhung im Grunde nichts sein kann, als freiwillige Selbstunterordnung unter ein höchstes sittliches Gebot und Prinzip, daß auch das Wesen aller staatlichen Größe Pflichtgebundenheit unter die Gesetze einer gottgesetzten Weltordnung und ernster Wille zu deren Erfüllung ist. Das sind die vornehmen Glaubensideale, deren Nerv heute alle deutschen Völker in einer Einmütigkeit, Kraftbezeugung, Entschlossenheit und Dienstbereitschaft bis zum Tod für die Verteidigung der heimatlichen Erde, des Reiches und seiner Zukunftsgröße aufspringen ließ, wie es großartiger nicht gedacht werden könnte ...

Von Feinden der Art, wie sie heute gegen uns kämpfen, denen keine vergiftete Waffe zu schlecht ist, daß sie nicht dem Verschwörerzweck ‚Germaniam esse delendam!‘ dienstbar gemacht würde, haben wir keine Anerkennung solcher deutschen Glaubens- und Kulturideale zu erwarten. Um so mehr liegt es uns ob, ihre Flamme stark, ihr Feuerzeichen weithin sichtbar zu machen. Nach den Entscheidungen von 1870/71 drängte sich in dem Maß, wie der Strom von Reichtum und wirtschaftlicher Machtgewinnung anschwoll, ein materialistischer Geist vor, der dem echten deutschen Wesen so fremd ist wie Feuer dem Wasser. Der heutige Tag der Prüfung auf Herz und Nieren zeigt glücklicherweise, daß alle die Krankheitskeime geistiger Verflachung und sittlicher Fäulnis, die so sich ausbreiteten, das Herz des Deutschen nicht haben antasten können. Das deutsche Volk ist im Innern gesund, kernig, seinem bessern Selbst treu geblieben. Aber wehe ihm, wenn es auch jetzt wieder nach den furchtbaren Opfern des Krieges irgend etwas von dem vornehmen Gut des alten, im Schwerterschlag neugeschmiedeten Idealismus, dem kostbaren und unveräußerlichen Erbteil hoher Ahnen, preisgäbe! Noch zwei Jahre des Friedens, und den fünfzigjährigen Gedenktag von Königgrätz hätte Norddeutschland zu feiern gehabt. Gewiß nicht in ungetrübter Freude! Eine letzte düstere Wolke des unseligen Haders, der einst die deutschen Völker zerrissen hat, war geblieben, die jetzt erst vor der aufstrahlenden Sonne des gemeinschaftlichen Heldenkampfes gegen eine Welt voll List und Trug anstürmender Feinde zergehen muß. Mit dieser Waffenbrüderschaft wird endgültig alles abgewaschen sein, was noch an Flecken auf dem Schild unbedingter Einigkeit des Deutschtums und seiner Nibelungentreue bis in den Tod geblieben ist. Eben diese Einigung indessen vollzieht sich unter Bedingungen eines tragischen weltgeschichtlichen Kampfes, wie sie härter niemals einem Volkstum gestellt wurden. In eine

wahrhaft glänzende Vereinsamung gedrängt, stehen wir auf vereinsamten Posten mitten in einem Ring von allen Seiten anstürmender Feinde. Und doch erscheint auch das als eine folgegesetzliche göttliche Schicksalsführung. Die Dominante des Denkens und Sinnens aller großen Geisteshelden, welche die Eckpfeiler zum deutschen Reichsbau der Zukunft schufen, ist die Erkenntnis und das Bewußtsein von der Unvorbildlichkeit deutschen Wesens, so wie es Schelling in den unvergeßlichen Worten gekennzeichnet hat: ‚Zu eigentümlich von Gemüt und Geist ist das deutsche Volk gebildet, um auf dem Weg anderer Nationen mit diesen Schritt halten zu können. Ihm ist daher das höchste Ziel bestimmt, alle Stufen, die andere Völker gesondert darstellten, allein zu durchlaufen, um am Ende die höchste und reinste Einheit, deren die menschliche Natur fähig ist, darzustellen.‘ So erscheint, vom höheren kulturmoralischen Standpunkt aus gesehen, die politische Vereinzelung, in welche die mitteleuropäischen Mächte durch das Einkreisungssystem des unseligen Königs Eduard VII. gedrängt sind, als eine Auswirkung unbeugsamer menschlicher Entwicklungsgrundsätze nach göttlicher Vorsehung. Bedingt nun aber diese Sonderbestimmung der Mission des Deutschtums im Rate der Völker eine überhebliche Absonderung von ihnen, eine gewalttätige Überordnung über sie? Ganz im Gegenteil! Das echte aristokratische Herrenvolk ist, gleichwie der wahrhaft vornehme Herrenmensch, nicht ein Unterdrücker und Despot, sondern eine Freiheitshoffnung seiner Mitmenschen und ein Unterpfand ihrer eigenen Vervollkommnung: indem es sich über die Umgebung zu erheben strebt, entfremdet und verfeindet es sich ihr nicht, sondern erhöht, idealisiert seine Beziehungen zu ihr, stellt sein Verantwortlichkeitsgefühl für ihr Wohlergehen, für die Selbstbestimmungsrechte und Entwicklungsfreiheiten aller in den Vordergrund und ist in ritterlicher Dienst- und Opferwilligkeit selbst ihr Vorkämpfer zu immer höheren Stufen der Daseinsvervollkommnung. Deutsche Weltmacht kann so nur bestehen und stark werden kraft der Offenbarung, daß wir den Schwächeren in der Völkergemeinschaft und allen, die sich unserer Kultur verwandt fühlen und in ihrer Sonne stehen, etwas zu bringen haben, was ihnen selbst ein Pfand des Aufstiegs zu den Höhen eigener Machtideale ist: Freiheit der Ichgestaltung nach eigenem Gesetz und aus eigener Schöpferkraft, Schutz gegen falsche Herren und falsche Volksbeglücker, welche die ganze Menschheit in die Generalschablone ihrer demokratischen oder sozialistischen oder sonstigen vorgefaßten theoretischen Gesittungsdogmen hineinpressen möchten ... Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen, im Dienst eines höheren Pflichtgebots und Weltsinns tun, deutsches Wirken ist selbstaufopfernde Tat, übernatürlicher Trieb und gehört der ganzen Menschheit, nicht dem Werkmeister. Mit einem Worte: die hoheitsvolle Mission des Deutschtums ist die Einstellung der Weltpolitik auf die Linie einer wahrhaft und absolut geistig-freiheitlichen, rechtlichen und sittlichen Weltordnung, so, wie es Fichte, der hoheitsvolle Künder deutscher Zukunftsgröße, vor hundert Jahren im Donner der damaligen Freiheitskämpfe sich ersehnt und geoffenbart hat: ‚Was an Geistigkeit und Freiheit dieser Geistigkeit glaubt und die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch die Freiheit will, das, wo es geboren sei und in welcher Sprache es rede, ist unseres Geschlechts, es gehört uns an und es wird sich zu uns tun ...‘“

An den Erfahrungen dieses Krieges gemessen, gehört freilich sehr wenig zu uns und tut sich noch weniger zu uns! Aber dieser Krieg, erklärt Dr. Leopold Ziegler in der „Frankf. Ztg.", ist weder vorwiegend noch überhaupt ein politisches Ereignis. „Alle Vergleiche mit den geschichtlichen Vorkommnissen der Vergangenheit erweisen sich als unzulänglich oder irreführend. Wir wissen es jetzt schon, daß jene Preußen, Österreicher, Russen, Schweden, die vor hundert Jahren gegen den Despoten Europas zur Befreiung auszogen, in keiner Hinsicht das erlebt und das vollbracht haben konnten, was wir erleben, wir vollbringen müssen. Im vorigen Herbst lasen wir zu unserem Erinnern in Büchern und Annalen von einem Volk in Waffen. Aber dieselben Bücher haben uns zuviel dessen erzählt, was in diese gewaltige Vorstellung schlecht hineinpassen wollte. Jenes deutsche Volk in Waffen lebte vielleicht in der Imagination militärischer Organisatoren, Philosophen und Poeten des Frühlings Achtzehnhundertunddreizehn. Es lebte weiter in dem zurückblickenden Geist der Geschichtschreiber, in der gläubigen Phantasie der Spätergeborenen. Aber es war nirgends ein Faktum, sondern höchstens die Vorwegnahme eines Faktums.

Das Volk in Waffen sind erst wir.

Aus dem guten Grunde, weil wir erst wissen konnten, was ein Volk ist. Wäre vor wenigen Monaten einer von uns so neugierig gewesen, das große Mysterium einer Volkwerdung erraten zu wollen, so hätte er etwa in seinem Fichte die achte Rede aufgeschlagen: ‚Was ein Volk sei, in der höheren Bedeutung des Wortes, und was Vaterlandsliebe.' Aber auch hier hätte er wesentlich nur den Atem eines heißen Wunsches verspürt, im besten Falle den ungeheuren Eigensinn eines Mannes, der da erschaffen will, was nirgends ist. Von keiner Seite hätte er einen Wink, einen Aufschluß erwarten dürfen über den Vorgang dieser letzten Wochen Anno Neunzehnhundertundvierzehn, der uns allein von allen Generationen tausendjähriger Menschheit vorbehalten gewesen ist.

Wir glaubten bisher ein Volk zu sein. Aber ein einziger Augenblick hat uns erleuchtet, daß wir zu keiner Zeit vorher ein Volk gewesen sind. Vergebens, daß man uns einredet, wir hätten eine gemeinsame Sprache, gemeinsame Sitten, gemeinsame Zielgedanken besessen und damit aufs gültigste bezeugt, ein Volk zu sein. Das Gegenteil war beinah richtig. Es hat jeder seine eigene Sprache gesprochen, nur den Worten und Wortbildern nach den Worten des andern gleich. Es hat jeder seine eigenen Ziele verfolgt, seine eigene Lebenspraxis geübt, die ihn mehr oder weniger von den andern abschied oder ihnen gar verfeindete. Jeder zog einen undurchdringlichen Kreis um das Zentrum seiner Einzelheit und Einzigkeit. Geschäft, Leistung, Talent, Besitz, Steckenpferd, Geschlecht, Herkunft, Bildungsgang, Alter, Erziehung sonderten das Ich vom Ich, das Ich vom Du. Selbst wo die stark entwickelte Technik der modernen Arbeit viele zu gemeinschaftlicher Betätigung, zum Zusammenwirken und Zusammenhandeln zwang, durfte dies keineswegs als Verzicht auf die zentripetale Kraft unserer natürlichen Ichsucht aufgefaßt werden. Vielmehr ist anzunehmen, daß sich das Individuum für diese durch den gegenwärtigen Zustand der Wirtschaft aufgenötigte Kooperation heimlich schadlos hielt. Gerade die notwendige Teilung und Gemeinschaft der Arbeit lehrte Unzählige

diese Arbeit hassen und eine Ordnung der Gesellschaft herbeisehnen, in welcher die innere Beziehung zur Leistung des einzelnen und der Gesamtheit überhaupt aufgehoben wäre: ein jeder sollte, indem er ein paar Stunden für alle tätig war, sich dadurch von der Gemeinschaft völlig loskaufen und das Recht auf möglichst absolute private Existenz erwirken.

Über diese individuell zentrierte Beschaffenheit der Gesellschaft und der Völker konnte weder gemeinsame Sprache noch gemeinsame Verwaltung oder gemeinsame Politik hinwegtrösten. Sogar der vielberufene gemeinsame Kulturbesitz der Nation mußte hier durchaus versagen. Denn welche Kulturgemeinschaft verband wohl einen Fabrikarbeiter in Posen und einen Offizier des ersten Garderegiments zu Fuß? Welcher Kulturbesitz mochte einem Litauer, einem Oberbayern und einem Hotzenwälder das Phantasma einer wirklichen Gemeinschaft vorspiegeln? Was ist überhaupt Kulturbesitz? Wo sind die Deutschen zu finden gewesen, die in der Atmosphäre gemeinsam genossener, gemeinsam gewürdigter Produktionen zu leben gewohnt waren? Wo liebten mehrere von uns die selben schönen und stummen Gegenstände, die selben Helden oder die selben Wahrheiten? Wo war die Zone der feierlichen Windstille, in der wir das Gegeneinandersprechen freiwillig aufgegeben hätten und so unsere ewigen Klappermühlen des Mahlens einmal vergessen wollten? Ist es bis dahin nicht die Eifersucht und der Stolz von jedem gewesen, seine Wahrheit, sein Wissen, seine Wünsche und Genüsse, seine Sorgen und Leidenschaften für sich allein zu haben? War es nicht, um abstrakt aber allgemeingültig zu formulieren, das Ziel von uns allen, ein streng abgesondertes, einzigartiges und persönlichstes Bewußtsein zu besitzen? Waren wir nicht insgesamt zuletzt Inseln und Eilande, umflossen von einem Meere des grausamsten Schweigens und der Einsamkeit?

Und hier, an diesem tragischen Gesetze unserer friedlichen Vergangenheit, vollzieht sich die unerklärliche Verwandlung, die ohne Beispiel in der Vergangenheit ist. Ich meine die Transformation des Bewußtseins in eine kollektive Erscheinung, in ein soziologisches, nicht mehr individuelles Phänomen. Das Mirakel dieser Wochen bestand darin, daß die scheinbar undurchdringlich dichte Schicht, die die vitale und intellektuelle Sphäre der einzelnen voneinander scheidet, gleichsam porös ward, daß die isolierten Zentren unseres individuell zersplitterten Lebens zusammenschossen, zusammenwuchsen zu einem Gebilde von unendlich höherer als einzelmenschlicher Individualität. Plötzlich fanden wir uns mit der hellseherischen Macht ausgestattet, unmittelbar in die Erlebniswelt des anderen hineinzublicken und das selbe zu erfahren, was er erfährt. Plötzlich fiel die ungeheure Gegenwart der neuen Gewißheit über uns her, daß wir eine unteilbare Gemeinschaft auf Leben und Tod bildeten. Das Bewußtsein sog sich gleichsam mit einem einzigen Inhalt von grausamer Deutlichkeit voll, für dessen Schwere kein Wort stark und tragfähig genug ist. Wir nahmen eine einzige, durch alle Einzelwesen flutende Erleuchtung wahr, die uns wie die Male der hochheiligen Stigmatisation auf Stirn und Herzen brannte: wir deutscher Mensch sollen ausgetilgt, zerschmettert und in Nichts gestoßen werden. Wir deutscher Mensch in Staub getreten und im Dampf des eigenen Blutes erstickt ...

Die Härte und Unbegreiflichkeit dieser Tatsache hämmerte uns zum Volk. Sie sprengte die trennenden Wände, in denen sich jeder bislang eingemauert, eingeschmiedet hielt. Wir wurden deutsches Volk, kollektive Bewußtheit und Erlebniseinheit, in welcher der Einzelne nur noch insoweit Bestand und Wirklichkeit hat, als er an jener Erleuchtung teilnimmt. Von hier aus fanden wir eine neue Form des Lebens. Wir waren nicht mehr im Raum zusammengepferchte Knechte, zu irgendeinem Zwecke von der Despotie des Goldes unterjochte Hörige, wir waren kein künstlich aus Einzelwesen zusammengeschweißter Zweckverband, sondern nur mehr ein einziger mit millionenfach geteilten Organen wirkender Mensch. Was im platonischen ‚Staat' ein edles Gleichnis gewesen ist, daß nämlich die vorbildliche politische Gemeinschaft nichts anderes als ein höherer Mensch sei, wird hier zu exakter Wirklichkeit. Unter dem Gesichtswinkel dieses neuen und sozusagen metaphysischen Faktums will es mir vorkommen, daß alle bisherigen Philosopheme, Staats- und Gesellschaftstheorien, Psychologien, Wirtschafts- und Sittenlehren im Irrtum befangen waren, wenn sie das menschliche Bewußtsein als individuelles Ereignis beschrieben, erläutert und gedeutet haben. Wir werden in späterer Zeit wahrscheinlich Folgerungen von unschätzbarem Wert aus dieser Erkenntnis zu entwickeln haben. Es ist gewiß, daß uns dieses Erlebnis nicht nur zu beispielloser Tat, sondern gleichzeitig zu unerhörten, alle Möglichkeiten von Himmel und Erde umspannenden Gedanken ermutigen und befähigen wird. Wie wir in diesem Kampf um unsere deutsche Menschlichkeit Kräfte entfesseln werden, deren wir uns nie vorher bewußt waren und nicht bewußt sein durften, — so wird aus den Wolkendünsten fiebernder Schlachten das reine Gestirn eines noch ungedachten Weltgedankens glanzreich emporsteigen. Und wie es auch kommen mag: wir werden nach diesem Kriege anders sein und mit uns wird die Welt ein neu Gesicht empfangen haben.

Steht es aber so, daß die Frucht dieser Schicksalsstunde ein wahrhaft kollektives Bewußtsein ist, welches uns als Volk im höchsten Sinne überhaupt erst konstituiert, so durften wir auch erst von diesem Augenblick den gültigen Aufschluß darüber erwarten, was deutscher Mensch zu sein besagen könne. Die Versuche waren zu hoffnungslos, den Begriff ‚deutsch' etwa methodisch aus der vergleichenden Völkerpsychologie abzuleiten oder einen Schluß zu versuchen von der besonderen Qualität unserer Kulturleistungen auf die eigenrliche Gesinnung und den eigentlichen Charakter unserer Volkheit. Heut befinden wir uns indessen in dem vermutlich nie mehr wiederholbaren Zustande, ganz unmittelbar darstellen zu können, was wir als Inhalt unseres eben erworbenen kollektiven Bewußtseins antreffen. Wir brauchen nur festzustellen, was im Gesichtskreis dieses höheren Bewußtseins auftauchte und was uns von der uns unzugänglichen Erkenntnissphäre der Feinde unzweideutig unterscheidet: wer hierin mit uns einig ist, ist deutsch im Geist und in der Wahrheit, ob er dem Blute nach ein Magyar, Türke oder Amerikaner sei. Und hier berufe ich mich auf den Umstand, daß dieser deutsche kollektive Mensch in gegenwärtiger Sonnwende der Geschichte der einzige gewesen ist, der sich in Kummer, Scham und Zorn von der Lüge lossagte, welcher sich die ganze übrige Welt offenkundig verschrieben hatte. Mit Trauer, ja mit Entsetzen sind wir Zeugen

gewesen, wie der Herrscher des östlichen Nachbarreiches seinen kaiserlichen Freund belog, wie die verantwortlichen Staatsmänner der wider uns erhobenen Völker unbedenklich mitlogen (unter der rühmlichen Ausnahme zweier gentlemen, John Burns und des alten Lord Morley), wie des ferneren mit bübischer Frechheit die vor aller Augen liegende Ursache dieses Krieges übereinstimmend totgeschwiegen wurde, wie in keiner Abgeordnetenkammer, in keinem Parlamente ein Mann, ein einziger Mann aufstand und sprach: da sehet ihr zu. (Der einzige, dem wir es zutrauten, Jaurès, ward noch rechtzeitig am Abend vor der entscheidenden Nacht erschossen.) Diese Verschwörung unserer Feinde wider Wahrheit und Ehrlichkeit, diese Preisgabe von Stolz, Aufrichtigkeit und Wohlanstand, dieser Bankerott aller ritterlichen, aller europäischen Tugenden ist es, was mir nicht zu begreifen vermögen. Wir verstehen es schlechterdings nicht, was es nützen soll, das Grade krumm zu heißen, wir verstehen es nicht, wie man die Lüge zum Weltgesetz erheben mag und das tausendjährig erschütternde Ringen unserer Art um Wahrheit und Seelenheil zu begrinsen wagen kann. Die Männer vom Schlage der Grey und Iswolsky, Churchill und Sasonow markieren für unser Bewußtsein die untere Schwelle der Menschlichkeit. Die Fähigkeit, ihre seelische Verfassung zu erraten oder sympathetisch in sie einzudringen, mangelt uns, — in einem für die beobachtende und analytische Seelenkunde beinah bedauerlichen Grade. Leidenschaftlich fühlen wir nur eins: entweder ist die Welt für einen anthropoiden Typus ihres Schlages zugerichtet, — dann haben wir auf diesem mißratenen Planeten nichts mehr zu schaffen und es ist nicht der Mühe wert, noch davon zu reden. Dann kommt und schlagt uns tot und schreibt auf unser Grab das Wort: Hier sank der deutsche Mensch als Opfer seiner kleinen Vorurteile. Oder aber, die Welt ist doch, wie wir es hoffen, daß sie sei. Dann ist die Zeit erfüllet und das Reich ist nah herbeigekommen. Dann wird das schlecht verwaltete Gut in reine Hände übergehen müssen, so und so. Das ist die bittere Alternative dieses Krieges, um ihretwillen ist er kein politischer Krieg. Er wird die Entscheidung bringen über Wert und Unwert, Sinn und Unsinn, Kraft und Ohnmacht dieser Welt.

Was indessen jene die Lüge duldenden und der Lüge ergebenen Völker angeht, so sehen wir sie in einem Übermaß von Verblendung ihre nationale Selbstsucht zur Herrin über die Wahrheit setzen. Sie treffen damit eine Entscheidung von verhängnisvoller Tragweite. Denn es ist das Axiom jeder nicht ausschließlich mechanischen Auffassung von der Geschichte, daß die Individualität jeder Rasse und jeder national ausgeprägten Gruppe nur insoweit für wertvoll erachtet werden kann, als sie sich instinktiv oder absichtlich in den Dienst übernationaler Zielsetzungen und Leistungen begibt. Engländer und Deutsche, Franzosen und Russen bilden in dem Augenblick schädliche und bekämpfenswerte nationale Bestände, wo sie die bloße Zugehörigkeit zu ihrer politischen Gruppe für den zureichenden Grund halten, Gesetze, Gesinnung und Gesittung verleugnen zu dürfen, die jedem entwickelteren Europäer, jedem reiferen Menschen in Herz und Seele eingeschrieben sind. Der Engländer und der Deutsche, der Slawe und der Romane sind Schädlinge und wucherische Entartungen, wenn sie nirgends in dem großen Zusammenhange der zur inneren Freiheit, zum Geist und zur Sitte berufenen Menschheit Wurzel

geschlagen haben. Das Volk, welches seine individuelle Nationalität als höchste Instanz auffaßt, von der aus über Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht zu befinden wäre, das Volk, welches bestehende Gesetzmäßigkeiten von unbedingter Gültigkeit kraft seiner nationalen Subjektivität verletzen und mißachten zu dürfen glaubt, vergeht sich in selbstmörderischem Frevel gegen sich selber. Denn jegliches nationale Dasein bestreitet seine letzte vitale Kraft aus der unausgesprochenen Überzeugung, für eine mögliche Gemeinschaft national nicht mehr gebundener Menschheit zu wirken und hervorzubringen: einerlei, ob dieses Ziel jemals erreicht oder immer nur erstrebt wird. Jede Nation trägt und hütet den Keim, den ‚λόγος σπερματικός‘ einer edleren Zukunft, die von den Schranken und Unzulänglichkeiten der nationalen Bestimmung nichts mehr weiß, die nicht mehr nach deutsch und französisch, keltisch oder germanisch, sondern nach gut und böse, wahr und falsch, edel und gemein, heilig und unheilig, beseelt und seelenlos fragen wird. Wie besteht ihr da vor dieser Zukunft, die uns Völkern des Übergangs verehrungswürdig sein sollte, wenn ihr euere Lügen bis zum Himmel stinken lasset, nur weil es euerer nationalen Selbstsucht in dieser vergänglichen, ach schon verwehten Minute vorteilhaft erscheint? Oder wollet ihr durch diesen harten Bruch mit Treu und Glauben, Ehrlichkeit und Ehre den folgenden Geschlechtern zu verstehen geben, daß ihr an eine solche Zukunft euer selbst nicht zu glauben fähig seid, daß die Vorstellung der Menschheit euch für immer fremd geblieben ist und daß euere giftige Tollwut rasend um sich beißen wird, bis ihr euch gegenseitig alle totgebissen habt? Gebt ihr deshalb den Menschen in euch, die Hoffnung der Welt, so leichten Herzens preis, weil ihr ahnet, daß dieses alles in euch längst erstickt worden ist? Könnt ihr's denn nicht verstehen, in welchem furchtbar strengen Sinn ihr in diesen letzten Tagen zum andernmal verraten habt ‚des Menschen Sohn‘, den ihr empfangen haben solltet in dem sehnsuchtsvollen Schoß der eigenen Seele? Könnt ihr das — nicht verstehen? ...

Aber es scheint, daß dies alles geschehen mußte, damit vieles erfüllt würde. Ein Krieg brach an, wie er noch nie gesehen wurde. Eine Scheidung hat sich vollzogen, so scharf und sauber, wie man sie nie zu erhoffen gewagt hätte. Ein sehr alter Mythos fand plötzlich seine posthume Wirklichkeit, der er sich beigesellte. ‚Im Anfang waren die beiden Geister, welche als Zwillinge und jeder für sich da waren. Unter diesen beiden Geistern wählte sich der ungläubige Geist das Schlechttun, aber der heilige Geist wählte sich die Gerechtigkeit.‘ Es ist wunderbar klar geworden, daß dieser Mythos des Avesta alle Wahrheit in sich schloß. In schier unheimlicher Entschlossenheit hat jeder der Zwillinge gewählt: der erste das Schlechttun, der andere die Gerechtigkeit. Alle im Menschen ruhenden Potenzen haben sich in unbegreiflicher Vereinfachung gesondert und wider einander geordnet. Die Welt ist vollkommen einfach, vollkommen zwiefach geworden. Kein Verrat, kein Haß, keine Hinterlist, kein Eidbruch, kein Mord, kein Trug, keine Gleißnerei, die nicht an uns geübt worden wäre. Der letzte Schleier, die letzte Illusion ist von uns abgefallen. Wir sehen, wir bohren uns in die Augen, wir haben uns und haben euch erkannt. Aus welchem edlem Stoff, du Zwillingsfeind, müssen wir nicht sein, um solchen Satanshaß auf uns zu häufen. Der Teufel ist uns kein Sinnbild, kein Gleichnis mehr. Wird uns der Engel noch ein Gleichnis sein, o Volk des Michael?"





Deutsches Blut in Feindes Dienst

Der Rücktritt des Prinzen Louis von Battenberg von seiner Stellung als erster englischer Seelord ist eine Folge des englischen Deutschenhasses und darum vom größten Teil unserer Presse in sehr heftigen Ausfällen beurteilt worden. Ich finde, daß unser öffentliches Gefühl da in die Irre geht, hoffe aber auf Grund mancher Einzelerfahrung, daß unsere Presse da nicht der getreue Ausdruck des Volksempfindens ist. Deshalb erwähne ich den Fall auch an dieser Stelle.

Die „Morning Post“ schreibt, daß, soweit die persönliche Seite in Betracht komme, dieser Rücktritt von weitesten englischen Kreisen mit großem Bedauern aufgenommen werde. „Vom nationalen Gesichtspunkte aus muß er anders beurteilt werden. Der erste Seelord muß ein englischer Offizier sein. Als der Krieg ausbrach, hätte man vom Prinzen Louis von Battenberg erwarten sollen, daß er ein Rücktrittsgesuch einreichte.“

Ich stimme hier dem englischen Blatte vollständig bei. Und wenn etwas an diesem Falle für uns zu bedauern ist, so ist es die Tatsache, daß der aus rein deutschem Blute stammende Prinz erst durch die öffentliche Meinung Englands zum Rücktritt gezwungen werden mußte. Gehört es nicht überhaupt zu den betrübendsten Erscheinungen in diesem Weltkriege, daß wir so vielfach deutsches Blut in feindlichem Dienste sehen? Ich sage mir allein schon alles, was mir hier entgegnet werden kann. In hohem Maße scheiden schon die Höfe aus, wenngleich ich es auch noch niemals so dankbar empfunden habe, wie in dieser Stunde, daß unser deutsches Kaiserhaus in vorbildlicher Weise darauf verzichtet hat, durch Heiraten seiner Kinder Beziehungen mit dem Auslande anzuknüpfen.

Darauf, daß der König von England rein deutschen Blutes ist, soll weiter kein Gewicht gelegt werden. Die deutschblütige Kaiserin von Rußland aber ist eine kranke und gehetzte Frau; sie mag ja das Beste versucht haben. Schlimmer steht es schon um die belgische Königin. Daß sie vor allem Frau ist und im Unglück an der Seite ihres Gatten ausharrt, verstehen wir Deutsche zuallererst, gerade von einer Deutschen. Aber sie muß es zu verhindern wissen, daß von höchsten belgischen Beamten ihr Name immer dann verherrlichend genannt wird, wenn gleichzeitig von deutscher Barbarei die Rede ist. Sie muß den Mut finden, gegen die Verleumdung ihres Vaterlandes aufzutreten und sie nicht noch geradezu durch ihr Verhalten unterstützen.

Aber, wie gesagt, mit den monarchischen Familien darf man nicht zu streng rechten. Viel schmerzlicher berührt es uns, wenn wir lesen, daß Goschen und Bunsen, die beiden britischen Botschafter in Berlin und Wien, deutscher Abstammung sind. Denn sie haben das von König Eduard angelegte Netz, das uns erdrosseln sollte, weitergesponnen bis zur entscheidenden Stunde. Und drüben auf russischer Seite tragen die uns gefährlichsten Heerführer deutsche Namen. Ich weiß, geschichtliche Entwicklungen haben diese Verhältnisse herbeigeführt, und die lange Waffenfreundschaft hat ihre Entwicklung begünstigt. Aber das ändert nichts daran, daß die heutige

Stunde für die Deutschblütigen in fremden Diensten nicht nur eine Stunde höchster Tragik, sondern auch schwerster Verpflichtungen ist. Denn diesmal geht der Kampf nicht gegen Deutschland, sondern gegen das Deutschtum. Deutschland ist vielleicht einmal für sie zu klein gewesen, und es war kein Verrat, wenn sie es verließen. Wenn sie aber jetzt gegen das Deutschtum kämpfen, so wird die Geschichte für sie nur das harte Urteil fällen können, das dem gebührt, der in der Entscheidungsstunde nicht auf dem rechten Platze steht.

Ist es denn wirklich schwerer, für sein Deutschtum zu leiden, als im Kampfe gegen dasselbe? Denn das müßten doch diese Deutschen in Feindesland jetzt schon erkannt haben, daß dieses Mal der Entscheidungskampf auch für sie ausgefochten wird. Siegen unsere Feinde, so werden sie ein bewußtes Deutschtum in ihren Grenzen nicht länger dulden; siegen wir, so werden wir von jenen Deutschen nichts mehr wissen wollen, die in dieser schweren Prüfung unseres Vaterlandes nicht auf unserer Seite gestanden haben. St.

*

„Werden bevorzugt"

Das englische Rekrutierungsgeschäft hat endlich eine Million Menschen zusammengebracht. Für die Anwerbung einer zweiten Million steht das Unterhaus im Begriff die Mittel zu bewilligen. Ängstliche Gemüter haben sich bei uns durch diese Ziffern schrecken lassen, ohne zu bedenken, daß es sich zunächst eben nur um Ziffern handelt. Mit der Anhäufung des Menschenmaterials ist noch nichts geschehen. Aus diesem Material Soldaten zu machen — das ist die Riesenaufgabe, vor die Lord Kitchener gestellt ist. Zur Ausbildung einer Armee, wie Kitchener sie plant, gehören nach einer französischen Berechnung mindestens 72000 Unteroffiziere und höhere Chargen bis zum Feldwebel und 25000 Offiziere. Woher diese nehmen?

Was hat es allein für Mühe gekostet, die eine Million Menschen zusammenzubringen! Als die Zeitungsreklame nicht mehr zog, mußten Musik und öffentliche Umzüge das übrige tun. Kitcheners überlebensgroßes Bild wurde in den Straßen Londons umhergetragen. Die Bulldoggenaugen stierten in die Menge, der Finger reckte sich und wies auf jeden, der zu dem Bild emporsah: „Dich will ich haben" stand darunter.

Bei uns vollzieht sich das Rekrutierungsgeschäft stiller. Nur hin und wieder findet man in einem versteckten Winkel der Zeitung in Kleindruck eine kurze Notiz: Kriegsfreiwillige werden eingestellt. Kräftige junge Leute, nicht unter zwanzig, nicht über dreißig, können sich da und da bei dem und dem Regiment melden. Und zuweilen ein Zusatz: „Handwerker werden bevorzugt" oder „Techniker, Ingenieure werden bevorzugt".

Werden bevorzugt. Nichts erhellt den Unterschied zwischen hier und drüben mehr als diese zwei Worte.

*

Internationale Wissenschaft

Dieses Wort ist einer von den stärksten Blendern. Auch jetzt hat es seine Leuchtkraft noch nicht eingebüßt. Merkwürdig, daß auch der gebildete Deutsche immer wieder „international" und „universal" verwechselt und verkennt, daß wie für die Kunst, so auch für die Wissenschaft nur das nationale Volkstum einen wirklich fruchtbaren Nährboden abgibt, von dem aus die stärksten Leistungen ganz von selbst in eine Höhe hinaufwachsen, von der aus sie über die Grenzen auch der größten Nation hinausleuchten, Weltgut, also universal werden. Internationalität aber ist immer Verwischung unten im Tiefland. Der deutsche Geist hat von jeher am stärksten seine Fähigkeit zur Universalität bewiesen, sowohl in der Kraft, das bedeutsame Fremde einzudeutschen, wie in der Fähigkeit, die Fremde so zu befruchten, daß sie sich in ihren eigenen Leistungen steigerte. In der Kunst, vorab in Literatur und Musik, ist das deutlich zu beobachten. Der große Unterschied ist bezeichnend, wie die deutsche klassische Literatur und die Romantik die fremden Völker zu Eigenem befruchteten, während der französische Klassizismus überall nur „nachgeahmt" worden

war. Die Wirkung des Deutschen war universal, die des Französischen international; jene stärkend, diese schwächend. Für die Wissenschaft liegt der Fall gleich.

Als Kehrseite der Kraft zur Universalität haben wir die Schwäche der Neigung zur Internationalität. Von dieser werden wir hoffentlich befreit durch die Erlebnisse dieses Krieges, die uns die Erkenntnis aufzwingen, daß das Ausland niemals zu einem ehrlichen Austausch mit uns gewillt war. Wir strebten aufrichtig eine Kulturgemeinschaft an, die das Ausland nur so lange pflegte, als es Vorteil davon hatte. Die deutschen Universitäten haben auch jetzt in der Voraussetzung dieser Kulturgemeinschaft ihren Aufruf an die sämtlichen Universitäten der ganzen Welt erlassen. Wie schmachvoll ist von unseren Feinden geantwortet worden! Selbst die Oxforder Universität, die manche ihrer berühmtesten Namen Deutschland verdankt — ich erinnere an den einen Max Müller —, die so manchen Deutschen mit ihrem Doktorhut ausgezeichnet hat, hat in ihrer Antwort in möglichst verletzender Form die Kulturgemeinschaft mit uns als minderwertig bezeichnet. „Ohne ein glückliches, sicheres und unabhängiges Frankreich würde die europäische Zivilisation unrettbar verstümmelt und gelähmt sein“, heißt es hier. Aber man sucht umsonst nach einem Wort, was es für die Welt bedeuten würde, wenn von Rußlands Horden die deutsche Kultur zertreten würde. Und wo hat eine Kulturgemeinschaft des Auslandes dagegen protestiert, daß England und Frankreich in kaltblütiger Berechnung die Schwarzen und Gelben gegen uns aufbieten und höhnisch bereits ankündigen, wie diese hausen werden, wenn es ihnen gelingt, in Deutschland einzudringen? Wie heulten sie auf wegen Löwen und Reims. Hat jemand ein Wort des Protestes gehört, als französische Flieger Bomben über Nürnberg warfen?

Dieses Verhalten des Auslandes konnte den schärferen Beobachter nicht überraschen. Der deutsche Gelehrte Hermann Diels, der einen großen Teil seiner Lebensarbeit der Organisation der internationalen Wissenschaft widmete, veröffentlicht in der „Internationalen Monatsschrift“ seine Erfahrungen, aus denen hervorgeht, daß die Vertreter der staatlichen Akademien Frankreichs und Englands nur äußerlich Teilnehmer und Mitarbeiter an diesen Bestrebungen gewesen sind, die vor fünfzehn Jahren begannen. Diels berichtet, daß die Versuche, die von manchen Seiten angebotenen Geldmittel zum allgemeinen Besten nutzbar zu machen, hauptsächlich an den französischen Akademien scheiterten, die offenbar einen Wink ihres Auswärtigen Amtes erhalten hatten, alles zu vermeiden, was eine wirkliche Bindung der einheimischen Akademien mit denen des Auslandes zur Folge haben könnte. Als ferner im Jahre 1907 ein direkter internationaler Handschriften-Leihverkehr ins Werk gesetzt werden sollte und die meisten Akademien bereits zugestimmt hatten, schlossen sich Frankreich und England, die sechs Jahre vorher freudig zugestimmt hatten, aus. Seit der Thronbesteigung Eduards VII. begann, so schließt Diels, das Wirken der Assoziation trotz des ehrlichen Willens vieler einzelner unabhängiger Gelehrter durch das Mißtrauen der Ententemächte lahmgelegt zu werden. Niemand sprach davon, und doch lag es wie ein Alb auf allen. — Also selbst die Ehrfurcht vor der reinen Wissenschaft hat dem Hasse der französischen und englischen Machthaber nicht Halt gebieten, hat den Einfluß der planmäßig und unausgesetzt — wie auch hier bestätigt wird, seit langen Jahren — betriebenen gemeinsamen Kriegsrüstungen gegen Deutschland nicht ausschalten können.

Die ausländischen Gelehrten aber haben nicht den Willen oder doch nicht die Kraft gehabt, diesem Treiben zu widerstehen. Wer daraus nicht lernt, dem ist nicht zu helfen. Wir sollten aber nicht aus Gutmütigkeit verkennen, wie gefährlich das Treiben jener Mondbewohner in den sogenannten Friedenszeitschriften ist, die jetzt alles daransetzen, die Kraft der deutschen Abwehrbewegung gegen alles Fremde durch den Hinweis auf die Zukunft der internationalen Wissenschaften zu lähmen.

K. St.

*



Die unentbehrlichen Japaner

Just zwischen dem japanischen Ultimatum und dem Sturmangriff auf Kiautschou hat sich unter Hochschulprofessoren der medizinischen Fakultät der sehr zeitgemäße Streit entsponnen, ob man nach beendigtem Krieg die Japaner wieder in Deutschlands hohen Schulen zulassen oder ihnen die Schwelle verbieten soll. Professor Orth, Geheimrat Neisser und andere Mediziner von Ruf haben sich gedrungen gefühlt, für die Wiedererschließung der Hörsäle zugunsten der von England gegen uns gedungenen gelben Brüder eine Lanze einzulegen. „Japanischer Fleiß, verbunden mit deutschem Geist“ [Wir danken für dieses connubium!], so lautet ihr Hauptbeweisstück, „hätten der deutschen Medizin die wertvollsten Errungenschaften geschenkt.“ Solche Gefühlsausschweifungen, zu denen jeder tatsächliche Anlaß fehlt, sind im gegenwärtigen Augenblick schlechterdings unverständlich, aber es ist immerhin bemerkenswert, daß angesehene deutsche Gelehrte sich zu einer so beschämenden Entwertung deutscher Leistungsfähigkeit bereit gefunden haben. Als ob wir in der medizinischen Wissenschaft ohne den Japs nicht fertig werden könnten! Der deutsche Fleiß hat dem japanischen in vielen Fällen, wie den Herren doch wohl nicht unbekannt sein dürfte, deswegen Platz machen müssen, weil die Japaner, von ihrer Regierung mit Geldmitteln unterstützt, sich ohne Entschädigung als Assistenten anbieten konnten.

Aber die Herren Verfechter der Offenen-Tür-Politik sollten sich doch einmal auch das Gutachten ihrer Kollegen von der psychologischen Wissenschaft einholen. Sie werden alsdann aus maßgebendstem Munde erfahren, daß der Japaner lediglich ein gutes Nachahmungstalent besitzt, nicht aber das geringste selbständige Schöpfungsvermögen. Der Japaner ist der Ablauscher und Spion, wie er im Buche steht, er ist stets der Empfangende, niemals der Gebende. Unsere Behörden mögen wohl jetzt nicht gern daran erinnert werden, daß sie in ihrem biederen Vertrauen die japanischen Sendlinge auf allen Gebieten haben nach Herzenslust herumschnüffeln lassen. Freilich möchte man an der Einsicht gewisser Stellen verzweifeln, wenn im Augenblick des bubenhaft unverschämten japanischen „Ultimatums“ ein Geh. Admiralitätsrat (Dr. Schrameier) im Hinblick auf Japan sich für die abgestandene Redensart von dem Lehrmeisterberuf der Deutschen den anderen Völkern gegenüber zeit- und raumlos begeistern konnte. — Was erwiderte doch jener russische Diplomat auf die Frage, warum denn die Deutschen den Russen so verhaßt seien? — „Weil wir ihnen nicht vergessen können, daß sie unsere Lehrmeister gewesen sind.“

*

Weshalb sind wir so unbeliebt?

Seit Anfang des Krieges stellen wir uns immer wieder die Frage. Sie ist ein Beweis des Willens zur Einkehr und zum Bessermachen. Aber so wertvoll beides auch ist, wir müssen uns auch da vor falschen Schlüssen hüten. Denn, wie Prof. Lubarsch im „Tag“ ausführt, „es sind nicht unsere schlechten Eigenschaften und Fehler, die wir gewiß in Menge besitzen, die uns den weitverbreiteten Haß verschafft haben, sondern gerade unsere Tugenden und Vorzüge, unsere unermüdliche Arbeitsamkeit, unser Pflichtgefühl, unsere Treue und Wahrhaftigkeit.

Das ist es, wodurch wir dauernd die anderen Völker im bequemen Lebensgenuß stören und zu bisher nicht gekannten Anstrengungen zwingen, wenn sie nicht auf fast allen Gebieten von uns überflügelt sein wollen. Das ist es, was unseren ‚Militarismus‘ so verhaßt macht. Ich glaube, man tut den Engländern und insbesondere Lord Haldane unrecht, wenn man ihnen vorwirft, ihre Behauptung, sie führten nur gegen den deutschen Militarismus Krieg und wollten die Welt von ihm befreien, sei nichts als eitel Heuchelei. Denn in unserer herrlichen Kriegsmacht, die so ganz von dem Geiste strengster Pflichterfüllung beherrscht ist und das ganze Volk in unerschöpflichem Segensstrom damit erfüllt, verkörpert sich für sie alles das, was ihnen das Leben erschwert und sie im behaglichen Lebensgenuß stört. Sie, wie die Romanen, wollen durch

möglichst wenig eigene Arbeit sich möglichst viel Genuß verschaffen, und darin werden sie durch das in der Mitte Europas wohnende Volk gestört, das zuerst durch Preußen seit zwei Jahrhunderten sich vom Fürsten bis zum Arbeiter selbst den kategorischen Imperativ eingehämmert hat und nun auch durch seine Weltmachtstellung die anderen Völker dazu zwingt, entweder sich auch mit dem harten Pflichtbewußtsein des ‚Du sollst‘ zu erfüllen oder in die zweite Linie gedrängt zu werden. Und insofern steckt auch ein Körnchen Wahrheit in dem Gerede unserer Feinde und vieler Neutralen, daß Frankreich, England und — so lächerlich es klingen mag — Rußland im Namen der Freiheit und Gleichheit gegen deutschen Despotismus kämpften. Denn jene verstehen unter Freiheit und Gleichheit die Freiheit und Gleichheit im Genießen, die Deutschen suchen die Gleichheit in der Pflichterfüllung vom Ärmsten bis zum Reichsten. So erscheint den anderen das deutsche Freiheitsideal als ein Ungeheuer durch den Zwang, den die selbst auferlegte Pflicht mit sich bringt. Und dieser starre und harte Zwang zur Pflichterfüllung ist auch im Deutschen Reiche nirgends in so vollendetster Weise durchgeführt wie in Heer und Flotte, und so ist es nicht unberechtigt, den Kampf gegen das, was Deutschlands Größe und Stolz bildet, als einen Kampf gegen den Militarismus zu bezeichnen.“

Nein, diesen Grund zur Unbeliebtheit wollen wir ihnen auch nach dem Krieg nicht nehmen; ganz im Gegenteil. Aber, wenn dem so ist, haben wir auch gar keine Ursache, uns um ihre Liebe sehr zu mühen. Und, wer weiß, ob nicht auch da zutrifft, was die besten Frauenkenner von der Liebe sagen: daß sie nämlich gerade dem zuteil wird, der gegen sie gleichgültig ist, niemals aber dem, der sich zu eifrig um sie müht. * St.

Alkohol

Mitte September veröffentlichte das Deutsche Armeeblatt ein Telegramm: „Kronprinz bittet sofort schleunige umfangreiche Sammlung und sofortige Absendung von Rum und Arrak in Wege zu leiten.“ Die meisten Deutschen haben für diesen Ruf das richtige Verständnis gehegt, indem sie ihm nach Kräften nachkamen. Dagegen hat der Bund der deutschen Alkoholgegner eine Eingabe an den Kronprinzen gerichtet, wie sich denn dieser Ruf nach Rum und Arrak damit vertrage, daß bei der Mobilmachung das Verabreichen alkoholischer Getränke an den Bahnhofswirtschaften und auch der Zivilbevölkerung untersagt wurde. Auch der sich zum Kulturwart in besonderem Maße berufen fühlende Herausgeber einer unserer Kunstzeitschriften steht mit gerunzelter Stirn und erhobenem Zeigefinger da und frägt: „Wie verträgt sich das zusammen?“ — Der Kronprinz soll der Leitung des Alkoholgegnerbundes haben mitteilen lassen, daß der Rum und Arrak lediglich als Medizin angewandt werden sollen.

Ich freue mich, daß unser Kronprinz so viel Humor hat, und kann mir das behagliche Schmunzeln unserer Landwehrleute vorstellen, wenn sie bei einem recht steifen Grog sich augenzwinkernd versichern: „Ist ja man alles bloß Medizin!“ Vielleicht ist aber auch einer weniger gemütlich und fährt mit einem Donnerwetter drein: „Diese verfluchten Allesbesserwisser und Stubenhocker sollen doch erst mal hier wochenlang im Schützengraben liegen, durchnäßt, eine harte Pritsche bereits als bevorzugtes Nachtlager ansehen und tagelang mit dem Affen auf dem Rücken marschieren!!“

In der Tat, es gehört schon ein gut Teil dünkelhafter Anmaßung dazu, um von daheim aus die Soldaten draußen derart schurigeln zu wollen. Auch vertragen sich das Alkoholverbot bei der Mobilmachung und das Verlangen nach Alkohol draußen im Felde sehr gut zusammen, weil die Gesamtverhältnisse in beiden Fällen grundverschieden sind. Man höre die Aufzeichnungen eines Berliner Schriftstellers, der die Kämpfe an der Marne miterlebt hat („Vossische Zeitung“, 31. Okt.): „Freilich, all die übermenschlichen Anstrengungen hätte niemand unter uns ertragen können, hätten wir nicht den schönen französischen Wein gehabt. Er war unser Frühstück, Mittag- und Abendbrot. Er schützte uns vor Krankheit, besonders der Rotwein; der Sekt gab unseren Nerven neue Substanz.

Prächtig hielten sich der Fülle von Wein gegenüber auch wieder unsere Leute; freilich, sie wußten, daß jede Unmäßigkeit sich furchtbar rächte, vielleicht sogar mit dem Leben. Aber nicht diese Überlegung war es, die jeden dazu brachte, nur das Notwendige zu nehmen, sondern das Gefühl, daß man das Werkzeug für höhere Aufgaben wäre, und daß es ehrlos wäre, sich durch einen Schluck über den Durst für diese Aufgaben unbrauchbar, unfähig zu machen. Jeder wollte ja mit dabei sein."

Die Herren, die das Schulmeistern nicht lassen können, mögen sich also beruhigen. Die da draußen sind in jeder Weise ihrer Fuchtel entwachsen.

*

Der Überlieferung getreu

Über Genf kommt aus französischer Quelle die Nachricht, daß der Bürgermeister von Lyon, Herriot, bekanntmacht, daß der deutsche und der österreichische Pavillon der Internationalen Lyoner Städteausstellung von der Stadtbehörde beschlagnahmt worden ist. Ihre Ausstellungsgegenstände sollen zum Besten der Stadt veräußert werden. Die Tatsache dieser Bekanntmachung und damit der Vorsatz zu dieser Handlung bleiben bestehen, trotzdem die Regierung nachträglich die Beschlagnahme als Sicherheitspfand für die ausstehende Miete der Aussteller erklärt hat.

Der genannte Herr Bürgermeister hat persönlich alles aufgewendet, um die Beteiligung der deutschen Stadtverwaltungen an dieser Städtebauausstellung zu erreichen. Jetzt zeigt dieser höchste Beamte einer der bedeutendsten französischen Städte mit der ganzen Verwaltung dieser Stadt, daß er jenen Pöbelinstinkt teilt, dem der Ausbruch eines Krieges das Recht gibt, den ungeschützten Privatbesitz des Auslandes zu plündern und zu rauben. Gleichzeitig teilt der „Figaro" mit, daß die Vereinigung der Schriftsteller, Komponisten und Musikverleger beschlossen hat, aus Anlaß des Krieges nichts nach Deutschland und Österreich oder an Dritte, die in ihrem Namen kommen, auszubezahlen. Hier wird also auch der einzelne um seine berechtigten Forderungen betrogen. Wieder etliche Tage später erfahren wir die Wegnahme des Millionenwerte bergenden Antiquitätenlagers des Kunsthändlers Heilbronner in Paris.

Diese Diebereien überraschen uns nicht im geringsten beim „noblen" Frankreich. Nimmt man dazu, daß es einer der berühmtesten italienischen Kunstkritiker fertig gebracht hat, öffentlich zu behaupten, die deutsche Regierung habe der militärischen Verwaltung in Belgien nur deshalb einen Kunstsachverständigen beigegeben, um alle die Gegenstände ausfindig zu machen, deren räuberische Entführung nach Deutschland sich lohne, so kann man wohl behaupten, daß diese Art von Geschäftsmache romanisches Gemeingut ist. Der alte Brauch wird nicht gebrochen. Die Herrschaften können in Wirklichkeit nämlich gar nicht begreifen, daß man nicht räubert, und nur deshalb sagen sie einem dauernd den Raub nach. Die Russen haben ja sofort die kostbare Lemberger Bibliothek nach Petersburg entführt. Bei unserer „Bugra"-Ausstellung sind zwar die Ausstellungsgebäude der uns feindlichen Staaten geschlossen worden, die darin aufgehäuften Kunstschätze dagegen werden aufs treulichste und sorgfältigste bewacht, damit sie beim Friedensschluß unversehrt den Ausstellern wieder zurückgegeben werden können. Das ist offenbar dumme Barbarenmoral, für die auch England kein Verständnis besitzt, das, um ja hinter seinen Verbündeten nicht zurückzustehen, zum — Pferdedieb geworden ist und die in England weilenden Rennpferde deutscher Züchter sich angeeignet hat. Welch bewundernswerter Wetteifer der edlen Bundesbrüder!

*

St.

Noch einmal der Fall Hodler

In auffallenden Zeitungsanzeigen bietet die Züricher Galerie Henneberg ihren großen Besitz an Hodler-Werken zum Verkauf aus. Der Name Henneberg ist schon vor einigen Jahren in Künstlerkreisen recht unliebsam genannt worden, als die ihn tragende Galerie moderner Kunst zur Versteigerung gebracht wurde. Die deutschen Künstler hielten sich damals für Leidtragende, denn in dem idealen Glauben, daß der Züricher Sammler im gleichen Geiste wie einst Graf Schack eine moderne Galerie anstrebe, hatten

ihrer viele beim Verkauf ihrer Bilder an diese Sammlung geschäftliche Rücksichten hintangestellt. Der damalige Verkauf der Galerie wirkte als eines der schärfsten Anzeichen der üblen Verbindung von Kunstliebhaberei und Kunsthandel, die für das Kunstleben der letzten Jahre noch oft bezeichnend geworden ist.

Es ist schwierig, hinter die geistige Triebfeder des jetzigen Verkaufes von Hodlerwerken zu kommen. Daß ein Mann von leidenschaftlichem Deutschempfinden nach des Künstlers Verhalten jetzt auch mit seinem Schaffen keine Gemeinschaft mehr haben will, wäre ja zu verstehen. Aber wie kann man dann diese Werke gerade Deutschen zum Kauf anbieten? Oder liegt hier lediglich Berechnung auf den rechnerischen Geist anderer vor? Die Papiere stehen jetzt schlecht; kauft sie während der Baisse, sie müssen nachher steigen! — Doch Herr Henneberg ist ein Privatmann. Was er mit seiner Bildersammlung anstellt, ist seine Sache.

Anders liegt der Fall mit der Universität Jena. Mit einer jugendlichen Unbekümmertheit und Unüberlegtheit, um die man den Achtzigjährigen fast beneiden könnte, hat Häckel den Verkauf des in der Aula der Jenaer Universität hängenden Hodlerbildes „Auszug der deutschen Freiwilligen 1813“ zugunsten der deutschen Kriegshilfe vorgeschlagen. Auch Häckel ist ein Privatmann, sein Name gilt aber in weiten Kreisen so viel und ist mit der Universität Jena so eng verknüpft, daß solche Äußerungen nirgendwo als rein persönliche aufgenommen werden. Sein Vorschlag hat denn auch einen starken Widerhall gefunden, der vielfach wenig harmonisch klang.

Mir scheint da mancherlei vermengt zu werden, wo Klarheit not täte. Ich habe Hodlers Kunst immer nur bedingte Werte zuerkannt und habe im besonderen das Jenaer Bild stets als berechnet und kalt empfunden. Aber natürlich wird das Kunstwerk als solches nicht schlechter durch die für viele Kreise überraschende politische Gesinnung seines Schöpfers. Nur die menschlichen und die nationalen Beziehungen zu diesem Bilde können sich wandeln, nicht die künstlerischen. Es scheint mir selbstverständlich, daß ein Bild, das eine der stärksten Bekundungen deutschen Volkstums verherrlichen soll, von dem Augenblicke ab, wo sein Schöpfer sich als Feind oder doch Mißversteher dieses Deutschlums erwiesen hat, nicht mehr im Festsaal einer deutschen Hochschule hängen kann. Man bringe es also in ein Museum, als der allem politischen Leben entrückten Sammelstätte für Kunst.

Eines aber muß uns klar sein: So traurig das Verhalten Hodlers ist, trauriger bleibt es, daß sein Bild überhaupt an diese Stelle hat kommen können. Es ist beschämend, daß man sich durch die geringe äußerliche Verwandtschaft mit alter deutscher Kunst über die innere Undeutschheit des Hodlerschen Kunstschaffens hat täuschen können. Und es bleibt traurig und beschämend, daß für die Lösung so großer und so urdeutscher künstlerischer Aufgaben, wie sie das Freiheitsbild in Jena und das Reformationsbild in Hannover darstellen, überhaupt ein fremdsprachiger Auslandskünstler herangezogen werden konnte. K. St.

*

Unbegreiflich

In der letzten Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde hat Hauptmann W. Stavenhagen den Antrag gestellt, die ordentlichen und Ehrenmitglieder der Staaten, mit denen wir Krieg führen, vor allem oder mindestens die Engländer, die Japaner und den Fürsten A. von Monako (infolge seines die Armee beleidigenden Briefes an den Generalobersten v. Bülow) von der Mitgliedschaft auszuschließen. Der Antrag wurde aber von der schwach besuchten Gesellschaft abgelehnt.

Uns fehlt das Verständnis für eine solche fischblütige Schlappheit. Wie kann man Leute ehren oder ihre Zugehörigkeit als Ehre empfinden, deren ganzes Verhalten gegen uns nur Haß oder gar Verachtung ist?! Und am Ende bilden sich diese Herrschaften noch allerlei auf ihre „Vorurteilslosigkeit“ ein. St.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



XVII. Jahrg. Zweites Dezemberheft 1914 Heft 6

Christkinds Wiederkehr

Von Marie Diers

Kann man in diesem Jahre Weihnachten feiern? Oder wird die ganze Notiz, die wir von diesem Feste nehmen, auf das Besorgen und Absenden der Feldpakete beschränkt bleiben?

Es ist vielen heute danach zumute. Sie möchten keinen brennenden Baum sehn, während draußen der Krieg wütet, und es ist begreiflich. Weihnachten ist nur zu verstehen als Friedensfest, es ist die eigentliche Verbildlichung des „Friede auf Erden". Wir wissen es von jedem der vergangenen Christabende her, daß sein unverkennbares und unvergleichliches Merkmal die Friedensstimmung ist. Eine Insel im Lärm der Arbeitswochen, ein lichter Punkt im Sorgengewölk, ein Waffenstillstand zwischen allen, die sich befehden. An dem Abend fielen keine harten, ungeduldigen Worte, man lächelte einander zu und war sich, oft nach langer Zeit, erst wieder bewußt, wie lieb man einander hatte.

Können wir die Lichter am Baum anstecken, ohne daß es uns wie Hohn anblickt, oder daß es uns das Herz zerreißt?

Man soll seiner Kraft auch nicht zuviel zumuten. Es ist nicht nötig und nicht gut, seine Stimmung zu überspannen, das zitternde Weh noch durch leise Zaubermittel ins Unerträgliche zu steigern. Es ist keine Nervenschwäche, wenn manche, deren Herzensleben jetzt in der äußersten Anspannung steht, selbst die reine Kraft eines Beethoven nicht zu ertragen vermögen und um so weniger, je seligere Stun-

den sie vor dieser Zeit ihm verdankten. So steht es auch ums Weihnachtsfest. Je strahlender es vordem war, je lieblicher im glücklichen Familienleben dies einzige Fest begangen wurde, um so schneidender wird jetzt der Unterschied. Manche Frau und Mutter wird sich um der andern Kinder willen zwingen, den Abend hell und freundlich zu gestalten, und wird sich dann vielleicht sagen müssen: Ich habe meine Kraft überschätzt. Und mehr als Menschenkraft wird sie nötig haben, um nicht unter dem brennenden Baum einen Zusammenbruch alles dessen zu erleben, was sie bisher noch im Gleichgewicht hielt.

Man wird's ja trotzdem tun, ja man wird's tun müssen. Man wird sich nicht erst lange fragen: Kann ich? kann ich nicht? Es würde für unsre Männer und Söhne keine schöne Kunde sein, wenn wir ihnen schrieben: Wir stecken uns diesmal keinen Baum an. Im Gegenteil: das Licht unsres Christbäumleins soll so hell strahlen, daß sein Schein hinaus ins dunkle Feindesland fällt.

Das ist keine dichterische Phrase, sondern herbe Wirklichkeit. Sehr herbe. Die Draußenstehenden haben es ja in mancher Beziehung nicht so schwer wie wir.

„Denn es ist leichter, der blutigsten Schlachten Besieger,
Als eine einsame Mutter in ihrer Bängnis zu sein.“

Die Tat ist immer leichter als das Dulden. Würde nicht jede von uns in aufweinender Dankbarkeit zustimmen, wenn man ihr einen Tausch vorschlüge: unsre Tapfren hierher ins warme Zimmer, unter den brennenden Weihnachtsbaum, und wir selber hinaus in Nacht und Öde und Tod? oder: ihnen ihre Schmerzen und Qualen abnehmen dürfen, damit sie sich hier aufwärmen, erholen und satt essen?

Unsre Soldaten genießen, wenn sie es einmal haben können, das Behagen. Das sei uns ein kleiner Trost. Durch nichts wird ihnen der Besitz eines Bettes, der Genuß einer warmen Mahlzeit, einer Zigarre, ach nur einer kurzen Ruhepause gestört. Sie besitzen wieder die wunderbare Gabe, den Augenblick zu fassen, und damit sind sie an der tiefsten Wurzel des menschlichen Glücksgeheimnisses angelangt, wohin die Übersättigten nie kommen. Uns Heimgebliebenen aber winkt dies Behagen nie. Behagen ist jetzt ein fluchwürdiges Wort geworden für uns. Nur wenn wir selber arbeiten, entbehren, wenn wir hart am eignen Leben fühlen, daß Krieg ist, dann sind wir verhältnismäßig ruhig, dann haben wir diese infamste aller Empfindungen nicht: das schlechte Gewissen.

Nicht uns zur Augenweide und zur Seelenstärkung bauen wir uns in diesem Jahr das Weihnachtsfest. Sondern einfach, weil wir müssen und sollen, in strammer, preußischer, deutscher Pflichterfüllung.

Von Konzerten, auch vom Kirchgang, wenn's uns zu übermächtig wird, sollen wir uns fernhalten. Wir brauchen nicht den Übermenschen spielen. Es gibt viele, denen heute Musik und grade Beethoven Bedürfnis ist, ja sogar die Neunte, deren Jubel doch seltsam stimmt zu dem blutüberströmten Bild unsrer Tage, zu Deutschlands großem Opfergang. Es ist vielleicht ein Überbleibsel einer rein ästhetischen Weltanschauung, die Kunst und Leben so radikal zu trennen und sich selbst eine solche Objektivität zu erhalten vermag. Jedenfalls sind die Naturen verschieden. Wem aber das Herz zu brechen droht unter der Übergewalt einer

Beethovenschen Symphonie, der spreche sich von dieser Anstrengung frei. Es gibt noch genug Posten, auf denen er ausharren muß. Und der eine ist das Weihnachtsfest.

Es sind heute, sogar unter den Unbeteiligten, wohl nicht viele, die sich wie in sonstigen Zeiten etwas „wünschen" und „aufbauen" lassen. Ob einer in diesem Jahr viel oder wenig auszugeben hat, spricht dann doch nur in der Frage mit: Wieviel oder wie wenig kann ich für Weihnachtspakete ins Feld anlegen? Selbst das oberflächlichste Weib würde sich heute schämen, einen Ballstaat, Schmuck, Flitter und Tand auf ihrem Platz zu erblicken, und nachträglich noch beschämt bei diesem Anblick empfinden: Hätte nicht lieber doch den Soldaten etwas dafür gestiftet werden können?

Diese Art Weihnachtsfeier versteht sich für uns Deutsche aber von selbst. Es ist viel darauf hingewiesen, und es müßte schon eine etwas ungewöhnliche Selbstsucht sein, die sich diesen Hinweisen ganz verschlossen hätte. Es ist auch nicht zu leugnen: ein leiser Weihnachtszauber weht schon um diese stille Liebesarbeit. In dem Augenblick, und seien wir noch so traurig und so bang, wenn wir die Pfeffernüsse einpacken und zuletzt obenauf ein grünes Tannenzweiglein legen, wenn uns wie ein Hauch der alte, liebe Weihnachtsduft traumhaft entgegenweht — dann springt in uns trotz aller Not und Angst ein warmer Quell auf, und mag er uns dann auch heiß im Tränenstrom aus den Augen brechen.

„Es ist Weihnachten, ihr geliebten Kämpfer draußen. Behüt' euch Gott zur frohen Weihnachtszeit!"

Und weiter. Dann hier drin das Christbäumlein. Keinen stattlichen, großen Baum, das ist in diesem Jahr nicht nötig. Aber ein Lichterbäumchen, wenn es das Herz uns auch zum Zerspringen reißt. Wir müssen es aushalten. Es ist nicht für uns, es ist für das Land, daß es nicht dunkel sei bei uns am schönsten Abend des Jahres. Daß Ruhe und Licht erhalten bleibe im Vaterland. Und daß unsre Leute draußen wissen: sie stecken daheim den Weihnachtsbaum an.

Aber da, wo es ganz dunkel bleibt, wo der Schmerz alles zerrissen hat, da heißt es in stiller Ehrerbietung vorübergehn. Auch das Dunkel hat sein heiliges Recht neben dem Licht, nur das allgemeine trübe Verzagen hat keins.

Manche Einsame wird sich fremde Kinder um den Baum sammeln. Ein Strom von Güte, größer und reicher, als da wir noch sorglos glücklich waren, wird sich ins dunkle Land ergießen. Dessen sind wir sicher! Es ist doch Verlaß auf unsre Deutschen!

— — Christkind steigt wieder zur Erde. Seinen süßen Frieden haben sie ihm zerrissen, und die Kriegsfurie rast durch die Lande. Wird es nun fliehen?

Mitten im Kanonendonner sitzt es, streicht dem Jungen, der eben Mutters Tannenzweiglein in den Händen hält, über die heiße, schmalgewordne Wange, und wie ein Windhauch flüstert's über ihn hin:

„Jetzt stecken sie zu Hause den Christbaum an."



Nerven im Kriege

Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne

Generalfeldmarschall v. Hindenburg hat neulich bei einem Tischgespräch seinen „Ausforschern“ (früher sagte man „Interviewern“) gegenüber die Äußerung getan: „Im gegenwärtigen Weltkriege wird am letzten Ende die Armee siegen, die sich die kräftigsten Nerven bewahrte.“ Dieser Ausspruch gewinnt an Tiefe, je mehr man darüber nachdenkt. Was heißt „sich die Nerven bewahren“? Wenn ein Rennreiter, der mehrfach schwer gestürzt ist, gegen die Hindernisse nicht mehr mit dem früheren Schneid anreitet und sein Pferd unbewußt hindert, so daß es ausbricht, so sagt man: „Er hat die Nerven verloren.“ Ein Reisender, dessen Eisenbahnzug entgleist und der aus den Trümmern mühselig herausgeholt werden muß, verliert die Nerven auch. Man spricht da von einem „Nervenchoc“. Man kann bei einem hochgestellten Manne, auf den ein Bombenattentat ausgeführt wurde, es wohl begreifen, wenn er fortan überall Gefahr wittert — daß ihn „seine Nerven im Stich lassen“. Was wollen aber diese einmaligen schweren Gefahren alle besagen gegen die dauernden, sich wochen-, ja monatelang in jedem Augenblick wiederholenden Katastrophen, von denen unsere Truppen im Felde bedroht sind! Wir wissen alle, daß z. B. der jetzige Positionskrieg, den unsere Armeen in Frankreich und Belgien zu führen gezwungen sind, das Äußerste von den Nerven unserer Krieger verlangt, was überhaupt einem Menschen zugemutet werden kann. Schon früher bezeichneten die militärischen Autoritäten es als die schwerste Aufgabe für eine Truppe in der Schlacht, untätig im Granatfeuer zu halten. Diese Aufgabe wurde aber doch nur für verhältnismäßig kurze Zeit gestellt. Das „Halten“ wurde bald darauf abgelöst durch stürmischen Angriff oder wenigstens durch Ortsveränderung, Bewegung. Anders im jetzigen Positionskriege. Es verlohnt sich, einmal den Verhältnissen nachzugehen, in denen sich die Truppen befinden, die einen in erster Linie befindlichen Schützengraben, 500—800 m vom Feinde, in dessen vollem Artillerie- und Gewehrfeuer besetzt halten müssen. In den etwa 1½ m tiefen, kaum einen Schritt breiten, oft nassen und sumpfigen Gräben liegen, an die dem Feinde zugekehrte Wand gepreßt, die Schützen. Jede Erhebung des Kopfes über den Grabenrand entfesselt das feindliche Feuer, und doch ist es geboten, dieses rechtzeitig zu erwidern. Man muß sich also in den Augenblicken bloßstellen, die Offiziere und Beobachter angeben. Die Ränder der Gräben werden abgekämmt von Gewehr-, Maschinengewehr- und Schrapnellfeuer. (Letzteres ist ein weitgetragener Kartätschschuß. In einer Höhe von zirka 15 m krepiert ein Artilleriegeschoß, das nach vorwärts und abwärts mehrere hundert Kugeln ausstreut.) Zu diesen Feuerarten gesellen sich die Granaten der schweren Artillerie, die aus weiter Ferne kommend mit donnerndem Krach in den Boden einschlagen, tiefe Trichter auswühlend und einen Hagel von Sprengstücken überallhin aussprühend. Ein 21-cm-Mörser hat auf 7000—8000 m Entfernung annähernd eine Längsstreuung von 45 m, d. h. innerhalb dieser Linie liegen alle Einschlagspunkte seiner Geschosse. Nun

ist, wie gesagt, ein Schützengraben kaum einen Meter breit, mithin hat eine solche Granate nur etwa die Treffchance 1 : 45. Aber die Ungewißheit, ob sie nicht doch gerade im Graben endigen wird, ist das Nervenaufreibende, Zermürbende. Man hört sie von weitem ankommen wie einen bösen Singvogel, näher und immer näher — im Kreise der Hörer wird es still, jeder fragt sich: Wo wird sie enden? Endlich kommt der Aufschlag — liegt er außerhalb des Grabens, folgt ein gewisses Aufatmen, ein kurzes Gefühl der Erleichterung. Erfolgt die Detonation im Graben selbst, so deckt der Dampf der Sprengladung Tote und Verwundete — deshalb werden die Schützengräben, wenn angängig, nicht gradlinig, sondern mit leichten Krümmungen angelegt, um die Wirkungssphäre der feindlichen Geschosse zu begrenzen. Zu diesem Geschoßhagel treten dann noch die Bomben der feindlichen Flieger — ganz besonders gefürchtet und lästig empfunden, besonders von der Kavallerie, die ihre Pferde überallhin verstecken muß. Ein Halten in den früher so beliebten Bereitschaftsformationen, d. h. dicken Kolonnen, ist unmöglich geworden. Alle drei Tage werden die Schützen in den Gräben der vordersten Linie meist abgelöst. Nun frage man sich, wie vielen Attentaten auf das Nervensystem die Truppe während dieser drei Tage ausgesetzt war. Es ist daher ebenso erfreulich wie zu bewundern, daß diese es oft vorzieht, in den Schützengräben, die sie sich etwas wohnlich eingerichtet hat, zu bleiben, als rückwärtige Häuser zu beziehen, freilich auch, weil in diesen keine Deckung gegen feindliches Artilleriefeuer zu finden ist.

Der menschliche Organismus zeigt die größten Verschiedenheiten. Die bravsten und herzhaftigsten Naturen können durch ein langes Verweilen im beschossenen Schützengraben zusammenbrechen, während andere kaum berührt werden. Das Aushalten wird aber außerordentlich gefördert, ja geradezu bedingt durch die „Suggestion“, der kraftvolle Völker in den Zeitläuften ernstester Prüfung zu ihrem Heile verfallen. In diesen wachsen die Tugenden der Selbstverleugnung, der Selbstaufopferung, des heroischen Mutes, der Verachtung der Gefahr wie kostbare Blumen auf dem Boden gemeinsamer Vaterlandsliebe. Die 300 Spartaner, die bei Thermopylä fielen, die 400 Pforzheimer Bürger, die sich in einem Engpaß von Tillys Regimentern totschlagen ließen, um ihrem Markgrafen von Baden-Durlach die Rettung zu ermöglichen, waren beeinflußt von dieser Suggestion, die ganze Völker ergreift. Die Zeit der Kreuzzüge ist vielleicht hiefür das schlagendste Beispiel. Ist aber der jetzige Weltkrieg für uns Deutsche nicht auch ein heiliger Kreuzzug? Und fragen wir uns, ob nicht schon viele, viele Heldentaten ausgeführt worden sind, die denen jener Spartaner und jener Pforzheimer Bürger getrost an die Seite gestellt werden können?

Die große Zeit stählt also die Nerven und macht sie leistungsfähig bis zum Heroismus. Dabei ist es bemerkenswert, daß nicht nur die gereiften Männer, sondern oft auch die zarteste Jugend nach dem Lorbeer echten Heldentums, höchster Nervenstärke greift. Gedenken wir des zwölfjährigen Mädchens, das in der Schlacht von Nawaruska in Galizien den feuernden Schützenlinien Wasser und Patronen zutrug und auch dann lächelte, als ihr eine Granate das eine Bein abriß.

Nicht ohne Rührung gedenkt der Schreiber dieser Zeilen eines in kindlicher

Naivität geschriebenen Feldpostbriefes eines Fähnrichs im 1. Garde-Regiment zu Fuß, der seine Erlebnisse bei einem ernsten Treffen in der Nähe von St. Quentin schildert. Die wörtliche Wiedergabe würde zu viel Raum erfordern. Deshalb hier nur die Hauptmomente, wenn auch dadurch das Reizvolle, Charakteristische der Darstellung verloren geht. Die Kompagnie geht im Morgengrauen vor. Vor ihr liegt auf 500 m ein Eisenbahndamm. Es gilt, diesen zu erreichen. In schwerem Artilleriefeuer wird der Raum durchmessen — die letzten 50 m durch sumpfige Wiesen im Marsch-Marsch. Auf der Dammkrone angelangt, trifft man auf Turkos, die den jenseitigen Rand des Bahndammes besetzt halten. Deshalb nieder — man liegt sich gegenüber, nur durch eine eingleisige Bahnstrecke getrennt. Nun stundenlanges Einzelfeuer. Wo ein Kopf sich zeigt, ist er durchschossen. Der Kompagnieführer (der ritterliche Graf v. Finkenstein) fällt, mit ihm alle Offizierstellvertreter. Der junge Fähnrich ist der einzige Vorgesetzte. Die Lage wird unerträglich. Darum der Entschluß: „Auf, marsch, marsch!" Sturmangriff. Der Fähnrich sinkt mit einem schweren Kopfschuß. Ihm ist, als trügen ihn höhere Gewalten nach oben, himmelwärts. Als er zu sich kommt, ist seine erste Frage nach dem Sieg, nach dem Schicksal der Kameraden. Als er nach mehrtägiger Bewußtlosigkeit erwacht — liegt auf seiner Lagerstätte das Leutnantspatent und das Eiserne Kreuz. Ein ungeheures Glücksgefühl läßt seine Genesung sich beschleunigen. Er kennt nur einen Wunsch: „So rasch wie möglich wieder in die Front, zu den Kameraden, zu dem geliebten Regiment!"

Dies führt zu der Erkenntnis, wie sehr das psychische Moment die Nervenschwäche zu bannen imstande ist. Das Eiserne Kreuz ist ein wundersamer Balsam und bewirkt eine geistige Wiederherstellung, wie außerdem jede frohe Nachricht aus dem Heimatlande, glückliche Briefe der Angehörigen, gute kriegerische Nachrichten, feinsinnige Gaben aus der Heimat und besonders Zeitungen. Letztere können die moralische Widerstandskraft ebenso heben wie ausreichende Nahrung, Wärme und Licht. Wo diese den Truppen zugänglich gemacht werden können, da schlägt selbst in der zerschossensten, übermüdetsten Truppe bald der urwüchsige Soldatenhumor wieder hoch, besonders wenn er durch einen Tropfen Wein oder dergleichen eine wohlverdiente Anregung erhält. Unser Kronprinz hatte sehr recht, als er das Heimatland bat, seinen verklammten Soldaten in die Schützengräben einen wärmenden Trunk zu senden. Fluch aber den Kanaillen, die die für die Krieger bestimmten Liebesgaben gestohlen haben. Für diese wäre kein Galgen zu hoch. Es naht sich das Weihnachtsfest. Dieses ist allen Deutschen ans Herz gewachsen. Hoffen wir, daß es auch im Felde — wenn auch in bescheidener Weise — gefeiert werden kann. Der Christbaum, der wohl überall aufflammen wird, erinnert unsere Braven an das heimatliche Haus, an die Pflicht, es zu verteidigen. Mit tiefster Rührung werden sie sein gedenken und dem Feinde zu vergelten suchen, daß er es ihnen geraubt hat. Das sind Imponderabilien, die viel schwerer wiegen, als die gewiegtesten Nervenärzte glauben mögen.

Aber nicht nur körperliche Gefahr, Ungemach und Strapazen aller Art sind im Kriege die verzehrenden Faktoren für das Nervensystem, sondern auch das Gefühl der Verantwortung, die Sorge für den Waffenerfolg, für das Wohl der

Truppe, für das Bestehen des großen Examens, in das der Prüfling vom Schicksal mitleidslos hineingezogen ist. In diese Gedankenwelt werden in erster Linie die höheren Führer gezogen und verstrickt. Die großen Kriegshelden geben das Beispiel, daß sie den riesengroßen Anforderungen an ihre Nerven gewachsen waren. Friedrich der Große, der sieben Jahre lang Europa standhielt, der siebenmal verwundet und kontusioniert, dem ein halbes Dutzend Pferde unter dem Leibe erschossen wurden, schrieb gegen Ende des Krieges an seinen Freund, den Marquis d'Argens, nur die Worte: „Das Stück dauert zu lange. Ich wollte, der Vorhang ginge herunter." Hier war höchste Pflichterfüllung der Vater seelischer Ruhe. Napoleon I. gilt dafür, daß er überhaupt innerer Sorge, nervöser Aufregung nicht zugänglich war. Im Kreml, beim Brand von Moskau 1812, schrieb er ein Reglement für das Ballettkorps der Großen Oper in Paris. An der Beresina, am Wachtfeuer — in jener Nacht, die der Entscheidung darüber vorausging, ob sein Heer zermalmt werden würde — traf ein Kurier aus Paris ein, der mitteilte, daß ein Nachkomme von Corneille dort aufgefunden sei, der bitter Not leide. Der Kaiser setzte ihm ein Monatsgehalt von 1000 Franken aus. Das mag Schauspielerei gewesen sein, aber es beweist eine ungeheure Selbstbeherrschung und Nervenstärke. Allerdings stammte sie nicht wie bei Friedrich dem Großen aus edelsten Motiven, sondern nur aus dem maßlosesten Ehrgeiz und tiefster Menschenverachtung. Das namenlose Elend des Rückzuges aus Rußland 1812 rührte ihn nicht. Auf die Verluste aufmerksam gemacht, sagte er sogar spottend: „Sur un Français je perds quatre cochons", d. i: „Auf einen Franzosen verliere ich vier Schweine." Damit waren die Truppen seiner Verbündeten, besonders der deutschen Rheinbundfürsten, gemeint.

Napoleon und Friedrich der Große waren autokratische Herrscher und hatten am Ende die Verantwortung — wenigstens die äußerliche — nur gegen sich selbst zu tragen. Anders der Heerführer, der seinem Kriegsherrn verantwortlich ist, abhängig von seiner Zufriedenheit oder von seinem Tadel. Nichts Traurigeres gibt es als einen geschlagenen Feldherrn wie Benedeck und Bazaine. Nicht jede Nation ist so groß wie die alten Römer, deren Senat nach der vernichtenden Niederlage bei Cannä (216 v. Chr.) dem geschlagenen Feldherrn Terentius Varro entgegenzog mit dem Dank der Republik, „weil er an ihrem Heile nicht verzweifelt habe" (quia non de rei publicae salute desperasset).

Der Winter ist über unsere ungeheuer ausgedehnten Schlachtgefilde hereingebrochen. Trübe jagt der eisige Wind Wolken, Schnee und Regen über verwüstetes Land. Kälte und Entbehrungen harren unserer Heere. Ihnen steht gegenüber die Heeresmacht von Staaten, die 700 Millionen Einwohner zählen. Der halbe Erdkreis ist durch die lügnerische Hetze unseres Hauptfeindes England gegen uns aufgeboten. Wir kehren zum Anfang dieser Zeilen zurück: „Der Sieg liegt bei dem Aushalten, der Nervenstärke." Gott schenke den deutschen Armeen und ihren Verbündeten ein festes Herz, Gottvertrauen — dieses in erster Linie — und ein fröhlich Gemüt. Dann werden sie durchhalten und siegen.



Ein Blick hinter die Kulissen

Wenn wir im „Figaro“ vom 31. August d. J. lesen, daß „Frankreich jetzt eine moralische Auferstehung erlebe“, so widerspricht diese französische Prahlerei all den Schilderungen über das Elend hinter der französischen Front, von denen einige ab und zu durch die Schützenlinie unserer Feldgrauen dringen.

Aus der Zeit des Aufmarsches liegt folgender Bericht eines französischen Kriegsgefangenen vor, worin uns deutlich gezeigt wird, wie die Dinge in Wirklichkeit liegen.

Unser Franzose, der Sohn eines reichen Bauern, war beim Ausbruche des Krieges Student und trat als Freiwilliger ins französische Heer ein. Er schreibt:

Unser Regiment war ein sogenanntes Marschregiment. Es wurde in M.... aus allen nur erdenklichen Sorten Soldaten gebildet und von einem alten Obersten befehligt, den der Krieg zum Oberstleutnant gemacht hatte. Die Beförderungen waren schon damals durchaus nichts Seltenes, man mußte bereits die Löcher zustopfen, die die deutschen Kanonen rissen. Für mehrere Kompagnien fehlten die Hauptleute; an der Spitze meiner Kompagnie stand z. B. ein Mobilgardenleutnant, ein junger Mann von zwanzig Jahren, schmächtig und schlank und recht wenig leistungsfähig.

Wir blieben nicht ganz drei Wochen in M...., um uns auszurüsten, einzuexerzieren und in die Kneipen und Freudenhäuser zu laufen. Endlich am 3. September marschierten wir los. Im Anfang ging es sehr lustig her, bald aber zeigte sich, daß wir eigentlich nur eine rohe Masse ohne Führer, ohne Zucht, ohne Zusammenhalt, schlecht gekleidet und schlecht oder oft überhaupt nicht ernährt waren; der eine trug eine Pelzmütze, der andere hatte den Kopf in ein seidenes Halstuch eingewickelt, der eine trug Artilleriereithosen und einen Trainsoldatenrock. Seit acht Tagen hatte man uns in eine neugebildete Brigade eingereiht, und nun marschierten wir beinahe ziellos herum. Heute ging es nach rechts, morgen nach links, den einen Tag machten wir einen Marsch von 40 Kilometern, den folgenden Tag gingen wir dieselbe Entfernung in derselben Richtung zurück. Unsere Begeisterung war schon beträchtlich herabgestimmt, — drei Wochen hatten dazu hingereicht! Bevor wir überhaupt die Kanonen brummen und die Kugeln pfeifen hörten, glich unser Marsch dem Rückzuge eines besiegten Heeres.

Abends hockten wir gewöhnlich um unsere Feldgeschirre oder lagen ausgestreckt auf dem kalten Heidekraute, den Kopf auf dem Tornister, und dachten an unsere Heimat, aus der man uns so plötzlich herausgerissen hatte. In den Dörfern blieben nur in Trauer die verlassenen Alten und weinenden Frauen zurück. Die Scheunen lagen still und stumm, denn niemand schwang auf der Tenne den Flegel, auch die Felder waren verlassen; denn es war Militär ins Dorf gekommen, das eines Tages die Pferde nahm und am anderen Tag den Stall im Namen des Gesetzes plünderte.

Wir setzten das Land in Verteidigungszustand. Man hielt es z. B. für gut, die Bäume zu fällen und sie quer über die Straße zu legen; man sprengte die Brücken, zerstörte die Kirchhöfe am Eingange der Dörfer, alles unter dem Vorwande, Sperrungen anzulegen; man zwang sogar die Bewohner, bei der Zerstörung zu helfen. Dann ging es wieder zurück. Ich erinnere mich, daß wir einmal einen sehr schönen Park bis zum letzten Bäumchen fällen mußten, damit wir ein Zeltlager errichten konnten, das wir nicht einmal bezogen. Dieses Verhalten war keineswegs dazu angetan, die Leute zu besänftigen. So verschlossen sich denn bei unserer Ankunft die Häuser, die Bauern vergruben ihre Vorräte: überall gab es unfreundliche Mienen, unwirsche Antworten und leere Hände. Schon brach eine Rauferei aus um ein Gericht Pökelfleisch, das in einem Wandschranke versteckt war, und der General ließ einen ehrenwerten alten Mann erschießen, der in seinem Garten unter einem Misthaufen einige Pfund Speck verborgen hatte.

Am 10. .... waren wir den ganzen Tag marschiert, und gegen 3 Uhr kamen wir am Bahnhofe zu B. an. Zunächst entstand ein furchtbares Durcheinander. Viele traten aus dem Gliede und zerstreuten sich in der Stadt oder im Umkreise von 1 km in die benachbarten Wirtschaften. Länger als eine Stunde schmetterten dann die Hörner zum Sammeln, und Reiter wurden in die Stadt geschickt, um die Ausreißer und die beim Trunke so Säumigen zurückzuholen. Man sagte, eine Heeresabteilung, die bei N... l... R... gebildet worden sei, sollte uns mitnehmen und nach Ch. führen, das von den Deutschen bedroht sei, die bereits M... geplündert hätten und jetzt bei J... lägen. Ein Knecht, der von unserem Sergeanten darüber befragt wurde, wußte aber nichts davon und hatte auch nichts gehört. Der General, ein kleiner, dicker, lebhafter Mann, der sich kaum auf dem Pferde halten konnte, sprengte nach rechts und links, wendete das Pferd hin und her, schackerte mit blauem Gesichte im Sattel herüber und hinüber und brummte immer wieder und wieder in seinen wilden Schnurrbart: „Ach, zum Henker! zum Henker!"

Er stieg sodann mit Hilfe seines Burschen ab, verfitzte sich mit den Beinen in die Säbelriemen, rief den Bahnhofsvorsteher und begann mit ihm eine lebhafte Unterhaltung, in deren Verlauf seine Mienen immer verdutzter wurden.

„Und der Bürgermeister?" schrie der General. „Wo ist dieser Schuft? Schafft ihn her! Hält man mich denn hier zum Narren?"

Er pfiff, sprach unverständliche Worte, stampfte mit dem Fuße auf den Boden und beschimpfte den Bahnhofsvorstand. Endlich verschwanden sie beide mit düsteren Mienen in dem Telegraphenamie, worauf sogleich ein tolles, erregtes Geklingel anhob, das von Zeit zu Zeit durch die laute Stimme des Generals unterbrochen wurde. Man entschied sich endlich, uus auf dem Bahnhofe kompagnieweise antreten zu lassen, worauf man uns vor den abgelegten Tornistern und zusammengestellten Gewehren stehen ließ. Die Nacht war gekommen, und Regen fiel, der schließlich doch bis auf die Haut ging.

Außer dem Morgenkaffee, den wir rasch hinunterstürzen mußten, hatten wir den ganzen Tag noch nichts gegessen. Obwohl uns die Anstrengung fast erschöpfte und uns der Hunger in den Eingeweiden fraß, sagten wir uns doch, daß es für heute nichts mehr geben würde. Unsere Feldflaschen waren geleert, unser

Speck und Brot aufgezehrt, und die Proviantwagen, die seit gestern von uns abgekommen waren, hatten uns noch nicht wieder erreicht. Viele unter uns murrten und stießen schon laute Drohungen aus; die Offiziere, die schweigend vor den Gewehrreihen auf und ab schritten, schienen keine Obacht darauf zu geben. Ich tröstete mich damit, daß vielleicht der alte Oberst Lebensmittel in der Stadt requiriert hätte. Vergebliche Hoffnung! Die Minuten verflossen, der Regen trommelte auf unsere Feldkessel, und der General hörte nicht auf, den Bahnhofsvorstand anzuschreien, der sich dafür wieder an dem Telegraphen rächte, dessen Geklingel immer übereilter und hastiger wurde. Von Zeit zu Zeit kamen vollgestopfte Züge an. Es waren Infanteristen und Jäger zu Pferde, zerlumpt und mit bloßem Kopfe; einige waren betrunken und hatten das Käppi verkehrt aufgesetzt, schimpften aus dem Wagen und drängten sich zur Erfrischungshalle oder erleichterten sich unbedenklich im Freien. Aus diesem Menschengewühle, aus dem Stampfen der Tiere in den Wagen erschollen Flüche und zotige Lieder, die sich mit den Zurufen der Bahnbeamten, dem Läuten der Signalglocken und mit Lokomotivpfiffen vermischten.

Ich erschauerte. Bei dem eisigen Regen, der mir bis auf die Haut ging, überfiel mich eine Kälte, so daß mir alle Glieder ganz steif wurden. Bei der Unordnung, die durch einen neuangekommenen Zug entstand, lief ich durch die offene Bahnschranke auf der Straße entlang, um ein Haus oder irgendein Obdach zu suchen, wo ich ausruhen, ein Stückchen Brot oder irgend etwas finden konnte. Vor den Gasthäusern und Wirtschaften bei dem Bahnhofe standen Posten, die Befehl hatten, niemanden einzulassen. In einiger Entfernung bemerkte ich einige Fenster, die friedlich in die Nacht hineinleuchteten. Es war ein kleines einzelnes Haus, auf das ich zulief; ein Unteroffizier und vier Mann waren schon da, die zornig durcheinanderredeten und fluchten. Bei dem verloschenen Herde sah ich einen Greis, der auf einem niedrigen Stuhle saß; er stützte die Ellenbogen auf die Knie und den Kopf in die Hände.

„Wirst du uns endlich Holz geben?“ schrie der Unteroffizier.

„Ich habe kein Holz“, antwortete der Mann. „Ich sagte euch schon, seit acht Tagen kommen Truppen hier durch ... Sie haben mir alles genommen!“ Er bückte sich wieder auf seinen Sitz und murmelte mit schwacher Stimme: „Ich habe nichts, gar nichts!“

Mit einer wütenden Gebärde befahl der Unteroffizier seinen Leuten, das Haus zu durchsuchen. Vom Keller bis zum Boden durchstöberten sie alles, und es fand sich nichts als die Spuren von Gewalt und Zerstörung. Das erbitterte den Unteraffizier nur noch mehr.

„Los, alter Schmutzfinke, wo ist dein Holz?“

„Ach, ich habe kein Holz“, wiederholte der Mann.

„Du willst dickköpfig sein — du hast kein Holz? Nun, aber du hast Stühle, einen Schrank, einen Tisch und ein Bett ... Wenn du mir nicht sagst, wo du dein Holz hast, so lass' ich das verbrennen!“

Der Alte wendete nichts ein. Er wiederholte von neuem, indem er mit dem alten, weißen Kopfe schüttelte: „Ich habe kein Holz!“

Ich wollte mich ins Mittel legen und stammelte einige Worte; aber der Unteroffizier ließ mich nicht ausreden, sondern maß mich nur vom Kopfe bis zu den Füßen mit einem verächtlichen Blicke.

„Willst du wohl machen, daß du fortkommst, du Bengel!“ sagte er zu mir. „Wer hat dir erlaubt, deine Kompagnie zu verlassen, du dreckiges Schwein, — kehrt marsch! Laufschritt ... los!“ Dann gab er einen Befehl, und in wenigen Minuten gingen Stühle, Tisch, Schrank und Bett in Trümmer. Der alte Mann erhob sich und zog sich in den Hintergrund des Zimmers zurück, während das Feuer aufflammte. Ich gelangte wieder zum Bahnhofe.

Der General kam gerade wieder aus dem Telegraphenamte, wütender als je. Er rief etwas, und sogleich entstand eine große Bewegung. Man hörte Säbelgeklapper; Stimmen riefen und antworteten, und Offiziere liefen nach allen Richtungen; die Trompete erklang. Wir mußten den Tornister wieder aufpacken und die Flinte wieder aufschultern.

„Vorwärts! — Marsch!“

Mit steifgefrorenen Gliedern und brummendem Kopfe gingen wir durcheinander und marschierten keuchend im Regen und Schlamm in die Nacht hinein. Kein Lied erklang, kein Wort. Die Tragriemen des Tornisters schnitten mir ins Fleisch, und die Flinte drückte gewaltig.

„Halt!“ befahl der Sergeant nach mehrstündigem Marsche. Ich blieb stehen, und um nicht zu Boden zu stürzen, mußte ich mich an den Arm eines Kameraden anklammern. Alles war finster. Wir standen am Eingange eines Waldes bei einem kleinen Hause, wo der Oberst und die Offiziere übernachten wollten. Die Zelte wurden aufgeschlagen, ich rieb mir meine wundegelaufenen Füße mit Speck ein, den ich noch in meinem Brotbeutel fand, und streckte mich auf dem schlammigen Boden aus und entschlief. Während des Nachtmarsches waren einige Kameraden vor Müdigkeit auf dem Wege liegen geblieben und fanden sich nun wieder ein; fünf waren dabei, von denen man nie wieder etwas hörte.

Am folgenden Morgen erklang der Weckruf schon in der Morgendämmerung. Die Nacht war sehr kalt gewesen, es hatte unaufhörlich geregnet. Ich konnte nur mit Mühe aus meinem Zelte herauskriechen, es gelang mir nur auf allen vieren, die Beine versagten mir fast den Dienst. Zugleich fühlte ich in den Schultern und in den Hüften einen unerträglichen stechenden Schmerz, Meinen Kameraden erging es durchaus nicht besser; die einen hinkten entsetzlich oder waren wie an allen Gliedern gelähmt. Einige fieberten schon sehr stark und klapperten mit den Zähnen; ringsherum hörte man trockenes Husten und Klagen. Nach beendigtem Appell wurden Lebensmittel verteilt, denn der Train hatte endlich die Brigade erreicht.

Nach dem Essen erfaßte mich ein Schwindel mit starkem Erbrechen, ich hatte Fieber, — alles drehte sich um mich herum, die Zelte, der Wald und das Häuschen. Deshalb bat ich den Sergeanten, abtreten zu dürfen. Ich suchte unseren Arzt auf, der mir etwas eingab, und entfernte mich, das Herz voll und schwer von dem Gesehenen und Gehörten. Während ich in mein Zelt zurückstolperte, gab ich kaum auf einen kleinen Kameraden Obacht, der am Fuße einer Fichte stand und sich

mit seinem Messer selbst ein Geschwür aufschnitt; der Schweiß perlte ihm von der bleichen Stirne, während er die Wunde verband, aus der das Blut floß.

Der Morgen war schöner, als ich gedacht hatte. Ich war so glücklich, um den Arbeitsdienst herumzukommen, und konnte meine ganz verrostete Flinte reinigen, worauf ich etwas ausruhte. Unterdessen streiften die Gesunden unter uns in den Feldern und Gehöften umher und kehrten fröhlich zurück, beladen mit Stroh, Hühnern und Tauben. Der eine trieb mit Stockschlägen ein fettes Schwein vor sich her, der andere trug ein Schaf auf seinem Rücken, der andere zerrte an einem Stricke ein Kalb hinter sich her, die Bauern aber kamen ihnen nach bis zum Lager, um sich darüber zu beschweren, daß sie bestohlen worden wären; aber niemand hörte sie an.

Der Oberst nahm am Nachmittage mit unserem Oberstleutnant eine Parade ab. Sein Blick, seine Gesichtsfarbe und seine belegte Stimme zeigten, daß er gut gespeist hatte. Er kaute an einem Zigarrenstummel, spuckte aus und fluchte, wer weiß auf wen oder was, denn er sah niemanden dabei an. Vor unserer Kompagnie blieb er stehen, betrachtete den Hauptmann mit strenger Miene und brummte vor sich hin: „Dreckschweine, Ihre Leute! diese Schufte!“ Dann ging er fort.

Der Rest des Tages wurde mit Streifzügen in die nächsten Gasthöfe von B. ausgefüllt. Ich ging mit einigen Kameraden auf der Landstraße entlang. Das Wetter war wieder sehr schön geworden, die Sonne schien warm vom Himmel, und wir setzten uns auf eine Böschung mit dem Rücken gegen die warmen Sonnenstrahlen. Wagen zogen vorüber, einer nach dem anderen, von Pferden oder Maultieren gezogen. Das waren Landleute von C., die vor den Deutschen flohen. Durch die Erzählungen, die von Dorf zu Dorf liefen über Gewalttätigkeiten, Massenmorde und Scheußlichkeiten der Deutschen erschreckt, hatten sie in aller Eile aufgeladen, was sie Wertvolles besaßen, hatten Haus und Hof verlassen und zogen nun ohne zu wissen wohin. Am Abend machten sie irgendwo auf dem Wege halt, möglichst in der Nähe eines Dorfes, manchmal auch auf freiem Felde. Die Pferde spannte man aus und hing sie nur an, damit sie das Berggras abweiden konnten; die Menschen aber aßen oder schliefen unter dem Schutze Gottes und der Wacht ihrer Hunde unter freiem Himmel, bei Regen und Kälte in den nebligen Nächten. Am folgenden Morgen ging es dann weiter. Unaufhörlich folgten ihnen Tiere und Menschen in ganzen Herden. Ich befragte einen Alten, der einen Eselswagen führte, in dem auf Stroh inmitten von allerhand Paketen und Päckchen Kohl und Kraut eine alte Bäuerin saß, neben sich zwei kleine Schweine und einige Hühner.

„Ihr habt also die Deutschen bei euch daheim?“

„O diese Räuber!“ sagte der Alte. „Sprecht mir nicht davon. Sie sind eines Morgens gekommen und machten einen Heidenlärm. O mein Gott! Und dann nahmen sie uns alles. Zuerst glaubte ich, es wären die Deutschen, dann habe ich gemerkt, daß es Franktireurs waren.“

Am Abend leuchteten vor der ganzen Lagerlinie die Wachtfeuer auf, und die Feldkessel, mit Fleisch und Kraut gefüllt, sangen ihr liebliches Lied. Jeder machte sich irgendwie nützlich; die einen liefen mit einem Schürhaken zum Feuer, die anderen fachten es wieder an, einige lasen und putzten Gemüse und teilten

das Fleisch. Endlich saßen alle beim summenden Kochtopfe und dem Geklapper der Eßschüsseln friedlich im Kreise.

Am folgenden Tage las uns der Leutnant nach dem Morgenappell einen „Tagesbefehl“ vor. In diesem hieß es, daß eine verhungerte und schlechtgekleidete deutsche Armee, die Ch. besetzt habe, in Eilmärschen herannahe; wir mußten ihr den Weg versperren und mehrere mächtige Sperrungen anlegen.

Während eine Kompagnie Jäger zu einer Straßenkreuzung abmarschierte, um dort eine der „unübersteigbaren Barrikaden“ anzulegen, ging mein Regiment in einen Hochwald, um dort so viel Bäume zu fällen, als uns irgend möglich war. Alle Hacken, Äxte und Sägen der Landleute schleppten wir zusammen, und den ganzen Tag erklangen unsere Schläge und fielen die Bäume in Massen. Nur einzelne Stämme des prächtigen Waldes blieben stehen. Die Stämme legte man quer über die Straßen. Freilich ging das nicht ganz ohne Hindernisse ab, denn die fluchenden Landleute widersetzten sich, — ihre Herden und Wagen stauten sich auf dem Wege, so daß ein furchtbares Gewirr entstand. Sie klagten und schrien, die Frauen weinten, und die Schafe blökten. Mehrere Male mußten die Soldaten die Bauern mit dem Bajonett zurücktreiben, damit sie ungehindert arbeiten konnten. Endlich bogen die Fliehenden quer über die Felder ab.

Gegen Abend kamen Gardisten von Ch., aber in größter Unordnung. Ihr Bericht war furchtbar. Die Deutschen hätten mehr als 100000 Mann, dagegen konnten unsere 2000 Mann ohne Artillerie nichts schaffen, Ch. brenne, die Dörfer gingen in Rauch auf, und die Gehöfte seien zerstört. In kurzen Abständen kamen neue Trupps, blaß und ganz erschöpft. Die meisten hatten keinen Tornister und mancher keine Flinte mehr, aber keiner war verwundet. Man befahl, sie alle in der Kirche unterzubringen.

Bald folgte auch Reiterei und Ordonnanzen mit Befehlen und Gegenbefehlen, — kurz, es entstand eine große Unruhe. Die Offiziere liefen hin und her und verloren den Kopf. Dreimal befahl man, das Lager abzubrechen, und dreimal, es wieder herzustellen. Die ganze Nacht hindurch schmetterten die Trompeten, und Patrouillen gingen nach allen Seiten.

Unsere Kompanie zog auf Vorposten. Man brachte uns in einem Gehöfte unter, und ich bekam einen weit vorgeschobenen Posten dicht bei der großen Landstraße an einem kleinen Gehölz. Dort blieb ich bis zum Abende, ohne daß man mich abgelöst hätte. Ich hörte es in den Dörfern ringsherum zehn Uhr schlagen, — wahrscheinlich hatte man mich ganz und gar vergessen. Ich fror und hungerte; ich ging ein Stück auf der Landstraße entlang und rief und rief wieder; aber niemand hörte mich. Da marschierte ich wieder ins Holz zurück und setzte mich am Fuße einer großen Eiche zum Schlafe nieder.

Beim Morgengrauen erwachte ich vom Galopp eines Pferdes auf der Straße nach Ch. Kaum hatte ich Zeit, mich hinter einem Baume zu decken, als ich zwanzig Schritte vor mir auf der Höhe wie eine Statue einen Reiter halten sah. Er trug eine Feldmütze und einen Mantel, — war es ein Offizier oder ein gewöhnlicher Soldat? Ich wußte es nicht, denn ich konnte an der grauen Uniform kein Abzeichen entdecken. Er überblickte die weitausgedehnte Ebene; wahrscheinlich han-

delte es sich um eine Aufklärung, und hinter ihm kam das ungeheure Heer der Deutschen.

Ich hob mein Gewehr und schoß, hörte einen dumpfen Fall, den Schall eines wütenden Galopps, — und dann war alles still; ich hatte einen Menschen getötet! In zwei Sprüngen war ich bei ihm und rief ihn; — er rührte sich nicht. Meine Kugel war ihm unter dem Ohr in den Hals gedrungen, und ein dicker Blutstrom floß daraus zur Erde nieder. Mit zitternden Händen hob ich ihn auf, sein Kopf aber hing leblos herab und schwankte hin und her. Ich befühlte seine Brust und das Herz, aber es schlug nicht mehr. Endlich hob ich ihn ganz auf und schaute ihm in die gebrochenen blauen Augen, die noch im Tode mild und freundlich blickten.

Von diesem Augenblicke an erinnere ich mich nur dunkel an Flintenschüsse, Rufen, an galoppierende Pferde und geschwungene Säbel; — ich wehrte mich und erhielt einen furchtbaren Hieb über den Kopf.

Als ich wieder zu mir kam, war ich in Deutschland gefangen.

Mitgeteilt durch Dr. Hugo Schmidt, Hainichen i. S.



Kriegsbetstunde

Eine große Stille schreitet
Wie ein holdes Friedetragen;
Von dem Bilde des Erlösten
Gleitet es wie ein Getrösten
Tief in unsrer Seele Zagen.

Lichter tasten durch den Dom,
Über Stirnen, tiefgeneigte,
Über heißes Händefalten,
Über Scheitel müder Alten,
Die das Trauern schneeig bleichte.

Viele sind, die morgen fahren ...
Auf den Helmen liegt ein Gleißen,
Und das Lied von Deutschlands Söhnen
Überbraust der Orgel Tönen
Wie ein starkes Siegverheißen.

Schweigen dann — wie Flügelbreiten,
Das um junge Häupter strich ...
Und in aller Seelen war
Jene Stimme vom Altar:
Der Herr segne und behüte dich ...



Kriegswucher

Von Dr. Richard Bahr

Der Krieg ist nicht nur der große Zehrer und Wertezerstörer, er kann auch, wenigstens in privatwirtschaftlichem Sinne, ein Wertemehrer und Ernährer sein. Die Älteren unter uns werden sich noch erinnern, wie man in ihren Jugendtagen auf den einen oder anderen wies, der Anno 70 reich geworden. Später haben wir dann gesehen, daß während der Kriege, die die anderen Völker führten, von Lieferanten und Spekulanten aus aller Herren Länder Schätze erobert und aufgesammelt wurden. Das klingt, wie ich's eben sagte, ein wenig wegwerfend, soll's aber und braucht es von vornherein nicht zu sein. Es kann sich dabei auch um durchaus legitime Fabrikations- und Verkaufsgewinne handeln. Der Krieg erzeugt seinen eigenen Bedarf, und zum Teil erzeugt er selbst eigene Industrien. Wenn mit einemmal Millionen aus ihrer friedlichen Hantierung gerissen und an die Grenzen geworfen werden, wenn es gilt, sie feldmäßig einzukleiden, sie mit Waffen und Munition auszurüsten, ihre Ernährung sicherzustellen und die Lazarette zu schaffen und instandzusetzen, dann reichen die vorhandenen Bestände nicht aus, dann gibt es für soundso viele Produktionszweige Arbeitsgelegenheit in Hülle und Fülle, und es gibt damit auch neuen und reichlichen Verdienst. Das Übel beginnt erst, wo man sich mit den ohnehin ansehnlichen Gewinnen nicht begnügt und, indem man die Unerfahrenheit, die bisweilen auch im bunten Rock und im goldgestickten Kragen einhergehen kann, ausnutzt, sie über Gebühr und ins Ungebührliche steigert. Daß derlei Übervorteilungen vorgekommen sind und vielleicht fort und fort noch vorkommen, untrlieget leider keinem Zweifel. Wir waren, vom Diplomatischen abgesehen, gewiß ausgezeichnet vorbereitet auf diesen Weltkrieg, den wir nicht suchten und dennoch immer näher und näher kommen sahen; aber da er ausbrach, traf er uns doch mit betäubender Plötzlichkeit. Schließlich konnte für alles und jedes von langer Hand nicht vorgesorgt werden, und inmitten des ersten verwirrenden Aufruhrs der Gefühle, der verständlichen Angst, nur ja nicht zu kurz zu kommen, sind ohne Frage Preise gefordert und auch bewilligt worden, die sich weder kaufmännisch noch sittlich rechtfertigen ließen. Man hat, um es bequemer und alles hübsch beisammen zu haben, die Großen vorgezogen und die Kleinen benachteiligt; man hat sich hier und da auch von den gewaltigen Spenden blenden lassen, die die eine oder andere Großfirma generös dem Roten Kreuz darbrachte, ohne zu prüfen, ob, was sie in Löffeln gab, nicht gleichzeitig durch ihre Preise in Scheffeln wieder genommen wurde. Man hat sich überhaupt die Leute, mit denen man abschloß, nicht scharf genug angesehen. Gewiß wird jeder Produzent und jeder Händler nach Kräften der neuen Nachfrage sich anzupassen streben. Wer, was er bisher herstellte oder verkaufte, nicht los wird, der schaut sich eben nach Dingen um, die er mit mehr Aussicht auf den Markt bringen könnte. Der reelle Geschäftsmann wird freilich auch da einigermaßen, wie die Kaufleute zu sagen pflegen, in der „Branche“ bleiben, und es

hätte eigentlich nicht geschehen dürfen, daß man eine Firma, die bisher mit schönem Erfolg sich der Damenkonfektion gewidmet hatte, zu großen Schokoladenlieferungen für das Heer heranzog. Indes handelt es sich hier im großen Zusammenhang doch um verhältnismäßig geringe Schäden. Auch so ist die Gesamtheit der Deutschen, die sich bereit machte, mit Gut und Blut den Daseinskampf zu bestehen, benachteiligt worden, haben unsoubere Krämerseelen von den öffentlichen Geldern einen größeren Teil, als er von Rechts wegen ihnen zukam, in ihre Taschen geleitet. Allein aller Anfang ist schwer. Fehler werden, wo man ganz neuen, noch nie erprobten Situationen gegenübersteht, immer gemacht werden; zudem ist, wie gesagt, der finanzielle Effekt, wenn man ihn in Vergleich stellt zu den Summen, die überhaupt ausgegeben werden und ausgegeben werden müssen, nicht allzu beträchtlich, und schließlich ist in der Hauptsache inzwischen wohl für Abhilfe gesorgt worden.

Schwerer wiegt, was wir Zurückgebliebenen seither durch Ausnutzung einer (nebenbei meist künstlich geschaffenen) Notlage, durch Preistreiberei, durch Verleugnung und Zurückhaltung der Vorräte, kurz durch alle Arten des Sachwuchers erlebt haben. Das fing ganz roh und primitiv in den ersten Tagen der Kriegserklärung Österreichs an Serbien an. In Gasthäusern und Kaufläden wurde — gewiß nicht in allen Gasthäusern und nicht in allen Läden — Papiergeld zurückgewiesen oder nur unter Verlust angenommen, und für die Gegenstände des täglichen Bedarfs schlugen die Kleinhändler plötzlich bis zu fünfzig Prozent auf. Da kam die Erklärung des Kriegsrechts und das Gesetz vom 4. August über die Höchstpreise im Kleinhandel, und die Kommando- und Landesbehörden schufen durch schnelle und eindeutige Erlasse Ordnung. Auch die dunklen Ehrenmänner, die vom Viehhandel auf den Viehwucher hinübergewechselt waren und den auf ihren Höfen allein gebliebenen Bauernfrauen, nachdem sie sie genügend eingeängstigt hatten, zu Schleuderpreisen das Kalb mit der Kuh und die letzten Pferde wegnahmen, wurden bald gepackt. Derweil aber hatten bereits geschicktere Hände — Hände, die gelegentlich auch über Köpfe verfügten — die Organisation des räuberischen Verdienstes sich angelegen sein lassen. Die wilde Versorgungswut unserer Hausfrauen, die großen Einkäufe der Proviantämter und der Kommunen drückten auf den Markt und wiesen neben dem fachmännischen Handel auch dem vielgestaltigen Geschlecht der durch den Schluß der Börsen beschäftigungslos gewordenen Spekulanten und Schieber den Weg, wo ein Geschäft zu machen wäre. So kam es, daß der Weizen, von dem im Juli die Tonne im Großhandel 204 ℳ gekostet hatte, der im August noch auf 227 ℳ, im September auf 240 ℳ stand, Ende Oktober in Berlin auf 270 ℳ gestiegen war. Daß der Roggenpreis von 197 ℳ im August bis zum nämlichen Oktobertermin sich auf 237 ℳ erhöhte.

Noch früher waren die Mühlen aufgestanden. Die hatten, als die Dinge auf dem Welttheater in den letzten Juliwochen sich kritisch zuzuspitzen begannen, plötzlich gar keine Eile mehr mit der Ablieferung ihrer verkauften Vorräte, und so gelang es ihnen da und dort, den Preis für die Waggonladung um 1200 ℳ in die Höhe zu schrauben. Am allerschlimmsten aber stand es, weil es sich dabei um die Hauptnahrung der Ärmsten und am wenigsten Widerstandsfähigen unter uns

handelte, um die Kartoffeln. Die kosteten zwei Monate nach Kriegsbeginn im Kleinhandel genau noch einmal so viel als früher, und insbesondere in Berlin, im Zentrum des größten deutschen Kartoffelanbaugebiets, gedieh der Wucher in üppiger Blüte. Ende Oktober, nachdem ihre Mahnungen und ihr gütliches Zureden nichts gefruchtet hatten, entschloß die Regierung sich zum erstenmal zum Einschreiten. Sie baute das Gesetz vom 4. August weiter aus und bestimmte Höchstpreise für Roggen, Weizen, Gerste, Kleie und Hafer. Aber diese Höchstpreise galten nur für den Großhandel, und es zeigte sich bald, daß man mit ihnen allein das Übel schwerlich mindern, kaum ihm überhaupt beikommen konnte. Auch die Produzenten hatten nun den Ehrgeiz, unter keinen Umständen unter den festgesetzten Höchstpreisen zu verkaufen; der Handel kam so um seinen legitimen Gewinn, und die Folge war, daß trotz der vorhandenen großen Vorräte die frische Zufuhr vielfach ausblieb. Es gab aber auch Kapitalkräftige, die ihr Getreide mit Vorbedacht zurückhielten, weil vom Jahresschluß ab automatisch von Monat zu Monat eine Preiserhöhung eintreten sollte. Und vielerorten ward die ganze Neuordnung dadurch illusorisch gemacht, daß man das Getreide aus Plätzen mit niedrigeren Preisen in solche mit höheren schob und dann noch allerlei Provisions- und Kommissionsgebühren draufschlug. Immerhin hatte man den wildesten Treibereien so doch ein Ziel gesetzt, und es war zu verstehen, daß, zumal die fakultative Ermächtigung zu örtlichen Preisfestsetzungen, die von der Regierung zunächst nur gewährt worden war, aus nur zu verständlichen Gründen keinen Erfolg hatte, der Ruf nach allgemeinen Höchstpreisen auch für Kartoffeln nicht verstummen mochte. Nachdem sie sich ungefähr einen Monat hatte bitten lassen, hat die Regierung ihn erhört. Sie ist, durch die Erfahrungen belehrt, diesmal auch einen anderen Weg gegangen, indem sie die Höchstpreise mit dem gleichzeitigen Zwang zum Verkauf schon dem Produzenten auferlegte und die weitere Preisbildung dem freien Spiel der Kräfte überließ. Aber ob man auf diesem Wege besser fahren wird, soll erst die Praxis erweisen. Ein Versäumnis, das man in dem einen wie im anderen Falle beging, ist überhaupt nicht wieder einzuholen: daß man so spät, aus lauter Erhebungen und Erwägungen so schwer zum Entschluß kam. Hätte man die Bestimmung der Preise zu einem Zeitpunkt vorgenommen, wo die Güter noch in der Hand der Produzenten waren, so wäre es immerhin möglich gewesen, ihr Niveau auf die Dauer erheblich niedriger zu halten, als heute, da beinahe jede Preisnormierung eine Härte, nach der einen Seite bald und bald nach der anderen, einschließt.

Das ist überhaupt der wesentlichste Vorwurf, wenn nicht der einzige, den ich der Regierung machen möchte. Ob die Höchstpreise, selbst wenn man ihnen (außerordentliche Zeiten rechtfertigen außerordentliche Mittel, und ohne solche werden sie, weil lückenhaft, immer ein Schlag ins Wasser bleiben) eine Aufnahme der vorhandenen Vorräte, Verkehrs- und Requirierungszwang und Verteilung von Reichs wegen durch eine zentrale Organisation beigesellte, sich als Allheilmittel erweisen werden, steht einstweilen dahin. Bei Gütern, die aus dem Ausland bezogen wurden, wird es sicher versagen. Aber früher hätte die Regierung sich auf den Weg machen sollen, früher in jedem Fall. Ich weiß, daß sie jetzt unter be-

sonders schwierigen Verhältnissen arbeitet. Soundso viele Geheimräte, die mit Fug und Recht als unabkömmlich zu bezeichnen waren, haben sich nicht abhalten lassen und sind ins Feld gezogen: manches Dezernat ist verwaist. Zudem wird der Beamte, gerade weil er das Risiko anderer zu tragen hat, eine natürliche Scheu empfinden, Neuland, durch das noch kein Pflug seine Furchen zog, zu betreten. Indes hätte just die Erwägung, daß auf diesem Gebiet alles mehr oder weniger Experiment ist, das doch erst die Erfahrung zu erproben hat, der Regierung die Entschlußfreudigkeit stärken und beschleunigen dürfen. In der fleißigen und übersichtlichen Denkschrift, die die Regierung dem zu einer zweiten Kriegstagung zusammentretenden Reichstag vorgelegt hat, sagt sie selber von ihren Maßnahmen: die könnten nicht als abschließend angesehen werden; dauernd würde sie der Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse nachgehen und nach Bedarf Hand anlegen müssen. Lebt sie aber solcher durchaus zutreffenden Erkenntnis, dann ist ihre zage Zurückhaltung um so weniger zu verstehen. Die Regierungsdenkschrift verheißt: „die Festsetzung von Höchstpreisen sei für Kupfer, für Messing, für Aluminium, für Antimon, für Nickel, für schwefelsaures Ammoniak und für Wolle vorbereitet". Warum erst jetzt, nachdem der Metall- und namentlich der Wollwucher längst zum öffentlichen Skandal wurden? Weshalb kündigt die Regierung erst sorgsam an, sie werde gegen Produzenten, die ihre Vorräte „übermäßig" zurückhielten, von der gesetzlichen Enteignungsbefugnis Gebrauch machen? Zu wes Ende spielt sie mehr leise andeutend als drohend mit den Strafbestimmungen, die wucherische Rechtsgeschäfte treffen, und ihrer möglichen Verschärfung, anstatt fest und nachdrücklich ins Wespennest zu fassen?

Wobei man sich freilich keiner Täuschung hingeben soll, daß Gesetz und Recht in diesem Falle (wie in allen ähnlich gelagerten auch) allein das Übel noch nicht auszurotten vermögen. Hier muß die Gesellschaft mithelfen und unnachsichtlich ächten, wer an der Not des Volkes sich vergreift. Bisher hat man trotz allem Aufschwung der Nation bisweilen doch das Gegenteil verzeichnen müssen. Ein Fachblatt der Schuhhändler schalt voll sittlicher Entrüstung die Berufsgenossen, die ihre Waren noch zu den alten Friedenspreisen darboten, und schrieb dazu: „Menschen, die nicht verstehen, Geld zu verdienen, sind nicht wert, daß sie in der Branche vegetieren." Und der Verein der Elberfelder Kohlenhändler verhängte die Sperre über einen Kollegen, weil er seiner Kundschaft von kleinen Leuten die Kohle billiger verkaufte.

Das ist doch die verkehrte Welt. Der Altmeister Lexis hat einmal gemeint: „Auch bei der bestehenden Verkehrsordnung muß das volkswirtschaftliche Urteil dahin lauten, daß die wucherische Erwerbstätigkeit gemeinschädlich ist, soweit sie die Vernichtung von Einzelwirtschaften verursacht oder befördert, die sich ohne die übermäßige Gewinnsucht des Wucherers hätten behaupten können."

Diese Auslegung umfaßt auch das, was ich oben Kriegswucher genannt habe. Dennoch handelt es sich heute um mehr: wer den Daseinskampf der Nation, in dem jeder sein Bestes und sein Letztes zu geben sich müht, benutzt, um aus der allgemeinen Not sich schmierigen Profit zu erraffen, der fällt den Kämpfenden

in den Rücken und übt Verrat am Vaterlande. Selbst wenn er nicht, wie das, aus einer väterlichen Warnung der „Nordd. Allg. Ztg." zu schließen, doch auch vorgekommen ist, für die Feinde Geschoßdrehbänke, Stahlrohre für Schrapnells, Geschoßpressen und Leder für Militärstiefel lieferte....



Der neue St. Georg

Von Jeannot Emil Frhrn. v. Grotthuß

Was klirrt des Burghofs Gitter
So früh im Nebeldampf?
Es reitet ein deutscher Ritter
Hinaus in den heiligen Kampf.

Er reitet auf stolzem Rosse,
Mit erzener Rüstung bewehrt,
Läßt bängliches Zagen dem Trosse;
Er traut auf sein gutes Schwert.

Er traut auf Schwert und Lanze,
Geweiht für den heiligen Strauß.
Wie fröhlich zum blutigen Tanze
Schreitet sein Rößlein aus! —

Nicht schirmt dich Gott, noch Glauben,
O rette dein junges Blut!
Schon seh' ich den Lindwurm schnauben
Geifer und Flammenglut.

„Nicht kenn' ich banges Zittern,
Nicht fürcht' ich Geifer und Glut!
Ich bin ein deutscher Ritter
Und stehe in Gottes Hut!

„Mich locken nicht Ruhmes Reiser,
Nicht irdischer Schätze Tand,
Ich kämpfe für meinen Kaiser
Und für mein Vaterland!

„Ich kämpfe für Recht und Wahrheit,
Für heiligen Glaubens Hort,
Für deutschen Geistes Klarheit
Und treues Männerwort!

„Ich will den Lindwurm töten,
Den dräuenden Drachen der Zeit,
Mit dunklem Blute röten
Sein gleißendes Schuppenkleid!" —

Wie schlägt die krallenden Pranken
Der grimme Drache hinan!
Wie will er ringelnd umranken,
Würgen Rößlein und Mann!

Wie bohrt in den dampfenden Rachen
Zischend der blinkende Stahl!
Wie bäumt sich schäumend der Drachen
In zuckender Todesqual! — —

Heil dir, du Gottesstreiter!
Heil dir, du kühner Held!
Wie liegt so frei und heiter
Vor dir die junge Welt!

Nun reite, Sieges Bote,
Auf fröhlich wieherndem Roß,
Reite im Morgenrote
Heim zu der Väter Schloß!





Die Deutschen in Rußland

I.

Es ist wohl kaum zu viel behauptet, daß die deutsche öffentliche Meinung, trotz der realpolitischen Schule Bismarcks, und trotz der überlieferten jahrhundertelangen Freundschaft Deutschlands zum Moskowiterreich, recht urteilslos und weltfremd diesem russischen Riesenreiche gegenübersteht. Die russische Sphinx, welche bis vor einem oder zwei Jahrzehnten ihr habgieriges Unterdrückerantlitz nach dem asiatischen Osten gewandt hielt, war uns Deutschen immer ein unbekanntes Etwas, an das man nur mit Furcht und Grauen dachte. In unserer politischen Rechnung war es nur gebucht als das Riesenreich des zarischen Selbstherrschers mit der gewaltigen, aber nicht ernst zu nehmenden Militärmacht, dem reaktionären, verderbten Beamtenstaat und den tatarischzähen, asiatisch skrupellosen Diplomaten.

Wenn dieses westeuropäische Urteil auch nicht durchaus falsch gewesen ist, so bleibt es dennoch unerklärlich, wie wenig gerade bei uns Deutschen in dem letzten Jahrzehnt getan worden ist, die öffentliche Meinung mit dem russischen Volks- und Wirtschaftsleben vertraut zu machen. Besonders schon deshalb, weil wir in den letzten Jahren für mehr als eineindrittel Milliarden Werte nach Rußland aus- und fast für eine Milliarde einführten. Und besonders, seit vor nunmehr 10 Jahren die Japaner dem willkürlichen Vordringen der Russen im Osten ein entschiedenes Halt geboten, seit der Zeit der gewaltigen Revolution, in der das Riesenreich in Fieberschauern erbebte, hat vieles sich geändert: in der inneren Politik Rußlands sowohl wie in der äußeren.

Und nun reckt plötzlich dieser ungeschlachte Riesenleib seine Glieder und offenbart, was seine Diplomatie seit dem Zusammenbruch von 1904 vorbereitet hat. Kein Wunder, daß die deutsche öffentliche Meinung in den kritischen Augenblicken dieser grundveränderten Lage gegenüber sich nicht zurechtfand.

Man wird die eigentliche Ursache des plötzlichen Losbruches dieses Völkerringens weniger in dem österreichisch-ungarisch-serbischen Konflikt zu suchen haben, als vielmehr in dem gewaltigen wirtschaftlichen Niedergang Rußlands. Man wird verrechnen müssen, daß der russische Bauernstand von Jahr zu Jahr — trotz Agrar- und anderer Reformen — der Verelendung zugetrieben worden, daß die russische Industrie auch mit den gewaltigsten Anstrengungen französischen Kapitals ein Treibhausgewächs geblieben ist, daß das Heer der Landstreicher zu gewaltigen Zahlen sich vermehrte — vermehren mußte —, und so den panslawistischen Hetzern, die seit jeher von der Unterdrückung und Ausbeutung des unwissenden Volkes gelebt, der Hilferuf des serbischen „Bruders" einen willkommenen Vorwand gab — alles auf eine Karte zu setzen.

Diese Trümpfe sind nun ausgespielt, und der Angstschweiß mag jener Hofkamarilla auf der Stirn stehen, wenn sie sich vergegenwärtigt, daß Tannenberg und neuerdings Wloclawek und Lowicz zwischen Petersburg und Berlin gelegen haben müssen. Und schließlich sieht es auch gar nicht nach einer Verteilung des osmanischen Reiches aus. Im Gegenteil: die Widerstandskraft des russischen Militärkolosses ist gebrochen und im Schwinden begriffen. Es wird unmöglich sein, das Riesenheer noch lange vor der vollständigen inneren Zersetzung zu bewahren. Hindenburgsche Taktik zieht die gewaltigen Heeresmassen von ihren natürlichen Verbindungen ab und — „drischt sie nach Noten"; bald werden auch die Hilfsmittel aufgebraucht sein, die in dem langen „Probemobilisationsabschnitt" aufgespeichert wurden, und mit der Durchfütterung des Massenheeres in fremden Landen ist's nun auch Essig geworden. Das war viel auf einmal.

So blieb denn dem russischen verruchten Gelichter am Zarenhofe nichts mehr übrig, als den allerletzten — den Ohnmachtstrumpf auszuspielen. Nicht gegen die Deutschen — nein, gegen das Deutschtum in Rußland. Nach einer Petersburger Meldung der „Daily Mail" ist vom Ministerrat ein Gesetzentwurf genehmigt worden, durch den sämtliche Deutsche in Rußland — selbst wenn sie und ihre Vorfahren seit Jahrhunderten russische Staatsbürger sind — mit ihrem unbeweglichen Hab und Gut enteignet werden. Kein russischer Staatsbürger deutscher Nationalität darf fürderhin Grundbesitz haben. In vierzig Gouvernements dürfen Deutsche fortab kein unbewegliches Eigentum besitzen. Bis zum 1. August 1915 müssen sie ihr Hab und Gut veräußert haben, andernfalls dies von Staats wegen geschieht. Mit welchem Nutzen, das wird dann die Zukunft lehren. — Ja, ich glaube, die allernächste Zeit wird dann schon eine Umgestaltung im Innern Rußlands sehen, gegen die die Revolutionserschütterung ein Kinderspiel war.

II.

Zunächst — und am herbsten würde das deutsche Baltikum von diesen Maßnahmen betroffen, der älteste Vorposten deutscher Geistes- und Kulturarbeit im Osten. In mehr als siebenhundertjähriger zäher Pionierarbeit hat das Deutschtum diese slawischen Horden — diese tatarischen Volksmassen auf die jetzige Kulturstufe gebracht. Wo ich hinblickte, in mehr als siebenzig Gouvernements, stieß ich auf Spuren deutscher Kulturarbeit, deren Träger aus dem Baltenlande stammten.

Der wagemutige Unternehmungsgeist des deutschen Kaufmannes, geschützt durch den Tatendrang des deutschen Ritterordens, legten den Grundstein zu dem heutigen Deutschtum in den baltischen Ostseeprovinzen. Noch heute verleugnet es seine Herkunft nicht und hat in dem mehr als siebenhundertjährigen Existenzkampfe niemals ein Hehl daraus gemacht — trotz aller Russifizierungsbestrebungen —, daß es deutsch ist, deutsch denkt und fühlt und — deutsch bleiben will. Das will wirklich etwas heißen von einem Volksstamm von etwa zweimalhunderttausend Seelen, eingekeilt zwischen Letten, Litauern, Polen, Esten und Russen, in der Zahl mehr als zehnfach überlegen, und nichts von seinem Volkstum aufzugeben, vielmehr diesen fremden Völkerschaften den Stempel deutscher Gesittung aufzuprägen, deutschen Geist, germanische Intelligenz und Gewissenhaftigkeit einzupflanzen. So zeigt denn auch die Geschichte des Baltenstammes eine siebenhundertjährige ununterbrochene Kette nationaler Kulturkämpfe, ein einziges Ringen um Sein und Nichtsein. Nach der Christianisierung der Letten, Litauer und Esten beginnen schon die harten Kämpfe mit den Moskowitern. Iwan der Grausame machte in mehr als 20jährigen Kämpfen das Land zur Wüste. Der geniale Peter der Große begriff zwar, welcher Gewinn ihm für sein halbasiatisches Volk daraus erwachsen würde, daß er aus den baltischen Landen immer neue geschulte Kräfte für Heer und Verwaltung heranziehen konnte und seine Nachfolger und Nachfolgerinnen haben größtenteils mit dieser fruchtbringenden Idee weiter gearbeitet, bis auf Alexander den Dritten. In dieser Ruhezeit hat denn auch das Baltikum jene innere Festigkeit gewonnen und jene natio-

nalen Kräfte gesammelt, von denen es heute noch zehrt, und ohne die es längst in den anderen Völkerschaften restlos aufgegangen wäre. Eine gewaltige Kulturarbeit an Selbsterziehung haben die Balten geleistet und in der Fürsorge für die von ihnen zum Christentum bekehrten Letten, Litauer und Esten sich ein Denkmal gesetzt, das seinesgleichen sucht.

Nur ein zweihundert Jahre altes mustergültiges Schulwesen konnte den Grund legen zu diesem geistigen Aufschwung dieser unverwüstlichen Kraft des baltischen Volkstums, aus dessen Mitte so viele bedeutende Männer hervorgingen. Die deutsche Universität in Dorpat hatte mit Recht einen Ruf weit über die Grenzen deutschen Geisteslebens hinaus. Das Stadtgymnasium von Riga, die Domschulen in Dorpat und Reval, die Landesgymnasien in Mitau, Fellin und Birkenruh usw. geben ein beredtes Zeugnis von den geistigen Anstrengungen des Baltenvolkes, die ein Segen für das ganze Rußland geworden sind. Aus den baltischen Provinzen entnahm es mit Vorliebe seine Verwaltungsbeamten, Diplomaten und Heerführer, und heute noch üben die Balten einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf das gesamte geistige Leben Rußlands aus.

Die Russifizierungsbestrebungen haben zwar recht große, tiefeinschneidende Erfolge zu verzeichnen gehabt. Das Deutschtum ist an Seelenzahl zurückgegangen und das deutsche Ansehen hat bei den Letten, Litauern und Esten bedenkliche Einbuße erlitten. Deshalb aber hat gerade das deutsche Baltenvolk innere Kräftigung erfahren, die alle Verluste doppelt aufwiegt.

Zuerst war es das gemeinsame lutherische Bekenntnis, in das man unter Nikolaus I. einen Keil als in die stärkste Grundlage der Zusammengehörigkeit der baltischen Nationalitäten zu treiben suchte. Und mit den verwerflichsten Mitteln wurde da gearbeitet. Durch Landversprechungen, die man niemals zu halten gedachte, zogen die Popen Tausende vom Luthertum zur Orthodoxie hinüber. Unter allerlei Masken zogen Agenten des Heiligen Synod durchs Land, sammelten Unterschriften zu irgendwelchen Petitionen an den Zaren, und wenn die der russischen Sprache und Schrift nicht mächtigen Landesbewohner eines schönen Morgens aufwachten, waren sie — orthodox geworden. Die vermeintlichen Petitionen waren nichts anderes als Übertrittserklärungen zur orthodoxen Kirche. Ein Zurück gab es nicht mehr. Mit der Nagaika wurde den „Konvertiten" das orthodoxe Glaubensbekenntnis eingebläut, mit der Knute trieb sie der Gardowoj zur Kirche, und das amtliche Rußland hatte die Genugtuung, die Spaltung unter den einzelnen Nationalitäten sich verwirklichen zu sehen.

III.

Unter Alexander III., dem größten Deutschenfresser auf dem Zarenthron, begann dann die panslawistische Bewegung. Die Begründer des Panslawismus, Katkow und Samarin, traten zuerst mit der bestimmten Forderung der Verrussung des deutschen Baltenlandes hervor, und Alexander III. mit seinem teuflischen Ratgeber Pobjedonoszew ging zur Tat über. Die bei der Einverleibung der baltischen Provinzen (Livland und Estland 1710, Kurland 1795) verbürgten Rechte: Selbstverwaltung in Stadt und Land, Landesrechte und Fortbestand der deutschen Unterrichts- und Verwaltungssprache und der evangelischen Landeskirche wurden stückweise zertrümmert oder illusorisch gemacht. Die brutale Härte der Durchführung dieser Maßnahmen machte auch selbst den passiven Widerstand unmöglich. Hunderte von evangelischen Geistlichen wurden ihres Amtes entsetzt und mit Gefängnisstrafen belegt. 1887 wurde die Einführung der russischen Unterrichtssprache in allen baltischen Schulen angeordnet. Natürlich gingen die meisten ein; denn niemand hatte Lust, das Russifizierungswerk mit deutschem Gelde zu unterstützen. Das Ergebnis der nun ein Vierteljahrhundert dauernden russischen Kulturarbeit liegt heute vor. Durch den Rückgang der Zahl der Schulen — in Kurland 122, in Livland ca. 150 und in Estland 92 — ist das Analphabetentum von 2,7 auf 31,4 vom Hundert unter den Letten, Litauern und Esten gestiegen.

Und in der lettischen Revolution zeigten die Früchte der amtlichen Russifizierungspolitik sich zum ersten Male in der erschreckendsten Form. Nach dem gewaltigen Zusammenbruch des russischen Heeres und der Flotte in Ostasien mit seinen großen Opfern, hatte das amtliche Rußland die Zügel des Regiments nicht mehr in Händen, war machtlos gegenüber den Forderungen, die von allen Seiten erhoben wurden. Da halfen nicht mehr die „gutgemeinten Ukase Väterchens" über Gewissensfreiheit und Aufhebung des russischen Unterrichtszwanges in Schulen nichtrussischer Nationalitäten. Mit einer gewaltigen Wucht brach es los. Für den Westeuropäer schier unbegreiflich, daß diese politisch toten Volksmassen des russischen Riesenreiches selbständig zu „handeln" fähig wären. Das deutsche Baltikum hat dabei Unsägliches erduldet. Livland und Estland war ein weithin verödetes Trümmerfeld. Tausende erlitten einen qualvollen Tod unter den Streichen revolutionärer Banden, die überhaupt nicht wußten, was sie wollten. Wer jene Schreckenstage miterlebt hat, vergißt sie nimmer. Und wenn der Revolutionsbezwinger General Orlow auch mit starker Hand zugriff, um zu retten, was noch zu retten war — es blieb nur noch ein aus tausend Wunden blutendes Deutschtum mit einer zertretenen siebenhundertjährigen Kultur übrig.

Man mag den „baltischen Junkern und Magnaten" soviel Schuld an der lettischen Revolution beimessen, als es diesem oder jenem in seinen politischen Kram paßt, die Tatsache bleibt für ewige Zeiten bestehen, daß es das amtliche Rußland war, welches die einzelnen Nationalitäten gegeneinander aufhetzte, um so die Russifizierungspläne besser durchführen zu können.

Die Wunden, welche den baltischen Provinzen vor zehn Jahren geschlagen wurden, sind noch lange nicht geheilt; konnten auch nicht heilen, weil das Deutschtum dort vernichtet werden soll. Die Verrussung ist mit brutaler Härte weiter getrieben worden. Unter dem Erzreaktionär Stolypin ging man noch weiter als bisher. Dem deutschen Handel bereitete er alle möglichen Schwierigkeiten, und seine „rechte Hand" und späterer Nachfolger, Kokowzew, brachten es auch fertig, verschiedene Handelszweige schwer zu schädigen, den Flachsexport ganz zu unterbinden. Auch rüstete man schon seit einigen Jahren zu einem das Deutsche Reich schädigenden Zolltarif.

Nun kommt der härtere Schlag gegen das deutsche Baltikum. Die Vertreibung von Haus und Hof, von der seit Jahrhunderten angestammten Scholle. Den Grund hierzu darf man nicht etwa in der Gefahr suchen, die die Deutschen Rußlands zurzeit wären; man darf die verruchte Idee auch nicht ganz und gar auf das Konto der ohnmächtigen Wut der echtrussischen Machthaber setzen, die nun einmal alle ihre seit zwei Jahrzehnten in Szene gesetzten Pläne gegenüber Deutschland vereitelt sehen müssen, sondern muß vor allen Dingen sich klar machen, daß Rußland vollständig wirtschaftlich erschöpft ist und — Geld braucht. Warum soll es da nicht diese Radikalenteignung gegenüber den verhaßten Njemezkis vornehmen, wo noch die Gefahr eines Verlustes der baltischen Provinzen droht! Warum soll Rußland bei dem großen Reinemachen nicht noch einen Generalstreich ausführen? Darf man doch für das siegreiche Deutschland das deutsche Baltikum nicht so anziehend und verlockend lassen, wie es jetzt ist; sonst — würde der Appetit gereizt — die Grenze noch weiter nördlich hinausgeschoben werden. Die Deutschen sind doch immer unberechenbar! —

Jedenfalls können wir heute noch beruhigt darüber sein, daß ein so gewaltiger Enteignungsplan in einigen Wochen und Monaten sich nicht verwirklichen läßt. Abgesehen davon, daß in hervorragenden, einflußreichen Stellungen Deutschbalten sitzen, die nicht alle von der Sorte der „Hartwig" und anderer, des deutschen Namens unwürdiger Kreaturen sind, ihre Abstammung nicht verleugnen, ihre Volksgenossen nicht verraten, ihre Vettern nicht im Stiche lassen werden. Soll ein siebenhundertjähriges zähes Aushalten, soll das auf baltischer Erde vergossene deutsche Blut dadurch belohnt werden, daß es als Kulturdünger einer solch undankbaren Nation untergepflügt wird?



IV.

Dank der deutschen Kleinbürgerlichkeit und Eigenbrödelei, die immer nur von einer — vermeintlichen! — „Interessenpolitik“ geleitet worden ist, hat das deutsche Volk um seine Stammesgenossen im Auslande sich wenig gekümmert. Die wenigsten Deutschen wissen etwas von dem äußersten Vorposten deutschen Fleißes im Osten — dem Deutschtum an der Wolga, dieser größten deutschen Kolonie im russischen Reiche, die dort seit nunmehr 150 Jahren unter den ungünstigsten Verhältnissen eine Pflanzstätte deutscher Kultur, einen Ausgangspunkt deutscher Intelligenz bildet. Die Siedlungen an der Wolga verdanken ihr Entstehen einem Erlaß der staatsklugen Zarin Katharina II. vom Jahre 1763, die als geborene deutsche Fürstin aus dem anhaltinischen Hause — bekanntlich müssen nach einem ungeschriebenen Hausgesetz alle Zarinnen deutscher resp. germanischer Abstammung sein — (das wird aber jetzt auch aufhören!) die weiten öden Steppen an der Wolga mit deutschen Bauern und Handwerkern besiedelt haben wollte. Die Kolonisten sollten die halbwilden Volksstämme erziehen, und gleichzeitig sollten die Siedlungen ein Bollwerk gegen die Einfälle tatarischer Horden bilden.

In allen deutschen Gauen wurde die Werbetrommel gerührt, und Pfälzer, Schwaben, Hessen, Schlesier, Ostpreußen und Tiroler, etwa 25 000 an der Zahl, ließen sich von den verlockenden Versprechungen zarischer Agenten einfangen, einem ungewissen Schicksal entgegenzugehen. Der Siebenjährige Krieg mit seinen zerstörenden Folgen mag wohl auch dazu beigetragen haben, daß die Landesväter ihre Landeskinder so mir nichts dir nichts ziehen ließen. Lübeck war der Hauptsammelplatz der Ansiedler. Die meisten Auswanderungslustigen entstammen der Rheinpfalz und Württemberg. Von der alten Hansestadt wurden sie per Schiff teils über Petersburg, teils durch das Schwarze Meer nach der Wolga verfrachtet. Hier wurden die Kolonisten zu 40 bis 60 Familien — ihrem Glaubensbekenntnis und ihrer Herkunft nach getrennt — in selbständigen Gemeinden angesiedelt. Der angewiesene Grund und Boden blieb Gemeindeeigentum und wird heute noch alle 10 Jahre zur Bewirtschaftung unter die einzelnen Familien neu verteilt. Dieses Seelenlandsystem war ein Hemmschuh in dem Aufblühen der Kolonie. Die Bevölkerung hat sich mehr als verzwanzigfacht und beträgt heute rund 600 000 Seelen. Mit dem Wachstum der Bevölkerung mußten sich Unzuträglichkeiten einstellen. Das abgegrenzte Gemeindeeigentum ließ sich nicht erweitern, so mußte schließlich die Zeit kommen, wo der Bodenertrag für die wachsende Bevölkerung nicht mehr ausreichte. Tausende wurden deshalb gezwungen, wieder den Wanderstab in die Hand zu nehmen. So sind denn zahlreiche deutsche Kolonien im Kaukasus und besonders in Südrußland entstanden, wohin denn auch heute noch die überschüssige Blutzufuhr hingeleitet wird. Seit mehr als drei Jahrzehnten ist das Wachstum der Wolgasiedlungen zum Stillstand gekommen.

Die ganze Wolgakolonie teilt man in eine Berg- und eine Wiesenseite — getrennt durch die Wolga — ein. Auf der Bergseite wohnen in 15 katholischen und 50 evangelischen Dörfern und einer Mennonitengemeinde etwa 263 000 und auf der Wiesenseite in 94 evangelischen, 39 katholischen und 9 mennonitischen Gemeinden 328 000 Deutsche.

Die Hauptstadt ist Saratow mit 16 000 Einwohnern, einer schmucken evangelischen und katholischen Kirche und einem Mennonitenbethaus. Der Sitz des Gouverneurs und die Zentrale der ganzen Wolgasiedlungen gibt der Stadt eine besondere Bedeutung. Der deutsche Siedler muß mindestens einmal im Jahre „in der Stadt“ gewesen sein, mag die Reise auf holprigem Leiterwagen, auf unbeschreibbaren Wegen auch selbst zwei Wochen dauern und einige hundert Werst zurückzulegen sein. Hier verkauft er sein Getreide und seine sonstigen Erzeugnisse und tauscht dafür alles Notwendige zu seinen Lebens- und Wirtschaftsbedürfnissen ein. Und sein höchster Ehrgeiz ist, einmal in Saratow einen Getreidehandel anfangen oder eine der vielen Mühlen erstehen zu können. Freilich sind es sehr wenige, denen solche Hoffnungen in Erfüllung gehen.

Im großen und ganzen hat der deutsche Ansiedler dort ein saures Brot zu essen. Besonders die „Bergseiter“ haben mit dem sehr wenig ertragreichen Boden ein mühevolles Ringen um ihr Dasein, und sie schauen denn auch mit bäuerlichem Neid auf die „Wiesenseiter“, die ein verhältnismäßig freudvolleres Dasein haben. Hier bringt der fette Weizenboden einen guten Ertrag und macht die „Schwobe“ zu „Großmogeln“ (von Großmogul, d. h. überhebend, protzig), wie der Nachbar aus der Pfalz jenseits der Wolga ihm andichtet. Doch behauptet die Bergseite, daß die „Wiesenseiter“ trotzdem das Pulver nicht erfunden hätten, sehen es aber sehr gern, wenn der „Wieserseiter“ eine „Bergseiterin“ zur Ehegesponsin sich auswählt. Auf der Bergseite, wo auch Saratow liegt, gibt es immerhin Orte mit 14 000 (Norka), 12 000 (Frank), 10 500 (Balzer) und 11 000 (Grimm) Einwohnern; auf der Wiesenseite sind Marienthal (8000) und Katharinenstadt (11 000) die bedeutendsten. Die evangelischen Gemeinden haben ihre Ortsbenennung meist nach ihrem Gründer und erstmaligen „Ortsschulzen“ vollzogen („Dönhoff“ war die erste Gründung, benannt nach dem ostpreußischen Grafengeschlecht); während die Katholiken ihren Ansiedlungen meist Heiligennamen gaben.

Der deutsche Wolgasiedler ist seiner politischen Überzeugung nach streng konservativ, wie es sein Groß- und Urgroßvater auch waren. Zwar politisiert er wenig, und eine einzige Zeitung in Saratow genügt denn auch, um das Lesebedürfnis von mehr als 400 000 Erwachsenen zu befriedigen und sie mit den großen Weltbegebenheiten bekannt zu machen. Dazu kommen dann noch einige religiöse Wochenblättchen, die vornehmlich von den frommen Mennoniten stammen, jedoch bei Katholiken und Evangelischen ihren Leserkreis haben. Ich fand z. B. vor 10 Jahren noch ein evangelisches Gesangbuch aus dem Jahre 1810 in Gebrauch.

Das geringe Lesebedürfnis erklärt sich eben daraus, daß dem Wolgakolonisten keine Gelegenheit gegeben wurde, mit der fortschreitenden Weltenuhr mitzugehen, daß ihm die Anregungen von außen — von seiner Stammesheimat fehlten. Dazu kommt der schwierige Daseinskampf, der ihn zwingt, alle Zeit und Kräfte anzuspannen, aus dem wenig ertragreichen Boden eine karge Rente herauszuwirtschaften. So ist der Wolgadeutsche seit seiner Übersiedlung nach der Steppe derselbe geblieben; das Dorfleben bewegt sich in denselben Grenzen wie bei uns vor 150 Jahren. Das erklärt sich schon daraus, daß eine aus allen Gauen zusammengetrommelte, durch Glaubensbekenntnis, Landessitten, Gebräuche und Mundarten sich fremd gegenüberstehende Bevölkerung schon Jahrzehnte gebrauchte, um sich näher zu bringen. Dieses hat denn die auch hier einsetzende Verrussungspolitik fertig gebracht.

In den letzten zwei Jahrzehnten ist dieses Band noch fester geknüpft worden. Zahlreiche, mit großen Opfern ins Leben gerufene Privatschulen, der „Deutsche Verein in Saratow“ mit seinen mehr als hundert Zweigvereinen haben Wandel geschaffen und fördern deutsches Geistesleben, wecken das Interesse für ihre Stammesheimat und ihre eigene Geschichte. Die kurz vor Kriegsausbruch begangene 150jährige Jubelfeier des Bestehens der Wolgasiedlungen war ein sprechendes Zeugnis für den Fortschritt, der hier in dem letzten Jahrzehnt gemacht worden ist. Dazu kommt, daß man seit Jahren emsig daran arbeitet, das Seelenlandsystem abzuschaffen und einen zivilrechtlich gesicherten Bauernstand ins Leben zu rufen. Die Wolgadeutschen werden am meisten zu leiden haben, wenn der brutale Plan der gewaltsamen Enteignung durchgeführt wird, weil sie trotz 150jähriger Arbeit nichts erworben haben — Reichtümer nicht erwerben konnten. Und weil bei dem verzwickten Seelenlandsystem niemand weiß, wem der Grund und Boden rechtlich gehört, der geldheischende Staat am schnellsten hiermit fertig ist und am besten auf seine Rechnung kommt. Was wird das fernere Schicksal der Wolgadeutschen sein? Wohin wird sie russische Undankbarkeit, slawische Mißgunst und Faulheit verpflanzen, um germanisches Blut weiter als Kulturdünger zu gebrauchen? —

V.

Seit dem Kolonisationsukas der Kaiserin Katharina II. bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ist jahraus jahrein deutsches Menschenmaterial nach Rußland verpflanzt worden. Man kann sagen: die gesamten Grenzen des europäischen Rußlands sind mit einem Kranz deutscher Kolonien umgeben, aus denen heraus die umwohnenden Völkerschaften zu bodenständigen Kulturvölkern erzogen worden sind. Für Südrußland kommen in dem ersten und zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts besonders viele Elsässer in Frage, die durch die beiden Ansiedlungskommissare Ziegler und Schurter angeworben worden waren. Wir wissen auch, daß der damalige Zar Alexander I. es sich besonders angelegen sein ließ, deutsche Weinbauern anzusiedeln, und der Generalgouverneur von Neurußland, Richelieu, wurde von ihm beauftragt, diesen Siedlern besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Im Winter des Jahres 1904 sollen allein 5000 Deutsche in Odessa angelangt sein, so daß es dort große Not gegeben hat, die Ankömmlinge unterzubringen und zu verpflegen. Generalgouverneur Richelieu nahm daher Veranlassung, folgende Richtlinien für Ansiedlungen aufzustellen.

„Zur Übersiedlung nach Rußland dürfen fortan nur gute Landwirte und Leute zugelassen werden, welche es verstehen, Wein zu bauen, Maulbeerbäume und andere nützliche Pflanzen zu kultivieren und die auch in der Viehzucht erfahren sind.“ Ja, er verlangte sogar, daß Auswanderungslustige mindestens 300 Gulden in ihrem Besitz haben müßten und mit den besten Zeugnissen ausgestattet seien. Die Befreiung von Abgaben wurde auf 10 Jahre heruntergesetzt, und für das zweite Jahrzehnt mußte schon eine Landsteuer von 18 bis 20 Kopeken für jede Desjätine (eine Desjätine = zwei preußische Morgen) entrichtet werden. Jeder Ansiedler bekam 50 bis 65 Desjätinen Land zugewiesen, damit nicht wieder jene Mißstände herbeigeführt würden, die bei der Ansiedlung an der Wolga zutage getreten waren. Die Verhältnisse der deutschen Siedler in Südrußland sind denn auch bedeutend günstiger zu nennen als dort. Im ganzen wurden bis zum Jahre 1841 9067 deutsche Familien angesiedelt, die sich auf das Gouvernement Jekaterinoslaw, Taurin und Cherson verteilten. Sie bildeten einen besonderen, privilegierten Stand mit eigener Verwaltung. Jedes Dorf wählte sich einen Schulzen auf drei, zwei Beisitzer auf zwei und von je zehn Höfen einen Zehntmann auf zwei Jahre. Mehrere zusammenliegende Gemeinden wählten noch einen Oberschulzen, und zu jeder Dorfversammlung mußte der Kolonist erscheinen. Auch diese Sonderrechte sind allmählich aufgehoben worden; im Jahre 1870 wurde die russische Unterrichts- und Umgangssprache in Amt und Schule gesetzlich durchgeführt, das denn auch zur Folge hatte, daß die südrussischen Kolonien ziemlich verrußt sind. Die bedeutendste von allen Kolonien ist wohl die Handwerkerkolonie von Odessa, die es zu bedeutendem Wohlstand gebracht haben. Sie lassen ihren Kindern eine höhere Bildung geben, und die Zahl der deutschen Juristen, Ärzte und Kaufleute ist beständig gewachsen. Odessa selbst verdankt vieles von seinem Aufschwung deutschem Fleiß und deutscher Gründlichkeit.

Von Bedeutung sind sonst noch im Gouvernement Jekaterinoslaw die Kolonien Chortitz, Mariupol, Rybalsk und Josephstal; im Gouvernement Taurin: Molotschna, Neusatz, Zürichtal und Berdjansk; in Cherson: Liebental, Glückstal, Hoffnungstal und Alt-Danzig; in Bessarabien: Sarata.

VI.

Das Deutschtum in Russisch-Polen hat zum Teil eine Geschichte, die mit der preußisch-deutschen Geschichte eng verknüpft ist. Gebietsteile, die heute russisch sind, haben früher einmal zu Preußen gehört und umgekehrt. Besonders seit den letzten Polenaufständen hat das Deutschtum an Seelenzahl abgenommen; die Lodzer Industriegegend am meisten. Die westrussische Industrie ist ausschließlich das Werk deutschen Geistes und Fleißes. Gegenwärtig beträgt die Gesamtziffer der Deutschen in Polen etwa 415 000. Davon leben in Warschau

etwa 20 000, Kalisch 10 000, Slupca 12 000, Lodz 98 000, Petrikau 12 000, Lipno 17 000, Wolkowyszki im Gouvernement Suwalki 13 000 und Cholm im Gouvernement Lublin 18 000.

Die Deutschen haben die Kultur nach Polen gebracht. Das Leben und Treiben ist stark von deutschen Einflüssen durchsetzt. In Wolhynien leben ca. 200 000 Deutsche, die fast alle aus Russisch-Polen nach den Aufständen eingewandert sind und ganz verstreut wohnen. —

Hier und dort im europäischen und asiatischen Rußland leben noch kleine Häuflein Deutscher, die abgebröckelt von den geschlossenen Siedlungen ihres Volkstums sich doch stets erinnert haben. Allenthalben auf verantwortungsvollen Posten, als Leiter von Schulen und Krankenanstalten, als Direktoren von Fabriken und großzügigen kaufmännischen Unternehmungen, ist deutsche Intelligenz anzutreffen, die dem deutschen Namen Ehre machte. Jene echtrussische Art aber weiß mit alledem nichts Besseres anzufangen, als es mit dem russischen Kosakenstiefel in Grund und Boden zu stampfen.

A. Riebeling-Riga



Der Anzeigenmarkt im Kriege

Wie wenn ein Sturmwind über sie hingefahren wäre, so rein weggefegt schienen in den ersten Kriegswochen die Anzeigen aus den Zeitungen. Lähmend hatte der Kriegsschreck auf die Anzeigenden (Inserenten) gewirkt. Aber, wie sich unser Wirtschaftsleben im ganzen beruhigt hat, so ist auch das Anzeigengeschäft wieder allmählich auf die Beine gekommen. Nur drückt auch ihm der Krieg seinen Stempel auf.

Da sind, verzeichnet der „Vorwärts“, in erster Linie die Liebesgaben, die in vielen Gestalten angepriesen werden: Schlafsäcke, Pelze, Strümpfe, Unterkleider, Pulswärmer, Hustentropfen, Kaffeeextrakt, Waffeln, Schokolade, Zigarren und dergleichen mehr werden zum Kauf für die Soldaten angeboten. Ein anderer erbietet sich, „auch während der Kriegszeit ernstliche Käufer für Grundstücke jeder Art“ besorgen zu wollen.

Einen breiten Raum nehmen auch die Anzeigen für freiwillige und Zwangsversteigerungen ein, die auch zum großen Teil vom Kriege beeinflußt sind, und hinter denen sich oft ergreifende Familienschicksale verbergen: Sofas, Sessel, Tische, Betten, Kanarienvogel, Hund und so weiter, alles Dinge, denen ein Menschenherz nachtrauern kann, wenn sie als Strandgut beim wirtschaftlichen Schiffbruch verschleudert werden. „Hund billig zu verkaufen oder zu verschenken infolge des Krieges“, kann man oft lesen. So mancher muß sich trennen von seinem Tierchen, ohne daß er es töten möchte. Fütterung und Steuer können nicht mehr erschwungen werden.

Pferdehändler zeigen an, daß neue Transporte junger mittlerer oder schwererer Pferde angelangt seien; zurzeit ein begehrter Kaufartikel, da die kriegstüchtigen Pferde im Felde sind.

Die Damen- und Herrenmoden werden jetzt auch wieder auf halben und ganzen Seiten angeboten, allerdings bei weitem nicht in so reicher Fülle wie in Friedenszeiten. Die Mittelschichten und erwerbstätigen Stände müssen sich nach der Decke strecken. Die Kleider müssen, wenn irgend möglich, noch einen Winter durchhalten.

In übergroßem Angebot erscheinen die „möblierten“ Zimmer und Wohnungen. Hier hat der Krieg wirklich furchtbar gewirkt. In langen Reihen bieten die bedrängten Vermieterinnen ihre freistehenden Räume an — zu „Kriegspreisen“. Kein Wunder, die Ausländer fehlen fast ganz, und die „möblierten“ Herren sind in übergroßer Mehrzahl im Kriege. Es kommt noch hinzu, daß den gewerbsmäßigen Vermietern sich viele Außenseiter angeschlossen haben, indem Frauen oder Mütter von im Felde Stehenden ein oder mehrere Zimmer ebenfalls zu vermieten suchen. So liest man jetzt oft Anzeigen, in denen „herrschaftlich“ eingerichtete

Zimmer mit allem „Komfort", wie Zentralheizung, Warmwasserbad, elektrisch Licht, Nachtbeleuchtung, Telephon usw., für 25 bis 30 ℳ angeboten werden.

Auch die Hauswirte haben die Tugend der Bescheidenheit gelernt und zeigen „Wohnungen zu Kriegspreisen" an. Ein — wenigstens vorläufiger — Abschluß in der Mietesteigerung ist eingetreten; hier hat also der Krieg mal etwas Gutes bewirkt.

Der Krieg umfaßt alle Schichten des Anzeigenmarktes. Da geht z. B. den kleinen Leuten „ihr Lämpchen" aus: es fehlt an Petroleum, und schon erscheinen große Werbeanzeigen, die auf Gas und Elektrizität unter vorteilhaften Bedingungen hinweisen.

Winkelkonsulenten empfehlen ihre Dienste in allen „Kriegsfragen", und photographische Ateliers teilen mit, daß sie Photographien Gefallener lebenswahr vergrößern.

Hier suchen ostpreußische Flüchtlinge Unterkunft und dort ein ostpreußischer geflüchteter Landwirt Stellung, „am liebsten aufs Land".

Einzelne Regimenter wenden sich an Kriegsfreiwillige (ausgehobene Rekruten und mit Gefängnis Bestrafte ausgeschlossen).

Die Arbeiter, die Militärarbeiten herstellen können, haben wohl in ihrem Leben noch keine solche Hochkonjunktur erlebt wie jetzt. Sie sind gesucht und brauchen nicht mehr hangend und bangend auf dem Nachweis herumzusitzen oder von Tür zu Tür zu gehen.

Nicht minder gesucht sind „Kriegsdarlehen", und so mancher arme Teufel, der eine kleinere oder größere Summe braucht, wird seine letzten Hungergroschen an jene Hyänen opfern, die aus Menschenleid und Menschenunglück noch Gold münzen.

Wer Geschäfte kaufen will, kommt jetzt billig dazu. „...geschäft sofort zu verkaufen, Mann im Felde." Zahlreich erscheinen die Anzeigen, wo der Inhaber eingezogen ist, die Frau aber aus diesem oder jenem Grunde das Gewerbe nicht weiter ausüben kann. Zu Spottpreisen werden sie ausgeboten. Manche verkaufen auch, weil das Geschäft stilliegt und sie nichts „zum Zusetzen" haben.

Eine gute Zeit haben die Wahrsagerinnen. Die Sorge der Zurückgebliebenen um ihre lieben Angehörigen im Felde ist groß. Man möchte den Blick in die Zukunft bohren, möchte so gern wissen, ob der Mann, der Sohn, der Bruder oder sonstwer von der Kugel verschont bleibt. Der Wunsch ist begreiflich; um so unbegreiflicher aber ist es, wenn einfältige Herzen ihr Geld zu den Wahrsagerinnen tragen, die ihre „Kunst" in mehr oder weniger verhüllter Form anpreisen. Trotz aller Bekämpfung deuten sie immer wieder flott die Zukunft und verstehen es, in dieser oder jener Form sich in der bürgerlichen Presse auf dem Wege der Anzeige zu empfehlen. Wir warnen Neugierige!

Auch der Heiratsmarkt blüht wieder. Hier hat der Kriegsausbruch ebenfalls wie ein Nachtfrost gewirkt. Doch die Lähmung ist bald wieder gewichen, und so sucht bereits wieder der „seriöse" Herr die vermögende Dame, und die „distinguierte", aber leider arme Dame den „gutsituierten" Herrn.

Ein düsteres Gepräge verleihen dem Anzeigenteil die Todesanzeigen. Sie nehmen in Friedenszeiten den kleinsten Teil ein. Jetzt beherrschen sie das Feld. Ein Meer von Schmerz und Herzeleid offenbart sich, wieviel Menschenglück hat dieses unheilvolle Ereignis vernichtet! Tot, tot, tot! Reihe um Reihe. Der Sohn oder die Söhne, der Gatte, der Vater usw. Noch vor wenigen Monaten weilten sie unter uns in blühender Jugend und Gesundheit, jetzt deckt die fremde Erde ihre Glieder, und der schwarze Druck verkündet uns, daß sie nicht mehr sind.



Goethe über die Zukunft Deutschlands

Es sind nicht zuletzt die bekannten Äußerungen Goethes über Napoleon, die ihm in weiten Kreisen den Ruf verschafften, als habe er für die großen politischen Fragen und Forderungen seiner Zeit und namentlich für die Einheitsbestrebungen seines Volkes kein Herz gehabt. Gerade in unseren Tagen, wo uns Goethe, wie H. St. Chamberlain in seinen „Kriegsaufsätzen“ uns soeben noch warm zu Gemüte führt, so sehr viel sein kann, sollte jenes (mehr uns als Goethe abträgliche) Fehlurteil nicht länger durchs Land gehen dürfen. Man sollte nie vergessen, daß Goethe sich über die deutsche Grenze der Gegenwart und der Zukunft ja in aller Klarheit ausgesprochen hat. Es war im November 1813, da sagte er in einem Gespräch mit dem Geschichtsprofessor Luden in Jena: „Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein; diese Ideen sind in uns; sie sind ein Teil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunfr. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.“



Ausländische Kriegsberichterstatter in der Front

Ueber die Operationen der deutschen Truppen unterrichtet uns fortlaufend die Heeresleitung. Die Berichte, die sie fast täglich herausgibt, und die von soldatischer Knappheit sind, erfahren eine willkommene Ergänzung durch die Briefe der von den größeren deutschen Zeitungen zur Front gesandten Kriegsberichterstatter, sodann aber auch durch die Meldungen neutraler Blätter. Es ist nun auffallend, daß wir — und das gilt vor allen Dingen von den Vorgängen auf dem westlichen Kriegsschauplatz — über wirklich wesentliche

taktische Ereignisse durch das Ausland viel besser unterrichtet werden als durch unsere amtlich zugelassenen eigenen Kriegsberichterstatter. Wenn man deren Berichte liest, so wird man gewiß viel Interessantes, kluge Beobachtungen, feuilletonistisch wertvolle Schilderungen finden, aber irgend etwas tatsächlich Wertvolles, ein für das Verständnis der strategischen oder taktischen Vorgänge wichtiges Moment wird man vergebens suchen. Darin aber liegt einzig und allein der Wert des militärisch geschulten Berichterstatters, von dem wir keine feuilletonistischen Darbietungen, sondern militärische Kommentare erwarten. Die ausländischen Meldungen enthalten, wie sich jeder Zeitungsleser überzeugt haben wird, weit mehr Tatsächliches. Und das, obwohl die Berichterstatter dieser Auslandsblätter ohne amtliche deutsche Befugnis ihren Nachrichtendienst ausüben. Diese auffallende Erscheinung läßt sich nicht anders erklären als dadurch, daß die deutschen Berichterstatter, die sich willig den Anordnungen der Heeresleitung fügen, einfach nicht in die Front vorgelassen werden, während es den viel weniger von Skrupeln beschwerten ausländischen Berichterstattern dank der Höflichkeit und Duldsamkeit einzelner Kommandostellen gelingt, in Stellungen hineinzusehen, die allerhand für die Gesamtlage wichtige Schlüsselpunkte geben.

Wir fragen: Warum geschieht das? Warum ist man gegen fremdländische Berichterstatter zuvorkommender als gegen einheimische? Hat die deutsche Presse ein solches Mißtrauen der obersten Heeresleitung verdient? Oder meint man etwa, daß ausländische Berichte außerhalb Deutschlands mehr Glauben und Beachtung geschenkt wird als den im eigenen Lande entstandenen? Das wäre ja schließlich ein Standpunkt, der Berücksichtigung verdiente. Aber wo ist die Gewähr dafür, daß die „wilden" Berichterstatter des Auslands nun auch wirklich die Wahrheit berichten? Denn darauf kommt es doch wohl an. Man muß dem „Nieuwe Rotterdamsche Courant", der während der ersten Kriegswochen fast ausschließlich die Berichterstattung über den nordwestlichen Kriegsschauplatz in den Händen hatte, das Lob widerfahren lassen, daß er objektiv und gewissenhaft berichtet und durch seine Meldungen der Wahrheit den Weg bereitet hat. Das soll ihm nicht vergessen werden. Aber inzwischen haben auch andere holländische Blätter ihre Berichterstatter in die deutsche Front geschickt, und ein Teil dieser Herren versorgt seitdem den Zeitungsmarkt mit ganz offenkundig deutschfeindlichen Berichten, mit Berichten, die nicht nur eine schwere moralische Schädigung der deutschen Sache bezwecken, sondern nebenher auch — sagen wir einmal milde — Indiskretionen aller Art an stark interessierte Stellen weiterleiten.

In der „Deutschen Bergwerks-Zeitung" hat S. Stoffers einige ausländische Meldungen, die als Beleg für das eben Ausgeführte gelten, zusammengestellt. Es soll nur auf einige Beispiele aus der letzten Zeit zurückgegriffen werden: In der Times vom 20. Oktober ist ein anderthalb Spalten langer Bericht, datiert von Antwerpen, den 15. Oktober, enthalten, worin der Berichterstatter meldet, daß er nach der Einnahme von Antwerpen zwei Tage in dieser Stadt sich aufgehalten und daß er Gelegenheit gehabt hat, das, was daselbst vorging, eingehend zu beobachten. Wie er nach Antwerpen kam, schildert er, wie folgt:

„Ich verließ Breda in Holland mit dem Auto, und wir fanden den Weg nach Antwerpen klar für unsere Fahrt; denn nach Prüfung unserer Papiere beim Verlassen der holländischen Grenze wurden wir nicht mehr angehalten. Wir fuhren an vielen Gruppen von deutschen Soldaten, meistens Seesoldaten, vorbei und gelangten nach schneller Fahrt an den Kanal, der die Vorstadt Merrem von der inneren Stadt Antwerpen trennt. Die Brücke wurde von deutschen Truppen bewacht. Hier hatte ich wieder meine Papiere zu zeigen. Ich war über die Gültigkeit meiner eigenen Papiere sehr stark im Zweifel und für meinen Chauffeur und für das Auto selbst hatte ich nichts vorzuzeigen. Aber zu meinem Erstaunen wurde kein Einwand gegen meine Durchfahrt erhoben, und wir fuhren schnell in die Stadt ein."

Und auf diese wirklich erstaunliche Weise ist es der „Times" gelungen, aus unserer deutschen Stadt Antwerpen einen langen Bericht zu erhalten, und zweifellos ist es der englischen

Heeresverwaltung gelungen, von diesem und anderen uns feindlichen Berichterstattern auch noch höchst wertvolle und interessante andere Neuigkeiten über unser deutsches Besatzungsheer und über unsere Truppenbewegung zu erhalten. Wir fragen aber: Was wäre einem deutschen Journalisten passiert, wenn er mit derselben Frechheit in ein Kampfgebiet eingedrungen wäre, das von den Franzosen oder Engländern besetzt ist? Daß er eine Stunde nach seiner Ankunft als Spion erschossen worden wäre, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Es scheint, daß die deutschen Behörden sich letzthin endlich dazu aufgerafft haben, gegen diese Art von Berichterstattern, die sich zu Dutzenden in dem Winkel von Sluis über die belgische Grenze hinüber nach Gent, Brügge und Antwerpen aufhalten, strenger vorzugehen, denn man hörte von der Beschlagnahme einiger Automobile und von scharfer Kontrolle an den bekannten Übergängen. Trotzdem gelingt es den holländischen Blättern immer noch, Nachrichten ihrer Korrespondenten in Brügge, Gent und Antwerpen zu erhalten, die kein deutsches Blatt bringen könnte, und die unsere Sache im höchsten Maße schädigen. Die „Times“ vom 3. November bringt z. B. eine Depesche des Amsterdamer Blattes „Tijd“, datiert: Brügge, 30. Oktober, worin es heißt:

„Züge mit Kanonen und Soldaten kommen ununterbrochen in Brügge an und gehen weiter nach Dixmuiden oder Ostende. Hauptmann Sprenger, der Kommandant von Brügge, sagt, daß die ganze Gegend bald vom württembergischen Landsturm besetzt sein wird, und daß dann die Matrosen und Marinesoldaten, die noch in Brügge stehen, nach der Front abgehen. Der Herzog von Württemberg kommandiert die Truppen, die dort kämpfen. Es werden große Anstrengungen gemacht, um die letzten englischen Zivilisten aus Brügge und der Nachbarschaft von Ostende zu entfernen. Eine Proklamation stellt fest, daß Engländer, die über Freitag hinaus hier bleiben, sich der größten Gefahr aussetzen. Was ich in Ostende bemerkt habe, wird hier bekräftigt. Die deutschen Truppen beginnen unruhig zu werden und sie murren gegen die Offiziere wegen der nutzlosen Opfer an der Yser. Dies tritt besonders in die Erscheinung bei den Truppen, die von der Front zurückkommen und die die Ruhetage dazu benutzen, über den wahnsinnigen Kampf nachzudenken, an dem sie teilgenommen haben. Ich kann auch mit absoluter Sicherheit konstatieren, daß verschiedene Fälle von Fahnenflucht vorgekommen sind, obschon hier in der Gegend die schärfsten Vorbeugungsmaßregeln getroffen worden sind. Es ist den Soldaten verboten, eine Nacht in einem Privathause zuzubringen, da einige diese Gelegenheit benutzt haben, sich Zivilkleider zu verschaffen und auf diese Weise zu entkommen. Unter den Offizieren werden Selbstmorde bemerkbar. Drei schossen sich durch den Kopf im Hotel du Sablon hier, und ein Major hat sich ertränkt.“

Solche Gemeinheit, bemerkt Stoffers mit Recht, konnte also der Korrespondent der „Tijd“ noch vor wenigen Wochen aus Brügge seinem Blatte übermitteln, und die „Times“ hat sie begierig aufgegriffen, und noch in den letzten Tagen stehen in den holländischen Blättern die wichtigsten Mitteilungen über deutsche Truppenbewegungen, die niemals in der Presse, geschweige denn in der ausländischen Presse, erscheinen sollten.



Prophetisches vor hundert Jahren

Daß unsere Vorfahren den Blick auch in eine ferne Zukunft tauchten, daß ihnen die Lose ihrer Enkel nicht ganz verschleiert blieben, daran gemahnen uns Zeugnisse vor hundert Jahren, die von der „Deutschen Tageszeitung“ ins Licht der Gegenwart gerückt werden:

Wie eine Vorbereitung der Herzen und Seelen war es, als wir im vergangenen Jahre die Erinnerungsfeste an den Befreiungskrieg feierten, eine Vorbereitung für den neuen Be-

freiungskrieg von 1914. Aber die Jahrhunderterinnerungen sind mit dem Ende der Kämpfe, die damals zur Einnahme von Paris führten, noch nicht beendet. Wie uns die ganze Zeit von 1813 merkwürdig gemahnt an den Heldenmut und die Vaterlandsliebe unserer Gegenwart, so waren auch damals schon Stimmungen im deutschen Volk, Hoffnungen und Befürchtungen, die uns seltsam vertraut klingen. Freilich, Deutschland war noch schwach und uneinig, und die furchtbare Enttäuschung des Pariser Friedens konnte ihm aufgezwungen werden, weil nicht die stolze Einigkeit und Kraft von heute herrschte. Aber die Gedanken der Besten flogen ihrer Zeit voraus, ahnten mit Seherblick, was erreicht werden soll. Als damals Arndt mit der Forderung auftrat: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze", da verlangte er und mit ihm andere führende Geister, daß nun alles deutsch werden müsse, was früher deutsch gewesen sei. Soweit die deutsche Sprache reiche, so weit müsse auch die politische Grenze Deutschlands sich erstrecken. Vor allem müßte Elsaß-Lothringen zurückgegeben werden, dies war die Meinung des ganzen Volkes. Aber die Blicke der Patrioten schweiften noch weiter; sie wandten sich nach Belgien und Hollond, ja wagten sich über die Düna hinaus, nach den russischen Ostseeprovinzen, die ehedem unter deutscher Herrschaft gestanden. „Wo deutsche Familien aneinander wohnen und Stämme sich berühren, vom Elsaß bis Livland, von Bündten bis Schleswig," heißt es in den „Deutschen Blättern" von 1814, „verlangt die Sprache, die Sitte, der Geist des Volkes eine gemeinschaftliche bürgerliche Form. Innerhalb dieser Schranken herrscht eine Sprache und ein politischer Zweck." Und der heiße Wunsch nach Sicherheit gegen ringsum drohende andere Mächte, der Drang nach einer politischen Großmachtstellung ließ die Besten unseres Volkes nicht nur gegen das besiegte Frankreich, sondern auch gegen die eben noch verbündeten Staaten, England und Rußland, scharfe Worte finden. Die drei Feinde, die heute gegen uns stehen, hatte man schon damals in ihrem Wesen und in ihrer Gefährlichkeit erkannt. „Mit Bonaparte sterben die Franzosen noch nicht," schreibt Arndt, „mit seinem Übermut und Trotz ist der französische Übermut und Trotz noch nicht gebändigt, noch die unruhige Ehrsucht des gauklerischen Volkes eingeschläfert. Sie werden auch nach ihm sein, die sie immer gewesen sind, und von dem vor ihm und mit ihm Geraubten freiwillig auch nicht das Geringste herausgeben wollen. Bonaparte wird fallen; aber töricht ist die Meinung derer, welche glauben, daß die Franzosen nach seinem Falle ruhig werden, ja, daß sie, was sie nie waren, ein mäßiges und gerechtes Volk sein werden. Nein, sie werden bleiben, die sie sind." Und ebensowenig traute man England. Das schlaue Albion hatte nämlich sofort die günstige Gelegenheit benutzt, um das befreundete Deutschland mit seinen Waren zu überschwemmen, während es zugleich dem deutschen Handel den englischen Markt möglichst verschloß und die Einfuhr aller fremden Erzeugnisse mit den höchsten Zöllen belegte. Im „Rheinischen Merkur" wurde heftig geklagt über den Einfluß, den sich die Engländer jetzt in Deutschland zu sichern suchten. Am meisten aber befürchtete man von Rußland, so dankbar man auch dem Zaren war, daß von ihm der Kampf gegen den Unterdrücker ausgegangen. Eine erstaunliche Voraussicht beweist in dieser Hinsicht ein Aufsatz des „Rheinischen Merkur" von 1814: „Die milde Persönlichkeit Alexanders kann Deutschland keine Gewähr gegen die gewaltig anwachsende Macht Rußlands geben. Wehe uns! wenn dort einst ein anderer Herrscher zur Regierung kommt und unsere Enkel wieder einmal in der Philisterei überrascht. Die Macht Rußlands ist kein Luftgebilde einer irren Phantasie, sondern sie steht derb auf breiter Grundlage in der Wirklichkeit. Nach Formeln der politischen Rechnerei läßt sich ohne Mühe dartun, daß dieses Reich, seine jetzige Bevölkerung nur schwach zu 40 Millionen angenommen, bei dem stehenden Verhältnis seiner Ab- und Zunahme in Gestorbenen und Geborenen, nach 30 Jahren ohne weitere Eroberung 51300000 Einwohner zählen wird. Die Fortdauer der nämlichen Verhältnisse wird in 83 Jahren seine jetzige Bevölkerung verdoppeln, und bei den unermeßlichen Strecken fruchtbaren Bodens, die unbenutzt daliegen, bei der Schwäche der umgebenden Völkerschaften, bei dem ganzen Zustande Asiens kann niemand sagen, wo Natur, Krieg und Sittenverderb-

Schmerzhafte Mutter



Michelangelo

nis anfangen werden, diese Entwicklung zu stören. Und was kann es nicht noch in diesem Zeitraume durch Eroberung dazugewinnen? Alle Hauptvölker Europas, Italiener, Deutsche, Spanier, Franzosen haben die Universalmonarchie durchversucht, man kann es als eine historische Wahrheit sicher annehmen, daß die slawischen Völker jetzt an der Reihe sind. Auch wissen die Russen recht wohl, daß sie ein mächtiges Volk sind, und gefallen sich sehr in ihren Aussichten, am Ende dieses Jahrhunderts ganz Europa zu beherrschen." Es wird eine Äußerung des russischen Historikers Karamsin zitiert: „Rußlands Riesenkraft schreitet vorwärts, und dereinst wird nach Stambuls Fall ganz Europa vor ihr zittern", und als Beispiel lächerlichster Eitelkeit die Äußerung eines jungen Russen angeführt, er hoffe noch einmal Stadtkommandant in Dresden zu werden. In ihrer Prahlerei sind also die Russen vor hundert Jahren schon dieselben gewesen wie heute.

Ein weißer englischer Publizist

Es ist der englische Humorist Jerome K. Jerome. Ein Prediger in der Wüste, unternimmt er's in einem Londoner Blatt, seinen Landsleuten, insbesondere aber seinen Kollegen, die Wahrheit zu geigen:

„Die Geschichte der Völker ist nicht derartig, daß einer von uns seine pharisäischen Hände erheben und Gott danken kann, daß wir nicht sind wie andere. So zu tun, als ob das deutsche Volk nur aus Ungeheuern bestände, denen niemals vergeben werden darf, heißt die Sprache eines hysterischen Schulbuben sprechen. Viele Jahrhunderte hindurch war Frankreich unser Feind. Wenn viele unserer guten Journalisten doch nur Geschichte lesen wollten. Sie sollten sich einmal unsere Reden und Schriften und unsere Zeichnungen während der napoleonischen Kriege ansehen. Damals war Napoleon der Antichrist. Attila, der Hunne, war, mit ihm verglichen, ein edler Gentleman nach unserer damaligen Schätzung. Heute ist der tausendjährige Haß gegen Frankreich begraben, wir fechten mit ihm Seite an Seite. ‚Jacques' ist nicht mehr das ‚fröschefressende Ungeheuer', sondern unser tapferer Bruder ...

Wir sollten nicht auf die Ratschläge des Hasses hören. Alles Gute in England muß dagegen aufstehen. König Georg besucht die Verwundeten und hat Worte der Freundlichkeit und Güte nicht nur für die Engländer, sondern auch für die verletzten Hans und Fritz. Wir hoffen, daß auch unsere Rinnsteinjournalisten sich nicht so weit beschmutzen werden, den König eines ‚unenglischen' Benehmens zu beschuldigen. Ich meine, daß so manche unserer schimpfenden Journalisten das Wesen des englischen Charakters noch nicht erfaßt haben. Jede Nation hat eine Anzahl Verbrecher; aber sie hat auch, Gott sei Dank, eine Anzahl guter Samariter ...

Es gibt einen niedrigen und gemeinen Teil der englischen Presse, der bei dem bloßen Gedanken wütend ist, daß auch England sich solchem ritterlichen Gefühl hingeben könnte. Lord Selborne hat den Vorschlag gemacht, daß all die Geschichten von Greueln und Schreckenstaten, die den Deutschen in die Schuhe geschoben werden, dem offiziellen Gerichtshof eines neutralen Staates unterbreitet werden sollten, damit ihre Wahrheit oder Falschheit erwiesen würde. Die kürzlich mit allen Einzelheiten erzählte Schaudergeschichte von der Verstümmelung einer englischen Roten-Kreuz-Schwester hat sich als ein ‚handgreiflicher Spaß' herausgestellt. Das ist ein Spaß, der einen Schandfleck auf den englischen Namen zurückläßt. Gerade vor einem Jahrhundert haben wir mit Hilfe von Rußland und Deutschland Napoleon vernichtet. Welch ein Wahn, ein ganzes Volk zu verdammen!"

Es ist ein bemerkenswertes Zeugnis, daß ein ernst zu nehmender und namhafter englischer Schriftsteller die Macher und Beherrscher der englischen „öffentlichen Meinung" als „unsere Rinnsteinjournalisten" einschätzt. Er muß ja seine Leute kennen.



Können uns unsere Feinde aushungern?

In der Zeitschrift „Nord und Süd" erörtert der Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. P. D. Fischer diese Frage. Nachdem er vorausgeschickt, daß wir auf manche Zufuhr aus dem Auslande verzichten werden, führt er den Nachweis, daß für unsere Volksernährung aus eigenen Mitteln viel, sehr viel mehr geschehen könne, als man unmittelbar nach Ausbruch des Krieges anzunehmen geneigt war:

Ohne hier auf Einzelheiten einzugehen, möchte ich darauf hinweisen, daß ein nicht unwesentlicher Teil des Mankos an Brotstoffen durch rationellere Vermahlung des Getreides und durch sparsame Backmethoden eingebracht werden kann. Durch Beschränkung der Alkoholerzeugung können ferner nicht unerhebliche Mengen an Roggen und insbesondere an Kartoffeln für Nahrungszwecke freigemacht werden. Endlich kann unser Kartoffelreichtum — unsere Kartoffelernte beträgt mehr als die von Rußland und den Vereinigten Staaten zusammengenommen — durch Eintrocknung (in großem Umfang) als Viehfutter, in Ersatz russischer Futtergerste und anderer ausländischer Futterstoffe, verwendet werden. Die darauf gerichteten Arbeiten zur Herstellung von Trockenanstalten befinden sich in vollem Gange.

Freilich werden wir uns in mancher Hinsicht einrichten müssen. Ohne einige Einschränkung der in den letzten Jahrzehnten wesentlich gesteigerten Lebenshaltung wird es nicht abgehen. Wir sind mit einem Jahresdurchschnitt von mehr als 50 kg auf den Kopf zurzeit die größten Fleischesser, sogar höher als die Engländer. Größere Mäßigkeit im Fleischgenuß würde nach der Ansicht erfahrener Hygieniker nicht nur zulässig, sondern sogar nützlich für uns sein. Sie empfehlen ferner bei der Bereitung von Speisen, namentlich bei Tunken, weniger Fett und Butter zu vergeuden, und sie verlangen, daß unsere Hausfrauen sparsamer kochen lernen sollen. Es wäre verdienstlich, wenn dies Verlangen durch Herausgabe eines billigen, praktischen, für jedermann oder vielmehr für jede Köchin verständlichen Kriegskochbuchs unterstützt würde. Vielleicht unterzieht sich einer unserer hochverdienten Ernährungsphysiologen dieser wirtschaftlich wichtigen Aufgabe.

Außer ihr gibt es auf diesem Gebiet noch manche andere für die Sicherstellung unserer Volksernährung im Kriege. Zum Beispiel Ersatz für den Hering im Salze, von dem in Deutschland jährlich 1659262 Faß verzehrt werden, nahezu 4 kg auf den Kopf der Bevölkerung, über drei Viertel davon aus dem Ausland bezogen und ebenso wie das letzte, von deutschen Fischern aufgebrachte Viertel während des Krieges schwerlich zu beschaffen. Die Herstellung einer gleich billigen und bekömmlichen Zukost wäre der Aussetzung eines Preises wohl wert. Nicht außer acht zu lassen ist bei der Erörterung der Frage, ob unsere eigene Produktion zur Volksernährung hinreicht, die Tatsache, daß ein Teil unserer tüchtigsten Konsumenten sich zurzeit außerhalb des deutschen Bodens befindet. Ob und inwieweit dadurch der zu unserer Volksernährung erforderliche Bedarf vermindert wird, läßt sich schwer prüfen, da einerseits zuverlässige Ziffern über die Stärke der gegenwärtig in Frankreich, Belgien und auf russischem Gebiet tätigen deutschen Heere nicht zu Gebote stehen, anderseits auch selbst schätzungsweise kaum zu ermitteln sein wird, in welchem Umfange die Ernährung dieser Heere durch Einforderung feindlichen Materials bestritten wird. Immerhin läßt sich annehmen, daß die Aufgabe unserer Volksernährung während des Krieges durch seine Führung auch in Feindesland einigermaßen entlastet werden mag.

In Summa: Aushungern werden uns unsere Feinde nicht, selbst wenn uns jede Zufuhr von außen fehlen sollte. Aber sparsam müssen wir wirtschaften, auch schon deshalb, weil wir Hunderttausende von Gefangenen mit zu ernähren haben. Bei Erfüllung dieser Pflicht die Grenzen des schlechthin Notwendigen nicht zu überschreiten, ist für uns ein einfaches Gebot der Selbsterhaltung.

Wie lange der Krieg dauern wird, vermag niemand zu sagen. Es wäre leichtsinnig, wenn in Erwartung seines baldigen Endes irgend etwas versäumt würde, was uns zur Durchhaltung auf längere Zeit in den Stand setzt. Die Winterbestellung unserer Äcker muß unter allen Umständen mit gewohnter oder sogar mit verdoppelter Sorgfalt ausgeführt werden.



England, der „Beschützer“

Beschützung der kleineren und schwächeren Staaten“ — das ist nach der Guildhallrede des Premierministers Asquith ein Leitmotiv der britischen Politik von jeher gewesen und der einzige Anlaß, weshalb England am 4. August 1914 den Krieg an Deutschland erklärte. „Diese Ausdrucksweise ist die Welt gewohnt“, hat der Reichskanzler Bethmann-Hollweg darauf mit bissiger Nüchternheit erwidert und mit schneidender Ironie gefragt, wie es denn mit der angeblichen historischen Mission Englands zum Schutz der kleinen und schwachen Staaten bestellt war, als um die Jahrhundertwende die Burenstaaten „im Namen der Freiheit“ schnöde vergewaltigt wurden, als Ägypten der Türkei gestohlen wurde, als die Malaienstaaten einer nach dem andern mit List und Tücke und Gewalt, wie schon früher die indischen Herrscher, ihrer Selbständigkeit beraubt und zu britischen Untertanen gepreßt wurden.

Die Beispiele, die der Reichskanzler gewählt hat, sind ja mehr oder weniger in den weitesten Kreisen bekannt. Aber Herr v. Bethmann hätte noch gar manches andre Beispiel anführen können, das in sehr eigenartiger Weise Asquiths Ausspruch erläutert. An sich ist dies vielleicht gar nicht erforderlich, denn außerhalb Englands wird es wohl nicht gar zu viele Naive geben, die des Premierministers stolze Phrasen hörten, ohne mit einem Augurenlächeln darüber zu quittieren, das besagen sollte: „Ich kenne die Weise, ich kenne den Text.“

Trotzdem kann es nichts schaden, sich noch ein paar weitere, viel zu wenig bekannte historische Tatsachen ins Gedächtnis zurückzurufen, die zeigen, wie England die kleineren und schwächeren Staaten schützte und ihren Besitzstand ihnen „garantierte“, bis eines schönen Tages die höhere Staatsweisheit England zu seinem eignen höchsten Bedauern nötigte, seine Zusage zu brechen und die Unabhängigkeit des kleineren und schwächeren Staates anzutasten. Eine Broschüre, die ich soeben unter dem Verlag H. Paetel G. m. b. H. (Berlin-Wilmersdorf) unter dem Titel „Unser Vetter Tartuffe oder Wie England seine Kolonien erwarb“ habe erscheinen lassen, enthält zum Beweise dieser Behauptung historisches Material in geradezu schreckenerregender Fülle. Der folgende Auszug mag einen kleinen Begriff davon geben, wie England seine „Beschützer“-Mission auffaßte.

Holland ist ja wohl einer der Staaten, deren Interessen England gegen das böse Deutschland schützen zu müssen vorgibt. Nun, Holland war noch im 17. Jahrhundert eine Großmacht zur See und bis ins Ende des 18. Jahrhunderts eine koloniale Großmacht. Wenn es die ehemals führende Stellung verloren hat und heut nur noch zu den „kleineren und schwächeren Staaten“ gezählt werden kann, so hat es diesen Wandel der Dinge ausschließlich seinem großmütigen und uneigennützigen „Beschützer“ England zu danken. Es ist jetzt genau ein Vierteljahrtausend her, da suchte England, eifersüchtig auf die Blüte des holländischen Handels, die Großmacht Holland genau ebenso zu vernichten, wie gegenwärtig den wirtschaftlichen Konkurrenten Deutschland. Leider arbeitete es damals mit ungleich größerem Erfolg als gegenwärtig: Holland fiel, wenn auch keineswegs auf den ersten Schlag. Mit der vornehmlich gegen Holland gerichteten Navigationsakte Cromwells vom 9. Oktober 1651 fing Englands liebevolle Fürsorge für Holland an; in den nachfolgenden Seekriegen

wurde England zwar zumeist von Holland besiegt, dennoch wußte es die erste empfindliche Bresche in Hollands Weltstellung zu legen: 1664 nahmen englische Schiffe mitten im Frieden ohne Kriegserklärung die holländischen Besitzungen an der Guineaküste und in Nordamerika weg, darunter die Stadt Neu-Amsterdam, die von den Engländern in New York umgetauft wurde, und deren Abtretung sie nach Beendigung des zweiten Krieges gegen Holland (1665—1667) trotz ihrer recht gründlichen Niederlage im Frieden von Breda (1. Juli 1667) listig durchzusetzen wußten. — Noch ungleich schlimmer aber spielten die Briten den Holländern mit, nachdem diese wirklich im 18. Jahrhundert ein schwaches, des Schutzes bedürftiges Volk geworden waren, das nicht mehr in der Lage war, sich dem Feinde zur See furchtbar zu machen, wie in den Tagen, da Admiral de Ruyter in die Themse selbst einlief und der englischen Flotte furchtbar schwere Verluste vor den Toren Londons beibrachte (20. Juni 1667). Im Jahre 1780 erklärte England Holland den Krieg, von keinem andren Wunsch geleitet, als dem, die holländischen Kolonien an sich zu bringen. In Europa kam es in diesem „Kriege“ zu keiner einzigen Aktion zwischen beiden Mächten, außer zu der unentschiedenen Seeschlacht an der Doggerbank (5. August 1781), aber England besetzte in der Tat alle wertvollen Kolonien der Holländer mit Ausnahme des Kaplandes, dessen Wegnahme durch die französische Flotte vereitelt wurde. Für diesmal mißlang noch der britische Anschlag, denn infolge seiner Niederlage gegen die Nordamerikaner konnte England auch in den Friedensschlüssen mit Frankreich, Spanien und Holland keine wesentlichen Vorteile erringen und mußte daher im Pariser Frieden vom 20. Mai 1784 den Holländern ihren Kolonialbesitz zurückerstatten, bis auf die letzte größere Ansiedlung der Holländer in Vorderindien, Neringapatam, die England behielt.

Aber der tödliche Schlag auf Hollands Weltmachtstellung war nur aufgeschoben und erfolgte schließlich unter ganz besonders abscheulichen Begleitumständen. Als das revolutionäre Frankreich mit allen möglichen europäischen Staaten in Krieg geriet und erobernd über seine Grenzen blickte, suchte Holland, um gegen den unruhigen Nachbar Schutz zu finden, Anschluß an England. Aber das Bündnis kam ihm teuerer zu stehen als die voraufgegangenen Kriege. England nahm am Kriege gegen Frankreich in Europa kaum teil und bekämpfte den Feind nur in seinen Kolonien. Einen einzigen sehr verlustreichen Sieg zur See erfocht es bei Ouessant (1. Juni 1794), überließ aber im übrigen die Kriegführung völlig seinen Verbündeten. Im Winter 1794/95 wurde denn auch das schwach verteidigte Holland von Pichegru überrannt, die im Eise eingeschlossene holländische Flotte wurde weggenommen (25. Januar 1795) und das überwundene Holland von Frankreich als erobertes Land behandelt und mit schweren Abgaben und Gebietsabtretungen bestraft. Und ausgerechnet diesen Zeitpunkt nun, wo der schmählich im Stich gelassene „Bundesgenosse“ gänzlich wehrlos daniederlag, benutzte England nun, um seine Rolle als „Beschützer der kleineren und schwächeren Staaten“ in echt englischer Weise zu betätigen. Unter dem Vorwand nämlich, daß Holland nach der Besetzung und Besiegung durch die Franzosen feindliches Land geworden sei, wiederholte es den Raubzug von 1781—83 und besetzte alle holländischen Kolonien, diesmal aber einschließlich des Kaplandes, wobei die dort stehenden holländischen Miliztruppen durch das Angebot höherer Löhnung (!) zum Übertritt bewogen wurden, so daß Kapstadt am 16. September 1795 den Briten ohne Kampf in die Hände fiel. Als im Jahre 1814 die Wirren des napoleonischen Zeitalters ihr vorläufiges Ende fanden, wußten es die Briten so einzurichten, daß sie die besten holländischen Kolonien zum größten Teil behielten, darunter Ceylon und das Kapland. Die hinterindischen Inseln verpflichtete sich England, soweit sie den Holländern gehört hatten, zurückzugeben, aber vier Jahre später war das holländische Sumatra unter allerhand Vorwänden noch immer nicht geräumt. Wäre nicht Holland schließlich sehr energisch aufgetreten, so hätte es England damals mit Sumatra gemacht wie siebzig Jahre später mit Ägypten, dessen Räumung gleichfalls unzählig oft feierlich versprochen und dann unter leeren Ausflüchten bis zum St. Nimmerleinstag verschoben wurde.

In derselben Zeit, wo Holland die englische „Beschützung der kleineren und schwächeren Staaten“ so nachdrücklich verspürte, bekam sie auch Dänemark in noch viel empfindlicherer Weise zu kosten. Auf das bloße Vorgeben hin, daß Dänemark vielleicht der feindlichen Vereinigung beitreten könnte, erschien die englische Flotte vor Kopenhagen, bombardierte vom 2. bis 5. September 1807 die wehrlose Stadt, wobei 300 Häuser zerstört wurden und über 1000 Menschen umkamen; dann erzwang es die Auslieferung der dänischen Flotte und nahm den Dänen Helgoland und ihre Kolonien in Westindien fort — alles ohne den Krieg erklärt zu haben! Helgoland hat es später, nachdem der erst 1808 erklärte Krieg im Frieden von Kiel (14. Januar 1814) beendet war, behalten, die dänischen Inseln dagegen gab es zurück.

Die Behandlung Spaniens in der Zeit, da aus der ehemaligen Weltmacht ein des Schutzes bedürftiger „schwacher Staat“ geworden war, ist auch überaus lehrreich. Es sei hier nicht weiter darauf eingegangen. Erwähnung verdient aber ein Beispiel einer geradezu fabelhaften Vertragstreue, das England im 18. Jahrhunderte lieferte. Im Pariser Frieden von 1763 erlangte England das Recht, im spanischen Honduras Ansiedler unterzubringen, verpflichtete sich aber, nirgends „auf spanischer Erde“ Forts zu erbauen. Darauf brachten englische Schiffe gewaltige Mengen von Erde aus England nach Mittelamerika und ermöglichten dadurch den dortigen englischen Ansiedlern, unter peinlicher Beachtung der Vertragsbestimmungen ein Fort auf — — englischer Erde zu errichten!

Ein Vierteljahrhundert später genügte die häufigere Erörterung der Projekte des Suezkanals und des mittelamerikanischen Kanals in Nikaragua, um die britische Regierung zu veranlassen, mit aller Macht dahin zu streben, daß die Herrschaft über die kommenden Seewege unter allen Umständen von England ausgeübt werde. Zu diesem Zweck wünschte England eine territoriale Festsetzung am Ausgang des Roten Meers und am Ende des Nikaraguakanals. Man brach daher Konflikte mit dem Sultan von Aden und mit Nikaragua aus gleichgültigster Ursache vom Zaun und benutzte sie, um das gesteckte Ziel zu erreichen. Als der Sultan von Aden eine anmaßende und demütigende Forderung der Engländer nicht erfüllen wollte, überrumpelten die Briten, wieder ohne Kriegserklärung an den „kleineren und schwächeren Staat“, im Januar 1839 Aden und — sind bis heut nicht wieder herausgegangen! — Um aber an der San-Juan-Mündung Fuß zu fassen, dem in Aussicht genommenen Ende des Nikaraguakanals, übertraf die englische Falschheit alles, was sie bisher auf diesem Gebiet außerhalb Europas geleistet hatte. Eines schönen Tages wurde an das „kleinere und schwächere“ Nikaragua das Ansinnen gestellt, es solle das Gebiet der Moskito-Indianer, das sich von der Mündung des San Juan nordwärts erstreckte, als ein „unabhängiges Königreich“ anerkennen, weil diese Indianer mit England „befreundet“ seien. Da das fragliche Gebiet einwandfrei zu dem seit über 300 Jahren bestehenden spanischen Kolonialreich und seit 16 Jahren unbestritten zu dem selbständig gewordenen Nikaragua gehört hatte, ein Moskito-Königreich auch nie in der Geschichte bestanden hatte, lehnte Nikaragua natürlich die Forderung ab. Da erschienen am 19. August 1841 ohne Kriegserklärung englische Kriegsschiffe vor der Mündungsstadt am San Juan, San Juan del Norte, nahmen den Kommandanten des Hafenzollamts, Leutnant Quijano, gefangen, weil er sich weigerte, die Unabhängigkeit des mit England verbündeten (!) Königreichs der Moskitos anzuerkennen, und schleppten ihn fort. Nach diesem netten Vorspiel bestimmte England ganz nach seinem Gefallen die Grenzen des Moskitostaats und verlangte in aller Form den Verzicht auf dieses Gebiet von der nikaraguanischen Regierung und die Anerkennung des Strohmann-Staatsgebildes (15. Oktober 1847). Als Nikaragua nicht sogleich gehorchte und den Streitfall an ein Schiedsgericht verwiesen zu sehen wünschte, landeten im November 1847 englische Truppen in der „dem Moskito-König gehörenden“ Stadt San Juan del Norte, verjagten die Behörden und nahmen die nunmehr in Greytown umgetaufte Stadt „für den Moskitokönig“ in Besitz. Als Nikaragua die Unverschämtheit hatte, nach der Abfahrt der Kriegsschiffe „Greytown“ wieder zu besetzen, landeten die Engländer am

28. Februar 1848 aufs neue Truppen an der San-Juan-Mündung, eroberten die strittige Stadt — immer ohne Kriegserklärung! — abermals, schlugen ein Entsatzheer Nikaraguas in die Flucht und erzwangen am 7. März von Nikaragua die Aufgabe der San-Juan-Mündung. Die Engländer blieben nun in der „für die Moskitos" eroberten Stadt Greytown und würden zweifellos noch heut darin sein, wenn nicht die am Nikaraguakanal interessierten Vereinigten Staaten schließlich das Gaukelspiel durchschaut und keinen Zweifel darüber gelassen hätten, daß sie es zum Kriege kommen lassen würden, wenn nicht die Briten das Feld räumten. In jahrelangem Hin und Her verbat sich England anfangs jede Einmischung und wies in einer Note vom 2. Mai 1854 sogar das amerikanische Tabu der Monroe-Doktrin als eine „für europäische Nationen unverbindliche" Anmaßung zurück. Durch den Krimkrieg wurde es aber schließlich doch gezwungen, klein beizugeben, und da auch das Projekt des Nikaraguakanals wieder verschwand, hob es sein Protektorat über die Moskito-Indianer wieder auf (2. August 1860), die ihm nun wieder ganz gleichgültig geworden waren, und gab das strittige Gebiet des „Moskito-Königreichs" an Nikaragua zurück.

Ganz ähnlich hat ja noch in den letzten Jahren England sich für die Unabhängigkeit und Selbständigkeit eines Herrschers eingesetzt, der von selbst nie auf den Gedanken gekommen wäre, daß er etwas anderes als ein Vasall des türkischen Sultans sei, der es seit 40 Jahren widerspruchslos gewesen war, des „Sultans" von Kuweit. Das kleine arabische Sultanat von Kuweit, das sich zu Anfang der siebziger Jahre freiwillig der Türkei angeschlossen hatte, stach den Briten in die Augen, weil zu ihm der beste Hafen am Persischen Golf gehörte, auf den sie um so mehr Appetit bekamen, da er als Endhafen der Bagdadbahn in Aussicht genommen war. Daher erfuhr der Sultan von Kuweit eines Tages, er sei gar kein Vasall Konstantinopels, sondern ein selbständiger Fürst. Gleichzeitig bekam er Waffen und Geld zugesteckt, um seine Unabhängigkeit gegen die Türken zu verteidigen. Diese jedoch verstanden keinen Spaß, entsandten Truppen nach Kuweit und richteten 1906 ihre Herrschaft daselbst von neuem auf. Die Engländer aber erklärten trotzdem, Konstantinopel habe im Sultanat Kuweit nichts zu sagen, und entsandten im Sommer 1912, als die Türkei durch Kriegsnöte hinreichend in Anspruch genommen war, Kriegsschiffe nach Kuweit, landeten Truppen, begrüßten den überraschten Sultan als unabhängigen Herrscher und „Freund" Englands, zwangen im Frühjahr 1913 die „kleinere und schwächere" Türkei, als sie durch die Sorgen des Balkankriegs recht sehr in Anspruch genommen war, zum Verzicht ihrer Hoheitsrechte und — behandeln seitdem Kuweit als britische Besitzung. Zwar hat der „selbständige" Sultan sich bisher, soviel bekannt ist, noch nicht unter das britische Protektorat gestellt, aber diese kleine Unterlassung kann man bei einem so unzivilisierten Herrscher natürlich nicht so genau nehmen, man sieht daher freundlichst über sein Versehen hinweg, dessen sich ja der Moskitokönig auch schuldig gemacht hatte, und hat inzwischen das „selbständige" Sultanat Kuweit unter britischen „Schutz" gestellt, gleichviel ob es dieses Schutzes bedarf oder nicht.

Was die Türkei von England zu erwarten hat, hat nicht nur die Kuweit-Affäre gezeigt. Die Tatsache, daß die britische Regierung ihrem Konsul in Bagdad den Titel „resident" verliehen hat, den sonst nur die Gouverneure britischer Kolonien führen, zeigt, daß Mesopotamien halb-offiziell schon als englisches Territorium betrachtet wurde, nach Art von Ägypten, das die Engländer 1882 besetzten, nachdem sie sich einen Vorwand zur Einmischung verschafft hatten, die sie selbst absichtlich durch das ebenso feige wie grundlose Bombardement von Alexandrien (11. Juli 1882) hervorgerufen hatten. — Auf demselben Blatt, wie der „resident" von Bagdad, steht die halbamtliche Hineinrechnung der holländischen Inseln Sumatra, Java, Celebes usw. in den Begriff „British-Malakka"!

Besonders reizend ist es weiterhin, in diesem Zusammenhang zu betrachten, wie vor nunmehr 30 Jahren die englische Regierung das „kleinere und schwächere" Belgien behandelte, für dessen Neutralität sie angeblich diesmal den Krieg gegen Deutschland begonnen hat. Der

Belgierkönig Leopold ging damit um, sich seinen Kongostaat zu schaffen, der heut belgische Kolonie ist. England sah, wie üblich, scheel darein und mißgönnte dem Belgier den Erwerb. Da man den Erwerb des Kongobeckens selbst in seiner Gültigkeit nicht wohl anzweifeln konnte, wollte man den Besitz wenigstens entwerten, indem man dem Lande den Zugang ans Meer unterband. Daher schob England wieder einen Strohmann vor, dem angeblich die Kongomündung von alters her gehörte, und garantierte seinem gehorsamen Vasallen Portugal, daß seine Kolonie Angola sich nordwärts bis etwa zum 5. Grad erstrecken und die ganze Kongomündung mit umfassen solle. Zweifellos hätte es auch eine Respektierung der am 26. Februar 1884 mit Portugal getroffenen Abmachung auf Kosten des Belgierkönigs durchgesetzt, wenn nicht — Deutschland, dasselbe Deutschland, gegen das nun England Belgiens Rechte schützen zu müssen erklärt, am 8. November 1884 die Erwerbung König Leopolds als zu Recht bestehend anerkannt und dieser Bismarckschen Auffassung in der nachfolgenden Berliner Kongokonferenz allgemeine Gültigkeit, entgegen den britischen Treibereien, verschafft hätte!

Noch gar vielerlei andre Beispiele ließen sich anführen, in wie angenehmer Weise England seine Rolle als „Beschützer der kleineren und schwächeren Staaten" aufzufassen pflegte, sobald es bei dem Beschützen nicht selber ein gutes Geschäft machen konnte. Die mitgeteilten besonders bezeichnenden geschichtlichen Tatsachen dürften die phrasenselige Heuchelei bereits genügend gelüftet haben. Immerhin ist es nicht uninteressant, daran zu erinnern, wie dereinst auch Preußen, solange es noch „klein und schwach" war, von England als Schuhputzer behandelt wurde. Wie war es doch im Siebenjährigen Krieg, als England die fest versprochene Zahlung von Subsidiengeldern an Friedrich den Großen eines Tages einstellte und dadurch fast den Verlust des preußischen Krieges verschuldet hätte? Wie war es ferner, als England damals, trotz seines Versprechens, nur mit Preußen gemeinsam Frieden mit Frankreich zu schließen (man denke an die ähnliche Abmachung vom 6. September 1914!), schließlich doch einen Sonderfrieden schloß und Preußen schmählich im Stich ließ? Man denke daran, wie Preußen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an seiner Auseinandersetzung mit Dänemark wegen Schleswig-Holsteins immer aufs neue behindert wurde, oder gar an das zynisch-freche Wort des englischen Premiers, er werde Schiffe, die eine deutsche Flagge schwarz-rot-gold führten, als Seeräuberschiffe behandeln lassen.

Mit der gewaltsamen Absetzung der ägyptischen Regierung am 24. September 1914 und ihrer erzwungenen Ersetzung durch die britische Militärgewalt hat England noch zuletzt gezeigt, was die „kleineren und schwächeren Staaten" von Englands „Schutz" ihrer Interessen in Wahrheit zu erwarten haben, wenn sie sich einmal einfallen lassen, nicht nach der Pfeife von Downing Street zu tanzen! Die Türkei und der ganze Islam werden jetzt, soweit es an ihnen liegt, die rechte Antwort erteilen! Dr. Richard Hennig



Zurück zu Gott!

Der französische Schöngeist Lavredan, ein Mann, der früher jede religiöse Regung mit der Lauge seines frevlen Spottes übergossen hat, bekennt sich heute öffentlich zu dem Glauben an den allmächtigen Gott. Und die radikalen Blätter Frankreichs drucken dieses Bekenntnis ohne jede Bemerkung ab. Zeichen und Wunder! — Das Bekenntnis lautet:

„Ich lachte des Glaubens und hielt mich für — weise. Da ward ich dieses Lachens nicht mehr froh, denn ich sah Frankreich bluten und weinen. Ich stund an den Weg und sah die Soldaten. Sie gingen fröhlich hinaus in den Tod. Ich fragte: ‚Was stimmte euch so ruhig?' Und sie begannen zu beten: ‚Ich glaube an Gott!'

Ich zählte die Opfer unseres Volkes und sah, wie die Leute betend sie auf sich nahmen. Da ward mir, es sei doch etwas Trostvolles, ein ewiges Vaterland zu kennen, das in Liebe leuchtet, wenn das irdische in Haß erglüht. Aber diese Kenntnis ist Wissenschaft, Wissenschaft der Kinder. Und ich bin kein Kind mehr. Das ist meine Armut, und sie macht mich frieren. Verzweifeln muß eine Nation, die Frankreichs Schmerz fühlt, verzweifeln, wenn sie nicht glaubt, daß der Schmerz der Erde Wonne des Himmels wird. Hoffen, wo alles sinkt, wer kann's ohne Glauben? Ist die tägliche Arbeit nicht Qual, ist alles Gute nicht Unsinn, wenn man nicht glaubt?

Ich stehe an Frankreichs blutigen Strömen, ich sehe die heiligen Wasser der Tränen. Ich verzweifle. Aber das alte Weib aus der Bretagne, deren Söhne verblutet sind, deren Augen sich blind weinten, es betet sein ‚Ave Maria' vor der schwertdurchstochenen Madonna und lächelt, lächelt ergeben. Wie schäme ich mich vor diesem Weibe!

Wie furchtbar und brennend sind die Wunden meines Volkes, in die nicht ein Tropfen vom Blute jenes Wunderbaren fließt als heilender Balsam, jenes Wunderbaren, ach, ich darf ihn nicht nennen, er war so gut und ich so bös. Was würde aus Frankreich, wenn seine Kinder nicht glaubten, seine Frauen nicht beteten! Die Artillerie des Gottvertrauens wird siegen in diesem Kriege. Frankreichs Vergangenheit ist groß. Ein Frankreich war es, das glaubte, Frankreichs Gegenwart ist Drangsal. Ein Frankreich fühlt es, das nicht mehr glauben konnte. Wird seine Zukunft besser werden? An Gottes Hand, nur an Gottes Hand!

O, ein Volk von Toten deckt das Feld. Wie schwer ist's, auf diesem Nationalfriedhof noch Atheist zu sein! Ich kann es nicht, ich kann es nicht. Ich habe mich betrogen und euch, die ihr meine Bücher gelesen und meine Lieder gesungen. Es war ein Irrwahn, ein Taumel, ein wüster Traum. Ich sehe den Tod und rufe dem Leben. Die Hände mit den Waffen schaffen den Tod. Die gefalteten Hände wirken das Leben.

Frankreich, Frankreich, kehre wieder zum Glauben deiner schönsten Tage! Gottverlassen heißt verloren sein. Ich weiß nicht, ob ich morgen noch lebe. Aber ich muß es meinen Freunden sagen: Lavredan wagt nicht, als Atheist zu sterben. Nicht die Hölle macht mir bang, aber der Gedanke drückt, es lebt ein Gott und du stehst ihm ferne. Hoch juble meine Seele, da ich die Stunde erfahren durfte, wo ich kniend sagen kann: ‚Ich glaube, ich glaube an Gott, ich glaube, ich glaube!' Das Wort ist der Menschheit Morgenlied. Wer es nicht kennt, für den wird's Nacht!"



Am Weihnachtsbüchertisch 1914

Sonst drohte er unter der Last zu brechen, und ratlos stand der Berichterstatter vor den immer neu sich auftürmenden Bücherstößen, bei denen jeder folgende Tag zwiefach ersetzte, was man am vorangehenden abgearbeitet hatte. In diesem Jahre kommen nur zögernd einzelne Bücher und werben halb verlegen um Aufnahme.

Der Kriegsausbruch fiel gerade in die Zeit, in der für das Weihnachtsgeschäft die entscheidenden Vorbereitungen getroffen werden, und so war es natürlich, daß alles abgebrochen oder doch zurückgehalten wurde. Danach warf sich der auch jetzt nicht erloschene Unternehmergeist unserer Verlagsbuchhändler auf zeitgemäße Veröffentlichungen, denen natürlich zunächst etwas Journalistisches anhaftet, jedenfalls haben sie nichts Weihnachtsfestliches. Aber immerhin, die Zeit, in der man nichts anderes lesen konnte, als die Zeitung, weil sie einem doch etwas zum bebenden Miterleben der großen Stunde verhalf, ist vorbei. Man könnte jetzt wohl eher von einem gewissen Zeitungsverdruß sprechen. So gespannt wir immer noch auf das neueste Telegramm warten, wir wissen jetzt alle, daß die sich vollziehenden Ereignisse so groß

und schwer sind, daß sie Zeit brauchen, und wir fühlen: über das leere Harren und die innere Erregtheit vermag uns jetzt nicht das Lesen von Artikeln hinwegzuhelfen, die ja aus eben den gleichen Stimmungen heraus geboren sind. Andererseits fehlt ganz die Spannung auf das literarisch Neue. Psychologische Probleme, die uns sonst reizten, erscheinen uns in dieser Stunde gleichgültig; noch weniger sind wir gewillt, artistische Kunststücke zu bewundern oder doch mit Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Die Frage: Was sollen wir lesen? tönt einem von allen Seiten entgegen. — Die Antwort ist leicht, kann aber nur ganz allgemein gegeben werden. Die jetzige Zeit ist geradezu ein Prüfstein für das, was man überhaupt lesen sollte. Die künstlerische und wissenschaftliche Literatur der Welt ist so unendlich reich, daß ein Menschenleben kaum ausreicht, das dauernd Wertvolle aus ihr kennen zu lernen. Unter gewöhnlichen Verhältnissen verbrauchen wir den größten Teil unserer Lesezeit, um das kennen zu lernen, was irgendwelche Strömungen des Tages für einen Augenblick emportragen. Ein Jahr später ist das meiste von dem, was jetzt die Krone der Welle bildete, schon wieder in der Tiefe versunken. Am Ende war es gar nur Schaum.

Die große Kunst, das wirklich Echte, hält auch in dieser Zeit stand, und ich glaube, gerade von manchen der stilleren Meister, wie Raabe, Jean Paul, wird man jetzt zuallererst eine Befriedung des erregten Gemüts erhalten können. Freilich bin ich nun der Meinung, daß wir in dieser starken Zeit, die uns alle braucht, kein Recht zur Flucht haben. Nur die Erholung dürfen wir uns wohl gönnen, so wie ja auch draußen im Felde die überangestrengten Truppen für einige Tage zurückgenommen werden, um sich aufs neue für den Kampf zu stärken. So meine ich, es wäre jetzt die Zeit gekommen, in der die weitesten Kreise der Gebildeten ein schlimmes Versäumnis in ihrer Lektüre gutmachen sollten. Vor allem denke ich da an die Frauen. Ich bin doch der festen Überzeugung, daß jene Schwäche des Deutschbewußtseins, die sich so vielfach im alltäglichen Leben äußert und uns immer wieder in eine recht schmähliche Gefolgschaft der Fremde führt, auf einer zu geringen Kenntnis der vaterländischen Geschichte beruht. Gerade jetzt aber wird man im Studium unserer so reichen geschichtswissenschaftlichen Literatur und den Lebensbeschreibungen großer Männer und auch in den Erinnerungsbüchern die wirksamste Unterstützung für das gegenwärtige Leben finden. Möchte sich recht manche Hausbücherei an diesem Weihnachtsfeste um solche Geschichtswerke bereichern. —

Es ist ihr, aber auch unser Glück, daß die Kinder sich durch keinen Druck, der von außen kommt, ihre Lebenslustigkeit verkümmern lassen. Ihnen wird auch in diesem Jahre der Weihnachtstisch gedeckt sein, und für sie braucht auch das neue Buch nicht darauf zu fehlen. Der Verlag Joseph Scholz in Mainz, der sich auf diesem Gebiete seit Jahren in der vordersten Linie behauptet, wartet auch heuer mit einer ganzen Reihe geeigneter Festgeschenke auf. Da sind für die ganz Kleinen die unzerreißbaren Bilderbücher. Wer wird sich mit dem immer frohgelaunten, an Einfällen so reichen Arpad Schmidhammer nicht gern auf die „Lustige Fahrt" begeben? Oder sich von ihm zu lieben alten Kinderreimen neue Bilder zeigen lassen, die sicher imstande sind, auf den betrübten kleinen Kerl die Zauberwirkung des alten Heilspruches „Heile heile Segen" auszuüben? — „Kunterbunt", wie die Welt, ist das von Eugen Oßwald gezeichnete Buch, zu dem Gustav Falke, der auf diesem Gebiet ja schon oft Bewährte, die Reime gedichtet hat. Ins schwierige Geheimnis der Uhr führt ein mit Reimen und Bildern, die ersteren von Adolf Holst (nicht nur den Kindern, auch den Erwachsenen ein lieber Bekannter), die Bilder von L. Ellström, geschaffenes Buch „Tick-Tack", und zu den vielen Abc-Büchern fügt Friedrich Petersen mit Adolf Holst ein neues. — Die Bilder sind durchweg kräftig in der Farbe und deutlich und fest in der Zeichnung. Daß im Abc-Bilderbuch jeweils eine Seite nur gezeichnet ist, gibt den Kindern die stets erwünschte Gelegenheit, in malerischen Wettbewerb mit dem Herausgeber zu treten. (Dieses letztere Büchlein kostet nur 50 ₰, die anderen 2—3 ℳ.)

Wer weiß, wie zugänglich die Kinder für Humor sind, und wie gut es fürs ganze Leben tut, wenn diese Anlage möglichst gehegt und gepflegt wird, wird sich herzlich freuen, daß auch „Eulenspiegels lustige Streiche“, natürlich in einer geeigneten Auswahl, in die billigen Volksbilderbücher zu 50 ₰ aufgenommen worden sind. Franz Wacits Bilder verbinden mit echter Lustigkeit einen romantischen Sinn. — Eugen Oßwald vermehrt die Reihe seiner beliebten Tierbilderbücher um die „Familie Mutz“, in der er die Drolligkeit des Bären weidlich ausnutzt. J. Seidel steht ihm dabei mit gut klingenden Versen zur Seite. (1 ℳ.) — Die Reihe der seit Jahren mit einmütigem Beifalle begrüßten Märchenbücher, deren jedes außer Textbildern acht große farbige Bilder nach Originalen unserer besten Künstler bringt, ist um den fünfzehnten Band vermehrt worden, in dem Arpad Schmidhammer fröhlich und kräftig das lustige Grimm-Märchen „Tischlein deck dich“ auch den Erwachsenen wieder in schmunzelnde Erinnerung zurückruft.

In diesem Jahre wird man nun besonders das von Wilhelm Kotzde herausgegebene vaterländische Bilderwerk für Weihnachten in Anspruch nehmen, das zwei Jahrtausende deutscher Geschichte in Wort und Bild vorführt. Die äußere Ausstattung ist dieselbe, wie bei den Märchenbüchern. Ein kräftiger, mit farbigem Bilde geschmückter Pappdeckeleinband schützt die in großem Breitformat gehaltenen Bücher, die neben Textbildern je acht große Farbendrucke enthalten, so daß der Preis von 1 ℳ für den Band wirklich sehr niedrig bemessen ist. Es sind in diesem Jahre drei neue Bände hinzugekommen, die unter dem Titel „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“, „Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm“ und „Der Einheit Bund getauft in Heldenblut“ das Kriegsjahr 1870/71 an uns vorüberziehen lassen. Angelo Janks Schlachtenbilder sind voll kräftigen Lebens, Kotzdes Begleittext schwungvoll, dabei doch sachlich.

Auch die beiden Bücherreihen „Mainzer Volks- und Jugendbücher“ und „Scholz' Jung-Mädchenbücher“ sind fortgesetzt worden, und es trifft sich merkwürdig, daß es auf beiden Seiten Werke mit kriegerischem Hintergrunde sind. „Das Lagerkind“ von Charlotte Niese zeigt die seltsamen und wechselvollen Schicksale eines beim Brand des väterlichen Schlosses geraubten adligen Mädchens vor dem von Blut und Feuer glühenden Hintergrunde des Dreißigjährigen Krieges. Wilhelm Kotzdes „Der von Bismarck“ führt noch weiter in die Vergangenheit zurück und zeigt einen der ältesten Träger dieses uns so teuren Namens aus der Übergangszeit zwischen den Askaniern und Hohenzollern in der Mark. — Besonders willkommen aber heißen wir die beiden in sich zwar selbständigen, aber doch ein organisches Ganzes bildenden Bände von Wilhelm Arminius: „Der Kraftsucher“ und „Der Kraftfinder“ Die Bände umfassen die Zeit von 1806—1813, und der Verfasser hat es verstanden, die Entwicklungsgeschichte seines jungen Helden zu einer Widerspiegelung der Geschicke seines Vaterlandes zu machen. Dabei treten uns die großen Männer jener Zeit, besonders auch Jahn und Friesen, greifbar nahe. Die geschichtlichen Geschehnisse sind treu geschildert, ohne Hurra, aber voll innerer Begeisterung.

Das sind prächtige Jugendbücher, die auch der Erwachsene gern mitlesen wird, und diese Art, die Jugend in die heimatliche Geschichte einzuführen, scheint mir hohen Lobes wert. Jeder der gediegen ausgestatteten und mit guten Textbildern geschmückten Bände kostet 3 ℳ.

Nun noch einige Bilderwerke, die als Familienbesitz zum gemeinsamen Betrachten geeignet sind. Wir hegen die feste Zuversicht, daß die Stärkung der deutschen Empfindungsweise, die dieser Krieg uns allen dauernd bringen muß, auch unserem Verhältnis zur eigentlich deutschen Kunst zugute kommen muß. So arm, schwach und dumm werden wir ja niemals sein, daß wir große Kunst des Auslandes fernhalten, weil sie ausländisch ist. Aber ein strengeres Sichten des vom Ausland zu Übernehmenden, eine stolzere Zuversicht auf das Eigengewächs und ein innigeres Bemühen um seinen Besitz sind uns dringend not. So sei auch hier auf einige neue Werke grunddeutscher Art hingewiesen, die sich in besonderem Maße auch zu Weihnachtsgaben eignen.

Wäre unser Verhältnis zur deutschen Kunst schon so, wie es sich für ein Kulturvolk geziemt, so müßte eine vollständige Sammlung faksimiletreuer Wiedergaben der „Kupferstiche Albrecht Dürers“ lauten Jubel auslösen, zumal wenn der stattliche Band für 36 M geboten wird, wie es der Holbein-Verlag in München zustande gebracht hat. Nach den tadellosen Frühdrucken des Berliner Kupferstichkabinetts sind diese natürlich auch in der Größe dem Original treu angepaßten Wiedergaben in dem neuen Kupferschnelldruckverfahren hergestellt, das alle Feinheiten der Tiefdruckwirkung hergibt, die auch das teure Lichtdruckverfahren schuldig blieb, und doch erschwingliche Preise ermöglicht.

Diese 102 Kupferstiche Dürers sind das Innerlichste seiner Kunst. Jaro Springer hat dem Bande eine wertvolle Studie beigegeben, die vor allem für die Zeitfolge der Stiche viel Neues bringt. Die Abweichungen von der üblichen Anordnung Bartschs werden meist überzeugend begründet.

Von der Kunst Dürers in gutem Sinne befruchtet war der vor etlichen Jahren verstorbene Georg Barlösius, von dem der gleiche Holbein-Verlag jetzt eine Prachtausgabe der „Meistersinger von Nürnberg“ Richard Wagners vorlegt (12 M). Das Werk ist mit großer Liebe geschaffen. Ein feines Gefühl für das Wesen der Buchseite befähigt Barlösius, auch die Voll- und Teilbilder ins Ganze hineinzubringen, Schrift, Initialen, Rahmenleisten — alles ist aus einem Guß und dem Wesen der Dichtung innig verschmolzen.

Nun möchte ich denen ein Mittel weisen, die so gar nicht aus den schweren Gedanken dieser Stunden herausfinden können und darum in innerer Unruhe sich verzehren. Es ist ein Buch von Hermann Uhde-Bernays: „Karl Spitzweg. Des Meisters Leben und Werk“ (München, Delphin-Verlag). „Es gibt wirklich, was wir auch zum Vergleiche herbeiziehen, in der ganzen Geschichte der bildenden Kunst nur diesen einen Künstler, diesen einzigen Karl Spitzweg, der glückliche Selbstzufriedenheit und Selbstvergessenheit, welche beiden Eigenschaften des echten Humors echte Gevatter sind, ganz restlos zur Darstellung hat bringen können, daß nach Menschenaltern das Ewig Lebendige, das Ewig-Jugendlich-Heitere ebenso kraftvoll und wirksam wie einst zu bestehen vermag.“

Der Verfasser hat nicht nur in beredtem Wort die keineswegs so einfache Persönlichkeit des Künstlers als Grundlage seines auch vielerlei Ausblicke in künstlerische Probleme eröffnenden Weges geschildert, sondern sein Buch auch zu einer Schatzkammer dieser Kunst gestaltet. Zu 8 Gravüren und 4 Farbendrucken kommen 134 einfarbige Abbildungen auf Tafeln und über 30 im Text. In Anbetracht dieser Ausstattung ist der Preis von 14 M gering.

Eine dauernde Herzenserhebung und Gemütsergötzung gewinnt sich auch ins Haus, wer sich die große Mappe: „Ernst Müller. Bildwerke“ erwirbt (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart; 50 M). Ich habe diese Mappe von 121 prachtvollen Kupfertafeln herausgegeben, weil ich in Ernst Müllers Schaffen den tiefstschürfenden und edelstgeformten Ausdruck deutschen Seelenlebens erblicke, zu dem unsere neuzeitliche Plastik gelangt ist. Mehr zu sagen, steht mir als Herausgeber nicht zu; ich kann mir aber nicht denken, daß gerade in der jetzigen Zeit ein Deutscher durch diesen so wenig bekannten Kunsthort nicht eine voll beglückende Überraschung erleben sollte.

Zum Schluß noch ein aus unserer Zeit selbst herausgewachsenes Werk. Der oft bewährte Meister des geschichtlichen Bildnisses Karl Bauer bietet eine Mappe mit zwölf Blatt Federzeichnungen unserer „Führer und Helden“ (Leipzig, B. G. Teubner; 2,50 M). Zwölf der Männer, in deren Händen jetzt das Schicksal ihres Volkes ruht, erscheinen hier, stark persönlich erfaßt, aber doch auch objektiv treu gesehen. Wir können eine verkleinerte Nachbildung des Feldmarschalls Hindenburg unseren Lesern zeigen; dadurch erübrigt sich jedes weitere empfehlende Wort. K. St.

Schmerzhafte Mutter

Ein unbekanntes Bildwerk Michelangelos zu Palestrina

Ein altes deutsches Weihnachtslied zeigt uns, wie Maria an der Wiege des Jesusknaben aus ihrem Mutterglück aufgeschreckt wird durch Gesichte in die leidensvolle Zukunft ihres Sohnes und auf sein qualvolles Ende. Mutter der Schmerzen ist sie so schon in den hellsten Tagen ihres jungen Glückes. Daß alles Mutterglück, wie es durch Schmerzen erkauft wird, ein Quell auch ist der Sorge und des Leides, ist niemals erschütternder erlebt worden als heute, wo Tausende und Abertausende von Müttern ihre in Gesundheit und Kraft stehenden Söhne den Opfertod fürs Vaterland erleiden sehen. Und wenn die draußen den Mut und die Kraft haben, den Tod zu erleiden, so müssen wir Daheimgebliebene mit dem gleichen Mute dieses Leben ansehen, wie es wirklich ist, in der ganzen Furchtbarkeit seiner Größe, in der ganzen Größe seines unnennbaren Leides.

So haben wir in dieses Weihnachtsheft kein Bild von Mutterglück gestellt, sondern eine Verkündigung des Mutterschmerzes. Wenn so die edelste Mutter den edelsten Sohn tot im Schoße hält, so wird das zum Symbol des unsäglichen Leides, aber auch der hehren, heiligen Opferbereitschaft des Muttertums von heute.

Wenn es der Ewigkeitskraft der Kunst entspricht, das Erlebnis eines einzelnen in den natürlichen Formen des Lebens so zu steigern, daß wir in ihm das Lebensschicksal der Welt erkennen, so hat kein Künstler dieses Höchste der Kunst restloser vollbrachr, als Michelangelo. Keine Aufgabe aber hat ihn, der einsam und bitter mit einer allem Leid weit geöffneten Seele durchs Leben ging, öfter zur Behandlung gereizt, als diese höchste Tragödie des Menschenlebens, in der die Mutter überleben muß, daß der in Kraft und Schönheit stirbt, dem sie das Leben gab.

Das erste Werk, das seinen Namen in die Welt trug und für immer unsterblich machte, ist die Pietà in St. Peter zu Rom, wo die sitzende Mutter, zu Schmerz erstarrt, den göttlich schönen Heldenleib ihres Sohnes auf ihren Knien vor sich liegen hat; und bis wenige Tage vor seinem Tode arbeitete Michelangelo an jener Pietà im Palazzo Rondanini zu Rom, wo die hochgereckte Mutter den geliebten Leichnam aufrechtzuhalten sucht, als gelte es, in Einheit mit ihm emporzustreben nach dem göttlichen Wohnsitz, der ihres Sohnes erbberechtigte Behausung ist.

Die Pietà in St. Peter ist in der künstlerischen Arbeit durchgeführt bis ins Äußerste; von dem Werk im Palazzo Rondanini wurde der Künstler so früh abgerufen, daß es in seinen Einzelheiten noch als Geheimnis in dem Marmorblock schlummert, auf dem es des Künstlers Promethidenhand zum Leben herausbilden wollte. Trotzdem erkennen wir in diesem Werke den anderen Endpunkt der großen Entwicklungslinie, auf der Michelangelos Auffassung von der Aufgabe der Plastik verlaufen ist. Das ältere Werk lebt formell vom Gegensatz der beiden Körper. Der der Gottesmutter ist ganz auf die Senkrechte gestellt, die aber bereits durch die sitzende Haltung in ihrer hochstrebenden Kraft beeinträchtigt wird. Denn der Künstler will das Lasten zur Erde, in die hinein der Tod uns ja auch zurückführt, zum Ausdruck bringen, und so wird auch die Senkrechte überall gestört und überwältigt von der Wagerechten, mit der der tote Körper des Heilandes in lebloser Wucht niederzieht.

Zwei Individualitäten als Gegensätze sind hier künstlerisch zur Gruppe geeint, allerdings weit ausholend in der Form. Aber der Künstler empfindet als die Schönheit dieses geistige und körperliche Auseinandergehenwollen, das er durch seine Formgewalt doch zur künstlerischen Einheit zusammenzuzwingen vermag. Michelangelos Kunst hat im Laufe der Zeit in immer stärkerem Maße das Kunstwerk als seelische und formale Einheit empfunden. Ich glaube, daß das aufs engste zusammenhängt mit der ihm ganz eigenartig eingeborenen

Fähigkeit, den von der Natur gebotenen Stein als Lebensmaterial anzusehen. Es ist ein Wunder, und doch ist es die elementarste Erfüllung des Schöpferbegriffes Plastik, wie dieser Künstler in jedem Stein ein Lebewesen eingeschlossen sieht, dem er durch die Kraft seines Meißels zum Leben hilft, indem er es aus dem Stein herausholt und so vom Tode zum Leben erlöst. So muß ihm naturgemäß der von der Natur gebotene Stein als in sich geschlossene Einheit erscheinen, und wenn er nicht bloß die Gestalt eines Menschen, sondern deren mehrere enthält, so sind eben diese mehreren Menschengestalten zu einer Einheit verwachsen.

Ein solches Leben ist von den gewöhnlichen Bedingungen des natürlichen Menschendaseins frei, es ist ein Lebendigwerden von Ideen, und so ist auch jene Pietà im Palazzo Rondanini nicht mehr ein Versuch, den Körper der lebenden Mutter zu dem von ihr gehaltenen Körper ihres toten Sohnes in irgendeine der Natur abgesehene Beziehung zu bringen, sondern die Idee der völligen Lebens- und Körpereinheit von Mutter und Sohn ist hier Gestalt geworden, und daraus folgernd die Einheit des seelischen Schicksals im Hinwegleiten aus dem Leben. Nur so weit hängt auch diese Darstellung noch mit den irdischen Daseinsbedingungen zusammen, als im toten Körper naturgemäß ein Hinabgleiten liegt, das durch die lebendige Kraft der Mutter aufgehoben und in das Hinauf hinübergelenkt wird.

Auf dem Wege zwischen diesen beiden Endpunkten standen bis jetzt drei Werke Michelangelos, darunter eine in Oxford befindliche Zeichnung, die zweimal in leichter Abwandlung Mutter und Sohn in der engen Verbindung zeigt, wie die hochgerichtete Mutter den sinkenden Leichnam vor dem Hinabgleiten bewahrt. Dazu kommt dann auch noch eine gemalte Grablegung aus der Londoner Nationalgalerie, die man heute allerdings mehr für eine Schülerarbeit nach einem Entwurf Michelangelos hält. Bedeutsamer ist die Kreuzabnahme im Dom zu Florenz. Gerade an ihr kann man die oben entwickelte Fähigkeit des Meisters, aus einem großen Block heraus eine Gruppe als Einheit herauszuholen, besonders deutlich studieren. Vielleicht sogar am besten deshalb, weil das Ziel nicht ganz erreicht wurde.

Die Gruppe besteht aus vier Personen. Der hochgerichtete Nikodemus, in dessen Kopf eine gewisse Ähnlichkeit mit Michelangelo zu entdecken ist, hält mit dem über die Brust gehenden, unter den Achseln durchgezogenen Tuche, das zur Kreuzabnahme diente — dieses Tuch findet sich auch in der Oxforder Zeichnung und dem Londoner Gemälde, auf beiden ist Christus im übrigen nackt —, den stark zusammengesunkenen Leichnam Christi, der auf beiden Seiten von Maria und Magdalena gestützt wird. Es ist bewundernswert, wie durch ganz natürliche Beugungen des Körpers der Raum für diese Figuren gewonnen ist. Freilich ist die Magdalena dadurch sehr klein geraten, und vielleicht war das neben der Tatsache, daß das eine Bein Christi durch den Körper Marias hätte hindurchgeführt werden müssen, die Ursache, daß auch dieses Werk unvollendet stehen blieb. Es brauchte ja bei Michelangelo nur einer solchen äußeren oder inneren Störung, um den heiligen Eifer, der in ihm durch die „Gelegenheit des Marmors" (Justi) erweckt worden war, erlöschen zu lassen. Es wirkt, als ob er sich vom Stein betrogen fühlt.

Zwischen dieses Florentiner Werk und die Pietà im Palazzo Rondanini schiebt sich nun als natürliches Zwischenglied, in geistiger wie formaler Hinsicht, die Pietà in Palestrina, die wir im heutigen Heft bieten. Der Leser muß sich von vornherein die Vorhänge wegdenken (vgl. weiter unten), dann haben wir hier formal die drei Gestalten — die dritte ist Magdalena — zu voller Einheit zusammengewachsen. In Christus' Körper ist alles hinabgleitende Schwere, in Maria, von der nur wenig mehr als der Kopf und die gewaltig hinaufweisende stützende Hand — sie ist die bewegende Kraft in diesem Bilde — zu sehen ist, liegt das Hinauf, während Magdalena mehr irdisch zwischen beiden Stufen steht und sie verbindet.

Auch dieses Werk ist unvollendet geblieben, wobei selbst in der Photographie auffällt, daß einzelne Teile bis aufs Letzte durchgearbeitet erscheinen, während andere noch fast im Rohzustand sich befinden. Gerade durch diese sorgfältige Durcharbeitung wird der Blick des

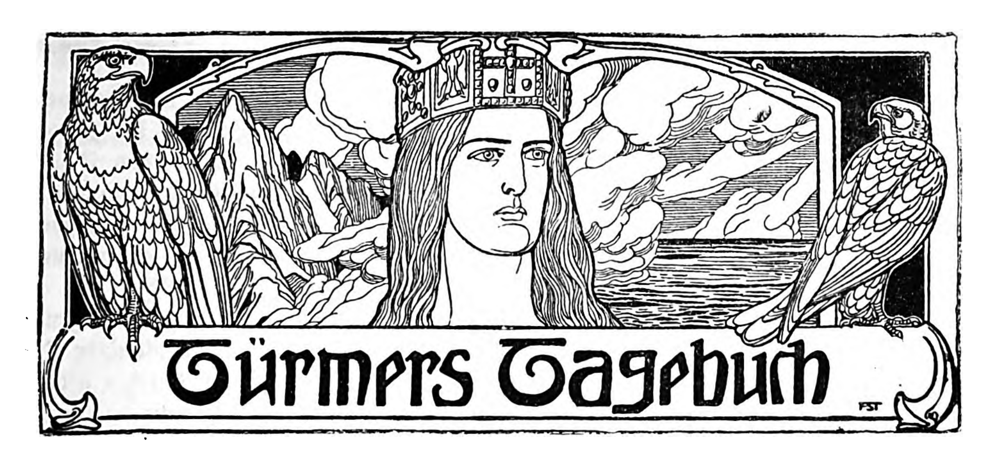
Beschauers auf die untere Hälfte des Rumpfes Christi und auf die Oberschenkel gelenkt und empfindet dann auch das grobe Mißverhältnis, das zwischen dem gewaltigen Rumpf und diesen schmächtigen Schenkeln liegt.

Dieses Mißverhältnis ist bei Michelangelo so undenkbar, daß man begreift, daß dieses allein mehr formal eingestellten Kunstgelehrten genügen konnte, um das Werk Michelangelo ganz abzusprechen. Diese Meinung hat solche Geltung erlangt, daß in dem Michelangelo-Band der „Klassiker der Kunst“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) diese Pietà nicht einmal unter die zweifelhaften Werke des Meisters aufgenommen ist. Nun macht man ja immer wieder die überraschende Erfahrung, wie schwer sich selbst berufsmäßige Kunstgelehrte entschließen, auf großen Kunstreisen einen zeitraubenden Abstecher von der Hauptstraße zu machen, und man steht etwas beklommen vor der Tatsache, daß selbst jene Gelehrten, die Sonderwerke über Michelangelo geschrieben, es nicht für nötig hielten, das Oratorium der Schloßkapelle des Palazzo Barberini zu Palestrina aufzusuchen, in dem sich dieses Werk befindet. So kann es denn „keine größere Überraschung geben, als wenn man einmal in Palestrina so beiläufig und fast zufällig vor dieses großartige Werk zu stehen kommt. Die Erkenntnis, daß man es mit einem Michelangelo zu tun hat, ist dann so schlagend, daß es fast überflüssig erscheint, seine Urheberschaft erst nachzuweisen“.

Von diesem Erlebnis berichtet Viktor Wallerstein in der Zeitschrift für bildende Kunst (Band 25, Heft 12), und es steht zu hoffen, daß seine Darlegungen jetzt endlich diesem Werke die gebührende Stellung im Schaffen Michelangelos und damit in der ganzen Kunst erringen werden. Schon vor sieben Jahren hat der französische Kunstgelehrte Grenier in der „Gazette des beaux arts“ mit geschichtlichen und ästhetischen Gründen die Urheberschaft Michelangelos nachgewiesen. In Wallersteins Darstellungen scheint mir nun vor allen Dingen wertvoll die einfache und überzeugende Weise, wie er an dem Bildwerke erklärt, was gegen Michelangelo spricht. Also vor allem jenes Mißverhältnis zwischen dem Rumpf und den Oberschenkeln. Dieses aber ist dadurch entstanden, daß das Lendentuch erst von einer späteren Zeit geschaffen worden ist und, da es nicht hinzugefügt werden konnte, dem vorhandenen, von Michelangelo stehengelassenen Material abgekämpft wurde. Auch bei verschiedenen anderen Werken Michelangelos ist die ihm natürliche Nacktheit des Christuskörpers später verdeckt worden, so bei dem Christus in Santa Maria sopra Minerva und auf dem „Jüngsten Gericht“.

Auch sonst haben spätere Künstler an diesem unvollendet gebliebenen Werke weitergearbeitet, und einer späteren Zeit gehört der etwas weiche Ausdruck im Gesicht Christi, ihr vor allem auch der schwere Vorhang. Denn auch dieser Vorhang ist aus Stein, und zwar ist er aus der Bergwand selbst gewonnen, in die diese Kapelle des Palazzo Barberini hineinragt. Das war aber eine Gelegenheit, wie sie einen Michelangelo besonders reizen mußte, wenn er so den bildnerischen Stein an seinem Naturstandort bearbeiten konnte. Es ist ein marmorähnlicher Stein von rötlicher Farbe, der so die eine Wand der Kapelle bildete und dem in gewaltigen, überlebensgroßen Maßen gehaltenen Bildwerk Michelangelos Raum gab. Noch läßt sich der dokumentarische Beweis für Zeit und Art des Entstehens nicht führen — man mag bei Wallerstein a. a. O. nachlesen —, aber trotz der späteren Zutaten spricht der Riesengeist Michelangelos so gewaltig, daß wir seiner Stimme Glauben schenken. Diese aber wird gerade in dieser großen, schweren Zeit den Weg in unsere Herzen finden. Seine Kraft, das Einzelerlebnis des Menschen als Schicksal der Menschheit zu erkennen, stimmt zu ergebener Demut, gibt aber auch das trostvolle Bewußtsein, daß alles Leid des einzelnen für die Gesamtheit getragen wird, dieser also zum Gewinn gereichen muß. Storck





Der Krieg

Hörte man nur gewisse Stimmen, die aus einem Wolkenkuckucksheim zu uns reden, und wüßte sonst nichts von den Vorgängen auf dieser Welt, — man käme nicht entfernt auf den Gedanken, daß wir in dem größten, grausamsten, blutigsten Kriege stehen, den je die Welt gesehen, daß wir mit dem Einsatz unserer besten, vielleicht unserer ganzen Volkskraft um Sein oder Nichtsein kämpfen. Und ist denn schon ein Ende dieses Ringens abzusehen, und dürfen wir uns vermessen, über die Entscheidung mit Gewißheit auszusagen? Wir haben das Vertrauen zu unserer guten Sache und dem gerechten Gott, der sie nicht verlassen wird; wir haben die Zuversicht zu unseren Führern, zu unseren Brüdern im Felde, die sich für uns aufopfern, die sterben, damit wir leben; und wir wollen in diesem Vertrauen und in dieser Zuversicht nicht einen Augenblick wankend werden. Aber wir stehen noch mitten drin in dem furchtbaren Ringen und dürfen nicht einmal behaupten, daß die Gefahr geringer geworden ist als in den ersten Kriegswochen. Mit unseren Erfolgen hält die Zahl der gegen uns ins Feld gestellten Kräfte gleichen Schritt, und ist auch ein Freund an unsere Seite getreten, so weist uns dafür ein Feind die Zähne, der nur darauf lauert, auch außerhalb des fernen Ostens uns anzuspringen. Und vielleicht werden es noch mehr der Feinde. In diesem Kriege müssen wir auf alles gefaßt sein.

Und deshalb müssen wir unsere ganze Kraft zusammenhalten, nicht nur die äußere, sondern auch die innere, und müssen alle diejenigen in die Verschwiegenheit ihrer Schreib- oder Amtsstuben zurückweisen, die uns diese Kraft — sei's aus den bestgemeinten Absichten — durch unzeitgemäße Mahnungen zu weichmütiger Milde und schlaffer Duldung zermürben wollen, die uns in einem Ringen, dem wir täglich die Blüte unserer Nation zum Opfer bringen, mit sanften Friedensschalmeien und salbungsvollen Humanitätspredigten kommen. Ob sie diese Schalmeien auch blasen, diese Predigten auch vom Stapel lassen würden, wenn sie sich im feindlichen Artilleriefeuer, in den überschwemmten oder vereisten Schützengräben, in den englischen Konzentrations- oder sonstigen Gefangenenlagern befänden?

Jetzt sind schon gute Seelen am Werk, Belgien und die Belgier mit Sammethandschuhen anzufassen. „Sie bitten," so schreibt ein Kenner Belgiens der „Deutschen Tageszeitung", „das Los der Gefangenen zu mildern, ihnen den Besuch ihrer Angehörigen zu gestatten, polizeiliche Maßnahmen einzuschränken und dergleichen mehr. Diese Gesuche kommen von Reichsdeutschen für ihre belgischen Verwandten und Bekannten, mit dem Hinzufügen, daß diese loyal gesinnt und nur durch die Verhältnisse zum Kriege getrieben worden seien.

Man kann nur dringend davor warnen, diesen Einflüsterungen in irgendeiner Weise das Ohr zu leihen. Eine gleiche Warnung gilt allen denjenigen Offizieren usw., die sich in Belgien im Etappendienst befinden bzw. dorthin gehen. Sie alle haben größtenteils die Schrecken des Franktireurkrieges, die wir im August erlebt haben, nicht gesehen; sie kennen meistenteils nicht das wahre Gesicht der belgischen Bevölkerung, sondern nur die durch den Zwang der Ereignisse aufgesetzte Maske, hinter der die Bestie lauert.

Es gibt gewiß auch gute, anständige Elemente unter den Belgiern; diese müssen aber mit dem ganzen Volke leiden, das systematisch durch eine im französisch-englischen Solde stehende Presse aufgehetzt und von der Regierung zum Franktireurkriege organisiert worden ist. Hierdurch sind die niedrigen Volksleidenschaften der Belgier in einem Maße aufgestachelt worden, das jeder Beschreibung spottet. Das reiche Volk ist frivol, frech, anmaßend und dünkelhaft, das arme feig, grausam und hinterlistig. Wir haben die blutigen Ereignisse von Löwen und Andenne am eigenen Leibe verspürt, wir haben die Tage erlebt, wo hinter jedem Baum und Strauch, hinter jeder Ecke, aus jedem Fenster die Kugel des Meuchelmörders auf uns lauerte, wo Gift, heißes Wasser und Öl seine Wirkung tun mußte, und wo das Schlächtermesser in den Händen einer weiblichen Megäre an der Tagesordnung war. Wer weiß die Namen, kennt die Stätten, wo einzelne Meldereiter, Radfahrer, Patrouillen usw. abgeschlachtet worden sind? Wir kennen nur die Orte, wo der Meuchelmord im großen betrieben wurde und wo der ‚tapfere' belgische Soldat, weil ihm in der Uniform der Boden zu heiß wurde, sein mitgenommenes Zivil anzog und auch den Franktireur spielte ...

Bilden wir uns doch nur nicht ein, daß jetzt, wo äußerlich Ruhe eingetreten ist, wo die Belgier ihre Maske zeigen, es anders geworden ist! Nach meiner Ansicht wird sich dieses Volk vor einem Menschenalter nicht beruhigen. Lassen wir schon jetzt nur einen einzigen Rückschlag eintreten, so können wir sicher sein, daß diese Meute wieder auf Beute ausgeht. Die dichten, tiefen Waldungen der Ardennen mit den vielen einzelnen eingesprengten Häusern und Gehöften bieten ja zurzeit genügend Unterschlupf für die Organisatoren des Franktireurunwesens. Täglich lesen wir in Zeitungen, wie selbst in den großen Städten das Feuer unter der Asche glimmt. Frechheiten gegen deutsche Heeresangehörige in Lokalen, Anrempelungen und Beleidigungen auf offener Straße hören nicht auf; man glaubt sich dies unserem braven Landsturm gegenüber erlauben zu können.

Auf Äußerlichkeiten zugeschnitten, erblickt die Bevölkerung in den alten Soldaten, in den mitgenommenen feldgrauen Uniformen, die teilweise zusammen-



Generalfeldmarschall von Hindenburg

Aus: Karl Bauer: Führer und Helden, 12 Federzeichnungen
Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin

gestellt sind, ein Zeichen der Schwäche, daß Deutschland am Ende seiner militärischen Leistungsfähigkeit stehe. Gut gewachsene Gardesoldaten in den schönen Friedensuniformen, zahlreiche Posten, die stramme Ehrenbezeigungen erweisen, das Aufziehen der großen Wache mit Musik, das häufige öffentliche Auftreten des Generalgouverneurs mit zahlreicher Umgebung, begleitet bei Ausritten und Fahrten von einer glänzenden Eskorte, das würde den Belgiern imponieren. Unser Landsturm verschafft sich zwar sein Ansehen genau ebenso und wird belgische Übergriffe energisch im Keime ersticken; jedoch muß man dem belgischen Volke in jeder Beziehung, auch mit geringfügigen Äußerlichkeiten, die Macht des Siegers zeigen; nur die eiserne Faust und der Fuß auf den Nacken zeitigen die Furcht, die die Belgier unbedingt vor uns haben müssen ..."

Hier gibt es doch nur eine Losung: Gerecht, aber streng, wobei gewiß der Nachdruck ebensosehr auf die Gerechtigkeit, wie auf die Strenge gelegt werden soll. Beides in einer Hand schließt die Menschlichkeit im wohlverstandenen Sinne nicht aus, sondern ein. —

Mit den moralischen Kanzelreden der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" an die deutsche Nation beschäftigt sich eine Randbemerkung in der „Warte" dieses Heftes. Aber die überaus seltsame, wenn auch leider bei uns nicht seltene Erscheinung verdient noch eine weitere Beleuchtung, wie sie ihr W. von Massow in der „Tägl. Rundschau" angedeihen läßt. Viel wichtiger, als sich über ein Zuviel an berechtigter Empörung aufzuregen, erscheint ihm mit Recht, daß die Welt erfährt, wie sich angesichts der unerhörten Niedrigkeit unserer Gegner und ihrer Verachtung göttlichen und menschlichen Rechts in der Behandlung Wehrloser die Stimmung des sonst so unendlich gutmütigen und gerechten deutschen Volkes einer Spannungsgrenze nähert. „Mit lächelnder Sicherheit bauen die Gegner darauf, daß die geduldige Tugend der Deutschen sie in ihrem brutalen Tun nicht sonderlich stören wird. Demgegenüber empfindet man es als förmliche Erlösung und als Notwendigkeit, wenn bei uns endlich einmal eine Stimmung an die Oberfläche dringt, die zum ersten Male die Möglichkeit einer Änderung des geduldigen Gewährenlassens beleuchtet, mag damit auch ein Fehlgreifen in der Form verbunden sein. Eine starke, sichere, vom Vertrauen des Volkes getragene Regierung, wie wir sie haben, sollte solche spontanen, durch keine Hetze künstlich geschürten, sondern unmittelbar aus der Volksseele stammenden Ausbrüche gerechter Erbitterung ruhig gewähren lassen und vielmehr dankbar sein, daß unsere Gegner durch dieses erste Grollen eines heraufziehenden Gewitters zum Aufhorchen gezwungen werden. Mußte es sein, daß unseren Gegnern bei der ersten dämmernden Möglichkeit, doch einmal den Zorn des deutschen Volkes heraufbeschworen zu haben, sofort eine offiziöse Beruhigungslimonade vorgesetzt wurde? Die ängstliche Sorge, daß das Fühlen und Denken des deutschen Volkes in jedem Augenblick korrekt sei, ist wirklich überflüssig. Ich stehe nicht an zu sagen, daß uns ein gesunder Haß direkt not tut. Denn unsere Neigung zu ausgeglichenem, beherrschtem Fühlen führt uns oft in Versuchung, eine matte Weichheit der Seele hinter der Entschuldigung mit dem Gebot der Feindesliebe zu verstecken. Aber die geschichtliche Rolle, der wir entgegengehen, fordert größere Härte von uns, nicht Härte gegen

unsere Mitmenschen, zumal gegen Schwächere, sondern Härte gegen alle die Einflüsse, die im Gewande idealer Bestrebungen uns in ruhigen Zeiten mit Zersetzung bedrohen. Ein gesunder Haß kann uns dazu helfen. Weshalb die Scheu davor? Vielleicht weil man dabei an den niedrigen Haß denkt, der aus kleinen und gemeinen Beweggründen geboren wird und der Seele jede Schwungkraft raubt. Es gibt aber einen andern Haß, der nur die natürliche Kehrseite der Liebe ist und aus dem gerechten Zorn über das Schlechte entspringt. Dieser Haß ist nur reif und fruchtbar gewordener Zorn; er verhält sich zum Zorn wie der starke, schiffbare Strom zum schäumenden Gletscherbach, aus dem er entstanden ist. Ein großes Volk, das in der Größe und Vielseitigkeit seiner Begabung zur Zersplitterung neigt, braucht zuzeiten solche große sammelnde Leidenschaft; da soll man, wenn es die Zeiten fordern, nicht schulmeisternd dazwischentreten ...

Unlängst wurde die Verspottung unserer Gegner und besonders der feindlichen Staatsoberhäupter getadelt. Wiederum an sich ganz mit Recht. Im Bewußtsein des gebildeten, innerlich vornehmen Menschen verträgt sich dergleichen nicht mit dem guten Geschmack und der Heiligkeit unserer Sache. Aber rechtfertigen die vorgekommenen Verstöße gegen Geschmack und Würde die feierlichen Ermahnungen von autoritativer Stelle, worin in sehr mißverständlicher Weise auch solche Äußerungen in den Tadel einbegriffen zu sein schienen, die ein berechtigtes Bedürfnis des volkstümlichen Humors in Kriegszeiten befriedigen? Man konnte wirklichen groben Ausschreitungen auf anderem Wege entgegentreten und es im übrigen dem gesunden Geschmack überlassen, das wirklich Ungehörige abzulehnen. Und wenn das nicht in genügendem Maße geschah, was lag schließlich daran? Wenn etwa dabei der Hintergedanke bestand, die Verspottung der feindlichen Staatsoberhäupter könne auch bei uns zur Herabsetzung des Staatsgedankens und der Monarchie führen, so ist das völlig verfehlt. Diese Art von Respekt ist für unsere Zeit dahin, und wir schaden im Gegenteil der natürlichen, tief in unserem Volk wurzelnden monarchischen Gesinnung, wenn wir ihr durchaus die überwundene Gestalt früherer Jahrhunderte, das Sichbeugen vor der mystischen Würde des gekrönten Hauptes überhaupt, wiedergeben wollen. Vergessen wir nicht: jede Verspottung der feindlichen Staatsoberhäupter ist eine wohl täppische, dem verfeinerten Geschmack derb, ja roh erscheinende, aber im Grunde auf gesundem vaterländischen Stolz beruhende Huldigung für unseren Kaiser und sein Haus und für unsere deutschen Fürsten. Auch hier wieder die Frage: War es wirklich so nötig, um einiger Geschmacklosigkeiten willen gegen diese Äußerungen als gestrenger Schulmeister aufzutreten? ...

Können unsere Regierenden sich nicht entschließen, dem gesunden Sinn des deutschen Volkes nach den herrlichen Beweisen, die in dieser Zeit des Aufschwungs trotz anfänglicher Zweifel und Befürchtungen gegeben worden sind, etwas mehr Vertrauen zu schenken, daß er sich selbst durchsetzt? Muß immerfort weiter erzogen werden? Ferner aber muß einmal offen gesagt werden, daß es geradezu ein gefährlicher Irrtum ist, wenn wir glauben, daß wir unsere künftige weltpolitische Rolle mit den Eigenschaften eines Musterknaben unter den Völkern spielen können. Wenn wir so entsetzlich besorgt sind, daß wir in jedem

Augenblick in allen Schichten unseres Volkes die reine Tugend aus allen Poren schwitzen und vor lauter Selbstlosigkeit und Wohlgesittetheit kaum noch an uns selbst denken, so gleichen wir dem braven, aber ungeschickten Lehrer, der seinen Schüler schon im Geiste als Totschläger im Gefängnis sitzen sieht, wenn er einen Mitschüler einmal gründlich verhauen hat. Lassen wir doch diese Sorge um den Tugendpreis! Der gute Geist des deutschen Volkes wird uns darum nicht verlassen; als Volk unter den Völkern haben wir an anderes zu denken als an Eigenschaften, die die anderen nicht einmal schätzen." Und — was das Merkwürdigste — die auch wir bei anderen nicht einmal schätzen! Denn was uns bei uns selbst als Roheit und Rücksichtslosigkeit erscheint, das imponiert uns bei den anderen als Betätigung einer gesunden Kraft, einer zielbewußten „Realpolitik". Erinnern wir uns doch nur — es ist ja nicht lange her —, wie sehr wir immer bereit waren, uns vor dieser „gesunden Kraft" und „Realpolitik" zu verneigen und sie auch dann — und gerade dann — zu rechtfertigen, wenn wir — der Amboß waren.

Gegen einander konnten wir doch immer recht robust sein! Nur gegen die Fremden schien uns frevle Überhebung, was wir dem Bruder zuzumuten für unser gutes Recht hielten. Sind wir ihnen damit näher gekommen? Damit wir in unserem Wesen auch nur erkannt werden, müssen wir ihnen wert erscheinen, kennen gelernt zu werden. Aber sie wissen auch heute noch nichts von uns. „Von dem alten Deutschland", sagt H. St. Chamberlain in dem Hauptstück „Deutschland" seiner soeben erschienenen gesammelten „Kriegsaufsätze" (F. Bruckmann A.-G., München), „wissen sie nichts, das neue Deutschland sind sie zu veraltet — benutzen wir das beliebte Wort einmal richtig, sind sie zu ‚barbarisch' —, um es begreifen zu können; denn diese zänkischen Greise, die an morschen Krücken abstrakter ‚Freiheit' und ‚Gleichheit' gehen, begreifen es nicht, daß Freiheit nur durch Aufopferung der persönlichen Willkür und Gleichheit nur in der allgemeinen Unterordnung aller unter ein gemeinsames Ziel gewonnen wird, nicht dadurch, daß — wie auf Haiti — jeder Soldat Feldmarschall ist. Sie sind stecken geblieben bei Vorstellungen des 17. und 18. Jahrhunderts, also einer Zeit, wo sich Deutschland selbst nicht kannte, wo Deutschland als moralische Einheit dem Auge entschwunden war und ein Chaos darstellte; diesem Deutschland gilt ihre Sehnsucht, dieses Deutschland möchten sie gar zu gern wieder entstehen sehen. Man wußte nicht, sollte man den Kaiser ‚deutscher Nation', der aber nicht deutscher Nation war, für den Mittelpunkt halten? Das Eine aber wußte man, daß der Preußenkönig, der gegen die kaiserliche Gewalt Krieg führte, gewiß kein ‚Deutscher' sein konnte! Schließlich war dann zwischen ‚Autrichien' und ‚Prussien' der Bergiff ‚Allemand' so ziemlich ganz aus der Welt entschwunden; man redete kaum mehr von einem ‚Deutschland'. Ohne Frage liegt die Hauptschuld des heutigen Reiches in den Augen seiner Feinde, zugleich die Hauptveranlassung für den Haß, der so manche treue deutsche Seele betrübt, in nichts andrem begründet als darin, daß Deutschland überhaupt existiert. Es war so furchtbar bequem für England und Frankreich, mit keinem Deutschland als irgendwie festem, dauerndem Faktor rechnen zu müssen. Napoleon ging damit um wie ein Koch mit seiner Gelee, die er nach Belieben zerteilen und zusammenfügen kann; und nun auf einmal war es keine Gelee mehr,

sondern eine stahlharte Tatsache, die absolut nicht aus dem Wege zu räumen war. Statt Gallert Generalstab: das war bitter. Das gemütliche Deutschland, das die Schlachten für England geschlagen hatte, um dann dem selben England am Wiener Kongreß als Fußschemel zu dienen, war dahin; ein äußerst ungemütliches Deutschland stellte die stärkste Armee der Welt ins Feld und ging daran, sich eine entsprechende Flotte zu bauen. Nach dem berühmten Spruch Tout comprendre c'est tout pardonner überkommt mich etwas wie Mitleid jetzt mit dem edlen Lord [Haldane], der Deutschland ohne Militarismus zu lieben vorgab! Und kein Mensch wußte — auch heute weiß kein Mensch unter den Liebelosen —, wie das mit der Umwandlung zugegangen war. Es schmeckte stark nach Teufelswerk. Von dem großen Friedrich — einem der herrlichsten Menschen der Weltgeschichte — steht bei allen englischen Geschichtschreibern fest (so erzählt Carlyle), er sei ein ‚Räuber' und ein ‚Bösewicht' gewesen: von diesen zwei Postulaten aus schreiten sie zu weiterem Verständnis. Das bleibt fortan der Ton für alle, die in irgendeinem Maße an der Verwandlung von Gallert in Generalstab beteiligt sind. Bismarck — dessen Größe nicht zum wenigsten in seiner gigantischen Aufrichtigkeit wurzelt — wird kaum je von der ‚Times' erwähnt, ohne die hinzugefügte Bezeichnung ‚Fälscher' oder aber den schauererregenden Beisatz ‚Mann von Blut und Eisen', so das schöne tiefe Wort Bismarcks entstellend und eine doppelte Perfidie ausübend. In allem dem spricht sich Mißgunst, Neid, Eifersucht, ohnmächtige Wut aus; es wäre aber irrig, irgendeine historische Begründung dieses Hasses zu suchen; kein einziges Mal im Laufe der Weltgeschichte hat Deutschland England etwas angetan; nein, nicht die Vergangenheit, sondern die Gegenwart ist es, die Deutschland zum Verbrechen angerechnet wird: die Tatsache, daß es aus dem Nichts, wozu es hinabgesunken zu sein schien — äußerlich betrachtet schien, denn auf Kunst, Philosophie und Wissenschaft achten Politiker nicht —, daß es, sage ich, aus dem Nichts, wozu es hinabgesunken zu sein schien, nun plötzlich ein so gewaltiges Etwas geworden ist — gewaltig an Schlagkraft, gewaltig an Schaffenskraft, gewaltig an Erfindung, an Fleiß, an Verstand, an Unternehmungsgeist, an Erfolg, schließlich auch — das Unerhörteste — an Geldmitteln. Dieses Deutschland überhaupt — nicht bloß den angeblichen Militarismus — hassen namentlich die Engländer, und ‚hassen' heißt in seiner ursprünglichen Bedeutung hetzen, zu Tode jagen.

Vielleicht stellen sich die meisten nicht vor, wie fern der Begriff eines irgendwie ernst zu nehmenden politischen Deutschland aus den Augen der Westeuropäer entschwunden war. Deutschland galt ihnen hauptsächlich als ein harmloses Land, wohin man in dem behäbigen Alter, wo Gicht- und Leberleiden sich einstellen, Brunnen trinken ging. Ich erinnere mich, als wie von gestern, der Schilderungen, die man mir als Kind von Deutschland gab: vor jedem Hause stünde ein Misthaufen, und auf dem Misthaufen säßen barfüßige, halb verhungerte, halbnackte Knaben und läsen Schiller. Noch im Jahre 1889, auf dem Eiffelturm, kaufte ich ein feilgebotenes französisches Reiseführerbüchlein, ist welchem zu lesen stand: die Stadt Kölst sei berühmt wegen ihres Domes und ‚pour les sources odoriférantes qui y coulent'; so sicher war man, der Deutsche sei unfähig, irgend etwas anzufertigen, daß man selbst unser liebes Kölnisches Wasser dem Boden als Brunnen

entquellen ließ! Doch, Spaß beiseite, man frage bei Gelehrten an, z. B. bei den französischen Enzyklopädisten und ihren Zeitgenossen; man wird bald gewahr werden, wie blaß ihnen die Vorstellung Deutschland war. In der großen ‚Encyclopédie‘ beansprucht das Wort ‚Allemagne‘ knapp eine halbe Spalte, und die Hälfte dieser halben Spalte ist einem neuen Handelsvertrag mit der Türkei gewidmet! In Diderot, Bayle, Rousseau dürfte das Wort kaum vorkommen. Dem alten lynxäugigen Voltaire dämmert hier und da eine mögliche bedrohliche Zukunft. Nach der Schilderung der zweiten, planmäßigen Verwüstung der ganzen Pfalz im Jahre 1689 warnt er die Franzosen, wenn einmal die Deutschen sich besinnen sollten, würden sie imstande sein, eine weit größere Armee als die französische zu stellen, zugleich eine besser disziplinierte und von größerer Ausdauer. Öfters spottet er über die Methode der Engländer, statt mit Soldaten mit Bestechungen und Geldsubsidien zu kämpfen, und wenn schon, dann mit fremden Söldnern. Dann wieder, in einem prophetischen Augenblick, geht es ihm auf, welche Macht in Deutschland erstehen könnte, ‚si jamais ce vaste pays pouvait être réuni sous un seul chef‘, wenn je der Tag käme, wo das ganze Land einem einzigen Kriegsherrn gehorchte. Dagegen bekommt man an keiner einzigen mir bekannten Stelle den Eindruck, als besitze Voltaire eine Ahnung von dem, was Deutschland als Volk, als Seele unterscheide und auszeichnen, wie das doch dem Chevalier de Montaigne nach kurzem Aufenthalt so innig wohltuend aufgegangen war. Er begreift eben nicht, wie aus dem trümmerhaften Chaos, das damals Deutschland hieß, je ein Volk sollte gemacht werden können. Einmal, in einem Brief an Friedrich, spricht er verwundert über den Unterschied zwischen Nord und Süd: wie doch in Preußen sich Intelligenz und Charakter gewaltig hervortun, während Süddeutschland in einem Sumpf von stupidem Aberglauben rettungslos dem Erstickungstod anheimgegeben scheine. Wer hätte denn voraussetzen können, daß es dem Norden gelingen würde, den Süden aufzurütteln, ja, daß wir im 20. Jahrhundert das großartige Schauspiel erleben würden, ein Gesamtdeutschland, von der Nordsee bis zur Adria, von den Vogesen bis zu den Karpathen Schulter an Schulter kämpfen zu sehen? Wenn sich Eduard VII., der tückische Ränkeschmied, nur hätte träumen lassen können, wozu die Vorsehung ihn und seine Bosheit brauchte! zu welchem hohen Werke des Zusammenschmiedens in ‚Blut und Eisen‘!

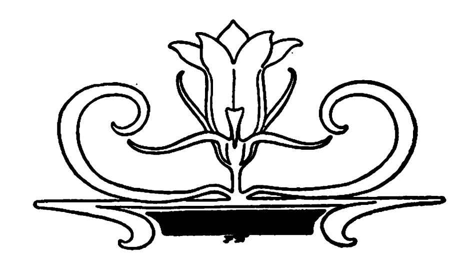
Liebt der Fremde Deutschland nicht, so kommt das also daher, daß er es nicht kennt, und er lernt es nicht kennen, weil frühere Vorstellungen hindernd im Wege stehen. Hier verdient aber bemerkt zu werden: Deutschland hatte sich selber lange Zeit vergessen und erwacht jetzt erst allmählich zur wahren Besinnung über sich. Ja, ich wage noch mehr zu behaupten: lösche ich den jetzigen Augenblick aus dem Sinne, der die gesamte Bevölkerung gesteigert und verklärt zeigt, der alles Beste wachgerufen und alles Unzulängliche in Tiefen versenkt hat, kehre ich in Gedanken in das gewöhnliche tagtägliche Leben zurück, so finde ich gar manche Deutsche, die Deutschland — das heutige Deutschland — nicht richtig kennen und daher auch nicht richtig lieben; ich will in keiner Weise zu verstehen geben, sie seien nicht gute Patrioten, nein, aber sie mäkeln und nörgeln an allem und jedem, sind engherzig und kurzsichtig und von ihrem deutschen Standpunkte aus fast ebenso-

wenig mit dem neuen Deutschland zufrieden wie die Ausländer von dem ihrigen ... Man zieht nicht ungestraft ein Gift wie die Poesie von Heine groß, an der Geschlechter von Jünglingen und Mädchen gekrankt haben und noch kranken. Und dieses Gift saugen nun diejenigen Ausländer ein, die einige Monate oder Jahre in Deutschland zu ihrer Ausbildung weilen, wo sie wahrhaftig hätten Besseres erfahren und lernen können. Es ist gar nicht wahr, daß die echten Dichter und Denker Deutschlands auf der einen Seite stehen, die Soldaten und die Leute des praktischen Lebens auf der anderen, als zwei entgegengesetzte und gegnerische Verkörperungen des Deutschtums. Mit fliegender Fahne eilt der deutsche Dichter seinem Volke voran ...

Es wird noch vieles mißverstanden und viel über Deutschland geschimpft und gelogen werden; das ist nicht zu ändern. Wohltat, Anerkennung und Förderung, Schmeichelei, Selbstverleugnung — gleichviel ob an einzelne oder an Staaten verschwendet — erzwingen nicht Liebe: wir sahen es bei einzelnen Künstlern, die Deutschland alles verdanken, und wieviel weiter wäre Deutschland in Elsaß-Lothringen gekommen, wenn es sich nach Cromwells Verfahren gegen Ulster gerichtet hätte und nicht nach schwächlichem Humanitarismus! Auch das Aufklären und Entschuldigen, die jetzt eifrig betrieben werden, halte ich nicht für zweckmäßig; man züchtet damit noch unverschämtere Frechheit; qui s'excuse s'accuse bleibt ewig wahr; man tue das Rechte und lasse die Leute reden. Wie schön wäre es gewesen, wenn die Deutschen, nach der kurzen Notifikation an Belgien, einfach dort hineinmarschiert wären: keine Anfrage in England, keine öffentliche Entschuldigung; der Eingeweihte wußte schon, was die ganze Welt heute weiß: es hätte sich alles bald aufgeklärt, und die Wirkung wäre, bei vollkommener Wahrung der Würde, weit mächtiger gewesen; galt es doch nur eine neueste Erscheinung des alten Konfliktes, den Carlyle bezeichnet als den zwischen ‚noble German veracity and obstinate Flemish cunning', edler deutscher Wahrheitsliebe und starrköpfiger flämischer Tücke.

Ich wollte, die Deutschen könnten sich entschließen, zehn Jahre lang keine Zeile zu lesen von dem, was im Ausland über sie gedruckt wird; es wäre eine gewaltige Ersparnis an Zeit und Aufregung. Und inzwischen an sich selbst arbeiten, sich selbst gründlich kennen lernen, das Viele dem deutschen Wesen Fremde, was sich in Deutschland noch breitmacht, rücksichtslos ausscheiden, wirklich rein deutsch werden. Das deutsche Heer ist eine rein deutsche Erfindung und Schöpfung, beseelt von rein deutschem Geiste; was Unedles oder Unechtes hineingerät, wird mit fortgerissen oder wird ausgeschieden. Möchte das gleiche in staatlichen, sowie überhaupt im gesellschaftlichen, geistigen und künstlerischen Leben gelingen; möchte — um nur ein Beispiel zu nennen — die Stadt, die den Großen Generalstab beherbergt, nicht länger der Unterschlupf der krassesten Bauernfängerei und der würdelosesten Sittenverwilderung bleiben. Vergessen wir ja nicht Carlyles Wort über die ‚Abscheu vor Menschenunwert'! Es bedarf dazu keiner Ächtung, keines Wohlfahrtsausschusses; solche Mittel sind undeutsch; dagegen bedarf es einer tiefernsten Selbstbesinnung, bedarf es einer ebenso strengen Selbsterziehung des Geistes und des Geschmackes, wie das Heer sie dem Charakter zuteil werden läßt,

gefolgt — wie es nicht anders möglich ist — von der unerbittlichen Ablehnung dessen, was dem reinen, hohen deutschen Geiste fremd und widerlich ist. Plötzlich wird man dann entdecken, daß immer zahlreichere unter den Edlen und Weisen aller Länder dem Beispiel Montaignes und Carlyles folgen: daß sie nicht mehr von außen her und von oben her über Deutschland urteilen, sondern in Demut und Vertrauen seine Sprache und sein Wesen kennen lernen und darum auch Deutschland lieben. Die Liebe kommt nie aus der Richtung und zu der Zeit, woher und wann man sie erwartet; der himmlische Sämann geht seine eigenen Wege und will, daß wir das Beste von ihm erhalten. Wir Heutigen werden sie nicht mehr erleben, diese große Umwandlung aus Haß in Liebe; doch der Tag wird kommen ...“





Wo sind sie nun hergekommen?

Der Berliner Berichterstatter vom „Giornale d'Italia“, G. Cabarino-Reuda, hat unsere Schützengräben unterhalb Touls besucht und — ist verwundert über die „modernen Arminius“, denen er hier begegnet: „Der Kommandant der Batterie, der von einem Erkundungsritt zurückkehrt, ist ein rötlicher Koloß mit hellen und heiteren Knabenaugen, der aus einem Bilde Anton von Werners zu stammen scheint. Schon seit meiner Ankunft auf dem Kriegsschauplatz hat mich diese ‚physische Offenbarung‘ der Deutschen überrascht. Sooft ich an einem Straßenrand in der lothringischen Ebene eine Schwadron Ulanen oder Dragoner, ein Infanterieregiment oder eine Batterie vorüberziehen lassen mußte, beobachtete ich diese Kolosse mit den langen blonden oder rötlichen Bärten und den großen hellblauen Augen, die wir nur von den Bildern der alten Germanen her kannten, und fragte mich: ‚Wo sind diese Leute nur hergekommen?‘ Ich lebe seit zehn Jahren in Deutschland und war ihnen nicht begegnet. Jetzt sind sie in Scharen von den bayrischen Alpen, aus den schwäbischen Bergen, aus den rauhen Höhen Schlesiens und den brandenburgischen Wäldern herbeigeströmt, die in der Reinheit des Landlebens die Körperlinien der Rasse, die in den Großstädten verloren gehen, bewahrt haben. Die Deutschen haben Meister der Kultur, wie Emerson es ausdrückte, ‚das Gewissen Europas‘ werden können und blieben doch das einzige Kriegervolk in Europa. Das erklärt vieles.“

Und gibt noch mehr zu denken. Uns ...

Norddeutsche Allgemeine Moralpauken

Ermahnungen haben ihr Gutes. Aber das, was sich der Offiziosus der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ auf dem Gebiet der Moralpauken leistet, übersteigt allmählich das Maß des Erträglichen. Es mag irgendwo im weiten Deutschen Reich ein etwas zu Heißblütiger oder ein ehrlicher Dummkopf sich in nicht ganz geziemender Weise über unsere Feinde entrüsten, gleich erhebt sich die verweisende Stimme der „Norddeutschen Allgemeinen“ und erteilt der ganzen Klasse, Verzeihung, dem ganzen deutschen Volke eine Rüge. Der erzieherische Wert solcher Verweise könnte ja schließlich anerkannt werden, wenn das Verhalten der großen Allgemeinheit gewichtigen Anlaß zu Beanstandungen gäbe. Allein wir finden — und vorurteilsfreie, nicht immer wohlgesinnte Neutrale haben es bestätigt —, daß das deutsche Volk sich in diesen schweren Zeiten nicht eben wie ein Schulbübchen benommen hat, dem von Zeit zu Zeit auf die Finger geklopft werden muß. Immerhin könnten *wir* uns mit einem milden Lächeln über derartige Stilübungen hinwegsetzen. Aber hat sich die „Nordd. Allg. Ztg.“ auch einmal klargemacht, wie solche Veröffentlichungen auf das Ausland wirken, wie sie von den uns feindlichen Staaten ausgedeutet und ausgebeutet werden? Um nur ein Beispiel anzuführen: ein paar nervös gewordene Leute, die es wahrscheinlich nicht einmal so meinten, wie sie es in begreiflichem Grimm herausschrien, stellten die Forderung auf, man solle den in deutscher Gefangenschaft

befindlichen Sohn Delcassés, den Bruder Greys und einen russischen Großfürsten erschießen, um eine bessere Behandlung der gefangenen Deutschen zu erzielen. Während kein vernünftiger Mensch in Deutschland dieser Abgeschmacktheit ernstliche Beachtung schenkte, hielt es die „Norddeutsche Allgemeine" für angemessen, diese Einzelentgleisung zum Mittelpunkt einer moralischen Betrachtung zu machen. Dadurch wurde, natürlich ungewollt, der Anschein erweckt, als ob das gesamte deutsche Volk blutdürstig die Köpfe der Genannten geheischt hätte. Mit welcher Wonne mögen die geschäftigen Agenten des Dreiverbandes über dieses gefundene Fressen hergefallen sein, wie werden sie das ihnen so mundgerecht dargebotene Material zur Stimmungsmache benutzt haben!

Darum: etwas mehr Enthaltsamkeit in Beschwichtigungen, Entschuldigungen, Ermahnungen. Sie nützen nicht uns, sondern unsern Feinden.

*

Die Vergeßlichen

Bei der Inhaftnahme der Engländer hat die Staatsangehörigkeit zu viele bemerkenswerte Zufälle ergeben, als daß diese „Zufälle" nicht zum Nachdenken anregen sollten. Hier war es ein über zwanzig Jahre in Deutschland ansässiger Ingenieur, der „vergessen" hatte, sich naturalisieren zu lassen, dort ein harmloser Buchhalter, der nicht einmal ein Wort Englisch versteht, und dessen englische Staatsangehörigkeit daraus hergeleitet werden muß, daß sein Vater, nach längerem Aufenthalt in England vor 60 Jahren zurückgekehrt, seine Naturalisation verabsäumt hatte. Es mag ja wirklich manch armen Teufel geben unter den eingesperrten Engländern, der im Herzen gut deutsch, nur der Form nach Engländer ist. Aber hat man noch nie etwas von den berühmten Drückebergern gehört, sollte sich niemand von den Herrschaften in seinem zwanzigsten Lebensjahre bewußt gewesen sein, daß er als Engländer gar keiner Dienstpflicht unterliegt, während seine rechtzeitige Naturalisation die Dienstpflicht in Deutschland bedingt hätte! Es mag manch einem auch ganz gut zustatten gekommen sein, in Deutschland als Deutscher angesehen zu werden, und wenn ihn sein Beruf ins Ausland führte, dort immer, wenn es für ihn von Vorteil war, als Engländer aufzutreten und sich als solchen aufzuweisen. Diese Herrschaften müssen eben jetzt — nachzahlen. F. Z.

*

Etwas zum Merken

Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" bespricht die in Belgien derzeit erscheinenden Zeitungen und erwähnt dabei, daß sehr viele Belgier, um nicht allein auf die von der deutschen Regierung zensierten Blätter angewiesen zu sein, zu den holländischen greifen. Bekanntlich sind die holländische und die flamisch-belgische Schriftsprache voneinander kaum nennenswert verschieden. „Man ist erstaunt", fügt das Rotterdamer Blatt hinzu, „über die niederländische Sprachkenntnis all der Leute, die vor dem Kriege nicht um die Welt ein Wort flamisch gesprochen oder gelesen haben würden!"

*

Patrioten und Gesindel

Ein Leser erzählt in der „Bergarbeiter-Zeitung":

Wir hatten in Oberhausen etwa eine Stunde Aufenthalt, die wir im Wartesaal verbrachten. An unserem Tische nahmen zwei Herren Platz, von denen der eine nach Emmerich, der andere nach Wesel fuhr, die außer der Kriegslage auch die Geschäftslage besprachen. Der eine Herr, der nach Emmerich fuhr, bekannte sich als Großschlächter aus Gelsenkirchen, während der andere weder seinen Beruf noch seinen Wohnort verriet.

„In der Kohlenkiste", begann der eine, „merkt man vom Kriege absolut nichts, auch in geschäftlicher Beziehung nicht. Würde die Bahn nicht so überlastet sein durch die vielen Militär- und Materialtransporte, wir hätten jetzt eine bessere Zeit als vor dem Kriege!"

Darauf der Großschlächter: „Im Gegenteil! In Gelsenkirchen gehen die Geschäfte flotter als jemals. Ich habe während den zwei ersten Monaten des Krieges 6000 ℳ mehr

verdient, nicht nur mehr eingenommen, sondern rein verdient. als in der gleichen Zeit vorher. Besonders die Häute sind kolossal im Preise gestiegen, und wenn Sie noch Schuhe und sonstiges Lederzeug benötigen, kaufen Sie es jetzt, denn nach dem Kriege wird das Leder unerschwinglich teuer."

Auch der andere bestätigte, daß er während der Kriegszeit „ganz gut" verdient hätte, jedoch nicht mehr als vorher; er wäre auch froh, wenn er sein Geschäft auf der „alten Höhe" halten könne.

„Brauchen Sie nicht mehr fort?" fragte der eine, worauf der Gelsenkirchener Großschlächter antwortete:

„Ich bin schon eingezogen gewesen, aber freigekommen. Als es hieß: ‚Kranke vortreten!' bin ich vorgetreten — Kopfgicht. Sofort wurde ich wieder entlassen und konnte nach Hause gehen. Im Schützengraben ist nichts zu verdienen! In Gelsenkirchen läuft noch das ganze Gesindel herum, von dem man nicht weiß, wovon es eigentlich lebt. Warum sollten wir Geschäftsleute denn erst fort?"

Dem andern schien diese „geschäftliche Offenheit" in unserer Gegenwart doch nicht zu behagen, und so lenkte er das Gespräch zurück auf den Kriegsschauplatz, auf dem beide ausgezeichnet bewandert waren und die Kriegspläne besser kannten als der Große Generalstab.

„Kopfgicht", untauglich für den Kriegsdienst und zu schade, um im Schützengraben zu liegen, solange das „Gesindel" noch herumläuft, von dem man nicht weiß, wovon es lebt, aber trotz „Kopfgicht" gesund genug und fähig, in den zwei schlimmsten Monaten, die das deutsche Volk seit Bestehen des Reiches durchgemacht hat, 6000 ℳ mehr zu „verdienen".

*

Unsinnige Seeschlachtenbilder

In allerjüngster Zeit befleißigen sich die Zeitschriften und die illustrierten Zeitungsbeilagen, neben den phantastischen Schlachtenbildern auch Zeichnungen von Seegefechten zu veröffentlichen. Gegen die Zeichnung der Landkämpfe mag wenig einzuwenden sein. Aber die Seegefechtsbilder sind vollkommen unsinnig. Dieser Tage sah man z. B. ein Bild, wie bei Coronel an der chilenischen Küste unser Kreuzer „Scharnhorst" auf das schon sinkende Schiff des Feindes noch eine Breitseite feuert. Das englische Schiff müßte — nach dem Bild zu urteilen, das, nebenbei bemerkt, einer unserer bekanntesten Marinemaler angefertigt hat! — zu dieser Zeit etwa hundert (!) Meter von der „Scharnhorst" entfernt gewesen sein. Und das ist ein vollständiger Unsinn! Wir leben nicht mehr in den Zeiten der Hansa, da man mit dem Enterhaken das feindliche Schiff zu erobern suchte. Der heutige Schiffskampf zielt auf die Vernichtung des Gegners; er ist vor allem und ausschließlich Fernkampf. Wir wissen, daß die „Scharnhorst" aus einer Entfernung von 9000 Metern, also neun Kilometern, den ersten Schuß abgab, und daß der Kampf auf eine Entfernung von etwa 4—5 Kilometern zu Ende gefochten wurde.

Daraus ergibt sich schon, daß alle Bilder, die die kämpfenden Schiffe fast Bord an Bord darstellen, gründlich verzeichnet und abgrundtief verfehlt sind. Sie geben den Geist dieser Fernkämpfe nicht nur nicht wieder, sie fälschen ihn geradezu. Dr. J. M. Sch.

*

Eine gutgemeinte Lehre

Das Kriegsministerium hatte an eine Gemeinde bei Berlin die Anfrage gerichtet, ob das aus Gemeindemitteln neu erbaute Amtsgerichtgebäude zur Unterbringung gefangener Offiziere zur Verfügung gestellt werden könne. Das Ersuchen wurde abgelehnt, und zwar mit der Begründung, daß es unangebracht sei, den feindlichen Offizieren die mit jeder Bequemlichkeit ausgestatteten Räume des Neubaues zur Benutzung zu überlassen.

Diese Begründung ist gewiß stichhaltig und enthält zugleich eine kleine Lehre, über die das mit Arbeiten überlastete Kriegsministerium nicht ungehalten sein sollte. Es liegt wahrhaftig kein Anlaß vor, die feindlichen Offiziere mehr als anständig zu behandeln. Wo dies geschehen ist — und leider ist es geschehen —, da hat sich gezeigt, daß die also Verwöhnten,

insbesondere die Herren Engländer, das übergroße Entgegenkommen mit einem herausfordernden Benehmen gelohnt haben, das ganz und gar nicht mit ihrer Lage vereinbar war. Auch bringt die gar zu hotelmäßige Umgebung viel eher eine Gelegenheit zum Entwischen mit sich, gegen das auch das Ehrenwort, wie sich erwiesen hat, keineswegs immer ein genügender Schutz ist.

Vielleicht braucht das Kriegsministerium noch Lazaretträume? Wir glauben, es wird sich auf solche Anfrage keinen Korb holen.

*

„Einer von Vielen"

Den gedankenschweren Bußtag hat der „Vorwärts" seinen Lesern noch schwerer gemacht. Er hat ihnen im Unterhaltungsteil eine hoffnungslose Geschichte erzählt. „Einer von vielen." Das ist Max Rusch. Ein Arbeiter, ein Monteur, der sich langsam aus der Massentiefe zu kleiner Selbständigkeit emporgearbeitet. Aus der Fabrik landet er im Berliner Westen, erhält eine gute Portierstelle und kann sich einen kleinen Laden einrichten. Es geht ihm gut, seine Kinder haben in ihm die Hoffnung, daß ihre Zukunft einmal nicht im trüben Fabriksaal anfangen muß. Da kommt der Krieg. Max Rusch zieht mit, tut seine Pflicht und fällt. Ein Held unter Millionen. Der Erzähler des „Vorwärts" sagt:

„Als ich seine Frau trösten wollte, wehrte sie ab. Der tiefe Schmerz, den keine Träne freibadet, und der darum tränenlos ist, preßte ihre Stimme. Klar wie durch eisigen Wintertag sah sie das Leben, das nun kommen mußte. Die Portierstelle wird sie verlieren, mit Schneiderarbeit spärliches Geld verdienen, für sich und ihre drei Kleinen. Der Traum, daß ihre Jungen eine bessere Schule besuchen werden, ist zerstoben. Die große Fabrik, deren Tor wie ein ungeheures Maul auf die Straße bleckt, wartet auch auf die beiden Söhne von Max Rusch. Sein Weib wird mit ihren harten Händen das Leben wieder anpacken, ohne Illusion."

Wer ist, der ohne Ergriffenheit dieses Schicksal hören könnte? Aber man muß sagen, daß es ein verhängnisvoller Irrtum ist, die Tragik Max Ruschs und der Seinen in dem dumpfen Nichts verhallen zu lassen, das der „Vorwärts" als Schlußpunkt setzt. Denn es ist nicht wahr, daß seine beiden Söhne unbedingt wieder in die Massentiefe versinken müssen. Wenn sie von dem Vater, von der tapferen Mutter die Tüchtigkeit erbten, werden sie nicht wieder von der Fabrik aufgefressen werden. Die Tatsachen haben ein anderes Gesicht. Man muß wissen, mit welch eifriger Liebe zum Beispiel die Lehrer der Berliner Gemeindeschulen auf jedes Talent fahnden, das sie vor sich auf den Bänken keimen sehen. Da ist kein Begabter, der nicht gefördert und privater oder öffentlicher Hilfe empfohlen würde.

Es ist von jeher schon viel getan worden, um der Tüchtigkeit aus der Armut emporzuhelfen. Und nach dem Kriege wird noch mehr getan werden. Dem Bürgertum soll die Geschichte Max Ruschs eine Mahnung sein — aber den Lesern des „Vorwärts" darf sie nicht eine Quelle neuer Verbitterung, neuer Verzweiflung sein. Freilich, ihnen ist von jeher die Teilwahrheit gepredigt worden, daß das „Milieu" alles sei. Die andere Wahrheit ist ebenso richtig, ist tausendfach bestätigt: daß jeder seines Schicksals eigener Schmied ist. Der arme Bauernjunge aus Wesselburen Friedrich Hebbel mußte als Dorfschreiber fronen und hat doch sein „Milieu" besiegt. Auch die Söhne Max Ruschs werden es besiegen — wenn sie nur die Söhne ihres Vaters sind! K. W.

*

Gericht gegen Generalkommando

Vor der Strafkammer II des Altonaer Landgerichts hatte sich ein Kaufmann wegen Überschreitung der vom Generalkommando festgesetzten Höchstpreise zu verantworten. Das Gericht kam im Gegensatz zu der Auffassung des Staatsanwalts zu einer Freisprechung. Das Generalkommando dürfe Verordnungen über die öffentliche Sicherheit, hieß es in den Gründen, nicht aber solche über die Wohlfahrt der Bevölkerung treffen.

Vor dem Reichsgericht, bemerkt hierzu das „Hamburger Echo", wird diese Begründung kaum standhalten. § 9 Ziffer b des Gesetzes über den Belagerungszustand bedroht das Übertreten eines vom Militärbefehlshaber „im Interesse der öffentlichen Sicherheit" erlassenen Verbots mit Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre. Das Verbot, Höchstpreise zu überschreiten, kann sehr wohl im Interesse der öffentlichen Sicherheit ergehen, wenn es auch überdies der öffentlichen Wohlfahrt dient. Ohne die Beschränkung einer Rücksichtnahme auf die öffentliche Sicherheit hat das Reichsgesetz vom 4. August 1914 den Zivilbehörden das Recht der Festsetzung von Höchstpreisen zugestanden. Es ist der Militärbefehlshaber berechtigt, auch unter die von Zivilbehörden festgesetzten Höchstpreise im Interesse der öffentlichen Sicherheit herabzugehen.

Es berührt nicht gerade erfreulich, daß das Altonaer Gericht zu einer entgegengesetzten Auffassung gelangt ist. Der Zeitpunkt für derartige juristische Feinheiten erscheint wenig glücklich gewählt. In solchen Fällen sollte heute doch das mindeste sein: in dubio pro patria.

*

Ein Bildungswahn

Ich glaube, die Gelegenheit wäre jetzt besonders günstig, einen Bildungswahn auszurotten, der nur dem deutschen Volke eigen ist: den Glauben, die fremdländischen Ortsnamen möglichst so aussprechen zu müssen, wie es die Eingeborenen tun. Von allem andern abgesehen, ist es ganz unmöglich, diesen Grundsatz durchzuführen. Denn auch die Sprachkenntnisse des Gebildeten und die Nachahmungsfähigkeit seiner Zunge haben enge Grenzen. Wenn jetzt noch der Orient zu den französischen und slawischen Gebieten kommt, kennt sich keiner mehr sprachlich aus.

Dieses Getue hat einen ganz üblen Beigeschmack von Bildungsprotzerei und ist aufs engste dem just halbwegs überwundenen Irrglauben verwandt, der im reichlichen Gebrauch von Fremdwörtern ein Bildungszeichen sah.

Wir sollten jetzt gründliche Arbeit machen, voran die amtlichen Stellen in ihren Berichten und die Presse. Wo es noch von besseren Zeiten her deutsche Namen gibt, dürfen nur diese verwertet werden. Wo dadurch Zweifel entstehen können, mögen zunächst die fremdsprachlichen in Klammer beigefügt werden. Dann aber versuche man doch, durch Anlehnung an die wirkliche Aussprache, wie sie das deutsche Ohr erfaßt, auch eine dem deutschen Auge verständliche Schreibweise zu finden. Daß viele Länder so rückständig sind, an einer geschichtlichen Schreibweise festzuhalten, darf uns doch nicht in unserm vorgeschrittenen Grundsatz irremachen, möglichst so zu schreiben, wie man wirklich ausspricht. Nur auf diese Weise wird dem Sprachgefühl genug getan, nur so der sprachschöpferischen Kraft freie Bahn geschaffen. Daß es auch politisch klug ist, ersehen wir aus dem Beispiel der großen Herrschaftsvölker des Altertums und der Gegenwart: die alten Griechen hatten, wie die Engländer, den Grundsatz, fremdländische Namen den Gesetzen ihrer eigenen Sprache zu unterwerfen. K. St.

*

Zur Warnung!

Der Landrat des Kreises Gardelegen, v. Alvensleben, hat unterm 23. November nachstehende öffentliche Bekanntmachung ergehen lassen:

„Der Landwirt Wilhelm Strauß in Lockstedt bei Öbisfelde hat ostpreußische Flüchtlinge, eine Frau und zwei Kinder im Alter von 5 und 1½ Jahren, die von dem Gemeindevorstand auf Grund des Kriegsleistungsgesetzes überwiesen waren, ohne weiteres vor die Tür gesetzt, trotzdem er in seinem Hause drei unbenutzte heizbare Zimmer zur Verfügung hat. Frierend und weinend wurde die arme Familie von Nachbarsleuten des Strauß, die kein heizbares Zimmer übrighaben, aufgenommen.

Strauß hat schon bei der Aushebung der Mobilmachungspferde wenig vaterländische Gesinnung gezeigt.

Zur Warnung für andere bringe ich dies zur öffentlichen Kenntnis."

*

Der einzelne Engländer

Gegen die Auffassung, daß der „einzelne Engländer“ unschuldig an den Verbrechen der Grey und Genossen und daher für ihre Handlungen auch nicht verantwortlich zu machen sei, wendet sich kräftig Artur Wagner im „Tag“:

„Das englische Volk brüstet sich damit, daß es die vollkommenste Volksvertretung besitzt, durch welche es seine Geschicke selbst bestimmt. Mit anderen Worten: die jeweiligen Vertreter, alias Minister in England, sind weiter nichts als die Sprachrohre des englischen Volkes. Wenn also die Herren Grey und Konsorten jetzt so reden und handeln, wie wir alle es erleben, so geschieht es nur, weil das englische Volk es will. Wäre das nicht der Fall, so würde ein Regiment dieser Herren ein Ding der Unmöglichkeit sein. Ein einziges Veto des englischen Unterhauses, der vollkommensten Volksvertretung, wie die Engländer sagen, würde sie zum Teufel jagen und der Welt klar und deutlich kundgeben, daß das englische Volk eine solche Politik der Verbrechen an der Menschheit nicht billigt. Nichts derartiges ist aber in allen diesen Wochen geschehen. Wohl ist der eine oder andere Volksvertreter zurückgetreten, weil ihn sein Gewissen dazu zwang. Ihre Stimmen sind aber im Brausen des Beifalls der anderen für die Politik der Herren Grey und Konsorten nicht gehört worden.

So liegt der Fall! Man komme uns also nicht mehr damit, daß die heutige Politik der englischen Regierung nicht von den Engländern gebilligt wird, und daß es daher ungerecht wäre, diese ruchlose Art des Handelns dem einzelnen Engländer zur Last zu legen. Wir werden gut tun, mit dieser verfehlten Logik ein für allemal aufzuräumen ...“

Die Gegenprobe würde ja auch ein höchst überraschendes Ergebnis zutage fördern. Denn „Da jeder gebildete Deutsche mehr oder weniger einen oder mehrere Engländer kennt, die er ausgenommen haben will, so würde sich in der Addition aller dieser ausgenommenen Engländer eine Zahl ergeben, die annähernd der Gesamtzahl der ausschlaggebenden Volksteile überhaupt entspricht. Die Engländer wären also als Personen auszunehmen, und es bliebe nur ‚der Krieg‘ allein übrig, der schuld an all dem Unglück ist.“

*

Die vorausbestellte Siegesfeier

Auf welche Abwege der Krieg manche Köpfe entgleisen läßt, davon kann man sich aus einer Mitteilung der „Voss. Ztg.“ eine blasse Vorstellung machen:

Kaum ist durch die Mahnung einsichts- und geschmackvoller Männer dem ewigen Flaggenschmuck unserer Straßen ein Ende bereitet worden, und kaum hat man sich von dem peinlichen Eindruck der vorzeitigen Siegesfeiern erholt, da wird ein neuer Festesplan bekannt, von dem man schwer nur sagen kann, ob ihm mehr der allgemeinen Empörung oder der Lächerlichkeit anheimzufallen beschieden ist. Es muß aber rechtzeitig auf ihn hingewiesen werden, um widerstandsunfähigere Naturen vor schneller Nachgiebigkeit und späterer Beschämung zu bewahren.

Ein Herr v. B... fordert namens der im Reichstagsgebäude untergebrachten Wohlfahrtseinrichtungen alle Hausbesitzer am Pariser Platz und in der Straße Unter den Linden auf, ihm schon jetzt die Fenster ihrer Häuser zur Verfügung zu stellen, damit sie bei „der Einholung unserer siegreichen Truppen“ zum Besten des Roten Kreuzes vermietet werden können.

Das wagt man uns in einem Augenblick zu bieten, in dem noch täglich Tausende von unsern Brüdern in Ost und West ihr Blut hingeben müssen, in dem auch die überzeugtesten Optimisten — und das sind wir hinsichtlich des Endergebnisses ja alle — nicht ganz ohne Sorge den täglichen Bericht erwarten und auch nach der Meinung sachverständiger Kreise noch opferreiche Kämpfe uns vom Siege trennen!

*

Nach zehn Jahren

In der Berliner „Montagspost“ wird erzählt:

Am 12. Juli 1904 war's, zu Königsberg. Da begann vor der Strafkammer ein pein-

liches Verfahren gegen 9 deutsche Staatsbürger, die angeklagt waren des Hochverrats gegen das russische Reich und der Beleidigung des Zaren. Sonderbare Erinnerungen werden dadurch heute in jedem deutschen Gemüte geweckt. Kann ein Deutscher in Deutschland Hochverrat gegen Rußland begehen? Kann er den Zaren beleidigen, den selben „Friedenszaren", dem wir heute den gräßlichen Krieg verdanken?...

Die Verhandlungen dauerten damals 12 Tage; im wesentlichen brach die Anklage zusammen. Die meisten Angeklagten wurden teils freigesprochen, teils zu Gefängnisstrafen verurteilt, welche durch die Untersuchungshaft teils verbüßt waren. Nur 2 Angeklagte blieben übrig, die noch je 3 Monate Gefängnis abmachen mußten. Den Vorsitz in jenem Verfahren führte der damalige Landgerichtsdirektor Schubert, der noch wenige Wochen zuvor Staatsanwalt in Erfurt gewesen und erst kurz vor dem Prozeß als Landgerichtsdirektor nach Königsberg versetzt worden war. Er leitete die Verhandlungen mit großer Umsicht und Schärfe. Es stellte sich heraus, daß das russische Reich seine Angehörigen, wenn sie etwa Hochverrat gegen Deutschland oder Beleidigungen deutscher Fürsten begehen, nicht bestraft. Deshalb konnte Verurteilung nur wegen Geheimbündelei erfolgen.

Jetzt ist nun die Kunde nach Deutschland gekommen, daß der damalige Gerichtspräsident Herr Schubert im Kriege gegen Rußland gefallen ist!

*

Der Waschlappen mit dem Eisernen Kreuz

Ich spreche natürlich von keinem, der da lebt. Sondern nur von einem, der gewoben ist und aus einem Berliner westlichen Kaufhause stammt, einem leinenen Seifenlappen mit dem schwarzen, ernsten Eisernen Kreuz in natürlicher Größe mitten darauf.

Es gehörte zu der Schönheit der Mobilmachungstage, daß wir mit einem Schlage so vieles Erkünstelte wegsinken und dafür Takt und rechten Sinn wieder an die Oberfläche dringen sahen. Aber auf die Dauer scheint es dem gegenwärtigen Geschlecht nicht gegeben zu sein, das Große und Verehrungswürdige nicht unnützlich im Munde oder auf seinen geschäftlichen Erzeugnissen zu führen. Man kann nicht dankbar und herzlich genug an unsere Mannschaften denken, aber gerade dann verstimmt es den Empfindlichen, wenn er auf ausgehängten Schaufensterplakaten so süßlich zur Sendung an „unsere braven Truppen" die ihnen oft entbehrlichsten Gegenstände auspreisen sieht. Ich mache keine Anklage daraus, daß man den berühmten 42-cm-Granaten in den unmöglichsten Materialien und an den unmöglichsten Orten in Nachbildungen begegnet; Kindlichkeit will ihr Spiel haben, die Parodie ist nun einmal ihr Weg, um sich dem Großen und Überlegenen zu nähern, und der Geschäftsgeist macht das teils aus erfahrungsreicher Klüglichkeit, teils auch, weil er selber nicht anders beschaffen ist, mit. Bei alledem sollte man sich über die Grenze klar sein, wo man zu entweihen beginnt. Das Hohe und das Heilige sollen nicht in dem Sinne volkstümlich sein, daß man sie veralltäglicht, trivialisiert und ihr Bildnis verwaschlappt. Wie wenig wird doch, soviel man sie liest und auslegt, die Bibel in ihren erzieherischen Feinheiten begriffen! Und wie wenig wird von der großen Zahl dieser Zeitgenossen, die im Nachahmen und Übertragen so überaus eilig und beflissen sind, über das, was sie dann damit tun, noch irgendwie selbstkritisch nachgedacht! Ed. H.

*

Burgfrieden!

Ein Flugblatt, das in Selm (Kreis Lüdinghausen) verbreitet wurde und dem „Dortmunder Generalanzeiger" beigelegt war, lautet:

„Achtung! Wähler der III. Abteilung!

Am Donnerstag, den 26., findet Wahl der III. Abteilung statt. Seid daher auf der Hut. Wählt nur solche Personen, die das Vertrauen des Volkes besitzen und uns keine unnütz hohen Steuern aufbürden. Auch solche Personen, die uns durch ihre Tätigkeit genügend bekannt sind, wählen wir nicht.

Es ist in Selm die allerhöchste Zeit, daß wir weitblickende umsichtige Vertreter dem Gemeinderat zuführen, Seid aber auch auf dem Posten, um dem roten Gesindel einen Spieß entgegenzuhalten. Einem roten Arbeiter ist es nicht möglich, für das Wohl aller zu wirken. Gehen wir einmütig für unsere Helden im Feindesland zum Wahllokal und wählen nur ..."

Es ist aller Anerkennung wert, wenn der „Vorwärts" diese Pöbelei vorläufig nur niedriger hängt. Der Kaiser kennt keine Parteien mehr, aber diese Art „Patrioten" beschimpft die Angehörigen einer Parrei, die Hunderttausende und mehr „unserer Helden im Feindesland" zu stehen hat, als „rotes Gesindel", dem es nicht möglich sei, „für das Wohl aller zu wirken"! — Gegen solche Schädlinge am Vaterlande sollte geradezu mit Strafen eingeschritten werden.

*

Eine Mißgeburt

Das Erscheinen des neuesten „Schlagers der Saison" — es gibt Leute, die ihn auch jetzt nicht entbehren können — wurde der Reichshauptstadt wie folgt kundgetan:

Carl Wilhelm
und
W. Turszinsky
zeigen hiermit die Geburt ihrer jüngsten Tochter Else an.
Die Tauffeierlichkeiten finden am Freitag, den 20. d. M., im ... statt.

Fräulein Feldgrau

In Berlin WW. werden sie's sehr sinnig finden. Denn es ist Zeist von ihrem Zeist. Daß aber hinter dieser Ankündigung im Bierzeitungsstil zur gegenwärtigen Zeit eine tüchtige Portion Gefühlsroheit steckt, das wird den Herrschaften wohl nicht aufgehen.

*

Aus der Kloake des Krieges

Auf dem Ansichtskartenmarkt ist eine Serie von „Steckbriefen" erschienen. Der erste ist erlassen hinter:

Alberto Belgio, Kaschemmenwirt, Baldowerer, berüchtigter Messerstecher und Meuchelmörder. Besondere Kennzeichen: Langneesig, trägt Stockgewehr und spielt den Betrogenen.

Der zweite hinter: Piu-Piu Rothose, genannt Dum-Dum. Gefährlicher Mädchenhändler, Schnelläufer, Gewaltslude. Besondere Kennzeichen: Gegerbte rote Hosen, eingeschlagene Zähne in der Riesenschnauze.

Und der dritte hinter: Nikolaus Saurus. Leichenschänder, Mordbrenner, gewesener Henkersknecht. Spitzname: Knutende Wutkinudel. Besondere Kennzeichen: Stets besoffen, trägt gemauste Sachen bei sich.

Durfte derartiger Unrat überhaupt an die Oberfläche geschwemmt werden?

*

Der Mann, der helfen wollte

Eine wahre Geschichte. Manche werden sie schon in ihrer eigenen Umgebung, vielleicht mit kleinen Abweichungen, erlebt haben, aber lassen wir sie hier von einem Mitarbeiter der „Voss. Ztg." erzählen:

Es war einmal — ach nein, das ist nicht der richtige Anfang, denn dann würde es wie ein Märchen klingen, aber leider ist es kein Märchen, sondern eine richtige, wahre Erzählung: die Geschichte von dem Mann, der helfen wollte. Als der Weltkrieg ausbrach, flammte in der Seele dieses Mannes eine ungeheure Begeisterung auf. Er wollte helfen, dem Vaterlande helfen. Verhältnismäßig jung, kräftig gebaut, so mußte sich schon etwas für ihn finden. Da er als Jüngling einen Zentimeter zu schmal gewesen war, so hatte damals die Militärbehörde auf seine Dienste verzichtet. Den Zentimeter hatte er inzwischen eingeholt.

Kriegsfreiwilliger wollte er werden, aber — er war verheiratet. Die Rücksicht auf die Frau, wenn er etwa fallen würde, nicht wahr? Nein, Kriegsfreiwilliger konnte er doch nicht werden. Zur freiwilligen Krankenpflege wollte er gehen. Das ist etwas weniger gefährlich, aber — er konnte kein Blut sehen, und die Dienste, die er da hätte tun müssen, die doch nicht immer ganz ästhetisch waren, nicht wahr? Nein, das konnte er wirklich nicht, Sanitäter konnte er nicht werden. Nun, es hätte sich hier vielleicht irgendeine passende Beschäftigung für ihn ge-

funden, denn er wollte doch so gerne helfen. Aber — damit nahm er doch nur den anderen Leuten das Brot. Nein, in irgendeiner Hilfseinrichtung arbeiten, das konnte er nicht.

Überhaupt half er denn nicht so dem Vaterland? Half er nicht das wirtschaftliche Leben aufrechterhalten? Daß er freilich sein Dienstmädchen entlassen hatte und sich die Steuern stunden ließ, war ja ein Ding für sich. Und in dem schönen Gefühl, daß er das Wirtschaftsleben stützte, schlief er in seinem warmen Bett, derweil draußen der Herbstregen über das Land niederging. Der Mann, der gern helfen wollte, ging in das Wirtshaus, denn er half doch das wirtschaftliche Leben aufrechterhalten, und traf dort seine Freunde. Wißt ihr schon, erzählte der Mann, der so gern helfen wollte, und seine Stimme bekam einen geheimnisvollen Klang, die Russen sind in Thorn. Es wußte zwar niemand, aber er hatte seine Beziehungen! Ja, er wußte noch viel mehr, er wußte, daß die Kriegsfreiwilligen beim Anblick der Inder einen Nervenchoc bekommen hatten, daß man sie regimentsweise beurlauben mußte. Bei Belfort stand es wirklich schlecht, und die Österreicher hatten in Serbien 90000 Mann verloren. Ja das, und noch vieles mehr wußte der Mann, der so gern helfen wollte, denn er hatte doch seine Beziehungen und erzählte seine Geschichten brühwarm jedem, der sie hören wollte.

Ja, so half nun der Mann, der so gern hatte helfen wollen, wirklich, nur mit dem Unterschiede: nicht seinem Vaterlande, sondern dessen Feinden.

*

Während des Krieges darf nur ...

Das vielberufene „Berliner Nachtleben“ ist durch den Krieg fast gänzlich aus dem Bilde der Reichshauptstadt gelöscht worden. Von den Stätten, so liest man in der „Berl. Volksztg.“, wo sich einst der „Gent“ zu später Stunde von zarter Hand ein sachverständig gemischtes Getränk mit exotischem Namen reichen ließ, bevor er sein wohlfrisiertes Haupt zum Schlummer niederlegte, haben nur wenige ihren Betrieb, in den Grenzen der Polizeistunde, noch aufrechterhalten. Dorthin sind jene holden Feen geflüchtet, die vor dem Kriege die Tanzpaläste Berlins bevölkerten, und deren Aufgabe es war, ihre Kavaliere zu möglichst hoher Zeche zu verleiten.

Da sitzen sie nun beieinander, genau so elegant gekleidet wie einst im Mai, und harren der Dinge und der Menschen, die da kommen sollen.

Bescheidentlich nehmen wir in einem dieser meist in mißverstandenem Rokokostil eingerichteten Lokale (es führt den französischen Namen eines alten Berliner Lustschlosses der Hohenzollern) an einem Tischchen Platz, nicht des Vergnügens wegen, sondern des Studiums halber, und ersuchen den Kellner höflich, uns eine Flasche Moselwein, dessen billigste Sorte auf der Karte mit einem recht ansehnlichen Preise aufgeschrieben ist, vorzusetzen.

Der Kellner aber betrachtet uns aus seine ragenden Höhe mit tiefer Verachtung und erklärt, kurz und entschieden: „Während des Krieges darf hier nur französischer Champagner getrunken werden!“ Und da wir keine Lust verspüren, die französische Champagnerfabrikation durch eine Spende von mindestens zwanzig Mark guten deutschen Geldes („ein Pfund“ nannte früher der „Gent“ diesen Betrag) zu unterstützen, erheben wir uns wieder und wandern unsere Straße weiter, um eine nützliche Erfahrung reicher?

Wäre es ein nationales Unglück, wenn derartige Lokale vom Erdboden verschwänden?



Verantwortlich für die Schriftleitung: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Der Türmer

Kriegsausgabe

Notenbeilage 6 — 2. Dezemberheft 1914




dan - ken dir, daß wir zur Frei - heit er -
wach - - ten!
ritard.
Ruhig
mf
Wie auch die Höl - le braust,
p
Ped.
Gott, dei - ne star - ke Faust stürzt das Ge -
bäu - - de der Lü - - - - ge.
f


Führ' uns, Herr Ze - ba-oth, führ' uns, drei -
ein' - ger Gott, führ' uns zur Schlacht und zum
ff
molto rit.
Sie - - - - - - - - ge!
Wuchtig
f
ff
Ped.
Führ' uns! Fall un - ser Los auch
mf
tief in Gra - bes Schoß:
Lob doch und
Digitized by Google


Preis dei = nem Na = = = men!
Reich, Kraft und Herr = lichkeit sind dein in
E = wigkeit. Führ' uns, All = mäch = ti = ger!
A = = = = = = men, A = = men,
poco ritard.
A = = = men.
A = = = men.
poco ritard.

Deutscher Matrose



Otto Soltau



XVII. Jahrg. Erstes Januarheft 1915 Heft 7

An 1914!

Silvestergruß von Mela Escherich

1914 — wir haben dich erlebt! Um deine Tage flicht der Ruhm seine Kränze, in denen hochzeitlich des vergossenen Blutes Rosen glühen.

1914 — wir haben dich erlebt! Dessen rühmen wir uns vor den Toten, vor denen, die vor dir gestorben sind, und vor den Ungeborenen. An den Gräbern und an den Wiegen werden wir fortan von dir reden.

1914 — wir haben dich erlebt! Da wurdest du schön, Deutschland, wie ein einziger schöner Mensch. Du bist die Schönheit, du bist die Kraft, du bist die Tugend! Das alles war lange in dir; aber nun ist es allen sichtbar geworden. Du warst wie ein Baum voller Knospen; nun blühst du.

Jetzt loht alles auf in einer Seligkeit, die jener der ersten Liebe im Menschenleben gleicht. Von Aug' zu Aug' ein staunendes Finden, als wären wir plötzlich alle besser geworden.

O wie war es nur möglich, daß so viel kleiner und kleinlicher Haß, mit dem unsre Feinde über uns herfielen, wie war es nur möglich, daß er so viel Liebe in uns freimachen konnte! Was ist aus dem dürren Holze, das unsere Feinde häuften, für ein lichtes, schönes Feuer geworden!

Was jahrhundertelang in den Kirchen aller Bekenntnisse gepredigt wurde und so viel umsonst gepredigt wurde: Liebet einander! wie ist es mit einem Male zur Tat geworden! Immer hat man gesagt, das wirkliche Leben mit seinen Selbst-

erhaltungsforderungen stehe im Gegensatz zu der reinsten Lehre, der Lehre der Liebe, und man hat es am meisten gesagt vom politischen Leben. Und nun ist es gerade das politische Leben, das uns die Masken abriß, die Masken, die wir als Politiker, als Wissenschaftler, als Künstler, als Geschäftsleute tragen, und uns als Menschen zeigt. Es ist nicht bloß die Parteienbrodelei, es ist das gesellschaftliche und berufliche Schranzentum, das wir einen Augenblick fallen ließen. Wir werden es ja wieder aufnehmen, aber wir werden die Erinnerung lange in uns bewahren, daß wir uns einen Augenblick als Menschen, bloß als Menschen gesehen haben. Wir haben es erlebt, Brüder gewesen zu sein.

1914! — du kamst wie eine große Welle, die die Lieblosigkeit verschlang. Nicht daß wir jetzt da lieben, wo wir haßten! Nein, wir lieben und hassen stärker. Aber die kleine Liebe und der kleine Haß sind verschwunden. Wir haben keine Fähigkeit mehr, uns über den Nachbar zu ärgern, uns über die Familie zu grämen. Wir schauen über das Kleine weg, weil der Blick auf das Große gerichtet ist.

1914! — So haben wir dich noch nie geliebt, Deutschland! Wir liebten dich unbewußt. Die Liebe war in uns; aber so tief, daß viele sie nicht sahen. Aber nun quillt sie wie das Gottesblut am Kreuze. Wie? Ist nicht alles Blut, das auf den Schlachtfeldern draußen im heißen, heiligen Zorne hinfließt, Zeugnis der Liebe? Ja, unser Haß ist unsre Liebe!

Ich weiß ein' edlen Bronnen,
Wer daran rühren tut,
Da kommt sogleich geronnen
Hervor viel köstlich Blut.
Und quillt und quillt und quillt,
Weiß keiner Tag und Stunde,
Die diesen Bronnen stillt.

Der das hervorgerufen,
Den reut sein böser Mut.
Bis an die Kirchenstufen
Schon fließt das heilige Blut.
Und rinnt und rinnt und rinnt
Durch Gras und Ackerfurchen,
Bis es das Meer gewinnt.

Der Bronnen, den wir meinen,
Das ist die heilige Wut,
Das Blut, um das wir weinen,
Das ist das deutsche Blut!
Das find't kein' Ruhestatt,
Bis es der Feinde Sünden
Hinweggewaschen hat.

Wir wissen es alle, daß dieser Krieg ein heiliger ist, und daß wir mit ihm eine sittliche Aufgabe erfüllen. Schon aus des Tacitus Urteilen liest sich heraus, daß die deutschen „Barbaren" das Volk der Zukunft sind, und in wachsender Klarheit schält sich aus Europas Geschicken deutsche Kultur als der edelste Kern. Sie ist es, die die Mittelmeerkultur ablöst. Die Kultur des deutschen Mittelalters, die deutsche Mystik, die deutsche Kunst gibt die Gewährleistung für die Bestimmung Deutschlands als führende Nation auf dem Kontinent. Politisch beginnt der deutsche Gedanke erst nach dem Dreißigjährigen Krieg zu keimen. Aus unscheinbarsten Anfängen kristallisiert sich da plötzlich das kleine Preußen heraus. Und in diesem wachsenden Preußen gehen Erscheinungen vor sich, die geheimnis-

voll die Zukunft andeuten. Englands Hand liegt im 18. Jahrhundert schwer auf dem Kontinent. Keine größere politische Unternehmung kann ohne englische Unterstützung gewagt werden. Da ereignet sich das Wunderbare, das wie ein „Menetekel“ in der Geschichte Englands aufflammt: der große Fritz in seinem kleinen Preußen — lehnt Englands Gold ab! Dem, der sehen will, zeigt die Geschichte der friderizianischen Epoche mit wunderbarer Klarheit die vordeutenden Linien des werdenden Herzvolks Europas!

Wenn wir mit Hegel in der Weltgeschichte die Rechtfertigung Gottes erkennen wollen, so müssen wir gestehen, daß das deutsche Volk seit Jahrhunderten mehr und mehr in kultureller wie politischer Hinsicht in jenen sittlichen Vorrang einrückt, der ihm eine Übermachtstellung in Europa einräumt.

Deutschland ist berufen.

Das zu glauben, ist keine Überhebung, kein übereilter Optimismus — es ist Erkenntnis der uns zugewiesenen Aufgabe.

Wir haben es lange gewußt. Wir trugen es als einen Traum in uns. In Ehrfurcht, wie der Baum Knospen trägt.

Nun sind die Tage der Erfüllung gekommen.

1914! — Wir haben dich erlebt! Deine Forderung war Blut. Dein Geschenk sind Pflichten. Heilige Pflichten! Sie einzulösen, wird die Arbeit des kommenden Friedens sein. Wir alle, bis hinab zum Geringsten unter uns, haben diese Pflichten, haben diese Arbeit. Nur wenn wir sie erfüllen, sind wir wert, dich, 1914, erlebt zu haben.



Nach dem Kampf · Von Wilhelm Jensen

Daß die nächste Stunde nicht mehr dein,
Daß jeder Gedanke dein letzter kann sein —

Daß die Kugel pfeift, daß der Schlachtruf gellt,
Daß der liebste Freund an der Seite dir fällt —

Daß weiter du mußt und ihn jammernd verließt,
Daß den Feind du aufs Korn nimmst und stürzen ihn siehst —

Gefahr und Entsetzen, Gestöhn und Geschrei — —
Das geht wie im Rausch an dir vorbei.

Nur wenn es vorbei und den Sieg du gewannst
Und schlafen du möchtest und schlafen du kannst —

Da plötzlich wohl kommt's dir ins Auge so dumm,
Daß die Nacht du durchschluchzst, und du weißt nicht warum.



Der irische Dorn unter Englands Panzer · Von Dr. Frhrn. v. Mackay

1. Chathleen ni Houlihan

Bis zur Zeit der Tudors hatten die englischen Könige wohl von der See her das irische „Pale“, die Küstengebiete der „Westinsel“ sich erobert und zu ihrer Mark erhoben; im Innern des Landes hausten aber nach wie vor die Creaghts, die halbwilden Horden, die nomadisierend herumzogen und von gelegentlichen Überfällen auf die Hafenstädte lebten. Erst nach der siegreichen Bekämpfung des großen Aufstandes (1595) unter Führung von Hugh O'Neill, Grafen von Tyrone, und nach dessen Gefangennahme durch Lord Mountjou gelang die vollkommene Unterwerfung Irlands, begann aber auch das Trauerspiel englischer Herrschaft, die für die Söhne Erins einen ununterbrochenen Kalvariengang bis auf den heutigen Tag bedeutet hat. Zugunsten der britischen Barone wurde kurzweg alles beste Land eingezogen, die heimatlos gewordene bäuerliche Bevölkerung zur Auswanderung gezwungen, der zurückbleibende Teil mit härtesten Steuern und Fronen bedrückt, der religiöse Fanatismus durch den Ausschluß aller Katholiken, das heißt der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Iren, von den öffentlichen Ämtern geschürt. Die Empörung über solche Gewalttaten brach sich Bahn in dem furchtbaren Blutbad von Mitchelstown, der irischen Bartholomäusnacht, dem über sechstausend englische Protestanten zum Opfer fielen, und damals war es, als einer der Führer des aufständischen Volkes den berühmt gewordenen Fluch, der wie ein Verhängnis fort und fort wirkte, gegen den britischen Unterdrücker ausstieß: Nullus amor nec foedera populis sunto! (Keine Liebe noch Bündnisse sollen unter den Völkern bestehen!) Sieben Jahre später nahm Cromwell Rache und ließ die ganze Bevölkerung der im Sturm genommenen Städte Wexford und Drogheda niederhauen. Irland war abermals und schlimmer denn je auf die Knie gezwungen und röchelte wie im Todesgrauen; aber aus der schwarzen Nacht des furchtbaren Schlages erhob sich eine lichte, tröstende, gnadenspendende Gestalt: Cathleen ni Houlihan.

Die englische Gewaltherrschaft atmete einen so giftigen, rohen, schrankenlosen Polizeigeist, daß dem Iren auch nur den Namen seines Vaterlandes zu nennen und irgendwelchen Freiheitshoffnungen laut Ausdruck zu geben, zum Staatsverbrechen angerechnet wurde. So verkleidete er die politischen Ideale in ein dichterisches Wesen. Cathleen ni Houlihan ward der verklärte Begriff seines Heimatlandes, den er mit allen möglichen zarten und hoheitsvollen Sinnbildern seiner Phantasie, seiner Liebe und Zukunftsgläubigkeit in Sang und Klang ausschmückte; bald erscheint er als heißen Herzens umfangene Braut, bald als vornehme Gebieterin, die dem Vasallen seine Pflichten und Rechte weist, bald als eine übernatürliche, himmlische Gestalt, in der sich Carlyles verklärendes Wort erfüllt: Woman is a divination of higher thing. Je länger dann freilich das britische Joch auf der Insel lasten blieb, desto düsterer verfärbte sich das angebetete

Bild: bei Yeats ist Cathleen bereits zur kummergebeugten, schneehaarigen Greisin geworden, die fremde Räuber aus ihrem Hause gestoßen haben, die heimatlos auf der Landstraße umherirrt, Hilfe erfleht und den hilfreichen Freunden doch zum Dank nur Leid und Not und schlimmes Verhängnis seherisch künden kann. Und doch bricht sich auch bei dem gälischen Romantiker der altväterliche unerschütterliche Glaube an eine bessere Freiheitszukunft seines Vaterlandes wie ein Sonnenstrahl durch schwarzes Gewitterwolkenfeld Bahn. Am Schlusse des Leidensgemäldes fragen Eltern ihren heimkehrenden Sohn: „Sahest du die alte Frau auf dem Weg?“ „Nein,“ ist die Antwort, „aber ich sah ein junges Weib, und das schritt einher gleich einer Königin.“

2. Die irische Nemesis

Vor dreieinhalb Jahrhunderten war den Iren verboten, über ihres Landes Not zu reden; heute breitet die Londoner Regierung einen Schleier des Geheimnisses über alles, was jenseits des Georg-Kanals vorgeht, und legt nach Möglichkeit John Bull selbst den Maulkorb des Schweigeverbots den bösen Gerüchten gegenüber an, die dennoch von dorther auf nicht zu unterbindenden Wegen nach der Themse vordringen. Aber der Erfolg des Polizeidrucks ist wie immer der, daß desto mehr wildes Gerede umherläuft, alles unter seinen Alpdruck zwingend und das schlechte Gewissen der britischen Staatsmänner aufrüttelnd.

Schon vor Jahren klagte Haldane, als er seine neue Territorialarmee auf den Marsch bringen wollte, in Westminster bitter darüber, daß die Sinn Fenier alle Iren durch Drohungen oder Überredung von der Rekrutenanwerbung fern zu halten suchten, ja sie zur Auswanderung bewegten, und daß damit, da Irland stets die meisten Kämpfer unter die britische Fahne gestellt habe, die beste Quelle zur Ausfüllung der Rahmen der neuen Truppenkörper verstopft werde. Beim Ausbruch des Kriegs wußte die Londoner Jingopresse nicht genug zu rühmen, wie die Stunde der Entscheidung ein durchaus einiges Größerbritannien gefunden habe; heute zeigt sich mit aller Deutlichkeit, daß dieser Eintracht Brücken nicht einmal über die Irische See hinausreichen. Der Manchester Guardian, das angesehenste englische Provinzblatt, bezeichnet die systematische Wühlerei gegen die Rekrutenwerbung in Irland „als unwillkommenes, aber offenkundiges Geheimnis“. Die Behauptung des Gaelic American, des führenden Organs der amerikanischen Iren, daß das Munsterregiment auf dem vlandrischen Kriegsschauplatz die King's Own Scottish Borderers aus Rache für deren Schergendienste zugunsten der Regierung bei den Dubliner Straßenkrawallen zusammengeschossen habe, hat keine Zeitung jenseits des Kanals bündig als unwahr zu bezeichnen gewagt. Wohl aber müssen selbst die Times zu dem Zugeständnis sich herbeilassen, daß „die Entblößung Irlands von Truppen sich als sehr bedenklich erweise“ und eine täglich heißer werdende Gärung auf der Insel zur Folge habe. Gleichzeitig erklären im Oberhaus die sehr ehrenwerten Lords Crewe und Mayo es als unzweifelhafte — von der deutschen Admiralität als falsch zurückgewiesene — Tatsache, daß „deutsche Seeminen an den irischen Küsten aus irischen Fischerbooten ausgelegt wurden und daß diese sehr bedenkliche Erscheinung mit der offen zutage tretenden

aufrührerischen Gesinnung der irischen Bevölkerung zusammenhänge". Schließlich kommt der bekannte Parteiführer des irischen Radikalismus, Sir Roger Casement, nach Berlin, um an amtlicher Stelle darzulegen, wie sehr den Londoner Staatsmännern das schlechte Gewissen schlägt, und wie sie, um dessen Klopfen zu verbergen, zu dem üblichen Mittel der Verdächtigung Deutschlands greifen, das bei dem geplanten Einfall nach dem Vereinigten Königreich Irland zum Operationsstützpunkt sich wählen und aus ihm mit seinen Hunnenheeren ein zweites verwüstetes Belgien machen werde.

Ein Krieg von der Katastrophenstärke des heutigen Weltbrandes ist notwendig ein Umwerter und Umwäger aller, auch der starrsten politischen Werte und Gewichte, und aus den düsteren Untergründen seiner schöpferischen Gewalten erhebt sich drohenden Hauptes unverkennbar auch die irische Nemesis, langsamen, zögernden, aber unaufhaltsamen Schritts: wer die Geschichte der grünen Insel auf ihren Pfaden finsterer Verhängnisverkettung verfolgt, der konnte kaum im Zweifel sein, daß einmal der Schicksalsschlag der Tragödie schweren Hammers auf Englands Herrenmacht fallen mußte.

Dem gänzlich niedergetretenen Irland wurde zwar im 18. Jahrhundert formell die Glaubensfreiheit wiedergegeben; in Wahrheit aber blieb der Katholik rechtlos. Ungeheure Summen mußte das verarmte Volk jährlich aufbringen, um den unersättlichen Pfründenhunger der anglikanischen Kirche zu stillen. Deren Heilspredigern waren die freventlichsten Mittel gut genug zur Anhängermacherei. Trat der Haussohn eines Farmguts über, so wurde er zum Besitzer gemacht, der Vater auf den Altenteil gesetzt. War irgendein „Päpstlicher" verdächtig, gegen das anglikanische Machtgebot sich aufzulehnen, so wurde er, um Geständnisse zu erpressen, ohne jede ordentliche Gerichtsführung den grausamsten Marterqualen, wie sie die Finsternis des Mittelalters nicht schlimmer verübt hat, unterworfen. Dem seelischen Zwang gesellte sich der wirtschaftliche Druck mit gleicher Erdrosselungsgewalt unter der Tyrannei der selbstsüchtigen, nur an ihre Krämerinteressen denkenden Themseritter vom Wollsack. Als sie das indische Handwerk und Kunstgewerbe um der englischen Fabrikindustrie willen zerstört hatten, riefen sie mit der eisernen Stirn der Gewissenlosigkeit, die in ihren Kreisen stets heimisch gewesen ist, triumphierend aus: Manchester und Birmingham schlossen die indische Werkstatt! — ganz nach denselben Rezepten wurde Irland behandelt und ausgebeutet. An der Neige des 18. Jahrhunderts erschienen die berüchtigsen Erlasse, wodurch die Kolonien gehalten wurden, ihre Güter ausschließlich nach englischen, niemals nach irischen Häfen zu verschiffen, und denen zufolge weiterhin sogar den Iren selbst verboten wurde, irgendwelche Wollwaren auszuführen; damit war das einst blühende Spinnerei- und Webereigewerbe Irlands vernichtet und ebenso dessen Welthandelsverkehr das Todesurteil gesprochen. Und dieses System echter britischer Räuberpolitik beherrscht noch heute das Handelsverhältnis zwischen John Bull und „seiner anderen Insel". Das beredte Zeugnis dessen sind die Nachweise der Chamberlainschen Tariff Commission, daß Irland 1910 eine Gesamtwarenmenge im Werte von 63,4 Millionen Pfund ausführte, wovon Güter im Werte von 52,6 Millionen nach England, der Rest ins Ausland ging; aber auch

dieser winzige Überseehandel mußte zu 90 v. H. über englische Häfen gehen, hier umgeladen werden und einen hohen Durchgangszoll bezahlen!

Die Gerechtigkeit gebietet die Anerkennung, daß das moderne England auf manchen Linien eifrig und mit Erfolg den Hebel zur Reform der heillosen irischen Zustände angesetzt hat: freilich waren die heilenden Ärzte sehr viel weniger die liberalen Homerule-Schwärmer als die gehaßten Tories. Über die Wirkungen der Balfourschen Agrargesetze meinte William O'Brien, gewiß ein unverdächtiger Zeuge: „Innerhalb fünf Jahren ging mehr als die Hälfte des Landes vom Besitz der Landlords in den der Pächter und Häusler über, und wo immer dieser Wechsel eintrat, folgte den Wirren ländlicher Unruhen und sozialer Not glückliche Entwicklung von Wirtschaft und Handel, wie die Nacht vom Tageslicht abgelöst wird." Nicht minder anerkennend spricht sich eine andere irische Autorität, C. J. O'Donnell, über die konservative Schulreform aus: „Die Gleichstellung der katholischen Schulen in Schutz und Unterstützung mit den Staatsschulen war eine der hervorragendsten staatsmännischen Taten im Lebenslauf Balfours." Aber alles das bedeutet schließlich doch nicht mehr als ein paar kühlende Tropfen auf einen heißen Stein. Was nützt es letzten Endes Irland, daß ihm John Bull gnädig erlaubt, das „englische Dänemark" zu werden, ihm Vieh, Milch, Butter, Gemüse von bester Beschaffenheit zu liefern, wenn London starr und unbeugsam beim Freihandel bleibt und damit ein Wiederaufblühen des Körnerbaus, des unentbehrlichen Rückgrats eines gesunden und selbstsicheren landwirtschaftlichen Volkskörpers, unmöglich macht? Und welcher Segen soll von Homerule zu erwarten sein? Sir Horace Plunkett, der erfahrene Staatsmann, meint in seinem „Irland des neuen Jahrhunderts": eine sachgemäße Behandlung der Heimregierungsfrage durch die Iren sei unmöglich; denn diese Idee werde in ihren Köpfen sofort eine religiöse, außersachliche Vorstellung, die zu Ekstasen, aber nicht zu Handlungen führe. Die scharfe Kritik erscheint gleich berechtigt im Licht der Vergangenheit wie der Gegenwart. Als 1829 das Ministerium Peel die politische Gleichberechtigung der Katholiken anerkannt hatte, war die erste Forderung der in Westminster einziehenden römischen Iren nächst der Auslieferung des Kirchenguts der Widerruf der Staatsunion, womit die Kluft zwischen den beiden Reichsteilen tiefer denn je aufgerissen wurde. Und kaum erschien 1913 das Homerule von des heutigen Liberalismus Gnaden gesichert, als ein geheimer Beschluß des „Club of the Molly Maguires" — unter welchem Namen der umstürzlerische Board of Erin in der Öffentlichkeit auftritt — ans Tageslicht kam, demzufolge nach Gewährung der Heimregierung alle Protestanten als unfähig zur Bekleidung eines öffentlichen Amtes erklärt werden sollten. „Home Rule means Rome Rule" lautet ein altes Warn- und Wahrwort. Ein mittelalterlicher Chronist rühmt begeistert, daß, „obwohl die Bevölkerung Irlands immer mehr zurückgehe, doch der Klerus stets zunehme": das ist echt irische, kirchlich-überfanatische, zugleich naive und fast nihilistische Denkart.

Das irische Problem ist so im Lauf jahrtausendlanger Entwicklung nur immer verworrener, irrationeller geworden, statt einer reinen Lösung entgegengeführt zu werden. Redmond, der heutige parteiamtliche Führer der Nationalisten, hat sich zwar nach den Gesetzen des Kuhhandels, wie er den Lebensgrundsatz und den

politischen Weisheitsgipfel des zeitgenössischen Geschlechts britischer Staatsmänner bildet, mit diesen in spekulative Geschäfte eingelassen und ihnen unter deren Decke die versöhnliche Hand hingehalten, ja sogar ihnen Unterstützung und Entgegenkommen versprochen. Aber einmal ist das auch bei ihm zweifellos nur eine Maske, hinter der das starre Auge des alten Repealergeists nach wie vor lauert, zweitens ist er im Grunde nur der Vertrauensmann des besitzenden Kleinbürgertums, dessen Weltanschauung sich vorab um die Erhaltung des Kontor-Hausfriedens dreht, nicht jenes echten Irentums, in dem die Defender- und Sinn Fenier-Überlieferungen der Vorväter „mit dem langen Gedächtnis" und der schwärmerischen vaterländischen Glaubensglut treubewahrt fortleben. In Kanada, im Sternenbannerreich und in Australien glühen die Herdfeuer der echt keltischen Rassenseele, sind die Lager der Millionen von der britischen Unterdrückerfaust aus der Heimat gestoßenen Auswanderer, in denen der Haß gegen England sich ungeschwächt forterbt gleich dem Glutkern eines Meilers, der desto mehr Hitze ansammelt, je mehr Asche sich über ihn häuft. Und von hier aus fließt der Strom der reichen Geldmittel, welche die Parteikassen der irischen Junta und deren einflußreiche Organe vom Schlag des Freeman's Journal unterhalten; von hier aus knüpfen sich die Fäden mit den unentwegten Schildhaltern des Parnellschen Programms, mit einem T. P. O'Connor, einem Devlin, einem John Dillon, der, unter allen Führern der irischen Irredenta der volkstümlichste, noch unlängst bekannte: „Ich sage mit Überlegung, daß ich niemals, wie ich es getan, mein Leben diesem großen Kampf gewidmet haben würde, wenn ich nicht die Krönung und Vollendung unseres großen Werkes vor Augen sähe: ein freies und unabhängiges Irland!"

3. Die seestrategische Preisfrage

Weitblickende und besorgte britische Politiker haben längst vorausgesehen, daß der irische Dorn im Falle der gewaltsamen Entladung der Hochspannung zwischen dem Dreimächtering und den eingekreisten deutschen Mächten sich unter dem Panzer Englands nicht lockern, sondern nur tiefer ins Fleisch eindrücken werde, und haben über Abwehrmittel gegen diese Gefahr im eigenen Haus gesonnen. So der bekannte Lord Ellenborough, Commander R. N., der 1912 einen hohen Preis für die beste Beantwortung der Frage aussetzte, welchen Einfluß ein neutrales oder ein feindliches Irland auf die Seestrategie Englands haben werde, wenn Großbritannien sich gezwungen sähe, gemäß seinen Bündnisverpflichtungen mit dem Schwert in der Hand für Frankreichs und Rußlands Sache gegen Deutschland einzustehen.

Die im United Service Magazine abgedruckten Abhandlungen der Preisträger stimmen in der Anschauung überein, daß an eine Neutralitätserklärung Irlands beim Ausbruch eines solchen Weltkriegs schon aus dem Grunde nicht zu denken sei, weil Dublin keinerlei Machtmittel besitze, um einer derartigen Ankündigung Nachdruck zu verleihen. Auch das Schreckgespenst des deutschen Einfalls nach Irland wird als ein blasser Schemen nach dem Orkus der Einbildungen verwiesen: die irische Südküste sei viel zu weit von dem europäischen Festland entfernt, um ein solches Unternehmen durchführbar und erfolgversprechend erscheinen

zu lassen, und zudem biete gerade die grüne Insel in ihrer wirtschaftlichen Rückständigkeit eine denkbar wenig günstige Operationsgrundlage. Wohl aber bilde im Kreis der Probleme des Handelskriegs Irland eine Gefahrquelle ersten Rangs. England sei beim Bezug seiner Volksernährungsmittel zu 75 vom Hundert auf das Ausland angewiesen; außerdem liefere Irland einen großen Teil dieser wichtigsten Einfuhrgüter, die also den Bestimmungsort in der weitaus überwiegenden Mehrheit vom Westen, entweder von der irischen Küste her oder auf der großen atlantischen Fahrt erreichten. Im Kriegszustand nun werde dieser ganze Handel aus naheliegenden Sicherheitsgründen — wie es tatsächlich geschehen ist! — in der Hauptsache nach den am besten geschützten Häfen der Irischen See, vorab nach dem Bristolkanal, nach der Merseymündung, nach dem Solway Firth und dem Firth of Clyde sich sammeln, und der Feind werde nicht versäumen, sich diese Lage nutzbar zu machen. Er werde Kreuzer und Unterseeboote nach den irischen Gewässern entsenden, werde diese durch Minenlegung zu verseuchen suchen, und gleichgültig, inwieweit er sein eigentliches Ziel, den britischen Handel am Lebensnerv zu treffen, erreiche, der Erfolg werde doch jedenfalls ein doppelter sein: die englische Admiralität werde sich gezwungen sehen, zur Abwehr dieser Gefahren einen Teil der Kampfflotte abzuzweigen und damit deren Stoßkraft auf dem eigentlichen und entscheidenden Turnierplatz der Nordsee zu schwächen, und den Iren werde in einer Weise, die notwendig ihre aufrührerische Gesinnung anstacheln müsse, vor Augen geführt werden, wie sehr Wohl und Wehe Altenglands von ihm und den Dingen, die in seiner Machtsphäre vorgehen, abhängig ist.

Es bedarf gewiß keiner weiteren Worte darüber, in welch eigenartigem Entwicklungsgang die tatsächlichen Ereignisse vom ersten Auftreten der deutschen „Unterseepest“ in der Hebridennähe an bis zum geheimgehaltenen Untergang des Großkampfschiffes „Audacious“ den Wahrheitsgehalt dieser Auseinandersetzungen erhärtet haben; auch in ihren Einfallswinkeln erscheint das Homerule-Geschenk Londons wie das Werk einer Politik, die es mit Giordano Bruno für „eine tiefe Magie“ hält, „das Entgegengesetzte hervorzulocken, nachdem man den Punkt der Vereinigung gefunden“.

4. Irland als weltpolitischer Machtfaktor

Montesquieu klagt in seinen Schriften, daß kein europäisch-festländisches Kabinett jemals Verständnis für die irische Frage als weltpolitischen Machtfaktor gehabt habe; sie allein sei ein wirksames Mittel, um England, dem Anstifter der ewigen Kriegsgluten, die Brandfackel aus der Hand zu reißen. Ludwig XIV. stellte sich zwar auf die Seite Jakobs II., der von dem irischen Thron aus den britischen König zu stürzen suchte, ließ es aber an kräftiger Unterstützung seines Günstlings durchaus fehlen. In der Direktorialzeit verbündete sich Irland offen mit Frankreich; aber wiederum kam das französische Hilfskorps zu spät, nachdem England mit seinen rasch aufgekauften Söldnern den Volksaufstand bei Vinegar Hill bereits blutig niedergeschlagen hatte. Dem Tode nahe erklärt Napoleon in bitterer Reue: „Wäre ich anstatt nach Ägypten nach Irland marschiert, so hätte ich Englands Weltherrschaft ein Ende gemacht.“ Und Niebuhr kündete prophetisch an, der

Tag der Lostrennung Irlands von England möge in weiter Ferne sein, werde aber mit der Notwendigkeit eines politischen Naturgesetzes schließlich doch eintreten, und dann werde die Todesstunde der britischen Macht geschlagen haben.

Es wäre sicherlich denkbar töricht und vermessen, heute schon den poliitschen Vogelflugdeuter spielen und weissagen zu wollen, ob und unter welchen Umständen die irische Schicksalsfrage auf der Bühne der gegenwärtigen weltpolitischen Götterdämmerung in entscheidender Rolle auftreten kann und wird. Aber so viel darf doch gesagt werden: Man ist bislang gewohnt gewesen, in allen Problemen der europäischen Machtauswiegung Irland lediglich als ein zwar unbequem-rebellisches, aber doch nebensächliches Anhängsel des großbritannischen Reichsbaus zu werten. Das ist, im Licht der geschichtlichen Vergangenheit wie der gegenwärtigen Krise, ein grundsätzlicher Ansatzfehler der politischen Rechnung. Gewiß! Wenn die grüne Insel niemals der Hammer ihrer Geschicke, sondern immer nur der von der Briten Willkür und Herrenroheit geschlagene Amboß gewesen ist, so haben die Iren letzten Endes sich selbst allein die Tragödie ihres Leidensgangs zuzuschreiben. Ihr verträumtes, in visionären Einbildungen starkes, in realpolitischer Denkart, Schöpferkraft und in sozialethischem Empfinden gebrechliches, unernstes Wesen, das Shaw in der Ätzung seines Schlagwort-Prägestocks trefflich mit dem Bekenntnis kennzeichnet: „Kein Ire verzeiht dem anderen sein Irentum" — insofern nämlich jeder des anderen Fehler wohl durchschaut, niemals aber in seinem zersetzenden Kritizismus die Fähigkeit findet, den Reichtum des Volksganzen in der Fülle seiner Einseitigkeiten organisatorisch-gemeinbürgschaftlich nutzbar zu machen: alles das sind die natürlichen Gesetze, welche die nationale Kraftlosigkeit der Söhne Erins begründen, um sie einem nur von Ichsuchttrieben beherrschten Menschen, wie es John Bull ist, wehrlos in die Hände zu liefern. Umgekehrt aber zeigt die irische Prozeßsache nicht minder scharfer Form die moralische Herzschwäche des britischen Herrentums in seinem bis auf den heutigen Tag niemals gemilderten Freveln gegen das tiefe Virgilsche Sittengebot: Nos non nobis! England hat, ein gewissenloser Verächter dieses politischen kategorischen Imperativs, nur immer an sich, an seinen Geldbeutel und an seine Vorteile gedacht, hat, die eigene Ohnmacht zu verhüllen, seine Kämpfe dem sinkenden Rom gleich mit gekauften Söldnern — vorab eben den irischen — geführt, hat sich als ein Allerweltsbeglücker der Völker mit den Äußerlichkeiten demokratischer Freiheitsrechte aufgespielt, ist aber schließlich doch nur, wie es wiederum die irische Geschichte schärfsten und eisigsten Lichts bezeugt, ein mit goldenen Ketten fesselnder Sklavenhalter gewesen. Aber man muß Werte, ja sich selbst opfern, um Kräfte zu erzeugen und als Samenwurf des großen geheimnisvollen Erneuerungsgesetzes zu wirken, das Leben und Sterben der einzelnen Menschen wie der Völker regiert; politisch gesprochen, ein wirklich aristokratisches Herrenvolk muß menschlich-allgemeinen Idealen zustreben, um sich selbst ein unerschütterliches sittliches Granitfundament seiner Macht zu schaffen und zugleich ein wahrhafter Heilbringer anderer Völker zu werden. Nirgendwo hätte Albion einen so fruchtbaren Boden für eine solche imperialistisch-föderalistische Saat finden können als beim Irentum mit seinem stets ins Jenseitige übergreifenden Idealismus; nirgendwo hat es sich ein so tiefes Grab seiner Macht ge-

graben als hier, da sich zeigt, daß es nicht einmal ein in nächster Nähe liegendes, stammverwandtes, schon durch geographische Naturgesetze ihm politisch und wirtschaftlich verbundenes nationales Element sich irgendwie innerlich anzugliedern vermocht hat. Irland ist daher noch heute britische Kolonie, nicht britisches Reichsglied, und das einst unter der Cathleen-Verschleierung aufgetauchte Problem erscheint im Grunde vom gleichen Wesen wie das ägyptische, das indische. Es untersteht denselben Entwicklungsgesetzen, muß sich folgerichtig auf gleichläufiger Krisenlinie entscheiden: mit anderen Worten, die Würfel werden, wenn nicht alle Weltsturm-Wetterzeichen täuschen, nicht so fallen, daß England, stolz auf seine Brust weisend, wird triumphieren können: Time's noblest offspring is its last!



Als Beethoven „Die Neunte“ schuf

Von Paul Ernst Köhler

Gefreiter der „112er“, gefallen in Frankreich am 14. Oktober 1914

Die Einsamkeit saß ihm im Nacken
Und jagte ihn wie ein Orkan
Von Berg zu Berg, auf Felsenzacken,
Die nur erklettert noch der „Wahn“.

Er peitschte sich durch wilde Nächte
Und suchte Menschen für sein Herz.
Er rang gen Gott und Teufelsmächte,
Und trächtig machte ihn der Schmerz.

Er schrie nach Freunden, schrie nach einer
Geliebten. Doch er fand sie nicht.
Und zum Erlöser ward ihm keiner.
Sich selbst erlösen ward ihm Pflicht.

Wozu erlösen? ... Her den Hammer!
Ich schlag' den Fels, und sein Gestöhn
Sag' meinem namenlosen Jammer,
Wen meine Liebe soll erhöhn.

Wo Menschen schweigen, reden Steine.
Der Fels ist Priester und Altar:
„Für dich ist, wie für mich, der Eine,
Der unser aller Vater war.

Den liebe! Sei dir selber Zeuger
Und Schmerzgebärerin und Kind,
Du Menschenlieber, Menschenbeuger,
Du Geistessturm und sanfter Wind!“

Da schrie der Meister im Genusse,
Und Wonne ward ihm Melodie.
Er riß die Welt an sich zum Kusse
Und schuf — die Neunte Symphonie.



Morgenrot
Von Hans Weber

Als wir zur Welt kamen, die Kriegsmänner von heute, da waren unsere Mütter Kriegerfrauen seit Jahr und Tag.

Als wir auf den Wiesen Krieg und Sieg spielten, da gab es fast keinen Mann, der nicht „mitgewesen" war. Fast keinen, der nicht wenigstens eine blinkende Münze auf der Brust trug. Nur wenige, die nicht mit Wunder- und Heldentaten aufzuwarten wußten. Auf den Schulhöfen kommandierte der Turnmeister jetzt nicht mehr, wie früher, einfach „Marsch" und „Schwenkt" und „Halt". Sondern „Ganzes Batalljooon marsch!" schmetterte er, und „Ganzes Batalljooon halt!", und galoppierte an der Front entlang wie ein Brigadegeneral. In den Klassenzimmern lernten wir feurige Gedichte deklamieren von Weißenburg und Wörth und Sedan und Paris. Und lernten mit blinden Augen Straßburg und Metz auf der Landkarte finden. Und hatte es früher Kastor und Pollux geheißen, jetzt hieß es: Bismarck und Moltke. Und Cäsar und Augustus war tot und begraben, und „Kaiser Wilhelm" stand mit flammenden Buchstaben geschrieben, wohin nur die Augen blickten.

Das war alles groß und stolz und herrlich. Voller Glanz und Glorie. Es war festlich und feierlich. Aber — — das Eigentliche war es doch nicht für uns. Es war zu mächtig, wir konnten es nicht überblicken, uns nicht aus eigenem Trieb hineinfühlen. Es fehlte etwas. Das ganz intim Persönliche. Selbst die freigeborenen Kriegs- und Siegeslieder quollen nicht tief aus der Seele, weil wir sie lernen — mußten. Sie wurden eingepaukt, sie waren ... Unterrichtsgegenstand. Dem widerstrebten wir ganz unwillkürlich und hartnäckig. Sechs- und siebenmal mochten wir den dritten Vers des Preußenliedes heruntersingen, es war nichts und wurde nichts. Die richtige Begeisterung säße noch immer nicht dahinter, meinte der Vorgeiger. —

Aber uns sollte geholfen werden, denn eines Tages lief uns der Morgenrot in den Weg.

Heißt das: er lief nicht. Die Beine hatte er sich abgeschafft. Die lagen in Frankreichs Erde begraben und warteten, bis der Rumpf folgte.

Bei Anprall und Stoß und Hieb und Sturz war er unter die Kanonenräder geraten, die hatten ihm seine Untertanen abgedrückt. Aber sonst war er gesund geblieben. — —

Freilich, zehn Jährchen lang hatte er auf der Geduldsmatratze festliegen müssen. Zehn Jahre, Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat festgenagelt auf einen Fleck. Bis die Wunden endlich einmal das Aufbrechen satt hatten. Bis sie verheilten und verwuchsen mit Knorpel und festen Narben, wie tiefe Baumwunden nach Jahren und Jahren verwachsen und vernarben.

In dieser Leidenszeit hatte er nicht auf der faulen Haut gelegen. Zu Anfang, ja, da hatte er wieder und wieder sich die Nägel ins Fleisch gekrallt und am eisernen Bettgestell sich die Fäuste blutig gehämmert vor Verzweiflung.

Und gejammert und gebrüllt: „Schlagt mich tot! Schlagt mich tot! Um aller Barmherzigkeit willen schlagt mich tot!“ Da mußten sie dann auf gesunden Beinen um ihn herumstehen und konnten nicht helfen noch trösten. Mußten ihn schreien lassen und schreien hören: „Schlagt mich tot! Erbarmt euch doch, erbarmt euch doch!“

Wär' er ein ausgedienter alter Knabe gewesen, er hätte sich vielleicht dreingefunden und zufriedengegeben: die paar Sommer und Winter, die's noch dauert, mag's so hingehen. Aber er lief ja in der hellsten Jugendsonne, als der König rief. Die Mütze auf dem Blondgewirr, das Dreifarbenband über der Brust und im Gesicht noch die Schrammen und Schlägerschmisse frisch und rosenrot, so war er gekommen in froher, kriegsheißer Hast. Aufgesessen auf den erstbesten Husarengaul, Sporen eingedrückt und — heidi! — ins falsche Welschland hinein.

Ganze zwei Monate hatte der lustige Ritt gedauert, dann ade, Sonne und Jugend! —

Ja, anfangs, da hatte er sich wund und blutig gestoßen am erzharten Schicksal, am starren „Unabänderlich“, das wie eine Riesenmauer vor ihm aufgerichtet stand. Und war jedesmal wimmernd zurückgesunken: „... Krüppel, Krüppel, im blühenden Lenz ein Krüppel!“

Dann aber kam der Tag, den er segnete. Der ihm die trüben Schleier von den Augen löste: „Sieh da, das Leben winkt!“

Davor hatte er erst gewaltig gezittert und gebebt. Denn das winkende Leben war jung und gesund. Und unaussprechlich schön. Und war geschaffen, mit jauchzenden Füßen übers sommerbunte Land zu fliegen. Aber nie und nimmer am Siechbett die goldene Zeit zu versitzen.

Siebzehn Jahre war sie alt, nicht mehr, nicht weniger. Halb Knospe noch. Nur auf Grund der Seele, da lag's schwer von Sinnen und Grübeln, von stiller Sehnsucht und Frage: wer zeigt mir das Geheimnis, das hinter den Bergen steht und wartet? —

An jenem Tage schaute sie es. Ganz flüchtig nur, wie man im Dunkel ein Land sieht, über das der Blitz hinzuckt. Aber von diesem Blicke an fühlte sie eine Wunde in der Brust. Eine Wunde, die nicht schmerzte, nur unaufhörlich leise blutete. Ein stilles Dahinrinnen.

Sie kam an sein Bett und fragte: „Darf ich bleiben?“ Er sah zu ihr auf. Lange Zeit. Dann, fast ohne Atem, erwiderte er und starrte dabei fest an die Wand: „Wenn Sie wollen, können Sie eine Stunde bleiben.“

Aber als sie dann gegangen war, streckte er qualvoll die Arme aus: „Warum ging sie fort, warum ging sie fort?“

So kam sie jeden Tag. Jeden Tag eine Stunde.

Seine Mutter pflegte ihn sonst. Aber immer, sobald die Junge eintrat, stand sie auf und ging lautlos hinaus.

Und sie nahm ihren Platz. Dann war's schweigsam im Zimmer. Sie saß im Stuhl und las oder hatte eine Stickerei. Und er sah ihr zu, sah sie an, unablässig.

Einmal fragte er: „Warum kommen Sie immer wieder?“ Da wollte sie gehen. Aber als sie ihm ins Gesicht blickte, mußte sie lächeln über sich selbst. Wie dumm sie sein wollte. Was das wohl für einen Sinn gehabt hätte, hier fortgehen

und nicht wiederkommen zu wollen? Darum setzte sie sich wieder hin und antwortete nur: „Darüber habe ich noch nicht nachgedacht.“

Ein einziges Mal fuhr's ihr durch den Kopf: „Wenn er heute stürbe!“, — und ein Frostschauer lief ihr über den Leib.

Eines Tages begann sie halblaut vorzulesen. Er schloß die Augen und trank ihre weiche, warme Stimme und fühlte sich von wundersamen Stimmungen bewegt. Sie las aus einem broschierten Bändchen: Deutsche Waffentaten in Frankreich.

Mitten im Lesen hörte sie ihn murmeln: „Und davon weiß ich nichts. Sie haben mir alles verschwiegen.“

Es stimmte. Sie wollten ihn schonen. Und verschwiegen ihm alles, was nach ihm gekommen war.

Da sammelte sie das Beste, was sie nur darüber auftreiben konnte, und las ihm alles vor. Funken begannen in ihm zu schlagen, zu knistern und zu sprühen, wie 'n Schmiedefeuer unterm Luftgebläse. Bis alles in Glut und Flammen stand. Bis er ihr die Bücher fortriß, sie bei den Händen nahm und unter fliegenden, dröhnenden Herzschlägen, in Zorn und Frohlocken ihr seine Kriegsgeschichten berichtete, seine eigenen, eigenen Kriegsgeschichten.

Dann mußte sie nun freilich die Augen schließen und dem Feuerstrome stillhalten, den er über sie hergoß, unermüdlich, unersättlich. Er wollte kein Ende finden mit Geben und Überhäufen und Offenbaren. Alles mußte heraus, alles heraus zu ihr, über sie hin alles, was in ihm gärte und wucherte mit Zins und Zinseszins.

So wurden sie Bundesgenossen. Und aus der Tagesstunde wurden heilige Tageslängen.

Dann kam ein Morgen, da rückte sie einen Tisch ans Bett und holte Schreibzeug herbei.

„Was soll das werden?“ wunderte er sich.

„Arbeit.“

Sie hatte das Wort nicht bedacht. Es traf ihn wie ein Schlag vor die Stirn. Er zog sich die Decke über den Kopf, und mit tödlichem Erschrecken hörte sie sein dumpfes Aufstöhnen. Wie es ihn quälte, wie es ihn quälte! — Dann wurde es stiller — und ganz still.

Als sie nach langem Zagen und Bangen die Decke lüpfte, lag er mit offenen Augen da, todbleich im Gesicht. Sie wollte rufen, Hilfe rufen, — da wendete er die Blicke zu ihr, lächelte ein wenig und nickte: „Sie haben ganz recht, ich bin zu nichts nütze.“

Das gab ihr mit einem Ruck den Mut wieder: „Wir wollen sehen, ob das wahr ist!“

„Wie wollen Sie das sehen?“

„Sie sollen etwas tun.“

Sein Lächeln fror ein. „Was wünschen Sie von mir?“

„Sie sollen ein Buch schreiben.“

„Machen Sie nicht mehr solch grausame Scherze — bitte nicht.“

„Ich mache Ernst. Sie sollen allen geben, was Sie mir gegeben haben. Ihre Kriegsgeschichten. Sie diktieren, und ich schreibe nieder.“

Er verzog den Mund und spottete: „Wer das lesen wird!"

„Darauf kommt's jetzt nicht an. Ob Sie zu was nütze sind oder nicht, darum dreht sich's ganz allein."

Da beschaute er sie, als hätte er sie nie gesehen.

Auf ihrem jungen Gesicht leuchtete ein so unbeugsam heitrer Entschluß, solch eine unerschütterliche Zuversicht stand bei ihr fesr, daß ihm die Scham in die Wangen stieg über seine kleinen Zweifel und Empfindlichkeiten. Er streckte ihr die Hand hin. Die war noch feucht und kühl. Aber ihr Druck war froh und herzhaft.

* * *

„Selbsterlebte Kriegsgeschichten eines deutschen Jünglings. Von Klaus Christoph Morgenrot." Das Buch kam wie ein Sturm im Gewitter daher und wirbelte alle „Lehrbücher" in fliegenden Fetzen auf. Alle Wetter, war das ein Aufruhr, ein Brand, eine Riesenlohe, die über uns zusammenschlug. Das war kein Buch, das. Keine Drucksache. Das war Revolution, allerherrlichste, alleredelste, allerkühnste Revolution. Das war nicht mit dem Federkiel, nein, mit dem roten Reitersäbel geschrieben. — Ganz kurze Geschichten alle, abgehackte, ohne Form und glatten Fluß, mitten aus dem Schlachtenwirrwarr herausgerissen, rauh und draufgängerisch. Voll ingrimmig bebender junger Wut. Voll flammenden Lachens über die Hasen und Stubenhocker. Und zwischen allen Zeilen rasselten und klirrten die Waffen: „Krieg! Krieg! Krieg! Es ist nichts Ewigeres auf dieser Welt als Krieg! Irrt euch nicht! Laßt euch vom Frieden nicht verblüffen, Jungens, er ist nur der ausgesetzte Atem vor'm Gewitter. Rüstet euch gut. Verfault mir nicht, Jungens, verfault mir nicht auf der Bärenhaut!" —

Und „Morgenrot" hieß nun unser Schlachtruf und Feldgeschrei. Um Morgenrot drehte sich alles, was wir noch sannen und planten im Leben. Mit Morgenrot wachten wir auf und liefen den Tag ab und sanken mit Morgenrot in wilde, gewittertobende Träume. Vor unserer bis zum Fieber erregten Phantasie stieg leibhaftig sein Bild herauf; ein blonder Recke, fest mit gespreizten Beinen aufgestellt wie ein Roland, mit Armen wie Eisenäste und Fäusten von Erz. —

Und dann kam einer von uns gelaufen, keuchend vor Hast, an allen Gliedern fliegend: er hatte Morgenrot gesehen! — — Kaum daß er die Botschaft herausstieß, da stürzte er auch schon dem Nächstbesten an die Brust und schluchzte, schluchzte zum Gotterbarmen, unaufhörlich, untröstlich vor Herzweh und Jammer.

Andern Tages sahen wir ihn alle. In einem dreirädrigen Krankenwägelchen saß er und ließ sich durch die baumbeschattete Promenade fahren. Eine Kreuzschwester fuhr ihn, eine junge, blühende Frau. Sie sprach mit ihm und lächelte. Aber über ihrem Lächeln lag ein schleierfeiner Hauch von Wehmut. Als ob sie eine heimliche Wunde trüge, die leise blutete. — —

Nun standen wir tagtäglich dort und warteten, bis sie vorüberkamen. Und zogen ehrfürchtigen Schauers voll unsere Mützen vor ihnen ab. Und gingen ihnen von weitem nach — wie eine scheue Jüngerschar.

Als er das merkte, ließ er halten und winkte uns heran. Fragte nach unsern Namen und derlei Dingen. Kaum daß wir Antwort geben konnten. Das Weinen würgte uns in der Kehle. Das Weinen der ohnmächtigen Wut über dieses Schicksal.

Morgenrot mochte das wohl merken, denn seine Züge wurden dunkel und hart. Nur sein Sprechen scherzte: „Ja, Jungens, es ist kein Pappenstiel!“ Dabei tippte er kurz auf das Eiserne Kreuz, das ihm auf der Brust hing.

* * *

Und nun hat der alte Kriegsgott da oben, der Flinten und Kanonen wachsen ließ, die Weltbrandfackel herabgeschleudert, die lange drohend über uns hing wie ein blutroter Komet.

„Ich goß euch Stahl in die Glieder,“ donnert er, „nun ballt die Hände zu Eisenfäusten und wehrt euch!“

Es ist wieder Krieg. Krieg, wie ihn die verwegensten Knabennächte nicht erträumt hätten. Völkerkrieg. Alle Völker Europas, allesamt — gegen uns allein. Was ist dabei? Viel Feind', viel Ehr'!

Und über den Wolken ein blitzendes Gewitterlachen: „Angst haben sie wenigstens nicht, die Kerls, Angst haben sie nicht. Immer feste drauf!“ — —

Als wir vor wenig Tagen, zweihundert Landwehrleute, in langgestreckter Marschzeile zur Einkleidung rückten, ging unser Weg durch brausende Menschenwogen. „Wir alle wollen Hüter sein!“ frohlockten unsere Kehlen, und tausend Echos trugen's in die sonnenblauen Sonnenlüfte hinauf.

„Kommt wieder!“ riefen die Frauen.

„Kommt mit!“ riefen wir.

Aber das wollten sie erst noch überlegen.

Ein kleiner Schildbengel schritt im Zivilistentroß voran. Tiefernst und stolz, mit wichtig aufgepusteten Backen, trug er seine Tafel an der Stange: „Hier wer'n noch Kriegserklärungen anjenommen!“

Hallo! hallo! —

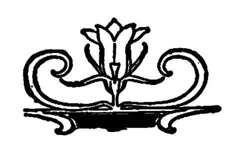
Aber an einem Straßenkreuz fiel ich in den falschen Tritt.

Da stand mitten im wirren Schienennetz auf einer Insel ein dreirädriges Wägelchen. Weißhaarig und weißbärtig hockte ein Invalide drin, mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust.

Und eine Kreuzschwester stand bei ihm. Regungslos. Ein fernes Lächeln um den faltigen Mund. Schleier über den Blicken. Ihre Haube bedeckte nur halb den bleichen Scheitel.

Morgenrot — — —

Ob sie es waren? ...



Eine Frauenkundgebung zum Kriege

Von Otto Grund

Ich las eine Kundgebung deutscher Frauen, die mich erschreckt und betrübt hat. Weil einzelne Sätze, auf die es ankommt, schwer aus ihrem Zusammenhange zu lösen sind, so folge die Botschaft, die einige Frauenstimmrechtlerinnen und Stimmrechtsverbände Deutschlands an den Weltbund für Frauenstimmrecht gesandt haben, zunächst im Wortlaut:

„Den Frauen aller Nationen warme, herzliche Grüße in dieser unheilvollen, blutigen Zeit. Unter dem Druck des frevelhaft entfachten Krieges, der die Erde verheert und die Völker in Haß und Feindschaft gegeneinander hetzt, treibt es uns, die Schwesterhand der Frauen zu ergreifen, mit denen uns bisher in allen Ländern der Erde das gemeinsame Streben nach dem höchsten Ziele — persönlicher und politischer Freiheit — innig verband. Wir hoffen, daß dieses Band der Zusammengehörigkeit selbst durch diesen Krieg nicht zerrissen werden kann. Wir fühlen uns als deutsche Frauen über den Ereignissen dieser Zeit, getragen von der ruhigen Zuversicht, welche die unerschöpfliche moralische und physische Kraft unseres Volkes uns verleiht, und glauben daher, daß wir die Ersten sein sollten, zur Bekräftigung des alten Bundes mit aller Herzlichkeit die Hand zu reichen. Männer lenken die Geschicke aller Völker. Der ganze Erdball starrt in Waffen. Europa ist zum Schlachthaus geworden. Unter den Männern hat ein Morden angehoben, wie die Welt noch keines grausiger sah. Recht wird Unrecht, Unrecht Recht; Gesetze einfacher Menschlichkeit werden mit Füßen getreten, in Blut erstickt. Krieg ist der fruchtbarste Nährboden für die niedrigsten Instinkte des Menschen, Krieg macht die Menschen zu Barbaren, Krieg läßt Neid, Haß und Verleumdung ihre giftigsten Blüten treiben. Männer allein lenken die Geschicke ihres Volkes, Männer allein herrschen über Krieg und Frieden. Uns Frauen trifft zu Kriegszeiten das gleiche Los, wir müssen Leben hergeben, das wir schufen, wir müssen dulden, daß schöne, warme Menschlichkeit und Güte grausiger Vernichtung anheimfallen; wir müssen arbeiten, der Not steuern, die der Krieg zeitigt; wir müssen Wunden heilen, die Männer unter Ausklügelung der raffiniertesten Vernichtungsmittel einander schlugen. Uns Frauen aller Nationen einigt in Friedenszeiten das gleiche Los — die Entrechtung —, uns Frauen aller Nationen einigt in Kriegszeiten das gleiche Los — schweres Leid zu tragen, tragen zu helfen und zu heilen. Wahres Menschentum kennt keinen Völkerhaß, keine Völkerverachtung. Frauen stehen wahrem Menschentum näher als die Männer. Wir wollen über Völkerkrieg hinweg uns die schwesterliche Hand reichen, wir grüßen uns gesenkten, trauernden Hauptes, einiger denn je in dem Bewußtsein, daß nur, wenn die Frauen befreit sind und ihre Staaten lenken helfen, die Welt von der Wiederholung eines gleichen grausigen Erlebnisses verschont bleiben wird."

In dieser Botschaft ist so sehr Wahres mit Falschem vermischt, daß es schwer ist, beides auseinanderzuhalten. Am schlimmsten aber ist der anmaßende, ein-

seitig-„feminine“ Geist, der die Botschaft durchweht. Hier ist nicht mehr von Gleichheit die Rede hier wird schon Überordnung als fertige Tatsache hingestellt. Und das heißt doch wohl so etwas wie „den Teufel durch Beelzebub austreiben“.

Es ist jetzt wahrlich nicht die Zeit, über Wahlrechtsfragen im einzelnen zu reden. Und ich hätte die Kundgebung, wenn sie nur diese Frage berührte, ruhig beiseite gelegt. Es stehen aber so empörende Sätze darin, daß ein Mensch von Gefühl und Interesse nicht daran vorbeikommt. Wie ein versöhnendes Zeichen schwebt über der Botschaft die Mitteilung, daß Minna Cauer sie „wegen einiger Sätze“ nicht unterschrieben hat. Minna Cauer ist eine der bedeutendsten, dabei eine der radikalsten Frauenrechtlerinnen, aber sie hat sich den klaren Blick für die natürlichen Dinge nicht trüben lassen, sie ist vor allem ein großfühlender, warmherziger Mensch geblieben. Ich vermute, grade ihr wahres Menschentum hat sie das „Menschentum“ jener Botschaft ablehnen lassen, die die Männer schlechthin zu Barbaren stempelt und sie in eine niedere Klasse des Menschentums hinabzudrücken versucht.

„Unter den Männern hat ein Morden angehoben“; nur die Frauen werden die Welt von solchem Grausen befreien; Männer haben kein Gefühl für die Leiden der Menschheit, sie sind niedere Menschen — so klingt es uns fast aus jedem Satz dieser Botschaft entgegen. Kann man das anders als eine lächerliche Überhebung nennen, ganz zu schweigen von der Summe von Unwahrheit, die darin liegt? Noch mehr: es ist eine Beleidigung der Millionen von Kämpfern, die unter ungeheuren Opfern ihr Leben einsetzen und die von dem furchtbaren Leid für die Menschheit, das der Krieg in sich birgt, am allernächsten berührt werden. Anzunehmen, daß sie davon nicht in tiefster Seele erschüttert würden, daß sie sich etwa in den Krieg gestürzt hätten aus Lust am „grausigen Erlebnis“, das heißt sie zu Tieren machen. Sind sich jene „deutschen Frauen“, wie sie sich nennen, darüber nicht klar gewesen, bevor sie ihre Botschaft in die Welt sandten? Das Schriftstück verrät ja überhaupt eine vollendete Ahnungslosigkeit von den tieferen Ursachen dieses Krieges, es plätschert mit einigen Redensarten ganz an der Oberfläche der Dinge herum. „Krieg läßt Neid, Haß und Verleumdung ihre giftigsten Blüten treiben“, heißt es. Das ist eine halbe Wahrheit, aber die andere, wichtigere Hälfte fehlt: Krieg entsteht erst, nachdem Neid, Haß und Verleumdung so sehr angeschwollen sind, daß es kein anderes Mittel mehr gibt, als sie totzuschlagen. Auch innerhalb des Krieges wachsen üble Gewächse, die Leidenschaften erhitzen, die Blicke trüben sich; leider unvermeidliche Begleiterscheinungen. Aber der deutsche Krieg war erst eine Folge des längst vorher vorhandenen Neides und Hasses unserer Feinde. Jene „deutschen Frauen“ scheinen für die deutsche Not und Notwehr kein Gefühl zu haben, sonst könnten sie sich auch nicht „über den Ereignissen dieser Zeit fühlen“. Nur kalte, unbeteiligte, von der Aufgabe des deutschen Wesens nicht erfaßte Menschen können so „fühlen“. Alle andern leben für den Augenblick wenigstens ganz und gar in dieser Zeit und ihrer Not, mit heißer Seele und mit allen Kräften bemüht, durch sie hindurchzukommen und aus ihr die wertvollen Kräfte des Deutschtums zu retten.



„Wahres Menschentum kennt keinen Völkerhaß und keine Völkerverachtung.“ Auch eine Weisheit, die ihrem Wortlaut nach sogar zutrifft, und die heute doch blutleer und unlebendig erscheint. Hassen und verachten wir denn die Völker? Nein. Wir hassen und verachten nur die niederen Triebkräfte, die hinter ihnen stehen und die sich miteinander verschworen hatten, uns meuchlerisch zu vernichten. Es liegt gerade im Wesen des wahren Menschentums, daß es solche ekeln Triebe haßt. Und ein Krieg, der sie auszurotten bemüht ist, der ist ein heiliger Krieg, ein Krieg für das Menschentum. Denkt ihr anders von diesem deutschen Krieg, ihr „deutschen Frauen“? Dann könnt ihr uns leid tun ... Der Krieg zerstört unschätzbare Werte in jeder Beziehung, er ist ein namenloses Unglück — aber glaubt ihr, das wüßten die Männer, unter denen „ein Morden angehoben hat“, nicht ebensogut wie ihr? Sollten sie die Schlinge um den Hals des deutschen Vaterlandes ruhig zuziehen lassen, sollten sie die geistig und wirtschaftlich immer schöner aufblühende deutsche Heimat von den kosakischen und andern Schergen Englands verwüsten und zerstören lassen? Oder war es nicht doch ein Beweis höchsten Menschentums, daß sie alles, was ihnen lieb und wert war, alle Bequemlichkeit und alle Sicherheit im Stich ließen, um sich mit den schärfsten und „raffiniertesten Vernichtungsmitteln“ dem hinter ihrem Rücken verabredeten Morden entgegenzustellen? Die Geschichte der Menschheit wird gerechter urteilen als ihr, die ihr „über den Ereignissen dieser Zeit“ steht und infolgedessen wohl nicht das rechte Gefühl für ihre Bedeutung habt.

Wenn ihr auch jetzt von euren „Forderungen“ sprecht und sie als „höchstes Ziel“ bezeichnet, dann seid ihr sehr weit vom wahren Menschentum entfernt, das im Augenblick wirklich gewaltigere Aufgaben zu lösen hat.

Und dann der Satz: „Frauen stehen wahrem Menschentum näher als die Männer.“ Schlechthin: als die Männer! Das ist der Gipfel einer Überhebung, die schon jenseits der Grenze liegt, an der die Lächerlichkeit beginnt. Mit Frauen, die das glauben, die an die Stelle männlicher Überhebung nichts als die eigene Überhebung setzen können, ist letzten Endes überhaupt nicht mehr zu rechten. Die Frauen sind am Werden neuer Menschen weit mehr beteiligt als die Männer — unzweifelhaft, und schon diese eine Leistung gleicht etwa geringere Leistungen auf andern Gebieten völlig aus. Aber das wahre Menschentum ist ein geistig-seelischer Begriff, der nicht bei der Geburt fertig dasteht. Er ist ein hohes Gut, dessen leider nicht alle Menschen auf der Erde teilhaftig werden. Jeder Mensch — ob Frau oder Mann — kommt ihm so nahe, wie er sich selbst an ihn heranarbeitet und zu ihm emporringt. Das wahre Menschentum fällt nicht diesem oder jenem Geschlecht als Himmelsgabe in den Schoß, es muß von jedem einzelnen erworben werden ...

Die Unterzeichnerinnen der Botschaft an den Weltbund für Frauenstimmrecht nennen sich deutsche Frauen, aber sie haben der deutschen Sache einen schlechten Dienst erwiesen. Denn die Botschaft ist ins Ausland, zunächst an die Vorsitzende, eine englische Amerikanerin, gesandt worden. Sie wird auch nach England gehen, und man wird dort sicher hauptsächlich eins herauslesen: daß deutsche Frauen gegen deutsche Männer stehen; man wird dort auch das noch verallgemeinern,

was die Botschaft selbst zu verallgemeinern übriggelassen hat. Und das Ergebnis? Ein falsches Zeichen deutscher Schwäche wird es sein. In England weiß man ja nicht oder man wird es totschweigen, was wir in Deutschland wissen: daß es sich nur um einen verschwindend kleinen Teil der deutschen Frauen handelt! ...



Am Feldstein · Von Karl Röttger

Zum erstenmal geschah ihm dies:
Daß ihn der Lärm der Schlachten ließ;
Er lag an einen grauen Stein
Gelehnt — in dem Wust allein ...

Das Bild ward grau vor seinem Blick;
Der Freunde Sturm voran — zurück —
Voran! Das Schicksal hatte sacht
Ihn hingelegt und still gemacht.

Das Bild vor ihm ward trüb und grau.
In seiner Brust stak wohl ein Brand.
O Abendhimmel, sende Tau!
O, eine Hand! O, eine Hand!

Seit vieler Zeit zum erstenmal
Kam's wie Besinnung über ihn —
Fast lindert' Stille ihm die Qual ...
Und eine Abendsonne schien.

Verweht die Tage, da nur ein
Gedanke in ihm war: Wer wird
In diesem Kampfe Sieger sein?
(Wir müssen sein! Wir müssen sein!)
Die Blicke suchten — wie verirrt ...

Und doch zum ersten Male dies:
Daß ihn der Lärm der Schlachten ließ,
Goldene Abendsonne schien
Und ferne Jubelstimmen schrien:

Der Freunde Siegeslied! Er liegt
Nun ganz allein ... Das Graue schmiegt
Sich eng um seine Stirn; es bläst
Sein Denken langsam aus; es preßt

Sein Hirn, sein Herz — Er lehnt am Stein;
Er träumt hinüber. Er ist heim.



Die schweizerische Neutralität

Von Karl Storck

Wenn in den letzten Wochen die schweizerische Neutralität in steigendem Maße zum Gegenstand öffentlicher Erörterung in der Presse geworden ist, so geschah es nicht, wie bei der Mehrzahl der andern neutralen Länder, aus Sorge oder Hoffnung wegen eines Eingriffs der Schweiz in das Weltringen. An der durchaus ehrlichen Absicht und der festen Entschlossenheit zur Neutralität der schweizerischen Regierung sowohl, wie des ganzen Schweizervolks wird nirgends ein ernsthafter Zweifel geäußert. Dazu gesellt sich die achtvolle Überzeugung, daß in gleicher Weise Volk und Regierung der Schweiz entschlossen sind, jede Verletzung ihrer Neutralität gegebenenfalls mit der Waffe abzuwehren.

Schon darin zeigt sich, daß die Neutralität der Schweiz etwas ganz anderes ist, als die der andern Länder. Sie ist ein Wesentliches der Schweiz selbst geworden, für jeden Schweizer geradezu eins mit der Unverletzbarkeit seines Vaterlandes. Man kann aber weiter gehn und sagen, daß diese schweizerische Neutralität ein Menschheitsbesitz ist, vielleicht der höchste politische Gemeinbesitz, den wir bislang erreicht haben. Und noch heute, wo das Völkerrecht lediglich zum Bündel unnützen Papiers entwürdigt erscheint, bleibt die Achtung vor der schweizerischen Neutralität als einer ersten Stufe zur Verwirklichung des Weltfriedens bestehn; ja diese Neutralität erscheint uns um so wertvoller in ihrer Tatsächlichkeit, je mehr der Weltfriedensgedanke zum Traumgespinst verblaßt. Einen Ort des Friedens, der Verständigungsmöglichkeit für den einzelnen, während sich die Gesamtheiten bekämpfen, brauchen die Menschen. Diese schweizerische Neutralität ist allen endlich dadurch um so wertvoller, als sie um ihrer selbst willen aufrechterhalten und geschützt wird. Die Schweiz erhofft sich dafür keine nachherigen Belohnungen, noch nicht einmal Entschädigung für die ungeheuern Opfer, die das kleine Land für den Schutz dieses kostbaren Staatsgutes auf sich genommen hat. Im Gegensatz etwa zu Italien ist im *staatlichen* Leben der Schweiz noch keine Stimme laut geworden, die diese Neutralität als falsch bezeichnet, die ein Eingreifen der Schweiz in den Krieg gefordert hätte. Der Bundesregierung ist es denn auch bis zur Stunde gelungen, die außerordentlich schwierige Aufgabe zu lösen, zwischen drei angrenzenden sich bekriegenden Staaten selber in friedlich-freundlicher Haltung zu allen, treu den Abmachungen des Völkerrechts und treu gegen sich selbst zu bleiben. Die kriegführenden Mächte haben das auch anerkannt, und wenn Deutschland darin besonders freundlich und vertrauensfreudig war, Frankreich in ängstlicher Eifersucht überall Verdächtiges wittert, so entspricht das dem Gesamttemperament der beiden Regierungen, die sich aber beide Mühe geben, auch ihrerseits jede Verletzung des schweizerischen Empfindens zu vermeiden, was bei der Nähe einiger Kampfplätze an der schweizerischen Grenze nicht leicht war. So ist es doppelt bezeichnend für die Verlogenheit von Englands vielberufenem Eintreten für die

Schwachen und Neutralen, daß die ersten Verletzungen der schweizerischen Neutralität von England ausgeübt wurden. Dabei erscheint das Überfliegen der Schweizer Grenze beim Überfall auf Friedrichshafen in seiner vollen Schwere erst durch die Verbindung mit der Spionage auf dem Kirchturm von Romanshorn, zu der der englische Gesandte Grant Duff seine hohe Stellung mißbrauchte. Nachdem ausführliche Einzelheiten über das planmäßige und beispiellos dreiste Vorgehen des englischen Gesandten zweifelsfrei festgestellt und veröffentlicht worden sind, wird die schweizerische Regierung kaum mehr an ihrer Auffassung festhalten können, daß es sich bei Duffs Reise nach Romanshorn um einen harmlosen Ausflug gehandelt habe. Die schweizerische Regierung ist in ihrem Vertrauen auf den Anstand des britischen Vertreters getäuscht worden und wird sich auf die der neuen Diplomatenschule Mister Greys entsprechenden vorsichtigen Umgangsformen einzurichten wissen. Dieses Vertrauen darf man nach ihrem bisherigen Verhalten zur Schweizer Regierung hegen, die sicher auch in Zukunft ihre Neutralität in strengster Form wahren wird.

Sie steht damit auch vor einer innerpolitischen Aufgabe von einschneidendster Bedeutung. Denn die kühle Klarheit und kluge Befolgung festgelegter Verträge — für die Regierung die weiseste und sicherste Lebensform — lassen sich nicht auf das Verhalten des einzelnen übertragen. Gewiß ist das schweizerische Volk dank seiner Verfassung seit vielen Jahrzehnten in hohem Maße politisch geschult, und der staatsbürgerliche Gedanke ist dem Schweizer viel tiefer ins Blut übergegangen, als dem Deutschen oder Franzosen. Aber dieser Vorteil wird im vorliegenden Falle dadurch aufgehoben, daß das eidgenössische Staatengebilde eine Bevölkerung von stärkster Rassenverschiedenheit umschließt, wobei es steter Grundsatz war, jeden Volksteil seine Rasseneigenart möglichst ungestört entwickeln und betätigen zu lassen. Ja, man wird nicht leugnen können, daß gerade in diesem innigen Nebeneinander, in der starken Interessengemeinschaft der sonst überall scharf getrennten Romanen und Germanen die vornehmste kulturpolitische Aufgabe der Schweiz bis jetzt gelegen hat. Die Zukunft wird diese Bedeutung nicht mindern.

So entsteht die Gefahr, daß die Verschärfung der Rassengegensätze, wie sie dieser Krieg in steigendem Maße mit sich bringt, am innersten Lebensmark der Eidgenossenschaft selber zehrt. Gerade diese Erkenntnis erregt in steigendem Maße die Besorgnis hervorragender schweizerischer Kreise. Für uns aber ist es sehr wichtig, diese innere Stimmung genau kennen zu lernen, und so geben wir hier auszugsweise einen Artikel der „Basler Nachrichten“ (Nr. 511), der uns diesen echt schweizerischen Standpunkt klar zu umschreiben scheint.

„Es ist uns Schweizern in dieser weltgeschichtlichen Stunde das Schreckliche, aber auch das Große und Herrliche versagt, was Deutschland und Frankreich erleben: das Einsetzen der ganzen Volkskraft im blutigen Kampf um die Freiheit, Ehre und Macht des Vaterlandes. Aber deswegen heißt Neutralität für uns nicht nur Teilnahmlosigkeit inmitten des Weltkrieges, sondern vor allem treue Bewahrung unserer Eigenart. Statt mit leidenschaftlichem Jubel oder in kläglicher Angst Sieg oder Niederlage der kämpfenden Großmächte zu

verfolgen, täten wir besser, daran zu denken, daß wir jetzt und künftig mehr als je verpflichtet sind, unsere sonst vielgepriesenen schweizerischen Ideale in Taten umzusetzen; ist doch unsere ganze Demokratie noch viel mehr eine große Aufgabe als ein schon erreichtes Ziel. Der seltsame und schließlich doch bestimmte Gang unserer Geschichte, dem die heutige Eidgenossenschaft ihr Leben verdankt, ist, will's Gott, noch lange nicht zu Ende.

Nur zwei Aufgaben seien hier genannt, die nach meinem Empfinden wir deutsche Schweizer heute, in dieser Zeit der furchtbaren Völkerkämpfe, besonders beachten sollten. Die erste ist die Bewahrung unseres eigenen schweizerischen Urteils gegenüber den Weltereignissen. Das ist nicht so selbstverständlich, wie man meinen sollte. Mit leidenschaftlicher Beredsamkeit werben die Reichsdeutschen in Aufrufen, Broschüren und Zeitungsartikeln um die ‚Seele der Neutralen', und gerade auch um uns Deutschschweizer. Sie meinen, wir müßten die deutsche Auffassung vom Ursprung des Kriegs, den Glauben an das deutsche Recht und den deutschen Gott, die deutsche Überzeugung vom verdienten Schicksal Belgiens und von der Ruchlosigkeit der Dreiverbändler teilen. Darauf erwidern wir den Reichsdeutschen bestimmt: Wir büßen ein Stück unserer Selbständigkeit ein, wenn wir uns eure Auffassung zu eigen machen. Wir sind nicht von der Kriegsfurie erfaßt, sondern suchen mit offenen Augen und in ernster Prüfung aus den tausend Berichten, die wir von rechts und links überreichlich bekommen, uns ein eigenes Bild zu machen. Wir sind auch selbständig genug, um den Text der Weltgeschichte ohne offiziellen deutschen (oder französischen) Kommentar zu lesen. Es scheint, als ob viele Deutsche fürchteten, wir deutsche Schweizer könnten uns in unserm Urteil über sie durch die Franzosen oder Engländer beeinflussen lassen, als ob wir nicht selbst Verstand und Empfindung genug besäßen, um Deutschlands Größe gerade in diesen Tagen gebührend zu bewundern! Nicht die Verdrehungen der Feinde, wohl aber die aufdringliche Ruhmredigkeit und die verblendete Selbstgerechtigkeit mancher deutscher Preßprodukte sind geeignet, uns Neutrale abzustoßen. Vor allem aber sollen die Reichsdeutschen wissen, daß es uns Deutschschweizern viel wichtiger ist, *uns mit unsern welschen Eidgenossen zu verständigen, als mit ihnen*. Es ist eigentlich traurig, daß das nicht für jeden patriotisch denkenden Schweizer selbstverständlich ist. Das ist die zweite Aufgabe, die uns unsere Neutralität stellt. Alles, was bis jetzt zur Verständigung zwischen Deutschen und Welschen im Vaterland gesagt und getan worden ist, und was die Neue helvetische Gesellschaft in dieser Hinsicht anstrebt, sollte ein jeder von uns dankbar begrüßen. Wenn wir uns in die Gefühle und Stimmungen der französischen Eidgenossen teilnehmend zu versetzen suchen, so tun wir dem Vaterland sicher einen bessern Dienst, als wenn wir immer nur über die Art schelten, wie sie ihre Sympathien für Frankreich zeigen. Was in diesem Stück von ihnen gesündigt worden ist und noch gesündigt wird, das sollen zuerst vernünftige und patriotische Welschschweizer selber tadeln und zurückweisen; zum Glück fehlt es an solchen Männern nicht. Uns aber ziemt es, den welschen Freunden Vertrauen zu schenken. Wir sehen leider voraus, daß der grenzenlose Haß zwischen den Nationen auch nach dem Ende des Krieges noch auf lange hinaus das ganze Kulturleben stören

wird. Darum haben wir Schweizer jetzt mehr als je die Aufgabe, zu beweisen, daß sich deutsches und welsches Wesen friedlich und gut eidgenössisch ergänzen kann."

Wir finden diese Auslassungen sehr verständig und für uns beherzigenswert. Nur scheint uns dieser Deutschschweizer, echt deutscher Art gemäß, seine eigene Sachlichkeit auf die Welschschweizer zu übertragen, wenn er annimmt, daß die eidgenössisch denkenden unter den Welschschweizern die Aufklärung und vernünftige Einstellung ihrer französisch sprechenden Landsleute werden bewirken wollen und, wenn es der Fall sein sollte, werden erreichen können. Die französische Schweiz ist durch eine gewissenlose, vielfach wird behauptet auch geschäftlich gewonnene, Presse in einer Weise verhetzt worden, die schlimmer ist, als was in Frankreich selbst geschieht. Diese französische Presse (z. B. Tribune de Genève, Journal de G., Gazette de Lausanne) nutzt den eidgenössischen Gedanken nur noch als Deckmantel für ihre hetzerische Wühlarbeit. Sie verschont mit ihren Verleumdungen auch ihre deutschschweizerischen Volksgenossen nicht. Man wird den Eindruck der Abwehr nie verwischen können, zu der die Basler Polizeibehörde sich genötigt sah.

„Seit Ausbruch des europäischen Krieges hat eine Anzahl Zeitungen der französischen Schweiz tendenziöse und wahrheitswidrige Artikel gegen die Basler Polizeibehörden veröffentlicht, weil diese gegen die in Basel und von Basel aus im Interesse fremder Mächte intensiv betriebene Militärspionage, die mit der Neutralität unseres Landes unvereinbar und für seine Sicherheit gefährlich ist, pflichtgemäß eingeschritten ist. Es wäre dem Basler Polizeidepartement ein leichtes, jene Preßangriffe zum Schweigen zu bringen: es brauchte nur öffentlich die Wahrheit zu sagen über die in Basel, von Basel aus und über Basel betriebene Militärspionage, ihre Urheber und ihre Protektoren, ihren Umfang und ihre Methoden. Die Bevölkerung der französischen Schweiz würde dann mit Erstaunen und mit Entrüstung erfahren, daß sie durch eine unbesonnene, voreingenommene und von Leidenschaft verblendete Presse systematisch getäuscht worden ist. Wir machen daher diejenigen Zeitungen der französischen Schweiz, die es angeht, eindringlich darauf aufmerksam, was für ein gewissenloses Spiel sie mit den Interessen unseres gemeinsamen Vaterlandes treiben, wenn sie, getrieben von Sympathien und Abneigungen, die nichts mit schweizerischem Patriotismus zu tun haben, ihre provokatorischen Angriffe fortsetzen und uns dadurch schließlich zwingen, aus unserer Zurückhaltung herauszutreten und auf die systematische Irreführung der öffentlichen Meinung mit der einfachen Feststellung der Wahrheit zu antworten. Wir müssen es aus den angedeuteten Gründen bis auf weiteres ablehnen, alle die groben Unwahrheiten und perfiden Verdächtigungen, die fast täglich gegen die baslerischen Polizeibehörden ausgestreut werden, im einzelnen zurückzuweisen. Wir begnügen uns für heute mit der Feststellung der Tatsache, daß eine ganze Anzahl von Blättern der französischen Schweiz offen und leidenschaftlich Partei ergreifen gegen die schweizerischen Behörden und für die ausländischen Agenten, die durch ihr verwerfliches, teilweise geradezu verbrecherisches Treiben die Sicherheit unseres Landes gefährden."

Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, auch die französische Presse der Schweiz regelmäßig verfolgt, wird nicht behaupten können, daß es seit dem 6. November,

von dem die Erklärung der Basler Polizeibehörde datiert ist, besser geworden sei. Wohl aber hat die Ansprache, mit der der Genfer Fazy als Alterspräsident die am 7. Dezember abgehaltene Versammlung der eidgenössischen Räte in Bern eröffnete, gezeigt, daß es auch einem anerkannt klugen Westschweizer fast unmöglich ist, gegenüber der Hetzarbeit seiner Landespresse sich ein klares Urteil zu bewahren. Wenn es aber einem gelingt und er den Mut des offenen Bekenntnisses hat, hilft ihm alles bisherige Ansehen nichts gegen die entfesselte Leidenschaft der Welschschweizer. Das erhellt klar aus dem Schicksal des Professors Claparède, der jetzt vom Großen Rat der Stadt Genf gegenüber den ihn boykottierenden Studenten preisgegeben worden ist. Dabei hat Claparède, wie er unwidersprochen in der „Neuen Züricher Zeitung" nachgewiesen hat, sich durchaus gehütet, in seinen Vorlesungen nach irgendeiner Seite Partei zu nehmen. Daß er als Privatmann keinen Hehl aus seiner Deutschfreundlichkeit gemacht hat, reicht nicht nur der aufgehetzten Jugend, sondern auch der Genfer Regierung zur Verurteilung aus. Es gehört zum Ganzen, daß nun nachträglich noch eine Sympathieadresse der Züricher Studentenschaft an die Genfer gefälscht wird, um die politische Brunnenvergiftung dieser Genfer Kreise in ihrer vollen Verwerflichkeit zu brandmarken. —

Es liegt uns Deutschen völlig fern, den Schweizern eine andere Haltung zuzumuten, als sie ihnen das Wohl ihres eigenen Staates gebietet. Wir sind gerecht genug anzuerkennen, daß die Schweiz sich trotz der starken Rassenmischung als lebensfähiges und wertvolles Staatengebilde erwiesen hat. Wir glauben an den hohen Beruf dieser eigenartigen Staatsform innerhalb der europäischen Welt. Aber aufs neue ist jetzt erwiesen, daß dieser eidgenössische Gedanke nur in den Deutschschweizern lebendig genug ist, um persönliche Opfer oder doch strenge persönliche Selbstzucht herbeizuführen. Ich habe im verflossenen Juli den Festlichkeiten wegen der hundertjährigen Zugehörigkeit Genfs zur Eidgenossenschaft beigewohnt. Der beherrschende Ton war dabei das feste Bekenntnis Genfs zur Schweiz. In der Freude darüber hat man in der deutschen Schweiz beide Augen vor der Tatsache zugedrückt, daß im Kanton Genf die Zahl der französischen Staatsbürger fast ebenso groß ist, wie die der Schweizer. Diese Franzosen in der Schweiz haben sich aber niemals gleich den deutschen Reichsangehörigen den politischen Anstandspflichten gefügt, die ihnen als Gästen obliegen. Hier sind die gefährlichen Wühler und Hetzer zu suchen, von denen sich die Deutschschweizer viel zu viel gefallen lassen; ihnen wird die Bundesregierung im eigenen vaterländischen Interesse das Handwerk legen müssen.

Wir Deutsche haben aber auch ein Mittel in der Hand, den Welschschweizern beizubringen, daß wir uns nicht ungestraft derartig befeinden lassen. Mag das Mittel im ersten Augenblick klein erscheinen, so ist seine Wirksamkeit keinen Augenblick zu bezweifeln. Es ist die Pflicht jedes Deutschen, in dieser Zeit alles zu vermeiden, was unsere Feinde stärken kann. Die Westschweizer sind unsere Feinde, so streng die Eidgenossenschaft ihre Neutralität wahrt. So darf in Zukunft der Strom deutscher Reisender nicht mehr der Westschweiz zukommen, und die vielen Hunderte deutscher Mädchen, die die welschen Schulen

in den Kantonen Genf und Waadt bevölkern, dürfen nicht länger dort bleiben. Der Geldsack ist beim romanischen Schweizer einer der empfindlichsten Körperteile. Vielleicht bringt eine gründliche Entziehungskur die so übermütig kochende romanische Volksseele zur Vernunft. Alle guten Schweizer sollten uns auch in ihrem eigenen nationalen Interesse dafür nur dankbar sein.



Das Bild · Von Wilhelm Jensen

Wir fanden heut so einen
Da drüben am Weinbergsrand;
Zwischen Nesseln und scharfen Gesteinen
Lag er, den Kopf in der Hand.

Wie ein Wild, das, zum Tod getroffen,
Sich noch fortschleppt zu letztem Versteck,
Nur den ziehenden Wolken offen,
Lag er auf dem blutigen Fleck.

Den Arm zur Stütze gebogen,
Wie lebend den Kopf drauf gelegt,
Schmerzhaft die Lippen verzogen —
So haftete unbewegt

Auf einem Bilde der blauen
Starrblickenden Augen Licht,
Das zeigte aus Deutschlands Frauen
Ein wunderliebes Gesicht.

Als hätt' seine Lippe gesprochen
Ihren Namen als letztes Gebet,
So war sein Auge gebrochen
Und der Name im Wind verweht — —

Stumm über das Bild uns neigend,
Zusammen sie gruben wir ein —
Wir fühlten jeder schweigend,
Wir selber auch könnten es sein.





Englands indische Truppen im gegenwärtigen Kriege

Wer hätte es noch vor einem halben Jahre für möglich gehalten, daß auf den Gefilden Nordfrankreichs Krieger aus dem fernen Indien kämpfen würden! Und nun ist dieser phantastisch-unwahrscheinlich anmutende Gedanke doch wahr geworden, und zu den schwarzen und gelben Truppen, mit denen sich die deutschen Soldaten im Westen und Osten herumschlagen müssen, sind auch die braunen Söhne des fernen Wunderlandes gekommen. England hat einen Griff in das unter dem Sammelnamen „Indien" zusammengefaßte Völkergemisch getan und die arg gelichteten Reihen seiner eigenen Truppen durch eine indische Hilfsabteilung verstärkt, wiewohl dessen Überführung nach dem so fernen Kriegsschauplatz doch ebensoviel Wochen gebraucht haben muß, als — so hätte man wenigstens glauben sollen — ein britisches Heer gebraucht hätte, das bloß den Ärmel-Kanal zu durchqueren hatte.

Daß man sich in London trotzdem zu diesem exotischen Versuch entschlossen hat, läßt sich nur aus dem Mangel an kriegsbrauchbaren Ersatztruppen erklären, der in England trotz all des aufdringlichen Geprotzes mit den verfügbaren Millionen britischer Soldaten noch immer herrscht und angesichts dessen die Truppen aus dem fernen Indien immer noch früher zur Stelle sein mußten, als eine entsprechende Zahl aus dem nahen Mutterlande.

Vielleicht hat man sich in England, wo man in allen militärischen Dingen erstaunlich naiv ist, auch mit der kindlichen Hoffnung geschmeichelt, man werde den deutschen Soldaten mit den exotischen Kriegern Achtung einflößen. Nun, wenn man sich wirklich diesem Wahn hingegeben haben sollte, dann hat man sich gründlich getäuscht, denn den deutschen Soldaten haben die braunen Söhne Indiens ebensowenig Schrecken verursacht, wie die schwarzen aus dem Atlas und die gelben vom Altai. Eindrücke gemacht hat dieses Auftreten der indischen Truppen auf dem europäischen Kriegstheater nur den Engländern selber und den leichtgläubigen Franzosen, die sich in ihrer Verblendung von den Gurkhas und Sikhs vielleicht die Rettung vom Untergange versprachen.

Wie groß die Zahl der nach dem europäischen Kriegsschauplatze beförderten indischen Truppen ist, wissen wir noch nicht, und den von englischer oder französischer Seite gebrachten Zahlenangaben werden wir keinen Glauben schenken dürfen, denn sie übertreiben in gewohnt phantastischer Weise; immerhin aber können wir dennoch nahezu mit voller Sicherheit das Maß bezeichnen, über das ihre Stärke nicht hinausgehen kann. Und als solches erscheint uns die Zahl 30 000 schon hochgegriffen.

Die Gesamtzahl der anglo-britischen Streitkräfte beträgt in runden Zahlen 235 000 Mann, wovon 75 000 dem britischen Heere angehören und 160 000 dem regulären Eingeborenen-Heere, den sogenannten „Natives“. Diese an sich nicht unbeträchtlichen Zahlen schrumpfen aber auf ein winziges Maß zusammen, wenn man bedenkt, daß sie genügen sollen, einen Länderbesitz von nahezu 5 Millionen qkm zu verteidigen und eine Bevölkerung von mehr als 300 Millionen im Zaume zu halten; denn es kommt demnach auf etwa 65 qkm und 4000 Einwohner bloß ein einziger britischer Soldat und nicht viel mehr als zwei „Natives“. Die britische Regierung darf daher im Hinblick auf diese erschreckend geringfügige Militärmacht nicht daran denken, ihren indischen Besitz von Truppen allzu sehr zu entblößen, besonders nicht von britischen. Sie hat auch im Burenkriege nicht mehr als 5 Bataillone Infanterie von 52, 4 Kavallerieregimenter von 9 und 6 Batterien von 53 aus Indien wegzunehmen gewagt, zusammen höchstens 8000 Mann. Jetzt dürfte sie den Stand der englischen Truppen in Indien nicht in stärkerem Grade verringern, um so weniger, als die politische Lage daselbst derzeit weit ungünstiger zu sein scheint, als zur Zeit des Burenkriegs. Wenn die von der Zweibundpresse immer wieder gebrachten Alarmnachrichten über die islamitische Bewegung in Indien leider auch mit größter Vorsicht aufzunehmen sind, da sie das, was sie wünscht, schon als geschehen annimmt: so kann doch nicht bestritten werden, daß eine gefährliche Ausbreitung und Verdichtung dieser Bewegung im Bereiche der Möglichkeit liegt und von der englischen Regierung jedenfalls ins Auge gefaßt werden muß. Wenn aber überhaupt britische Truppen aus Indien nach Europa geschafft worden sein sollten, so dürfte ihre Zahl im äußersten Falle 10 000 Mann betragen, wahrscheinlich jedoch weniger.

Als einen drastischen Beleg dafür, was die „gute“ Presse ihren Lesern in dieser Hinsicht aufzutischen wagt, sei die Münchhausen-Nachricht eines türkischen Blattes angeführt, die zu melden wußte, Afghanistan habe 400 000 Mann gegen Rußland und 300 000 Mann gegen England aufgestellt! Und diesen Unsinn druckten die österreichischen Blätter nach, ohne auf die zutage liegende Unmöglichkeit zu verweisen! Je Ungünstigeres sie über den Stand der Tripleentente bringen konnten, um so besser!

Leichter kann man die Zahl der eingeborenen Truppen in Indien verringern. Aber auch sie sind nur zum kleineren Teile entbehrlich. Mehr als ein Viertel der gesamten „Natives“, d. i. 40 000 Mann, wird man kaum wegzunehmen gewagt haben. Rechnet man von diesen aber etwa 10 000 Mann ab, die zur Verstärkung der Besatzung in Ägypten verwendet worden sein dürften, wo die Lage für England außerordentlich gefahrvoll geworden ist, so bleiben für den europäischen Kriegsschauplatz nicht mehr als bestenfalls 30 000 Indier übrig, eine Verstärkung, die unter den kämpfenden Millionen auf den Gefilden Frankreichs fast spurlos untergehen wird, um so mehr, als ihre Zahl wahrscheinlich noch weit geringer ist.

Der Zahl nach bedeutet die Heranziehung des indischen Hilfskorps für die deutschen Heere somit keinerlei ernste Gefahr; der Bewaffnung nach aber dürften sich die indischen Truppen denen Deutschlands gerade so wenig ebenbürtig erweisen, wie sich die britischen erwiesen haben, zumal da die Witterungsverhältnisse und die ihnen fremde Umwelt ihre Kampffähigkeit kaum erhöht haben werden.

Die britische Heeresleitung hat allerdings, wie es heißt, auch Regimenter aus den besten Truppen des Native-Heeres nach Frankreich befördert, nämlich Gurkhas und Sikhs. Unter dem Namen Gurkhas werden 10 Schützenregimenter zu je 2 Bataillonen zusammengefaßt, die sich ausschließlich aus Bergstämmen des Himalaya, besonders aus Nepal, ergänzen und eine ebenso tapfere als ausdauernde Truppe bilden. Da sie jedoch vor allem für den Hochgebirgskrieg trainiert sind, werden sie in Frankreich von ihren besonderen Fertigkeiten wohl keinen Gebrauch machen können, denn gerade der vlandrische Kriegsschauplatz mit seinen einförmigen Ebenen bietet ihnen für diese kein Betätigungsfeld. Eher noch kämen sie in den



Vogesen zur Geltung, wenngleich selbst diese für die an die ungeheuern Maße des Himalaya gewöhnten Gurkhas als Berge kaum in Betracht kommen.

Außer den Gurkhas werden es wohl hauptsächlich Punjabis und Sikhs aus dem nordwestlichen Indien sein, die man nach Europa gesandt hat, da diese neben den Gurkhas die Elite des Eingeborenenheeres bilden, während die Truppen aus dem Süden und Osten Indiens als minderwertiger gelten.

Ein großer Nachteil des indischen Eingeborenenheeres ist der zahlreiche Troß, den es mit sich schleppen muß, weil die Kastengesetze dem indischen Krieger eine ganze Reihe von Beschäftigungen verbieten, die beim europäischen Soldaten selbstverständlich sind. Wasserholen, Grasschneiden, Pferdeputzen u. dgl. darf einem indischen Krieger nicht zugemutet werden. Außerdem haben diese die Gewohnheit, ihre Familien mit ins Feld zu nehmen. So kommt es, daß z. B. im letzten afghanischen Kriege ein aus etwa 800 Mann bestehendes Native-Bataillon einen Troß von 200 Köpfen mit sich ins Feld schleppte. Und bei der Kavallerie und Artillerie schwoll diese Schar noch höher an und erreichte, ja übertraf selbst die Zahl der Kämpfer. Wenngleich mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, daß im gegenwärtigen Kriege eine Ausnahme von dieser seltsamen Regel gemacht und der Troß auf das erreichbare Mindestmaß beschränkt worden ist, so sind doch schon Klagen über die Schwierigkeiten laut geworden, die die strengen Speisegesetze bei der Verköstigung der indischen Truppen bereiten.

Ein bezeichnendes Merkmal der Native-Armee ist, daß sie zwar über Infanterie (136 Bataillone), Kavallerie (39 Regimenter), Gebirgsartillerie (12 Batterien) und Genietruppen (19 Kompagnien) verfügt, nicht aber über Feldartillerie, und auch nur über eine einzige Festungsbatterie. Die gesamte Feld- und Festungsartillerie (mit dieser kleinen Ausnahme) für Britisch-Indien wird von britischen Truppen gestellt; ein Beweis des großen Mißtrauens der englischen Behörden in die Zuverlässigkeit der Natives, trotzdem diese sich in allen Grenzkriegen als verläßlich und tüchtig bewährt haben. Dieses Mißtrauen und nicht minder die Geringschätzung, die man von englischer Seite gegenüber den Eingeborenen hegt, zeigt sich auch darin, daß diese in der Native-Armee nur bis zum Rang eines Kapitäns vorrücken können, Stabsoffiziersstellen ihnen aber unerreichbar und ausschließlich den englischen Offizieren vorbehalten bleiben. Eine Einrichtung, deren für das Ehrgefühl der Inder verletzender Charakter nicht eben danach angetan ist, die britische Herrschaft im Eingeborenenheere sonderlich beliebt zu machen; ebensowenig wie der Umstand, daß der älteste eingeborene Hauptmann dem jüngsten britischen Leutnant im Rang nachsteht.

Das Native-Heer bildet nicht etwa eine geschlossene Einheit, wie man glauben könnte, sondern setzt sich aus den verschiedensten Völkerschaften zusammen. Nur der kleinere Teil der Regimenter besteht aus einem und demselben Stamme; die Mehrzahl vereinigt in ihren Reihen noch immer verschiedene Nationen und Bekenntnisse, wiewohl man ihnen einen einheitlichen Charakter zu geben bestrebt ist. So bestand z. B. das 26. Madras-Infanterieregiment im Jahre 1899 noch aus 2 Kompagnien Mohammedanern, 3 Kompagnien Tamilen, 1 Kompagnie Telingas und 2 gemischten Kompagnien.

Bunt wie die ethnische Zusammensetzung der Natives ist auch ihre Bekleidung, die, halb europäisch, halb orientalisch, in Farbe und Schnitt der Uniformen die größten Verschiedenheiten aufweist und ihnen zum Teil ein überaus malerisches und kriegerisches Aussehen verleiht, zum Teil für europäische Augen aber auch seltsam, fast komisch wirkt. Sehr stattlich, wenn auch etwas theatralisch, nimmt sich namentlich die Native-Kavallerie aus, die etwa zur Hälfte aus Lanzenreitern besteht und sich eines guten Rufs erfreut.

Die deutschen Truppen haben diese exotischen Gegner aber wohl nicht in ihren Originaluniformen zu Gesicht bekommen, sondern in der einförmigen Khakitracht.

Besser als auf dem europäischen Kriegsschauplatze dürften die indischen Truppen in Ägypten und am Schatt el Arab sein, wo sie sich zweifellos weit mehr zu Hause fühlen.

Allein auch dort scheint ihre Verwendung auf ernste Bedenken zu stoßen; wenigstens hieß es, sie seien aus Ägypten wieder abberufen worden, weil die Gefahr bestand, daß sie sich nach der Verkündigung des „heiligen Kriegs" durch den Khalifen weigern könnten, gegen dessen Truppen zu fechten; eine Nachricht, die ja vom Standpunkt des Zweibundes aus sehr erfreulich wäre, aber immerhin mit Vorsicht aufzunehmen ist, da ja die englische Regierung doch sicherlich nicht bloß Truppen mohammedanischen Glaubens nach Ägypten gesandt hat, sondern auch Hindus; zudem ist es nicht recht verständlich, warum am Suez-Kanal nicht möglich sein sollte, was am Schatt el Arab möglich ist, wo indische Truppen mit türkischen schon gekämpft haben.

Ob indische Truppen sich auch schon an den Kämpfen in Ost- und Südafrika beteiligt haben, ist uns nicht bekannt; es ist aber wohl möglich, und sie wären dort gewiß weit mehr auf dem Platz als in Europa.

Aber da oder dort: nirgends werden die indischen Truppen im gegenwärtigen Kriege die Entscheidung herbeiführen und das Zünglein an der Wage sein können, die das Gewicht der britischen Macht schwerer machen soll als die der deutschen; dazu ist ihre Zahl viel zu gering. Ihre Heranziehung, zumal nach Europa, ist nur ein Bluff gewesen, der die Welt über die krasse Unzulänglichkeit der britischen Landmacht hinwegtäuschen sollte . . .

Lord Curzon hat, so heißt es, die Hoffnung ausgesprochen, es noch zu erleben, daß die Lanzen indischer Reiter in den Straßen Berlins funkeln werden. Diese Hoffnung wird wohl auch in Erfüllung gehen; nur mit dem kleinen Unterschiede, daß es deutsche Fäuste sein werden, die diese Lanzen im Triumphe durch Deutschlands Hauptstadt tragen.

Theodor von Sosnosky

Die „vlaamische spraak"

Ueber Vlaandern, dessen Fluren in den letzten Wochen so viel deutsches Blut getrunken haben, herrscht noch sehr viel Unklarheit sogar beim gebildeten deutschen Publikum. Das muß anders werden! Es ist an der Zeit, daß die Kenntnis von den engen kulturellen Zusammenhängen, die das niederdeutsche Küstenbereich Belgiens mit Deutschland verknüpfen, zum Allgemeingut wird. Die Franzosen haben schonungslos ausgerottet, was irgendwie an die Vergangenheit Vlaanderns gemahnen konnte. Wenn die deutsche Postverwaltung mit lobenswerter Schnelligkeit die verfranzten Ortsnamen durch die ursprünglichen Bezeichnungen ersetzte, so hatte sie, abgesehen von den Rechten des Siegers, auch das moralische historische Recht auf ihrer Seite. Die Franzosen sind es gewesen, die das alte deutsche Bonen in ein französisches Boulogne, Veurne (Vörne) in Furnes, Kortrik (Kortrich) in Courtrai, Löwen in Louvain, Namen in Namur gewandelt haben, und so hundert- und hundertweis.

Daß sich die eigentliche Mark Vlaandern, also das belgische Küstengebiet, so sehr ihren ursprünglichen Charakter gewahrt hat, ist um so bewunderungswürdiger, wenn man berücksichtigt, welche zahllosen Veränderungen in Herrschaft und Staatszugehörigkeit das Land hat durchmachen müssen. Ursprünglich keltisches Land, das von Cäsar unterworfen wurde, wird es in der Urkunde 678 zum erstenmal genannt. Im Vlaandergau (um Brügge und Silus) errichteten die Franken Ende des 9. Jahrhunderts eine Markgrafschaft gegen die Normannen. Balduin der Eiserne, Karl des Kahlen Schwiegersohn, erhielt diese dann als erbliches Lehen, und unter einem spätern Balduin kamen Gent und die seeländischen Inseln dazu. Von da ab bildete Vlaamland einen beliebten Tauschgegenstand der Familienpolitik: Es wanderte aus der Hand der Burgunder an Habsburg, 1648 fiel der nördliche Teil an die Generalstaaten, bedeutende Strecken riß Frankreich sich ab; nacheinander wurde es der fran-

zösischen Republik, dann dem Kaiserreiche einverleibt, 1815 kam es an die Niederlande, 1830 endlich an Belgien.

Selten wohl haben kleinlichste Gesichtspunkte, Erbheiraten und Familienzwistigkeiten, das Schicksal eines schönen Stückchens Erde so ausschließlich bestimmt wie hier. Für die Mark Vlaandern war es nur günstig, daß Welschflandern von ihr abgetrennt wurde und bei Frankreich blieb, als Deutschvlaandern von den Franzosen loskam. So wahrte es sich sein durchaus niederdeutsches Gepräge, vor allem aber seine sprachliche Verwandtschaft mit Deutschland. Je tiefer man sich in die Einzelheiten dieser sprachlichen Beziehungen hineinversenkt, um so mehr muß man sich wundern, wie dieses Land trotz aller Verwelschungsversuche zwischen 843 und 1914, trotz seines bewegten politischen Schicksals sich mit zäher Beharrlichkeit seine im Grunde durchaus deutsche Art bewahrt hat.

Man kann sich wohl vorstellen, welche eigenartigen Gefühle es bei unseren Soldaten ausgelöst haben muß, als sie auf dem Weg über Brüssel mitten durch eine ihnen im Wesen, Gebahren und in der Gesinnung vollständig fremde Bevölkerung plötzlich bei Gent, Brügge und Antwerpen auf einen Menschenschlag stießen, der ihnen nicht nur äußerlich verwandte Merkmale zeigte, sondern mit denen sich die niederdeutschen Truppen mühelos verständigen konnten, und zwar nicht nur etwa notdürftig, sondern so, daß beide Teile ausführliche politische Gespräche miteinander führen konnten. Und doch ist eigentlich gar nichts Verwunderliches dabei. Denn das Vlämische bildet zusammen mit dem Holländischen das Niederfränkische. Dieses und die Sprache Groths, Reuters, Brinckmanns usw., das Niedersächsische, sind die beiden Hauptmundarten des Niederdeutschen. Die drei großen Mundartenbereiche: Nieder-, Mittel- und Ober- oder Hochdeutsch bilden zusammen die deutsche Sprache. Es ist deshalb auch unrichtig, „Flandern" und „Flamen" — also mit F zu schreiben, weil dies lateinisch-französischer Brauch ist, den die Eingesessenen selbst verschmähen. Unsere Heeresleitung sollte in ihren Tagesberichten eine solche undeutsche Schreibweise vermeiden. Die Eingesessenen schreiben ihre Heimat entweder Vlaandern oder gewöhnlich Vlaendern, wobei das V als weiches F gesprochen wird, das e hinter a aber als Dehnungslaut gilt: Vlaendern wird also genau so gesprochen wie Vlaandern. Falsch unter allen Umständen ist natürlich Vländern und die Vlämen oder wohl gar Flämen. Als Beispiel hierfür möge z. B. der Name Maeterlinck (sprich Maaterlinck, nicht etwa Mäterlinck!) dienen. Das Eigenschaftswort wird in der Sprache des Landes selbst als vlaamsch gebildet. Aber es ist natürlich nicht falsch, daß wir es hochdeutsch vlämisch schreiben. Interessant ist, daß sich das mißverstandene ae samt dem verkehrten F in die reichsdeutsche Ortskunde eingeschlichen hat, wo wir „Fläming" als die Bezeichnung zweier Höhen finden in der von Albrecht dem Bären mit Vlamen besiedelten Elb-Havelgegend. Der weitverbreitete Familienname Flemming stammt von diesen Kolonisten.

Das eigentliche Küstenland Vlaanderns ist also bis heute niederdeutsch geblieben, und selbst in dem politisch längst französisch gemachten Landstrich des Nordseegestades bis Calais kann man noch sichtbare Sprachspuren der deutschen Vergangenheit finden. Man muß bedenken, daß das niederdeutsche Vlamentum, das heute durch englisch-französische Verhetzung und die selbstmörderische Politik eines kurzsichtigen Landesherrn gegen Deutschland aufgeboten worden ist, in früheren Zeiten, als die völlige Aufsaugung durch das Franzosentum drohte, seine Hoffnungen für die Befreiung des belgischen Niederdeutschtums auf die deutschen Waffen setzte. Ehe noch der Krieg von 1870/71 losbrach, war in Belgien eine vlamische Bewegung im großdeutschen Sinn lebendig, und Hoffmann von Fallerslebens deutsche Hymne eroberte sich einen Platz im Herzen der Vlamen:

„Eenigheid en Recht en Vreyheid
Voor het dietsche Vaderland . . .
In den Glans van desen Segen
Bluuje 't dietsche Vaderland!"

Nach Sedan wandte sich die volle Sympathie des Vlamentums den deutschen Siegen zu, die den Bedroher niederdeutschen Wesens zu Boden geworfen hatten. Damals klang aus den Reihen des belgischen Vlamentums der Freundschaftsgruß an die Deutschen:

Huu (wie) süllen wey (wir) ü danken, o düitsche Bruuderschaar,
Gey (ihr), die door muudig Kampen uns redden van 't Gevaar
Der fransche Rooverbanden, die van Germaniens Rheyn
En ook der Maas, der Schelde de Meesters willen seyn? . . .
Huu süllen wey ü danken? Want door üw (denn durch euren) Heldendood
Verlöset gey (ihr) ook Vlaandern üit (aus) Dwang, Gevaar en Nood."

Wir besitzen bekanntlich zwei Hauptfassungen unserer Sprache, nämlich Hochdeutsch und Niederdeutsch. Die Einigung auf Luthers Schrifthochdeutsch hat die zahllosen Mundarten Ober- und Mitteldeutschlands keineswegs vernichtet, sie leben ungestört und mit ganz ursprünglicher Frische neben dem Hochdeutschen fort. Von Reval bis Dünkerke längs der ganzen deutschen Küste gibt es nur ein Niederdeutsch, das sich natürlich in den einzelnen Landstrichen durch Abtönungen unterscheidet. Wie belanglos aber im Grunde diese Abweichungen von Ort zu Ort sind, das hat J. Winkler in einer kleinen Sprachprobe greifbar deutlich uns vor Augen geführt. Er hat das ganze „Geleykenis vom Verlorenen Soon" in zwanzigfach wechselnden Mundarten fortlaufend auf Niederdeutsch wiedergegeben. Wir machen da die überraschende Entdeckung, daß die Erzählung in den einzelnen Mundarten nur um geringe Schattierungen abweicht — mag es sich nun um Brügge, Maastricht, Münster, Emden, Frankfurt a. O., Danzig, Rostock oder Flensburg handeln. Selbst der Oberdeutsche, der kein Platt beherrscht, wird sich unschwer in den einzelnen Sprachverschiedenheiten zurechtfinden. Es fehlt den Niederdeutschen von Dünkirchen bis zum Baltenland nur das Bewußtsein ihrer sprachlichen Zusammengehörigkeit und der Wille zur Einigung auf eine einzige niederdeutsche Schriftsprache, neben der (ganz wie beim Hochdeutschen) die einzelnen Mundarten ruhig fortbestehen könnten. Der Versuch zu einer solchen gar nicht hoch genug zu bewertenden Übereinkunft ist, wie Fritz Bley in der „Tägl. Rundschau" mitteilt, bereits von berufenster Seite längst unternommen worden. Ein Antwerpener, Dr. Constant Jacob Hansen, Oberbücherwart der Stadt, hat sich das entscheidende Verdienst erworben, eine Grundlage für die Verschmelzung der Schreibweise des Niederländischen mit dem Plattdeutschen zu schaffen. Unterstützt von Klaus Groth und Fritz Reuter hat er die alldietsche Schreibweise ausgearbeitet, die alle jene störenden Nebensächlichkeiten beseitigt, die zwischen dem niedersächsischen, friesischen und baltischen Platt und den niederländischen Mundarten stehen. Es handelt sich dabei ja um ganz unwesentliche Züge. Z. B. darum, ob der Doppellaut ei richtiger durch ein Ypsilon (y) oder ein i und j = ij bezeichnet werden solle, und was dergleichen Schlacken mehr sind, die endlich doch einmal in der Glut gemeinsamer Heimatliebe hingeschmolzen werden müssen, um das blanke Erz der teuren Sprache freizulegen. Wie einfach sich alsdann die ganze Frage löst, läßt sich an folgendem kurzen Beispiel ersehen:

Hochdeutsch:

Meine Muttersprache, wie klingst du schön!
Wie bist du mir vertraut!
Wär' auch mein Herz wie Stahl und Stein,
du triebst den Stolz heraus.

Nach Groth:

Min Moderspraak, wa klingst du schön!
Wa büst du mi vertrut!
Weer ook min Hart as Stahl un Steen,
du trevst den Stolt herut.



Deutsche Schwester — Otto Soltau

Alldietsch:

Meyn Moederspraak, wat klingst du schöön,
wat bist du my vertruwd!
Wäär ook meyn Hart als Staal und Steen,
du dreefst den Stoult er uut.

Es ist aufs innigste zu wünschen, daß das hochbedeutsame sprachliche Einigungswerk, das sich leider bisher nicht durchzusetzen vermochte, zu geeigneter Zeit wieder aufgenommen wird. Das Holländisch-Vlämische wird dabei die Grundlage bilden müssen, da sich in den gesamten Niederlanden das Reichsdeutsche am längsten selbständig entwickeln konnte und auch ein üppiges Schrifttum hervorbrachte. Jedenfalls ist dieses Einigungswerk als eine der ernstesten Friedensaufgaben beizeiten ins Auge zu fassen.



Friedrich der Große als Dichter

Immer wieder lenkt sich in dieser Zeit, in der uns Feinde ringsum bedrängen, unser Geist auf Friedrich II., der sich den Beinamen des Großen wie kaum ein anderer Herrscher der Weltgeschichte schwer und hart verdient hat. Jene Schwachmütigen, die gleich verzagen wollen, wenn das Strohfeuer ihrer vaterländischen Begeisterung nicht in täglichen Erfolgsberichten neue Nahrung erhält, muß man immer wieder auf den entscheidenden Daseinskampf verweisen, in dem Preußen vor anderthalb Jahrhunderten dank seiner Zähigkeit und seinem unerschütterlichen Selbstvertrauen sich siegreich behauptete, trotzdem es der Übermacht der Feinde oftmals gelungen war, es in seinen wertvollsten Lebenswerten schwer zu schädigen.

Aber auch deshalb gedenken wir heute so lebhaft Friedrichs des Großen und verweisen stolz auf ihn, weil unsere Feinde die Barbarei als eine „Überlieferung der preußischen Könige" hinzustellen lieben, und ihr Soldatentum als kulturfeindlich verschreien. Wahrlich, wenn ein deutscher König ein Soldatenkönig war, so war es Friedrich II. weit mehr als sein Vater, dem die Geschichte in allzu engem Sinne diesen Namen beigibt. Es sei denn, daß man Friedrich als Kriegskönig bezeichnen möchte, weil er in viel höherem Maße als sein verdienter Vorgänger die Armee dauernd als stets schlagbereite Waffe handhabte. In höchstem Maße aber einte sich in Friedrich dem Soldatenkönig der Kulturmensch. Freilich war er ein Freund der französischen Kultur, aber der Hochmut darüber steht den Franzosen schlecht, insofern aus der Zeitgeschichte Friedrichs selbst hervorgeht, daß sie diese Vorherrschaft über die damalige gebildete Welt weniger ihrer eigenen nationalen Tüchtigkeit, als dem geschichtlichen Entwicklungsgang zu danken hatten, der sie verhätschelte, während die verhängnisvollsten Ereignisse das deutsche Geistesleben heimgesucht hatten.

Die ganze Niedertracht der Scheinheiligkeit unserer heutigen Feinde, wenn sie versichern, daß sie das geistige Deutschland gegen das militärische retten wollten, enthüllt sich angesichts der unbezweifelbaren geschichtlichen Tatsache, daß das geistig große Deutschland der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zugrunde ging, weil es von keiner genügenden nationalen Heeresmacht gegen die anstürmenden Feinde geschützt wurde, daß dieses geistige Deutschland dagegen wieder erwachte, als es den siegreichen deutschen Waffen gelungen war, wieder einen deutschen Nationalbegriff auch politisch zu erkämpfen. Lessing und Goethe haben diese Bedeutung des Fritzischen Zeitalters ausdrücklich hervorgehoben, in Schillers und Herders Werken offenbart sich die Erkenntnis von der Bedeutung des Nationalen allenthalben; die Romantiker und Kleist erkannten das bewußte Deutschtum bereits als Vorbedingung der

Geistesblüte, und was Deutschland an geistiger und künstlerischer Kraft aufzubieten hatte, griff 1813 zum Schwerte, aus der Erkenntnis, daß nur die politisch starke Nation imstande sei, den geistigen Kräften des Volkstums ihre sichere Entfaltung und Wirkung zu gewährleisten.

Konnte schon Friedrich der Große sich auf den „Geist" des preußischen Heeres als nationale Volkskraft berufen, so war ein halbes Jahrhundert später, in dem gerade das deutsche Geistesleben seinen Führerberuf für die Welt erwiesen hatte, der Gedanke des Volksheeres herangereift, und dieses in unvergleichlicher Arbeit herangereifte „Volk der Dichter und Denker" bekundete auf dem Gipfel seiner künstlerischen Entwicklung, daß es auch ein „Volk in Waffen" sein müsse, um das erstere bleiben zu können.

Aber wer tiefer in die Persönlichkeit Friedrichs des Großen eindringt, muß erkennen, daß er auch in seinem Verhältnis zur Kultur durchaus deutsch war. Die französische Erscheinungsform war nur eben die unglückliche Folge der Zeitverhältnisse. Und zwar zeigt sich das in seinem Verhältnis zur Kunst, die ihm nicht Sache der schönen Form und damit sinnliche Verschönerung des Lebens, sondern tiefstes Herzensbedürfnis, Ausdrucksmittel seiner selbst war. Es hat nichts mit der modischen Gönnerhaftigkeit für Kunst zu tun, in der sich ja wohl auch ein französischer König herabließ, gelegentlich den Musen zu dienen, wenn Friedrich sich wirklich eifrig mit dem Flötenspiel abquälte, sonst hätte er die Flöte nicht mit aufs Schlachtfeld genommen, um sich dort einsam mit ihr über schwere Stunden hinwegzuhelfen.

Und ebenso menschlich tief erweist sich dem Näherzusehenden Friedrichs dichterische Tätigkeit. Stehen uns in ihrem fremden Sprachgewand leider schon die Prosaschriften des großen Königs allzu fern, so gilt das noch mehr von seinen Versen. Und wenn es uns Heutigen — und unter den Heutigen am meisten den Deutschen — sehr schwer fällt, selbst zu den Meistern des französischen Klassizismus mehr als ein Verhältnis kühler Bewunderung zu gewinnen, so wird wohl niemand bei uns auf den Gedanken kommen, einen Epigonen dieses französischen Klassizismus für uns als Dichter „retten" zu wollen. Ein solcher Nachahmer der französischen Klassiker aber war Friedrich in der ganzen Art seiner dichterischen Sprache, in ihrer Bilderwahl und geistigen Aufmachung. Aber wenn Friedrich einem Voltaire gegenüber manchmal wegwerfend von seinen dichterischen Erzeugnissen gesprochen hat, so war das wohl mehr die unsichere Scheu des Dilettanten, der dem beißenden Spott des Fachmannes zuvorzukommen suchte. Und gerade bei dieser Scheu setzt das Deutsche ein. Man hat das Gefühl, als habe Friedrich es dem boshaften Spötter verheimlichen wollen, wieviel seines besten Herzblutes in diese Gedichte geflossen war. Dieser Tafelrunde gegenüber, der das ganze Leben in einem Spiel des Verstandes und Witzes aufging, mußte er verhehlen, wie sehr ihm seine Gedichte ernste Herzensangelegenheit waren. Mochten jene von ihm in der gesellschaftlichen Unterhaltung bevorzugten Fremden, die seinem innersten Wesen doch immer fremd geblieben waren, ruhig seine Verse als billige Schöngeisterei ansehen, ihm selbst war es bitter ernst mit seinem poetischen Schaffen.

Die sittliche Natur dieses Königs, der gleichzeitig den kategorischen Imperativ der Pflicht lebte, als ihn Kant philosophisch umschrieb, hätte sich mit einem solchen Spiel nicht vertragen. Mehr als alle hingeworfenen Worte überzeugt hier die Tatsache, daß der König niemals stärker das Bedürfnis der dichterischen Aussprache empfand, als in jener Zeit des Siebenjährigen Krieges, als das Unglück über ihm zusammenzuschlagen und ihn und sein Volk zu vernichten drohte. Da hat er mit solcher Bestimmtheit, solcher leidenschaftlichen Wahrheit sein inneres Denken ausgesprochen, daß wir wohl zur Annahme berechtigt sind, er hätte auch in rein ästhetischer Hinsicht als Dichter mehr erreicht, wenn er imstande gewesen wäre, seinem deutschen Fühlen in deutscher Sprache Ausdruck zu leihen. So wird man Friedrich selbst unter den ersten Opfern der Vorherrschaft einer fremden Kultur mitaufzählen müssen.

Aber für das Wesen seiner Dichtung ist es bezeichnend, daß von ihr gilt, was er vom Heldentum sagte:

„Gemeine Seelen ruhn in Glückes Schoße,
Das ihnen Zufallslaune willig gab,
Und kampflos fallen ihnen heitre Lose,
Brosamen für glückhafte Bettler ab;
Doch Adel wird sich herrlich offenbaren
Und strahlen wird des Edlen Götterwert,
Wenn ihm der Schwall unsäglicher Gefahren
Des unbesiegten Herzens Stärke mehrt."

In der Zeit der Not wuchs sein Dichtertum, und da bewährte sich als wahr, was er in seiner großen „Selbstbeichte" (A mon esprit) davon gesagt hatte:

„Nicht irrte mich des Stolzes Übermut:
Als ein bescheidner Diener nur der Musen
Buhlte ich nicht um jenen höchsten Ruhm,
Ihr vielgepries'ner Zögling je zu sein.
Nein, einfach stimmt' ich meiner Leier Klang,
Zufrieden, den Gedanken auszusprechen
Im klaren Wort rhythmisch bewegter Prosa."

So begegnen wir in der Reihe von Friedrichs Gedichten zum erstenmal einem auch heute uns noch tief ergreifenden Stücke in dem „Brief an meine Schwester von Bayreuth" (Epître à ma sœur de Bayreuth), der im August 1757 in der schweren Not der auf die Niederlage von Kolin folgenden Heimsuchung entstand. Es ist ganz merkwürdig, wieviel Parallelen zwischen der Lage des damaligen Dreiverbandes Frankreich-Österreich-Rußland gegen den damaligen Zweibund Preußen-England zu den heutigen Verhältnissen liegen, mit dem einzigen Unterschied, daß England und Österreich ihre Stelle getauscht haben. In dieser Voraussetzung lese man folgende Stellen:

„Ich sah die Wetterwolken sich versammeln,
Sah, wie der Blitzstrahl ihrem Schoß entfuhr,
Sah festen Mutes und mit stiller Seele,
Wie gegen mich die Netze man gestellt.
Das widrige Geschick, des Sturmes Wut
Zwang mich, ihm trotzig meine Stirn zu bieten;
Und plötzlich, aus dem Höllenschlund gesandt,
Die Welt verstörend, trat die Zwietracht auf.
In deinem Parlamente, stolzes England,
War's, wo das Ungetüm den Krieg entflammte.

Dem edlen Deutschen, der nicht Ketten trug,
Willst du der Freiheit stolzes Kleinod rauben,
Auf Trümmern deine Willkür aufzubaun.
Doch starke Hände heischt so kühner Plan.
Um Hilfe wirbst du bei den größten Herrschern.
Erfahrner Räte räntevolle List
Gewinnt Mitschuld'ge dir durch Trug und Gold.
Kein Frevel wird gespart, kein schlimmer Anschlag,
Um jenen stolzen Dreibund aufzurichten,
Das Ungeheuer, das seit Jahresfrist
Mit schreckenvoller Last Europen drückt.

Vom Pyrenäenhang zur Eisregion,
Wo Rußland unter Sklavenketten seufzt,
Greift alle Welt gen Preußenland zur Wehr,
Schwört mir Verderben, tritt mein Recht in Staub."

Aber die große Zahl der drohenden Feinde vermag Friedrich nicht zu schrecken, und aus der schweren Niederlage bäumt er sich trotzig empor:

„Ich bin ein Mensch, ich weiß, zum Leid geboren,
Und standhaft muß ich deine Strenge dulden.
Und du, mein Volk, das liebend ich umfange,
Das zu beglücken mich die Pflicht gelehrt,
Wie trifft dein kläglich drohend Schicksal mich
Im tiefsten Herzen als mein eigen Leid.
Wie gern entsagt' ich meiner Würde Glanz!
Doch für dein Heil will ich mein Blut verspritzen.
Ja, ja, mein Blut ist dein, und freudig will
Fürs Vaterland ich meine Tage opfern.
Ich schirmt' es lange, und will kühn mein Heer,
Den Schimpf zu tilgen, jetzt zur Rache führen,
Dem Tode trotzend auf der Bresche stehn,
Will siegen oder unter Trümmern sinken."

Noch viel zuversichtlicher in seinem männlichen Todestrotz wirkt die Ode an den Prinzen Heinrich, des Königs Bruder, einige Wochen später im gleichen Jahre 1757 geschrieben. Hier sehen wir auch den großen Friedrich im Kampfe gegen den gleichen niederträchtigen Feind, der auch heute die Welt vergiftet: die Verleumdung:

„Mag drum, die Brust von grimmem Neid zerrissen,
Verleumdung ihre frevlen Lüste büßen,
Mag Wehr und Waffen wider uns sie wenden,
Mag ihre gift'gen Pfeile sie versenden,
Getaucht in grausig schwarze Höllenflut:
Was kümmert's mich, ob sie dem Tapfern fluche;
Ein Rächer steht mir auf im Richterspruche
Gerechter Nachwelt und der Zeit."

So bieten Friedrichs des Großen Gedichte, die in einer wohlerwogenen Auswahl aufs neue verdeutscht Ferdinand Fehling gerade jetzt darbietet (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1 M) auf jeder Seite „Zeitgemäßes". Wir sehen auch hier, wie die eingreifendsten Probleme des Menschenlebens bei allem Wandel der Zeiten im Grunde doch immer dieselben bleiben, auch die Entwicklung im Dasein der Völker immer spiralenförmig zu den gleichen Gefahren führt, zu den gleichen Kämpfen, und zur gleichen Pflicht, sie zu bestehen. Und das ist vielleicht das Erfreulichste für uns Heutige, daß wir mit ruhigem Herzen sagen dürfen, daß diese Verpflichtung ans Vaterland uns ganz in Fleisch und Blut übergegangen ist, wie einst Friedrich dem Großen, der sich als ersten Diener des Staates, als kerndeutschen König fühlte, wie er es auch hier in einem an den französischen Marquis d'Argens gerichteten Brief betont:

„Gern würd' ich selbst die Krone niederlegen;
Doch mich vom Throne stoßen lassen, nein!
Als Knecht der Pflicht, die mich getreu erfand,
Knüpft mich ein stolzes Joch ans Vaterland."

Karl Storck





Die Weltkrisis

Professor Burgeß, früher an der Columbia-Universität, hat nach dem Ausbruch des Krieges Betrachtungen veröffentlicht, die schon an sich, aber auch um der Person des Verfassers willen, von besonderem Interesse sind. Der nachstehende Abschnitt wird auf das meiste rechnen dürfen. Die Unterstreichungen rühren vom Verfasser selbst her:

Als Eduard VII. auf den Thron kam, im Jahre 1901, sah er Großbritanniens Interessen im Orient durch Rußlands Ausdehnungspolitik in Asien bedroht, und seinen Handelsinteressen trat in der ganzen Welt der fleißige und fähige Wettbewerb der Deutschen gegenüber. Er hatte, wie jeder Herrscher, der einen Thron besteigt, den Ehrgeiz, irgend etwas zu tun, um mindestens die Hindernisse zu beseitigen, unter denen in dieser Hinsicht sein Land litt. Er schlug deshalb den diplomatischen Weg ein, der ihm den Titel „Peacelover" eingetragen hat. Die erste Grundlage seiner Politik war die Annäherung an Japan, welches er ermutigte, der Ausdehnung Rußlands in Asien entgegenzutreten. Diese Tätigkeit gipfelte im Kriege zwischen Rußland und Japan 1904—1905, in dem Rußland in seiner asiatischen Politik gestört und aufgehalten und dadurch auf Europa zurückgeworfen wurde. Die nächste wichtige Handlung des „friedliebenden" Königs war es, den „Revanche"-Geist in Frankreich wieder zu entfachen dadurch, daß er jene Quasi-Allianz, die sogenannte „Entente", zwischen Großbritannien, Frankreich und Rußland zustande brachte, die ihre Spitze deutlich und zugestandenermaßen gegen den Dreibund Deutschlands, Österreichs und Italiens kehrte, welcher den Frieden Europas seit 30 Jahren aufrechterhalten hatte. Der dritte und letzte Teil dieses Friedensprogramms war der Versuch einer Ablockung Italiens vom Dreibund, durch Erregung irredentistischer Hoffnungen auf Wiedergewinnung des Trentinos in Südtirol, nach welchem Italiens Begehren steht.

Ich brauche wohl kaum noch besonders auf die außerordentlich ernste Gefahr aufmerksam zu machen, die diese sogenannte „Friedensdiplomatie" für Deutschland und Österreich-Ungarn in sich schloß. Ich wurde mir derselben zum ersten Male deutlich bewußt am 27. Juni 1905. An diesem Tage hatte ich eine Unterredung mit einem bedeutenden englischen Staatsmann im House of Commons zu London. Ich war auf dem Wege nach Wilhelmshöhe, wo ich mit Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser die Abmachung bezüglich des Austausches von Universitätslehrern beider Länder treffen sollte. Als ich meinem Gastgeber gegenüber diese Tatsache erwähnte, nahm die Unterhaltung sofort eine Wendung, welche mir die bestimmte Empfindung erweckte, daß in den Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland eine schwere Krisis bestehen müsse. Ich stand so stark unter diesem Eindruck, daß ich mich genötigt fühlte, meinen Gastgeber auf die Tatsache hinzuweisen, wie sehr starke Bedingungen für die Fortdauer naher freundschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten gegeben seien durch die große Anzahl amerikanischer Bürger deutscher Herkunft, durch die freundliche Haltung Deutschlands während unsres Bürgerkrieges sowie durch den Einfluß vieler amerikanischer Hochschullehrer, die ihre Bildung auf deutschen Universitäten gewonnen haben. Als ich nach Deutschland kam, fragte ich an höherer Stelle nach einer Erklärung dieser meiner Londoner Erfahrung, und ich erfuhr, daß es der Augenblick der schärfsten Spannung in der Marokkoangelegenheit war, wo alles fürchtete, daß Frankreich, auf Englands Treiben hin, zum Schwerte greifen würde.

Ich verlebte die beiden nächsten Jahre meist in Deutschland als Austauschprofessor an den Universitäten Berlin, Bonn und Leipzig, wie auch als Vortragender in Wien. Natürlich gewann ich einen sehr großen Kreis von Beziehungen unter den führenden Männern beider Reiche, und der immer wiederkehrende Gegenstand der Unterhaltung war überall und zu jeder Zeit in allen Kreisen die zunehmende Gefahr, die beiden Kaiserreichen durch die

neu belebte panslawistische Politik Rußlands, den wieder aufflammenden Revanchegedanken Frankreichs und Großbritanniens brennende Handelseifersucht drohte.

Im August 1907 war ich wieder in Wilhelmshöhe. Die kaiserliche Familie war im Schlosse anwesend, und etwa am 10. des Monats wurde bekannt, daß König Eduard am 14. bei dem Kaiser „vorsprechen" würde — denn von einer irgend herzlichen Form konnte kaum die Rede sein.

Am Nachmittage des 13., also am Tage vor Ankunft des Königs, wurde ich zum Essen bei Seiner Majestät aufs Schloß geladen. Als ich mich einfand, fand ich den Kaiser von seinen höchsten Räten umgeben, Fürst Bülow, der Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, Gouverneur von Elsaß-Lothringen, Fürst Radolin, Botschafter in Paris, Exzellenz v. Lucanus, Chef des Zivilkabinetts, Feldmarschall von Plessen, General Graf Hülsen-Haeseler, Chef des Militärkabinetts, Hofmarschall Graf Eulenburg usw. Das Mahl wurde auf der offenen Terrasse des Schlosses eingenommen, mit dem Ausblicke auf die Höhen des Herkules. Zum Schluß zog die Kaiserin sich mit den Damen ins Schloß zurück, der Kaiser blieb mit den Herren im Freien. Seine Majestät stand von seinem Platze an der Mitte der Tafel auf und begab sich an das eine Ende derselben, gefolgt von dem Fürsten Bülow, Hohenlohe, Radolin und Exzellenz v. Lucanus. Seine Majestät forderte mich auf, mich dem Kreise anzuschließen, und sobald wir saßen, wandte sich der Chef des Zivilkabinetts an mich mit der Bemerkung, er fürchte, daß „unser guter Freund Roosevelt" unabsichtlich durch seine Vermittlung zwischen Rußland und Japan Europa großen Schaden brächte, da er die ganze Wucht des panslawistischen Programms auf Europa zurücklenkte. Alle Anwesenden sprachen von der großen Gefahr dieser Wendung für Mitteleuropa. Dann sprach sowohl der deutsche Botschafter in Frankreich als der Gouverneur von Elsaß-Lothringen sehr besorgt über das rasche Zunehmen der feindlichen Stimmung in Frankreich gegen Deutschland, und schließlich verweilte alles mit großem Ernste und augenscheinlichem Mißbehagen bei dem Anteil, den England an der Erregung dieser Stimmungen gehabt habe und noch dauernd habe. König Eduard kam am andern Morgen etwa um 10 Uhr und reiste um 3 Uhr mittags weiter. — Ob Seiner Majestät in bezug auf die großen Gefahren, die er bewußt oder unbewußt durch seine Politik für Mitteleuropa heraufbeschwöre, Vorstellungen gemacht worden sind, habe ich niemals erfahren. — Ich hatte aber doch den Eindruck, als ob er seine diplomatische Tätigkeit von dieser Zeit ab etwas eingeschränkt habe. Doch er hatte seinen Samen ausgestreut, und der war auf einen wohlbereiteten Boden gefallen; — die Ernte mußte reifen. Die drei großen Gewalten, die dem allgemeinen Kriege in Europa zudrängten, nämlich das panslawistische Programm Rußlands, der Revanchegedanke in Frankreich und Großbritanniens Handelsneid auf Deutschland waren durch seine Bemühungen fest miteinander verbunden worden. Es konnte nicht anders gehen; die Katastrophe mußte kommen. Es war nur noch eine Frage der Zeit.

Das folgende Jahr — 1908 — sah den Aufstand der Jungtürken in Konstantinopel, die dem Sultan die Verfassung vom Juli 1908 abzwangen. Infolge dieser Verfassung wurden alle Völker, die unter der Oberhoheit des Sultans standen, aufgefordert, Abgeordnete ins türkische Parlament zu senden. Sowohl Bulgarien als die Herzegowina unterstanden dieser Oberhoheit formal, nach den Beschlüssen des Berliner Kongresses von 1878. Aber Bulgarien war seit 30 Jahren tatsächlich ein unabhängiger Staat. Österreich-Ungarn hatte Millionen über Millionen aufgewendet zum Bau von Straßen, Eisenbahnen, Hotels, Krankenhäusern und Schulen in der Herzegowina; es hatte Gesetz und Ordnung dort durchgesetzt und die Bevölkerung aus einem Haufen von Hausierern, Bettlern und Landstreichern in ein Gemeinwesen arbeitender, nüchterner Bürger mit steigendem Wohlstand verwandelt. Was sollten Bulgarien und Österreich-Ungarn jetzt tun? Sollten sie ruhig zusehen, wie die tatsächliche Obergewalt der Türkei sich wieder in diesen Ländern befestigen würde? Konnte irgendein



denkender Mensch auf der Welt das hoffen oder wünschen? Sie kündigten einfach am gleichen Tage, 5. Oktober 1908, das Verhältnis zur Türkei; Bulgarien wurde dadurch ein unabhängiger Staat und Bosnien und die Herzegowina blieben, was sie tatsächlich seit 1878 gewesen waren, nur ohne jene formelle Beziehung zur türkischen Regierung. Manche amerikanischen Blätter nannten das Österreichs Raub von Bosnien und der Herzegowina und stempelten Österreich zum Angreifer. Ich habe nicht das leiseste Zeichen eines wirklichen Verständnisses dessen bei ihnen finden können, was sich eigentlich dort zutrug. Europa stimmte diesen Vorgängen stillschweigend zu. Man hörte, daß Rußland Mißbilligung geäußert, daß Deutschland es aber beruhigt habe.

Vier weitere Friedensjahre gingen vorüber. Während Österreich-Ungarn Bosnien und der Herzegowina eine eigene Verfassung mit Parlament gab, wurde Elsaß-Lothringen die Vertretung im deutschen Bundesrat und Reichstage gegeben, wodurch es zu einem selbständigen Staate des Deutschen Reiches wurde. Aber in der gleichen Zeit wuchsen die panslawistischen Pläne in Rußland, der französische Revanchegeist und die englische Handelseifersucht mächtig auf und verbanden sich enger miteinander, so daß die Entente in der Tat zum Dreiverband wurde, der seine Spitze gegen die beiden großen Staaten Mitteleuropas kehrte.

Rußland erholte sich von den Verlusten des japanischen Krieges und der Revolution, die demselben folgte, Frankreich hatte seine militärische Organisation vollendet. Die Türkei war jetzt von den verbündeten Balkanstaaten als antirussische Macht aus dem Spiel geschieden worden; Bulgarien, Österreich-Ungarns Verbündeter, war eben jetzt gänzlich erschöpft durch den Krieg gegen die Türkei und die mit ihm verbündeten Balkanstaaten, die nun zu Feinden wurden — und Großbritannien brauchte dringend eine Ablenkung für die inneren Kämpfe, die seine Konstitution zu stürzen drohten. Das geübte Ohr konnte wohl das Geräusch der Maschine vernehmen, die den Hammer hob, um die Stunde von Harmageddon (Offenb. Joh. 16, 16) schlagen zu lassen. Und sie schlug. Die scheußliche Ermordung des habsburgischen Erben versetzte die gesamte zivilisierte Welt in Schrecken und Österreich-Ungarn in Trauer. Die Fäden führten bei der Verfolgung der Spuren dieses verräterischen Komplotts nach Belgrad hin. Und da Österreich-Ungarn forderte, daß in einem Gerichtshofe, der den Fall zu beurteilen hatte, Österreich-Ungarn vertreten sein sollte, wies Serbien diese Forderung als mit seiner Würde unvereinbar zurück. Da man Ursache hatte zu glauben, daß Untersuchung und Urteil, von Serbien allein ausgeführt, weder eine wirkliche Untersuchung noch eine Verurteilung werden würden, sah sich Österreich-Ungarn genötigt, die Bestrafung der Mörder selbst in die Hand zu nehmen.

Nun mischt sich Rußland ein, um Österreichs Hand zurückzuhalten und bat den Deutschen Kaiser um einen Vermittlungsversuch zwischen Österreich Ungarn und Serbien! Der Kaiser übernahm die Aufgabe. Während er das tat, erfuhr er aber, daß Rußland an der deutschen Grenze mobil machte. Er forderte Rußland sofort auf, die Mobilmachung einzustellen. Der Aufforderung wurde nicht entsprochen Er protestierte nochmals, mit dem gleichen Erfolg. Endlich — in der Mitternacht des 31. Juli — legte der deutsche Botschafter in St. Petersburg dem russischen Minister des Äußern die Forderung vor, die russische Mobilmachung müsse innerhalb von zwölf Stunden eingestellt sein, sonst würde Deutschland genötigt sein, mobil zu machen.

Gleichzeitig beauftragte der Kaiser seinen Botschafter in Paris, bei der französischen Regierung anzufragen, ob Frankreich im Falle eines deutsch-russischen Krieges neutral bleiben werde. Die zur Antwort gesetzte Zeit verging, ohne eine befriedigende Erklärung oder Antwort von Rußland und ohne irgendwelche Garantien oder Versprechungen von Frankreich. Da beschloß der deutsche Bundesrat die Kriegserklärung gegen Rußland. Da sich Frankreich schneller in Bewegung setzen kann als Rußland, wandte Deutschland die Haupt-

macht seiner Armeen gegen Frankreich. Sie nahmen ihren Weg nach Frankreich dort, wo sich am wenigsten Widerstand zu bieten schien. Dies war nun der Weg durch das neutrale Gebiet Belgiens und Luxemburgs. Sie machten geltend, daß Frankreich Belgiens Neutralität sowohl durch seinen Einmarsch dort als durch Überfliegen des belgischen Gebietes durch Kriegsluftschiffe bereits gebrochen habe, und so marschierten ihre Armeen in beiden Ländern ein. — Belgien widersetzte sich. Deutschland bot alle Garantien für die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit Belgiens und Ersatz für allen Schaden und alle Rechtsverletzungen, wenn Belgien sich dem Durchmarsche nicht weiter widersetzen würde. Belgien lehnte den Vorschlag wiederum ab und wandte sich an Großbritannien.

Dieses intervenierte nun und forderte in seinen Verhandlungen mit Deutschland als Preis für seine Neutralität, daß Deutschland seine Seemacht nicht gegen Frankreich in Anwendung bringen dürfe und von seinem militärischen Einmarsche in Belgien ab stehen solle. Und als Deutschland Bürgschaft dafür verlangte, daß England selbst Belgiens Neutralität aufrecht erhalten werde und während des ganzen Krieges neutral bleibe, auf Grund der Erfüllung dessen, was es seinerseits von Deutschland fordere — gab England keine genügende Antwort, sondern erklärte Deutschland den Krieg.

Und so haben wir eine Verbindung von Deutschland, Österreich und vielleicht Bulgarien einerseits — Rußland, Serbien, Montenegro, Belgien, Frankreich und England anderseits, und Ströme von Blut sind schon geflossen. Und wir stehen und sehen uns verblüfft an und fragen einander: „Wer ist der Täter? Bei wem liegt die Verantwortung, und was wird das Ende sein?" — Nun — wenn ich die Antwort auf die erste Frage in meinen bisherigen Ausführungen nicht bereits gegeben habe, will ich nicht versuchen, eine zu geben, und kann es nur jedem überlassen, auf Grund derselben die Frage nach seinem eigenen Urteil und Gewissen zu entscheiden. Ich will für mich persönlich nur John Morley und John Burns, dem Manne der Wissenschaft und dem Manne der Arbeit danken, daß sie den Schleier der diplomatischen Heuchelei gelüftet und ihre Hände in Unschuld gewaschen haben von den Flecken dieses furchtbaren Verbrechens.

Schließlich — wie es ausgehen wird —, wer kann es sagen? Nichts ist so überflüssig, als prophezeien, und ich beteilige mich nicht gern daran. — Ob der Riese Mitteleuropa die Bande wird zerbrechen können, die seit zehn Jahren um ihn zusammengezogen worden sind, und unter deren einschneidendem Drucke er nun blutet, oder ob die Fesseln enger geschnürt werden, kann man nicht mit Gewißheit sagen. Aber — was man auch darüber vermuten mag—, wir können doch mit einiger Wahrscheinlichkeit die politische Lage abschätzen, die sich schließlich ergeben wird. Der Sieg Deutschlands und Österreich-Ungarns kann nicht so vollständig werden, daß er eine Änderung der europäischen Landkarte bringen wird. Alles, was gewonnen werden kann, wird sein, daß Rußland zunächst von seinem panslawistischen Programme läßt, daß Frankreich seine Revancheträumerei aufgibt und daß Großbritannien von der Zerstörung des deutschen Wirtschaftslebens zurückgehalten wird. Anderseits könnte ein Triumph Rußlands und Großbritanniens das europäische Übergewicht nur in die Hand Rußlands bringen, während er Englands Herrschaft zur See befestigen würde. Diese beiden großen Mächte, welche schon jetzt die Hälfte des Erdkreises zwischen sich teilen, würden dann die Geschicke der Erde vollkommen in ihren Händen haben.

Wohl müssen wir vor einer solchen Machtentfaltung schaudern. Das „Rasseln der Säbel" würde dann unsern Ohren Musik sein im Vergleiche zu dem Pfeifen der Kosakenknute und dem Klirren sibirischer Ketten, während unser Reichtum verzehrt werden würde durch die Steuerlasten, die wir tragen müßten, sollten wir ein so enormes Heer und eine solche Seemacht aufbringen, die genügen würde, unsre Existenz diesen

gigantischen Mächten gegenüber zu behaupten. Mit ihrem östlichen Verbündeten, Japan, zusammen, würden sie unsere Entwicklung schwer gefährden, ja sogar das Dasein unsrer Staatsverfassung bedrohen. ...

Athenwood, Newport. John W. Burgeß.



Der Wendepunkt im fernen Osten

Um was es sich bei dem Kampfe zwischen Deutschland und Japan in Wirklichkeit handelt, das geht unendlich weit über das deutsch-chinesische Schutzgebiet und den deutschen Handel in China hinaus. Es handelt sich, wie im „Vorwärts" auseinandergesetzt wird, um einen Wendepunkt in der Geschichte des fernen Ostens mit einschneidenden Rückwirkungen auf die europäische Politik:

„Zunächst: was gedenkt Japan mit dem eroberten deutschen Schutzgebiet zu tun? Laut den bei Kriegsbeginn gegebenen Zusicherungen der japanischen Regierung in Peking und Washington, die von der englischen Regierung bestätigt wurden, ist Japan verpflichtet, das bisher deutsche Pachtgebiet Kiautschau an China zurückzugeben. Jetzt jedoch denkt Japan nicht daran, diese Verpflichtungen zu erfüllen, und zieht die endgültige Entscheidung dieser Frage hinaus. Allerdings ertönen in Japan Stimmen, man müsse, wenn auch nicht mit dem Widerstande Chinas, so doch mit dem der Vereinigten Staaten rechnen und den Weg des Kompromisses beschreiten. Allein die einflußreichsten politischen Parteien Japans, darunter die Partei des Handels- und Industriekapitals ‚Seijukai', treten energisch für die Annexion Kiautschaus ein, damit Japan die Vorherrschaft am Stillen Ozean erlange.

Schon diese Formulierung des japanischen Programms zeigt, welch enorme Bedeutung die treibenden Kräfte der japanischen Expansion der jetzt stattfindenden Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Japan beimessen. Das Objekt, um das es sich bei dieser Auseinandersetzung wie bei der gesamten ostasiatischen Politik dreht, ist China. Auf dieses ungeheure Land, mit seinen 400 Millionen Bewohnern, sind die Bestrebungen Japans schon seit Jahrzehnten gerichtet. Den ersten Erfolg errang es, als es nach dem Chinesisch-Japanischen Kriege von 1894/95 die Insel Formosa erhielt. Der Sieg über Rußland in den Jahren 1904/05 sicherte Japan die Herrschaft über Korea und die Halbinsel Liautung mit der bisher russischen Festung Port Arthur. Der Deutsch-Japanische Krieg soll nun mit der Eroberung Kiautschaus diese Entwickelung abschließen und Japan die Herrschaft über Nordchina vermitteln.

Die wesentlichen Triebkräfte dieses Ausdehnungsdranges Japans nach China sind kapitalistisch-imperialistischer Natur. Japan hat sich in rasendem Tempo aus einem Agrarstaat in einen Industriestaat entwickelt. 1894 zählte Japan erst 5985 industrielle Betriebe, 1909 — bereits 14 573, d. h. fast das Dreifache. Das in den industriellen Betrieben angelegte Kapital stieg von 683 Millionen Jen im Jahre 1899 auf 1367 Millionen Jen im Jahre 1909. ‚Die Industrialisierung', schreibt Dr. Fritz Wertheimer in seiner von Ernst Jäckh herausgegebenen Broschüre ‚Deutschland und Ostasien', ist es daher hauptsächlich, die das Interesse Japans an China wachrief. Mit europäischen Waren besserer Qualität kann die japanische Industrie nicht in Wettbewerb treten. Das chinesische Volk aber, das noch in den allerersten Anfängen der Bedürfniserziehung steckt, ist ein kritikloser Abnehmer billiger japanischer Ware. Das sichere Absatzgebiet in China ist also für die japanische Industrie das Mittel, langsam durch die Übung und Erfahrung die eigenen industriellen Leistungen zu steigern und infolge ganz lohnender Verdienste die heimischen Betriebe zu erweitern und mit neuen europäischen Arbeitsmaschinen zu versehen. China ist aber ferner das Land des Überflusses an Eisenerzen, und der Siche-

rung solchen Eisenerzbezuges galt in den letzten Jahren die ganze politische Arbeit der Japaner . . . Der Sicherung des Erzbezuges gilt auch zum großen Teil der Beutezug gegen Kiautschau . . .'

Diesem Drang des emporsteigenden japanischen Inselvolkes nach dem ‚Reich der Mitte' stellten sich von Beginn an die europäischen Großmächte, vor allem Deutschland, England und Rußland entgegen. Japan wurde im Frieden von Shimonoseki mit Formosa abgespeist, während Rußland Port Arthur, England Weiheiwei und Deutschland Kiautschau als ‚Pachtgebiete' erhielten. Von der chinesischen Küste durch England und Deutschland abgedrängt, nahm die japanische Expansion, von denselben Mächten direkt oder indirekt gefördert, den Weg über Korea, Port Arthur und die Mandschurei, um von Norden her in China einzudringen. Hierbei stieß es mit Rußland zusammen, das in derselben Richtung vordrängte, schlug die russische Militärmacht und verständigte sich darauf 1910 mit ihr über die Mongolei und Mandschurei, wo beide Staaten sich jetzt häuslich eingerichtet haben.

Nachdem es nun im Norden freie Hand hatte, konnte Japan sich auch den reicheren mittleren und südlichen Provinzen Chinas zuwenden. Im Jangtsetal war soweit England dominierend, das als Verbündeter Japans nicht allzusehr bedrängt werden durfte. Unmittelbar fühlbarer und gefährlicher war für den japanischen Ausbreitungsdrang Deutschland, das durch sein Einfallstor in Kiautschau die ganze Provinz Schantung in seinen Einflußkreis gezogen, Bahnkonzessionen bis tief in das Herz Chinas hinein erworben und politischen Einfluß in Peking gewonnen hatte. Bei der Besetzung Kiautschaus war das Ziel der Absichten Deutschlands dahin formuliert worden, daß es Deutschland nicht auf die politische Kontrolle oder Herrschaft über irgendwelche größeren Teile des Reiches ankäme, sondern lediglich darauf, einen zur Konzentration der wirtschaftlichen und Handelsbeziehungen Deutschlands geeigneten Stützpunkt an der Küste, gleich den ähnlichen Besitzungen anderer Nationen, inne zu haben. Aber die Logik der weltpolitischen Entwickelung hatte diesem Ziel allmählich ein anderes Gesicht verliehen und die deutsche Politik in ihrem ehrlichen Festhalten an dem Grundsatze der ‚Offenen Tür' in scharfen Gegensatz zu der mehr aggressiven Politik der anderen Mächte gebracht. Deren Vorwand einer ‚rein kulturellen', ‚schöpferischen', friedlichen wirtschaftlichen Durchdringung' Chinas erwies sich als falsch. Sämtliche andere Staaten, die sich in Ostasien festgelegt haben, vor allem England, Deutschland, Japan, Rußland und Frankreich (Kwang chouwan!), verfolgten in China ihre eigene Politik, mischten sich, ihre Interessen wahrnehmend, in die innere Politik des Landes, suchten dieses unter das Joch ihrer heimischen Kapitalistenklasse zu beugen und stießen, da ihre Interessen meist gegensätzlicher Natur sind, auch untereinander härter aufeinander. Der wirtschaftliche Gegensatz der europäischen Konkurrenten auf dem chinesischen Markt hat sich in einen politischen Gegensatz der um die Vorherrschaft in Ostasien kämpfenden Mächte verwandelt.

Über die Rolle, die Deutschland hierbei gespielt hat, finden wir recht interessante Angaben bei Dr. Wertheimer, dessen Äußerungen um so mehr ins Gewicht fallen, als er durchaus auf dem Standpunkt der weltpolitischen Ausbreitung Deutschlands steht. ‚Deutsche begannen unter den Bewerbern für Eisenbahnbauten und Kanalisationen großer Flußläufe aufzutreten, Deutschland war eifriger denn je unter den Geldgebern des Reiches und der Provinzen; es hatte eigene Gedanken über die Entwickelungsmöglichkeiten in China und brachte sie an den entscheidenden Stellen zur Geltung.' Deutschland kam in China wirtschaftlich immer mehr in die Höhe und gewann durch die Unterstützung Juanschikais — gegen das revolutionäre Südchina, gegen Japan und England — politisch immer mehr an Boden. Unter solchen Umständen — folgert Dr. Wertheimer — war das Ziel der englischen Politik in Ostasien bei Ausbruch des Weltkrieges klar. Es galt, den Deutschen Tsingtau zu nehmen und die im Jangtsetal lästigen Japaner nach dem Norden, nach Schantung und der Mandschurei zu lenken. Besaß aber Japan erst Tsingtau und die ganze Mandschurei,

dann umklammerte es von zwei Seiten den eigentlichen Sitz der Juanschikaischen Herrschaft, den Norden Chinas, dann war dieser gefürchtete Staatsmann völlig in den Händen der Japaner, dann kam die Spaltung Chinas in einen Norden und einen Süden, und die Engländer erreichten das alte Ziel der ausschließlichen Herrschaft im Jangtsetal, wo sie von Schanghai aus die Kontrolle über die nunmehr zu gründende Hauptstadt Nanking ausüben konnten . . . Gleichzeitig aber traf man in Juanschikai auch seinen besten Freund und Ratgeber Deutschland, dessen Stützpunkt Tsingtau ein Trümmerhaufen, dessen Einflußgebiet Tientsin, zwischen Japan und Rußland eingeteilt, ein verlorener Posten werden mußte.' Man braucht sich diese Darstellung nicht ganz zu eigen zu machen, um doch zu erkennen, daß es sich bei dem Kampf zwischen Deutschland und Japan um wichtigere Dinge handelt, als bloß um das deutsch-chinesische Schutzgebiet und den deutschen Handel in China. Es handelt sich um einen Kampf um die wirtschaftliche und politische Herrschaft über ein gewaltiges Gebiet, mit dem Ziel, sich die Produktion des zu ‚erschließenden' Landes unterzuordnen, um einen Kampf um die politische Führerschaft in einem Staate, dessen Konsolidierung noch nicht abgeschlossen ist.

Genau so wie in der Türkei führt Deutschland diesen Kampf auch in China unter der Losung des Zentralismus, der Erhaltung des bestehenden Staatswesens gegenüber den dezentralistischen Bestrebungen der Provinzen und anderer Staaten. Diese Losung ist natürlich nur ein Ergebnis geographischer und geschichtlicher Faktoren und nur soweit eine Eigenart der deutschen Weltpolitik."



In der russischen Faust

Vom 3. August an bis auf diesen Tag, berichtet Kurt Aram in der „Vossischen Zeitung", werden alle Reichsdeutsche in Rußland, sieht man von Ausnahmen in den baltischen Provinzen und einigen Distrikten bei Lodz ab, wie politische Verbrecher im Sinne der russischen Gesetze oder wie gemeine Verbrecher behandelt, die man mit Mördern und Räubern in dieselben Zuchthäuser sperrt, in Fesseln wie Räuber und Mörder durch die Straßen zum Bahnhof treibt, um sie mit Räubern und Mördern zusammen per Etappe nach Sibirien oder in die europäischen Grenzgouvernements Sibiriens zu verschicken. Einerlei, ob diese Deutschen siebzehnjährige Schüler russischer Schulen sind, die nie in Deutschland waren und zum Teil nicht einmal deutsch sprechen, oder sechzigjährige Greise, die seit vierzig Jahren nicht mehr über die Grenzen Rußlands hinauskamen. Einerlei, ob diese Deutschen militärpflichtig sind oder nicht, gesund, blind oder bucklig. Sie alle sind Deutsche und damit gleicherweise Verbrecher. Sie alle genießen seit Beginn des Krieges die Behandlung, die man im zivilisierten Rußland im Gegensatz zum barbarischen, von Hunnen und Teufeln bewohnten Deutschland, Verbrechern zuteil werden läßt. Darüber werde ich noch des näheren in weiteren Artikeln berichten. Heute nur das Aktuellste und Dringendste über die Lage dieser Deutschen in Sibirien und seinen Grenzgouvernements.

Die meisten Reichsdeutschen in Rußland, soweit sie nicht direkt außer Landes gewiesen wurden, die Glücklichen, — das Glück wurde aber nur einer größeren Anzahl von Deutschen in den baltischen Provinzen und im Gouvernement Petersburg zuteil — befinden sich zurzeit in den Gouvernements Wologda, Wjatka und Perm. Ich selbst wurde nach dem Gouvernement Wjatka verschickt, in dem es die Deutschen dank dem humangesinnten Gouverneur noch am erträglichsten haben sollen.

Das Gouvernement Wjatka ist über doppelt so groß als das Königreich Bayern und hat einen strengen Winter von Oktober bis April, also die Hälfte des Jahres. Die Zahl der

Reichsdeutschen schätzen wir in allen drei Gouvernements auf zusammen 150000—200000. 150000 dürfte wohl etwas zu niedrig gegriffen sein. In dem Bezirk des Gouvernements Wjatka, wohin ich verschickt wurde, und dessen Name ich absichtlich nicht nenne, hatte ich die Gefangenennummer 1982. Vergleichen wir ein Gouvernement mit einem preußischen Regierungsbezirk, so entspräche ein einzelner Bezirk etwa einem preußischen Kreis, dem bei uns ein Landrat, dort ein Isprawnik vorsteht. Das Gouvernement Wjatka hat elf solche Kreise. In allen befinden sich deutsche Zivilkriegsgefangene, wie der schöne Ausdruck heißt, in dem einen mehr, in dem andern weniger, im ganzen Gouvernement jedenfalls über 30000, zum großen Teil deutsche Reichsangehörige aus dem Kaukasus, also meine engeren Leidensgefährten, vermehrt um eine Anzahl Deutscher aus den baltischen Provinzen und solcher, die aus Ostpreußen und Galizien hierher verschleppt wurden, Männer, Frauen und Kinder.

Deutsche, die Angehörige oder Verwandte zur Zeit des Ausbruchs des Krieges in Rußland hatten, dürfen annehmen, daß sich die meisten, hielten sie sich damals nicht im Gouvernement Petersburg oder in den baltischen Provinzen auf, in jenen drei Gouvernements befinden. Sie brauchen aber durchaus nicht Räubergeschichten zu glauben, wie diese, daß man Deutsche aus den Zügen geholt, bei den Füßen aufgehängt und dann verbrannt habe. Das sind törichte Schwindeleien. Wäre etwas Wahres daran, so hätten wir Deutsche in Rußland sicher davon etwas erfahren, denn trotz aller Zensur erfährt man in der Heimat der strengsten Zensur dennoch alles, was in der Welt vorgeht, mag es auch länger dauern als anderswo. Die Die russischen Behörden hängen die Deutschen nicht auf, denn dann wäre alle Qual ja schon in einer halben Stunde überstanden. Die russischen Behörden verschicken die Deutschen in die Kleinstädte und Dörfer der endlosen, verschneiten Steppen und Wälder in Sibirien und an den sibirischen Grenzen, registrieren und nummerieren sie dort, händigen jedem gegen sechs Pfennige einen Gefangenenpaß aus, wonach kein Russe einem deutschen Untertan ohne Polizeierlaubnis Wohnung oder Arbeit geben darf — und dann überlassen sie den Deutschen seinem Schicksal. Mag er sehen, wie er im sibirischen Schnee und Eis inmitten russischer Bauern und Kleinbürger weiterkommt oder erfriert oder verhungert. Ich habe wenigstens nie gesehen oder auch nur davon gehört, daß irgend eine russische Behörde irgend einem verschickten Deutschen auch nur einen Kopeken oder ein warmes Kleidungsstück verabreicht hat. Der Deutsche, der kein Geld hat, lebt von den Deutschen und mit den Deutschen, die noch einige Rubel gerettet haben; und es verläßt selbstverständlich kein Deutscher den andern, so lange noch ein Rubel vorhanden ist. Aber auch diese Rubel gehen langsam zu Ende, und wenn das neue Jahr kommt, ohne daß die Vertrauensmänner der Deutschen in jenen Gouvernements Geldmittel erhalten, müssen 150000—200000 Deutsche in Schnee und Eis elend zugrunde gehen. Wir haben miteinander ausgerechnet, welcher Summe es etwa bedürfe, um den Deutschen noch für einige Monate über das Ärgste hinwegzuhelfen. Wir wissen, daß Deutschland sein Geld nötig hat, wir haben die Rechnung so knapp wie möglich gestellt, und wir sagen, könnten die Vertrauensleute in unserem Bezirk 5000 Rubel erhalten, so wäre das Schlimmste abgewendet, auch wenn der Krieg das nächste Frühjahr überdauern sollte. Wir rechnen also auf 2000 Deutsche 10000 ℳ, auf den Kopf demnach durchschnittlich 5 ℳ. Das würde für mehrere Monate reichen, denn das Geld soll natürlich nicht an jeden einzelnen in bar ausgezahlt werden, sondern die Vertrauensmänner kaufen engros wärmere Sachen ein und errichten gemeinsame Küchen für die Notleidenden.

Nun höre ich, daß schon große Summen, man spricht von einer Million, von Deutschland an die amerikanische Botschaft nach Petersburg für unsere Landsleute, die man an den Grenzen Sibiriens in des Wortes wörtlichster Bedeutung kaltgestellt hat, abgegangen seien. Wir im Gouvernement Wjatka haben jedenfalls noch nichts davon gemerkt, und hoffentlich hat die Botschaft das Geld nicht durch die russische Post befördert, denn dann käme wohl nie ein Rubel davon in die richtigen Hände. Hoffentlich befindet sich der größte Teil des Geldes

noch bei der Botschaft, denn dann darf ich hoffen, daß das Geld doch noch in die richtigen Hände gelangt. Auf einem anderen, dafür aber sichereren Wege als durch die russische Post, den ich hier natürlich nicht verrate. Nicht umsonst haben die russischen Behörden uns mit russischen Verbrechern zusammengesperrt. Wir haben gar mancherlei von ihnen gelernt, und ich hoffe, das Gelernte jetzt für die Deutschen in Rußland ausnützen zu können.

Grund, um an der Lage unserer Reichsgenossen in Rußland zu verzweifeln, liegt im Augenblick also nicht vor. Und wenn wir auch nicht Schulter an Schulter mit den anderen im Felde stehen dürfen, wenn uns statt des herrlichen Loses aktiver Teilnahme das bittere, das unendlich bittere Los, nichts zu vermögen als zu leiden, getroffen hat, unterkriegen lassen wir uns doch nicht. Soviel Mühe sich auch die russische Polizei gibt, die deutschen Zivilgefangenen klein zu kriegen — und es ist bedeutend leichter, gegen sie zu kämpfen als gegen unsere Soldaten, weshalb sie diesen Krieg gegen die Zivilisten auch mit besonderem Eifer und besonderer Virtuosität führt und sich für jede Niederlage, die unser Heer den Russen beibringt, rächt durch eine Niedertracht gegen die deutschen Zivilgefangenen —, der russische Polizist müßte erst noch geboren werden, der einen deutschen Gefangenen moralisch besiegt hätte, mag er ihn physisch und seelisch noch so sehr schinden. Unsere leidender Deutschen in Rußland sind der kämpfenden Deutschen in Deutschland würdig. Dem russischen Bauern in Wjatka ist längst unheimlich geworden vor dem deutschen Gefangenen, der den Kopf nicht hängen läßt, wenn auch der Magen knurrt und die Knochen klappern und die Russen unausgesetzt siegen, so daß von Deutschland schon gar nichts mehr übrig sein kann. Der deutsche Gefangene lacht solcher Lügen. Er weiß, daß Deutschland siegt, weil es siegen muß. Seitdem wir aus dem ganzen russischen Reich an die Grenzen Sibiriens zusammen getrieben wurden und einer wieder Zuspruch findet beim andern, gibt es kein Verzagen. Wir wußten immer, daß wir siegen, und wenn uns eine neue russische Gemeinheit traf, frohlockten wir, denn wir wußten, das war die Quittung für eine tüchtige Portion Hiebe, die Hindenburg ihnen verabfolgt hat, denn sein Name drang selbst bis zu uns nach Wjatka. So hat uns deutsche Gefangene der Krieg stahlhart gemacht wie eine gute Klinge. Alles hat Rußland uns getan, was immer es den gemeinsten Verbrechern nur antun kann. Nur uns zu hängen hat es nicht gewagt. Was soll uns noch geschehen, was haben wir jetzt noch zu fürchten? Es gibt nur einen Feind, dem auch der Tapferste nicht gewachsen ist, den Hunger. Es gibt nur eine Marter, von der sich Rußland noch etwas gegen seine Kriegsgefangenen versprechen kann, den Hunger. Mit allem anderen werden die Deutschen in Sibirien schon allein fertig.

Man hat sie eingesperrt und hungern lassen, man hat sie zu zwei und zwei aneinandergefesselt durch die Straßen zum Bahnhof getrieben, aber sie marschierten alle miteinander ohne Kommando und doch wie auf Kommando, ob gedient oder nicht gedient, im preußischen Paradeschritt durch die Straßen, daß ganz Tiflis wackelte und den gaffenden Russen eine Gänsehaut über den Rücken lief. Man hat sie durch alle Zuchthäuser Rußlands geschleppt und die Beamten der verschiedenen Zuchthäuser haben sie ausgeraubt bis auf den letzten Kopeken, die Gefängnisverwaltungen ließen sich für das liebliche und unfreiwillige Nachtquartier sogar noch zehn Kopeken pro Nacht und pro Mann bezahlen, aber als sie im Gefängnis zu Orlow im Gouvernement Wjatka saßen und sich den leeren Magen, weil der Hunger kaum noch zu ertragen war, mit Eiswasser gefüllt hatten, da sangen sie die Wacht am Rhein, alt und jung, Männer, Kinder und Frauen, so daß die Scheiben klirrten. Man hat sechzig deutsche Matrosen vom Schwarzen Meer, wo die englischen Kameraden sie verrieten, in ihren Sommerkitteln durch siebzehn russische Zuchthäuser bis nach Sibirien in zwanzig Grad Kälte geschickt, nachdem man ihnen den letzten Groschen fortgenommen und dafür eine Quittung in die Hand gedrückt, die wertlos war; man hat sie dann, verhungert und zerschunden wie sie waren, zwingen wollen, noch über hundert Kilometer in ihren Sommerkitteln zu Fuß bei zwanzig Grad Kälte und im dicksten Schnee in die Dörfer zu marschieren, denn man dachte, nun seien sie endlich

mürbe geworden, und man könne mit ihnen umspringen wie mit russischen Verbrechern. Da rückten die sechzig deutschen Männer dem Ispravnik der Kreisstadt vors Haus und erklärten: hier sind unsere Zuchthausquittungen, wonach uns so und so viel bar Geld zukommt, das man uns gestohlen hat. Wir betteln nicht, denn das sind wir nicht gewöhnt, aber schafft uns sofort Essen und Trinken und Wagen, um in die Dörfer zu fahren, sonst stecken wir das ganze Nest an allen vier Ecken an, so wahr wir deutsche Matrosen sind; — und es gab Essen und Trinken und Wagen, so viel sie haben wollten, und die tapfere russische Polizei, bewaffnet bis an die Zähne, weigerte sich, die wehrlosen Männer in die Dörfer zu begleiten, weil sie Angst vor ihnen hatte. So zogen sie denn ohne polizeiliche Bewachung und Begleitung zu ihren Wagen und in die Dörfer und meldeten sich dort, wie es sich gehörte, bei der Polizei, die ihnen schleunigst Quartier anwies. Gequält hat sie seitdem niemand mehr, aber gefürchtet und respektiert werden sie heute noch von jedem Russen, der dies Stücklein erfahren hat. Rußland selbst hat uns gelehrt, es nicht mehr zu fürchten, aber schon gar nicht mehr. Slawen mag dies Land der Zivilisation, wie es England jetzt nennt, zum Winseln bringen, bei den deutschen Gefangenen gelingt ihm das nie und nimmermehr. Und trotz aller Gemeinheiten, die sie erdulden müssen, haben sie laut gelacht, als vor zweieinhalb Wochen der Befehl des erlauchten russischen Oberkommandierenden an den russischen Minister des Innern veröffentlicht wurde, der ungefähr also lautet: „Da ich in Erfahrung gebracht habe, daß es unter allen guten Russen böses Blut macht, daß mit den deutschen Gefangenen viel zu rücksichtsvoll umgegangen wird, so bestimme ich, daß fortan ohne jede Rücksicht verfahren wird, um das russische Volk nicht zu erregen." Laut gelacht haben sie, denn aus diesem unglaublichen Befehl haben sie ersehen, daß der erlauchte russische Oberkommandierende wieder einmal im Begriff ist, tüchtig Wichse zu beziehen, und deshalb seine Wut an den deutschen Gefangenen ausläßt, da ihm die deutschen Soldaten Gott sei Dank keine Gelegenheit dazu geben. O nein, um die deutschen Gefangenen in Rußland braucht uns nicht mehr bange zu sein als um andere Deutsche, die ihre Pflicht tun. Auch sie machen dem deutschen Namen alle Ehre. Nur verhungern wollen wir sie nicht lassen.



Der österreichische Bruder

Der „Berl. Lokalanz." veröffentlicht den Brief eines Österreichers an seinen Freund in Berlin, worin jener, ein sachverständiger Beurteiler, der den kriegerischen Ereignissen auf den Schlachtfeldern in Polen in unmittelbarer Nähe folgen konnte sich gegen eine Unterschätzung Österreichs in dem gemeinsamen Kampf wendet:

Aus den deutschen Zeitungen, die wir hierher in unser Hauptquartier bekommen, ist ganz deutlich zu ersehen, daß sowohl die deutschen Behörden als auch die Blätter aller Parteirichtungen keine Gelegenheit vorübergehen lassen, die Tätigkeit des schwarz-gelben Bundesgenossen ins rechte Licht zu rücken und die Öffentlichkeit in Deutschland über den richtigen Stand der Dinge aufzuklären. Aber es ist nun einmal das Malheur, daß die liebe Öffentlichkeit in Kriegszeiten den offiziellen und offiziösen Publikationen nicht den rechten Glauben entgegenbringt und sich durch sie nicht gern überzeugen lassen will. Wenn man ihr die ganze Wahrheit sagen könnte, wäre es natürlich anders, aber das ist jetzt ganz ausgeschlossen, und so muß vorläufig ein Schleier über vielen Dingen liegen bleiben, die man erst, wenn der Friede verbrieft und besiegelt ist, wird sagen dürfen. Nicht etwa, weil sie für den einen oder den andern der beiden Verbündeten ungünstig wären, sondern weil sie von viel zu großer militärischer Bedeutung sind, als daß man sie in die Welt hinausreden dürfte.

Es liegt nun einmal in unserem Wesen, daß wir nie das richtige Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein aufbringen können, das wir unserer Stellung als Großmacht entsprechend



haben müßten. Wir sind stark, sehr stark, aber wir glauben es selber nicht; wie sollen wir da andere, und seien sie unsere besten Freunde, dazu bringen, es zu glauben? Wir trauen uns nichts Rechtes zu und schieben uns selber gern in die Rolle des kleineren Bruders, dem der größere schon helfen wird. Das kommt natürlich in unserer Öffentlichkeit zum Ausdruck, und die Resonanz davon bringt dann bei euch im Reich draußen die Wirkung hervor, um die Du Dich in Deinem Briefe herumschreibst.

Ich will nun einmal versuchen, Dir den richtigen Zusammenhang zwischen Euren Siegen und unserem Rückzug in Galizien auseinanderzusetzen, ohne daß mir die Zensur einen dicken Strich durch das Ganze macht.

Zu diesem Zweck muß ich von Anfang anfangen. Wir alle wissen, daß nach ihrem Bündnisvertrage mit den Franzosen und besonders nach den diesen ergänzenden Abmachungen der beiden Generalstäbe die Russen verpflichtet waren, sich sofort mit ihrer ganzen Hauptmacht auf Berlin zu werfen, um den französischen Angriff zu unterstützen. Gott bewahre uns davor, daß dieser Plan geglückt wäre! Er glückte nicht, und siehst Du, lieber Freund, das ist das erste große Verdienst der österreichisch-ungarischen Armee. Sie packte die Russen, vor allem durch die beiden kühnen Vorstöße auf Lublin und Zamosc, mit derartiger Kraft, daß sie gar nicht dazu kamen, ihr Wort den Franzosen zu halten. Der russische Generalstab hatte damit gerechnet, daß er den Angriff auf Ostpreußen durch eine verhältnismäßig kleinere Armee einleiten könnte, bis seine Hauptkraft die österreichisch-ungarische Armee niedergebügelt hätte. Aber da stürmte Dankl in den Siegen bei Trampol, Krasnik und Niedcewice Dusa auf Lublin los, Auffenberg zerfetzte bei Tomassow und Komarow die ihm an Zahl weit überlegene Armee des Generals Plehwe, die aus der Linie Cholm—Kowel in Anrückung war, und bei Lemberg hielt Boroevic, der nach dem Abgang Brudermanns den Befehl über die in diesem Raum operierende Armee übernommen hatte, dem furchtbaren Angriff des Generals Iwanow, des Kommandierenden des Kiewer Militärbezirks, acht Tage lang stand. Iwanow gilt als der beste Mann der Russen und hatte volle 17 Divisionen mehr als Boroevic! Die zweite Schlacht bei Lemberg wäre den Russen trotz ihrer kolossalen Übermacht um ein Haar zur Katastrophe geworden! Sie zeigt beinahe dieselbe Entwicklung wie die letzten Kämpfe bei Lodz, nur in größerem Verhältnisse.

Bei Grodek hatte sich Boroevic, dessen Namen ihr draußen sicher viel zu wenig kennt, dermaßen an den Russen festgebissen, daß sie sich nicht rühren konnten. Vom Süden her schob sich unsere zweite Armee unter Böhm-Ermoli heran, und im Norden schwenkte bereits Auffenberg mit dem Drehpunkt Rawaruska in den Kreis ein, die von ihm geschlagenen Korps auf den engen Raum von Lemberg drückend. Aber wie das erstemal bei Lodz die Deutschen, so mußten wir bei Lemberg in elfter Stunde die Falle, in der wir die Russen bereits drinnen hatten, wieder aufmachen, denn aus Cholm und von Lublin her brachen nicht weniger als fünf Armeekorps in den Rücken Auffenbergs vor, so daß dieser, um nicht selber zwischen zwei Feuer zu geraten, seine Position aufgeben und zurückgehen mußte. Dadurch war der strategische Rückzug der taktisch siegreichen Österreicher notwendig. 20000 Gefangene und 80 eroberte Geschütze nahm Boroevic allein mit, 10000 Böhm-Ermoli!

Drei zu eins stand damals das Verhältnis der beiden Gegner. Auf eine österreichische Division kamen drei russische! Dennoch konnten die Russen es nicht hindern, daß wir uns von ihnen loslösten, wann und wie wir wollten, daß wir alle Gefangenen und Geschütze, die wir ihnen abgenommen, mit uns mitnahmen und hinter dem San eine Aufstellung bezogen, deren schmale aber jederzeit ausdehnbare Front die Basis zu einer zweiten Offensive bot. Wenn wir damals auch die kolossale Übermacht der Russen nicht niederdrücken konnten, so hatten wir ihnen ihre gesamten Armeen doch dermaßen geschlagen, daß sie ihren großen Feldzugsplan, erst uns, dann Preußen niederzuwalzen, fallen lassen mußten. Dadurch, daß wir durch unsere kühne, sie vollkommen überraschende Offensive die Hauptmacht der Russen auf uns zogen, konnte euer genialer Hindenburg inzwischen die in Ostpreußen eingedrungenen Armeen Samsonows und

Rennenkampfs teils schlagen, teils in den masurischen Seen ersäufen. Von einem Angriff der Russen auf Berlin war keine Rede mehr — sie konnten den Franzosen nicht mehr helfen und mußten für sich selber sorgen. Jetzt wirst du verstehen, was Hindenburg meint, wenn er sagt, daß er ohne die Österreicher nie die Siege in Ostpreußen hätte erringen können. Das ist nicht etwa ein offizielles Kompliment für den Bundesgenossen, sondern die volle Wahrheit.

Unsere zweite Offensive setzte ein. Hindenburg, der oben die Feinde weggewischt hatte, kam mit dem größten Teil seiner Truppen herunter und schloß sich bei Oswiecim an unsere Front an. Auch daraus kannst Du ersehen, wie innig und ineinandergreifend die Zusammenarbeit unserer beiden Heere ist. Sie bilden nicht etwa zwei nebeneinander operierende Teile, sondern ein Ganzes, einen Körper, der ein gemeinsames Ziel hat, dem alle anderen Interessen untergeordnet waren. Aus diesem Geist heraus wirst du es erklärlich finden, wie Hindenburg auf einmal dazu kam, den äußersten linken Flügel unserer Armee zu bilden, die nun zum zweiten Male zum Angriff vorging. Przemysl wurde entsetzt, die Russen über den San gejagt und die Bukowina von ihnen gesäubert. In Russisch-Polen legte Dankl bereits seine Hand auf Iwangorod und in Warschau hörte man den Donner der Kanonen Hindenburgs. — —

Nun pumpten die Russen ihr ungeheures Reservoir fast leer. Alle turkestanischen, kaukasischen und sibirischen Korps wurden herangebracht und von New Georgiewsk in den Rücken Hindenburgs geworfen, so daß dieser sich zurückzuziehen gezwungen war. Die Übermacht, die uns die Russen dort entgegenstellten, wirkte natürlich auch auf die Armee Dankl, die ebenfalls die bisher errungenen Vorteile aufgeben und in paralleler Richtung mit Hindenburg zurückgehen mußte. Und nun stand auf einmal die Gefahr einer neuen russischen Offensive vor den Verbündeten, aber diesesmal gegen Posen und Schlesien gerichtet und mit einer ungeheuren Übermacht angesetzt!

Das gemeinsame Ziel, lieber Freund! In diesem kritischen Augenblick waren die österreichischen Truppen auf der ganzen Linie in siegreichem Vormarsch in Galizien. Die Russen warfen bereits achtzigtausend Mann nach Lemberg, um diese Stadt gegen die von Stryi her andringenden Österreicher zu verteidigen. Du kannst Dir denken, was das für uns bedeutet hätte: Lemberg befreit! Aber das gemeinsame Ziel, lieber Freund! Und für uns Österreicher wie für euch Deutsche bestand das gemeinschaftliche Ziel jetzt darin, den Vormarsch der Russen nach Berlin zu verhindern. Denn für uns wäre die Tatsache „die Russen in Berlin" genau dieselbe Katastrophe wie für euch, warum, das brauche ich Dir doch nicht erst auseinanderzusetzen!

Um dieses gemeinschaftliche Ziel zu erreichen, gab es für uns Österreicher nur eins: unsere Front derart verschieben, daß euer Hindenburg und unser Dankl instandgesetzt wurden, den furchtbaren Anprall der russischen Massen auszuhalten. Alle Details über diese Neugruppierung kann man natürlich jetzt nicht verraten, aber ich kann Dir nur sagen, deutsche Offiziere haben mir versichert, daß Conrad, den ihr fälschlich immer Hötzendorf nennt, geradezu ein Geniestück ersten Ranges damit geleistet hat. Przemysl ist allerdings nun wieder belagert, Czernowitz wieder in den Händen der Russen, diese abermals in den Karpathen — aber ihr Vorstoß gegen Breslau und Posen ist endgültig zum Stehen gebracht. Das war das Wichtigste. Przemysl und Czernowitz werden wir uns schon wieder holen.

Es wäre töricht, wenn man da reden wollte, wir Österreicher hätten mit Rücksicht auf die Bündnistreue unser Land geopfert, um das eure vor der russischen Invasion zu retten. Das ist nicht richtig. Wir haben nur, dem eisernen Muß gehorchend, auf die Erreichung des gemeinsamen Ziels Bedacht genommen. Daß wir dabei die bereits errungenen Früchte unserer Siege wieder fahren lassen und zum zweitenmal — obwohl auf der ganzen Linie siegreich! — zurückgehen mußten — lieber Freund, es gehört viel Selbstverleugnung dazu, aber wir mußten es tun. Und wir haben es getan. Unsere Truppen haben nicht schlecht geknurrt, als sie den Befehl zum Rückzug bekamen — das kannst Du mir glauben.



Aber das gemeinsame Ziel! Vom ersten Kanonenschuß bis zu dieser Stunde hat unsere Armee nie für sich, sondern immer nur für das gemeinsame Ziel gekämpft. Daß wir dabei die undankbarere Aufgabe als Ihr haben, daran ist einmal nichts zu ändern. Es wird auch für uns schon anders werden.

Ich hoffe, ich habe Dir mit diesem langen Brief alles gesagt, damit Du Dein und Deiner Landsleute unrichtiges Urteil über uns korrigieren kannst, wie es in unser aller Interesse von ganzem Herzen wünscht Dein X. Y. Z.

Gereinigte Luft

Eine jedem Freunde des Volkstums wertvolle Beobachtung über das Soldatenlied im Kriege teilt Otto Braune aus dem Schützengraben bei Vaudesincourt in der „Hochwacht“ mit.

„Wie oft ist über die Verrohung des Soldatenliedes geklagt worden! Wie oft hat man den Verfall des alten Soldatenlieds, des Volkslieds mit militärischem Inhalt und Geist festgestellt und Wege, oft völlig ungangbar, zur Besserung gewiesen. Der Stand des Lieds im Soldatenleben rechtfertigte ja auch schlimme Befürchtungen. Lieder wurden in den Kasernen gesungen, die ein anständiger Mensch oft nicht ohne Erröten anhören konnte. Gesänge ertönten, die der großen Aufgabe des Soldaten nicht ganz würdig waren, ja, die auf sittlichen Tiefstand der Mannschaften schließen ließen. — — Vaterländische Weisen ertönten nach meinen Beobachtungen höchst selten in der marschierenden oder ruhenden Kolonne. Das wahre, schlichte Volkslied schien im Heere verschüttet zu sein. Wie anders jetzt! Alles wie umgewandelt! Unbewußt ohne jede Einwirkung von Vorgesetzten oder gebildeten Kameraden, aus dem Gefühl der Heiligkeit der Stunden, aus der vaterländischen Erhebung heraus hat sich ein vollkommener Wandel vollzogen. Der Krieg ist gewissermaßen zu einem Jungbrunnen für das gute Volkslied geworden. Was hörst du auf dem Marsche singen? Dem ehernen Schritt der marschierenden Kompagnie gibt das Lied: ‚Es braust ein Ruf wie Donnerhall‘ Schwung und Ausdauer. ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ wird begeistert gesungen. ‚Das Wandern ist des Müllers Lust!‘ Mit diesem Gesange beflügelt der Soldat den lasch werdenden Marschschritt. In das Marschlied: ‚Hört ihr nicht den Ruf erklingen‘ stimmen alle fröhlich ein. ‚O Deutschland hoch in Ehren!‘ schallt es durch die französischen Wälder. Das Quartier ist erreicht. Der Dienst ist zu Ende, das Gewehr gereinigt, die Sachen, so gut es geht, instand gesetzt. Unter Führung eines Gesangskundigen, eines eifrigen Gesangvereinsmitglieds, sammeln sich die Mannschaften. Die Heimatgefühle tauchen auf. ‚In die Heimat möcht' ich wieder!‘ Wie oft hab' ich das Lied gehört und mitgesungen. All die Heimatlieder, die der Liebe zu ihr Ausdruck geben, steigen ins Bewußtsein und werden mit größter Anteilnahme schön, rein, mit tiefer Andacht gesungen. Eine Lust ist es, zuzuhören! Es wird nicht gegröhlt oder geschrien, wie es sonst der Fall ist, nein, es wird gesungen.... Wer nicht mitsingt, lauscht und lauscht, denkt und sinnt, und manche Träne stiehlt sich im Dunkel der Nacht über das bärtige Gesicht des Jungsoldaten und Landwehrmanns. ... So hat der Krieg das gute Volkslied, das echte Soldatenlied wieder geweckt. Mit Begeisterung singen die Soldaten die wohlbekannten, aber lange nicht gesungenen, lieben Weisen.“

Es bewahrheitet sich also auch hier Freiligraths Wort: „Die Hand ist uns die liebste, die Schwert und Lanze schwingt; der Mund ist uns der frommste, der Schlachtgesänge singt.“

St.



Der andere Deutschenhaß

Wir dürfen und wollen es uns nicht verhehlen: es gibt nicht nur einen politischen, es gibt auch einen anderen Deutschenhaß. Der politische, der sich jetzt noch so furchtbar in diesem Kriege aller gegen uns entladen konnte, wird, so hofft „ein Deutscher in Österreich" in der „Frankf. Ztg.", nach dem Kriege ohnmächtig werden, weil an Deutschlands geeinter Kraft zerschellen. „Ob aber dann der andere Deutschenhaß verstummen wird, der nichtpolitische, der persönliche, das ist eine Frage, die nur von uns selbst abhängt. Denn er besteht, besteht auch in Ländern, die unsere militärische und politische Macht nicht unangenehm empfinden, sogar in solchen, die wir mit unserer Freundschaft stützen, und jeder Deutsche, der lange im Ausland gelebt hat und feinfühlig genug ist, merkt gelegentlich, wie unbeliebt wir bei den anderen Nationen sind. Selbst in Österreich, wo man uns von Herzen dankbar für unsere Bundestreue ist, wo man unsere Tüchtigkeit bewundert, macht sich zuweilen ein Unterton der Abneigung geltend, etwa in ähnlicher Art, wie sich mitunter der Gegensatz zwischen dem Bayern und dem Norddeutschen zeigt. Der Ungar, soviel Respekt er vor unseren Leistungen hat, insgeheim fühlt er sich zu uns nicht hingezogen, und seine persönliche Sympathie gilt den Franzosen. Daß es sich bei den Polen ebenso verhält, ist begreiflich, wenn man an die Germanisierung unserer östlichen Provinzen denkt; immerhin ist es auffallend, daß ein Pole nie mit den Errungenschaften deutscher Kultur renommieren wird, denen er so viel verdankt, sondern höchstens mit den Förmlichkeiten, die er von französischen Bonnen oder in den Pari er Salons gelernt hat.

Wir könnten nun trotzig sagen: ‚Viel Feind', viel Ehr'', wir brauchen eure Liebe nicht. Wenn wir bisher so gesprochen haben, so geschah es im Vertrauen auf unser scharfes Schwert. Aber der Krieg ist doch schließlich nur da, um den Frieden zu sichern. Und gerade wenn wir gesiegt haben, gerade dann sind uns die Sympathien der anderen Nationen wertvoll. Seien wir also nicht zu hochmütig und sagen wir nicht, daß uns der Haß nicht berührt, versuchen wir lieber, ihn aus der Welt zu schaffen. Dazu müssen wir uns seine Ursachen klarmachen.

Eine der Hauptursachen, daß wir nicht geliebt werden, scheint mir in einem gewissen Mangel an Nationalstolz zu liegen; nur wer sich selbst achtet und seine Eigenart hochhält, kann sich die Sympathien anderer erwerben. Mit demselben Stolz, wie der Römer sein ‚civis romanus sum' betonte, können und sollen wir unser Deutschtum hervorheben. Es ist das — wenn auch oft Gegensätze dadurch veranlaßt werden — weit achtunggebietender, als wenn wir uns mit einer gewissen Feigheit der fremden Umgebung sklavisch anpassen. Wir haben früher über die Sonderbarkeiten John Bulls im Auslande gelacht; nach und nach haben wir bemerkt, daß er unbeirrt, wohin er auch kommt, ein kleines London um sich herum formt, und wir haben bemerkt, daß diese Methode recht erfolgreich war. Auch wir müssen unsere deutschen Sitten im Auslande beibehalten, wir müssen ihre Bedeutung verstehen und sie zu verteidigen wissen; wir dürfen sie gegen fremdartige Gewohnheiten nur dann vertauschen, wenn diese unzweifelhaft überlegen sind. Eine Unsicherheit, ein Schwanken in der Wahrung unserer Gebräuche macht lächerlich und führt zur Mißachtung. Wir haben ja auch unsern Stolz, aber er artet leicht in eine gewisse Schnoddrigkeit aus und dann verletzt er, anstatt freundliche Gefühle auszulösen; Sympathien erwirbt man nur durch ein ruhiges Selbstbewußtsein, das sich — bei aller Festigkeit — doch in bescheidener Form äußert.

Daß uns unsere Tüchtigkeit im Wirtschaftsleben viele Neider schafft, ist leicht begreiflich. Weil wir fleißiger sind, werden wir gehaßt. Das wird uns gewiß nicht veranlassen, zu faulenzen, bloß um den anderen zu gefallen. Wohl aber sollen wir für mehr Arbeit auch mehr Lohn verlangen und uns besonders bei gleicher Leistung nicht mit geringerem Entgelt abfinden lassen. Die Arbeiter aller Länder verachten den Asiaten, weil er bei seiner Bedürfnislosigkeit im Wett-

bewerb das ganze Niveau der arbeitenden Klasse herabdrückt. Genügsamkeit ist eine Tugend, die dem Deutschen in hervorragendem Maße zu eigen ist; aber sie ist nicht beliebt und wird auch leicht übertrieben. Wer sich Lebensbedingungen unterwirft, die nicht seinem Stande entsprechen, kann wohl billiger produzieren, aber seine Preisunterbietung geschieht auf Kosten der Wohlfahrt seiner Mitmenschen. Das gilt für den Handlanger wie für den Großindustriellen. Der Erfolg, den man nur durch Einschränkung in seiner Lebensführung, nicht durch höhere Leistungen erzielt, erregt keine Bewunderung. In viel höherem Maße als bei den eigenen Landsleuten wird durch die Anwendung solcher Prinzipien die Abneigung bei den Ausländern hervorgerufen, welche die Einfachheit der deutschen Lebensweise nicht verstehen und würdigen können.

Ja, aber zieht man denn, wenn man uns beurteilt, nicht auch unser ernstes Pflichtgefühl, unser tiefes Gemüt, unsere Treue, unsere Ausdauer und alle die anderen vorzüglichen Eigenschaften in Betracht, deren wir uns rühmen können? Zweifellos werden sie nicht entsprechend gewertet, sie liegen verborgen, und bei Sympathie und Antipathie kommt es stark auf Äußerlichkeiten an. In unserer hastenden Zeit gilt das schon im Verkehr mit dem einzelnen Individuum; man nimmt sich nicht die Muße, die inneren Qualitäten zu erforschen, der äußere Eindruck ist maßgebend. Da kann es uns nicht wundern, wenn die rauhe Schale den weichen Kern des deutschen Charakters nicht erkennen läßt. Äußerlich sind die Deutschen von einer nüchternen Kälte, die oft abstoßend wirkt, Männer, deren innere Herzlichkeit sich auch ihren Intimen gegenüber nur selten zeigt. Ist es da verwunderlich, daß die Fremden mit ihnen nicht warm werden?

Auch ein Mangel an äußerlichem Schliff wird uns oft von den Ausländern vorgeworfen. Der ritterliche Aristokrat, der sich in allen Lagen gut zu benehmen weiß, er gilt mehr als der Gelehrte, der die Formen vernachlässigt. Der Sachse, der auf Reisen seine alten Kleider aufträgt, und der Loden-Deutsche mit Jägerwäsche wird keinen Respekt im Ausland erringen. Die Mode ist international, machen wir in unserer Kleidung keine lokalen Bocksprünge; wenn wir uns in bezug auf unser Äußeres nicht nach der Gesellschaftsklasse richten, der wir angehören, so fallen wir auf und wirken lächerlich.

Oft ist es auch eine gewisse Vornehmheit in Geldangelegenheiten, die dem Deutschen fehlt und die doch sehr erwünscht wäre, um ihm die ihm zukommende geachtete Stellung zu verschaffen. Der Engländer hob in früheren Jahren durch Freigebigkeit im Auslande viele seiner abstoßenden Eigenschaften auf. Natürlich müssen wir uns andererseits, auch in pekuniärer Beziehung, von jedem Protzentum freihalten. Wir sollen rechnen, wenn wir bezahlen, sonst lacht man uns als dumme Ausbeutungsobjekte aus, aber wir dürfen nicht pfennigfuchserisch sein. Nirgends ist die noble Geste wichtiger als beim Geldausgeben; mit ihr kann man den Erfolg der Ausgabe verdoppeln. Die Außerachtlassung dieses Klugheitsgebotes hat die Deutschen vielfach unbeliebt gemacht.

Es ist schwer, eine allgemein anwendbare Formel zu geben, wie man sich die Zuneigung der anderen Nationen erwirbt; in jedem einzelnen Falle einer Berührung mit Fremden muß sicheres Taktgefühl das richtige Benehmen bestimmen. Mit der Selbstzucht und Disziplin, die wir seit jeher in besonderer Weise geschult haben, wollen und werden wir uns bemühen, gerade im Verkehr mit Ausländern — sei es nun im eigenen Lande oder in der Fremde — alle jene kleinen Eigenheiten abzulegen, welche die edlen Seiten unseres Charakters verschleiern. Jeder einzelne wird daran mitzuarbeiten haben, daß wir nicht nur die Achtung unserer Macht erzwingen, sondern auch unser Volkstum sich die Sympathien erobert, die es sicherlich verdient."

Es ist nicht nur schwer, es ist wohl kaum möglich, „allgemein anwendbare Formeln zu geben, wie man sich die Zuneigung der anderen Nationen erwirbt". Und darum können derartige Formeln das Übel um vieles noch vergrößern, weil sie den Unsicheren noch unsicherer machen. Die erste Regel bleibe also immer, niemand nachlaufen, niemand abgucken, wie er sich

räuspert und spukt. Natürlich auftreten und was man tut mit ruhiger Selbstverständlichkeit tun. In diesem Rahmen werden sich dann die Winke des Verfassers als sehr dankenswert erweisen und verdienen sie volle Beherzigung. Denn es sind in der Tat recht wunde Punkte, auf die er behutsam den Finger legt. Handelt es sich meist auch nur um Äußerlichkeiten, so dürfen wir doch nicht verlangen, daß uns jeder Fremde auf den Grund der Seele schaut. Und das kann auch kein Geschmackvoller, kein Vornehmer wollen. Also: auch die Äußerlichkeiten haben ihre Bestimmung.



Das Blutbad im Kientopp

Wie die braven Londoner Patrioten ihr Mütchen an Deutschlands Kriegern und Fürsten kühlen, das schildert unter dem Titel „Bioskop-Mörder" der Londoner Berichterstatter des Amsterdamer „Allgemeen Handelsblad": „Ich bummelte durch die Londoner Straßen; ein ganz modernes Bioskop, halb Schießbude, halb Kino, lockte mich zum Eintritt. Man hat mit diesem Kino etwas Neues, Sensationelles, außerordentlich Aktuelles erdacht. — Vor der Tür, auf der breiten Asphaltstraße der Oxford Street, flutet der Strom der Auto-Omnibusse und Menschen vorbei. Drinnen knallen die Büchsen. Man zielt und schießt auf ‚lebendes' Wild; das ist nichts Neues weiter, doch dann auf ‚lebende' Bilder von Menschen. Das ist der Geist der Zeit. Neben mir steht eine kleine Londoner Charaktertype des durch Zeitungsberichte aufgeregten Cityman, der sich daran gewöhnt hat, in seiner Office auf die barbarischen Hunnen zu fluchen. Er hat den Zylinder hintenüber geschoben, die Brille auf der Nase gerade gerückt und wartet, den geladenen Karabiner bereit, auf seine Opfer. Der Augenblick ist gekommen. Einen Moment ist das Tuch dunkel geblieben, dann erscheint plötzlich ein neues Bild, diesmal kein Wald oder eine Prairie mit fliehendem Wild, mit schleichenden Raubtieren, sondern eine breite Straße, abgesperrt durch ein doppeltes Spalier von Soldaten, das Schußfeld für die Fürstenmörder. Es kommt eine Abteilung Ulanen dahergetrabt, ihre Fähnchen flattern im Winde, ein Gemurmel der Befriedigung geht durch die Menge der wartenden Besucher der Schießbude. Der Herr neben mir setzt seinen Zylinder noch etwas mehr hintenüber, drückt seine Brille noch fester auf die Nase. Den linken Ellenbogen auf die samtene Schranke stützend, bringt er das Gewehr an die Backe und wartet ruhig wie ein Infanterist im Laufgraben, bis die friedlichen Ulanen näher kommen; die Menge weht mit den Taschentüchern, die Schwadron trabt weiter und schwenkt auf dem Vordergrund links ein. Aber der Londoner verfehlt sein Opfer nicht; eine Salve knallt und noch eine und wieder eine. Die kupfernen Hülsen aus den Karabinern fliegen mir rechts und links um die Ohren, und auch ich schieße, schieße wie ein Rasender in der allgemeinen Erregung meine Repetierbüchse leer, auf die im festlichen Aufzuge vorbeitrabenden Schwadronen. Bei jeder Salve steht das Bild einen Moment still, dann zeigen kleine weiße Flecken auf der Leinwand die scheußlichen Kugelwunden in Ulanenköpfen, Ulanenarmen, Ulanenpferden, in den Giebeln der umgebenden Häuser und in der dichtgedrängten, mit Tüchern wehenden Menge längs der abgesperrten Straße. Aber noch ist das Blutbad nicht zu Ende. Hinter den Schwadron folgen Galakutschen, die heftig beschossen werden. In einer derselben erkennt man die Tochter des deutschen Kaisers mit ihrem jungen Gemahl, dem Herzog von Braunschweig. Das Gewehrfeuer wird doppelt so stark. Während die fürstliche Galakutsche vorbeifährt, wendet sich der Herzog freundlich grüßend zu den Scharfschützen, die ihn mit einem wahren Kugelregen überschütten. Einen Augenblick steht das Bild still und zeigt das Antlitz des freundlich lachenden Herzogs voller Kugellöcher; eine Kugel durchbohrte seinen Helm, seine Brust ist wie durchsiebt. Seine Gemahlin wurde nur durch eine verirrte Kugel in die

Schulter getroffen. Der Film geht weiter, der Schwerverwundete grüßt lachend, und der Aufzug verschwindet von der Leinwand. Noch mehr dergleichen Films folgen, Generäle und Fürsten sieht man in Gruppen und eifrigem Gespräch auf dem Manöverfelde, Kugeln treffen sie in alle Körperteile, während die Getroffenen sich freundlich grüßend zum Gehen wenden. Das Blutbad geht weiter. Von einer Seite wird das Gefecht passiv und mit größter Geduld geführt. Auf der anderen Seite, hinter der mit Samt überzogenen Schranke, wird mit größter Kaltblütigkeit weitergeschossen. Der Portier in Livree ruft in die Oxford Street: ‚Try your shot, try your shot, Kitchener wants you, England expects ...'"

Das ist nun ein englisches Volksvergnügen — in solcher Zeit! Keine Spur von Empfindung für die niedrige Roheit, aber auch nicht für die erschütternde Lächerlichkeit. Wie haben wir doch die Kulturstufe dieses Volkes überschätzt! Da wundert man sich schließlich auch nicht über die Herz- und Seelenbrüderschaft mit farbigen Wilden aller Zonen, nachdem einmal der englische Dünkel, das einzige und auch nur äußerlich Trennende, aus Geschäftsprofit zurückgestellt werden mußte.



Alte Schmach

Das würdelose Benehmen deutscher Frauen, das mit Recht im Septemberheft des Türmers S. 840 ff. gegeißelt wird, haftet als Schandfleck nicht nur an der Geschichte des gegenwärtigen Krieges, nicht nur an der Kriegsgeschichte von 1870/71, sondern auch an der Geschichte der Franzosenzeit in unserem Vaterlande. Da man darüber in den landläufigen Geschichtswerken nichts findet, so sei hier einiges mitgeteilt, von dem die Zeitgenossen berichten.

Karl Friedrich Klöden schreibt in seinen „Jugenderinnerungen" (S. 236): „Ein großer Teil von (deutschen) Frauen ... gab sich den Franzosen mit einer Leichtigkeit hin, über welche diese selbst erstaunten. Es war leider nicht bloß der Abschaum des Geschlechtes, sondern auch gar viele, denen man Besseres zugetraut hätte, und das geschah nicht nur in Berlin, sondern verhältnismäßig noch mehr auf dem Lande. Auch in Märkisch-Friedland hatte sich die Bestechung in hohem Grade bemerkbar gemacht." Der Stralsunder Bürgermeister Francke spricht von der gleichen Erscheinung mit besonderer Erregung: „Weit, weit schlimmer (als das wenig würdige Benehmen der städtischen Obrigkeit), ja wahrhaft empörend war das Gebaren eines großen Teiles der weiblichen Bevölkerung den Franzosen gegenüber. In dieser Beziehung sind damals in Stralsund Sachen vorgekommen, die ans Unglaubliche grenzen, und zwar gingen die höheren Stände mit dem ehrlosen Beispiel voran." Boyen berichtet in seinen „Erinnerungen" (II, 5): „In der Mark und in Berlin, wo einzelne Personen oder Gewerbe sogar bedeutend von den Fremden gewonnen hatten, war er (der Haß) gegen die Franzosen nicht mehr so heftig (wie in Ostpreußen), manche Beamtenfrauen hatten für die Abwesenheit ihrer Männer sich in den Armen dieser Fremdlinge entschädigt ..." Gneisenau, gewiß ein zuverlässiger Zeuge, schrieb am 2. Mai 1809 an seine Frau: „Die Österreicher sind am 23. April ... gänzlich geschlagen und auf das linke Donauufer geworfen worden ... Ihr schlesischen Frauen bekommt dann eure alten Freunde wieder zu sehen; denn ableugnen könnt ihr es nicht, daß ihr, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, eine große Vorliebe für diese Fremdlinge habt und darum eure weibliche Würde aufopfertet ..." w. b.



Portugal, Englands Pflegling

Einige von der „Kreuzztg.“ zusammengestellte tatsächliche Angaben über unsern „neuen Feind“ werden nicht unerwünscht sein. Portugal umfaßt 90000 Quadratkilometer, also die Fläche von Bayern und Sachsen zusammen, hat aber noch keine 6 Millionen Einwohner. Acker-, besonders Weinbau beherrscht das Wirtschaftsleben. Ein Drittel des Landes ist unangebaut, 2 Millionen Hektar sind als Weideland ertraglos. Eine Haupterwerbsquelle ist die Weinerzeugung. Sie liefert 5—6 Millionen Hektoliter im Jahre, davon gehen 700—800000 Hektoliter ins Ausland, besonders nach England. Groß, aber fast gar nicht ausgebeutet ist der Mineralreichtum. Eine nennenswerte Industrie ist nicht vorhanden. Baumwolle und Baumwollwaren, Kohle, Zucker, Häute und sogar Fische müssen in großen Mengen eingeführt werden. Und doch könnte sich Portugal bis auf die Erzeugnisse der Mineralwelt vom Auslande völlig unabhängig machen. Die sozialen Verhältnisse und die ganz mangelhafte Volksbildung sind die Ursache für das Daniederliegen des Wirtschaftslebens. Im Jahre 1900 konnten von der Bevölkerung (nur die mehr als Sechsjährigen sind gezählt) 75 v. H. (!) weder lesen noch schreiben. Die Finanzwirtschaft war von jeher schlecht, eine schwere Schuldenlast liegt auf dem Lande. Sie beträgt die erstaunliche Summe von 3 Milliarden Mark. England hat schon dafür gesorgt, daß sein Mündel nie zur Selbstbestimmung gelangen kann. Die Friedensstärke des Heeres beträgt 30000 Mann mit 2800 Offizieren. Die Flotte ist völlig veraltet. In der Kolonialarmee dienen 650 Offiziere, 2500 Europäer und 7000 Eingeborene. Es ist überflüssig zu sagen, daß die reichen portugiesischen Kolonien mit ihren 9 Millionen Einwohnern gänzlich dem englischen Einflusse überantwortet sind. Der Kolonialbesitz liefert dem Mutterlande fast gar nichts und er kostet weit mehr, als er einbringt. Das ist die Lage eines Landes, das seit mehr als 200 Jahren von England völlig beherrscht wird. Wohin man blickt, sieht man nur Armut, Unwissenheit und Ohnmacht. Wenn je ein Land, so versinnbildlicht Portugal die unheilvolle Rolle, die die Briten als Schützer der kleinen Staaten von jeher in der Welt gespielt haben.



Musik der Kriegszeit

(Zu unseren Notenbeilagen)

Wie unsere Leser schon erkannt haben, stimmen auch die Notenbeilagen des Türmers mit in diese große Zeit des Kämpfens und Ringens ein. Wir hatten zunächst eine Reihe von Kriegsliedern Otto R. Hübners gebracht, deren Schöpfer zu den wenigen gehört, die noch eine Melodie in sich selbst lebens- und singefähig zu gestalten vermögen, während im allgemeinen unsere Komponisten sich von der reicheren Harmoniefülle des Klaviers oder gar Orchesters nicht wegzudenken vermögen.

Wir möchten nun darauf hinweisen, daß die bei uns veröffentlichten Lieder mit anderen zusammen auch in einer Bearbeitung mit Klavier erschienen sind, unter dem Titel: Elf Kriegslieder nach neuen deutschen Volks- und Meistergedichten (Leipzig, P. Papst; ℳ 1,20). Man wird sich mit gutem Gewinn diese gesunde, frische Kost ins Haus holen und an den in Wort und Ton gleichmäßig warm empfundenen Gesängen die musikalische Gemütsergötzung finden, die uns gerade jetzt doppelt not tut.

Eine rechte Überraschung bereitete es mir, als ich das in der Notenbeilage zu Heft 4 veröffentlichte Lied bei einer Durchsicht der Balladen Heinrich Marschners fand, von denen Dr. Leopold Hirschberg eine gute, auf vier Bände berechnete Sammelausgabe im Verlag

F. W. Gadow & Sohn, Hildburghausen, herausbringt. Im Oktober war nämlich „Des Kriegers Sterbelied" in einer Zeitung aufgetaucht mit dem Vermerk, daß man das Gedicht bei einem erschossenen Krieger im Felde gefunden habe. Es machte die Runde durch die ganze deutsche Presse, ohne auf seinen Geburtsschein näher untersucht zu werden. Dann brachte ein Berliner Blatt die Berichtigung, das Gedicht sei bereits 1870 veröffentlicht worden. Nun fand ich es hier in einer Vertonung, die vermutlich ins Jahr 1854 fällt, da sich das Lied zuerst in jenem „Orientalischen Liederschatz" findet, den der Komponist dem Andenken seiner Marianne gewidmet hat. Nebenbei haben wir auch hier wieder einen Beweis dafür, wie unabhängig das künstlerische Schaffen von den Geschehnissen der Wirklichkeit ist. In den neuen Kriegsliedern, in denen Bodenstedt den Krieg von 1870 besingt, ist ihm kein Gedicht gelungen, das sich so dem Volke als echter Ausdruck seines Empfindens eingeprägt hätte.

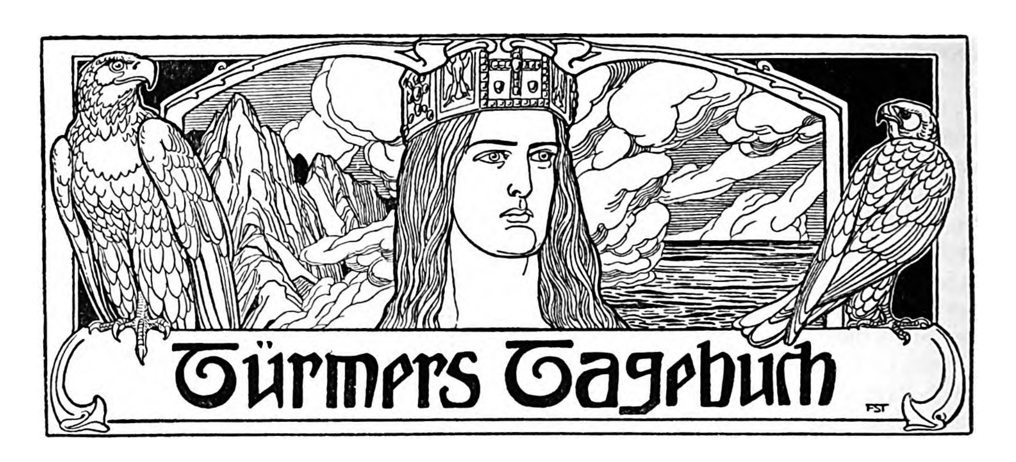
Einer sehr wertvollen Gabe ist das „Gebet" entnommen, das unser Weihnachtsheft ziert. Paul Schwers, von dem mir ein etwa zehn Jahre zurückliegender Kompositionsabend in angenehmer Erinnerung geblieben ist, hat seither trotz des warmen Beifalls, den er damals fand, geschwiegen. Jetzt bringt er „Vier Gesänge aus großer Zeit", die in ihrem starken Empfinden, ihrer tief begründeten Einfachheit und groß geschwungenen Melodie zu jenen wenigen Schöpfungen gehören, bei denen man von vornherein voraussagen kann, daß sie den in der Zeit liegenden Anlaß überdauern werden. Außer dem von uns gebrachten „Gebet" Theodor Körners stehen noch das kraftvolle „Wachfeuer" des alten Collin, ein „Spruch der deutschen Frau" von M. Lewertoff und Erich Korns „Ernte" in dieser Liederreihe, die sich auch schon im Konzertsaal bewährt hat (Berlin, Albert Stahl; jedes Lied ℳ 1,20).

Von den drei Liedern der heutigen Notenbeilage, die zu besonderen Bemerkungen keinen Anlaß geben, bringen wir das Volkslied von Hermann Löns zum Gedächtnis dieses Dichters, der am 27. September vor Reims gefallen ist. Es ist vielleicht das letzte seiner Gedichte, in denen er den Volkston getroffen hat, wie nur ganz wenige. Viele der Türmerleser werden die Bücher von Hermann Löns schon lange zu ihren Lieblingen zählen. Jene, die ihn noch nicht kennen, tun gut daran, gerade in dieser Zeit zu einem derselben zu greifen. Das große und packende Gemälde des Dreißigjährigen Krieges, das er im „Wehrwolf" entrollt hat, meine ich dabei bei aller Schätzung weniger, als die in unserer ganzen Literatur ziemlich vereinzelt stehenden Naturbilder, wie sie in jenen Sammlungen stehen, die die wenig verratenden Titel „Mein grünes Buch" und „Mein braunes Buch" tragen. Löns war einer jener Jäger, denen die Jagd mehr als Anlaß zu innigstem Zusammenleben mit der Natur und zu ihrer scharfen Beobachtung lieb war. Das Beste, was er in dieser Hinsicht geschaffen, steht ebenbürtig neben dem Wertvollsten in Turgenieffs „Skizzenbuch eines Jägers". Es stimmt zu dem Bilde, das dieser Schriftsteller von leidenschaftlichstem Deutschtum beim Leser weckte, daß er, obwohl über die Landsturmjahre schon hinaus, gleich beim ersten Aufruf mit ins Feld zog. Nun ist sein Liedermund so bald verstummt, der die Heimat und das Soldatentum gleich beredt besungen:

„Ich weiß einen Lindenbaum stehen
In einem tiefen Tal.
Den möchte ich wohl sehen
Nur noch ein einzig Mal.

Ich weiß zwei blaue Augen
Und einen Mund, so frisch und rot.
O grüner Klee! O weißer Schnee!
O schöner Soldatentod!"





Der Krieg

Dieser Krieg hat uns die ebenso fürchterliche wie erbärmliche Lage vor Augen geführt, der unsere Landsleute im Auslande preisgegeben sind, sobald wir in Kriegszustand mit gewissen Mächten oder Mächtegruppen geraten. „Außer den Juden", sagt unser berühmter Volkswirt Adolf Wagner („Agrar- und Industriestaat", Fischer, Jena, 1902), „gibt es kein zweites Volk als das deutsche, das in so vielen zahlreichen Volkssplittern und einzelnen beinahe über den ganzen Erdenrund, unter andere Kulturvölker und sonstige Nationen verstreut ist, oft hier ein ganz tüchtiges Element bildet, oft auch nur eine Art Kulturdünger, selten in leitenden, häufiger in mittleren bis hinab zu den unteren Lebensstellungen, Männlein wie Weiblein. Vielfach wirtschaftlich, kulturell, sittlich tüchtig, mehr als meistens die Juden, aber doch in Handel und Wandel, persönlichen Dienstleistungen oft ähnlich wie diese beschäftigt: ein fremdes Element in fremdnationalem Körper. Mitunter wie die Juden einen Sauerteig in träger, indolenter Bevölkerung, objektiv betrachtet daher hier dann auch ein nützliches Element, niemals so sehr ein ‚Element der Dekomposition', wie Juden, Armenier im fremden Wirtschafts- und sozialen Körper fast immer. Dennoch nicht viel beliebter, wenn auch geachteter als diese, nicht selten ebenso starker Abneigung der einheimischen Bevölkerung unterliegend. Ich kann nicht finden, daß diese deutsche Diaspora in der Fremde eine für unsere Nation so besonders erfreuliche Erscheinung ist, natürlich als Ganzes genommen, so zahlreiche ausgezeichnete einzelne Elemente darunter sind.

Diese Verstreuung der Deutschen in alle Welt liegt auch keineswegs nur an dem Mangel geeigneter selbständiger Ackerbaukolonien oder politisch emanzipierter deutscher Pflanzstaaten in anderen Weltteilen, wie das englische Volk sie hat. Unter dem Einfluß der starken Volkszunahme der neuesten Zeit ist diese Verstreuung noch wichtiger, noch massenhafter geworden und hat sie sich noch weiter ausgedehnt. Es wird dabei bleiben. Und schickten wir früher mehr Schulmeister, Gouvernanten und geisteswissenschaftliche Elemente des gebildeten Proletariats mit in die Fremde, so jetzt immer mehr praktische und technische Lehrmeister, die

sich draußen wohl ihr Brot ehrlich verdienen, aber doch dem eigenen nationalen Leben entfremden, mindestens in der nächsten Generation, schon jetzt aber das Ausland (Rußland, Polen, Ungarn, Amerika) wirtschaftlich konkurrenzfähiger gegen uns machen und in ihren Nachkommen den fremden Nationen deutsches Blut als Kulturferment zuführen.

‚Eben deswegen sollen die Leute möglichst bei uns zu Hause bleiben und der eigenen Volkswirtschaft dienen', heißt es dann. Daher wiederum: mehr industriestaatliche Entwicklung, Fabrikatenexport, keinerlei ‚Menschenexport', auch nicht aus den höher gebildeten Volkskreisen. Bei dieser Entwicklung finden dann alle, hoch und nieder, ihr Brot in der Heimat.

Ja, wenn das eben so sicher wäre! Gewiß ist es schwer, schon für die heutige, vollends für eine rasch und stark weiter steigende Volkszahl die erforderlichen agrarischen Nahrungsmittel und Rohstoffe auf heimischem Boden zu gewinnen, für eine wesentlich größere Zahl ist es vielleicht unmöglich oder nur unter unerschwinglichen Kosten diese Produkte zu erreichen, damit aber eben nicht dauernd zu erreichen. Das nötigt dann zur Anerkennung, daß es in solcher mehr agrarstaatlicher Volkswirtschaft eine ziemlich feste, wenn auch ziffermäßig nicht im voraus bestimmbare Grenze der Volkszahl und -dichte gibt, welche nicht überschritten werden kann, ohne daß man in verhängnisvolle Übervölkerung gerät. Aber — der ‚Industrie- und Fabrikatenexportstaat' liefert ebenfalls keine solche sichere Bürgschaft, um auf seinem Fundament jede beliebige weitere Volkszunahme im Inland als unbedenklich und überhaupt auf die Dauer nur als möglich erklären und eine immer größere Volkszahl als dabei in ihrer Beschäftigung, Ernährung, Ausbildung, kulturellen Entwicklung genügend gesichert ansehen zu dürfen. Es sind, mit einem Worte, eben auf einem gegebenen Gebiete über kurz oder lang endgültige Grenzen für Volkszahl und -dichtigkeit vorhanden.

Die noch immer weitere Zunahme der Bevölkerung müßte dann doch — zum ‚Menschenexport' selbst führen, sei es in der Form der gewöhnlichen Auswanderung und Niederlassung unter fremden Völkern und unter fremder Staatsgewalt auf deren Gebiete, sei es in der Form der Gründung eigener Kolonien und Kolonialstaaten in der dafür noch offenen Fremde oder in der Form der Eroberung fremden, zu anderen Staaten gehörenden Gebiets dafür.

Bei der ersten Alternative, derjenigen der gewöhnlichen Auswanderung, würde dann wohl die Funktion eines großartigen und wertvollen ‚Kulturdüngers' dieser Auswanderer und ihrer allmählichen Amalgamation mit der fremden Bevölkerung, wie über kurz oder lang in Amerika, damit aber auch ein Verlust für das Deutschtum als solches und im ganzen und wie gesagt eine Stärkung für die fremdnationalen Konkurrenten die endliche Folge sein.

Bei der zweiten Alternative ist der eine Fall kaum von Bedeutung, nämlich für deutsche Massenauswanderung noch genügend freies Land offen zu finden, dabei namentlich solches, wo der Deutsche nicht bloß wie in Handels- und Pflanzungskolonien die leitenden und allenfalls die beaufsichtigenden Tätigkeiten übernehmen, sondern wo er nach Klima, Bodenbeschaffenheit, allgemeinen Lebensbedingungen existieren und gedeihen, daher wirklich als ganzes Volk auch mit

Übernahme der ausführenden Tätigkeiten, vor allem als Ackerbauer, sich niederlassen könnte. Denn die Erde ist zum bei weitem größten Teil hierfür nicht mehr frei, alles brauchbare Gebiet, vielleicht mit einigen Ausnahmen in Afrika, ‚verteilt‘ und steht unter der Gewalt fremder Kulturvölker und Staaten.

Der andere Fall der zweiten Alternative, dem zu Hause nicht mehr genügend unterzubringenden, auch im industriellen Exportstaat nicht mehr ausreichend und lohnend zu beschäftigenden Überschuß der heimischen Volkszahl fremdes Gebiet zur Besiedelung zu erobern, kann als Ausweg möglich, selbst notwendig werden, wenn die Volkszahl immer weiter wächst. Die großen Wanderungen der Völker erklären sich ja mit auf diese Weise. Die gewaltigste, die deutsche Völkerwanderung, welche mit zum Untergang des römischen Reiches führte, endete freilich mit dem Untergang der germanischen Völkerhaufen und Heere und Staaten auf römischem Reichsboden und mit dem Übergang dieser Volkselemente in die Amalgamation mit der besiegten Bevölkerung, daher mit der Bildung neuer Nationen, in denen das germanische Blut wohl etwas zur Auffrischung und Verjüngung gedient, aber so doch auch hier wieder nur als höherer Kulturdünger fungiert hat: nicht eben eine erfreuliche Funktion vom germanischen nationalen Standpunkte aus. Vielleicht geht es in Zukunft in ähnlichen Fällen besser. Aber alles, was an Völker- und Staatenkonflikten, Kriegen und Begleiterscheinungen mit einer solchen Eroberungspolitik zur Unterbringung des heimischen Bevölkerungsüberschusses unvermeidlich verbunden wäre, müßte dann auch einfach in den Kauf genommen werden. Vielleicht ist das wieder einmal die Signatur einer Zukunft, wo die Völker im ‚Kampf um den Raum‘ miteinander ringen ... Aber damit geht eben die Bevölkerungsfrage in Machtfragen, die Bevölkerungspolitik in Machtpolitik über, und die politischen, sozialen wie auch die sittlichen Bedenken dieses Weges werden beiseite geschoben. Im britischen ‚Eroberungsreiche‘ treten sie deutlich genug hervor, von den Zeiten der Unterwerfung Indiens bis zum Burenkriege in Südafrika.“

Eine immer weitere heimische Volkszunahme muß bei uns wie überall auf die Dauer zu einer solchen Eroberungspolitik führen, wenn weder die genügende Beschäftigung, Ernährung und Zufriedenstellung der steigenden Volkszahl in der heimischen Volkswirtschaft, noch in der industriestaatlichen Beteiligung am weltwirtschaftlichen Verkehrssystem gesichert werden kann: „Daß man hier vor einem solchen Dilemma steht mit der These von der Notwendigkeit und dem Segen der immer weiteren Volkszunahme, und je rascher und stärker letztere erfolgt, um so früher zur Entscheidung gedrängt wird, scheint mir klar ... Es deutet m. E. ebensosehr auf Denkfehler als auf Mangel an Mut hin, wenn man sich diese Eventualitäten nicht klar macht ...“

Das sind Sätze, die etwas Prophetisches haben und in Voraussicht der heutigen Weltlage geschrieben sein könnten. Und sollte nicht auch dieses „Gute“, nämlich das „Kolonialland“, das wir für den Überschuß unserer Bevölkerung zu allererst brauchen, so nah liegen, daß wir nicht erst in die Ferne schweifen müssen? — Man achte auf die Ausführungen eines ungenannten, aber offenbar bestunterrichteten Verfassers in den „Alldeutschen Blättern“, und man achte mit gedoppelter



Aufmerksamkeit auf das, was er über die Auffassung der gegnerischen Seite zu berichten weiß:

„Russische Volkswirte haben es ziffernmäßig erwiesen, daß die russische Weltpolitik vom Gelde der fremdstämmigen Reichsteile unterhalten wird. Die großrussischen Provinzen kosten dem Staate mehr, als sie einbringen. Ausgenommen sind nur Moskau und Wladimir mit ihrer Großindustrie. Dagegen liefern die Ostseeprovinzen Estland, Livland, Kurland einen guten Überschuß. Polen mit seiner blühenden Landwirtschaft, seiner Großindustrie, dem Minendistrikt, ist für den russischen Staat eine Goldgrube. Kleinrußland mit seinem Schwarzerdedistrikt, seiner Hütteninduſtrie und den Minen des Donezbeckens liefert ebenfalls einen beträchtlichen Überschuß für die Staatskasse. Dasselbe gilt von Kaukasien, das so reich an Petroleum und Erzen ist. Würden die Großrussen diese Gebiete verlieren, so wären sie nicht imstande, mit ihren eigenen schwachen Kräften die Lasten ihrer Welteroberungspolitik zu tragen, unter der nicht bloß die der Verrussung und Ausbeutung unterworfenen fremdländischen, sondern in hohem Grade auch die großrussischen Gebiete leiden. Der Russenstaat hat für die Förderung der großrussischen Provinzen kein Geld verfügbar. Oka und Wolga versanden und versumpfen, Geld, sie zu regulieren, ist nicht da. Für den Wege- und Schulbau fehlen die Mittel, die reichlich fließen, wenn es sich darum handelt, neue Gebiete zu erobern und Rußlands Grenzen ins Endlose auszudehnen. Darum gibt es in Großrußland viele angesehene und patriotische, echtrussische Männer, die es offen aussprechen, daß Großrußland aus seinem Elend nicht eher erlöst werden könne, als bis die petrinische Politik der Welteroberung zusammengebrochen sei. Für Rußland sei der Verlust der fremdstämmigen Grenzgebiete das größte Glück, denn dann würde die Regierung endlich gezwungen sein, auf eine wahnsinnige Außenpolitik zu verzichten und sich der Pflege des Wohls der großrussischen Zentralprovinzen zuzuwenden. So urteilen viele russische Geheimräte in St. Petersburg. In Livland und Polen hört man oft die russischen Beamten darüber klagen, daß sie zum Zwecke der Eroberung und Verrussung in der Verbannung leben müßten. Verlöre Rußland die Westprovinzen, dann könnten sie endlich nach Hause kommen, d. h. nach Großrußland zurückkommen.

Bald nach der Gründung des Deutschen Reiches besuchte der Bürgermeister Holländer von Riga den Grafen Peter Schuwalow in Petersburg, der nachher Rußland auf dem Berliner Kongreß vertrat. Sie sprachen von der Neugründung des Deutschen Reiches und ihren unvermeidlichen Folgen für Rußland. Schuwalow nahm das Lineal, legte es auf die Landkarte und zog eine Linie vom südöstlichen Polen bis zum Ladogasee. Alles, was westlich von dieser Linie liege, gehöre von Natur zu Deutschland. Das Deutsche Reich könne nicht die Herrschaft Rußlands in Polen dulden, auch könne es nicht die Herrschaft über die Ostsee mit Rußland teilen.

Petersburg sei von Natur aus zu einer preußischen Provinzialhauptstadt bestimmt, da es auf finnischem Boden im germanischen Kulturgebiet

liegt. Als echter Russe haßte Schuwalow Petersburg. Moskau sei die natürliche Hauptstadt Rußlands. Verschiebe sich der Schwerpunkt weiter nach Osten, so könnte etwa Saratow die Hauptstadt werden, Petersburg sei dazu als gar nicht auf russischem Boden liegend völlig ungeeignet. Den Verlust dieses Westgebietes, das Deutschland nötig brauche, könne Rußland ruhig ertragen. Es habe jahrhundertelang ohne diese Gebiete gelebt und brauche sie für seine nationale Existenz nicht. Also sprach Graf Peter Schuwalow.

Als sich in den achtziger Jahren der Zweifrontenkrieg ankündigte, fragte der Hofprediger Adolf Stöcker den Feldmarschall Moltke, ob die Herzogtümer Livland, Estland und Kurland als preußische Provinzen gegen Rußland zu halten seien. Graf Moltke bejahte diese Frage mit allem Nachdruck. Der Peipussee und der von diesem See bis zur Dina sich erstreckende Sumpfdistrikt sei eine starke natürliche Schutzwehr nach Osten. Lege man in Narwa und Dünaburg starke natürliche Festungen an, und errichte man einige Sperrforts, so sei das ganze Land ohne sonderliche Mühe gegen Rußland zu halten.

Weite Kreise der führenden Schichten Rußlands sehen Westrußland als Deutschlands natürliches Kolonialgebiet an. An die Saturiertheit von Rußlands westlichem Nachbar glaubt kein einsichtiger Moskowiter. Alle Versicherungen, daß Deutschland in Europa kein Land erobern wolle, erwecken bei klugen Russen nur den Verdacht, Deutschland wolle sie in arglistiger Weise betrügen. Sehr charakteristisch sind in dieser Hinsicht die Aussprüche des Kurators Weljaminow von Kiew. Weljaminow war russischer Magnat aus altem Bojarengeschlecht, ein einsichtiger, weitblickender Mann, befreundet mit dem Grafen Tolstoi, dem damaligen russischen Minister. Weljaminow meinte in den neunziger Jahren, daß ihm die deutsche Kolonialpolitik ziemlich verfehlt vorkomme. Natürlich sei Deutschland nicht saturiert, denn das deutsche Volk lebe in einem zu kleinen Lande, das immer enger und kleiner werde. Es müßte sich ausdehnen. Wenn Deutschland Eroberungen machen wolle, so sei das berechtigt und vernünftig. Wenn Rußland und England ihre Gebiete ins Ungemessene vergrößerten, so sei dazu kein Bedürfnis vorhanden, denn beide hätten für Jahrhunderte genug Land zur Besiedelung. Sinnlos sei Frankreichs kolonialpolitischer Ehrgeiz, da es ihm zur Besiedelung an Nachwuchs fehle. Deutschland habe starken Nachwuchs, aber nur sehr ungenügende Kolonien, auch keine Aussichten, sich in Übersee bessere zu erwerben. Man scheine das in Berlin nicht zu wissen, aber für jeden Russen, der sich in Deutschlands Lage versetzen könne, liege es auf der Hand, daß Westrußland das gewiesene deutsche Kolonialgebiet sei. Als deutscher Minister würde er zu gelegener Zeit Westrußland in deutschen Besitz überführen. Polen müsse deutsch werden. Weljaminow hielt die Eindeutschung der Polen für ebenso erfolglos wie ihre Verrussung. Die Entnationalisierung eines so zahlreichen und selbstbewußten Volkes könne nur die Verblendung und Schwerfälligkeit der russischen Tschinowiks, zu denen Weljaminow sich selbst nicht zählte, für möglich halten. Auch sei es nicht möglich, die Polen zu enteignen. Dazu seien sie durch

jahrhundertelangen persönlichen Grundbesitz zu fest mit ihrem Erdboden verbunden. Auch traue er den Deutschen dazu nicht die nötige Härte zu. Völlig untunlich sei es, den Polen das Reichsbürger- und Reichstagswahlrecht zu verleihen. Als deutscher Staatsmann würde er Polen wohl erobern, aber es auch als unterworfene Provinz diktatorisch regieren lassen und ihm niemals das Reichsbürgerrecht verleihen. Würde Deutschland dem diktatorisch regierten Polen polnische Schulen und eine beschränkte Selbstverwaltung gewähren, so sei das genug. Die Polen würden sich in ihr Geschick fügen, und Deutschland könnte die Wehr- und Steuerkräfte Polens für deutsche Zwecke ausnutzen. Ähnlich, aber doch anders, müßte Deutschland das polnische Lehen, nämlich die von Litauern bewohnten Gebiete Kowno, Grodno, Wilna behandeln. Die Litauer seien gleichfalls diktatorisch zu regieren und niemals mit dem Reichsbürgerrecht auszustatten. Alle drei, besonders aber Kowno und Wilna, seien reich an Sümpfen und Wäldern, die man ohne Grausamkeit in Staatsbesitz überführen und zu Ansiedlungszwecken mit Deutschen besetzen könne. Es sei dort Raum für mehrere Millionen vorhanden. Sei dieses Gebiet stark mit Deutschen besiedelt, so werde sich auch die Eindeutschung der Litauer ganz von selbst machen. Polen und Litauen müsse Deutschland besitzen, um sich den Weg in sein eigentliches Kolonialgebiet hinein zu sichern, das zunächst in Minsk, Mohilew und Witebsk zu suchen sei. Diese weißrussischen Provinzen seien sehr fruchtbar und menschenarm, die Bevölkerung halbnomadisch, träge, verkommen, ohne Heimatsgefühl, jeden Augenblick bereit, den Acker herrenlos liegen zu lassen und nach Sibirien auszuwandern. Diese Weißrussen nach Sibirien abzuschieben, sei keine Härte und würde von ihnen als Begünstigung angesehen werden. Deutschland müsse es sich im Friedensschluß ausbedingen, daß Rußland jedes Jahr einigen Hunderttausend dieser Weißrussen Land in Sibirien anweise. Rußland werde gern darauf eingehen, und Deutschland brauche den Auswandernden nur ein mäßiges Reisegeld zu zahlen, um ihr Land für Ansiedelungszwecke zu bekommen. In fünfzig Jahren würden gewiß angesichts der großen Fruchtbarkeit der Deutschen auf billigem Boden zehn Millionen Deutsche in diesen drei Provinzen wohnen. Im Bedürfnisfall könne Deutschland ebenso im westlichen Kleinrußland vorgehen. In Wolhynien und Podolien schieße schon jetzt eine starke deutsche Bauernbevölkerung empor. Die natürliche Entwicklung brauche nur von Deutschland kräftig gefördert zu werden, um auch Kleinrußland im Laufe der Zeit zu einer deutschen Siedelungskolonie werden zu lassen.

Weljaminow schloß seine Ausführungen mit den Worten, daß er als deutscher Staatsmann gesprochen habe. Als russischer Patriot freue er sich darüber, daß man es in Berlin nicht merke, wo dem deutschen Volke der Schuh drücke, uud daß man offenbar dort nicht daran denke, dem deutschen Volke in Westrußland eine Siedelungskolonie zu schaffen. Vielleicht werde Rußland die nötige Zeit gewährt werden, um sich gegen den deutschen Drang nach Osten zu schützen ...

Als ich am ersten Mobilmachungstage in Königsberg i. Pr. auf dem Herzogsacker war, lernte ich einen Deutschen aus Witebsk kennen, der sich dem Bezirks-

kommando stellen wollte. Er stammte aus Sachsen, war Wirtschafter gewesen und von der Posener Landwirtschaftskammer als Inspektor an einen Grundherrn im Gouvernement Witebsk empfohlen worden. Schon nach einem Jahre bot ihm der Grundherr 1000 Dessjatinen, d. h. 4000 Morgen schönen, aber unbenutzt daliegenden Boden zur Pacht an: der Deutsche baute sich die nötigen Holzgebäude, richtete sich seine Wirtschaft praktisch ein und wurde auf seiner großen Pachtung ein wohlhabender Mann. Er verheiratete sich, ließ sich aber nicht naturalisieren. Schon vor Ausbruch des Krieges wurde er zum letzten Juli von der russischen Polizei ausgewiesen. All sein Hab und Gut im Stich lassend, mußte er nach Königsberg flüchten. Er sprach mit großer Verachtung von Staat und Volk in Rußland. Er meinte, Deutschland müsse Witebsk erobern ... und das herrliche, fruchtbare Land mit Deutschen besetzen. Deutschland sei gar zu eng und gar zu voll von Menschen. In Deutschland wäre er mit 40 Jahren weiter nichts geworden als ein unverheirateter Inspektor, in Witebsk, wo das Land so billig sei, habe er es zu etwas bringen können. Er hoffe, aus der Kriegsentschädigung seine großen Verluste ersetzt zu bekommen und unter deutscher Verwaltung im deutschen Witebsk seine Tage zu beschließen."

Nicht nur die baltischen Provinzen, auch das Land, das sich zwischen Ostpreußen und Kurland einschiebt, die Landschaft Szamaiten (Samogitien), ist alter deutscher Reichsboden, und noch im Gouvernement Witebsk und weiter zeugen die Ruinen deutscher Ordensburgen, zeugen Ortsnamen wie Rositten und Lötzen von verschwundener deutscher Herrlichkeit. Viel ist im Jammer früherer Jahrhunderte, manche unwiederbringliche Gelegenheit in jüngerer Zeit ohne Not preisgegeben worden. Man denke nur an die in ihrer Art einzigen Möglichkeiten während des Russisch-Japanischen Krieges! Aber — dieser Zuversicht ist „Diplomatikus" in der „Umschau" — was die Federn der Diplomaten verbrochen haben, werde das gute deutsche Schwert schon auswetzen: „Wir fürchten nur einen faulen Frieden, und das Volk in Waffen muß verlangen, daß sein Blutsopfer nicht mit überseeischen Kolonien, sondern mit der Wiederherstellung des alten deutschen Reichsbodens im Westen und Osten gelohnt wird. Wir dürfen wohl annehmen, daß das Anerbieten des Kanzlers an England, im Falle der Neutralität den europäischen Besitz Frankreichs nicht anzutasten, nunmehr der Vergangenheit angehört. Auch die zweite Friedenshand an Belgien zeugte von wenig Selbstbewußtsein. Glücklicherweise wies sie Belgien ab und hat damit das Recht auf seine Selbständigkeit verwirkt ... Da aber die Politik von einzelnen Menschen gemacht wird, ist es vielleicht lehrreich, festzustellen, in welcher Weise unsere Vertreter dem Auslande gegenüber das Ansehen des deutschen Namens gewahrt haben.

Der Anstifter des Krieges ist England. Sir Edward Grey ist sein Vater. Wir können kühnlich behaupten, daß der deutsche Botschafter, Fürst Lichnowsky, gänzlich ahnungslos gewesen ist und noch im letzten Augenblick die Ernsthaftigkeit des britischen Ministers, mit uns wegen der Abgrenzung von Einflußgebieten in Asien und Afrika zu verhandeln, geglaubt hat. Es gibt sonst verständige Politiker, die die fraglose Angriffs- und Kriegslust des Dreiverbandes und seines Leiters, der englischen Regierung, damit erklären, daß das treulose Albion eben zwei Eisen

im Feuer gehabt hat: die freundschaftliche Verhandlung mit Deutschland und den Entschluß zum Kriege mit den Bundesgenossen. Dies ist eine verhängnisvolle Selbsttäuschung. England hat gar nicht im Ernste an für uns günstige Verhandlungen gedacht, und das unvorteilhafte Bagdadabkommen vom vorigen Jahre mußte die harmlosesten politischen Kinder über die Feindseligkeit Englands aufklären.

England gibt nie etwas, sondern nimmt bloß. England ist geschichtlich der Seeräuber, und mit Recht hat es Alexander von Peez den Hai im Weltenmeere genannt.

Fürst Lichnowsky war geblendet durch die freundliche Aufnahme seiner Person und seiner klugen Gemahlin in London. Da die Engländer einen Fürsten über ihre eingeborenen Dukes stellen, wurde er gesellschaftlich ausgezeichnet behandelt. Die Engländer kennen eben den Unterschied zwischen alten und neuen Fürsten in Deutschland nicht und hielten die junge fürstliche oberschlesische Familie der Lichnowsky, der früheren Herren von Lychen, für ein altes fürstliches Haus... Er war keine geeignete Person, auf dem schwierigsten diplomatischen Posten das Deutsche Reich zu vertreten. Außerdem hat er allzu heftig sich in London angebiedert und sein Lob in der deutschen und englischen Presse verkünden lassen. Herr von Kiderlen soll deshalb ziemlich erbost auf ihn gewesen sein. Das Auswärtige Amt hat daher seine Berichte immer mit Zurückhaltung betrachtet. Es muß anerkannt werden, daß es die ahnungslose Hoffnungsfreudigkeit seines Botschafters nicht geteilt hat. Trotzdem ist sein Wirken immerhin verhängnisvoll genug gewesen.

Der Depeschenwechsel des Kaisers mit dem König von England und dem Kaiser von Rußland hat gezeigt, daß wir uns im vollkommenen Irrtum über die wirklichen Absichten unserer Gegner befunden haben. Außerdem haben die Herrscher an der Newa und Themse nichts zu sagen, sondern die Regierung und das Volk entscheiden. Auch in Rußland ist die Volksstimmung viel stärker und mächtiger, als sie in unseren harmlosen diplomatischen Kreisen angenommen wurde.

In Paris saß Herr von Schön. Es dürfte wohl stimmen, daß er seinerzeit ausgeschieden ist, weil er als Staatssekretär nicht genügte. Es war nicht richtig, auf den immerhin nicht unwichtigen Pariser Posten ihn nach seinen Mißerfolgen zu senden. Man tröstete sich damit, daß er ja nur der Ausführer des Willens des Auswärtigen Amtes sei. Es ist aber ein großer Unterschied, ob ein Botschafter mit kräftigen Begleitworten eine Verbalnote überreicht oder ob er den Ernst eines Erlasses durch liebenswürdige Worte abschwächt. Die ganze Diplomatie wußte, daß Herr von Schön niemand etwas abschlagen kann. Also auch diese Personenwahl war übel.

In Petersburg saß ein alter, erfahrener Diplomat, der freilich auch nicht kraftvoll aufzutreten beliebte, aber doch immerhin ein ganz verständiger Beobachter war. Er hat sich aber auch getäuscht. Er glaubte, daß, solange Ssasonoff im Amte war und damit die panslawistische Regierung nicht ans Ruder gelangte, ein Krieg ausgeschlossen war. Ssasonoff ist noch im Amte und hat im Frühjahr dieses Jahres den Kriegsplan mit Sir Edward Grey in Balmoral ausgeheckt. Leider

ist gerade unser bisheriger Botschafter in Petersburg auch persönlich geschädigt worden, da seine ganze wertvolle Familieneinrichtung beim Botschaftsbrand zerstört worden ist.

Über Italien zu sprechen ist etwas heikel. Ich enthalte mich daher auch eines Urteiles. Aber eigentlich schließt man doch einen Bund, damit im Ernstfalle der betreffende Genosse einem zu Hilfe eilt. Tatsächlich ist ja Italien wenigstens schließlich neutral geblieben, von einer aktiven Hilfe kann aber keine Rede sein. Ohne unsere Siege wäre es wohl zu den Widersachern übergegangen...

Wir können nicht leugnen, daß der französische Botschafter Barrère, ein früherer Journalist, alle deutschen Botschafter im Quirinal glänzend geschlagen hat. Er hat die Presse Italiens teils gekauft, teils durch Liebenswürdigkeit gewonnen. Die deutschen Botschafter blieben vornehm, taten nichts und haben jetzt den Lohn ihrer Unzulänglichkeit...

Dieses diplomatische Ergebnis ist sehr betrüblich und wird mit Recht im Volke als eine unverzeihliche Schwäche und Unzulänglichkeit empfunden. Alles hofft auf das siegreiche Heer. Dieses wird seine Schuldigkeit tun. Aber dann beim Friedensschluß erscheinen wieder dieselben Diplomaten auf der Bildfläche, die uns in das Unglück geritten haben. Die öffentliche Meinung muß daher verlangen, daß wir den Frieden in Petersburg und Paris diktieren. Daß wir gegen Frankreich die alten Reichsgrenzen unter Karl V. wiederherstellen, d. h. das französische Flandern und Lothringen nebst der alemannischen Freigrafschaft Hochburgund wiedernehmen.

Die alten deutschen Ordenslande, die 700 Jahre deutsche Kultur tragen, darf Rußland nicht behalten. Der Keil, der sich zwischen Ostpreußen und Kurland schiebt, ist ebenfalls ein altes Ordensland, die Landschaft Samaiten (Samogitien). Dies ist unsere Mindestforderung, und unsere Diplomaten dürfen sich davon nichts abhandeln lassen...

Alle hundert Jahre hat der außereuropäische Kolonialbesitz seine Eigentümer gewechselt. England besitzt ein Drittel der bewohnten Erde und herrscht über ein Viertel aller Seelen. Jetzt ist die Reihe an uns. Englands wunde Stellen, Südafrika, Ägypten und Indien, müssen uns den Anhalt bieten. Ein früherer Diplomat erklärte mir kürzlich, daß deutsche Diplomaten zu vornehm wären, um die Brandfackel des Aufruhrs in die Lande zu werfen, wo sie Vertreter des Deutschen Reiches seien. Unsere Diplomatie hat also nicht das geringste für diese Fälle vorgearbeitet, obwohl sie wußte, daß England jedes Mittel recht war. Überall ist politische Brunnenvergiftung getrieben worden. England hat Japan auf Kiautschau gehetzt. Nur wir haben als anständige moralische Menschen gehandelt, die nichts tun und nichts wissen. Das ist der schwerste Vorwurf für einen Politiker, und die Strafe folgt jetzt...

Unsere diplomatische Lage zeigt also nur üble Schatten. Die Diplomatie des Auslandes hat alles erreicht, was sie gewollt hat, nämlich den Weltkrieg. Aber der Dreiverband hat sich in einer Richtung verrechnet. Er glaubte von der Schwächlichkeit der auswärtigen Politik auf einen Mangel innerer Kraft bei uns zu rechnen. Wir sind viel stärker, als wir selbst gewußt haben und als unsere Feinde ahnen konn-



ten. Der Geist des alten Moltke lebt in unserem Heer, und der Generalstab hat während des Aufmarsches die jahrzehntelangen Fehler einer schwächlichen deutschen Diplomatie wettgemacht...

Wir wollen aber nicht zu scharf mit den Fehlern unserer Diplomatie ins Gericht gehen, wenn sie sich jetzt bessert und zeigt, daß sie schließlich der großen Schicksalsstunde gerecht wird. Aber Einkehr tut not, und die öffentliche Meinung soll mit ihrem Urteil nicht zurückhalten. Gott wird uns den Sieg schenken und möge uns vor der Gefahr eines faulen Friedens bewahren. Aber selbst ist der Mann, und das ganze Volk muß einen gesunden Frieden fordern, der Frankreich mit sieben Departements territorial beschränkt und dadurch für die Zukunft unfähig zu einem neuen Rachekrieg macht. Zwischen uns und Rußland muß ein neuer polnischer Pufferstaat geworfen werden, dessen natürliche Schwäche sich immer auf Deutschland und Österreich stützen muß. Wenn sich die Ukraine und der Kaukasus von Rußland lossagen, so können wir diese Bestrebungen nur unterstützen. Jedenfalls steht der russische Koloß auf tönernen Füßen, die wir zerbrechen wollen und müssen."





Allzumenschliches

Der Krieg zeigt seine reinigende Kraft auch in der Enthüllung von Schwächen. Weite Kreise gewinnen wieder ein Empfinden für Ungehöriges, dem sie sich als etwas Gewohntem bereits widerstandslos gebeugt hatten. So ist uns Ruhmredigkeit nie widerwärtiger gewesen, als jetzt, wo die ruhmvolle Tat so selbstverständlich vollbracht wird. Und gerade diese Einfachheit, mit der jeder Mann aus dem Volke sein Opfer bringt, macht es doppelt schmerzlich, wenn einzelne davon ein besonderes Aufheben machen.

Da ist mir das Rundschreiben einer Konzertdirektion zugesandt worden, in dem für den berühmten österreichischen Geiger Kreisler als Reklamemittel ausgebeutet wird, daß er bei Lemberg am Bein verwundet wurde. Die Verwundung hindert ihn nicht, möglichst viele Konzerte anzunehmen. Dabei wird in einer beigegebenen Biographie versichert, daß der Künstler die Stunde der Heilung herbeisehne, um wieder ins Heer eintreten zu können. Ja, was wird dann aus den Konzerten, wo doch die Konzertdirektion versichert, daß „seine Anziehungskraft auf das Publikum durch die Verwundung noch gesteigert werden wird". —

Dem Musiker ist der Dichter noch über. Richard Dehmels Eintritt als Freiwilliger hat in der Presse eine Behandlung erfahren, durch die auch Verehrer des Dichters stutzig geworden sind. Denn seine Mitwirkung gehörte dazu, um die „kühnen" Kriegerbildnisse herauszubringen, und er selbst brachte noch vor seinem Ausrücken ins Feld sein Abschiedswort „An meine Kinder" als Feuilleton in der Zeitung zum Abdruck.

Auch Frau Thila Durieux hat es jetzt glücklich zum Bild als Krankenschwester in Begleitung eines Schwerverwundeten gebracht, nachdem die erste Reklamefanfare gleich nach Kriegsausbruch etwas kläglich verpufft war.

Überhaupt — muß es immer öffentlich ausposaunt werden, wenn ein Künstler seine Kunst in den Dienst der Wohltätigkeit stellt?!

Hunderttausende deutscher Frauen wirken jetzt mit allen Kräften im stillen, Hunderttausende deutscher Männer bringen dem Vaterlande das Beste, was sie haben, ihr Leben zum Opfer, „ohne daß die Linke erfährt, was die Rechte tut". Es ist sehr schmerzlich, aber auch sehr lehrreich, daß gerade die Künstler so wenig Verständnis für dieses edelmenschliche Gebot des Evangeliums bewähren. K. St.

*

Abwehrmaßnahmen gegen Spionagekniffe

Vor dem neuesten feindlichen Spionagekniff, durch deutsche Gefangene die Militärpapiere einfordern zu lassen und Spione mit diesen vorzüglichen Ausweisen auszustatten, ist von der Militärbehörde mit Hilfe der Presse gewarnt worden. Es ist aber zu befürchten, daß diese Warnungen nicht ausreichen, namentlich nicht auf dem Lande, wo nicht jedermann tagtäglich die Zeitung von A bis Z durchliest. Man kann sicher sein, daß die Agenten des feindlichen Auslandes

gerade in den kleinen Dörfern, Flecken und vereinzelt liegenden Gehöften sich ihren Wirkungskreis aussuchen und manchen harmlosen und vertrauensseligen Angehörigen kriegsgefangener Deutscher auf den Leim locken werden. Daher sollte in diesen Gegenden auf Veranlassung der Behörden noch für eine ganz besondere Belehrung der Leute, möglichst von Mund zu Munde, gesorgt werden. Gern wird der Dorfälteste, der Gutsherr usw. die Bewohner zusammenrufen und ihnen klarmachen, welchen unermeßlichen Schaden sie dem Vaterlande zufügen können, wenn sie die Militärpapiere aus den Händen geben. Der Städter ist gewitzigter und mißtrauischer, ihm drängen sich an jeder Zeitungsstelle, an öffentlichen Gebäuden und auf den Bahnhöfen die Bekanntmachungen auf. Der auf spärlichen Lesestoff angewiesenen Landbevölkerung aber muß die Spionagegefahr mit viel eindringlicheren Mitteln zu Gemüte geführt werden.

*

Warum England Krieg führt

Keine noch so gründliche Abhandlung kann einem das so verblüffend klarmachen, wie der Brief eines englischen Hauses an ein Geschäft in Rio de Janeiro:

„Sehr geehrter Herr! Falls Sie Aufträge für irgendwelche deutsche Waren haben oder beabsichtigen, Waren besagten Ursprungs zu kaufen, so gestatten Sie uns, Ihnen unsere Dienste anzubieten für den Kauf derartiger Waren aus britischen Fabriken, da für eine lange Zeit keinerlei Wahrscheinlichkeit besteht, daß Deutschland in der Lage wäre, irgendwelche Sendungen zu liefern. Wir versichern Ihnen, daß britische Fabrikanten jetzt mit Eifer danach streben, den deutschen Handel an sich zu reißen, und wir sind natürlich begierig, ihre Anstrengungen zu unterstützen. Halten Sie dies, bitte, im Auge und empfangen Sie die Versicherung, daß es uns Vergnügen machen würde, wenn wir infolgedessen unsere Geschäftsbeziehungen mit Ihnen vermehrt und entwickelt sehen könnten."

Hier sieht man doch wenigstens, wo's bleibt.

*

Der bevorrechtete Ausländer

Seit Kriegsausbruch spielt die Rechtsfrage eine Rolle, ob der zum Heeresdienst einberufene Privatangestellte noch Anspruch auf Innehaltung der Kündigungsfrist durch den Arbeitgeber, also noch Gehaltsforderungen über den Einberufungstermin hinaus hat. Die Gerichte haben sich, wie uns scheinen will, etwas einseitig zu ungunsten des Arbeitnehmers, für fristlose Kündigung in solchen Fällen ausgesprochen.

So bitter nun diese Entscheidung die deutsche Angestelltenschaft treffen mag, sie hat sich wohl oder übel damit abzufinden. Was soll man aber dazu sagen, daß dieselben deutschen Richter den in Haft genommenen ausländischen Angestellten in aller Form Anspruch auf Gehalt und Lohn zusprechen?! Dieses von allen natürlichen Voraussetzungen losgelöste Urteil, das jeden Deutschen mit Erbitterung erfüllen muß, ist vom Gewerbegericht Duisburg am 18. September des Jahres gefällt worden, und zwar mit folgender Begründung: „Die Verhinderung des Klägers ist ohne sein Verschulden geschehen, da er unbestritten sich während der Zeit als Ausländer, ohne daß er sich etwa eines strafbaren Verhaltens schuldig gemacht hätte, auf Anordnung der Staatsgewalt in Schutzhaft befunden hat und dadurch an der Ausübung seiner Dienstleistung verhindert war."

Der gesunde Menschenverstand sträubt sich gegen eine solche unterschiedliche Behandlung von Leuten, die ihr Alles dem Vaterland opfern müssen und Angehörigen feindlicher Staaten, die alles aufbieten, um uns zu vernichten. Wieder einmal müssen wir an dieser Stelle die beschämende Tatsache notieren, daß dem Deutschen versagt wird, was man dem feindlichen Ausländer zubilligt. Soll das so bleiben? In einem Kriege, den wir um Sein und Nichtsein führen, dem wir die Blüte unserer Nation zum Opfer bringen?

*

Die Spielbank von Monako †

Mitte August wurde die Spielbank von Monako geschlossen — hoffentlich für immer. Die Franzosen nahmen die Kasse mit 4—5 Millionen Franken weg. Eiligst fuhr der Fürst nach Paris, legte formell gegen die Beschlagnahme Verwahrung ein, gebärdete sich aber durch Schmähungen auf Deutschland und Kaiser Wilhelm als begeisterter Freund Frankreichs in der Hoffnung, nach dem Kriege wieder die Erlaubnis zum Weiterbetriebe der Spielbank zu erhalten. Indessen dürften die Franzosen das Land, das dem Namen nach unter italienischem Schutz steht, einverleiben und nicht geneigt sein, einen Betrieb weiter zu gestatten, der mit den europäischen Sitten und den französischen Gesetzen in unüberbrückbarem Widerspruch steht.

Vorläufig scheint der Fürst kein Geld flüssig machen zu können. Denn als die französische Gemeinde Sissonne Mitte September von dem Generalobersten von Bülow mit einer Geldstrafe von 500000 Franken bestraft wurde, weil die Straßen auf ihrem Gebiet mit Glasscherben gegen die deutschen Kraftwagen bedeckt worden waren, richtete der Fürst von Monako in Besorgnis um sein Schloß Marchais bei Sissonne am 22. Oktober ein Schreiben an den Generaloberst von Bülow, worin er sagte: „Um der Gemeinde Sissonne und der von Marchais das harte Schicksal zu ersparen, mit dem Sie sie bedroht haben, verpflichte ich mich auf Ehrenwort, Sr. Majestät dem Kaiser Wilhelm nach Beendigung des Krieges den Betrag, den Sie der Gemeinde Sissonne als Strafe auferlegt haben, bis zu 500000 Franken vollzumachen, wenn der Krieg ohne absichtliche Beschädigung für meine Residenz und die beiden Gemeinden abläuft. Als regierender Fürst will ich mit dem Herrscher verhandeln, der mich 15 Jahre lang als seinen Freund bezeichnet und mich zum Ritter des Schwarzen Adlerordens ernannt hat."

Es ist nichts weniger als vornehm, sich gewisser Auszeichnungen zu rühmen, deren Geber man kurz vorher als Urheber böswillig erfundener Kriegsgreuel geschmäht hat. In der Hauptsache aber will der Fürst erst nach dem Frieden zahlen und nur dann, wenn sein Schloß mit den beiden Gemeinden nicht beschädigt worden ist. Darauf gibt er sein Ehrenwort. Ein höchst unsicherer Wechsel!

P. D.

*

Eine Nation von Heuchlern

In Falmouth hat ein Gentleman namens Samuel Phillip ein kleines Mädchen vergewaltigt. Der Richter verurteilte diesen Herrn zu einer Strafe von nur 10 Schilling und zu 12½ Schilling Kostenersatz, da sich der Verbrecher als englischer Soldat an die Front begeben hatte. Die „Truth" macht auf die Entrüstung aufmerksam, die in England über die angeblichen Missetaten der Deutschen entstanden ist, und erklärt: „Man wird sich nicht wundern, wenn die Deutschen sagen, daß wir eine Nation von Heuchlern sind." — —

In der Bury Street bei St. James in London hatte sich ein Mann, der als Chauffeur für das Rote Kreuz sich an die Front begeben wollte, einen Revolver gekauft. Diese Waffe entlud sich durch einen Unfall und tötete den Mann. In dem Schädel der Leiche wurde das Geschoß als formlose Bleimasse gefunden; es hatte demnach alle Eigenschaften eines Dumdum-Geschosses. Sir Victor Horsley aber hat bekanntlich die englischen Geschosse als das menschenfreundlichste Geschoß bezeichnet, das es bis jetzt gebe.

*

Die Franzosen und wir

Wir die Prügelknaben — die Franzosen die Schoßkinder der Menschheit. Denn das sind sie wirklich. „Sie sind", bemerkt Karl Eugen Schmidt im „Tag", „in mehr als halb Europa als Eroberer, Räuber und Verwüster aufgetreten, und dennoch liebt man sie überall. Bei Kairo zeugen die zerschossene Sphinx, in Granada die Trümmer der zersprengten Alhambratürme, im Louvre die aus Italien und Spanien geraubten Kunstschätze von ihrer Tätigkeit, um von Deutschland gar nicht zu reden. Sie haben unzählige Städte und Dörfer verbrannt, ausgeplündert und alle mittelalterlichen Kriegsgreuel verübt — und dennoch

sind sie beliebt bei allen Völkern europäischer Gesittung. Wir haben Jahrhunderte hindurch friedlich auf unserer Scholle gesessen, und trotzdem sind wir unbeliebt! Das kann nicht nur Neid und Eifersucht sein, es muß einen andern Grund geben, und ich glaube, der liegt ganz einfach in unserer Natur, in unserem Charakter, der durchaus nicht besonders liebenswürdig ist ...

Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist, darum bilden wir uns etwas auf unsere Grobheit ein, denn wir sind davon überzeugt, daß die Wahrheit das höchste Gut ist und daß die Lüge schändet. Aus diesem Grunde taugen wir so wenig als Diplomaten, und darum mieteten sich die deutschen Fürsten, die einen Diplomaten brauchten, im achtzehnten Jahrhundert einen Italiener oder Franzosen, der die Höflichkeit und das Lügen besorgte. Die guten Manieren, die liebenswürdigen Phrasen, die nichtssagenden Höflichkeiten, die wir verachten, haben im Leben der Individuen wie der Staaten eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Menschen und Völker lassen sich lieber von einem liebenswürdigen Schwerenöter die Haut abziehen als von einem ehrlichen Grobian das Hemd abnehmen. Nicht nur die Franzosen meinen, sie würden nicht geschlagen, wenn man zu den Prügeln immerfort ruft: ‚Vive la liberté!‘ Anderen Leuten geht es ganz ähnlich, und unsere verdammte Wahrheitsliebe spielt uns verwünschte Streiche, indem sie uns zwingt, die Prügel, die wir notgedrungen einem Nachbarn geben, nun auch wirklich Prügel zu nennen. Solche Fehler begehen die Franzosen niemals: sie brennen, rauben, füsilieren und verwüsten im Namen der Zivilisation, der Freiheit und der Menschenrechte, und der Schall dieser schönen Worte betäubt die Ohren, nicht nur der unbeteiligten Zuschauer, sondern sogar der Opfer selbst ...“

*

Eine Gemeinheit

Unter dieser einzigmöglichen Überschrift liest man im „Vorwärts“:

Seit Monaten kämpfen im Osten und Westen Deutschlands waffenfähige Männer in schwerem blutigen Ringen um den Sieg. Frau und Kind wurden verlassen; so viele der Daheimgebliebenen sehen den Vater, den Gatten, der in fremder Erde gebettet liegt, nie wieder. In einer so ernsten Zeit bekommt der Verleger eines ostpreußischen **amtlichen Kreisblattes** es fertig, in seinem Blatte den Kämpfern einen Faustschlag ins Gesicht zu versetzen. In der Nummer vom 3. Dezember bringt die „Lötzener Zeitung“ folgendes Inserat:

> **Junge Frauen oder Witwen, die sich durch den Krieg vereinsamt fühlen und denen es an Herrenbekanntschaft mangelt, werden gebeten,** ihre Adresse unter ... an die Exped. d. Ztg. einzureichen.

Selten ist uns ein Inserat zu Gesicht gekommen, in dem in unverblümterer Form **Kuppelei** betrieben wurde. Das Inserat ist aber **eine um so größere Gemeinheit, als ganz offen auf die Frauen und Witwen der Kriegsteilnehmer hingezielt wird**, denn andere können sich ja nicht „durch den Krieg vereinsamt fühlen“. Ein schlechter Trost für die im Felde Stehenden, daß ihre Frauen in der Heimat liebevoll umworben werden.

*

Ist es möglich?

In Berliner Blättern war unlängst zu lesen, daß die deutschen Professoren und Lehrer in Japan fortfahren, ihre Vorträge zu halten, nachdem die japanische Regierung die höflichste Behandlung der Deutschen angeordnet habe.

Sollten wirklich die deutschen Professoren und Lehrer in Japan, soweit sie im japanischen Staatsdienst stehen, im Amte bleiben und ihre Tätigkeit fortsetzen, als ob nichts geschehen wäre, als ob Japan nicht die heldenmütigen Verteidiger von Kiautschau gefangengesetzt hätte? Hoffentlich bestätigt sich jene Nachricht nicht. Nach dem Überfall der Japaner auf Kiautschau darf kein Deutscher mehr an der Ausbildung dieses Volkes mitwirken.

*

Der russische Traum

Unter dem Titel „Ein Traum" offenbart die russische Zeitung „Utro Rossija" ihrem russischen Leserkreis die tiefste russische Sehnsucht:

„Ich träumte — ich gestehe, es war ein chauvinistischer Traum —, daß Wasko Kucyi in seinen zerfetzten Kleidern und überhaupt alle Waskos mit allem ihrem barbarischen Schmutz, mit ihren dreckigen Stiefeln und ihrem spezifischen Geruch dort die kultivierte Stadt betreten, wo die Bierhäuser reicher mit Gold geschmückt sind als unsere Paläste, daß sie mit allem ihrem Schmutz in die Gemächer des kultivierten Berlin eindringen. Ein Traum, daß die ganze verfluchte Moloch-Kultur vor dem Wasko Kucyi zu Boden falle und daß dieser mit seinen dreckigen Stiefeln ihren Kopf zertrete."

Dieses Ideal ist es schon wert, daß Franzosen und Engländer mit vereinten Kräften dafür kämpfen.

*

Knigges Umgang mit Engländern

Vor Jahren, erzählt jemand in der „Tägl. Rundschau", machte ich auf einem der prächtigen Salondampfer eine Rheinfahrt von Bonn bis Koblenz. Das Schiff war, wie gewöhnlich, mit Vergnügungsreisenden stark besetzt. Plötzlich setzte ein Regenschauer ein, und alles suchte Schutz unter Deck im Salon. Dieser war daher bald so von Menschen angefüllt, daß „kein Apfel zur Erde fallen" konnte. Sitzgelegenheit war nur den wenigsten beschieden. Mitten im Salon aber hatte sich wohl schon vor dem Einsetzen des Regens ein Engländer hineingelümmelt. Den Oberkörper behaglich auf einem Stuhle zurückgelehnt, hatte er seine langen Spinnenbeine auf einem zweiten Stuhl ausgestreckt und las, unbekümmert um alles, was um ihn vorging, seine „Times". Die herausfordernden Blicke und die Anspielungen auf diese Ungehörigkeit glitten völlig wirkungslos an ihm ab. Da tritt ein stämmiger Reisegenosse an den liebenswürdigen Sprossen Altenglands heran, umfaßt seine langen Beine und setzt sie mit einem Ruck auf die Erde. Noch ehe der Engländer recht begriffen hatte, was mit ihm geschehen war, hatte ein zweiter Griff unter die Arme ihn fein säuberlich auf die Beine befördert. Nun steht der breitschultrige Germane vor dem spindeldürren Engländer, hält ihm die geballte Faust unter die Nase und sagt: „Yes", wohl das einzige englische Wort, über das er verfügt. Angesichts dessen und des von allen Seiten ertönenden „Bravo!" zieht der Engländer es vor, aus dem Salon zu verduften. Die freigewordenen Stühle bot der Sieger höflich zwei älteren Damen an. —

Symbolisch und vorbildlich für die — politische Behandlung der Engländer. Wie Karl Peters sagte: Hätten wir uns von England nicht so viel gefallen lassen und ihm gehörig die Faust unter die Nase gehalten, dann würden wir diesen Krieg vielleicht vermieden haben.

*

Ausgebeutete Notlage

Der bittern Notlage, die der Krieg gerade über die Musikerkreise heraufbeschworen hat, haben die meisten staatlichen und städtischen Behörden dadurch Rechnung getragen, daß sie ihren in sicherem — wenn oft auch etwas knapp bemessenem — Brote stehenden Beamten das öffentliche Musizieren gegen Entgelt für die Dauer des Krieges untersagt haben. Dagegen nützen jene privaten Unternehmungen, die auf die berufsmäßige Mitwirkung der Musiker angewiesen sind, deren Notlage in einer vielfach geradezu sündhaften Weise aus. Die Deutsche Bühnengenossenschaft hat in der ersten Kriegsangst das Stichwort von der Einheitsgage von 100 ℳ monatlich ausgegeben. Es klang sehr gut, daß so die bislang bestbezahlten Kräfte zum gleichen Kriegssold arbeiten sollten, wie die andern. Eine derartige Maßregel war aber nicht nur von vornherein undurchführbar, weil unsinnig, sondern auch ein ganz schlimmer Blender. Denn die Zugkräfte erhalten neben der Kriegsgage einfach — Spielhonorare, und zwar vielfach (z. B. am Nollendorf- und Ber-

liner Theater) in einer Höhe, daß sie durch ihre vom Kunststandpunkt lächerlichen Forderungen ihre Kollegenschaft noch in schlimmerem Maße erdrücken, als in Friedenszeiten. Auf die „Kriegsgage“ berufen sich aber die Herren Direktoren, die vielfach bessere Geschäfte machen, als in Friedenszeiten, den kleineren Kräften gegenüber, die ohnehin übel daran sind und nur dank ihrer sozialen Organisation allmählich halbwegs menschenwürdige Bedingungen errungen haben. Die Choristen z. B. erhalten jetzt vielfach in Berlin nur 75 *M* monatlich, die Orchestermusiker 100, ja bloß 90 *M*, wo sie vor dem Krieg 150 und 175 erhielten. Ja, da die Notlage die verzweifelten Leute zwingt, jedes Angebot anzunehmen, hat ein Theater die anfänglich vereinbarte Kriegsgage von täglich 3 *M* auf 2 *M* herabgesetzt.

Ebenso wucherisch benehmen sich die Kaffeehäuser, die für die aufreibende Tätigkeit ihrer Musiker jetzt 4 und 5 *M*, statt vorher 7—8 *M* und noch mehr bezahlen. Dabei sind die Kaffeehäuser noch besser besucht, da ja auch die vielen Privatfestlichkeiten — damit übrigens ein weiterer Verdienst der Musiker — wegfallen.

Den Vogel schießt natürlich wieder der so kulturförderliche Kientopp ab. Während vor dem Kriege selbst in dem kleinsten Kientopp mindestens 5 *M* für den Musiker gezahlt wurden, spielen die Musiker heute für 2—3 *M* in demselben Dienst! Es gibt sogar Kinobesitzer, die bieten den Spielern (Musiker sind es jetzt vielfach nicht, sondern Dilettanten, stellungslose Kaufleute usw.) 1 *M* (!) für den Abend. Ein Theater am Zoo, das jeden Abend bei den üblichen (zum Teil sogar erhöhten) Preisen gerammelt voll ist, zahlt seinen Musikern (da sind Musiker) 90 *M* monatlich, während früher tarifmäßig 180—200 *M* zu zahlen waren und gezahlt wurden.

Es scheint uns wenig aussichtsvoll, das Ehrgefühl dieser Herrschaften anzurufen. Ihre „vaterländische Gesinnung“ aber verbrauchen sie für ihre Hurrastücke, mit denen sie ihre Häuser und Kassen füllen. Da muß doch wohl die Behörde eingreifen. So gut die militärischen Oberbefehlshaber dem Wucher mit Nahrungsmitteln durch Höchstpreise zu steuern wissen, sollten sie dieser Bewucherung der notleidenden Arbeitnehmer durch Mindestsätze für die Entlohnung entgegentreten. Künstlerische Daseinsberechtigung haben diese Theater usw. alle nicht; wenn sie nun noch nicht einmal die einfachsten sozialen Pflichten erfüllen — wozu bestehen sie dann überhaupt?! K. St.

*

Keine Pferdezucht ohne Engländer?

Mit Befremden mußte man vor einiger Zeit hören, daß von den in Ruhleben in Haft gesetzten englischen Trainern eine Anzahl freigelassen worden ist, und zwar auf Antrag des preußischen Oberlandesstallmeisters (!), der offenbar der Ansicht war, daß die Engländer unentbehrlich seien. Die völlig verfehlte Maßnahme, über die sich die Öffentlichkeit mit Recht entrüstet hat, ist inzwischen offenbar wieder rückgängig gemacht worden. Der Vorfall ist aber bezeichnend, wie festgewurzelt die „Anglomanie“ in den einflußreichsten Kreisen des Rennwesens ist.

Die Behauptung, daß das deutsche Rennwesen ohne die Herren Engländer nicht auskommen könne, sollte doch jetzt endlich von der Bildfläche verschwinden! Lange genug haben englische Jockeis 30—50000 *M* Jahresverdienst aus Deutschland hinausgetragen, lange genug sind englische Trainer und Gestütmeister bei uns finanziell großgemästet worden auf Kosten ebenso guter deutscher Kräfte, denen man die größeren Rennställe und die besseren Pferde aus einem lächerlichen Vorurteil heraus nicht anvertraut hat. „Gebt ihnen“, so äußert sich ein alter Landwirt und ausgezeichneter Kenner des deutschen Rennwesens in der „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse“, „nur besseres, ja bestes Material in die Hände, ihr Gestütsherren und Rennstallbesitzer, und sie werden noch Besseres, ja Bestes leisten! Aber da liegt eben der Hase im Pfeffer: eure eingerottete Auslandsschwärmerei, euer Vorurteil und oft sogar eure liebe Eitelkeit lassen nicht zu, euer Material ‚simplen deutschen Reitern‘ anzu-

vertrauen. Schon so'n englischer Name allein — er klingt so ‚schick', soviel ‚vornehmer', beinahe kosmopolitisch! Ich kenne ganz genau all die Einwände, die ihr mir macht: vom ‚angeborenen Trainertalent', vom ‚unübertrefflich trockenen englischen Jockei', vom ‚leicht zu stark werdenden deutschen Reiter', von der zur ‚Akklimatisation' nötigen englischen Begleitung usw. Es sind dies alles weiter nichts wie übernommene leere Redensarten, Phrasen; und wo ein Stückchen Wahrheit drin steckt, betrifft es Dinge, die sich ganz gut abstellen ließen, wenn nur der gute Wille dazu und der nötige Stolz auf Deutschtum vorhanden wäre! Auch von der Gradizer Verwaltung muß unverblümt gesagt werden: Es ist bei ihr weiter nichts als alter Zopf, immer gerade das beste Material an Rennpferden zur Vorbereitung hinüber über den Kanal nach England zu schicken; bekanntlich hat sie ja noch vor Ausbruch des Krieges es zum Beispiel mit ‚Cyklon' und ‚Longobarde' so getan, diesmal freilich mit dem nicht voraussichtbaren Erfolg, daß diese wertvollen Pferde von der englischen Regierung beschlagnahmt, verauktioniert und dann nach Australien verkauft wurden."

Also auch auf diesem Gebiet müssen wir umlernen. Die deutsche Pferdezüchterei bedarf der ausländischen Überwachung nicht. Unsere Kavallerie hat gezeigt, was wir ohne englische Hilfe vermögen. Oder hat man etwa gehört, daß sie schlechtere Attacken, schlechtere Erkundungs-, Geschwind- und Dauerritte geleistet hat als die englische?

*

Ein Hundekuchenherz

Ein Freiburger Pfarrer bucht in der „Kirchenzeitung der Pfarre St. Andreas":

„10. September. Daß unsern Kriegern im Felde die beste und reichliche Nahrung gehört, und daß die Zurückbleibenden an sich sparen müssen für ihre Verteidiger, das hat am schnellsten und freudigsten das schlichte, einfache Volk begriffen, jenes Volk, das für gewisse Leute nur der ‚Pöbel' war. Dagegen haben einzelne — wohlgemerkt nur einzelne — Vertreter des vornehmen Volkes es fertig gebracht, bei der Einquartierung während der Mobilmachung die Mannschaften im Souterrain, auf deutsch Keller, schlafen und in der Waschküche essen zu lassen; auch mußten sie von den Soldaten mittels der gedruckten amtlichen Vorschrift belehrt werden, was ein Kriegermagen zum Leben bekommen muß. Eine sehr reiche Dame, die entsprechend ihrem Vermögen und ihrer Wohnung mit einer starken Kriegerschar bedacht war, kaufte persönlich in größerer Menge — Hundekuchen ein, das gäbe eine vorzügliche Suppe für die Einquartierung. Stände es in meiner Macht, so müßte diese Weibsperson nach dem Frieden gerade so lange, als der Krieg dauerte, eine Badekur und Sommerfrische bei Hundekuchen durchmachen. Ihre Tat rechne ich unter die himmelschreienden Sünden."

*

Es ist zu schwer

Das Deutschsprechen nämlich und das folgerichtige Deutschdenken. Die Berliner Stadtväter fühlten den Drang, der ungarischen Hauptstadt Dank dafür abzustatten, daß sie eine Straße nach unserem Kaiser benannt hat. Die Königgrätzerstraße ist darum auf den Namen der ungarischen Hauptstadt umgetauft worden in — Budapester Straße. „Natürlich" in Budapester, trotzdem der deutsche Name Ofenpest heißt, wofür die Bewußt-Deutschen in Österreich immer kämpfend eingetreten sind. Die Ofenpester Stadtverordneten aber haben bei ihrer Straßenbenennung den Namen unseres Kaisers madjarisiert. Für sie auch ganz „natürlich". Mancher lernt's aber nie. St.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Der Türmer

Kriegsausgabe

Notenbeilage zu Heft 7 — 1. Januarheft 1915

1

Nun, o Deutschland, sei getrost …

(Nach Emanuel Geibel)

J. Stern

Frisch, mit Begeisterung

Gesang

1. Einst ge-schieht's, da
2. Wenn ver-bün-det
3. Dei-nen al-ten
4. Nun, o Deutsch-land,

Klavier

f mf f

Ped. * Ped. *



Mit gütiger Erlaubnis des Verlags Fritz Müller in Karlsruhe


f
cresc.
1. der auf Leip - zigs Fel - dern sprach, wird im Don - ner
2. wis - se, daß dich Gott nicht läßt, so du dich nicht
3. Ta - ten wird zu die - ser Frist, Hel - den dir die
4. Vor Eu - ro - pas Völ - kern thronst du, die Für - stin
f
cresc.
Ped. * Ped. *
1.-3.
dim.
1. wie - der spre - chen.
2. selbst ver - las - sen.
3. Not ge - bä - ren.
dim.
ff
mf
Ped. * Ped. *
4.
dim.
4. son - der - glei - chen.
dim.
ff
Ped. * Ped. * Ped. * Ped. *

2

Kriegsgelübde

Frau Johanna Doelling in Verehrung zugeeignet

Langsam

H. M. Heidrich

Gesang

Klavier oder Harmonium

mf

1. Las-set uns im Glauben bau - en auf des Him-mels Hil - fe nur,
2. Laßt uns treu - e Lie - be ge - ben — Lie - be, die an sich nicht denkt —
3. Laßt uns hof - fen oh - ne En - de, daß zum Gu - ten al - les geht,

1. laßt uns schrei-ten im Ver-trau - en die von dort ge - wies - ne Spur!
2. de - nen, die mit ih - rem Le - ben sich dem Va - ter - land ge - schenkt!
3. wo sich re - gen Herz und Hän - de und ein Volk im Glau - ben steht!

1. Nie-mand soll uns un - sern Glau-ben, uns - re größ-te Stüt-ze rau - ben;
2. End-los viel wir ih - nen dan - ken. Laßt uns al - le oh - ne Wan-ken
3. Rech-tes Glau-ben, Lie - ben, Hof - fen hält uns stets den Him-mel of - fen,

cresc.

f

1. dro - hen rings-um Not und Tod, — al - len Gläu - bi - gen hilft Gott!
2. Lie - be ü - ben oh - ne Maß, hel - fen oh - ne Un - ter - laß!
3. daß den rech - ten Weg wir sehn und mit Him - mels - kraft ihn gehn! —



3
Volkslied
(Hermann Löns, gefallen am 27. September 1914 vor Reims)
Nachdruck verboten
Aufführungsrecht vorbehalten
Wilhelm Claus
Oktbr. 1914
Gesang
Klavier
1. Heiß ist die Lie = be, kalt ist der Schnee, der Schnee,
2. Ro = te Hu = sa = ren, die rei = ten niemals, niemals Schritt;
3. Weiß ist die Fe = der an mei = nem ro = ten, ro = ten Hut;
4. Das grü = ne Gläs = lein zer = sprang mir in der Hand, in der Hand;
5. Auf mei = nem Gra = be soll'n ro = te Ro = sen, Ro = sen stehn;
1. Schei = den und Mei = den — und das tut weh,
2. Herz = lie = bes Mäd = chen, du kannst nicht mit,
3. schwarz ist das Pul = ver, rot ist das Blut,
4. Brü = der, ich ster = be fürs Va = ter = land,
5. die ro = ten Ro = sen und die sind schön,
1. Schei = den und Mei = den — und das tut weh.
2. Herz = lie = bes Mäd = chen, du kannst nicht mit.
3. schwarz ist das Pul = ver, rot ist das Blut.
4. Brü = der, ich ster = be fürs Va = ter = land.
5. die ro = ten Ro = sen und die sind schön.



Der Kaiser im Felde — O. Soltau



XVII. Jahrg. Zweites Januarheft 1915 Heft 8

Zwei Welten

Von Hans von Kahlenberg

Um Englands Rolle in diesem Krieg richtig einzuschätzen, muß man begreifen, daß das britische Reich für eine Weltanschauung ficht. Die aristokratische Ordnung der alten Welt, vertreten durch England, Frankreich und Rußland — und nur unter diesem Gesichtspunkt erscheint das widernatürliche Bündnis logisch! — eine Vergewaltigung der Vielheit durch die Wenigen, denn auch Frankreich trotz der freiheitlichen Staatsform ist die Republik der reichen Leute, des Großkapitals, diese Ordnung Roms oder Karthagos, die auf der mehr oder weniger gemilderten Sklaverei der Unterschicht beruhte, kämpft gegen eine neue, eine demokratische Ordnung, die vom einzelnen Verzicht zugunsten des Ganzen fordert und die geschlossene und gegliederte Gesamtheit an die Stelle des Grandseigneurs und des Großkaufmanns setzt, — gegen eine Ordnung, welche die Ordnung der kommenden Welt sein wird!

Trotz seines monarchischen Gefüges, trotz einer starken und vielangefeindeten Junkerpartei in Preußen ist Deutschland und ist Preußen der Hort, die Verheißung dieser durch die veränderten Wirtschaftsbedingungen des Großbetriebs und die technischen Errungenschaften der letzten fünfzig Jahre längst vorbereiteten Umgestaltung. Ihr Sieg, auch ohne einen siegreichen Krieg, ohne den Sieg Deutschlands, war gewiß. Gegen sie wehrt sich ein Todgeweihtes, eine Kultur, die, wenn sie einmal den Fortschritt bedeutete, schon längst als hohl und verbreche-





Der Kaiser im Felde

O. Soltau



XVII. Jahrg. Zweites Januarheft 1915 Heft 8

Zwei Welten

Von Hans von Kahlenberg

Um Englands Rolle in diesem Krieg richtig einzuschätzen, muß man begreifen, daß das britische Reich für eine Weltanschauung ficht. Die aristokratische Ordnung der alten Welt, vertreten durch England, Frankreich und Rußland — und nur unter diesem Gesichtspunkt erscheint das widernatürliche Bündnis logisch! — eine Vergewaltigung der Vielheit durch die Wenigen, denn auch Frankreich trotz der freiheitlichen Staatsform ist die Republik der reichen Leute, des Großkapitals, diese Ordnung Roms oder Karthagos, die auf der mehr oder weniger gemilderten Sklaverei der Unterschicht beruhte, kämpft gegen eine neue, eine demokratische Ordnung, die vom einzelnen Verzicht zugunsten des Ganzen fordert und die geschlossene und gegliederte Gesamtheit an die Stelle des Grandseigneurs und des Großkaufmanns setzt, — gegen eine Ordnung, welche die Ordnung der kommenden Welt sein wird!

Trotz seines monarchischen Gefüges, trotz einer starken und vielangefeindeten Junkerpartei in Preußen ist Deutschland und ist Preußen der Hort, die Verheißung dieser durch die veränderten Wirtschaftsbedingungen des Großbetriebs und die technischen Errungenschaften der letzten fünfzig Jahre längst vorbereiteten Umgestaltung. Ihr Sieg, auch ohne einen siegreichen Krieg, ohne den Sieg Deutschlands, war gewiß. Gegen sie wehrt sich ein Todgeweihtes, eine Kultur, die, wenn sie einmal den Fortschritt bedeutete, schon längst als hohl und verbreche-

risch sich erwiesen hat. Den ersten Schlag versetzte dem System der alten Welt, der Welt der absoluten Fürsten und ihrer Mätressen, der Piratenkaufleute und der Sklavenhalter, die französische Revolution mit ihrer Proklamation der Menschenrechte. Der Erbe der Revolution wurde nicht Frankreich, das von ihren Grundsätzen abfiel und die unveräußerlichen Rechte seiner Bürger zuerst einem glücklichen und genialen Feldherrn, ein zweites Mal dem reichen und selbstsüchtig satten Bürgertum der orleanistischen Monarchie verriet, — Frankreich, dessen Regierung, Presse und Abgeordnetenhaus in unerhörtem und skandalösem Maße vom Großkapital abhängt, sondern — weil dort starke Geistigkeit und sittliche Kraft die neuen, befreienden Lehren, eine Wiederholung nur der achtzehnhundert Jahre alten des Christentums, verarbeiten konnten, — Deutschland, das Preußen Steins und Hardenbergs! Schon zur Zeit der absoluten Monarchien bot dieser kleine preußische Staat der Welt das einzigartige Schauspiel eines eigenmächtigen und eigenwilligen Königs, Friedrich Wilhelms des Ersten, der seinen Willen durchaus und vollständig in den Dienst der Allgemeinheit stellte. Dieser außerordentliche und merkwürdige Mann, der gleichzeitig die Pflichten eines Korporals, eines Volksschullehrers und eines Amtsvorstehers übernahm und ausfüllte, ist als der eigentliche Begründer der preußischen Monarchie und trotz bis zur Schrullenhaftigkeit gesteigerter Eigenart als der erste demokratische König zu betrachten. Sein genialer Sohn, der große Friedrich, blieb dieser Überlieferung durchaus getreu; sie ist, einige kurzfristige Entgleisungen abgerechnet, die Überlieferung des hohenzollernschen Fürstenhauses geblieben. Ausländer, vor allem auch hochgebildete Engländer, die uns immer wieder das persönliche Regiment, stark persönliche Äußerungen und Eingriffe unserer Führenden vorwerfen, können nicht begreifen, daß aus solcher zweihundertjährigen sachlich praktischen Zusammenarbeit heraus die Tatkraft des Fürsten im großen und ganzen immer in unserer eigenen Richtung, auf Vorteil und Nutzen der Allgemeinheit wirkt. Sicher war und ist, ebenso wie König Eduard nachgerühmt wurde, Kaiser Wilhelm der Geschäftsführer für sein Land. Was diesen Engländern sklavisch bedientenhafte Unterordnung von seiten der Nation erschien, war die stillschweigende Billigung, die Sanktion des Inhabers, der sein Geschäft eben, nach mißtrauischer und sehr genauer Prüfung, durchaus gut geleitet fand. In solchem sicheren und nüchternen Vertrauen stand beim Kriegsausbruch hinter dem obersten Kriegsherren und seinen Ratgebern — weit geschlossener und zielbewußter als in irgendeinem der kriegführenden Staaten — Intelligenz, Kapital und Arbeit, das deutsche Volk vom ersten bis zum letzten Mann! Der preußisch-deutsche Militarismus, von England immer wieder vor Europa als der Totengräber, als die Verneinung jeglicher Kultur gebrandmarkt, ist nichts anderes als bewußtes Zurücktreten, Sich-einordnen des einzelnen in die Gesamtheit, — heut noch in die Volksgemeinschaft, später einmal die Menschheit vielleicht! Zweifellos bringt mit solcher Hingabe und Abgabe der einzelne ein tatsächliches und ein sehr schweres Opfer; ganz sicher wird er unter strenger Selbstbeschränkung auf manchen, auch edleren Genuß, auf gewisse kühne Möglichkeiten des Sichauslebens verzichten müssen. Und die gleiche Abneigung Englands gegen den gleichen Geist der Zucht fand man deswegen auch

bei unseren Intellektuellen, bei Künstlern und Schriftstellern. Unsre Kritik und unsre Witzblätter lebten von diesem Widerstand. Im Augenblick der Gefahr hörte er sofort auf, weil doch noch immer jeder lieber ein Deutscher als ein Weltbürger sein wollte und sogar sein Leben zu opfern bereit war, um sein Deutschtum, ungeachtet einiger Übergriffe und Eingriffe, zu behaupten.

Dieser Geist der Pflicht, freiwilliger Beschränkung nun, widerstrebt dem Engländer, dem Russen — immer noch, trotz sehr ernster Lehre, auch dem Franzosen der oberen Klasse. Hier war, auf der Unterlage ererbten Wohlstands, der einzelne mit seinen Launen und Neigungen schrankenloser Herr und Gebieter; unter günstigen Umständen zeitigte das System sehr starke Persönlichkeiten und Prachtexemplare. Schon dem flüchtigsten Blick mußte in England der Unterschied zwischen der rohen, ungebildeten und körperlich minderwertigen Masse des Volks und der Idealgestalt etwa des jungen Aristokraten auffallen. In jedem Lande war der Herr von Goldes und Gottes Gnaden ebenso zu Hause wie in England; während zwei Jahrhunderten der einzige Reisende, als trinkgeldspendender Lord Wohltäter und bewunderter Sittenspiegel des Kontinents! So wirkte noch Byron auf die deutsche intellektuelle Welt, einen Goethe nicht ausgenommen. Oder sind die Zeiten gar so fern, wo an unseren Fürstenhöfen und in unseren Adelshäusern englische Kinderstubenerziehung, englische Sportsitte, englische Barttracht und englischer Anzug als das einzige Maß, die sehnsüchtig angestrebte Richtung galten?

Auf der anderen Seite wäre es auch dem vorurteilslosesten aller Briten — und John Bull hat eher einen eisengepanzerten als einen offnen Schädel! — fast unmöglich, Deutschland und die Deutschen nach Einzelexemplaren, Gastfreunden oder Besuchern, richtig zu bewerten, weil bei uns die Kraft und das Gewicht der Nation im Volke, im kleinen Mittelstand liegt. In einer wunderbar gebildeten und durchgebildeten Masse! Weil die vielgeschmähte und pedantisch gründliche Verwaltungsmaschine eben mit dem allergeringsten Abhub, einer sorgsamsten Verwertung auch des scheinbar Geringfügigen noch arbeitet.

Das ist ganz zu ihrem Ruhm, und kein Hohn über billig und schlecht oder Made in Germany soll ihn ihr verkleinern! Eine Ahnung von der Liebe, die den glimmenden Docht nicht auslöscht und das schwanke Rohr nicht zerknickt, liegt in dieser oft so peinigenden und peinlichen Sorgsamkeit. Jedenfalls gehört ihrem Ausbau die Zukunft, die Gesellschaftswissenschaft kommender Jahrhunderte.

Die Zeiten der einsam schweifenden prachtvollen Bestie, der Condottieri und der Piraten, Clives und Drakes, des Richard Löwenherz und Heinrichs des Achten, sind endgültig vorüber. Noch Nelson, Stanley und Rhodes waren Raubmenschen. Der Schrecken ihrer sterbenden Welt — nach wissenschaftlich genauester Berechnung gefügt, jeder Mann ein Rad und ein Glied, feldgrau, eine einfache Nummer — jeder todesbereit, mit unsterblichem Lebenswillen — — schiebt sich das deutsche Heer, schiebt eine neue Zeit sich vor!



Samum

Ein afrikanischer Sturmangriff

Von Karl Bröger

Vor Arras war's. Im Osten fahl ein Strich.
Der Tag bricht an. Oktobernebel wehen.
Da hören wir ein hundertfüßiges Gehen
Und dumpfe Klänge, fremd und feierlich.

„Auf, zweiter Zug! Raus, ganze Kompanie!
Sie stürmen uns. Wohlan, nun zeigt die Zähne!
Die Hunde müssen fliegen wie die Späne ...“
Ich höre noch, wie es der Hauptmann schrie.

Zu einer schwarzen Wolke dicht geballt
Zuave, Turko, senegal'scher Schütze,
Voran mit einer goldbordierten Mütze
Ein Kapitän — so stürzt es aus dem Wald.

Uns krampft die Faust sich fest um das Gewehr.
All unsre Nerven wachsen in die Schäfte,
Und in die Läufe strömen alle Kräfte. —
Nun, Samum, komm, und bläst du noch so sehr!

„Kein Schuß darf fallen. Lassen wir sie an,
Bis sie das Weiße ihrer Augen zeigen ...“
Gepreßte Stille ... Fürchterliches Schweigen ...
Ein Blitz, ein Knall — im Feuer liegt die Bahn.

Holo ... lo ... lo ... Es heult die wilde Wut,
Die Trommel wirbelt dumpf, Trompeten schmettern,
Und immer Schuß und Schuß und Donnerwettern —
Die schwarze Wolke bricht und regnet Blut.

„Hurra, sie weichen schon! Das war ein Stück! ...“
Zerstiebt in hundert blutigwunde Fetzen
Packt jäh die schwarze Wolke das Entsetzen
Und reißt sie wirbelnd in den Wald zurück.

Zu Tode wund, die schwarzen Züge fahl,
Liegt einer vor der Front; sein Heulen, Stöhnen
Klingt uns entgegen wie des Sturmwinds Dröhnen
Im Urwaldbusch am fernen Senegal.

Auch er verstummt ... Der trübe Tag vergeht ...
Verdammt, Kamerad, das war ein scharfes Holzen!
Wohl hat der Samum uns nicht weggeschmolzen,
Doch glühheiß hat er jeden angeweht.



Die innere Linie

Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne

Ovid hat bekanntlich gesagt, daß die Bücher ihre Schicksale hätten (habent sua fata libelli). Ein anderer römischer Dichter hat diesen Ausspruch erweitert und gesagt, daß auch die Worte ihre geschichtliche Bedeutung hätten: habent sua fata voces. Wenn man z. B. an die Schlagworte der französischen Revolution denkt: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", so wird man dem Ausspruch des Dichters die Berechtigung nicht absprechen können. Neuerdings kann man aber behaupten, daß auch die Begriffe ihre Schicksale mit Büchern und Worten teilen. Vor wenig Monaten noch stand der Begriff „Positionskrieg" höchstens in einigen militärischen Lehrbüchern, heute lebt er in aller Munde; das gleiche ist mit vielen anderen Begriffen der Fall, die der derzeitige Weltkrieg den breiten Massen des Volkes zugeführt hat — nicht zum wenigsten mit dem Begriff der „inneren Linien". Daß über diese subtile Sache ziemlich unklare Vorstellungen bei vielen herrschen, darf wohl als sicher angenommen werden. Es lohnt sich vielleicht, diese Unklarheit in etwas zu beseitigen mit folgender kurzer Betrachtung. Die militärischen inneren Linien nennt man die Möglichkeit, mit einer konzentrierten Armee gegen einen umschließenden Gegner auf kürzerem Wege, als es dessen einzelne Heeresteile vermögen, vorzugehen und diese in ihrer Vereinzelung zu schlagen, ehe sie sich gegenseitig Hilfe leisten können. Es ist von vornherein klar, daß Entfernungen und Marschleistungen berücksichtigt werden müssen, um den Vorteil der „inneren Linien" auszunutzen. Ist der Kämpfer in der Mitte zu nahe von seinen Feinden umspannt, so schlägt der Vorteil der inneren Linien in sein Gegenteil um. Es tritt dann die taktische Umfassung ein und damit oft der Untergang, die Vernichtung. Die umkreisenden Gegner müssen also in so weiter Entfernung gehalten werden, daß ihre einzelnen Teile vereinzelt zu erreichen sind, daß man mit einem Gegner gründlich abrechnen kann, ehe man sich auf den andern wirft, um ihm das gleiche Schicksal zu bereiten. Man kann das Beispiel von dem gehetzten Löwen herbeiziehen, der mit gewaltigem Prankenschlag erst einen, dann den andern der verfolgenden Hunde tötet. Klar ist es ohne weiteres, daß zu einer energischen Kriegführung auf den „inneren Linien" ein ganz ungewöhnliches Maß von Entschlußkraft, klarem Blick, Selbstvertrauen und Vertrauen zu den Truppen, Mut und Charakterfestigkeit gehören. Diese Eigenschaften — nicht vereinzelt, sondern vereint — sind nur den großen Feldherren eigen. Die interessantesten Beispiele von entscheidenden Kämpfen auf der inneren Linie sind uns daher von den Koryphäen der Heeresleitung gegeben worden, von Friedrich dem Großen, Napoleon I., Moltke und neuerdings von der obersten Heeresleitung der deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen im jetzigen Weltkriege.

Friedrich der Große kämpfte im Siebenjährigen Kriege gegen fast ganz Europa. Rußland, Schweden, Frankreich, das deutsche Reich und Österreich-Ungarn umschlossen seine dürftigen, weit auseinandergerissenen Provinzen, die eine Bevölkerung von nur 5 Millionen Menschen bewohnte. Der große König

war daher in ausgesprochenster Weise auf die Benutzung der inneren Linien angewiesen. In welch meisterhafter Weise, mit welchem Heldensinn er diese Aufgabe erfüllt hat, ist schon halb vergessen. Das leider noch unvollendete Werk unseres Großen Generalstabes über den Siebenjährigen Krieg hat in erhebender Weise begonnen, diese Großtaten aus dem Schutt der Zeiten wieder herauszuheben. Sie verdienen es, der deutschen Jugend mit flammenden Lettern in das Herz geschrieben zu werden, wenn auch die Taten der Gegenwart selbst diese leuchtende Heroenzeit zu verdunkeln scheinen. In der erwähnten Kriegsgeschichte sind die Märsche der friderizianischen Truppen zum Teil kartographisch wiedergegeben. Man muß staunen über die gewaltigen Marschleistungen, die der König seinen Bataillonen zumuten mußte, um sie von einem Sieg zum andern eilen zu lassen. Das markanteste Beispiel ist vielleicht der Eilmarsch von Roßbach, wo er „den Franzosen sein Kompliment gemacht hatte", nach Schlesien zur Schlacht von Leuthen und im folgenden Jahre (1758) von den Pässen des Riesengebirges in die Neumark, um die Russen bei Zonrdorf zu schlagen. Zerhauen und zerschlissen waren die Monturen seiner Grenadiere, so daß der König selbst sagte: „Sie sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen." Die Beispiele von der blitzschnellen Art, die Friedrich an sich hatte, um seine schwachen Streitkräfte durch plötzliches Auftreten und Verschwinden — das Kennzeichen der Heerführung auf der inneren Linie — zu vervielfachen — diese Beispiele ließen sich leicht häufen. Die gemachten Andeutungen mögen aber genügen. Der zweite große Kriegsmeister, Napoleon I., hat sowohl im Anfange als besonders gegen das Ende seiner kriegerischen Laufbahn die inneren Linien zu benutzen verstanden. Als General Bonaparte fuhr er 1796 mit seiner zerlumpten und schwachen Italienischen Armee in die zerstreuten Haufen seines Gegners Beaulieu hinein, wie die Kugel in die Kegel, und warf sie nach allen Richtungen auseinander. Im Feldzuge 1813 hielt er sich in zentraler Lage monatelang bei Dresden, von der inneren Linie aus seine wuchtigen Stöße nach allen Seiten richtend — bis endlich die Entfernungen der gegnerischen Armeen von ihm sich so verkürzten, daß der Vorteil dieser zentralen Lage in den Nachteil erst der strategischen, dann der taktischen Umfassung umschlug, die in der Völkerschlacht von Leipzig ihre welterschütternde Endschaft fand. Der Feldzug des folgenden Jahres (1814) in Frankreich gab Napoleon Gelegenheit, seine geniale Benutzung der inneren Linien im allerglänzendsten Licht zu zeigen. Mit schwachen Truppen erschien er blitzartig vor den Fronten der drei feindlichen, verbündeten Armeen, oft tief in sie hineinstoßend. Die Niederlagen, die er in den Februartagen der verzettelten Schlesischen Armee beibrachte, erinnern an den Einbruch des Marders in den Taubenschlag. Viel fehlte nicht, daß Napoleon den Feldzug gewann. Wenn es ihm nicht gelang, so war dies nur der verbissenen Zähigkeit Blüchers, Gneisenaus und der Tüchtigkeit der braven Truppen der Schlesischen Armee zu danken. Nach seinem im Jahre 1814 so bewährten Rezept versuchte Napoleon auch im entscheidenden Ringen des Jahres 1815 die inneren Linien zu benutzen, um erst die Preußen bei Ligny, sodann die Engländer bei Waterloo zu schlagen. Bekanntlich endete das Operieren auf der inneren Linie mit dem taktischen Umfaßtwerden. Die Schlacht von Belle-Alliance machte der napoleonischen Epoche ein Ende.

Der große deutsche Schlachtendenker Moltke war 1870/71 auch gezwungen, auf der inneren Linie zu operieren. Dieser Feldzug zeigt mit dem jetzigen Weltkrieg insofern einen Vergleichspunkt, als die sieghafte deutsche Armee plötzlich aufgehalten und zu einer strategischen Defensive veranlaßt wurde. Damals war der Grund der unerwartete Widerstand der Festung Paris, in diesem Jahre die ebenso unerwartete Widerstandsfähigkeit der Feldstellungen — der Positionskrieg. Moltke war damals gezwungen, von dem Mittelpunkt der deutschen Heere — der Belagerungsarmee vor Paris — gegen die ihn umschließenden Provinzialarmeen Gambettas blitzartige Vorstöße, gewissermaßen strategische Ausfälle in Szene zu setzen, um das Endziel des Feldzuges, die Einnahme von Paris zu erreichen. Im jetzigen Weltkriege hat aber die Benutzung der inneren Linien eine ganz ungeahnte Bedeutung gewonnen, freilich mit einem ganz markanten Unterschied gegen die ähnlichen Verhältnisse früherer Zeiten.

Friedrich der Große, Napoleon waren bei ihren entsprechenden Bewegungen ganz, Moltke fast ausschließlich auf die Marschleistungen von Mann und Pferd, also auf die Tüchtigkeit der Beine angewiesen — der jetzige Weltkrieg hat ein neues, epochemachendes Moment in diese Art der Kriegführung hineingetragen, nämlich die schnelle, die größten Entfernungsschwierigkeiten beseitigende Beförderung großer Truppenmassen vermittelst der Eisenbahnen.

Im Jahre 1870 standen der deutschen Armee zum Truppentransport nach der Westgrenze 10 oder 10½ durchgehende Eisenbahnlinien zur Verfügung. Ein Blick auf die schlichteste Eisenbahnkarte der Jetztzeit genügt, um darzutun, daß — um Truppen zu befördern — von der Maas bis zur Weichsel reichlich 25 Linien der oberen Heeresleitung zur Verfügung stehen. Das ist ein gewaltiges Machtmittel und ist bisher ebenso ausgiebig wie genial benutzt worden. Unterstützt wird es noch dadurch, daß alle Hauptlinien Staatseigentum sind, daß also in ihrem Betrieb nur ein Wille herrscht und — um sie ausschließlich im Heeresinteresse verwenden zu können — der Privatverkehr eingeschränkt oder ganz ausgeschaltet werden kann. In Frankreich müssen drei große Privat-Eisenbahngesellschaften unter einen Hut gebracht werden. Ein kriegsstarkes Armeekorps bedarf zu seiner Beförderung etwa 90 volle Eisenbahnzüge. Die Fahrzeit von einer Grenze des Reiches bis zur andern erfordert 2—3 Tage. Es ist klar, daß unsere Heereskräfte sich verdoppeln durch die Möglichkeit, sie ohne allzu große Schwierigkeit nach Belieben dahin und dorthin werfen zu können. Napoleon hat sich bekanntlich dahin ausgesprochen, daß im Kriege nicht die absolute numerische Überlegenheit den Sieg verbürgt, sondern das Geschick, an dem entscheidenden Punkte mehr Menschen und Kanonen einsetzen zu können als der Gegner. Wie sehr die deutsche und österreichisch-ungarische Heeresleitung dies Geschick bewiesen haben, das kann und wird erst die zukünftige Geschichtschreibung offenbaren können. Aber selbst die dürftigen Zeitungsnachrichten, denen in das Volk zu dringen erlaubt war, haben erkennen lassen, daß die Beförderung ganzer Armeeabteilungen so unvermerkt und schnell sich vollziehen konnte, daß selbst die von den Truppenzügen durchquerten Landesteile davon kaum etwas merkten. Ein vor mir liegendes Blatt einer der angesehensten Zeitungen preist den letzten großen Sieg des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg als einen Eisenbahnsieg und behauptet, daß — wenn der preußische Schul-

meister die Schlacht von Königgrätz gewonnen habe, dieser Sieg in Polen dem preußischen Eisenbahnschaffner zu danken sei. Nun, weder der Schulmeister noch der Schaffner haben diese Siege allein errungen, wohl aber war ihre tüchtige, gewissenhafte Arbeit ein wesentlicher Faktor zu den erstrittenen Erfolgen. Ich will indes nicht leugnen, daß zu deren Gewinnung mir der Schaffner doch noch wichtiger und ausschlaggebender erschienen ist als der Schulmeister.



Zum 10. Jahrestag des Roten Sonntags

(St. Petersburg 9./22. Januar 1905)

Von Wladimir Schindler

Es heult die Pfeife der Fabrik und ruft in dumpfem Schrei:
„Auf, auf! Auf auf! Nur zu! Nur zu! du Sklavenvolk herbei!"
— Und nun im Gänsemarsch marschiert nervösen Schritts, voll Weh
Der Arbeit Söldnertroß daher, die hungrige Armee.

Schneewirbeln und Laternenlicht — im Schlaf noch liegt die Stadt.
Doch die Fabrik stöhnt schon und dröhnt, des Pochens nimmer satt.
Es wogt in ihr; es wühlt und wirrt ameisenhaufengleich —
Auf hundert Kessel hundertmal fällt wuchtig Hieb und Streich.

Was Hammer, Drehbank, Ofenglut?! Das schert den Sklaven nichts.
Er denkt des kargen Lohns und denkt des rächenden Gerichts;
Des Blutes denkt er, das da rann, das führen sollt' zum Ziel,
Und denkt des Bruderschwarms, der rot am Roten Sonntag fiel.

„Ha!" flucht er, „in der Kälte stehn und schwitzen gar im Wind,
Bei kleiner Münze kränkeln dann und altern blöd und blind!
Und Lazarett und Arzenei statt Wohnung und statt Brot —
O sagt, ihr Satten, doch, warum schlägt uns so hart die Not?

In euern Steinpalästen wohnt die Wärme und die Pracht —
Und sind aus gleichem Stoff wie ihr wir Armen nicht gemacht?
Wird gut und bös bei euch und uns nicht bös und gut stets sein?
Längst unsres Glaubens Tempel riß eu'r starrer Hochmut ein.

Erst eben war's — da überm Schnee flog unsre Fahne rot — —
Seht her! der diesen Hammer schwang, mein Kamerad ist tot.
Ihm schwören heiße Rache wir und unsern Helden all,
Die in dem grimmen Schicksalskampf gekommen sind zu Fall.

Schwarz ist die Zeit. Ein Morgenrot tagt jeder, jeder Nacht,
Doch milde nicht steigt uns herauf ein Frühlicht ruhumfacht —
Der Freiheit Tag bricht rauh herein mit Sturm und Wolkenflug;
Dann — kein Gefängnis, kein Exil stört unsern Siegeszug!"

Frei nach dem Russischen von Ernst Ziel



Das Geheimnis des Kaisers
Von Nikolaus Kisbán

Das Urbild des Urkaan, die glutrote Sonne, entfernte sich.

Sie überschritt den römischen Limes gen Italien und Gallien, in der Richtung der Raubzüge der hunnischen Heere.

Für einige Augenblicke schien sie am Rande der Ebene haltmachen zu wollen, als falle es ihr schwer, das purpurdampfende Tal der Donau zu verlassen; dann entschwand sie plötzlich den Blicken, als habe sie sich auf den Feind gestürzt. Vom Westen her entbrannte der Horizont in Flammen, und selbst die winzigen Wolkenfetzen am Saum des Himmels weinten Tränen aus Blut und Gold.

Und über die große Tiefebene begannen die Schatten zu fluten. Ihre Brandung kam immer näher, ihre Flut stieg immer höher, mit der Hast fließender Gewässer, wie ein veilchenfarbener Strom.

Neben einer Grube stand ein einsamer Wachtposten. Sein Körper war noch bis zu den Knien lichtbeschienen, seine Füße jedoch waren bereits in Schatten getaucht. Auf die lange Lanze gestützt, schaute er in der Richtung der verschwindenden Sonne, gegen Pannonien hin, gegen Rom. Regungslos stand er, nachlässig und bequem, nach Hirtenart. Ein Mann aus dienender Klasse war es, aus dem Stamme der Kwangli, die das Fuhrwerk des Hunnenheeres betreuten. Der niedrig gewachsene Mann war als Posten an die Grube gestellt, denn diese war ein Kerker, und darin lebte ein Gefangener.

Am Standorte des Hauptlagers, wo das Frauenvolk haust, wurden außerhalb der Lagerstätte tiefe, große Löcher gegraben, die Kerker der Nomaden. In diesen hielten die Hunnen jene Gefangenen, die des Bewachens wert und würdig.

Der Gefangene in der Hut des kleinen Kwangli war schon deshalb der Bewachung wert, weil er einst ein großer Herr gewesen, ein Abgesandter des Kaisers — nicht des römischen, sondern des gelben Kaisers, des Sohnes der Sonne. Im fernen Osten hatten ihn hunnische Streifscharen gefangen, an der weit entfernten Grenze des Kovarezna, als sie noch vor den Toren des persischen Reiches raubten, noch im Lande der Sassaniden plünderten, wie jetzt auf römischem Boden. Damals hatten sie ihn gefangengenommen, vor etwa dreißig Jahren.

Mit zahllosen Schätzen befanden sich die Abgesandten, die mit Geschenken überhäuft worden waren, auf dem Heimweg. Die Schatzkisten wurden von zweihundert persischen Soldaten bewacht, ausgewählten Mannen mit kühnen Blicken und dräuenden Schnurrbärten. Doch den größten Schatz verwahrte der Mandarin in den Tiefen seiner Seele. Er allein behütete als kostbarsten und am ängstlichsten bewachten Schatz das Geheimnis des mit dem persischen König geschlossenen Bündnisses. Er, der Mandarin Kung, der Abgesandte des Kaisers, einzig und allein. Nur er wußte um die bedeutungsvolle Mitteilung, die ihm des Kaisers höchsteigener geheiligter Mund ins Ohr geflüstert hatte, damit er sie dem Könige der Perser weitergebe, und auch nur er wußte um die Antwort des Königs. Nie-

mand außer ihm wußte, daß der Kaiser von China versprochen hatte, im Frühling, für welche Zeit der Angriff der Hunnen zu erwarten war, dem Perserkönig zu Hilfe zu eilen. Niemand außer ihm wußte darum, daß sich das persische Heer zum Scheine gegen Osten zurückziehen werde, damit das chinesische Hilfsheer, wenn die Horden der Hunnen die Perser verfolgten, den Feind im Rücken angreifen, niederringen, vernichten, zerschmettern könne. Bloß er wußte um das Bündnis, niemand sonst.

Von hunnischen Reitern wurden sie angegriffen, und die persischen kühnblickenden Krieger ergriffen die Flucht.

So kamen die Boten des Kaisers in Gefangenschaft, und zur Verteilung gelangten die großen, zahlreichen Schätze. Bloß Kung bewahrte seinen Schatz, das Geheimnis des Kaisers.

Seither fristete er sein Leben in solchen Gruben, immer zwei oder drei Pfeilschußweiten neben dem Hauptlager. Seit etwa dreiß'g Jahren.

Immer saß er in der Tiefe der Gruben und schaute zum Himmel empor. Wenn es schneite, füllten sich die Gruben mit Schnee, wenn es regnete, mit Wasser, mit schmutzigem, trübem Wasser, das in den Gruben klebrigen Kot zurückließ. Nach Lehm roch das Wasser und rief ihm unwillkürlich die wohlriechenden Bäder seiner Villa in Senzi ins Gedächtnis.

Auch jetzt betrachtete Kung das Himmelsgewölbe. Den kahlen Kopf nach hinten geworfen, mit gekreuzten Füßen, regungslos; die beiden Arme an der Brust verschlungen, über den goldenen Drachen. Denn der furchtbare Großherr der Hunnen hatte befohlen — vielleicht aus Spott —, man möge ihm den Prunkrock der kaiserlichen Botschafter, das blauseidene Festkleid, auf dessen Vorderseite goldene Drachen, auf dessen Hinterseite flammende Fackeln gestickt waren, belassen. Die Seide war schon längst zerfallen, bloß die Stickerei haftete noch auf dem Körper wie ein aus Metallfäden gewobenes Netz. Aber die Drachen wanden sich auch jetzt nicht minder fürchterlich, klafften ebenso hartnäckig die Mäuler und hoben ebenso drohend die Pranken wie einst, vor dreißig Jahren, auf der himmelblauen Seide. Jetzt saßen ihm die Drachen auf dem bloßen Körper, und man hätte fast meinen können, daß sich die Krallen der symbolischen Ungeheuer in den Körper des Greises bohren.

Kung schaute immer in die Sonne, die des Morgens von dort kam, wo er einst gewesen. Seine kleinen und schwach gewordenen Augen folgten der Sonnenbahn, hartnäckig und ausdauernd, als hoffe er, wenn auch hoffnungslos, die Sonne würde eines Tages umkehren und in die Richtung seiner Heimat, gen Osten, wandern.

Selbst als die Sonne schon verschwunden war, wandte der Gefangene die Blicke nicht vom Himmelsgewölbe. Nicht staunend, sondern prüfend schaute er empor, wie einer, der in der Ferne nach etwas forscht. Als spähe er etwas aus. Zuweilen blinzelte er, zuweilen öffneten sich seine Augen weit, mit entsetztem, erschrockenem Ausdruck.

Vielleicht dachte er an die Folterung, an die Folterung schwersten Grades, die nach von alters her erprobter Methode zweimal an ihm vollzogen worden war, damit er das Geheimnis des Kaisers verrate. Einzeln wurden ihm die Finger-

nägel ausgerissen, an der Hand drei Finger gegen den Handrücken gebrochen, sein Körper mit glühenden Zangen gezwickt. Zweimal in kurzen Zwischenräumen. Unter ungeheuren, mit viel Spitzfindigkeit gesteigerten Qualen. Zum Krüppel wurde er davon, aber das Geheimnis verriet er nicht. War es doch das Geheimnis des Kaisers.

„In der Grube wirst du weilen, bis du aus eigenem Antrieb ein Geständnis ablegst!" sprach der furchtbare Großherr der Hunnen. Dreißig Jahre waren verflossen, seitdem er also gesprochen.

Oder sann Kung vielleicht darüber nach, welchen Erfolg seine Botschaft gehabt hatte? Waren die Heerscharen der Hunnen von den verbündeten Chinesen und Persern vernichtet worden? Zogen die Hunnen weiter ostwärts, weil sie geschlagen worden waren, oder weil sie siegten und ihre Macht vergrößerten? Nichts hatte er vom Kriege gegen Persien vernommen, und er fragte auch nicht danach, um sich nicht zu verraten. Es war auch niemand in seiner Nähe, der ihm hätte Auskunft geben können; wurde er doch immer von Kriegern aus den Stämmen der Kwanglis oder Tungusen bewacht, von Menschen der niedrigsten Kaste, die um die weltbedeutenden großen Geschehnisse selbst nicht wußten. Nichts erfuhr er darüber, obwohl ihm seither ein langer weißer Bart gewachsen war und sich von seinen Jochbeinen zwei lange Locken in zwiefachem, lauteartigem Bogen ringelten und mit dem dünnen Barthaar und dem schleierartig hinabfallenden Schnurrbart zusammenflossen.

Kein Sterbenswörtchen erfuhr er um die Angelegenheit, deren Märtyrer er geworden. Er lebte dahin, als sei auch seine Seele in einer finsteren Grube begraben...

Es dunkelte. In den nächtlichen Himmel brachen die Sterne winzige schimmernde Öffnungen, durch die der mächtige Hunnengott Tamnuz, der himmlische Eber, auf die Erde herabschaut.

Der wachhabende Kwangli sprach zu dem Gefangenen in der Grube: „Komm, Alter!" und streckte ihm den Schaft der Lanze entgegen.

Schwerfällig kroch der Chinese heraus. Dies war nicht zu verwundern, war er doch schon ein alter Mann und seine rechte Hand verkrüppelt, überdies ein Fuß an einen langen, schweren Klotz gefesselt, damit er ja nicht entlaufe, selbst wenn es ihm gelingen sollte, aus der Grube zu entkommen. Schwierig wurde ihm das Klettern, er stöhnte, seine Brust keuchte, doch er kam trotzdem heraus.

Der kleine Kwangli war gut von Gemüt und wartete, bis der Alte zu Atem gekommen. Dann sprach er wieder: „Gehen wir, Alter!"

Er nahm den Fesselklotz in die Hand, damit dieser die Erde nicht streife, und so kamen sie besser vorwärts. Der Wächter strebte der zunächst gelegenen Hürde zu, auf ein kleines abendliches Geplauder. auf einen kleinen Imbiß. Dorthin gingen sie jeden Abend, wenn es als sicher gelten konnte, daß der Aufseher der Gefangenen nicht mehr Nachschau halten werde. Selbander gingen sie jeden Abend, hinkend der Gesandte des Kaisers und neben ihm der freundliche kleine Kwangli, in der Rechten die Lanze, in der Linken den an den Fuß des Gefangenen geschmiedeten schweren Klotz.

— —

Langsam legten sie den Weg zurück, und die Hürde war entfernt. Endlich kamen sie hin und nahmen in der Nähe des Feuers Platz, auf Pelzen, Decken, im Kreise, wie dies üblich.

Der massagetische Hausherr, ein großer, breitschultriger, rothaariger Mann, dessen fetter Körper von der Sonne so braunrot gebrannt war wie ein Lebkuchen, bewirtete die Gesellschaft in liebenswürdiger Slawenweise. Dem Chinesen brachte er besondere Achtung entgegen, obwohl er von ihm nichts anderes wußte, als daß er zweimal der Folter unterworfen worden war und dennoch kein Geständnis abgelegt hatte. Doch dies war schon ein großes Ding.

Dafür gehörte ihm der vornehmste Platz am Lagerfeuer, links vom Gastgeber, auf der Seite des Herzens. So erforderte es die Sitte des Orients.

Der Massagete hatte jeden nach seinem Rang niedersitzen lassen. Rechts von ihm die beiden alanischen Roßhirten, denn wiewohl auch diese Dienstleute waren, unterstanden ihnen doch die Rosse, und so galten sie im Range höher. Ihren finsteren, hochmütigen Gesichtern war aber auch anzusehen, daß sie sich ihrer Würde bewußt. Sie aßen wenig und sprachen wenig, ihre Augen blitzten nur auf, wenn das Gespräch aufs Raufen kam.

Der Reihe nach folgten dann der alte Hirt und der kleine Kwangli. Jeder mußte dort sitzen, wo es sein Rang gebot. Selbst die Hunde hatten ihren Rang, denn die Wächter des Gehöftes durften sich nicht innerhalb des Reisigzaunes zeigen, wogegen den Schäferhunden das Lagern beim Feuer gestattet war, und sie von den gekochten Speisen zu fressen bekamen. Zwischen Schäferhund und Schäferjunge bestand nur der Unterschied, daß die Hunde kein Wasser aus dem Brunnen schöpfen mußten.

Noch ein Gast saß im Kreise, ein Fremder, der bloß für diese Nacht eingekehrt war; auch dieser, ein Gepide, war aus dem Osten gekommen. Er war ein langer, schlanker, großbärtiger und sanftgesichtiger Germane, trug das Haar über der Stirne zu einem großen runden Knoten geflochten und saß am entferntesten, denn der Gastgeber hegte trotz aller Liebenswürdigkeit Mißtrauen und hatte deshalb den Fremden neben die Alanen gesetzt, mit denen anzubinden nicht ratsam war.

Ruhig, mit langen Pausen floß das Gespräch dahin. In hunnischer Sprache, obwohl kein Hunne unter ihnen, denn in ihren eigenen Sprachen verstanden sie einander nicht.

Kung interessierte sich für den Fremden sehr. Vorsichtig und höflich fragte er ihn aus, wo seine Heimat liege.

„Weit, weit“, antwortete der Gepide und wies mit einer großen unbestimmten Geste gen Osten.

„In den Bergen?“ fragte Kung.

„Weiter, jenseits der Berge, auch jenseits der großen Ebene und auch jenseits des Flusses Attil“, und wieder wies er mit der Hand gegen Sonnenaufgang.

Das Gesicht des alten Chinesen leuchtete auf. Bloß seine vorzügliche Erziehung ermöglichte es ihm, anscheinend ruhig zu bleiben. Nicht einmal durch den Tonfall seiner Stimme verriet er, wie wichtig ihm die Frage war.

„Gab es bei euch Krieg?"

„Krieg gibt es immer", antwortete der Fremde und erzählte mit großem Wortschwall irgendeine verworrene Geschichte, nach der ein Stamm der Gepiden mit einem Volke unbekannten Namens wegen eines geraubten Götzen kämpfte. Die Slawen lauschten mit Verständnis, die Alanen lächelten geringschätzig.

Nicht durch ein Wimperzucken ließ Kung merken, wie ihn die Geschichte langweile. Höflich und aufmerksam hörte er sie bis zum Ende an. Endlich begann er wieder:

„Einen anderen Krieg, einen großen Krieg gab es nicht? Irgendwo zwischen gerüsteten Heeren? Zum Beispiel ... zwischen den Hunnen und irgendeiner anderen großen Macht? Früher ... als du noch ein Kind?"

Stier starrten die porzellanblauen Augen des Gepiden auf den Chinesen. Es war ihm anzusehen, er forsche in seiner Erinnerung, finde aber nichts. Er betastete seinen Haarschopf, als suche er darin.

„Das Hunnenheer? ... Nein ... Ich vernahm nicht davon."

Auch dieser wußte also nichts. Auch von diesem war nichts über das Schicksal des Feldzuges am Kovarezna, über das persisch-chinesische Bündnis zu erfahren. Entsetzlich war diese Ungewißheit.

Doch der Kleinhirt hatte inzwischen das Mahl gebracht. Ein frecher, vorlauter Bursche war dieser und fühlte sich als Sohn des Schäfermeisters daheim. Sein Mund zog unmittelbar unter der Nase dahin, und sein aufgedunsenes, schwammiges Gesicht machte den Eindruck, als sei er ursprünglich zum Ferkel bestimmt gewesen und bloß aus Irrtum Mensch geworden.

Bevor er die Grütze verteilte, ließ er, wie jeden Abend, den gleichen plumpen Witz los:

„Hast du schon gearbeitet, Alter? Denn wer nichts arbeitet, braucht auch nicht zu essen."

Die Alanen lächelten verächtlich. Sie hatten keine große Meinung von der Arbeit. Der Chinese gab stets die gleiche Antwort, wie er gestern, vorgestern, immer geantwortet hatte. In höflicher, gelassener Weise. Nur seine Augen blickten hart.

„Die Arbeit trägt in sich selbst Belohnung. Sogar ihr Nutzen ist jenen unbekannt, die die Arbeit bloß nach dem äußeren Ergebnis schätzen; deshalb spricht der Weise also: Bearbeite deinen Verstand und säe den Samen des Wissens in deiner Seele aus."

Kung wußte, sie würden lachen, weder der Junghirt noch ein anderer könne ihn verstehen. Doch wähnte er, sich selbst die eines Weisen würdige Antwort schuldig zu sein. So mußte er antworten, als sitze er im Tsungli Jamen zwischen Mandarinen und Schriftgelehrten. Sein Benehmen hatte sich auch in den langen Jahren nicht im geringsten geändert, war stets besonnen, vornehm, würdevoll wie in der Gesellschaft wohlerzogener Chinesen. Er aß so rein und sogar etwas geziert, als speise er bei Hof, obwohl ihn seine drei verkrüppelten Finger hieran sehr behinderten, und antwortete auch, wenn er gefragt wurde, ausführlich.

Und man fragte ihn allerhand: viel dummes Zeug und auch Grausamkeiten. Die Leute waren der Ansicht, er lüge und ließen ihn lügen. Und neckten ihn jeden

Abend mit plumpen, derben Scherzen, ihn nach seinem Reichtum und seiner vornehmen Familie ausfragend.

In wohlgesetzten und immer gleichen Worten erzählte der Chinese. Er sprach davon, daß er daheim ein großer Herr gewesen, der Kaiser ihm sehr wohlgesinnt war, der große Kaiser, der im gelben Palaste haust. Oft beschrieb er den Palast schön bis ins kleinste; auch den Kaiser schilderte er, der ein junger Mann, aber weise und groß. Auch erzählte er von seiner Villa in Senzi, dem Blumengarten und der Porzellansammlung. Sprach auch von seiner Tochter, einem schönen Mädchen, einem herrlichen Mädchen, das mit einem kaiserlichen Prinzen, einem blühend schönen jungen Prinzen verlobt ist.

Laut lachten darüber die Barbaren, und das Ferkelgesicht platzte ihm in die Rede:

„Wetten wir, Alter, daß seither nicht nur deine Tochter, sondern auch deine Enkelinnen von den Mädchenhändlern verkauft wurden!“

Diese Roheit ließ das Gelächter noch lauter werden. Der massagetische Hausherr griff mit beiden Händen nach seinem Trommelbauch, als befürchte er, dieser könne ihm vor Lachen herunterrollen, der fremde Gepide aber wiegte sich im Hochgenuß hin und her und kicherte mit hoch tönender Hahnenstimme. Sogar die alanischen Rossehirten wurden lebhafter und hielten ihm die borkenrauhen Hände hin:

„Wetten wir! Wetten wir!“

Kung wartete, bis sich das tobende Gelächter gelegt hatte, um dann mit gelassener Stimme fortzufahren. Keine Miene seines Gesichtes verzog sich. Ruhig setzte er das Gespräch fort, wie immer man ihn auch neckte, welche Beleidigungen immer man ihm an den Kopf schleudern mochte. Er hatte die Absicht gehabt, seiner Tochter eine große Morgengabe zu geben, wie es sich für eine prinzliche Braut geziemt. Auch ein antikes Bild, das Werk eines berühmten Meisters, sollte ihr werden. Er erzählte, was auf dem Gemälde abgebildet, was die Inschrift darauf bedeute. Er wollte das Bild seiner Tochter geben, weil sie Bilder sehr liebe. Gebildeten Seelen ist es eigen, Liebe für die Kunst zu hegen, denn die Kunst ist göttlicher Natur, weil sie den entschwindenden Augenblicken ewiges Leben einhauchen kann.

So erzählte Kung, der Abgesandte des Kaisers. Über alles sprach er eingehend, nur über sein großes Geheimnis ließ er nie ein Wort fallen. Zutiefst in seiner Seele lag dieses Geheimnis wie ein vergrabener Schatz ...

Außerhalb der Hürde schlugen die Hunde an. Zuerst kläffte einer auf, dann fiel ein zweiter, ein dritter in das Gebelle ein. Nun bellten sie alle, wie einander gegenseitig aneifernd.

Die Hirten fuhren von ihren Plätzen empor.

„Wer kommt? Wer kommt?“

Die Alanen griffen nach den Bogen, die Massageten nach den Beilen. Das Ferkelgesicht lief aus der Hürde und kam leichenblaß zurück.

„Hunnische Herren! Hunnische Herren zu Pferd!“

Scharf hoben sich vom Horizonte die Gestalten der Reiter ab. Im hohen

Sattel, mit entsetzlich langen Armbrüsten und zwei Speeren. Selbst ihre Schattenrisse flößten Entsetzen ein.

Die Junghirten fingen die Köter ein, damit sich die Herren nicht ärgern, denn wehe, wenn sie zornig wurden!

Die Hunnen kamen.

Die Massageten, der fremde Gepide, der Kwangli und die sonst so stolzen Alanen warfen sich grüßend mit dem Gesicht zur Erde.

Bloß der Chinese blieb beim Feuer sitzen.

Die Hunnen ritten brüsk bis zum Eingang der Hürde und zertraten schier die regungslos auf der Erde liegenden Menschen.

Nur der Massagete sprach:

„Euer unwürdiger Diener Draguc, Schäfermeister der Priester des Urkaan, begrüßt euch mächtige und gütige Herren im Namen des großen Gottes!"

Der erste Hunne hielt das Roß an. Er mußte ein vornehmer Herr sein, wohl von Führerrang, denn in die lange Mähne seines Rosses waren winzige Silberschuppen geflochten.

„Wo ist der Brunnen?" fragte er.

Der alte Hirt streckte, noch immer liegend, den Arm aus.

„Dort, mein Herr; es sind keine hundert Schritte hin."

Auf den Knien kroch er zum Rosse des Mächtigen und erfaßte den Steigbügel, der Kwangli hielt seinen Rücken unter den Fuß des Hunnen, damit dieser bequemer zur Erde gelangen könne.

„Tränket die Rosse!" gebot der Führer der Hunnen. „Dann geht es weiter."

Drei Hunnen untergeordneteren Ranges übernahmen die Pferde, der Führer und einer seiner Gefährten, wohl auch von höherer Würde, traten ein.

Beide waren breitschultrige, untersetzte Männer, trugen auf den Köpfen spitze Mützen von tiefschwarzer Farbe, unter denen die Gesichter dennoch dunkelhäutig schienen, und waren mit weiten, kaftanartigen Röcken aus samtweichen Maulwurfsfellen bekleidet. Nichts war an ihnen bunt als die Gürtel aus Seide.

Kung saß steif wie ein Götze, die Füße verschlungen, die Hände auf den Knien. Im Feuerscheine leuchteten blendend die großen, verschnörkelten Golddrachen an seiner Brust, wie ihm auf die Haut gestickt, als wären sie eins mit dem menschlichen Körper, und auch die goldigen Flammen schienen aus ihm, aus seiner morschen alten Haut hervorzuschlagen. Er rührte sich nicht, man hätte glauben können, er sei überhaupt nicht lebend, würde nicht der leierförmige Bart sich unter seinem gleichmäßigen Atem leicht und schleiergleich bewegt haben.

„Was für ein Mensch ist das?" fragte der Hunne.

Die Barbaren, die außerhalb der Hürde geblieben, schauten einander voll Entsetzen an. Des alten Chinesen hatten sie völlig vergessen. Was würde es nun geben? Der kleine Kwangli wurde von dem übergroßen Schreck fast zu Boden geschlagen. Wieder sprach der Hunne mit befehlender Stimme:

„Wer bist du?"

„Des Kaisers Diener", antwortete Kung. „Und wer bist du, junger Mann?"

Der Massagete nahm allen Mut zusammen und kroch zum Feuer. Unter

vielen Verbeugungen, mit großer Weitschweifigkeit erzählte er, was er über den Chinesen wußte. Er brachte auch vor, was der Gefangene von sich selbst erzählt hatte, verschwieg nichts, auch das nicht, was er für Lüge hielt, damit nur die Zeit vergehe und der Zorn der mächtigen Herren sich lege.

„Genug!" sprach der Hunne und setzte sich mit seinem Gefährten ans Feuer. Sie fanden an dem alten Chinesen Gefallen, hatten das Empfinden, er sei von vornehmer Herkunft, und auch der Umstand, daß er zweimal auf der schwersten Folter ausgefragt wurde und dennoch nichts verriet, flößte ihnen Achtung ein.

Sie ließen sich mit ihm in ein Gespräch ein. Langsam, nach der Weise des Ostens mit wenigen Worten, wie es sich geziemt. Sie fragten ihn, wie lange er hier sei, warum er hergebracht worden war.

Kung gab Antwort, höflich, gelassen, nur Wesentliches vorbringend. Wovon er glaubte, daß es ohnehin jeder wisse, daß es der ganzen Welt bekannt sei. Er erzählte, man habe ihn gefangengenommen, vor dreißig Jahren, auf persischer Erde, und ihm sein großes Geheimnis entlocken wollen, das Geheimnis seiner Betrauung, das er nicht verraten dürfe. Und seither halte man ihn gefangen.

Sein Gesichtsausdruck, seine Stimme veränderten sich nicht, während er erzählte. Nur als er darauf zu reden kam, wie man ihn gequält und verstümmelt hatte, zuckte triumphierendes, stolzes, aber flüchtiges Lächeln über sein Gesicht. Nichts hatte man von ihm erfahren! Selbst bis heute weiß niemand etwas! Dies bedeutete sein triumphierendes Lächeln: auch heute wissen sie um das Geheimnis des Kaisers noch nicht!

Der Greis hielt in seiner Rede inne, und einige Minuten lang herrschte Stille. Dann hub er wieder an:

„Es ist möglich, daß du, junger Krieger, gekommen bist, um mich wieder auf die Folter zu schleppen. Es ist möglich, daß der furchtbare Großherr überdrüssig geworden ist zu warten, bis sich meine Zunge von selbst löst. Nun, ich bin bereit. Gleichmütig schaue ich dem peinlichen Verhör entgegen, denn wer einer unsterblichen Angelegenheit dient, ist kraft seines Willens auch selbst unsterblich. Deshalb spricht der Weise also: Nur wichtige Angelegenheiten mögen deine Seele beschäftigen!"

Und höflich fügte er hinzu, während er selbstbewußt lächelte:

„Zu meinem größten Bedauern werde ich auch heute nicht mehr sagen können, denn damals." Leicht nickte er mit dem Kopfe.

Der Führer der Hunnen gab keine Antwort. Eine Weile lang schaute er in das Feuer, das sich glühend in seinen scharfblickenden Augen widerspiegelte. Nach einer kurzen Pause fragte er wieder:

„Wie lange befindest du dich schon in Gefangenschaft?"

„An dreißig Jahre."

„Hegst du irgendwelchen Wunsch?"

„Ich hätte einen", sprach der Abgesandte des Kaisers, „und werde dich in angenehmer Erinnerung bewahren, wenn du ihn mir erfüllst. Bloß um eine Aufklärung bitte ich dich, um eine aufrichtige Antwort. Sage mir, ob ihr im Osten einen großen Krieg geführt habt, und was sich damals zutrug."

„Einen großen Krieg im Osten? Meines Wissens nicht. Gegen die Macht des furchtbaren Großherrn wagte in den Reichen des Ostens niemand aufzutreten. Im vorigen Winter gab es einen großen Kampf am Rhein, dort warfen wir die Franken zurück. Darüber willst du Kunde?"

„Nein, nein!" sprach Kung. „Im Osten gab es einen großen Krieg. Ich weiß es bestimmt ... vor ungefähr dreißig Jahren ... forsche in deinem Gedächtnis nach ..."

Er zögerte ein wenig, ob er sich nicht verrate, dann fügte er hinzu:

„Mit den Persern kämpftet ihr ..."

Jetzt hub der zweite Hunne an. Er mochte um einige Jahre älter sein als der Gefährte.

„Der Greis hat recht. Auch ich vernahm von meinem Vater, daß unsere Heerscharen damals gegen die Perser zogen. Unser Stamm kämpfte in der Vorhut, das weiß ich."

„Und was geschah? Wie endete der Kampf?" fragte Kung und streckte gierig seinen mageren, runzeligen Hals vor. „Ich bitte dich, gib mir Kunde."

„Mehr weiß ich nicht. Nur daß es damals Krieg gab."

„Jawohl, wir kämpften damals mit den Persern; auch ich vernahm davon", bestätigte jetzt der andere. Die beiden dachten nach und wiederholten dann:

„So ist es. Doch mehr wissen wir nicht. Lange ist's her, und wer soll sich heute noch daran erinnern?"

Kungs Gemüt verdüsterte sich. Es weiß es also niemand! Nicht einmal die, deren Stamm dabei gewesen! Selbst diese nicht!

Der Führer wechselte einige Worte mit seinem Gefährten, dann sprach er über die Achsel zu den draußen Harrenden:

„Wo ist der Wächter des Gefangenen?"

Halbtot wurde der Kwangli hereingeschleppt. Die Massageten, Alanen und der Gast — der Gepide — schoben, zogen, stießen ihn dienstbereit vor die mächtigen Herren hin. Sie waren dessen gewiß, er werde auf den Pfahl gespießt oder zumindest wie ein Hund an die Stange des Schwengelbrunnens gehängt werden. Auch der unglückselige kleine Kwangli war davon überzeugt, denn groß war sein Versäumnis! Als er vor den Hunnen anlangte, fiel er zusammen wie ein leerer Sack.

„Löse ihm die Fessel vom Fuß!" befahl der Führer.

Der Kwangli verstand die Worte nicht, vielleicht hörte er sie nicht einmal, und kam erst zu sich, als ihm der Hunne zwei Tritte mit dem spitzschnäbligen schmalen Stiefel versetzte.

Man nahm Kung die Fessel vom Fuße.

„Du bist frei!" sagte der Führer.

Der einstige Gesandte des Kaisers meinte, dies sei eine List, angewendet, um ihm das Geheimnis zu entlocken.

„Glaube nicht, junger Krieger, daß du durch Güte mehr erreichen wirst. Schon viele wurden durch die Blumen der Gnade zum Wanken gebracht, die den feurigen Pfeilen der Grausamkeit trotzten. Doch wisse, meine Lippen können

weder durch Güte noch durch Grausamkeit geöffnet werden. Niemals werde ich verraten, was mir anvertraut wurde."

„Du bist frei!" wiederholte der Führer.

„Du glaubst, ich werde den Preis nachträglich bezahlen? Niemals! Lasse mich lieber zurückbringen in die Grube, auf die Folter, denn niemals werde ich das Geheimnis des Kaisers verraten! Niemals!"

Der Hunnenführer machte eine verächtliche Handbewegung.

„Eh! Behalte dein Geheimnis! Wer kümmert sich darum!" Und er fügte mit Spott hinzu: „Du bist frei und kannst gehen, wohin du willst. Verstehst du? Ich schenke dir die Freiheit!"

Kung taumelte. Seine weit geöffneten Augen starrten den Hunnen an, als verstünde er seine Worte nicht recht. Er strich sich mit der verkrüppelten Hand über die Stirne, über den marmorglatten Kahlkopf und blickte sich dann um, als erwache er.

Neben ihm auf der Erde lag der lange, schwere Klotz, von dem er befreit worden war; noch hing die Kette daran.

Er hob den Klotz auf, schwang ihn, daß laut die Kette klirrte.

Und ging fürbaß.

Ohne Wort. Ohne Gruß.

Zwischen den erstaunten Barbaren dahin. Sprach zu keinem ein Wort. Auch zu dem Kwangli nicht. Verlor kein Wort. An keinen.

Gen Osten nahm er seinen Weg, der Heimat zu, wo der dünne Streif der Morgendämmerung Himmel und Erde schied.

Lange folgten sie ihm mit den Augen, wie er hinkend die große Ebene dahinschritt. Der schwere Holzklotz baumelte an der Kette in der Hand des Greises.

Seine lumpenbekleidete, sturmzerzauste Gestalt verschwand in den Nebeln des Morgens ...

Aus dem Madjarischen von Stefan J. Klein



Trommelgesang · Von Otto Doderer

Drum sind wir über Weib, Kind, Haus
Und Tod und Sein:
Die Trommel rasselt uns voraus,
Die Trommel schallt durch Mark und Bein.
Wir sind das Herz vom Volke,
Sind Stahl, sind Stein.
Wir sind wie eine Wolke
Im Sturmgebraus,
Ein drängender, klirrender Männerhauf.
Ein Brot eint uns, ein' Not, ein Tod,
Ein Lied, ein Wille, ein Gebot.
Wirble auf! Wirble auf!

Was ersetzt uns den Krieg?

Von Hans von Wolzogen

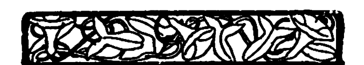
Kein Zweifel, daß der Krieg schrecklich ist! Kein Zweifel, daß es erfreulich wäre, wenn es keinen Krieg gäbe! Kein Zweifel aber auch, daß es nur dann keinen Krieg geben kann, wenn die Menschheit seiner nicht mehr bedarf! Nichtbedürfen ist etwas anderes als Nichtwollen oder Nichtkönnen. Derjenige kriegslose Zustand, welcher nur aus menschlicher Schwachheit hervorgeht, ist nicht zu verwechseln mit dem, welcher menschlicher Vollkommenheit entspricht. Es ist denkbar, daß die Vernunft der Staaten so weit fortgeschritten wäre, deren unvermeidliche „Unstimmigkeiten“ anstatt durch Krieg auf friedlichem Wege beizulegen. Aber damit würden sie noch immer keine vollkommene Menschheit geworden sein. Sie könnten eine sehr würdelose, eine sehr schwächliche, eine sehr materiell gesonnene, nur um die wünschenswerte Geschäftsfreiheit besorgte Menschheit sein. Das Ideal der Menschheit besteht nicht darin, daß die Völker eine Handelsgesellschaft bilden. Auch dazu gehören gewiß Tüchtigkeiten und Kräfte; aber was sich im Kriege heroisch ausließ, würde nur an Menschenwürde einbüßen, wenn es nicht in einem höheren Friedenszustande sich zu bewähren vermöchte. Alles, was der Krieg uns weckt und gibt: Begeisterung, Erhebung, Pflichterfüllung, Entsagung, Mannhaftigkeit, Mut, Todesverachtung, Hingabe an das Allgemeine, Vaterlandsliebe, Kaisertreue, Gottvertrauen und so manche Tugenden, die jetzt ans Licht traten, als die Kriegswolken unser Land zu verdunkeln drohten, — sie müßten sich auch in dem Friedenszustande zeigen und erhalten, welcher an die Stelle des Kriegszustandes treten soll. Aus dem erhöhten Menschen- und Volkswesen heraus! Und mehr noch: Alles, was wir heute in unvergleichlicher Weise der militärischen Erziehung unseres Volkes verdanken, wodurch wir uns trotz aller Gefährdungen von innen und außen auf der Höhe der Kraft und des guten Willens erhalten konnten: all das müßte, wenn mit dem Kriege auch diese Erziehung wegfiele, durch etwas anderes ersetzt werden, — etwas anderes, noch gar nicht Absehbares und Bestimmbares, dessen Heranbildung mindestens eine so große, gewaltige Geschichte erforderte, wie es die des preußischen Heerwesens war. Man denke sich unsere heutige Menschheit, ja, wir müssen sagen: unsere deutsche Menschheit ohne ihre militärische Erziehung — die nichtdeutsche Menschheit läßt uns das Bild ahnen! —, wird sie sich auch nach der Erklärung eines „ewigen Friedens“ ohne weiteres so zeigen, daß man bekennen dürfte: sie bedarf jener Erziehung nicht mehr? — Und nimmt man sie ihr, wo hat man den Ersatz?

Nichts liegt näher und ist leichter zu sagen, als daß dieser Ersatz eben in der Friedensarbeit des Volkes zu finden sei. Wieviel fruchtbarer könnte diese sich doch betätigen, wenn unser arbeitsames, durch Arbeit groß gewordenes Volk sie ungestört durch jegliche Kriegsgefahr ausüben dürfte! Das wäre eine berechtigte Hoffnung, wenn wir es nur nicht erfahren hätten, was bei solcher Friedensarbeit in unserem Volke möglich war! Unsere lange Friedenszeit voller redlicher, aber

leider auch unredlicher Arbeit war uns kein Segen. Wir atmeten auf, als der Krieg über unser Volk kam. Wie anders zeigte sich alsbald dasselbe arbeitende Volk im Kriege! Konnte es noch eine Frage sein, was besser war: der Partei- und Konkurrenzkampf im Frieden oder der Kampf auf den Schlachtfeldern und in den Schützengräben des Völkerkrieges? Sollte der nächste Friede sich etwas würdiger gestalten als der vor dem Kriege, so wäre das eben wiederum nur dem Kriege zu verdanken. Aber wie lange würde die Besserung vorhalten, wenn wir nicht eine ideale Kraft aufbieten können, welche den Frieden davor schützt, einer neuen Aufrüttelung durch Krieg zu bedürfen? Gesetzt, es wäre dem deutschen Volke möglich, diese ideale Kraft, die wir seinem Wesen eigentümlich glauben, wirklich als beseelende und beherrschende Kulturmacht in Erziehung, Arbeit, Leben und Glauben wirken und walten zu lassen: werden dann die Mitvölker, die wir im Kriege besiegten, ohne weiteres mittun, nicht nur eine staatliche Verbindung, vielmehr eine Gemeinschaft in diesem idealen Geiste zu bilden? Sind sie dafür reif? Bekennen wir doch ehrlich: auch wir sind dafür noch lange nicht reif. Für die vorzüglichste Kriegsarbeit sind wir reif gewesen; für eine gleich vorzügliche Friedensarbeit sind wir es nicht. Wir hätten noch gar viel in uns und unter uns zu besiegen, bis es uns möglich würde, wahre große Friedensarbeit zu leisten, eine solche, die nicht nur den Kampf auf niedrigere Weise und zu minder edlen Zwecken fortsetzt, sondern welche einem Frieden dient, der uns die Höherspannung der sittlichen Volkskräfte durch die Gewalt des Krieges, als Dauerwerte unseres Lebens, zu ersetzen vermag. Ehe wir nicht einen solchen Ersatz für den Krieg zu schaffen imstande sind, ist der Krieg nicht abzuschaffen. Die daran heute schon ernstlich denken, arbeiten mit Vorstellungen, welche einem idealen Zustande der Zukunft entnommen sind, der erst eingetreten sein muß, damit die Verwirklichung ihrer Ideen möglich sei.

Aber sollte man nicht wenigstens vorarbeiten? Sollte man nicht den Geist des Friedens nach Möglichkeit stärken und verbreiten? Den Geist des Friedens! Was heißt das? Was ist „Friede“? Auch nur erst eine Vorstellung (um nicht zu sagen: ein Begriff), die erst einen Lebensinhalt erhalten muß. Wäre es ein Begriff, so könnte dieser schon von einem Lebensinhalt abgezogen sein; es ist aber ein Traumbild, und der Mensch muß erst sehr wach werden, um den Traum durch Leben zu ersetzen, das Bild in Leben zu verwandeln. Den Geist des Friedens zu stärken ist nur eine Phrase. Den Geist des Lebensinhaltes gilt es zu stärken, und dies ist selbst die allerwichtigste, allererste Friedensarbeit. Dieser Geist ist für uns Deutsche, wenn wir uns selber recht verstehen, unseren Beruf und unsere Pflicht erkennen: der sittliche Idealismus. Den gilt es zu stärken im Kampfe gegen jeden Widergeist, welcher unserem Frieden einen undeutschen Lebensinhalt geben will. Es ist schön gesagt: die Kraft des Volkes soll sich in etwas Besserem, Höherem, Edlerem zeigen als im Kriege — obwohl Krieg selber nicht mit roher Kraftprobe zu verwechseln ist. Gewiß! Aber eben für dies Bessere, Höhere, Edle muß erst Boden geschaffen, Möglichkeit gesichert, Widerwirkendes niedergekämpft werden. Unsere Friedensarbeit bleibt noch auf lange hin ein schwerer Kampf. Dazu gehört ein gewaltiges Maß von sittlicher Volkskraft, und wie wir noch nicht

ablassen dürfen, unser Volk für diese seine Lebensarbeit nach außen hin vor dem blinden Neid der Mitvölker zu schützen, so können wir auch noch lange nicht für die Stark-, Rein- und Hocherhaltung unserer Friedensarbeit im Innern derjenigen bewährten Förderungen entbehren, welche uns der „Militarismus" unseres Volkes und, wenn es sein muß, der Krieg gewährt. Sehen wir erst, wie der Friede sich gestalten wird, der uns den Krieg ersetzen soll. Er wird uns ernstere, dringendere Aufgaben stellen als die Abschaffung des Krieges. Behalten wir dabei nur die größte, wohl Jahrhunderte verlangende Aufgabe im Auge und Herzen: Ersatz für den Krieg zu schaffen in der Ausbildung jener Volkskraft, welche die Kraftprobe des Krieges nicht mehr bedarf. Inzwischen bestehen die tiefen Blicke zu Recht, welche die deutsche Dichterin Helene Böhlau in das Wesen von Krieg und Frieden getan hat, so daß sie die ernsten Seherworte aussprechen konnte: „In den Heerscharen, die zum Schlachtfeld führen, um das urewige Weltgesetz zu erfüllen, das ihnen gebietet: zu verschlingen, um nicht verschlungen zu werden — entflammt Opfermut, Selbstlosigkeit, Geburt aller Gottheit, das höchste Ereignis. — — Und wenn du mir sagst: ‚Ich werde dich auf ein Schlachtfeld führen und dir die hingemordeten Leiber zeigen, und Rede sollst du mir stehen, ob des Krieges Angesicht nicht über alles Maß hinaus grauenerregender ist als das des Friedens', antworte ich dir: ‚Ich werde dir die Walstatt der Seelen zeigen, die in dumpfem Frieden, in breitem Behagen, verstümmelt, erstickt, verunstaltet, erdrosselt wurden.' — Sage du mir, welche Walstatt die grauenvollere ist." — — Möge der deutsche Friede eine minder grauenvolle Walstatt sein, eine Walstatt in der Hut seliger, edler, emporführender Geister! —



Wenn der liebste Freund — —
Von Wilhelm Jensen

Wenn der liebste Freund erst zur Seite dir fiel,
Wird der Tod dir ein grauses, entsetzliches Spiel.

Du denkst nicht, fällst du ihm selber zum Raub?
Du sinnst auf Rache nur, blind und taub.

Wie der Jäger das lauschende Wild im Dorn,
Nimmst, sicher zielend, den Feind du aufs Korn.

Er tat dir nicht weh — doch dein bestes Gut,
Sein Nebenmann nahm es — und Blut um Blut!

Du drückst und er fällt, und du lachst wie ein Kind,
Das Mohnköpfe abschlägt, taub und blind.

Wie ein Knabe, der Fliegen klatscht an der Wand,
Hebst du wieder das tödliche Rohr in der Hand.



Erziehung zum Staatsbürgertum

Von Karl Huber

Die Weltgeschichte, die mit ungeheurer Stimme zu den europäischen Völkern spricht, hat den Rahmen der Lehrpläne in den deutschen Schulen zerbrochen Das große Schicksal, das sich auf den Schlachtfeldern vollendet, rüttelt auch an den Seelen unserer Jugend. Und neben der friedvollen Bahn planvoller Erziehungsarbeit brandet immer und immer wieder die Gegenwart auf mit ihrem gewaltigen Geschehen. Mit jedem Feldbrief, der in die Schulstube fliegt, mit jedem Gruß des Bruders und Vaters, die draußen in den Schützengräben hinter weichem Nebel den Feind suchen, mit jeder knappen Meldung des Hauptquartiers, hinter der für das teilnehmende Kind Dutzende von Fragen liegen, tritt die Geschichte zu uns herein. Die Jugend darf Klarheit verlangen. Und es ist daher Aufgabe der Lehrenden, den Rahmen der amtlichen Mitteilungen mit Leben und Anschauung auszufüllen, den Faden des Zusammenhangs zu spinnen, damit die Jugend, die nicht fähig ist, die Zusammenhänge selbst herzustellen, ein geschlossenes Bild mit sich fortnimmt. Das ist die Hauptgrundlage, auf der nach amtlicher Anordnung der Jugend das Erleben unserer schicksalsschweren Zeit möglich gemacht werden soll. Bewegte Zeiten, in denen die Seele durch das Rütteln der Wirklichkeit von selbst aufs Erleben der großen Dinge eingestellt wird, sind Zeiten der Erziehung, des inneren Werdens, bewußter und unbewußter seelischer Umwandlungen, der geistigen Keimlegung. Hundert- und aberhundertmal bestätigen es die Menschen, welche die große Zeit der Reichsgründung miterleben durften, daß die Eindrücke aus jener Zeit bei ihnen nicht auszulöschen sind. Sie haben für ihre spätere Haltung in vaterländischen Dingen alle etwas mitbekommen. Sie waren in den verflossenen Zeiten des Friedens in vaterländischen Angelegenheiten selbst da, wo sie ablehnten und verneinten, ganz anders als die Jungen, die das Reich fertig antrafen, — ernster, bedächtiger, überlegender. Mit ihnen hatte einmal die Geschichte geredet, und wenn deren Sprache auch halb erloschen war, einst war sie doch in die Seele gedrungen. Und jetzt ist die Zeit, die Gegenwartseindrücke durch die Unterstützung der Lehrenden zur Seelengestaltung des heranwachsenden Deutschland auszunützen. Die Schulbehörden wollen ja, daß in der Jugend durch Hinweis auf die Großtaten unseres tapferen Heeres vaterländische Begeisterung wachgerufen werde. Paul de Lagarde zwar, einer der bewußtesten Deutschen, lehnt mit ingrimmigem Spott die Schulen als „Brutstätten des Patriotismus“ ab. „Brutstätten“ eines Vaterlandseifers, der sich, leicht von Parteigift — das fürchtet Lagarde — durchfressen und bestimmen läßt, sollen die Schulen nicht sein; aber es wäre Erziehungssünde, die Jugend im Dunkeln zu lassen über die heutige Lage des Vaterlandes. Jetzt redet die Geschichte; gewaltiger und ernster als je. Die Begriffe Vaterland, Macht, Größe, Bestand des Deutschen Reiches haben einen neuen Inhalt bekommen. Wird er nicht ganz erfaßt, so wird er gefühlt, geahnt. Halbe Erkenntnisse setzen sich in der Jugend fest. Der Begriff deutsches Vaterland hebt sich groß auf dunklem, blutgerötetem Hinter-

grunde ab. Sollen wir jetzt schweigen, um unsere Schulen nicht zu „Brutstätten“ eines möglicherweise nicht schönen „Patriotismus“ zu machen? Das Vaterland redet, und die Geschichte redet, und wir müssen ihre Sprache unterstützen und verdeutlichen. Ein neuer Vaterlandssinn fängt an zu keimen; wir müssen die junge Pflanze pflegen und schützen. Die Franzosen, in deren Staatsbürgerunterricht der „Kultus des Vaterlandes“ eine bedeutende Stelle einnimmt, haben von jeher bewußte Nationalerziehung getrieben; waren darauf aus, dem Volke politischen Ehrgeiz anzuerziehen. Und als nach Beginn dieses Krieges die französischen Schulen eröffnet wurden, erzählten die Lehrer ihren Kindern, daß die Barbaren ins Land hereingebrochen und den Müttern und Schwestern der armen Kinder „an die Kehle gesprungen“ seien. Es ist wohl selbstverständlich, daß sich der deutsche pädagogische Takt dagegen sträubt, in einem so geschmacklos-einfältigen Stile Vaterlandserziehung zu treiben. Wir wollen tiefer wirken. Dabei wollen wir auf dem Satze aufbauen, daß es keinen dauernden und widerstandsfähigen Vaterlandssinn gibt ohne Wissen, ohne Einsicht, Erkenntnis. Es gibt keine Überzeugung ohne klare Gründe. Und Vaterlandssinn darf nicht nur Gefühl, er muß feste Überzeugung sein, sonst weht ihn jeder kritische Wind hinweg. Unser Volk war ja überraschend einig in der Erkenntnis der gefährlichen Lage unseres Vaterlandes; unmittelbar erkannte jeder Deutsche, daß uns ein heimtückischer Überfall drohte, daß, nach dem bekannten Ausspruch des Kronprinzen von Bayern, um uns ein Netz gesponnen wurde, um uns zu erdrosseln. Das Unmittelbare des Daseinskampfes wurde von allen begriffen, wenn unter Dasein auch von den meisten Köpfen zunächst nur das friedliche Leben- und Arbeiten-können in den Grenzen des deutschen Landes verstanden wird. Aber der Kampf um Deutschlands Welt- und Seegeltung liegt heute noch dem Allgemeinverständnis ziemlich fern; und deshalb muß gerade hier die Arbeit einsetzen; denn die Ursachen des Krieges liegen in Deutschlands Weltpolitik. Vaterlandssinn pflegen heißt daher den weltpolitischen Sinn nähren durch Ausbreitung weltpolitischen Wissens. Nicht mit Hinweisen darf und kann sich die Schule begnügen; gelegentliche Arbeit ist unzulänglich; die Schule muß jetzt planmäßig arbeiten, um an der reiferen Jugend eines der wichtigsten Stücke der staatsbürgerlichen Erziehung zu vollbringen, nämlich den Versuch zu machen, das heranwachsende Geschlecht bis zu den Wurzeln des heutigen Weltkrieges hinzuführen. Für diese Arbeit muß Platz geschaffen werden, sei es, wie es mag. Die Entwicklung der weltpolitischen Lage Deutschlands, die allmählich zum heutigen Daseinskampfe hintrieb, ist der wichtigste Gedanke, den die Schule großzuziehen hat. Darum müssen ältere Stoffe das Feld räumen, um Platz zu machen für den wichtigen Versuch der Nationalerziehung, der über den begrenzten Fall der unmittelbaren Veranlassung des Weltkrieges hinausdringt in die weltpolitischen Zusammenhänge, für den notwendigen Versuch, unseren Kindern die wichtigsten Stücke der deutschen Geschichte seit der Reichsgründung nahezubringen. Eine günstigere Gelegenheit dazu als jetzt wird nie kommen; denn gerade jetzt ist der jugendliche Geist dem scheinbar spröden Stoff gegenüber aufnahmebereit. Im Kinde sind Fragen lebendig geworden — die neueste Geschichte muß sie beantworten. Man nehme nur einige Schlagworte, wie Orientpolitik, Dreibund,

Kolonialpolitik, deutsch-englisches Verhältnis. Welch eine Fülle von bedeutenden geschichtlichen Tatsachen liegt hinter diesen Worten! Aber wer kennt sie? Wir müssen planmäßig neue deutsche Geschichte treiben, um die weltpolitische Gleichgültigkeit dauernd zu überwinden. Wohl sind uns die Tatsachen der auswärtigen Politik noch nicht alle aktenmäßig zugänglich; aber wenn wir mit der Jugendlehre warten wollen, bis die Akten alles quellenmäßig erörtert haben werden, dann können wir uns noch fünfzig und mehr Jahre getrösten. Bis dahin ist's zu spät. Wenn wir jetzt nicht anfangen, dann wird der Großteil unserer Jugend wohl nie von den geschichtlichen Zusammenhängen der heutigen Weltkrisis ein Bild bekommen. Versprengte Stücke werden sich später dem jungen Deutschland anbieten und — besserwissende Kritik. Wie sollte da ein festes Verständnis für das weltpolitische Deutschland erwachsen? Es bleibt daher die große Gegenwartsaufgabe der Schule, der Jugend, soweit es möglich ist, einen Begriff zu geben von der weltpolitischen Geschichte Deutschlands. „Ohne Vaterlandsgeschichte keine Vaterlandsliebe."

Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Deutschlands Jugend soll der deutschen Zukunft gehören. Zuvor muß aber die Jugend die Wurzeln dieser Zukunft begriffen haben.



Siegfried im Wald · Von Grete Massee

Erzene Schläge erdröhnen im deutschen Wald,
Jung-Siegfried schmiedet sein Schwert, daß es schallt.

Fliegt ein Rabe um die Stämme quer,
Krächzt: „Drei Reiter von Ost, Nord und West kommen daher!"

Jung-Siegfried lacht, schüttelt die hellen Locken im Wind:
„Gut, daß die drei Räuber beisammen sind!"

Sprengen die Reiter schon keuchend heran,
Jung-Siegfried reckt sich, wird plötzlich zum Mann.

Wie er sein Schwert zieht, funkelt es Glanz,
Wenn er sein Schwert stößt, durchbohrt es ganz.

Liegen die drei Reiter im Waldesgrund,
Getroffen von Siegfrieds Schwert, todeswund.

Sitzt er, blank reibend den blutigen Stahl, am Bach,
Sieht sinnend den Abendwolken nach.

Eine scheue Waldtaube fliegt aus dem Tann
Furchtlos zu Füßen dem friedlichen Mann.





Städtische Kriegshilfe

Die Arbeit der Gemeinden drängt ins Große. Die Stadt ist Träger des Armenwesens, des Unterrichtswesens und der sozialen Fürsorge. Die Stadt erzeugt und verbreitet Gas und Elektrizität, versorgt den Bürger mit Lebensmitteln und Wasser, pflegt Kunst und Wissenschaft ... Keine Aufgabe erscheint den Gemeindeverwaltungen zu groß, und mit Stolz blickt das Bürgertum auf die gemeindlichen Gebilde, die es mitregieren kann, deren Selbstverwaltung ängstlich und mit Recht gehütet und gewahrt wird.

Die Kette gemeindlichen Wirkens zeigt viele ansehnliche Glieder. Und schon wird ein neues Glied angefügt, dessen Glanz und Bedeutung unverkennbar ist: die städtische Kriegshilfe. Viel von dem, was in deutschen Rathäusern, in den Arbeitsstuben der Städtebauer, Gartenkünstler, Ingenieure geplant worden ist, verlor in den ersten Augusttagen an Bedeutung. Riesenaufgaben auf den Gebieten der Sozialpolitik, Wirtschaft, Technik und Hygiene wurden zurückgestellt, eine Losung gilt vor allem: Kriegshilfe. Abwehrmaßregeln gegen Not und Teuerung sind erforderlich, Hunderte von Wegen werden gesucht und gefunden, um wirklich und für die Dauer helfen zu können. Wem gilt die Fürsorge?

Am nächsten liegt die Hilfe für die Kriegerfamilien. Für diese sorgt bereits der Staat, aber der Umfang der staatlichen Unterstützung läßt dem Wirken der Gemeinde noch großen Spielraum. Die Mittel für diesen Teil der Kriegshilfe stehen heute noch nicht fest, die in den Gemeinden bewilligten Summen können nur als vorläufige, nur als Deckung für den ersten Bedarf gelten. So kommen in Frage: in Eisenach zunächst 10000 ℳ, in Greifswald 50000 ℳ, in Neukölln 1 Million Mark, in Bayreuth 20000 ℳ, in Breslau 1,5, in Hannover 3 Millionen Mark. An diesen Beispielen ist ersichtlich, daß sich die Höhe der Mittel stark nach Größe, Einwohnerzahl und Zahl der zu unterstützenden Familien richtet. Die Unterstützungen werden in Form von Zuschlägen zu den Reichssätzen gezahlt, in anderen Orten sind auch feste Unterstützungssätze bestimmt. Es zahlen: Halle bis 200 %, Guben bis 100, München bis 50 % der Reichssätze. Das Reichsgesetz hat nur zwei Unterstützungssätze, einen für die Ehefrau und den anderen für die Kinder und sonstige Angehörige ohne Rücksicht auf Alter und Anzahl. Verschiedene Städte gliedern nun die Zahlungen nach der Größe der Familie und Zahl und Alter der Kinder. An Stelle von Geld werden hier und da Naturalien gewährt, vor allen Dingen Brotkorn, Kartoffeln, Brennmaterial. Auch Gutscheine für Lieferung von Essen aus Volksspeisehallen spielen eine Rolle. Auch die Miete soll aus den Unterstützungsbeträgen gezahlt werden. In solchen Fällen verhandeln meist die Gemeinden mit den Hausbesitzern wegen einer Ermäßigung der Miete, der regelrechte, dem Bedürfnis der Familie angemessene Mietspreis wird dann unmittelbar an den Hausbesitzer gezahlt. In Hagen soll die Unterstützung völlig auf dem System der Mietszahlung und der Speisengewährung aufgebaut werden. In

Dessau wird bestimmt, daß die Unterstützung dann gewährt wird, wenn die Familien der Eingezogenen von privater Seite keine Beiträge erhalten. In Osnabrück schweben mit der Staatsverwaltung Verhandlungen wegen Erlaß des Schulgeldes auf den staatlichen Schulen. In Stendal wurden Mietszuschüsse bisher in 300 Fällen von 750 Gesuchen gewährt.

Die Unterstützung städtischer Angestellter und Arbeiter ist ebenfalls verschieden geregelt. Den Beamten bleiben ihre Bezüge allerdings unverkürzt gewährt, die übrigen Angestellten und Arbeiter der Stadt besitzen aber keine Ansprüche dieser Art. Eine Fortzahlung der Bezüge für die ledigen Privatdienstverpflichteten und Arbeiter haben Berlin-Schöneberg und Charlottenburg in Höhe von 25 % bewilligt. Sonst beschränken sich die Vergünstigungen für die Unverheirateten fast immer auf die Fortgewährung der Bezüge für einige Wochen, allenfalls Monate. Die eigentlichen Unterstützungen der Angehörigen von städtischen Angestellten und Arbeitern (also solcher ohne Beamteneigenschaft) werden meist in Prozenten der bisherigen Bezüge gewährt. Das volle Gehalt wird selten für die ganze Dauer des Krieges gezahlt (in Altona, Bamberg, Buer, Krefeld, Hildesheim, Kaiserslautern, Karlsruhe und Ludwigshafen). Häufiger ist die Zahlung von Teilbeträgen des Gehaltes oder Lohnes in Prozenten des Gehalts. Im allgemeinen macht sich bei den Städten das Bestreben geltend, die Angehörigen ihrer Angestellten und Arbeiter möglichst besser zu stellen als die sonstigen bedürftigen Kriegerfamilien (anders Remscheid!).

Weiter ist zu bedenken die Fürsorge für Arbeitslose und sonstige Erwerbslose. Zunächst wurde auf dem Gebiete der Arbeitsvermittlung eine rührige Tätigkeit entfaltet. Verschiedentlich sind auch neue Arbeitsnachweise eingerichtet worden, in Stettin ist ein Arbeitsverteilungsamt eingerichtet, das es sich zur Aufgabe gestellt hat, die Ausgleichung von Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt herbeizuführen und die Nachweisung von Arbeit für die arbeitslos gewordenen Kräfte der Stadt sicherzustellen. Teilweise wollen die Städte direkt durch Gewährung von Arbeit die Arbeitslosigkeit mildern, also entweder vorgesehene Arbeiten ausführen und ausgestalten oder Notstandsarbeiten vornehmen lassen. Die Erledigung vieler Arbeiten erfordert geschulte Arbeitskräfte und ausreichendes Material. Anders Notstandsarbeiten. Die Stadt Crimmitschau hat die Herstellung und Änderung von Straßenzügen in Aussicht genommen. Mannheim hält die Anlage von Straßen und Parks für solche Arbeiten geeignet, Nordhausen beschloß Straßenherstellung, Wegeverbesserung, Flußbettregelung, Kiesrollen und Kanalisation, auch Reichenbach, Hanau und Iserlohn bemühen sich in dieser Hinsicht. Aber vielerorts blieben doch die Barunterstützungen das letzte und sicherste Mittel, den Arbeitslosen zu helfen. Solche werden von den Städten bewilligt, die schon in Friedenszeiten Arbeitslosenversicherungen besitzen und die nun deren Mittel zur Bekämpfung der Kriegsarbeitslosigkeit nutzbar machen. Andere Gemeinden haben eine besondere Kriegsarbeitslosenfürsorge mit genau bestimmten Vorschriften ins Leben gerufen, und wieder andere stellten ohne solche besonderen Vorschriften Mittel zur Bekämpfung der Kriegsarbeitslosigkeit bereit. Aus diesem Teil der Fürsorge ein Beispiel: Die Stadt Mannheim zahlt eine Unterstützung, wenn der betroffene männliche oder weibliche Arbeitslose seit mindestens einem Jahr ununterbrochen in der Stadt gewohnt hat, während dieses Jahres als Arbeitnehmer dauernd beschäftigt war, es sei denn, daß eine Arbeit nachgewiesen werden kann, die nach Vorbildung, Beruf und körperlichen Verhältnissen als angemessen gelten kann. Die Unterstützung beträgt pro Tag 70 ₰, für jedes Kind des Arbeitslosen wird eine Zulage von 10 ₰, ein Höchstsatz von 1 ℳ gewährt. Besondere Kriegsarbeitslosenfürsorge riefen ins Leben: Berlin, Bielefeld, Frankfurt a. M., Lüdenscheid, Meerane, Meißen. In Breslau wurden dem Nationalen Frauendienst bis zu 220000 ℳ zur Verfügung gestellt, die zum großen Teil für die durch den Krieg arbeitslos Gewordenen verwendet werden sollen. Hannover bewilligte für in Not geratene Familien, die den Ernährer nicht ins Feld geschickt haben, 500000 ℳ, dabei allerdings 280000 ℳ freiwillige Gaben.



Eine weitere Kriegshilfe der Gemeinden beschäftigt sich mit der Kreditfürsorge. Zur Ergänzung der staatlichen Darlehnskassen, die als Sicherheiten keine Hypotheken, Buchforderungen oder Bürgschaften zulassen, ist die Gründung von Kriegskreditbanken oder Kriegsdarlehnskassen erfolgt. Solche bestehen in Charlottenburg, Berlin-Schöneberg, Berlin-Wilmersdorf und Neukölln, Magdeburg und Eisenach. Außer diesen städtischen Einrichtungen gibt es auch solche Kriegskreditbanken, an denen sich Staat, Bankwelt, Handel und Gewerbe und auch die Gemeinden beteiligen. Eine solche Einrichtung besteht in Frankfurt a. M. Dabei hat unter gewissen Voraussetzungen der Staat eine Barzahlung von 200000 ℳ zu leisten und für eine Haftsumme von 800000 ℳ aufzukommen. Die Stadtgemeinde Berlin hat zusammen mit verschiedenen Grundbesitzervereinigungen eine besondere Abteilung nur für Beleihung zweiter Hypotheken ins Leben gerufen.

Eine interessante Einrichtung ist die Dresdner Mietdarlehnskasse, eine Aktiengesellschaft, unter städtischer Aufsicht und staatlicher Oberaufsicht gegründet mit dem Zwecke, den Hausbesitzern Mittel zur Bezahlung der auf dem Grundstück haftenden Verbindlichkeiten, namentlich der Hypothekenzinsen, zu gewähren. Darlehen werden gewährt in Höhe von 60 % der Mietzinsforderungen, die der Hausbesitzer abtreten muß.

Daneben gibt es noch eine Unmenge anderer Maßregeln, die alle als zu dem großen Gebiet der Kriegsbeihilfe gehörend angesehen werden können. Man denke zunächst an die Fürsorge der Städte für die ausziehenden oder verwundet heimkehrenden Krieger. Die Städte bewirten diese durchziehenden Truppen oder unterstützen die Vereine, die sich diese Aufgabe gestellt haben. Andere Gemeinden haben Barackenlazarette gebaut oder Krankenhäuser für die Aufnahme von Verwundeten zur Verfügung gestellt. Frankfurt a. M. hat für Kriegskrankenpflege so lange 1100 Betten zur Verfügung, bis ein stärkerer Andrang erkrankter Zivilpersonen an die Anstalten herantritt.

Verschiedentlich wird den im Feld stehenden Bürgern die Einkommensteuer in gleicher Weise erlassen wie die Staatseinkommensteuer, oder doch zunächst gestundet mit dem Vorbehalt, sie später ganz zu erlassen.

Zur Beilegung von Streitigkeiten zwischen Gläubiger und Schuldner sind in einigen Städten Einrichtungen getroffen, in Hanau wurde ein Schiedsamt für Mietsstreitigkeiten errichtet, in Ludwigshafen ein Vermittlungsausschuß wegen Mietzins oder Schuldzins, rückständiger Beträge usw., in Stuttgart eine städtische Beratungsstelle für unentgeltliche Beratung von Gewerbetreibenden, insbesondere der Frauen von Kriegsteilnehmern.

Auch eine Kinderfürsorge ist in manchen Gemeinden organisiert worden. Meist handelte es sich darum, die Kinder der erwerbstätigen Frauen in Obhut zu bringen. Diese Kinder werden also aufgenommen in Anstalten oder kinderlosen Familien. Auch Schlafgelegenheit wird für sie bereitgestellt, ebenso Kostplätze, damit es nicht an ausreichender kräftiger Nahrung fehle. Kinderhorte, Kinderkrippen, Schulhorte werden eröffnet und so verwaltet, daß sich die Kinder in ihnen wohlfühlen können.

Auch die Ernährungsfrage wird meist so behandelt, daß große Sorgen ferngehalten werden. Die Volksküchen und Suppenanstalten geben die Speisen zu sehr mäßigen Preisen ab oder überhaupt unberechnet. In Bamberg haben sich bei Eröffnung der Suppenanstalt bereits 700 unterstützungsbedürftige Frauen und Kinder angemeldet. In München wird bei der Verteilung der Suppe kein Unterschied gemacht zwischen Kindern und Erwachsenen, zwischen Beheimateten und Nichtbeheimateten, auch nicht zwischen deutscher und österreichischer Staatsangehörigkeit. So findet man eine rührige Kriegsfürsorge auf der ganzen Linie und sieht mit Freude, daß es die deutschen Städte in keinem Zweig der Kriegshilfe an Eifer und Umsicht fehlen lassen.

Erwin Stein,
Generalsekretär des Vereins für Komunalwirtschaft u. Komunalpolitik



Die englischen Seeräuber und Amerika

Schon vor hundert und mehr Jahren stieß England bei seinen Seeräubereien, Blockaden, Schiffsdurchsuchungen und nicht zuletzt Matrosenpressungen auf den Widerstand der eben zur Unabhängigkeit herangewachsenen amerikanischen Freistaaten als der wertvollsten Stütze des internationalen Handels. Sein gefährlichster Nebenbuhler in den kolonialen Erdstrichen und auf den Weltmeeren war damals das vornapoleonische und napoleonische Frankreich. Das Matrosenpressen, unterrichtet ein Aufsatz von Max Schippel über den „Krieg, Amerika und England" in den „Sozialistischen Monatsheften", das „impressment of seaman", das wir heute allerdings völkerrechtlich überwunden haben, war bereits in den ersten neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts seitens Englands in vollem Schwung. Britische Flottenoffiziere beanspruchten einfach das für Amerika in erster Linie demütigende und unerträgliche Recht: fremde Schiffe auf offener See, in britischen und selbst in neutralen, nichtheimatlichen Häfen anzuhalten, deren Bemannung rücksichtslos daraufhin durchzumustern, ob sich darunter vielleicht britische Untertanen oder Deserteure entdecken ließen, und die etwa Verdächtigen alsdann, häufig ohne jeden wirklichen Beweis und ganz nach dem einseitigen Ermessen der Untersuchungsführer, in Ketten nach den britischen Kriegsfahrzeugen wegzuschleppen. Schon 1792 wandte sich Jefferson, als Staatssekretär, gegen diese empörende Anmaßung; sei die Flagge des Schiffs unantastbar, so schütze sie auch die Bemannung vor feindlichem Zugriff. Jay, in seinen Londoner Unterhandlungen von 1794, erstrebte gleichfalls die Abschaffung des Übels. Jedesmal vergebens. Selbst die vollzogene Naturalisation vormals britischer Untertanen blieb bei den Schiffsdurchsuchungen geflissentlich unbeachtet; die hastige und ungeregelte Abwickelung des ganzen Verfahrens schloß keineswegs aus, daß sogar eingeborene Amerikaner, darunter zuweilen Mitkämpfer der Befreiungsrevolution der siebziger Jahre, zwangsweise fortgeführt und dem englischen Flottendienst unterworfen wurden. Im Kongreß stellte man 1806 fest, daß damals 2500 bis zu 3000 amerikanische Bürger solchen beschämenden Zwangsdienst in der britischen Flotte leisten mußten. Als während der napoleonischen Kriege der Bedarf an Matrosen am höchsten gestiegen war, lagen selbst vor Neuyork britische Kriegsfahrzeuge ständig auf der Lauer, um amerikanische Handelsschiffe nach Überschreitung der völkerrechtlich geschützten Küstenzone sofort anzuhalten und nach dem Ursprung ihrer Besatzung durchzumustern. Diese hochmütigen Herausforderungen erreichten 1807 ihren Gipfel in dem Angriff auf die amerikanische Kriegsfregatte Chesapeake. Als diese die virginische Bucht Hampton Roads zu Übungszwecken verließ, wurde sie von dem überlegenen britischen Kriegsschiff Leopard gestellt und zur Herausgabe von drei angeblichen Deserteuren aufgefordert, deren Auslieferung bei dem vorherigen Schriftenwechsel mit den amerikanischen Behörden abgelehnt worden war, weil es sich, nach amerikanischer Auffassung, um Bürger der Vereinigten Staaten selber handele und außerdem ein entsprechender Auslieferungsvertrag und eine Auslieferungspflicht nicht bestehe. Die Fregattenführung hielt sich gleichfalls an den frühern Entscheid. Ohne jede Weiterung ging darauf der „Leopard" zur Beschießung über, mit der Wirkung, daß die „Chesapeake" binnen weniger Minuten vollkommen hilflos auf den Wellen trieb und die Durchmusterung der Besatzung und die Wegnahme der drei verdächtigen Amerikaner sowie eines britischen Untertanen über sich ergehen lassen mußte. Die Sieger überließen sie alsdann ihrem Schicksal; sie konnte mit Mühe und Not den Hafen zurückgewinnen. Unter dem ausbrechenden Sturm der Entrüstung gab die englische Regierung zwar für diesen Einzelfall nach, aber die Bemühungen, die Rechtsgrundlage selber zu ändern, scheiterten nach wie vor. Erst lange nach dem Abschluß der Kriege gegen Frankreich verzichtete der „Despot des Weltmeers" (um mit Marx-Engels zu reden) auf das angemaßte und mit der Zeit innerlich entwertete Recht, das ihm beliebige ununterbrochene Einmischungen in die neutrale Seefahrt ermöglicht hatte.

Die verschiedenen Blockaden, die weite Ausdehnung des Begriffs Kontrebande, vor allem auf die Lebensmittel, die ewigen Durchsuchungen, Belästigungen und Eingriffe trafen gleichfalls weitaus am härtesten die Vereinigten Staaten, weil gerade sie immer ausschließlicher den übriggebliebenen neutralen Handel verkörperten. Sie fühlten am nachdrücklichsten, was später Heffter in die Worte zusammenfaßte: „Es gibt im Feld des Völkerrechts keine traurigere Gestalt, als die eines Neutralen den größten Seemächten gegenüber." Die Washingtoner Diplomatie erschöpfte sich jahrelang in vergeblichen Protesten und Reformanregungen, wie sich ja auch später noch die internationalen Bestrebungen für ein freieres moderneres Seerecht wesentlich um die noch lange Zeit so außerordentlich seetüchtigen und aktiv seehandelsbeteiligten Vereinigten Staaten als ihrem Mittelpunkt sammelten. Als England dem unbequemen Neutralen zuletzt gar noch die Indianer im Westen auf den Hals hetzte und sie aus den kanadischen Regierungslagern militärisch ausrüsten half, da mußte schließlich selbst der friedliebende versöhnliche Madison am 1. Juni 1812 in einer Botschaft den Kongreß vor die Frage stellen, „ob die Vereinigten Staaten sich weiter passiv verhalten sollen gegenüber diesen fortschreitenden Übergriffen und diesem anschwellenden Unrecht, oder ob sie, zur Verteidigung ihrer nationalen Rechte Gewalt gegen Gewalt stellend, eine gute Sache der Hand des allmächtigen Schicksallenkers anvertrauen sollen". Der Krieg zeigte dann vollends die ungezügelte Skrupellosigkeit des verwöhnten englischen Machtbewußtseins. Führte er doch sogar zur brutalen Einäscherung der Bundeshauptstadt Washington:

„Die Schande", schreibt der Engländer Forter (A Century of American Diplomacy, Boston 1901), „ist um so tiefer, weil die Brandsetzung unter der Leitung und in Gegenwart der Oberbefehlshaber geschah, und weil bei dem größern Teil der Gebäude die Zerstörung gar nicht auf militärische Erwägungen zurückgeführt werden konnte. Der Brand und die Zerstörung umschlossen das unvollendete Kapitol und die Kongreßbibliothek, den Regierungssitz, das Schatzamt und andere Abteilungsgebäude mit ihren wertvollen Archiven, Druckereien und viele Privatwohnungen. Man erzählt, daß Frau Madison, die Gattin des Präsidenten, die Urschrift der Unabhängigkeitserklärung forttrug und rettete.... Selbst damals gab es Londoner Blätter, die ihn verurteilten. ‚Könnten wir es', äußerte ein Londoner Staatsmann, ‚so würden wir den Schleier der Vergessenheit über unser Vorgehen in Washington ausbreiten. Die Kosaken schonten Paris, wir aber ließen die Hauptstadt Amerikas nicht unverschont.'"

Wie wird sich heute die Lage für die Vereinigten Staaten gestalten? Wird ihre Zuneigung, durch die überlegene englische Meinungsmache augenblicklich künstlich belebt, sich dauernd ausschließlich oder doch ganz überwiegend der neuen britisch-europäischen (und nunmehr sogar britisch-ostasiatischen) Verbrüderung zuwenden? Ist der alte Gegensatz zwischen der neutralen Macht und dem nach wie vor rücksichtslos Seekrieg führenden Inselreich bis auf den letzten glimmenden Funken erloschen, seitdem einerseits ein paar Fortschritte des Völkerrechts die schlimmsten Auswüchse des Seekriegs beschnitten haben, während andererseits Amerika, durch die koloniale Erschließung eines ganzen Erdteils Jahrzehnte hindurch mit allen seinen Kräften in Anspruch genommen, die transozeanische Schiffahrt mehr und mehr anderen Völkern überlassen hat? Kann der verdeckte Gegensatz nicht von neuem erwachen und aufflammen, wenn die Vereinigten Staaten abermals, wie vor einem Jahrhundert, in die wirtschaftliche Bresche springen, die heute vor allem aus der vorläufigen Ausschaltung der deutschen Handelsflotte sich herausgebildet hat? Weist das seit beinahe einem Menschenalter immer wieder hervorbrechende Streben nach einer leistungsfähigen amerikanischen Seehandelsflotte nicht unwiderstehlich darauf hin, die jetzt gegebene seltene Gelegenheit entschlossen auszunutzen? Treffen hier nicht leichterklärliche Wünsche Deutschlands, der deutschen Reederei, mit den amerikanischen Hoffnungen und Interessen zusammen? ...

Will die amerikanische Union wieder die Vorkämpferin der unabhängigen neutralen Schiffahrt sein, die deutschen Glückwünsche werden sie dabei überall begleiten. Konflikte wird



sie nur mit dem alten Bollwerk der Völkerrechtslosigkeit und der Alleinherrschaft auf den Meeren zu befürchten haben. Vor dem deutschen Absolutismus brauchen sich hier, auf den Meeren, im internationalen Wirtschaftsleben und Handel, die Vereinigten Staaten wahrlich nicht zu bekreuzigen. Aber den „Liberalismus“ der englischen Politik könnten sie hier, wie vor einem Jahrhundert, recht leicht von einer sehr despotischen, gleichheits- und freiheitsfeindlichen Seite kennen lernen.

Deutschlands Überlegenheit zur Luft

Die vier Monate Kriegserfahrung, die nun schon hinter uns liegen, lassen einen Vergleich zwischen den Leistungen der Luftfahrt auf unserer Seite und der unserer Feinde zu. Eine völlig neue Waffe, deren Entwickelung wir alle staunend miterlebt haben, hat in diesem Kriege zum ersten Male ihre volle Mitwirkung entfaltet, denn während des Balkankrieges ist es nur zu wenigen unbedeutenden Erkundungsflügen gekommen. Allgemein hat man in Deutschland, um es offen zu gestehen, erwartet, daß Frankreich sich auf diesem Gebiet, soweit Flugzeuge in Betracht kamen, bei weitem überlegen zeigen würde. Eingeweihte Fachleute freilich waren von vornherein anderer Meinung. Und sie haben recht behalten. Es läßt sich schon jetzt ohne Übertreibung behaupten: an der Spitze der gesamten Militärluftfahrt steht Deutschland.

Ein Zweig der Luftfahrt muß allerdings dabei vorläufig ausgenommen werden, nämlich das Marineflugwesen. Ob hier England einen Vorsprung hat, wird sich erst dann zeigen, wenn es zu einem Kampfe zwischen den Hochseeflotten oder zu einem Landungsversuch deutscher Truppen kommt. Sicher ist, daß die englische Admiralität große Anstrengungen gemacht hat, besondere Flugzeuge für den Küstenschutz herzustellen. Von der englischen Marineverwaltung sind 17 Millionen Mark für das laufende Etatsjahr ausschließlich für diesen Zweck bereitgestellt worden! Ob sich alle Pläne noch für diesen Feldzug verwirklichen ließen, ist fraglich. Der Grund, weswegen die Wasserflugzeuge bisher noch so wenig in Tätigkeit getreten sind, liegt vielleicht daran, daß noch an der Fertigstellung des Marineflugwesens gearbeitet wird. In den Küstenkämpfen bei Ostende und Nieuport haben die Aufklärungsflüge englischer Flieger dem Zusammenarbeiten von Heer und Flotte jedenfalls manchen offenkundigen Nutzen gebracht. Bei dem jüngsten Vorstoß der englischen Flotte nach der deutschen Bucht wurden die englischen Kreuzer von Wasserflugzeugen begleitet, die jedoch recht unglücklich dabei abgeschnitten haben. Auf unserer Seite sind die Marineflugzeuge allerdings auch noch nicht oft in Tätigkeit getreten, doch eröffnen die drei wohlgelungenen Flüge nach Dover und der kühne Flug zur Themsemündung die besten Aussichten.

In „Dinglers Polytechnischem Journal“ (Verlag von Richard Dietze, Berlin) gibt ein Fachmann, Ingenieur Paul Béjeuhr, einen Überblick über die Kräfteverteilung im Luftfahrwesen bei den kriegführenden Mächten. Im Osten haben wir nur mit Rußland zu rechnen, da Serbien ein eigenes Flugzeugwesen nicht besitzt. Rußland besitzt außer einem Parseval-Schiff und zwei französischen Clément-Bayard- und Astra-Schiffen nichts Fahrtbereites; es sind zwar eine Reihe Schiffe unter hochtönenden Namen an russische Werften vergeben, da diese aber in bezug auf Rohmaterialien und Motoren gänzlich auf Frankreich und Deutschland angewiesen, von dort aber weder neue noch Ersatzteile zu erwarten sind, so stehen die Schiffe einfach nur auf dem Papier, und man hat ja auch in der Tat noch nichts von irgendwelchem Eingreifen der russischen Lenkballone gehört. Am gleichen Fehlen jeglicher Ersatz- und Nachschubmöglichkeit krankt das russische Flugwesen. Was flugfähig ist, ist französischen Ursprungs; wird es im Frontdienst beschädigt, so fällt es aus, weil die heimische Industrie in der vorangehenden Friedensperiode nicht so gestärkt wurde, um jetzt den gesteigerten Anforderungen zu genügen.

Auch der erfolgreiche Konstrukteur Sijkorski wird jetzt nicht mehr helfen können, nahm er doch seine Motoren aus dem Ausland; sein großes Wasserflugzeug mit vier vierzehnzylindrigen 150pferdigen Gnome-Motoren wird vorläufig keine Nachfolger haben, wenn es selbst überhaupt noch flugfertig ist.

Während die russischen Flieger, die auf dem Flugplatz Gatschina eine gute Ausbildung genießen, bei den Schlachten in Ostpreußen nicht in die Erscheinung getreten sind, haben sie in der unmittelbar vorangehenden Zeit doch eine große Zahl Aufklärungsflüge über Ostpreußen unternommen, so daß wohl die Annahme berechtigt ist, daß sie vielleicht mit Rücksicht auf das seenreiche zerrissene Gelände im Norden zur Front nach Südwesten abkommandiert sind. Das beweist aber nur, daß die Organisation an Zahl verhältnismäßig schwach ist. In den Schlachten bei Lemberg herum scheinen die Erkundungsergebnisse russischer Flieger recht gute gewesen zu sein, wie man aus den verschiedenen taktischen Maßnahmen schließen kann, die sich zum Teil lediglich auf eine Aufklärung von oben stützen konnten.

Eine viel bedeutungsvollere Rolle als im Osten spielt aber das Flugzeugwesen auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Nach dem mit ungeheurer Schnelligkeit ausgeführten Überrennen Belgiens durch unsere Heere war nur mit englischer und französischer Luftfahrt zu rechnen. England hat nach vielen vergeblichen Versuchen, im Luftschiffbau etwas Eigenes zu schaffen, endgültig angefangen, ausländische Schiffe nachzubauen; es hat ein Parseval-Schiff erworben [im Türmer ist seinerzeit dieses Geschäft scharf gebrandmarkt worden], Vickers Sons & Maxim haben die Lizenzen gekauft und sollen drei weitere Schiffe im Bau haben. Ob sie jetzt ohne deutsche Hüllenstoffe und deutsche Motoren den Bau fertigstellen können, erscheint fraglich. Ganz ähnlich wird es mit der Zeppelin-Nachahmung derselben Werft gehen, das 23000 cbm groß werden sollte. Armstrong baut ebenfalls ein Starrschiff zu 23000 cbm und zwei halbstarre Schiffe von 12000 cbm nach dem italienischen Fortanini-Typ. Für alle diese Neukonstruktionen dürfte das vorher Gesagte zutreffen, außerdem muß man sich immer wieder vor Augen führen, daß es mit dem Lizenzerwerben und dem mechanischen Nachmachen noch lange nicht getan ist. Damit schafft man noch lange kein fahrfähiges Schiff. Eine solche komplizierte Einheit, wie sie ein modernes Luftschiff darstellt, verlangt naturgemäß eine Menge Werkstatterfahrungen, die kann man nicht kaufen und auch nicht einmal immer erlernen, die muß man durchmachen. Und das kostet nun einmal Zeit und Schiffe, die als Lehrgeld draufgehen. Ist das Schiff wirklich fahrfähig, dann ist es noch lange keine „Waffe“ im militärtechnischen Sinne, denn jetzt beginnt erst die langwierige Ausbildungsperiode, in der Mannschaft und Schiff miteinander vertraut werden, und in welcher die Besatzung lernt, das Schiff bei allen Wetterlagen richtig und zweckmäßig zu führen und bei allen Verhältnissen das Höchste aus dem Schiff herauszuholen. Auch diese Fähigkeiten sind nur lediglich in langjähriger Fahrperiode zu erlernen, wie sie der Friedensverkehr mit passend eingeflochtenen militärischen Übungen am vollendetsten ergibt, denn mehr noch als die Werkstattpraxis erfordert das richtige Erlernen des Fahrbetriebes Zeit und gelegentliche Opfer, das ist eine zwar betrübliche, aber keineswegs aus der Welt zu schaffende Tatsache. Daher lassen sich militärisch nutzbringende Luftschiffe nicht aus dem Boden stampfen, noch weniger aber die Führer, die mit den Schiffen etwas leisten sollen.

Sieht man von den Marineflugzeugen ab, so ist das englische Flugwesen recht dürftig und gänzlich unter französischem Einfluß. Um überhaupt etwas Brauchbares zu erlangen, erteilte man der Firma Blériot die Erlaubnis, in Hendon eine Fliegerschule zu errichten, was natürlich zur Folge hatte, daß die dort ausgebildeten Flieger nur Fabrikate dieser Firma fliegen.

Unsere wichtigsten Gegner auf dem Gebiet der Luftfahrt sind die Franzosen. Groß ist die Zahl der französischen Luftschiffe, von denen nur eins dem starren System, die übrigen der halbstarren, einige wenige auch der Prellbauart angehören. Besieht man sich diese Zahl aber mit Rücksicht auf ihre Fahrbereitschaft, so schrumpft sie arg zusammen. Sie dürfte je ein

Astra-, Lebaudy-, Zodiac- und zwei Clément-Bayard-Schiffe kaum wesentlich überschreiten. Da die Fassungsräume dieser Ballone sich zwischen 7000 und 9000 cbm bewegen, Deutschland aber in den letzten Jahren bei seinen Starrschiffen allmählich zu 22000 bis 23000 cbm übergegangen war, so raffte sich Frankreich anfangs des Jahres zu dem riesenhaften Sprung auf, Prallschiffe vom gleichen Inhalt zu bauen. Es bestellte zwei Astra-Schiffe, die bei 23000 cbm Inhalt durch je vier Stück 250pferdige Chenu-Motoren Eigengeschwindigkeiten von 97 km/Std. erlangen sollten, es bestellte zwei Clément-Bayard-Ballone von 22000 cbm, zwei Lebaudy-Schiffe von 10000 und 17000 cbm und vier Zodiac-Schiffe von 10000 bis 17000 cbm. Es verlangte vom guten alten Spieß-Ballon, den es von 12000 auf fast 17 000 cbm vergrößern ließ, eine Eigengeschwindigkeit von 70 km/Std. (was dem etwas bejahrten alten Herrn sicher nicht gelingen wird), kurz, es wurde fieberhaft modernisiert. Was von diesen Wünschen Wirklichkeit geworden, was lediglich auf dem Papier stehen geblieben ist, bleibt abzuwarten. Viel bemerkbar gemacht hat sich die Luftflotte noch nicht, also scheint doch nicht alles zu klappen.

Beim französischen Flugwesen muß man das eigentliche Heeresflugwesen und das „Luftfreischärlertum" scharf auseinanderhalten. (Von der Marineflugzeugabteilung kann man noch nicht sprechen, denn erst in diesem Etatsjahr waren 5 Millionen Mark für ihren Ausbau vorgesehen, so daß wir es hier noch mit Anfängen zu tun haben.) Das Heeresflugwesen ist in der Hauptsache straff und einheitlich organisiert; die Esquadrillen bestehen aus Flugzeugen eines Systems und sind mit Werkstattautos und je einem Begleitauto für das Flugzeug ausgerüstet. Rechnet man hierzu noch die nötigen Mannschaftsautos und die für das Führer- und technische Personal nötigen Kraftwagen, so sieht man schon, daß einem so großen Apparat eine gewisse Schwerfälligkeit hinsichtlich der Beweglichkeit innewohnen muß. Neben diesen zweifellos gut organisierten Esquadrillen stehen der Heeresleitung nun noch eine große Anzahl Flugzeuge zur Verfügung, die bei Aufzählung des Stärkeverhältnisses immer als vollwertig mitgezählt wurden, über deren Wert man aber sehr geteilter Meinung sein kann. Hierunter sind unter andern auch die 400 Apparate, die aus den Mitteln der Nationalsammlung ganz wahllos zusammengekauft wurden, und die nun kein Mensch fliegen will, weil man kein Zutrauen zu ihnen hat. Seinerzeit haben sich in französischen Fachkreisen eine Reihe Leute gegen diese ganz unsinnigen Ankäufe gewehrt; es ist nicht auf sie gehört worden, und jetzt hat die Heeresleitung darunter zu leiden. Ist für einen dieser vielen Apparate wirklich jemand ausgebildet, so ist das Flugzeug an der Front doch nur von geringem Wert, denn die geringste Beschädigung, die nun einmal beim schweren Felddienst nicht zu vermeiden ist, bringt eine Kette Unzuträglichkeiten mit sich. Erstmal fällt der Apparat, der doch irgendwie in den Frontdienst eingeteilt ist, aus; manchmal oder fast stets für eine ungewöhnlich lange Zeit, weil für seine Wiederherstellung keine Ersatzteile vorhanden sind und jedes Stück neu angefertigt werden muß. Weiter wird aber auch sein Flieger zur Untätigkeit verdammt, weil er nur diesen einen Typ fliegen kann, und endlich stört der zurückzubefördernde Apparat die Arbeit der Nachschubkolonnen, was an der Front von erheblicher Bedeutung ist. Außerdem haftet den vielen kleinen, mehr für Sportzwecke gebauten Flugzeugen der Nachteil an, daß sie bei der großen Tiefe der Staffel nicht mehr mit der nötigen Kraftreserve in der Front ankommen, so daß sie den deutschen Flugzeugen größtenteils aus dem Wege gehen, weil diese sie fast stets überhöhen und sie dann unschädlich machen können.

Wenn man bedenkt, daß man sich in Frankreich von der „Liga der Luftfreischärler" insgeheim mehr versprach als von der eigentlichen Militärluftfahrt, so ist die bittere Enttäuschung über die bisher recht bescheidenen Leistungen nur allzu verständlich. Zu Beginn dieses Jahres noch verkündeten die französischen Blätter prahlend, französische Flugzeuge würden unseren ganzen Aufmarsch zerstören durch Vernichtung der Kunstbauten, unser Volk demoralisieren durch die Zerstörung Berlins, unsere Mobilmachung verwirren durch Angriffe auf alle Truppensammlungsplätze, unsere Luftflotte vernichten durch Bombenwürfe auf Hallen und Fahr-

zeuge usw. Und das alles unmittelbar bei der Kriegserklärung. Zweifellos wäre auch die Erfüllung nur eines Teiles dieses so freundlich ausgearbeiteten Programmes für uns von unheilbarer Wirkung gewesen; die besten französischen Fliegernamen standen hinter der Liga. Deutsch de la Meurthes Riesenkapital stützte sie, Depots in Reims, Versailles, Lyon waren mit 1,5 Millionen Frank Kosten eingerichtet, Jules Vedrines wollte persönlich alles leiten, und doch hat nichts unseren Truppenaufmarsch, die bis zum letzten klappende Mobilmachung stören können. Welche Gründe liegen da vor? Darauf gibt es nur eine Antwort: Der Mangel an Einheitlichkeit im Material. Die große Zahl der Flieger und Flugapparate tut es nicht, die beste Ausrüstung der einzelnen Apparate nutzt gar nichts, wenn nicht genügende Austauschmöglichkeit und Ersatz vorhanden ist.

Und hier ist der Punkt, wo die deutsche Überlegenheit zur Luft einsetzt. Béjeuhr kleidet diese Überlegenheit in folgende Formel: „Nicht so sehr im absoluten Können der Flieger und in der Güte deutschen Materials liegt unser Vorteil, sondern in der Organisation." Jetzt erst lernen wir die stille, zielbewußte Arbeit unserer Heeresleitung während des Friedens voll würdigen. „Im Gegensatz zum Vorgehen der Nationalsubskription mit dem wahllosen Ankauf von möglichst vielen Flugapparaten vergegenwärtige man sich die Richtlinien, denen unsere Nationalflugspende folgte. Sie verlangte viel von der Industrie und von den Fliegern, sie gab ihre Preise nicht leicht aus der Hand, aber sie gewöhnte dadurch die Flieger an Riesenflüge bei Tag und Nacht, sie machte sie vertraut mit ihren Apparaten und sie kräftigte die gesunde Industrie, leistungsfähige Flugzeuge, zuverlässige Motoren (besonders durch die Kaiserpreis-Wettbewerbe) hervorzubringen. Neben der Nationalflugspende standen die vielen Luftfahrtvereine des Deutschen Luftfahrer-Verbandes, die ebenfalls durch hochbezahlte Wettbewerbe Flieger und Flugzeuge methodisch förderten und entwickelten. Aber — und das ist das Wichtigste — keiner von beiden arbeitete ohne die Mitwirkung der Heeresverwaltung, deren Wünsche im Gegenteil maßgebend waren (es sei hier nur an die Prinz-Heinrich-Flüge, die Ostmarkenflüge und andere erinnert). So kann sich jetzt, nach all der jahrelangen systematisch und methodisch durchgeführten Vorarbeit, die deutsche Heeresluftfahrt auf eine in sich gefestigte Industrie und auf eine wohltrainierte Fliegerschar stützen. In weiser Beschränkung auf wenige, erprobte Systeme liegt weiter der gar nicht hoch genug einzuschätzende Vorteil, daß der Nachschub, der Ersatz, die Reparaturmöglichkeit in einfacher Weise durchgeführt werden kann.

Der deutschen Militärluftfahrt stehen außer den noch im Betriebe befindlichen halbstarren Groß-Basenach-Schiffen hauptsächlich die Erzeugnisse der großen Luftschiffwerften Zeppelin, Parseval und Schütte-Lanz zur Verfügung. Da außer den sich aus den Kriegserfahrungen ergebenden Abänderungen zurzeit keine grundsätzlichen Veränderungen in der Einrichtung der Schiffe getroffen werden, so ist jeder in den langen Friedensfahrperioden Ausgebildete ohne weiteres in der Lage, seinen Dienst auf irgendeinem Schiff zu übernehmen. Die einheitliche Bauweise hat aber den weiteren Vorteil, mit einer geringen Anzahl Ersatzteile alle Reparaturen schnell ausführen zu können, weil die Teile passen und das Personal eingearbeitet ist.

Mehr noch als im Luftschiffbetrieb machen sich diese Vorzüge im deutschen Flugwesen geltend. Einheitliche Motoren und einheitliche Flugzeuge ermöglichen es jedem ausgebildeten Flieger, mit jedem Flugzeug sofort loszufliegen, sich sofort mit seinen Einrichtungen abzufinden. Ferner kann jede Flugzelle sofort mit jedem Motor versehen werden, da der Einheitstyp der gleichen Stücke nach derselben Befestigungsschablone montiert werden kann. Auf diese Weise ist es möglich, beliebige Zellen und Motoren untereinander auszutauschen, jeden reparaturbedürftigen Motor sofort gegen einen gerade vorrätigen Ersatzmotor auszuwechseln und alle diese Ersatzarbeiten bei den Fliegerabteilungen selbst, d. h. unmittelbar an der Front vorzunehmen. Die Beschränkung auf wenige Einheitstypen bringt aber den großen weiteren Vor-

zug mit sich, daß die nach Grenzlehren einer scharfen Kontrolle unterworfenen Einzelteile überall passen. Ein verhältnismäßig kleines Lager setzt daher schon in die Lage, viele Motoren und Flugzeuge dauernd selbst im angestrengtesten Felddienst flugbereit zu halten. Die Monteure, auf die Einheitstypen eingearbeitet, können durch ständige Kontrolle und kleine rechtzeitig vorgenommene Auswechselungen dem ihnen anvertrauten Material so viele kleine Hilfen geben, daß tatsächlich eine Flugbereitschaft jederzeit gewährleistet werden kann. Dabei muß man stets im Auge behalten, daß der Felddienst ungeheure Anforderungen stellt. Irgendwelche Rücksichten auf die Tageszeit oder die Witterungsverhältnisse gibt es nicht, was um so bedeutungsvoller ist, als die Landungsplätze natürlich nur den allerbescheidensten Ansprüchen genügen. Ist eine Meldung, eine Erkundung nötig, so muß eben geflogen werden, ob das Wetter es zulassen will oder nicht; kommt der Apparat nur hoch, dann wird die Aufgabe auch gelöst, selbst wenn die Maschine bei der Landung zu Bruch geht. Wie sehr haben wir in dieser Beziehung seit der Kriegszeit umgelernt!

Unterstützt wird der schwere Luftfahrtdienst durch reichen Nachschub. Dank der umfassenden Fürsorge der Behörden im Verein mit den industriellen Verbänden haben sämtliche Industrien sowohl der Halb- als auch der Fertigfabrikate eine ganz außergewöhnliche Steigerung ihrer Erzeugungsfähigkeit vorgenommen. Auch hier hat die Heeresverwaltung gezeigt, wie ausbau- und erweiterungsfähig eine Industrie sein kann, wenn sie in Friedenszeiten in einem gesunden Kern erstarkt ist. Durch zweckmäßige Zentralisierung der Leitung und passende Gliederung über stationäre Ersatzabteilungen, mobile, aber trotzdem noch bis zu einem gewissen Grade seßhafte Flugzeugparks und leichtbewegliche, allen Anforderungen der Front schnell genügende Feld-Fliegerabteilungen gelingt es, sowohl die Flugbereitschaft jederzeit zu gewährleisten als auch die Flieger stets in der Nähe des Stabes zu haben, so daß wirklich alle Ansprüche befriedigt werden können."



Uniform und Politik

Ein Uniformwerk mit Soldatentypen verschiedener Heere aus verschiedenen Zeiten scheint zunächst nichts anderes als ein buntes Bilderbuch zu sein, aus dem man eben die Kenntnis des äußeren Aussehens der Soldaten gewinnen kann. Blättern wir aber Seite um Seite um, vergleichen wir einzelne Typen miteinander, so erschließen sich uns Ähnlichkeiten, die nicht zufällig sein können. Häufig genug haben sich die politischen Zusammenhänge zwischen einzelnen Staaten auch in der Art der Uniformierung ihrer Truppen niedergeschlagen, hier in der Farbengebung, dort im Schnitte der militärischen Tracht, oder auch in der Wahl der Kopfbedeckungen. Wir sehen dabei ganz von der Nachahmung der Bewaffnung ab, da diese in der äußeren Erscheinung des Soldaten nicht so ins Auge fällt, und es ja auch selbstverständlich erscheint, daß gewisse Waffen, die sich in dem siegreichen Kriege einer Macht bewährt und besonders zum Erfolge beigetragen haben, von den anderen zum Muster genommen werden.

Gewisse Ähnlichkeiten liegen ja allerdings schon in der zeitgenössischen Mode begründet, und das gilt besonders für die Zeit, in der die Spaltung der Truppen in die mannigfachen Arten, die wir jetzt haben, noch nicht stattgefunden hatte oder nur die ersten Ansätze dazu vorhanden waren. Das war in dem Zeitabschnitt, wo man überhaupt erst die einheitliche Uniformierung begann. Es geschah zuerst in Frankreich im Jahre 1670.

Die Schaffung der stehenden Heere steht im engsten Zusammenhange mit der Herausbildung der unumschränkten Fürstengewalt. Wie diese in Frankreich ihre vorbildliche Gestaltung erfuhr, mußte auch die Uniformierung der Truppen dieses Landes bald und fast überall Nach-



ahmung finden. Doch war die Unterschiedlichkeit der militärischen Tracht damals noch zu wenig fortgeschritten, als daß man von bewußter Nachbildung ihrer Äußerlichkeiten in größerem Umfange sprechen könnte. Solche Nachahmungen fanden erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts und dann weiterhin in dem 19. statt. Auch hierbei hat die Bewährung in der Praxis des Krieges eine gewisse, unter Umständen bedeutende Rolle gespielt, so wie z. B. die fast überall erfolgte Einführung der Grenadiermütze statt des Hutes. Jedenfalls wird der gegenwärtige Krieg auch in den Staaten, die heut darin noch rückständig sind, die Einführung schutzfarbener Uniformen, ähnlich unserer feldgrauen, nach sich ziehen. Nun erleben wir es aber in der Uniformgeschichte, daß bisweilen auch recht unpraktische Trachten nahgeahmt wurden. Natürlich spielt auch da die allgemeine Mode mehr oder minder hinein. Diese aber kann nicht alles erklären. Hier setzt der Einfluß der Politik, der Stellung der Staaten zueinander, ein.

Gerade die Mächte, die die Führung übernommen, die sich besonders durch erfolgreiche Kriege ausgezeichnet haben, werden auch in der Uniformierung ihrer Truppen für andere maßgebend werden. Das kann die Folge davon sein, daß diese von jenen abhängig geworden sind. Aber auch ohne diesen wichtigen Umstand finden Entlehnungen statt. Mit der Farbe, dem Schnitt der Uniformen und anderen Äußerlichkeiten hat die Gewinnung der Machtstellung nichts zu tun. Aber es ist menschlich begreiflich, daß dadurch auch die militärische Mode beeinflußt wird, wie es bei der bürgerlichen der Fall ist. Man denke nur an die Vorherrschaft Frankreichs auf diesem Gebiete.

Als die beiden großen genialen Meister des Krieges nennt die Geschichte Friedrich den Großen und den ersten Napoleon. Ihre gewaltigen Erfolge haben vor allem auch auf die Ausbildung der militärischen Tracht gewirkt, und zwar in der Zeitfolge, in der diese Männer gewirkt haben. Der französische Kriegsruhm, den die Eroberungspolitik Ludwigs XIV. seinem Reiche verschafft hatte, verblaßte bald schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und ging ganz unter im Siebenjährigen Kriege, der den Tag von Roßbach brachte und Frankreich seinen großen amerikanischen Besitz kostete. Um so heller strahlte das Gestirn Friedrichs des Großen. Damit wurde die preußische Uniformierung für viele vorbildlich. In einer großen Anzahl der militärischen Typen der deutschen Heere jener Tage vermögen wir es nachzuweisen, z. B. in Baden und Hessen-Darmstadt. Einen interessanten Zwischenfall der russischen Uniformgeschichte bildet die kurze Regierung Peters III., der 1762 auf die Kaiserin Elisabeth folgte. Ein glühender Verehrer Friedrichs, schloß er sofort mit ihm Frieden, ja trat sogar in ein Bündnis mit ihm, das noch nach seinem Tode durch die inaktive Teilnahme von Tschernitscheffs Korps an der Schlacht von Burkersdorf für den preußischen König bedeutungsvoll wurde. Peter hatte die Absicht, das russische Heer ganz auf preußischen Fuß zu stellen, und eine Anzahl von Regimentern wurde tatsächlich schon nach preußischer Art uniformiert. Sein schneller Tod hinderte die völlige Durchführung dieser Maßregel.

Unter Friedrich Wilhelm II. ging Preußens militärischer Ruhm zurück, und noch ehe das Jahrhundert sich zur Rüste neigte, trat Napoleon die Erbschaft an, erst als General Bonaparte und Erster Konsul, dann als Kaiser der Franzosen. Entsprechend seinem weiteren Machtgebiete mußte die Einwirkung Frankreichs auf die militärische Tracht eine ungleich größere sein. Das französische Vorbild beherrschte seitdem bis zum Sturze des Kaisers einen großen Teil Europas, bei allem Unterschiede der Farbengebung, die niemals, weder früher noch später, so mannigfaltig und reich war wie damals.

Zunächst ist da das Königreich Italien zu erwähnen, in dem für Napoleon sein Stiefsohn Eugen Beauharnais die Regierung führte. Ebenso war es in Neapel und dem später Frankreich einverleibten Königreich Holland der Fall. Auch in dem Heere König Josephs von Spanien machten sich französische Anklänge bemerkbar, wenn daneben auch die alte, nationale Motive verwendende Tracht sich erhielt. Außer Preußen und Österreich stand das ganze alte deutsche Reich im Rheinbunde vereint unter Napoleons Oberherrschaft, soweit nicht ein be-

deutender Teil dem Kaiserreich selbst einverleibt war. In den Neuschöpfungen auf deutschem Boden, dem Königreich Westfalen und dem Großherzogtum Berg, herrscht der französische Typus völlig, aber auch die älteren Staaten zeigen ihn, wenn auch mit Beibehaltung einzelner Eigentümlichkeiten, z. B. des bayrischen Raupenhelms, der in etwas anderer Form auch in Württemberg auftaucht.

Preußen und Österreich entziehen sich diesem Einfluß, wenngleich sie ja schließlich auch nichts mehr als Vasallenstaaten Napoleons waren. Als Preußen nach dem Frieden von Tilsit die völlige Umwandlung seines Heerwesens vornimmt, wählt es für die äußere Erscheinung seiner Truppen ein anderes Vorbild, nämlich Rußland, ein Umstand, der politisch begründet war, wenn damals auch Kaiser Alexander in engster Verbindung mit Napoleon stand. In der Bücherei des Großen Generalstabes befinden sich zwei Sammlungen von Handzeichnungen russischer Truppen, die Alexander dem preußischen König zum Geschenk gemacht hatte. Laut einer handschriftlichen Notiz haben sie diesem als Vorbilder bei dem Entwurf der neuen preußischen Uniformen gedient. Besonders auffällig ist neben deren Schnitt die Entlehnung der Formen des Tschakos und der Bügelhelme, die bei den Kürassieren eingeführt wurden. Gerade in ihrem Unterschiede von dem allgemein bekannten Muster des französischen Bügelhelms, der sich trotz mancher einzelnen Veränderung bis jetzt im französischen Heere erhalten hat, mag man wohl in der Wahl des russischen Vorbildes eine bewußte Ablehnung des damals überall herrschenden französischen sehen.

Mit dem Jahre 1813 erschienen die Russen auf deutschem Boden; sie kamen als die Befreier, und gerade ihre seltsamsten Kriegergestalten, Kosaken, Baschkiren wurden besonders gefeiert. Das fand nun wieder in Neuuniformierungen seinen Niederschlag. Am 18. März war Tettenborn in Hamburg eingezogen, zwei Tage später erfolgte hier der Aufruf zur Bildung eines Freiwilligenkorps. Unter diesen Umständen war es verständlich, daß man die Russen sogar bis auf die Kantschus der Reiter nachahmte. Als man dann gegen die Wende des bedeutungsvollen Jahres neue, reichere Uniformen einführte, war das russische Vorbild immer noch maßgebend. Der Kosakenbegeisterung entsprach auch die Schaffung der Kosakenschwadronen bei dem Regimente Garde du Corps und dem leichten Gardekavallerieregimente in Preußen.

Dieser Einfluß Halbasiens mag uns rückgreifend noch zu einigen militärischen Bildungen führen, die ebenfalls dem Osten entstammen. Die siegreichen Kämpfe, die die Donaumonarchie um 1700 gegen die Türken führte, schufen den Ruhm der national-ungarischen Reiterei, der damals noch nicht uniformierten Husaren, und bewirkte ihre Nachahmung in anderen Staaten; in Preußen 1721 durch Friedrich Wilhelm I. An das erst im 19. Jahrhundert ganz abgestorbene Landsknechtstum auch eines Teils des Adels erinnert hierbei die Übernahme ungarischer Offiziere. Slawischen Einflüssen verdankt die Bosniakentruppe in Preußen unter Friedrich dem Großen ihre Entstehung. Daß es sich dabei mehr um militärische Moden handelte, zeigt das Vorkommen von Bosniaken im dänischen Heere um 1800. An Stelle der preußischen Bosniaken begründete aus dem kleinen Adel in den polnischen Teilungsgebieten Friedrich Wilhelm III. 1800 das Korps Towarczys, aus dem nach der Neubildung von 1808 die Ulanenregimenter 1 und 2 hervorgingen. Das 2. Regiment, das in Oberschlesien steht, wird noch heute scherzhaft als „Oberkosaken“ bezeichnet. Daß das politisch haltlose Polen viel mehr unter fremdem Uniformeinfluß gestanden hat, als daß es selbst andere Staaten beeinflußt hätte, ist klar. Erst unter den beiden Königen wettinischer Herkunft fand, unter Nachahmung sächsischer Vorbilder, die erste eigentliche Uniformierung statt, die sicher wohl nur bei wenigen Regimentern völlig durchgeführt wurde. Das Heer des Großherzogtums Warschau war natürlich nach französischer Art bekleidet.

Die politischen Verhältnisse bringen es mit sich, daß wir im Jahre 1813 hier und dort auch auf englische Einflüsse in der Uniformierung stoßen. Gegenüber den festländischen Typen finden wir in England nach Schnitt und Kopfbedeckung einen so ausgesprochenen Soldaten-



typus, daß er sofort auffällt. Nach bekannter Art und Weise ließ der Inselstaat meist andere für sich kämpfen, lieferte dafür aber Waffen und die Uniformen, und zwar durchaus nicht die besten. Ganz englisch erscheint daher die englisch-deutsche Legion, die unter Wellington den Kampf gegen das Königtum von Napoleons Bruder Joseph führt, englischen Einfluß zeigt auch das spanische Nationalheer jener Tage, in englischen Uniformen und Mützen aber sind endlich auch preußische Reserveregimenter ins Feld gerückt, um erst allmählich sich wieder zu verpreußen. Die politische Abhängigkeit Portugals von England findet in vielen Ähnlichkeiten der Uniformierung in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts ihren Ausdruck.

Wir haben Österreich-Ungarn bisher nur gelegentlich der Erwähnung der Husaren gestreift, obwohl dieses Staatswesen sonst recht selbständige Uniformentypen bis heutigen Tages aufweist und doch jedenfalls immer eine wichtige politische Rolle gespielt hat. Im Lützowschen Freikorps gab es eine Tiroler Jägerkompanie, die aber wohl nur zum Teil aus wirklichen Tirolern bestand. Sie, ebenso wie die Braunschweiger Jäger der damaligen Zeit, erscheinen den österreichischen Jägern nachgebildet. Man mag dabei an die allgemeine Begeisterung für die Tiroler denken, aber auch der Umstand, daß der schwarze Herzog sein Korps auf österreichischem Boden, in Böhmen, bildete, ist dabei wohl mit maßgebend gewesen. Mehr macht sich der Einfluß Österreichs seit Beginn der Restaurationszeit in Italien geltend, ganz entsprechend der politischen Vorherrschaft, die es unter Metternich ausübte. Sehr interessant ist es, wie das politische Eingreifen Österreichs, Frankreichs und Englands in die Verhältnisse des Königreichs Neapel unseligen Angedenkens sich in der verschiedenartigen Uniformierung des Heeres dieses Landes spiegelt. Ganz den österreichischen Typus zeigen beim Verluste der politischen Selbständigkeit dieser Staaten die Heere Toskanas und Modenas, ganz erklärlich auch bei der engen Verwandtschaft der Herrschergeschlechter. Merkwürdigerweise weist das Heer von Parma im Schnitt, in der Wahl der Pickelhaube, aber auch in der Farbe starke Anlehnung an das preußische Vorbild auf. Ich weiß nicht, ob sich darin vielleicht ein bewußter Gegensatz gegen Österreich ausgesprochen hat oder ob wir es hier nur mit einer äußerlichen Nachahmung zu tun haben. Eine solche war die Einführung der Pickelhaube in Portugal am Ende der achtziger Jahre, zugleich aber eine Huldigungsfeier für das siegreiche preußisch-deutsche Heer von 1870/71.

Ein großer Teil der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts ist von dem Gegensatz der beiden Großmächte und der Mittelstaaten erfüllt. Preußen galt in gewissem Sinne als der Militärstaat an sich, seine militärischen Einrichtungen, die hauptsächlich in den Befreiungskriegen den Sieg herbeigeführt hatten, als mustergültig. So überwiegt sein Einfluß in der militärischen Tracht durchaus den von Österreich. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß fast alle Truppenteile des deutschen Bundesheeres, z. T. selbst in der Farbengebung, sich eng an das preußische Vorbild anlehnen, soweit es sich um die Kleinstaaten handelt, während die Mittelstaaten, entsprechend ihrer politischen Haltung, ihre eigene Uniformierung fortbilden. Eine Ausnahme machen Hessen-Kassel und Hannover. In ersterem überwiegt der preußische Einfluß, letzteres unterliegt ihm ebenfalls, aber erst nach 1837, wo infolge der Thronbesteigung Viktorias die Personenverbindung Hannovers mit England gelöst wurde. Bis dahin war ganz das englische Vorbild maßgebend gewesen. Das Jahr 1843 brachte dem preußischen Heere eine grundlegende Veränderung des äußeren Aussehens der meisten Truppen durch Einführung der Pickelhaube und des Waffenrocks. Es war damals keine politische Glanzzeit Preußens, und abgesehen von den kurzen Episoden des Schleswig-holsteinischen Krieges und des Niederschlagens der Aufstände in Baden und Sachsen auch für das Heer nicht ruhmvoll, trotzdem aber wird das Vorbild Preußens immer mehr nachgeahmt. Ganz preußisch erscheint z. B. die 1848 aufgestellte schleswig-holsteinische Armee. Noch in den vierziger Jahren, bis in die fünfziger hinein, erobert sich die Pickelhaube nacheinander Hessen-Kassel, die beiden Mecklenburg, Hannover, Hessen-Darmstadt und Baden, abgesehen von den Kleinstaaten, deren Truppenteile später in der preußische Armee aufgingen. Schon vorher, 1846, war die Pickel-

haube in dem russischen Heere eingeführt worden, dessen Kaiser Nikolaus sich ja, nebenbei erwähnt, dem Hofrat Schneider, dem Vorleser Wilhelms I., gegenüber, einmal als einen der drei wirklichen und einzigen Preußen bezeichnete. Ende der fünfziger Jahre taucht neben der Pickelhaube in Rußland eine käppiartige Mütze auf, die dann von 1868 bis 1882 als alleinige Kopfbedeckung getragen wurde. Wenn sie auch in Oldenburg und Mecklenburg vorkommt, so sind dafür sicher die verwandtschaftlichen Beziehungen ihrer Herrscherhäuser zum russischen Hofe maßgebend. Mit den Militärabkommen, die Preußen nach dem Kriege von 1866 mit den norddeutschen Kleinstaaten schloß, hörten deren besondere Truppen zu bestehen auf, aber es war nur zu verständlich, wenn jetzt und nach der Gründung des Reiches auch die anderen Staaten ihre Heere dem preußischen Vorbilde anschlossen, so Sachsen und Oldenburg 1867, Württemberg 1871, Braunschweig und Bayern 1886. Bei allen diesen Ausführungen bleibt natürlich zu berücksichtigen, daß die alten Uniformbestände immer erst noch aufgetragen wurden, wie wir es ja auch jetzt noch neben der feldgrauen Uniform sehen. Über deren praktische Seite hinaus ist ihre Einführung auch politisch insofern von Bedeutung, als dadurch die völlig einheitliche äußere Erscheinung des gesamten deutschen Kriegsheeres, vorläufig im Felde, durchgeführt erscheint, auch ein Symbol der jetzt fester wie je begründeten deutschen Einheit!

Wenn von Frankreich aus der Ruhm, den sein Heer unter dem ersten Napoleon gewonnen hatte, sich in der Nachbildung seiner Uniformen besonders in den romanischen Staatengebilden zeigte, mußte natürlich auch die Vormachtstellung, die Napoleon III. dem zweiten Kaiserreich in Europa verschafft hatte, sich bemerkbar machen. So stehen Belgien und die Niederlande, Neapel, der Kirchenstaat, Sardinien unter französischem Einfluß. Ja er erobert sich unter anderem auch das Reich der Franzosen des Nordens, nämlich Norwegen. Charakteristisch erscheint in den sechziger Jahren besonders der faltige Hosenschnitt, der fast überall bei Frankreichs Nachahmern wiederkehrt, das männliche Gegenstück zur Krinoline. Wir finden ihn selbst in der freien Schweiz, auch im badischen Heere, wo er einen merkwürdigen Gegensatz zu der sonstigen Uniformierung nach preußischer Art bildet, sich vielleicht aber auch aus den nahen verwandtschaftlichen Beziehungen des Großherzoghauses zu der Familie Bonaparte-Beauharnais erklärt. War doch Napoleons I. Pflegetochter Stephanie (Beauharnais) als Witwe des Großherzogs Karl von Baden erst 1860 gestorben.

Auf dem Balkan finden sich in den Heeren der Staaten, die sich von der Türkei nach jahrhundertelanger Herrschaft losgerissen hatten, größere Anlehnungen an anderen Staaten, besonders natürlich Rußland. Daneben spielen freilich auch nationale Überlieferungen eine Rolle, wie in Montenegro oder bei den griechischen Jägern. Entsprechend dem Herkommen der ersten beiden griechischen Könige aus dem bayrischen und dänischen Königshause ergibt die Uniformierung des griechischen Heeres in diesen beiden Zeiträumen engen Anschluß an die bayrische und dänische Heerestracht (mit Ausschluß des bayrischen Raupenhelms). Bei den jüngeren Staatenbildungen, besonders natürlich in Serbien, überwiegt der russische Einfluß, ganz entsprechend der politischen Rolle, die das Zarenreich gespielt hat. Am geringsten ist er bei dem rumänischen Heere.

Wenn die großen Kriege unter hervorragenden Führern, wie wir gesehen haben, einzelne Staaten auch vorbildlich für die Uniformen in anderen Staaten haben werden lassen, so darf man mit Sicherheit voraussetzen, daß auch der gegenwärtige Krieg das von neuem beweisen wird, nur daß jetzt nicht die bunte kriegerische Tracht der Vergangenheit, sondern vielmehr die schlichte, der Natur nachgeahmte Tracht des Feldsoldaten das Vorbild abgeben wird. Wir dürfen wohl der Zuversicht sein, daß auch auf diesem Gebiete unsere Feldgrauen den Sieg davontragen werden.

Prof. Dr. Paul Knötel



Das englische Chaos

Right or wrong, my country!“ Es wäre Verleumdung, meint Elsbeth Friedrichs in der „Frankf. Ztg.“, diesen Spruch zum eisernen Bestande der Lebensregeln für alle Engländer zu stempeln. Für die geistige Elite gelte er nicht. Aber diese Elite sei verhältnismäßig ein sehr kleiner Teil des Volkes, und auch dieser sehr kleine Teil habe es versäumt, mit wachsamem Auge und gründlichem Nachdenken auf die Diplomatie der englischen Regierung einzuwirken. So sei denn auch ihre an sich hochachtungswerte Auflehnung gegen das Verbrechen der Grey und Genossen im Sande verlaufen. Freilich, diese Kreise haben längst ihr Urteil über die Handlungsweise ihrer Regierung gefällt, sie haben gesagt, daß sie aus Vaterlandsliebe während der Kriegszeit sich zum Schweigen verpflichtet fühlen, daß aber nach dieser Zeit die Abrechnung kommen werde:

„Aber diese sind nicht England. Man findet ihresgleichen ja natürlich in jedem hochzivilisierten Staate, sie sind ja die Quelle dieser Zivilisation, und England ohne sie, ach, was das ist, das sehen wir jetzt. Sie also scheiden jetzt aus.

Was bleibt? Die große Masse des englischen Volkes und eine demoralisierte Regierung. Und diese große Masse ist — Chaos. Es gibt keinen Volkswillen, es gibt keine Spur von irgendeiner Einheitlichkeit des Denkens, des Empfindens und gar des Wollens, darum kann es auch keine Taten geben. Das haben die englischen Politiker gewußt, mit Aufbietung aller, auch der barbarischsten und unmoralischsten Unterstützungskräfte haben sie ihre Maßnahmen getroffen. Aber man hat es jetzt erfahren — das deutsche Volk hat einen Willen, einen einheitlichen Willen, geboren aus dem Bewußtsein des heiligen Rechts. Und welche Taten dieser Wille vollbringen kann, das hat man nun auch schon erfahren.

Man hat einst gesagt, der deutsche Schulmeister sei der Sieger in der Feldschlacht. Das bewahrheitet sich zum drittenmal in einem Kriege, und dieses Mal in kaum glaublicher Weise. Dabei — wir sind uns dessen wohl bewußt — ist unser Schulwesen noch lange nicht das, was es sein sollte. Aber es ist sicherlich die Hauptursache des gewaltigen Unterschiedes, der sich im gesamten Leben, in kriegerischen wie friedlichen Zeiten, zwischen den beiden Völkern seit vielen Jahren mehr und mehr gezeigt hat. Was sollen denn unsere Soldaten in der Schule gelernt haben, und haben sie zum großen Teil auch gelernt? Gründliches, tüchtiges Arbeiten, Unterordnung unter das Gesetz, Schätzung der Intelligenz, Ehrfurcht vor dem Geiste, Hingabe an die Idee! Dies alles sind Dinge, die das englische Kind in der Volksschule nicht lernt, denn Ausnahmen, die durch eine seltene Lehrpersönlichkeit sich einstellen, bestätigen nur die Regel. Bei uns herrscht strenge Einheitlichkeit und Durchführung der Volksschulbildung (einschließlich Fortbildungsschule), drüben Willkür, Nachlässigkeit, Zerrissenheit. Hier eine abgerundete Bildung, dort im günstigsten Falle einigermaßen Fertigkeit im Lesen, Rechnen und Schreiben. ‚Schütze deinen deutschen Geist, deine deutsche Kultur, die du mit den Genossen in der Schule empfangen, an der du mit den Genossen gearbeitet, bewußt gearbeitet han! Schütze diese Güter gegen eine Welt!‘ So gebietet der freie Entschluß unserem ganzen Volke, den Führern wie den Geführten.

Kein Geringerer als Lord Haldane hat in einer Rede vor nicht langer Zeit ausgesprochen: „... Jemand hat einmal gesagt: „„Ohne Goethe kein Bismarck.““ Dies scheint mir wahr zu sein. Aber man hätte hinzufügen können, daß ohne die großen Denker der Deutschen es auch keinen Scharnhorst, Clausewitz, Roon und Moltke gegeben hätte. In der Geschichte des modernen Deutschland gibt es kaum ein besseres Beispiel für das, was man die wunderbare Macht des Gedankens genannt hat, als die organisatorische Fähigkeit, die es entfaltet hat. Ein besonders lehrreicher Beleg dafür ist die Organisation des militärischen Systems der Deutschen. Sie begann nach der Schlacht bei Jena. Vor dieser Katastrophe hatten die deutschen Generale

aufgehört zu denken; sie hatten sich damit begnügt, die Überlieferungen, die sie von Friedrich dem Großen geerbt, blind zu befolgen ...'

Viscount Haldane preist unser Organisationstalent überall, besonders aber auch auf dem Gebiete des Schulwesens, und er läßt keine Gelegenheit unbenutzt, auf den fast gänzlichen Mangel einer einheitlichen Bildungsgrundlage in seinem Vaterlande hinzuweisen. ‚Engländer,' sagt er, ‚Engländer besitzen Mut und Entschlossenheit in der Gefahr, aber diese Eigenschaften sind heutzutage nicht mehr so viel wert wie vor fünfzig Jahren. Kenntnisse und wissenschaftliches Verständnis müssen hinzukommen und können nur durch naturwissenschaftliche Erziehung gewonnen werden. Die Engländer müssen eine ernstere Nation werden, den Wert der Erziehung und Wissenschaft zu begreifen ...'

Zu begreifen! Welch ein Weg von solchem Begreifen bis zur Verarbeitung des begriffenen Stoffes für die systematische Belehrung des ganzen Volkes ist da noch zu gehen! Erst seit dem Jahre 1871 gibt es in England einen Schulzwang. Wie dieser noch heute gehandhabt wird, beweist der Umstand, daß in gewissen großen Teilen der englischen Städte durchschnittlich ein Drittel der Kinder niemals eine Schule besucht, ferner daß nach den Ergebnissen einer Prüfungskommission nur etwa der zehnte Teil der Volksschüler bis in die fünfte Schulklasse aufsteigt. Es kann daher keinerlei die Nation verbindenden Geistesbesitz, es kann für diese Kinder keine Vorbereitung zum Leben, zur Arbeit geben. Und wo bleibt die Charakter- und Willensbildung? Wir wissen es, daß ein großes, starkes Volk nur werden kann durch die systematisch in jedem Individuum herangebildete Selbstzucht. Wie weltenweit aber die Volksbildung in England entfernt ist von der Verwirklichung des kategorischen Imperativs, das zeigt schon der vielfach bekannte Zustand, in dem sich ‚the paupers' befinden. Eastend of London, Whitechapel, Cowgate und andere Viertel der großen englischen Städte, das sind düstere und furchtbare Wirklichkeiten im englischen Volksleben. Eastend of London allein beherbergt zwei Millionen Kreaturen, die, nicht Tier, nicht Mensch, doch Volksgenossen sind. Das schon allein ist ein trauriges Fiasko der englischen Volkserziehung. Wird man aus dieser Volksklasse jetzt Ersatzmannschaften nehmen? Dem Kenner englischen Volkslebens scheint das unmöglich. Ein Bruchteil dieser Klasse besucht die ‚board schools' (Volksschule); aber diese Schulen sind der Schrecken anständiger Leute. Wehe dem Vorübergehenden, wenn gleich Horden wilder Bestien der Strom dieser Schüler sich auf die Straße ergießt! Disziplin, das ist ein von der gesamten englischen Jugend verabscheuter Begriff. Schon das englische Kind setzt allen Disziplinarreglements seinen selbstherrlichen Dünkel entgegen, und schon in der Schule ist der Streik ein nicht selten angewandtes Auflehnungsmittel.

Die Tugend der zielbewußten Arbeit und Ausdauer lernt das englische Kind nicht, schulentlassen tritt es ungelernt ein in die endlosen Reihen der Gelegenheits-, Alles- und Nichtsarbeiter, um nicht selten bald dem Zustand der Arbeitslosigkeit, dem Pauperismus und dem Laster anheimzufallen. Wenn diese Massen Willenskraft, Willenseinheit und Organisationsfähigkeit besäßen, dann wehe dem britischen Staate, der seinen Bürgern das köstliche Gut der Freiheit schenkt, ohne sie zum Gebrauche dieses Gutes zu befähigen. Seit bald einem halben Jahrhundert liegt schwer und beängstigend das Bewußtsein dieses fort und fort anwachsenden Pauperismus auf dem englischen Staatsleben. Eine grandiose englische Wohltätigkeit versucht mit dem Aufwande von mehr als 400 Millionen jährlich dem Übel beizukommen, fast ohne jeden Erfolg. O, diese Wohltätigkeit! In hundert verschiedene Richtungen zerfällt sie, je nachdem ihr die Eitelkeit oder die Kirche oder Sport, Zeitvertreib oder wahre Gutherzigkeit ihre Methode vorschreiben. Die englische Philanthropie entbehrt jedes logisch begründeten und aufgebauten Systems. Eine so schlecht geleitete und organisierte Armenunterstützung, hat einmal der Arbeitsminister John Burns gesagt, sei geeignet, den allgemeinen Staatsbankerott herbeizuführen. ‚Lehrt unser Volk arbeiten und sparen, lehrt es spartanische Gewohnheiten, und ihr habt die Axt an die Wurzel des Übels gelegt!' Jetzt aber macht man aus diesen Massen

Kanonenfutter, indem man das Heer der Arbeitslosen mit der Peitsche des Hungers in den verhaßten Kriegsdienst treibt.

Das englische Problem ist vielseitig, aber es lassen sich die Zusammenhänge leicht verfolgen. Der verhältnismäßige Stillstand der englischen Industrie hat natürlich auch seine Ursache in der fehlenden Aus- und Durchbildung sowohl der Arbeiter wie der diesen übergeordneten technischen Kräfte. Mögen zahlreiche einzelne sich Geschick und Kenntnis erwerben, so fehlt doch wieder die Anpassung an ein vielgegliedertes Ganzes und die Einordnung in dasselbe, es fehlt wieder die lebengewinnende, Schwierigkeit überwindende Ordnung, zu der man schon in der Schule erzogen sein muß. Es lebt und strebt eben jeder für sich; anstatt für ein nationales Ganze arbeitet jeder an jenem ruinösen Zustand mit, den man das englische Chaos nennen kann.

Und gar die höheren Schulen! Man kann sie nicht charakterisieren, weil jede ein Gebilde für sich und mit ihren Schwesternanstalten nicht vergleichbar ist. Es gibt auch nicht etwa ein Verbindungsglied zwischen ihnen und der Volksschule, und die gähnende Kluft, wie sie sich aufgetan hat zwischen den Vertretern der Volksschule und der Klasse der Gebildeten, spaltet England geradezu in zwei neben- oder übereinanderlebende Völker. Wenn schon zwar beide Klassen in der Schule Lesen, Rechnen und Schreiben lernen, so ist dies noch kein Bildungsideal, sondern nur ein Mittel, sich Bildung zu erwerben. Das will man auch in der gebildeten Welt; aber wie? ‚Es ist mir nur darum zu tun,‘ sagt eine den vornehmeren Kreisen angehörige Dame, eine bekannte englische Künstlerin, ‚daß meine Tochter in Ihrer Schule sich eine elegante Handhabung der fremden Sprachen und eine gute Geschicklichkeit in der musikalischen Ausübung aneignet. Von allen anderen Lektionen wünsche ich meine Tochter auszuschließen, denn das sind Dinge, die sie sich so nebenbei aneignen kann bei der Lektüre guter Bücher ...‘ Die Schulleitung hatte sich zu fügen, wollte sie nicht die Existenz ihrer Anstalt aufs Spiel setzen. Solche Fälle kommen allwöchentlich vor.

Die höhere Knabenschule in England geht als Karikatur durch die erzählende Literatur der britischen Dichter seit mehr als fünfzig Jahren. Man denke an Dickens, George Elliot und andere. Was sich seitdem gebessert hat, ist nicht wesentlich, obwohl die leitenden Persönlichkeiten den Zuständen ein geradezu fieberhaftes Interesse zuwenden. Liest man die Artikel und Reden dieser Männer und Frauen über den Gegenstand, so meint man die Verzweiflung mit zu empfinden, welche sie erfüllt, indem sie den gewaltigen Bau des deutschen Gesamtschulwesens überblicken. Jawohl, die höheren englischen Schulen stellen oft vorzügliche Lehrkräfte an und bieten ihren Schülern jede Gelegenheit, sich eine gute, gründliche Allgemeinbildung zu erwerben; aber werden diese selbstherrlichen Kinder denn auch alle diese schönen Wissensgebiete befahren wollen? Werden sie sich nicht viel lieber den Sport- und Spielübungen zuwenden, die alle Schulen in hervorragendem Maße bieten? Werden sie nicht ihren Eifer den Aufgaben zuwenden, welche ihrem Ehrgeiz Preise bieten? Und dann — eins ist not vor allem anderen, die englischen Schüler müssen zu ladies und gentlemen erzogen werden, äußerlich, das ist unverbrüchliches englisches Gesetz, ob auch innerlich, das ist Privatsache. Jedenfalls hat die unwürdige Diplomatie der jetzigen britischen Regierung, deren Vertreter so oft in schönen Worten den Moralkodex des englischen gentleman aufgestellt haben, in praxi kläglich versagt. Aber man darf auch nicht vergessen, daß eine Eigenschaft dieses Volkes das klare Urteilsvermögen und die natürliche Auffassung internationaler Verhältnisse gänzlich verdunkelt, das ist ein bis zur Selbstanbetung ausgearbeiteter nationaler und individueller Dünkel, das einzige Gefühl, in dem sich die Allgemeinheit begegnet und versteht. Dieser Dünkel bildet die Grundlage des bekannten englischen Konservativismus, und er ist zugleich die Folge davon. Die Geisteselite hat sich von ihm befreit und ist darum Geisteselite, das Volk aber in seiner Mehrheit könnte hiervon nur genesen durch die Schule.

Noch nicht einmal mit diesen innersten Angelegenheiten kann die englische Regierung fertig werden oder sie auch nur in die rechten Bahnen leiten. Nun ist da die böse, böse irische

Frage, zu deren Regelung sie sich gänzlich machtlos gezeigt hat. Da sind die Kolonien und Indien! Alle seine Weltbesitzungen hat sich Großbritannien weder durch Arbeit noch durch Heldentum oder ähnliche Tugenden erworben, sie sind ihm als reife Früchte in den Schoß gefallen. Der englische Bürger im allgemeinen nimmt keinen Anteil an den Leiden und Freuden dieser auswärtigen Mitbürger, es ist ihm noch nie in den Sinn gekommen, ein Verantwortungsgefühl für diese Länder zu übernehmen, geschweige denn sich Opfer dafür aufzuerlegen. Und dieses Inselvolk hat es vermocht, die Welt vor sich erzittern zu lassen!

Der Dilettantismus englischer Staatsmänner hat Europa in Brand gesteckt. Furchtbares Verbrechen! Und doch — wie viele hohe Fähigkeiten ruhen in England! Sollte ihm die Schicksalsstunde schlagen, sollte es das Leid kennen lernen, das es bisher nur anderen Völkern bereitete, dann könnte vielleicht, wenn es nicht schon zu spät ist, ein allgemeines Aufraffen und Zusammenfassen der Kräfte eine Wiedergeburt bringen. Aber ein neues England wird nur auferstehen, wenn es anstatt der Floskeln und hochtönenden Worte Taten, nicht im Sinne hochfahrender Selbstsucht, sondern im Geiste vollbringt, dessen Namen die englischen Staatsmänner bisher nur auf der Zunge trugen.



Unsere Leutnants

Ein notwendiges Bekenntnis aus der Schlachtfront" legt Erich Köhrer im „Deutschen Kurier" ab. In den langen Friedensjahren sei das Verständnis dafür abhanden gekommen, aus welchen Gründen die offenkundige Bevorzugung des Wehrstandes vor dem Nährstande bei jeder möglichen und mancher unmöglichen Gelegenheit bestehen blieb. „Sie mutete uns wie ein Überrest aus mittelalterlichen Zeiten an, der oft unsre Heiterkeit, häufiger unsre Entrüstung hervorrief." Dieser Völkerkrieg, der so viele Werte umwerte, werde aber auch der Stellung unsrer Offiziere in der Öffentlichkeit eine neue Grundlage geben. Millionen hätten in seinem Verlaufe gesehen, durch welche Leistung der deutsche Leutnant für ein paar Geschlechter sich wieder seine besondere Stellung verdient habe.

Die Offiziere müssen die Entbehrungen des Feldzuges naturgemäß viel stärker empfinden als die Mannschaften. „Und wenn ich wieder einmal einen übermütigen Leutnant in lustiger Gesellschaft beim Champagner sitzen sehe, vielleicht intensiv mit einem schönen Hummer beschäftigt, werde ich daran denken müssen, daß der Schlemmer vielleicht in diesen Monaten tagelang im Schützengraben unter ständigem Granathagel auf Stroh gelegen hat und glücklich war, wenn im Schutze der Nacht die ‚Gulaschkanone' eine dünne Suppe und einen Napf abgestandenes Brunnenwasser herbeischaffte.

Mit einem hellen Freudenruf springen unsre jungen Leutnants der Gefahr in die Arme, und Tapferkeit bis zur Verwegenheit, sichere Entschlossenheit treten ebenso leuchtend zutage, wie Klugheit und vorsichtige Zurückhaltung. Noch dringen nur selten Mitteilungen über die erstaunlichen Leistungen der einzelnen an die Öffentlichkeit, aber nach dem Kriege wird man wohl staunen, wenn man erfährt, wie sehr in diesem Kampfe der Massen und der Technik doch noch der einzelne Mensch sich zur Geltung bringen konnte. Ich bin in den Schützengräben an den Hängen der Argonnen gewesen, wo die Offiziere mit der Mannschaft Seite an Seite in Lehm und Kalk und Kot in ununterbrochenem Feuer liegen, ungewaschen, ungesäubert von jedem Dreck, abgeschnitten von jeder Nachricht, ganz auf sich und den inneren Gehalt angewiesen. Ich habe sie an der Aisne in den Artilleriestellungen besucht, in den Erdhöhlen der schweren Batterien, in denen sie auf leeren Kisten meist im Dunkeln sitzen, über sich das Heulen der Granaten und das Prasseln der Schrap-



nells, und auf den Beobachtungsposten bei der Feldartillerie vorn am Feind, wo mir aus der Erde ein lehmiges Etwas gebückt entgegensprang, das sich als der Oberleutnant der Batterie entpuppte, und bin mit hineingekrochen in das niedrige Zelt, in das man nur auf dem Bauche gelangen kann, und in dessen Dunkel fünf, sechs Mann flüchtige Stunden der Ruhe suchen. Und überall fand ich den gleichen Eindruck: die Leute schwärmen für ihre Offiziere, und mancher, der sicher nie einen andern als einen roten Stimmzettel in die Hand genommen hat, sagt nun doch: ‚Der Leutnant! — Donnerwetter ja! Hut ab!‘ Denn der Leutnant ist nicht nur der Erste und Vorderste beim Kampf, sondern auch der unermüdliche Stimmungsmacher in den Gefechtspausen, und seine fröhliche Laune, sein heiterer Zuspruch hilft oft über drohende Flauheit hinweg . . .

Wir, die wir nicht in der Front für den deutschen Gedanken fechten dürfen, werden nach dem Kampfe eine heilige Pflicht haben: jeder nach seinen Kräften für die Opfer zu sorgen, die er gefordert hat. Und wenn wir nach dem Kriege wieder die Bilder sehen, die uns manchmal verdrossen haben, die jungen Herren im bunten Rock, das Monokel im Auge, die Nase ein bißchen hochmütig verzogen — wenn wir dies alles sehen und auf der Brust wahrscheinlich dabei das Kreuz von Eisen als schlichten Schmuck, dann wollen wir daran denken, daß für das Leben im Lehm der Argonnen, im Kot der russischen Steppen, für dieses Leben voll Gefahren und Entbehrungen keine Entschädigung irdischer Natur zu groß erscheinen kann. Noch immer macht uns niemand den Leutnant nach, und auch in diesem Kriege der Massen und der Technik entscheidet schließlich doch der persönliche Wert der einzelnen.“



Joffre

Frankreichs Hoffnungen gründen sich heute auf einen Mann, den Höchstkommandierenden des französischen Heeres, General Joffre. Im Anfang des Krieges wurde neben ihm noch ein anderer viel genannt: General Pau, der im Deutsch-Französischen Kriege einen Arm einbüßte. Die Volkstümlichkeit des Generals Pau sank jedoch bald nach den ersten französischen Niederlagen, während der Name Joffres, dem es gelang, den deutschen Vormarsch zum Stehen zu bringen, seitdem in um so hellerem Lichte erstrahlte.

Über die Persönlichkeit Joffres, dessen zweifellos hervorragenden Fähigkeiten auch der Feind seine Anerkennung nicht versagen kann, gibt Max Nordau in der „Vossischen Zeitung“ interessante Aufschlüsse, die trotz der unverkennbaren Sympathien des Verfassers für das Franzosentum zur Charakteristik des französischen Generalissimus wohl herangezogen zu werden verdienen. Wir entnehmen dieser Schilderung zunächst die bemerkenswerte Feststellung, daß Joffre von Geburt Katalane ist und aus den Niederpyrenäen, aus Rivesaltes im Roussillon stammt. Dem Äußeren nach ist er von großer, breiter und schwerer Gestalt. Auffallend an dem jetzt Zweiundsechzigjährigen sind die großen, blauen, scharfblickenden Augen. Die einzige Gelegenheit, die er vorher gehabt hatte, sich als Führer zu bewähren, bot ihm nur ein Zug nach Timbuktu zur Rettung der Reste der unglücklichen kleinen Truppenmacht Bonniers, der den Tuaregs in einen Hinterhalt gegangen und von ihnen fast aufgerieben worden war. General Joffre schlug die verschleierten Räuber und eroberte die Wüstenstadt, aber die Waffentat hatte einen zu entlegenen Schauplatz und zu kleine Verhältnisse, um ihn sofort weithin berühmt zu machen. Nichtsdestoweniger wurde er vom russischen Generalstab, wie auch von dem englischen General French als Feldherr hoch eingeschätzt. Was ihm aber das Oberkommando des französischen Heeres im gegenwärtigen Weltkriege sicherte, das

waren nicht so sehr seine Leistungen, von denen man noch wenig wußte, wie seine Charaktereigenschaften, die ihn zu einer Ausnahmeerscheinung stempelten. Da General Joffre aus dem bürgerlichen Mittelstande hervorgegangen ist, verdankt er sein Ansehen lediglich seiner hervorragenden Persönlichkeit. Er stellt einen neuen Typus in der französischen Kriegsgeschichte dar, ganz verschieden von den Condé, Heinrich IV., Turenne, Hoche, Napoleon, Bugeaud: nicht blendend, aber solid.

Über seine Feldherrnbegabung läßt sich ein abschließendes Urteil natürlich noch nicht fällen. Das erste Gebot aller Kriegsphilosophen, den eigenen Willen dem Feinde aufzuzwingen, hat General Joffre nicht zu erfüllen vermocht. Das Genie eines Hindenburg lebt nicht in ihm. Es ist ihm bis jetzt nicht ein einziges Mal gelungen, seinen Willen gegen den der deutschen Heeresleitung durchzusetzen. Er hat alle seine Anstrengungen darauf gerichtet, zu verhindern, daß die deutsche Heeresleitung ihren Willen ausführt. Um es kurz auszudrücken: seine Strategie war bisher nicht positiv, sondern negativ. Zu Beginn des Feldzuges versuchte er, einen eigenen Plan zu verwirklichen. Er brach in das Oberelsaß ein. Der Plan erlitt vollständigen Schiffbruch. Sein Heer mußte das Elsaß räumen und unter schweren Verlusten über die Grenze zurückgehen. Er behielt kalt Blut, setzte mit einer harten Bestimmtheit, die kein Zögern kannte, Generale ab, die sich nicht bewährt hatten, ernannte an ihrer Stelle andere, die man jetzt in Frankreich mit Stolz nennt — die Foch, Michal, Sarrail, Maud'huy, Maunoury, Dubail —, und stellte die Lage wieder her. Manche Sachkenner entschuldigen seine Fehler vom August damit, daß er damals mit einem höchst unvollkommenen Werkzeug arbeiten mußte, mit einem ungenügend zahlreichen, wenig geübten, mangelhaft bewaffneten und mittelmäßig geführten Heere, und daß seitdem alle diese Bedingungen sich sehr gebessert haben. Jedenfalls hat er im Mißgeschick keinen Augenblick den Kopf verloren und ist in der Niederlage ebenso ruhig geblieben wie später, wo er auf die Rückkehr des Waffenglücks rechnete.

Als nach der verlorenen Schlacht bei Charleroi die französische Armee vor den siegreichen deutschen Heeren in fluchtähnlichen Eilmärschen zurückweichen mußte, geriet eine kurze Zeitlang der Glaube an Joffre ins Wanken. Daß er sich an nichts kehrte und den Rückzug bis an die Aisne und Marne bewerkstelligte, ohne sich lange die Frage vorzulegen, was das französische Volk zu diesem Rückzug fast bis in die Befestigungslinie von Paris sagen würde, ist bisher vielleicht sein größtes Verdienst gewesen. Seit Monaten hält er sich von Compiègne und Soissons über Argonne und St. Mihiel bis zur Grenze bei Mosselbrück, seit vielen Wochen an der Lys und Yser, von Nieuport über Dixmuiden bis Arras in einer Verteidigungslinie, die, von einigen aus- und einspringenden Winkeln abgesehen, in der Hauptsache unverändert geblieben ist. Er fühlt die Ungeduld um sich wachsen. Er hört die von Hunderten in seiner Umgebung geflüsterte Frage: „Worauf warten wir, um vorzugehen?“ Obschon er keine Zeitungen liest, weiß er doch, daß täglich in Dutzenden Leitartikeln immer nachdrücklicher darauf angespielt wird, daß die Natur des französischen Soldaten den Angriff fordert, und daß dessen beste Eigenschaften in der Verteidigung verkümmern oder mindestens brach liegen. Es ist ihm bekannt, daß man ihn den Zauderer nennt, und daß nicht jeder den Titel Kunktator als eine Lobpreisung gebraucht. Er läßt all das sich nicht anfechten. Er folgt seinem eigenen Gedanken und weicht den anderen zu Gefallen nicht um Haaresbreite von ihm ab. Und die Soldaten verstehen ihn oder glauben ihn zu verstehen. Er zieht die etwas farblose Verteidigung dem ungleich glanzvolleren Angriff vor, weil sie sehr viel weniger Opfer kostet. Er geizt mit dem Blute seiner Truppen. Er glaubt, daß er das deutsche Heer durch geduldiges Ausharren ermüden und erschöpfen wird. Bezeichnend ist, was er einem Ausfrager gegenüber erklärte: „Wir werden sie zerknabbern.“ Wenn Joffre neuerdings zum Angriff übergegangen ist, so geschah das sicherlich nicht auf einen Druck der Pariser Regierung hin, sondern weil er offenbar glaubte, die deutsche Westfront sei durch Abschübe nach dem Osten geschwächt und der Augenblick für einen Durchbruchsversuch daher günstig. Daß die französische Angriffsbewegung mit verhältnis-

mäßig geringer Stoßkraft geführt wird und eigentlich mehr ein „Abtasten“ nach schwachen Stellen des Gegners bedeutet, entspricht ganz dem Joffreschen Charakter. Er hütet sich vor dem Risiko großer Entscheidungen und begnügt sich, hier und da einen kleinen Gebietsvorteil zu erlangen. Daß auf diese Art allerdings jemals das deutsche Heer aus Frankreich wird verdrängt werden können, wird selbst der urteilsloseste Boulevardsoptimist nicht glauben. Auf den französischen Soldaten, dessen Natur der jetzt herrschende Positionskrieg äußerst zuwider ist, wird der Mißerfolg des von der Pariser Presse mit großen Worten angekündigten französisch-englischen Angriffs denn doch nicht ohne bedenkliche moralische Rückwirkung sein. Das ist zweifellos der bedenklichste Punkt in den Berechnungen des französischen Generalissimus.

Die Gabe, dank seiner hervorragenden Persönlichkeit nach allen Richtungen hin beschwichtigend und versöhnend zu wirken, ist Joffre zweifellos in hohem Maße gegeben. Für seine Geschicklichkeit in der Behandlung der Menschen und seinen Takt spricht allein schon das ausgezeichnete Verhältnis, das er zum englischen und belgischen Oberbefehl herzustellen verstanden hat und zu unterhalten weiß. Generale im Felde sind sehr empfindlich, und sie sind es doppelt und dreifach, wenn sie einem fremden Führer gehorchen sollen. Zwischen General Joffre und den ihm unterstellten Briten und Belgiern hat es nie eine Reibung, ein Mißverständnis, einen Schatten gegeben. Das allein würde genügen, um ihn als Charakter von ungewöhnlicher Bedeutung zu kennzeichnen.



Deutsche Erziehung

Um Sein oder Nichtsein geht's. „Durch“ heißt die Losung. Um jeden Preis. Die notwendige Grundlage dauernden Erfolges wird aber eine innere Erneuerung sein müssen, die aufbaut auf den bisherigen segensreichen Wirkungen des Krieges.

Nach dieser einwandfreien Feststellung weist Dipl.-Ing. Rud. Vogdt in der „Umschau“ die Richtlinien der „deutschen Erziehung“, wie sie ihm vorschwebt, im einzelnen auf:

„Die Zusammenschweißung des deutschen Volkes, die Beseitigung allen Kastendünkels, die Steigerung der heiligen Vaterlandsliebe, die Minderung äußerer Ansprüche sollen nicht bloß aus der gegenwärtigen Not geborene Augenblickserfolge, sondern dauernder Besitz unseres Volkstums bleiben. Sie sollen von dem lebenden Geschlecht den Nachkommen vererbt, d. h. durch die Erziehung übermittelt werden. Das geht alle Volksgenossen an und ist nicht nur eine Sache, die von zünftigen Pädagogen unter sich zu behandeln wäre. ...

Erziehung ist die planvolle Entwicklung des Menschen durch menschliche Führung und Vorbild. Eine Kunst ist es, den ganzen Menschen zu bilden, seine guten Anlagen zum Wachsen zu bringen, seine schlechten Eigenschaften zu schwächen. Die Grundlage ist von der Natur im Kinde gegeben, aus dem nicht ein beliebiges Erziehungsprodukt gebildet werden kann, wie ein Standbild aus dem formlosen Ton. Die Bedeutung der Erziehung wird leicht überschätzt, wenn man glaubt, fremde Eigenschaften aufpfropfen und beliebige Fähigkeiten einpflanzen zu können. Was nicht im Menschen als Keim enthalten ist, kann nicht aus ihm heraus erzogen werden, wenn nicht das Produkt eine Treibhauspflanze werden soll.

Hieraus ergibt sich, daß die Erziehung der deutschen Jugend als des Nachwuchses stammverwandter Volksgenossen Grundlinien zu folgen hat, die durch Anlagen und Charakter des Volkes vorgezeichnet sind. Erkenne dich selbst, heißt es hier für das Volk. Die Tugenden und leuchtenden Vorbilder der Vorfahren sollen die Nachkommen zur Nacheiferung anspornen. Bei heranreifender Erkenntnis sollen aber auch die Fehler — die schwächliche Verehrung



alles Ausländischen, die politische Uneinigkeit der Deutschen u. a. — den Heranwachsenden ein abschreckendes Beispiel geben. Nicht engherzige Selbstüberhebung über das Fremde, wie sie jetzt in England abstoßend zutage liegt, wohl aber ein gesundes völkisches Selbstbewußtsein soll die Erziehung erzeugen.

Selbstverständlich soll ein wesentliches Ziel der Erziehung der richtige und gute Ausdruck in der Muttersprache sein. Inhaltlose Redensarten, wie sie durch den lateinischen Aufsatz unseligen Angedenkens geradezu gezüchtet worden sind, seien aus dem mündlichen und schriftlichen Ausdruck verbannt. Doch darf die Sprache nicht als Selbstzweck angesehen werden. Sie ist doch nur ein Mittel zur Verständigung. ‚Die Sprache hat nämlich in den Tagen ihres wachsenden Triumphs den ungebührlichen Anspruch erhoben, das einzige Werkzeug des Geistes zu sein, und weil sie immer wieder dasselbe sagte, begann ihr die Menschheit zu glauben. Sie glaubt es im allgemeinen heute noch. Sie vergißt über dem Werkzeug des Geistes den Geist des Werkzeugs.' So sagt der Dichter-Ingenieur Max Eyth.

Ein Verderb ist es, daß die Erziehung so oft durch die geistige Bildung ersetzt werden soll, und daß wir uns gewöhnt haben, den Begriff Bildung so ganz äußerlich als eine möglichste Masse im Hirn eines Menschen aufgespeicherter Kenntnisse anzusehen. Das bloße Wissen, auch wenn es durch das dümmste Auswendiglernen erworben ist, wird oft zu hoch bewertet. Zugegeben, daß das Auswendiglernen durch Stärkung des Gedächtnisses einen gewissen Bildungswert besitzt, wird Sinn in Unsinn verkehrt, wenn das bloße Wissen über den Mangel an Verständnis und Können hinwegtäuschen soll. Nur die Einbildung und Eitelkeit wächst mit der Menge solcher ‚Kenntnisse'. — Die reine Wissenschaft wird dem jugendlichen Menschen, der naturgemäß nach Anwendung seiner Kenntnisse, nach Betätigung strebt, zunächst ein unverstandener, lebloser Begriff bleiben.

Allgemeine Bildung heißt das Schlagwort. Von jedem Gebiet etwas wissen zu wollen, hat eine schreckliche Oberflächlichkeit zur Folge. Kein Sterblicher kann das vielseitige Wissen der Gegenwart beherrschen. Die sogenannte ‚allgemeine Bildung' sucht aber wenigstens den Schein hiervon zu erwecken. Wie oft wird statt unersättlichen Wissensdurstes oft nur der Dünkel, fertig ‚ausgebildet' die Schule zu verlassen, künstlich gezüchtet und werden Interessen abgetötet statt erweckt. Man denke nur daran, wie oft gerade gegen die auf der Schule ‚gelesenen' Klassiker auf Jahre hinaus ein förmlicher Abscheu erweckt worden ist. Ist es nicht vielmehr ein Zeichen wahrer Bildung, geistige Interessen mit Freuden zu pflegen und den Drang zu besitzen, selbst seine Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen?

In der Schule und im bürgerlichen Leben steht die Frage nach dem Glaubensbekenntnis obenan. Wenn wir doch aufhören möchten, zu fragen, was ein Mensch glaubt, und vielmehr bewerten würden, wie er glaubt, wie er sich zum Weltganzen stellt. Wir müssen aufhören, einen Menschen nach seinem ‚Glauben' zu beurteilen, den er in den meisten Fällen ererbt aber nicht selbst errungen hat. ...

Wirkliche Duldsamkeit gegen Andersgläubige tut uns not. Ist die doch jetzt in der Not des Krieges möglich. Warum nicht auch im Frieden? Solange wir in Glaubensfragen nicht duldsamer werden, kommen wir an innerer Kultur nicht vorwärts. Die Duldsamkeit müßte aber eine gegenseitige sein. ‚Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war' sagt unser Kaiser in seinem Erlaß an das deutsche Volk. Die Scheidung des deutschen Volkes aber in einen katholischen und in einen nichtkatholischen Teil ist in Friedenszeiten die denkbar schroffste gewesen!

Die deutsche Gründlichkeit hoch in Ehren! Aber es ist nicht möglich, die Bildung und Erziehung ohne Rücksicht auf eine Ökonomie zu betreiben. In der Technik sind wir seit langer Zeit gewöhnt, mit den Stoffen und Kräften der Natur in höchster Wirtschaftlichkeit zu arbeiten. Mit dem Wertvollsten aber, mit dem Menschenmaterial und der Menschenkraft, wird schon in den Jahren der Erziehung eine unglaubliche Verschwendung getrieben. Das Wort: ‚Menschen



halte für den größten Reichtum', das einst der große preußische Soldatenkönig seinem noch größeren Sohne, dem nachmaligen Friedrich dem Großen hinterlassen hat, will auch in der Erziehung gewürdigt werden. Nicht als ob diese nun ausschließlich vom Nützlichkeitsstandpunkte gepflegt werden sollte! Aber ist es denn notwendig, den Bildungswert der Wissensgebiete umgekehrt proportional deren Brauchbarkeit vorauszusetzen? Die kindliche Arbeitskraft auf Gebiete verwendet, die nur unvollständig von dem jungen Verstand erfaßt werden können, ist verschwendet. Der energetische Imperativ Ostwalds: ‚Verschwende keine Energie, verwende sie' ist oft vollständig in Erziehung und Schulbildung außer acht gelassen. Wie manche Anlagen verkümmern, weil sie sich dem Lehrplan nicht einfügen.

Das Extrem, die ganze Welt in Geld umzuwerten, ist jetzt im englischen Wesen widerlich in die Erscheinung getreten. Hüten wir uns, nicht auch auf dieser nach abwärts führenden Bahn Fortschritte zu machen! Wie oft wird auch bei uns der innere Wert der Arbeit mißachtet und nur der Geldertrag bewertet. Wie oft wird aber gar der Geldertrag ohne Arbeit, nur durch Spekulation oder Glückszufall, als das eigentlich Wünschenswerte angesehen!

Der Name ‚Gymnasium' bezeichnete ursprünglich doch bekanntlich einen Ringplatz, in dem der Körper und auch der Geist gepflegt wurde. Was ist in Deutschland später hieraus geworden? Eine Bildungsanstalt, in der durch Jahrzehnte hindurch die körperliche Ausbildung ganz nebensächlich betrieben wurde. Zwar ist das durch die Verbreitung sportlicher Betätigung jetzt besser geworden. Aber die Mißhandlung der Augen und die Vernichtung der Sehschärfe sind auf unseren Schulen geblieben. Der weitaus größte Teil der Abiturienten kann ohne Augenglas nicht mehr auskommen in einem Alter, in dem die eigentliche Lebensarbeit doch erst beginnen soll.

Die im Mittelalter bis auf die Spitze getriebene Mißachtung des Körpers haben unsere Schulen noch nicht überwunden. Brachte doch neuerdings erst die Zeitung die Nachricht, daß in Köln den Schülern die Teilnahme an den ernsten und blutnotwendigen militärischen Vorübungen unnötig erschwert, zum Teil unmöglich gemacht worden wäre. Das Wort: ‚Mens sana in corpore sano' wird in vielen Schulen als schöner lateinischer Satz gelernt, aber nicht berücksichtigt.

In den Geist des klassischen Altertums wollen unsere Gymnasien, die trotz aller Gleichberechtigung der höheren Schulen doch immer noch als die Schulen I. Klasse gelten, einführen. Abgesehen davon, ob nicht vielfach hier alles von den sprachlich-grammatikalischen Studien überschattet wird, erscheint doch die Frage berechtigt, ob nicht eine Einführung in den Geist der Neuzeit notwendiger wäre. Diesem Geist tritt der Abiturient als Fremdling gegenüber.

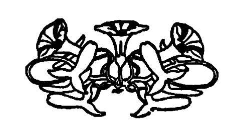
‚Die Welt ringt nach Freiheit, und es bleibt in alle Wege unmöglich, auf dem einen Gebiete dem Lichte zu dienen, auf dem andern der Finsternis. Vor wenigen Jahrzehnten noch bildeten die Männer der klassischen Gelehrsamkeit unzweifelhaft die geistige Aristokratie unseres Volkes. Dies Verhältnis beginnt sich zu ändern, denn wenn auch für wahrhaft vornehme Naturen die klassische Bildung eine unersetzlich segensreiche Schule bleibt, so steht doch der gemeine Durchschnitt der studierten Leute heute den Kaufleuten, den Technikern weit nach: der gebildete Gewerbetreibende beherrscht in der Regel einen weiteren Horizont, er ist unabhängiger in seinem Denken, und ihn beseelt das stolze Bewußtsein, der Zivilisation eine Gasse zu brechen.' (Treitschke, ‚Die Freiheit', 1861.) ...

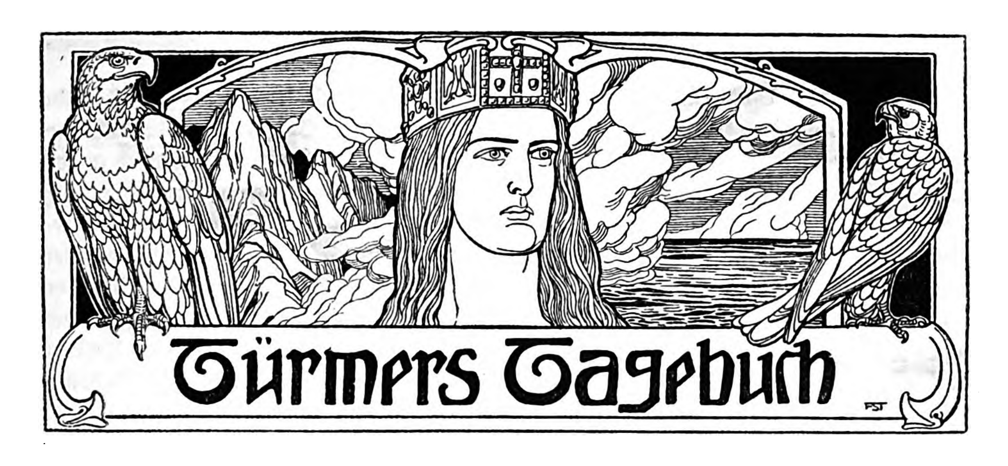
Unser aller Sehnen geht dahin, daß durch die gewaltigen Opfer des gegenwärtigen Krieges das Deutschtum zum Führer der Völker werde. Sorgen wir, durch deutsche Erziehung und Bildung der hohen Aufgabe gerecht zu werden, daß das Deutschtum einig und selbstbewußt in der Welt bestehen bleibe, wie jetzt in der Not des Krieges, so auch später im Glück des Friedens."



Kriegszüge durch die Wüste von Suez

Als der türkisch-englische Krieg ausbrach, suchten England und seine Freunde sich über die Bedrohung der englischen Machtstellung am Suezkanal und am Nil auch dadurch hinwegzutäuschen, daß sie den breiten Streifen wasserloser Wüste zwischen Syrien und Ägypten als ein unüberwindliches Hindernis eines feindlichen Vormarsches ausgaben. Daß dieser Trost hinfällig sei, hätte ihnen aber, wie in der „Neuen Welt" (Hamburg, Auer & Co.) ausgeführt wird, schon ein Blick auf die Vergangenheit zeigen können, die beweist, daß die Wüste von Suez und Port Said oft von Heeren durchmessen worden ist, ohne auch bei viel primitiveren Hilfsmitteln als den heutigen unüberwindliche Hindernisse entgegenzustellen. Ägyptische Pharaonen, wie Ramses II., sind schon vor mehr als dreitausend Jahren erobernd durch die Wüste nach Syrien gezogen. Hinwiederum gehört der erste derartige Kriegszug von der anderen Seite her, von dem wir wissen, dem Jahre 671 v. Chr. an, in dem ein Heer des assyrischen Königs Assarhaddon durch die Wüste in Ägypten eindrang und es eroberte. Die keilinschriftlichen Berichte darüber erzählen freilich von gewaltigen Mühsalen auf diesem Marsch, die nur mit Hilfe des Gottes Marduk und der — Kamele arabischer Bundesgenossen überstanden werden konnten. Von der Lösung der Wasserfrage hört man zuerst etwas in Herodots Bericht über die Eroberung Ägyptens durch die Perser unter Kambyses, im Jahre 525 v. Chr. Danach ließ der von Kambyses zu einem Bündnis gezwungene Herrscher der Araber dieser Gebiete alle seine Kamele mit gefüllten Wasserschläuchen beladen und erwartete damit das Perserheer. Seitdem haben die Perser noch öfters in Fällen ägyptischer Aufstände unter Kriegsverhältnissen den Marsch durch die Wüste gemacht, und als es mit dem Perserreiche zu Ende ging, ist auch der mazedonische Eroberer Alexander der Große von Syrien nach Ägypten gezogen, ohne daß von den Marschhindernissen großes Aufheben gemacht würde. Bald nach seinem Tode allerdings, als seine Feldherren sich um die Reichsteile stritten, fand im Jahre 320 v. Chr. ein ohne Zweifel schlecht vorbereiteter Zug durch die Wüste von Suez statt, der einen bösen Leidensweg für die beteiligten Truppen bedeutete. Das Heer, mit dem Perdikkas nach Ägypten zog, litt unsäglich auf seinem Marsch durch die wasserlosen Gebiete und hatte starke Abgänge an Erschöpften und Verschmachteten. Die glücklich an den Nil Gelangten waren über ihren Feldherrn so erbittert, daß sie ihn beim ersten weiteren Fehlschlage ermordeten. Dagegen hatten die Araber, als sie nach Mohammeds Tode an die Eroberung von Ägypten gingen, mit der Wüste so wenig Schwierigkeiten, daß ihre Berichte an dem Marsche überhaupt gar nichts Erwähnenswertes finden. Seitdem ist dann oft von mohammedanischen Heerscharen der Marsch nach oder von Ägypten durch die Wüste gemacht worden, ohne daß darüber viele Worte gemacht worden wären. Erst bei Napoleons berühmter Expedition nach Ägypten mit dem Abstecher nach Syrien hört man wieder mal von den Schrecknissen eines Marsches durch die Wüste von Suez. Die französischen Truppen litten sowohl auf dem Hin- wie auf dem Rückmarsch nicht wenig unter der Hitze und dem Durst, und zeitgenössische Gewährsmänner erzählen davon sehr beweglich. Doch waren nicht etwa beträchtliche Einbußen an Menschen infolge des Wüstenmarsches zu verzeichnen, obwohl eine Strecke von fünf bis sechs Stunden täglich zurückgelegt wurde. So ging denn auch der Durchzug durch das üble Gebiet recht geschwind vonstatten. Binnen vierzehn Tagen gelangte Napoleon vom Nil bis zu dem Grenzfort El Arisch, mit dessen Einnahme die Türken neulich ihren Vormarsch durch die Wüste gegen Ägypten einleiteten.





Der Krieg

Ein Stoß Weihnachts- und Neujahrsbetrachtungen ... Zugleich ein Spiegel des deutschen Volksgemüts — wie nie in Friedenszeiten. Ja, der Krieg macht wahr, im Guten wie im Bösen.

Es ist etwas Wundervolles um dieses deutsche Volksgemüt, in dem unberührt nebeneinander blitzende Schärfe des Schwertes und menschheitsbeglückende Friedensträume ruhen. Ein klarer, unzerbrechlicher, unantastbarer Wille, die furchtbaren Blutopfer, wenn es sein muß, bis zum bitteren, aber siegreichen Ende zu steuern, und doch keine unrein schäumende Wut, die geifernd das edle Kampfziel bespritzt. Nur das Volk Siegfrieds geht so aufrecht, geht mit so reiner Stirn in Kampf und Tod.

Und doch bedeutete, wie die „Frankf. Ztg." bewundernd hervorhebt, der Ausbruch des Krieges für so viele den Verlust idealer Hoffnungen und ein rauhes Erwachen aus schönen Träumen von Völkerrecht und Völkerfrieden. „Mancher redliche Mann begrub trauernd Arbeit und Hoffnung eines ganzen Lebens. Edle Herzen drohten zu brechen im Kampf gegen eine Welt von Lüge und Haß. Es spricht für den hohen Idealismus und zugleich für die friedliche Gesinnung, die in deutschen Köpfen und Herzen wohnten, daß der Glaube an die Unmöglichkeit eines Weltkrieges, wie wir ihn jetzt erleben, in so vielen unerschütterlich blieb, obwohl doch die Symptome einer sich konzentrierenden, aus den verschiedensten Interessen und Motiven zusammenfließenden Gegnerschaft gegen uns, für die seit dem Jahre 1904, dem Anfang der Marokkokrisis, das Wort ‚Einkreisungspolitik' gefunden worden war, für den unbeirrten nüchternen Blick klar zutage lagen ... Eine unserer besten Eigenschaften, die Objektivität auch dem Fremden gegenüber, hat uns verkennen lassen, wie bezahlte Agenten unserer Feinde, scheinbar journalistische Berufsgenossen, die, als Ausländer freundlich aufgenommen, unter uns lebten, seit vielen Jahren am Werke waren, mit Lügen und Entstellungen gegen uns den Haß zu nähren und die Stimmung zu schaffen, welche in dem Kriege gegen uns und in dem damit verbundenen Verleumdungsfeldzug ihre Früchte tragen. Wenn wir heute, der eigenen Kraft und dem guten Recht ver-

trauend, auf die erbärmliche Schar herabsehen können, die in der großen Stunde schmählich und dunkel davongegangen ist, so soll doch die Lehre, die sie uns gegeben hat, nicht vergessen werden. Wir waren nachsichtig und schwach gegen unsere planmäßigen Verkleinerer und Verleumder, vielleicht auch, weil je nach dem Parteistandpunkt im Inneren uns manches nicht gefiel, des eigenen Wertes und der eigenen Tüchtigkeit nicht genügend bewußt. Erst die schwere Zeit des Krieges hat uns erkennen lassen, was wir sind und was das deutsche Volk in allen Schichten leistet, ‚ein Volk, vor dem man niederknien muß‘, wie es jüngst einer mit Ergriffenheit ausgedrückt hat, der in hoher Stellung sieht, was unsere Brüder in Waffen draußen im Felde und was fröhlich, lautlos und klaglos die Daheimgebliebenen leisten ...

Man soll vom Leben nicht etwas erwarten, das noch weit über das hinausgeht, was es im besten Falle zu leisten verspricht. Nur so kann man sich vor Enttäuschungen bewahren. Es ist beliebt, in solchen Zusammenhängen den Namen Kants zu nennen und darauf hinzuweisen, daß dieser große Mann einen ewigen Frieden auf Erden verlangt habe. Aber man tut ihm unrecht. Er war nicht der Träumer, der das gefordert hätte, sondern ein Kopf, der die menschliche Natur wie wenige kannte und wußte, was man von ihr erwarten dürfe, weshalb man auch heute von ihm lernen kann. Wenn man seine Bücher nicht bloß lobt, sondern auch liest, so findet man, daß er darin auch ganz andere Dinge gesagt hat als die, auf welche man sich gern beruft, und Dinge von einer merkwürdigen Aktualität. Dieser Mann war gar nicht im Zweifel darüber, daß der ewige Friede eine unausführbare Idee sei! Er hat eben gesehen, was jedermann einsehen kann, nämlich daß man keine absolute Sicherheit gegen Krieg haben kann, solange es verschiedene Staaten oder Staatenverbände gibt, weil verschiedene Einheiten gegensätzliche Interessen haben können und es dann von tausend Umständen abhängt, ob das zu einem Zusammenstoß führt oder nicht. Nur dann, wenn es möglich wäre, alle Staaten in einem Verbande zu vereinigen, so daß ihr gemeinsamer Wille das Gesetz würde, wäre ein wahrer Friedenszustand vorhanden. Aber angenommen, es gelänge, diesen vollkommenen Staatenbund zu errichten, so würde er doch, weil er zu groß wäre, wieder auseinanderfallen; es würden sich wieder verschiedene Staatenverbände bilden, und der latente Kriegszustand wäre wieder da. Darum ist der vollkommene ewige Friede eine unausführbare Idee.

Was aber nicht unausführbar ist, das ist die Aufgabe, sich dieser Idee so weit wie eben möglich zu nähern. Es ist mit dieser Idee gerade so wie mit jeder andern, die etwas taugt: es sind Leitmotive, Richtpunkte. Der Richtpunkt des ganzen Völkerrechts ist aber der ‚ewige Friede‘, und es fragt sich, mit welchen Mitteln man am besten auf dem Wege zu diesem, allerdings unerreichbaren Punkte vorwärts kommt. Das wirksamste Mittel ist natürlich staatliche Kraft, die in den Dienst dieser Idee gestellt wird, insbesondere die Verbindung mehrerer Staaten zu dem Zwecke, sich wechselseitig gegen alle Angriffe zu verteidigen. Die europäischen Großmächte, drei und drei, haben zwei Staatenverbände gegründet, den Dreibund und den Dreiverband oder die Entente. Wir haben von den Herrschern und Staatsmännern der Ententeländer viel schöne Worte gehört, jeder Trink-

spruch sagte, der Verband diene dem Frieden, Frieden, Frieden, und der Zar hat sogar die Haager Konferenz angeregt. Aber kein Mensch in der Welt, der die politischen Dinge kennt, hat jemals bezweifelt, daß der Grundgedanke der Entente nicht Friede, sondern Angriff ist, und nun ist ja auch die Probe gemacht. Dieser Verband ist also gerade das Gegenteil eines Mittels des Völkerrechts, er entspricht nicht, sondern widerspricht dem Rechte des Friedens, wie ein Übeltäter dem Strafgesetzbuch. Dem Rechte des Friedens gemäß ist aber der Dreibund, der wirklich nur zur Verteidigung geschlossen worden ist und auch jetzt keine Angriffsabsichten hatte. Wenn es am Dreibund allein gelegen wäre, dann hätten wir keinen Krieg und würden auch keinen haben; das weiß jeder, der sich die Mühe gibt, die Dinge und insbesondere auch die Personen ohne Vorurteil zu betrachten. Aber der Krieg ist da, und die Ententemächte tragen die Schuld, alle drei, denn daß die Franzosen jämmerlich hineingeritten worden sind, entschuldigt sie gar nicht. Sie hatten zwar mehr Furcht als Revanchelust, aber sie haben so lange damit gespielt, bis sie sich von den Russen die Revanche diktieren lassen mußten, — bis ihr Werkzeug ihr Meister geworden war.

Was also ist zu tun, um den Zustand eines dauernden, wenn auch nicht gerade ewigen Friedens herbeizuführen? Kant hat dafür eine Reihe von Prinzipien aufgestellt, ohne sich einer Täuschung darüber hinzugeben, daß sich das in der Wirklichkeit nicht alles so mache. Die ganze Klarheit und der praktische Sinn dieses Mannes gehen aber aus einem Satze hervor, der wie ein Schlüssel zu jener Frage ist. Denn er sagt: es ist in der Tat in der Praxis auf keinen andern Anfang des rechtlichen Zustandes der Staaten untereinander zu rechnen, als auf den durch Gewalt! Heute ist es nicht gar so schwer, das zu sehen, denn wir haben es ja erfahren, aber damals, als es noch keine Friedenspropaganda, sondern nur ein paar literarische Anregungen vom Abbé von St. Pierre und von Rousseau gab, als man noch keine Probe auf die Wirksamkeit des bloßen Gedankens machen konnte, da hat bereits Kant mit einem Blick in die menschliche Natur erkannt, was sich jetzt bestätigt hat. Die Friedenspropaganda allein wird uns den Frieden nicht sichern. Sie wird dadurch nicht etwa überflüssig, durchaus nicht; sie ist ein Erziehungsmittel und hat die Aufgabe, die Völker mit den Gedanken des internationalen Rechts vertraut zu machen, damit es überall in den Gemütern Wurzel schlage und so eine Zeit vorbereitet werde, wo sich das Recht des Friedens vielleicht aus eigener Kraft erhalten kann. Aber Erziehung ist eine langwierige Sache, und es unterliegt keinem Zweifel, daß man in dieser Art von Erziehung immer noch im Anfang ist, wo man auf keine andere Ausführung der Friedensidee rechnen kann, als auf die durch ‚Gewalt'. Darunter ist natürlich nicht etwa das Üble zu verstehen, das man gewöhnlich mit diesem Worte verbindet, sondern nichts anderes als das, was in den letzten Monaten verschiedentlich ausgesprochen worden ist: wir wollen als Preis dieses Krieges einen Zustand, wo die Staaten, die uns jetzt überfallen haben, in aller absehbaren Zeit nicht in der Lage sein werden, das zu wiederholen. Deutschland, friedliebend wie auch seine Verbündeten, hat mit ihnen die geschichtliche Mission erhalten, Europa einen dauernden Frieden zu diktieren. Wir kämpfen natürlich vor allem um unsere Existenz, aber auch um mehr als das:

daß man vor den Größenwahnsinnigen und den Wegelagerern Europas endlich Ruhe bekomme und sie sich ebenso wie alle anderen mit ihrem natürlichen und berechtigten Aufgabenkreise bescheiden. Es muß ihnen gründlich die Lust vergehen, uns noch einmal anzugreifen; bis dahin kein Wort von Friedensschluß! Dann wird das Recht des Friedens, beschützt von Mächten, die stark und gerecht sind, errichtet werden ..."

Wir kommen aber diesem Ziele nicht näher, ja wir beschwören selbst die Gefahr des Gegenteils herauf, wenn wir uns von ganz unzeitgemäßer Rührseligkeit dem einen oder dem anderen unserer Feinde gegenüber leiten lassen. Eine solche Rührseligkeit greift je länger desto beängstigender Frankreich gegenüber Platz, dem „armen, verratenen und verlotterten Frankreich", wie es H. St. Chamberlain genannt hat. Das ist nichts weiter als wohlfeile Gefühlsduselei, spielerisches Liebäugeln mit dem eigenen „guten Herzen", das doch von keinerlei Verantwortlichkeitsgefühl beschwert wird. „Das deutsche Volk", so wird dem mit Recht in der „Voss. Ztg." entgegengetreten, „ist ohne Groll in den Krieg gegen Frankreich gezogen. Wie ein böses Verhängnis erschien es den meisten, daß Frankreich sich eigentlich aus mißleitetem Ehrgefühl, unter dem Druck der Bündnispflicht, für Rußlands Machtpläne schlagen und schlagen lassen müsse. Selbst die zügellosen Ausbrüche der Volkswut, von denen wir erfuhren, wurden noch wie Krankheitserscheinungen, als Zeichen sozusagen von reizbarer Schwäche, zugleich beklagt und bedauert. Zwiefach war dabei die deutsche Empfindung mißleitet. Frankreich war weder so schwach, daß es Mitleid erheischt, noch von einer Gesinnung erfüllt, die Mitleid verdient hätte. Allmählich lernten wir diese Gesinnung verstehen, die sich in der planmäßigen Beschießung deutscher Lazarette ebenso wie in der schmählichen Posse der kriegsgerichtlichen Urteile gegen deutsche Ärzte und Krankenpfleger äußerte; die ebenso gegenüber dem Deutschen zutage trat, der jahrelang als friedlicher und nützlicher Bürger in Frankreich gelebt hatte, wie gegenüber den deutschen Kriegsgefangenen, die eine niederträchtige Bosheit der Schaulust und der Roheit des Pöbels aussetzte — während man bei uns höchstens die törichte Gutmütigkeit von Frauen da und dort eindämmen mußte, damit den Gefangenen nicht über Gebühr Rücksicht erwiesen würde. Seit jenen Kriegsgerichtsurteilen war freilich die Stimmung in Deutschland bereits umgeschlagen. Man fühlte: es waren bewußte Falschurteile; gerade da, wo die sittliche Bedeutung der deutschen Organisationskraft, indem diese sich in den Dienst der Humanität stellt, am klarsten wird, sollte uns ein Schimpf angeheftet werden. Geben wir's zu, daß wir, im vollen Bewußtsein unseres Wertes, eine Art seelischer Wehleidigkeit noch nicht abgestreift haben: wir empfanden die Absicht der Beschimpfung, und sie verletzte uns. Aber die Erkenntnis, daß dafür nicht einzelne verantwortlich seien, sondern Frankreich und der französische Geist, wurde immer noch nicht allgemein in Deutschland.

Allzulang hatte man sich auch hier, in den vergangenen Jahren, über die Entwicklung des französischen Geistes getäuscht. Die gefährlichste Täuschung lag schon in dem gern gebrauchten Wort: ‚die Revancheschreier'. Denn das drückte die Meinung aus, als ob die Revanche unter einem Geschlecht, das nach 1871 ge-

boren ist, nur die Sache einiger Überlauten wäre, die, wie allenthalben die schellenlauten Toren, die öffentliche Szene bisweilen füllten, aber nicht beherrschten. Die Wahrheit war, daß, während eine Minderzahl nach Revanche schrie, die andern nach Gambettas Mahnung lebten: Niemals davon sprechen, immer daran denken! Wie aber der Gedanke in den letzten beiden Jahren immer stärker wurde und nach und nach auch den Zurückhaltenderen die Zunge löste, ja noch den Vorsichtigsten auf der Zunge brannte, das war schließlich unverkennbar. In den am meisten gemäßigten Journalen verschärfte sich der Ton; deutschenhetzerische Machwerke wurden die Zugstücke der Pariser Theater; Deutsche, die damals Paris nach Jahren wiedersahen, fanden die Stimmung gefährlich, hatten von dem ‚Lothringer' Poincaré in einer Weise sprechen gehört, die nur noch die Frage offen ließ, ob er zuletzt auch der Mann sein werde, anders als einst Boulanger, das Spiel um seinen Ruf und Frankreichs Schicksal zu wagen. Was hatte dieses Vordringen des Revanchegedankens verschuldet? Die dumpfen Triebe der Volksseele und die dunkeln Umtriebe einer politischen und wirtschaftlichen Clique haben sich bisweilen seltsam verkettet. Aber dem Blick, der in die Volkspsyche einzudringen sucht, will als entscheidend doch dies erscheinen: das französische Volk hat, bei seiner starken technischen Begabung, die Bedeutung technischer Errungenschaften immer überschätzt, und immer, wenn es sich eine technische Überlegenheit für den Krieg zuschrieb, ist es kriegslustig gewesen. Achtzehnhundertsiebzig war nicht denkbar ohne die Überzeugung der Franzosen von der Überlegenheit der Chassepots und hauptsächlich der Mitrailleusen. Daß unter der dritten Republik nicht schon der Boulangismus den Krieg herbeigeführt hat, lag nur an der Person Boulangers. Aber der Boulangismus war keineswegs so lächerlich wie diese Person; er war nicht der Glaube an einen schönen Bart, sondern an das neue Feldgeschütz. Und so ist die Revanchebewegung, die endlich den Krieg entfesselt hat, nicht der Glaube an Poincaré und vollends nicht der Glaube an Joffre gewesen — dessen Entfernung, weil er politisch verdächtig war, noch wenige Wochen vor dem Krieg Sozialisten und Radikale gefordert hatten; sondern diese Bewegung war im Grunde der Glaube an die überlegene französische Aviatik. Seit den Manövern, die diesen Glauben zuerst weckten, ist die neue Strömung durch Frankreich gegangen. Die Männer, die man als die führenden zu bezeichnen pflegt, haben sich bloß von ihr treiben lassen.

Das ist aber Frankreichs, im französischen Charakter tiefstbegründetes Geschick, daß es vom Gefühl der Stärke unmittelbar zum Mißbrauch der Stärke getrieben wird. Ewig bleibt es uns der böse Nachbar; wenn nicht die Furcht es zurückhält, wird es uns zum Feind. Hören wir doch im Lärm des Kriegs unter allem Phrasenschwall auch den Ausdruck der ernstesten französischen Meinung: die Sozialisten, die der französischen Kammer angehören, haben ein Manifest veröffentlicht, und der einzige Satz darin, der einen wirklichen Entschluß und eine bestimmte Meinung über Zweck und Ziel dieses Krieges ausdrückt, lautet, Frankreich müsse so lange kämpfen, bis Elsaß-Lothringen zu seinem wahren Vaterland zurückkehrt. Ob Elsaß-Lothringen, selbst im Fall eines französischen Siegs, die Rückkehr wünsche, müßte für die Partei, die das Selbstbestimmungsrecht der

Völker verkündet, die erste Frage sein; aber sie bestimmt, aus eigenem Wissen und Willen, einfach, daß Elsaß-Lothringen auch im Fall der französischen Niederlage so wünschen müsse. Wir wissen im voraus, daß der Revanchegedanke auch mit der Niederlage Frankreichs nicht sterben wird, und wir werden nur die Wahl haben, entweder in ewiger Unruhe zu leben oder die Abrechnung mit Frankreich so zu pflegen, daß auch sein übelster Wille künftighin nicht mehr vermag, nns zu beunruhigen, geschweige denn uns zu schaden.

Die Reichslande dem Reich zu entreißen, erklärt der französische Sozialismus für das Ziel des Kriegs, den er einen Krieg für Freiheit und Recht nennt; den auch Herr Viviani ‚ohne Gnade‘ als ‚Befreiungskampf‘ führen will. Ganz Frankreich ist unter der dritten Republik wieder einig in der Phrase, die das Erbteil der ersten ist. Befreiung hat schon die erste Republik und ihr Fortsetzer Napoleon den Völkern verheißen; im Namen der Freiheit sind Deutschland, Holland, Italien und Spanien unterdrückt worden, so daß die gewaltige nationale Bewegung des 19. Jahrhunderts in ihrem Ursprung überall als Haß gegen die Franzosen sich zeigte. Hundert Jahre später wird der Name der Freiheit noch schlimmer mißbraucht. Aber was Wunder, da doch die Freiheit niemals ärger verraten worden ist, als von jenem Frankreich, in dem der Haß gegen Deutschland die Triebkraft der Politik geworden war. Es ist kein Zufall, daß in Rußland nach dem freieren deutschfreundlichen Regime Alexanders II. zugleich die französische Allianz geschlossen wurde und die Zeit der schlimmsten, blutigsten Reaktion begann. Es ist nicht Zufall, daß mit der Besserung der deutsch-russischen Beziehungen nach dem Russisch-Japanischen Krieg ein freiheitlicherer Zug in Rußland zur Geltung kam, und daß, sobald die Stimmung gegenüber Deutschland erkaltete und die Freundschaft mit Frankreich wieder wärmer wurde, die Reaktion neuerlich in Rußland triumphierte. Es ist nicht Zufall, daß der einzige freiheitlich gesinnte Staatsmann von Bedeutung in Rußland — daß also Graf Witte als wenig franzosenfreundlich und als Anwalt einer Annäherung an Deutschland seit Jahren schon gegolten hat. Denn immer hat Frankreich aus Eigennutz sein Gewissen zum Schweigen gebracht und die Sache der Freiheit in Rußland geopfert; und will nun den Unterdrückern Rußlands sein Geld und die Waffen in die Hand gedrückt haben zum Befreiungskampf! Wahrhaftig, der Sieg, den wir erringen müssen und werden, wird schwer sein, denn er wird gründlich sein müssen: Wir haben nicht nur Frankreichs Heer, sondern auch seine Phrasen zu schlagen. Auch mit diesen gilt es jetzt fertig zu werden, damit Deutschlands Ruf in der Welt für immer vor ihnen Ruhe habe.“

Wir laufen, sagt Dr. Otto Helmut Hopfen in der „Tägl. Rundschau“, hinter dem Wunsche her: „Wie schön wäre es doch“ oder: „Sollte es nicht trotz aller Erfahrungen der letzten 44 Jahre möglich sein, Frankreich zu versöhnen“, oder: „Wahrscheinlich, ja sicherlich ist nur die Regierung in Frankreich gegen uns!“ Und wir laufen auf solche Art mit verbundenen Augen, den Lockungen der Fremden folgend, in Schlingen und Netze.

„Fremde nämlich sind und gefährlich sind uns nicht nur die kriegerischen Feinde, nicht nur Vermittler und Neutrale, sondern auch die Schwachherzigen

unter uns und die Dummköpfe, vor allem aber diejenigen, die einen Vorteil davon haben, den Deutschen mit Phrasengetön zu benebeln, damit er nicht klar sieht, was er sehen müßte, damit er sich schämt, stark zu sein und sich gegen Schwächere zu sichern ...

Die Sicherung Deutschlands, die Sicherung jeden deutschen Wertes gilt es in diesem Kriege, also auch in unserem zukünftigen Verhältnis zu Frankreich ... Zu dieser Sicherung bedarf es stündlich, bedarf es von Augenblick zu Augenblick der Erinnerung, daß Deutschland als Staat, daß alle deutschen Werte von Fremden und ebenso von listigen Entfremdern auf französischer Bahn gefährdet waren, gefährdet sind und vor tausend Gefahren stehen.

Ebensowenig, wie wir berufen oder mächtig sind, das Knutenglück Rußlands umzuschmelzen, ebensowenig haben wir für Frankreichs künftige Seligkeit zu sorgen und uns mit Gedanken zu tragen, wie wir dies Volk versöhnen, wie wir es zu unserem einstigen Bundesgenossen machen. Ja, wie schön wäre es doch, das tiefer denn je verletzte Gallien in christlicher Liebe zu umarmen, zum Einsehen zu bewegen und wie ein störrisches Kind, das im Widerstand ein Bein gebrochen hat, gesund zu machen. Gar bald würde es wie 1871 wieder erstarken, und wie rührend würde es uns danken (wie 1871, als man ihm Belfort gelassen hatte), wie anmutig würde es dann Deutschland wiederum Rußland, England, Japan, China, Turkos, Hindus usw. usw. auf den Hals locken, um seiner Schwäche Vorspann zu leisten. Nur Hohn wird der Deutsche ernten, der Frankreich versöhnen will. Schon der Gedanke des Mitleids, so versicherte mir vor kurzem eine Französin, von deutscher Seite ist für jeden Franzosen eine Beleidigung. Mir sagte sie damit nichts Neues.

Jahrelang ist von Deutschland aus alles Erdenkbare versucht worden, um Frankreich darüber hinwegzubringen, daß wir 1870 nur das genommen haben, was uns von Ludwig XIV. gestohlen worden war; 44 Jahre lang ist alles Liebeswerben umsonst gewesen. Hunderttausende sind von uns in Frankreich, in Nizza, in Nancy, in Bordeaux und sonsten gewesen, haben dort Handel getrieben und gelehrt und gelernt, mancher hat wohl persönliche Freunde erworben, aber ich behaupte kühnlich, daß kein einziger, der klar hörte und klar sah, glaubhaftes Entgegenkommen hat finden können, ohne Zugeständnisse an die französische Eitelkeit, wohl gar im Hinblick auf Elsaß zu machen oder die Versicherung der Friedensbereitschaft unter der Bedingung hinzunehmen: ‚Dann, wenn einmal wenigstens Frankreich über Deutschland gesiegt haben wird.'

Nun ist die augenblickliche Wehrkraft Frankreichs — mag sie noch so gewaltig, ja mag sie selbst zu schwachen Erfolgen von einem Gemisch der Hilfsvölker gestützt werden — zum zweiten Male schwer getroffen, hat sich teilweise selbst in tapfer erneutem Anbrausen an unserer Eisenlinie die Knochen zerschlagen; über die Hälfte des französischen Heeres ist tot oder dauernd kampfunfähig; das geht aus dem franzosenfreundlichen Mailänder ‚Corriere della Sera' klar hervor. Es müßte den letzten Stolz verloren haben, also wertlos geworden sein, wenn es jetzt zum Versöhnen gebracht werden könnte, selbst wenn es um Frieden bitten müßte. So wertlos ist aber Frankreich weder heute, selbst wenn es bald völlig

einem Ringer gleich die Arme senkte, noch wird es so bei der Stehaufnatur seines elastischen Volkes in Bälde sein.

Überlassen wir es daher ihm, für sich zu sorgen; es wird wahrlich wie 1815 nicht den Besiegten spielen, sondern nur unverschämter auftreten, je mehr man mit ihm französisch statt deutsch spricht und verhandelt. Überlassen wir es ihm, ob die Erfahrungen ihm eine eigene Umkehr als unerhoffte Entwicklung vergönnen, ob Frankreich von sich aus uns um ein Bündnis dereinst bitten, ja dringend und nicht hochmütig bitten wird, und selbst dann noch fragen wir uns: Dürfen wir dieser Wandlung trauen? Können wir nicht ohne diese Stütze stehen und gehen?

Vorderhand aber, ich wiederhole es und ich wünschte, ich könnte es jedem einzelnen einhämmern, vorerst heißt es nichts weiter als: unbedingte Sicherung Deutschlands. Die Sicherung Deutschlands — selbst gegen England — liegt an der Grenze Frankreichs. Sie liegt — fern von jedem Raub- oder Vernichtungsgelüste — in der Ohnmacht Frankreichs. Solange ein Franzose von echter gallischer Rasse lebt, haben wir mit der durch Jahrhunderte bis zur Stunde gleichen Arbeit gegen deutsche Art zu rechnen. Macht uns denn der aus Überschätzung erwachte Haß gegen England wahrhaftig blind, daß wir verkennen, wie schwer Frankreich, obwohl wir es nicht hassen, unsere Stellung in der Welt, unsere Leiden in diesem Kriege gestaltet hat?! Wer hat unseren Bundesgenossen Italien uns in listigster Klugheit abspenstig gemacht? — Frankreich. Wer hat Rußland umworben und mit 20 Milliarden bestochen, auf daß es gegen uns zu Felde ziehe? — Nur Frankreich. Wer hat die Südschweiz aufgewiegelt und in Süd- wie Nordschweiz Einfallversuche, die der Aufklärung harren, durchgeführt? — Frankreich. Wer hat Belgien seit sechs Jahren im Erfolg voraufgegangener Werbung unterm Deckmantel einer Scheinneutralität zu einem Teile Frankreichs machen wollen und vermittels der gleichen Sprache zum wahnwitzigen Vorkämpfer französischen Racheburstes gemacht? — Frankreich. Wer hat seit Jahren in Gedichten und Romanen, in seinen Schulen, in seinen Militärzeitschriften die albernsten Fälschungen und die unflätigsten Herausforderungen gegen uns gehäuft; wer hat den Fürsten von Monako zum Judas gemacht, wer in Paris, an den Küsten, in Nancy, in Belfort, in Akademien und Künsten und überall bei und nach Ausbruch des Kriegs, wie in früheren Jahren bei Wahrscheinlichkeit des Krieges, den aufgespeicherten Giften schändlich die Schleusen geöffnet?! Wer hat trotz mancher herzlich guten Mitbewohner nicht von der sicheren Vernichtung Deutschlands, der Zerstörung des Bismarckwerkes geschwärmt und wer hat da drüben nicht die preußische, von jedem Deutschen nunmehr erlernte oder zu lernende Tüchtigkeit, das Erbe Friedrichs des Großen, aus der Welt schaffen wollen? Und wer schließlich hat diesen Krieg, der dem rachegierigen Volke, nicht der vielfach die Friedensnotwendigkeit erkennenden Regierung, den Sieg, den einmaligen wenigstens, bringen sollte, wer hat ihn genial und sorgfältig vorbereitet und mit aller Welt geheim gegen unsere Diplomatie eingeleitet, indem er bis in unglaubliche Einzelheiten hinein militärische Anlagen — freilich mehr und mehr in Englands Schlingen — anlegte; wer hat diesen Krieg ersehnt,

gewollt und erreicht? — Frankreich, immer und wiederum Frankreich, das geschlagene Frankreich, das unversöhnliche, das tapfere, das stolze und darum fürderhin neben uns nur in beschränkter Macht zu duldende Volk Galliens.

Hoffentlich reicht der Nerv derer, die, pflichtgemäß mit den Ereignissen schreitend, den Frieden mit Frankreich vorbereiten, dazu aus, um gegen die diplomatischen Künste, gegen kreischende oder winselnde Stimmen der Fremden stark zu bleiben. Eine leichte Arbeit ist das nicht. Ließ sich doch selbst ein Bismarck davon abhalten, Metz und Belfort zu nehmen. Leider! Wieviel leichter wäre uns durch den damals entgangenen Besitz Belforts jetzt dieser Krieg geworden!

Deutschland gilt es zu erhalten und sein trotz aller Einwände und Verbesserungsmöglichkeiten wundervolles Volk; ihm gilt es überall in der Welt Bewegung zu sichern. Wir wollten leben. Frankreich und seine Genossen wollten uns nicht leben lassen. An diese Klarheit halte man den Wunsch: ‚Es wäre doch so schön' und ‚Ich möchte doch auch wieder nach Paris' und ‚Man muß dem Feinde goldene Brücken bauen' und ‚Wenn nur kein Kultur- und Kunstwerk mehr beschädigt würde'. Wahrhaftig, durch diese Worte klingen die Sätze: ‚Was schert es uns, ob das kommende Geschlecht der verdoppelten List des doppelt gekränkten Frankreichs zum Opfer fällt.' Ich aber sage: Brandkugeln in alle Kleider- und Kunstgelasse des Louvre, wenn ohne solche Lehre auch nur ein einziger deutscher Mann über die jetzt furchtbar notwendigen Opfer, wenn sonst auch nur eine winzige Klarheit und Sicherung Deutschlands abgeschlachtet werden müßte!"

Noch ist weder im Westen noch im Osten irgendeine Entscheidung gefallen, durch die sich der Frevelmut des Gegners bestimmt fühlen könnte, uns einen anderen als nur für sich „ehrenvollen" Frieden anzubieten, und schon schwirren bei uns alle möglichen Gerüchte von Friedensverhandlungen herum! In Berliner Börsenkreisen, aber nicht nur in diesen, wollte man von einem bevorstehenden Sonderfrieden mit Rußland wissen. Sollen wir vielleicht diejenigen sein, die auch nur durch Stillschweigen zu solchen Ausstreuungen den — sehr falschen! — Schein erwecken, als beginne uns der Atem auszugehen? Wenn heute auch noch niemand mit Bestimmtheit sagen kann, wann das furchtbare Völkerringen ein Ende finden wird, so besteht doch, wie Georg Bernhard in der „Voss. Ztg." mit guten Gründen feststellt, bei niemand im Lande ein Zweifel darüber, daß keiner der kriegführenden Staaten so sehr in der Lage ist, abwarten zu können, wie Deutschland. „Von einem kleinen Zipfelchen preußischen Landes abgesehen, sind die Kriegsgreuel unserem Reiche ferngeblieben. Dank der Schnelligkeit unserer Mobilmachung und des Offensivgeistes unserer Armee und unserer Flotte haben wir den Krieg in Feindesland getragen. Auch unser wirtschaftliches Leben ist in einer Weise aufrechterhalten worden, wie es selbst die Optimisten bei Beginn des Krieges nicht zu hoffen wagten. Unsere militärischen Reserven gestatten uns, den Krieg jedenfalls länger fortzusetzen als unsere Feinde das können. Auch darüber besteht kein Zweifel bei uns, daß die Voraussetzung für jede Friedensverhandlungen die sein müßte, daß der Feind sich geschlagen bekennt. Jeder faule Frieden, der irgendeiner Legendenbildung Vorschub leisten könnte, wird allseitig in Deutschland ohne jede Diskussion von der Hand gewiesen werden.

Das letzte gilt insbesondere für etwaige Friedensverhandlungen mit Rußland. Daß der Anfang dazu niemals von uns gemacht werden könnte, bedarf ja gar keiner Erörterung. Aber etwa von Rußland zu uns herüberfliegende Friedensengel könnten ohne weiteres wieder den Rückflug antreten, wenn sie nicht das Eingeständnis einer entscheidenden Niederlage als Aufenthaltsschein mitbrächten. Es darf bei den Verbündeten des russischen Reiches nicht einen Moment der Eindruck verwischt werden, der sich trotz aller Beschönigungsversuche in Frankreich bereits Bahn bricht, daß für zukünftige Pläne gegen Deutschland auf den großen russischen Bruder nicht mehr zu rechnen sein wird. Das gesamte deutsche Volk hat die Opfer dieses Krieges an Gut und Blut in der Erkenntnis auf sich genommen, daß der Krieg unvermeidlich war. Wir waren uns alle der Möglichkeit bewußt, im Falle einer Niederlage ehrenvoll untergehen zu müssen. Aber ebenso klar war die Erkenntnis, daß im Falle eines Sieges gründlich für mehrere Jahrzehnte Ruhe geschafft werden müsse. Soll das aber der Fall sein, so ist die erste Voraussetzung dazu die, daß unsere westlichen Nachbarn in Zukunft nicht mehr sehnsüchtig nach östlichen Bundesgenossen ausgucken."

Nein, eine solche Weltschachpartie, die das g a n z e zivilisierte Menschengeschlecht zu Mitspielern oder doch zu stark beteiligten Zuschauern hat, kann und darf nicht „remis" werden. Darüber und daß ein „fauler Friede" schlimmer wäre als ein verlorener Krieg, sind wir wohl alle mit Professor Ludwig Stein (in „Nord und Süd") einig. Sind doch allein schon „die angesammelte Feindschaft und der aufgespeicherte Haß aller Beteiligten seelische Sprengstoffe von so überwältigendem Umfang, daß wir nicht nur in einen dreißigjährigen, sondern in einen hundertjährigen oder richtiger in einen permanenten Weltkrieg hineingeraten, wenn es nicht zum Biegen oder Brechen kommt. Daß sie uns hassen, das können wir nicht verhindern, aber fürchten müssen sie uns, und zwar so abgründig fürchten, daß sie uns auf Jahrzehnte hinaus unschädlich bleiben, weil sie uns nichts anhaben können. Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Haben wir einmal diese ungeheuren Opfer gebracht, weil Rachsucht, Machtsucht und Habsucht einen Dreiverband zu unserer Vernichtung mittelst Einkreisung geschlossen haben, so müssen wir durchhalten, bis jene Grundforderungen, um derentwillen es sich lohnte, diesen Weltkrieg zu führen, restlos und endgültig erfüllt sind.

Die e r s t e Grundforderung heißt: b e s s e r e g e o g r a p h i s c h e G r e n z e n für das Deutsche Reich und seinen Verbündeten. Das Wort Napoleons I. bleibt bestehen: Die Politik der Staaten folgt aus ihrer Geographie. Unsere Grenzen nach Osten und Westen sind so unglückselige, daß wir seit Friedrich dem Großen genötigt sind, Gewehr bei Fuß zu stehen. Hätten wir jene Rückversicherungsprämie, welche unsere Feinde mit dem Unnamen ‚Militarismus' belegen, durch die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht nicht rechtzeitig gezahlt, oder wären wir nur mit einer Rate im Rückstand geblieben, dann wäre das ganze nationale Kapital rettungslos vertan. Den Engländern kommt i h r Capua teuer genug zu stehen. Sie wollten sich auf Kosten aller anderen Nationen feist mästen und das überschüssige Fett wieder durch ‚Training', durch Sport und Spiel, also aus purem Zeitvertreib abarbeiten, da sie ja durch ihre natürlichen Wassergrenzen geschützt

waren, während wir uns seit mehr als einem Jahrhundert abrackern, um neben der größten Militär- und Luftmacht noch die zweitgrößte Flotte aufzubringen, weil unsere Grenzen geographisch die denkbar ungünstigsten sind. Eingekeilt zwischen den beiden Erbfeinden Frankreich und Rußland müssen wir unser Höchstes und Letztes daran setzen, um als Ergebnis dieses Weltkrieges solche Grenzen zu bekommen, daß wir in absehbarer Zeit keinen neuen Überfall seitens dieser beiden feindlichen Mächte zu befürchten haben ..."

Als das empfindlichere geographische Problem erscheint Prof. Stein die bessere Regelung unserer geographischen und ethnographischen Grenzen nach Osten: „Daß diese nicht so von der Natur geschützt sind, wie etwa die ungarische Grenze durch die Karpathen und die österreichische gegen Italien durch die Alpen, hat sich beim Ausbruch des Weltkrieges gezeigt. War doch unsere Wehrsteuer wesentlich und vorzüglich dadurch glücklich motiviert, daß durch die Neuorientierung der Ententepolitik, die immer schärfer und deutlicher den Charakter einer Einkreisung offenbarte, die Grenzen gegen den Feind im Osten ungenügend geschützt seien. Solange man an die Legende von der traditionellen Russenfreundschaft für Preußen zu glauben vermochte, schien dieser verstärkte Schutz der östlichen Grenze weniger dringlich. Als aber Rußland die Maske fallen ließ und immer unverhüllter die Deutschenfeindlichkeit in den Regierungsorganen, namentlich und vorzüglich in der infernalisch deutschenfresserischen ‚Nowoje Wremja', nicht nur duldete, sondern förderte, da wurde es auch den eingefleischtesten Russenfreunden, die selbst heute noch nicht das holde Märchen von der väterlichen Freundschaft Rußlands für Preußen ganz abreagiert haben, zur unabweislichen Überzeugung, daß man die preußischen Grenzen nach dem Osten hin strategisch besser schützen müsse. Generalfeldmarschall von der Goltz hat in offener Sitzung auf diesen wunden Punkt mit starkem politischen Temperament den Finger gelegt. Die unvergängliche Ruhmestat v. Hindenburgs wird es immerdar bleiben, daß er *diese* Gefahr im Osten seit Jahrzehnten vorausgesehen und über die masurischen Seen strategisch so eingehende Studien gemacht hat, daß die Schlacht von Tannenberg sich mit solcher Treffsicherheit nach dem längst feststehenden Plane v. Hindenburgs abspielte, wie die glückliche Lösung eines sehr verwickelten Rechenexempels.

Sind wir aber auch sicher, daß wir *einen zweiten Hindenburg im richtigen Augenblick und am rechten Ort wieder zur Stelle haben werden?* Nur eine durchgreifende geographische Verschiebung oder strategische Verstärkung der Ostgrenze kann uns vor einem wiederholten Einfall Rußlands schützen, das sich zwar ökonomisch aus diesem Weltkrieg durch einen Staatsbankerott retten kann, das aber in seiner Proliferation von so kaninchenhafter Fruchtbarkeit ist, daß es numerisch *immer wieder Millionenheere unseren Truppen entgegenzusetzen haben wird.* Der russische Elefant versuchte zuerst mit seinem plumpen Tritt, durch sein inneres Schwergewicht gedrängt, sich nach Ostasien auszudehnen und an das Chinesische Meer zu gelangen. Als aber in dieser östlichen Menagerie der behendere Halbaffe Japan ihm einen empfindlichen Schlag auf den Rüssel versetzte, da änderte Rußland nach Elefantenart seine Richtung und wandte sich *gegen den Westen.* Jetzt sind die Dardanellen, Belt und Sund

seine Ziele, zumal es sich mit dem englischen Fuchs über den Persischen Meerbusen in aller Minne geeinigt hat, bis der Tanz zwischen diesen unversöhnlichen Erbfeinden von ehemals losgehen wird ...

Aus alledem folgt, daß der russische Nationalismus, der künstlich genährte panslawistische Größenwahn, der dem russischen Nationalgeist in schwärmerischer Phantastik übernatürliche Eigenschaften andichtet, der territoriale Erzfeind ist den es niederzuringen gilt. Rußland muß so gründlich aufs Haupt geschlagen werden, daß es sich nach Asien zurückzieht, wohin es seiner ganzen Artung und staatlichen Struktur nach gehört. Gegen den tönernen Koloß müssen wir uns endgültig schützen, wenn dieser Weltkrieg keine akute Erscheinung bleiben soll, sonst laufen wir Gefahr, einen chronischen Weltkrieg auf uns zu laden ..."

Scharf unterstrichen und umrissen wird diese Forderung von Dr. Paul Rohrbach in der Wochenschrift „Das Größere Deutschland". Ihn schrecken auch nicht die vielfachen Warnungen vor kriegerischen Unternehmungen in das Innere von Rußland, Warnungen, die sich auf das Unglück Napoleons I. stützen —: „Heute haben sich die Verhältnisse Rußlands gegen 1812 vollständig geändert. Napoleon ist zugrunde gegangen aus Mangel an Verpflegung; in dem gegenwärtigen Rußland aber gibt es Eisenbahnen. Es gibt weiter nicht nur Eisenbahnen, sondern auch industrielles Leben und die Lebens- wie die Kriegsfähigkeit Rußlands sind abhängig von Faktoren, die früher keine entscheidende Rolle spielten. Damit meinen wir vor allen Dingen Kohle und Eisen. Nachdem das polnische Kohlen- und Eisenerzgebiet für Rußland verloren ist, bleiben fast nur noch die großen Eisen- und Kohlenlager am Dnjepr und am Donez übrig; außerdem die großen Petroleumlager von Baku am Kaspischen Meer. Dort im Kaukasusgebiet operieren jetzt die Türken. Werden im weiteren Verlauf des Feldzuges Südrußland und das jetzige Kaukasien von uns und unseren Bundesgenossen besetzt, so steht alles russische Leben still. Ebenso ist von dem Getreidegebiet der schwarzen Erde in Südrußland die Verpflegung des verhältnismäßig getreidearmen russischen Zentrums des Nordens und Nordwestens abhängig. Diese Tatsachen genügen, noch so knapp hingestellt, für den Wissenden, um sich ein Bild davon zu machen, wie Rußland niedergezwungen werden kann.

Und es muß niedergezwungen werden! So niedergezwungen, daß es auch für die Zukunft sich nicht mehr zur überwältigenden Gefahr für uns entwickeln kann. **Vergessen wir nicht: Rußland hat etwa 170 Millionen Einwohner** und sein Acker trägt auf der Flächeneinheit ein Viertel bis ein Drittel des deutschen. Er könnte aber seiner natürlichen Fruchtbarkeit nach dasselbe und selbst mehr tragen als der unsrige — und irgendeinmal wird auch in Rußland der Ackerbau so weit vorgeschritten sein, daß er annähernd so viel leistet. Was dann? **Dann wird Rußland ohne Mühe 300 Millionen besser ernähren als heute die 170 und dann wird der Augenblick da sein, wo wir die Überlegenheit der Zahl nicht mehr durch höhere Leistungsfähigkeit werden ausgleichen können.**

Das Wachstum der russischen Kräfte durch die Zunahme der landwirtschaftlichen Erträge vom Boden kann wohl verzögert, aber nicht dauernd aufgehalten

werden. Es wird sich auch durch alle denkbaren politischen und wirtschaftlichen Krisen Rußlands hindurch früher oder später doch mit Naturnotwendigkeit vollziehen — und das heißt nichts anderes, als daß Rußland in dreißig oder in vierzig oder in fünfzig Jahren, jedenfalls binnen einer Zeit, mit der heute politisch gerechnet werden muß, eine Volkszunahme erleben wird, die es zur absolut stärksten Macht in Europa heranwachsen lassen wird. Die russische Wachstumsquote beträgt heute schon 1½ Millionen Menschen jährlich. In fünfzehn Jahren wird sie auf zwei und in fünfundzwanzig auf mindestens drei Millionen jährlich gestiegen sein. Es braucht also kaum ein halbes Jahrhundert zu vergehen, bis wir mit einem Dreihundertmillionen-Rußland rechnen müssen. Diese gewaltige Menschenzahl wird zu ihrer Ernährung nur einer solchen Verbesserung im Ertrage des russischen Ackers bedürfen, daß er auf die Flächeneinheit ebensoviel hervorbringt wie der im Durchschnitt weniger fruchtbare deutsche Boden in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts, vor dem Beginn des großen landwirtschaftlichen Meliorationszeitalters, in dem wir uns noch heute befinden. Die industriellen Fortschritte des zukünftigen Rußland verstehen sich daneben von selbst und können ebenso wie die agrarischen durch Krisen welcher Art auch immer nur vorübergehend in Frage gestellt werden.

Damit ist das notwendige Ziel dieses Krieges — und wenn nicht dieses, so des nächsten! — gegenüber Rußland gegeben. Die russische Gefahr kann dauernd überhaupt nur durch ein Mittel beschworen werden und dieses Mittel heißt: Zerlegung des russischen Kolosses in seine natürlichen geschichtlichen und ethnographischen Bestandteile. Die Teile sind Finnland, die Ostseeprovinzen, Litauen, Polen, Bessarabien, die Ukraine, der Kaukasus und Turkestan. Was übrigbleibt — Großrußland oder Moskowien und Sibirien, das in seinem westlichen Teil nur eine Verlängerung von Großrußland ist — gehört äußerlich und innerlich zusammen und hat seinen Ausgang ans Meer durch den Finnischen Meerbusen und die nördliche Dwina.

All die genannten Gebiete sind sowohl untereinander als auch besonders von Großrußland abtrennbar, ohne daß an den Schnittstellen lebensgefährliche nationale Blutungen entstehen, und sie lassen sich großenteils auch mit selbständigem staatlichem Leben erfüllen. Abgesehen hiervon könnte man das etwas kühne, aber vollkommen deutliche Bild brauchen, daß Rußland sich auseinandernehmen läßt, wie eine Apfelsine, wo bei gehöriger Vorsicht durch keinen Riß und keine Wunde ein Tropfen Saft zu fließen braucht ...

Der Sieg über Rußland muß so weit verfolgt werden, daß die eine überwältigende Masse in eine Anzahl national-politischer Einheiten zweiter Ordnung zerteilt wird. Geschieht das nicht, so haben Hindenburg und seine Helden im feldgrauen Rock letzten Endes umsonst gesiegt, und nach einem Menschenalter, wenn nicht früher [viel früher! D. T.] müssen wir den Sisyphusfelsen Rußland von neuem ein Stück den Berg hinaufwälzen, von dem er schließlich doch unwiderstehlich auf uns hinabrollen wird.

Rußland wird jetzt bald mit Andeutungen an uns herantreten, daß es Frieden schließen möchte auf der Grundlage: Opfert uns euren Bundesgenossen

Österreich, dann opfern wir euch unseren Bundesgenossen Frankreich! Wer selber eine Politik des Verbrechens macht, der traut auch dem anderen zu, daß er als Schuft handelt und als Narr dazu! An den Verrat, den Rußland uns zumuten möchte, wird niemand bei uns denken, aber schon ein Friede, der Rußland schonte, wäre ein Verbrechen an unserer nationalen Zukunft.“ — —

Als die zweite Grundforderung erhebt Prof. Ludwig Stein die Schaffung günstigerer Stützpunkte zu Wasser: „Wir müssen einen maritimen Kampf mit England ausfechten, um Kohlenstationen zu bekommen, die unser Welthandel und die zu seinem Schutze dienende Kriegsflotte dringend brauchen. Keine Macht der Welt hat bisher ernstlich wider den Stachel des englischen Weltwassermonopols zu lecken gewagt. Selbst die von Napoleon verhängte Kontinentalsperre gegen England erwies sich als zu schwächliches Geschütz gegen die uneinnehmbar scheinenden Wasserfestungen: Gibraltar, Malta, Suez, Zypern usw. Das sind lauter Schlüssel zu den Weltmeeren, die England mit eisenfester Faust festhält, um im gegebenen Momente die Tore der Weltmeere zu schließen und seinen Gegnern, ja selbst den Neutralen, den Weg zu jeder überseeischen Verbindung überhaupt zu versperren.

Zu diesem Wassermonopol gesellt sich ein Kabelmonopol, das auch die geschäftliche, verwandtschaftliche und intellektuelle Verbindung zwischen den fünf Weltteilen kontrollierte und, im gegebenen Augenblick, unterband; endlich und insbesondere ein Nachrichtenmonopol, das sich die englische Regierung im Reuterbureau schuf, dem die anderen amtlichen Nachrichtenbureaus, Havas für Frankreich, Stefani für Italien, Ritzau für Skandinavien und das russische Telegraphenbureau für das Moskowiterreich usw., nicht etwa nebengeordnet, sondern in manchen Punkten nachgeordnet waren, zumal Reuter das eigentliche Zentralbureau bildete.

Von diesen drei Monopolen Englands muß uns dieses gigantische Ringen zu befreien suchen, wenn der Weltkrieg anders im rationalen Verhältnis zu den Verlusten an Gut und Blut stehen soll, die er uns in jedem Falle, auch wenn wir auf der ganzen Linie entscheidend siegen, auferlegt ...

So ist dem deutschen Marinismus die weltgeschichtliche Rolle zugefallen, das Welt-Wassermonopol Englands zu brechen, um aus dem heutigen ‚mare clausum‘ ein künftiges ‚mare liberum‘ für den freien Wettbewerb aller zivilisierten Völker der Erde zu schaffen. Die Neutralen beginnen seit der Minenverseuchung des Ärmelkanals zu begreifen, daß der deutsche Marinismus Pfadfinder und Wegweiser für die Freiheit der Meere ist. England hat durch die Sperrung der Nordsee von Island bis Schottland dem Handel der neutralen Staaten die Lebensadern unterbunden. Diese Piratenmoral wird den Neutralen die Augen darüber öffnen, wessen sie sich von England in Zukunft zu versehen haben. Heute diktiert Albion als Imperator maris auch den Neutralen die harten Bedingungen ihres Verkehrs. Die Logik der Geschehnisse wird ihnen den Weg zeigen, der mit unabweisbarer Notwendigkeit aus dieser Erdrosselung des Welthandels sich ergibt. Europa kann sich nicht aushungern lassen, weil England nach dem absolutistischen Rezept Ludwigs XIV. größenwahnsinnig ausruft: ‚Der Weltstaat bin ich! Um

den lästigen deutschen Konkurrenten unterzukriegen, lasse ich ganz Europa aushungern — car tel est mon plaisir.' Niemandem, der klar blickt, kann es zweifelhaft sein, ob unser Existenzkampf oder der britische Konkurrenzkampf vor dem Forum der Weltgeschichte recht behalten wird ..."

Schon im Jahre 1897 verfügte die „Saturday Review", eines der angesehensten und einflußreichsten englischen Blätter: „germaniam esse delendam". Denn, wie sie als gewiegter Geschäftsmann ausgerechnet hatte: „Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, dann gäbe es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der nicht um so reicher würde!" „Sie konnt' es nicht erwarten, bis daß das Glöcklein Zwölfe schlug: dann kamen die — Piraten."

„Ob England", schrieb Professor Werner Sombart im „Berl. Tagebl.", „im 16. Jahrhundert Spanien, im 17. Holland, im 18. Frankreich als Hauptfeind verfolgte; ob es im 19. Jahrhundert gegen China den Opiumkrieg, gegen die Buren den Gold- und Diamantenkrieg führte: immer ist es dieselbe Linie, die sein Verhalten einhält. Mit geradezu schreckhafter Deutlichkeit tritt denn auch in diesem Kriege wieder diese reine merkantilistische Orientierung zutage, in der Auffassung von Sinn und Zweck des Krieges nicht minder, wie in der Art und Weise seiner Führung.

Vor allem: der Krieg hat einen ‚Zweck'! Und dieser Zweck ist rein kommerzialistischer Natur: die durch Deutschlands Konkurrenz in ihrer Höhe bedrohten Handels- und Industrieprofite sollen gehalten werden. Also die Motivierung, wie sie jeder kapitalistischen Unternehmung zugrunde liegt. So wird denn der Krieg selber auch als gar nichts anderes, denn als eine kapitalistische Unternehmung angesehen und als solche organisiert. Da ist denn nun der vornehmste Gedanke: man führt nicht selbst Krieg, sondern man läßt Krieg führen. Wie man für den Betrieb einer Baumwollspinnerei Produktionsmittel und Arbeitskräfte auf dem Markte ankauft, so nach dem Grundsatze des Söldnerheeres Kanonen und Soldaten. Es ist der alte Standpunkt des kriegführenden Krämers, wie ihn im Altertum Karthago, im Mittelalter die Bankierstaaten Italiens eingenommen haben. Noch besser und merkantilisch richtiger gedacht ist es, den Krieg gar nicht auf eigene Rechnung und Gefahr zu führen, sondern sich bloß mit einer Kapitaleinlage an dem Unternehmen zu beteiligen: das war das Verfahren der Engländer im 18. Jahrhundert, als sie die europäischen Staaten mit ihren Subsidien überschwemmten. Leider läßt sich das Geschäft nun aber heutzutage nicht mehr ganz so bequem abwickeln. Die Geschäfte sind überhaupt heute schwerer zu machen: das ist ja ein allgemeines Kennzeichen unserer Zeit, und auch hier haben die damned Germans den armen Briten das Leben sauer gemacht, gerade wie beim Absatze auf dem Warenmarkte.

Heute muß schon ein etwas kunstvolleres Verfahren angewandt werden, um fremde Völker die Kriege für Englands Handelsinteressen ausfechten zu lassen: wenn man ihnen nicht wie Filialen und Agenturen des Stammgeschäftes einfach die Order erteilen kann, so und so viel Mann ‚zu liefern'; so verfährt man mit den Kolonialvölkern, die natürlich für den Engländer in England auch Freude sind, mit Vasallenstaaten wie Ägypten, Portugal; so muß man entweder ein

Kompagnonverhältnis eingehen, was bei gleichgesinnten Nationen vom Schlage der Japaner das Richtige ist, oder — wo man noch mit einem gewissen Rest von Anstand und Ritterlichkeit rechnen muß, wie bei den Franzosen, den Belgiern, da muß man geschickt ihre Schwächen auszunutzen verstehen, um auch sie an dem Unternehmen zu beteiligen.

Ist nun das Unternehmen in Gang gebracht, so hat das Auge des sorgfältigen Kaufmanns darüber zu wachen, daß es mit möglichst hohem Nutzen und mit möglichst geringen Verlusten durchgeführt werde. Fremde Truppen kosten England nichts: also können sie nach Belieben geopfert werden; auch fremde Städte können bombardiert werden (Antwerpen! Ostende mit englischen Geschützen!). Eigene Truppen aber müssen bar bezahlt werden: folglich müssen sie soviel als möglich geschont werden. Was nach diesem merkantilischen Grundsatze in Antwerpen geschehen ist, schreit zum Himmel. Ohne auch nur einen Gedanken an Pflicht und Treue und Anstand zieht die englische Truppe aus der belagerten Festung, die sie verteidigen soll, rechtzeitig ab, um heil die Schiffe in Ostende zu erreichen, die die Flüchtigen in Sicherheit bringen. Ich bin überzeugt, daß den Abteilungsleitern, die als Minister dem Geschäftshaus England G. m. b. H. vorstehen, auch nicht einen Augenblick der Gedanke gekommen ist, daß das eine unsagbar schmutzige Sache war. Sie würden, wenn man sie ihnen vorhielte, antworten: aber es war praktischer, so zu handeln. Und sie haben von ihrem Standpunkt aus durchaus recht.

Ich nannte England eben ein Geschäftshaus. Die ganze Art und Weise, wie England Krieg führt, mutet ganz und gar wie ein Kampf an, den ein skrupelloses Geschäftshaus mit der Konkurrenz ausficht. Sind doch die wichtigsten Kampfmittel, die England selbst anwendet, ... unmittelbar kommerzialistische Bedrückungen und Schikanen, die alle vor allem — an was anderes scheint die englische Geschäftsleitung kaum zu denken — unsere materiellen Interessen zu schädigen bestimmt sind: Boykottierung, Patentdiebstahl, Kundenabtreiberei, Kaperei. Ja — daß es heute noch die Kaperei gibt, an der sich nun notgedrungen auch die England feindlichen Nationen beteiligen müssen, ist bekanntlich allein England zu verdanken. Es enthüllt die innerste Wesenheit seiner Kriegführung, daß es diese schofle Form des Kampfes als im Grunde deren wichtigsten Bestandteil erachtet, auf den es, wie es auf jeder internationalen Konferenz von neuem erklärte, ‚nicht verzichten kann'.

Aber auch sonst hat man häufig den Eindruck, als ob ein Geschäftsmann einen neuen Trumpf im Kampfe mit der Konkurrenz ausspielt, wenn man die amtlichen englischen Kriegsberichte liest: so zum Beispiel, wenn die Ankunft der indischen Truppen in Frankreich angekündigt wird: ‚ein prima, prima Artikel, der alles bisher Dagewesene schlägt, ist heute bei mir eingetroffen und liegt im Schaufenster aus.' Reklame, Warenanpreisung, Entwertung des Gegners: alles stimmt zu dem Bilde. Auch die rein quantitative Betrachtung der Kriege stammt aus demselben Seelengrunde. Wie oft haben wir nun schon von den Millionenheeren des edlen Lord Kitchener zu hören bekommen, und daß so und so viel Truppen aus Kanada, aus Indien, aus Portugal kommen. Immer Zahlen und nur Zahlen. Ganz

konsequent wurde vom Standpunkt des kapitalistischen Unternehmers aus gedacht, der in hohen Umsätzen das sicherste Wahrzeichen für das Florieren seines Geschäftes erblickt. In schamloser Offenheit hat ja auch Churchill erklärt: England werde siegen, **weil** es die letzte Million zu verausgaben habe. Hier wird also der rein kapitalistischen Auffassung der Dinge gar kein Mäntelchen mehr umgehängt: es wird unumwunden ausgesprochen: für uns ist der Krieg ein Geschäft wie jedes andere, und da wir im Zeitalter des Kapitalismus leben, so wird das Geschäft mit dem größten Kapital den Sieg davontragen.

Es hat manche unter uns gegeben, die vor dem Kriege meinten: dieser Geist, der England erfüllt, sei der allgemeine Geist der Völker, in denen das kapitalistische Wirtschaftssystem zur Herrschaft gelangt sei, Kriege könnten von vielen Nationen aus gar keinem anderen Geiste heraus als aus dem kapitalistischen geführt werden. Die Ereignisse der letzten Monate haben alle, die das glaubten, eines Besseren belehrt. Wir haben alle, die wir lebendig durch diese Zeit gegangen sind, im Innersten unserer Seele erlebt, daß es einen anderen Krieg als den englischen gibt. Das ist der Krieg, den Deutschland, und wir können ruhig hinzufügen: den Österreich-Ungarn führt. Kein Krieg um eines äußeren Erfolges willen, kein Krieg um Geld und Gut, kein Zweckkrieg, sondern **ein Krieg um unseres Vaterlandes Leben, um des Daseins unserer Völker und Staaten willen.** Eine Lebensäußerung in sich selbst hervorzuckend, aus dem innersten Wesen dieser Staatsgebilde, wie der Zornausbruch und das Zuschlagen eines lebendigen Einzelnen aus dessen Seele zucken. Das ganze Volk ein einziger stahlgepanzerter Streiter, von einem Willen beseelt, der nicht mehr der Wille des Individuums, sondern der Wille des Ganzen ist. Der einzelne ein Glied des Ganzen, nur diesem dienend, wie das einzelne Glied unseres Körpers dem ganzen Körper dient. Im Kampfe treu, pflichtbewußt, ergeben, tapfer, opferbereit: das ist ‚Militarismus‘, der euch Krämern verhaßt ist, das ist Heroismus, das ist im schlichten Deutsch Heldentum ...“

Wie bitter sind alle diese Erkenntnisse, wie schwer entringt sich uns dies Gericht-halten-müssen über ganze Völker! Und die Unschuldigen müssen mit den Schuldigen leiden. Aber — müssen wir selbst weniger erdulden? Bringen wir, die unverschuldet in dies Unheil gestürzt wurden, nicht von allen die größten Opfer? Konnte uns eine grausamere Pflicht aufgezwungen werden, als die Pflicht, hart zu sein? Kein größeres Leid konnten unsere Gegner uns zufügen! Gott schenke uns in Gnaden einen vollen Sieg, unseren Gegnern Einsicht und Einkehr, auf daß dieses eiserne Gebot bald von uns genommen werde!





Deutschland vor der Aushungerung?

In den großen Gefangenenlagern bei Berlin und wahrscheinlich auch im übrigen Deutschland werden die Franzosen, Engländer, Belgier, Russen, Indier usw. unter anderem zum Küchendienst herangezogen und dabei auch mit dem Schälen von Kartoffeln beschäftigt. Die fremden Kriegsgefangenen (etwa 500000 Köpfe) erhalten die Kartoffeln geschält. Dagegen verlangt der preußische Handelsminister von der Bevölkerung, daß sie die Kartoffeln in der Schale kochen lassen soll, um zu sparen, da viel vergeude, wer die Kartoffeln erst schäle und dann koche!

In den Berliner Wirtshäusern standen seit vielen Jahren auf den Tischen Brot und Semmeln, zur freien Benutzung für jeden Gast, der Essen bestellte. So mancher verschämte Arme, junge Kaufmann oder Student hat dort ein Stück Käse und ein Gläschen Bier bestellt, um sich dazu in Brot und Semmeln satt zu essen. Der preußische Handelsminister, der vielleicht beobachtet hat, wie in den ersten und teuersten Gasthöfen und Wirtshäusern Berlins Brot und Semmeln mißachtet und weggeworfen werden, hat offenbar gemeint, auch im Mittel- und Arbeiterstand werde das Brot verachtet und vergeudet, denn er behauptet, durch freie Hingabe von Brot und Semmeln werde der „verschwenderische und gedankenlose Verbrauch“ des Brotes gefördert. Er ist erschreckt darüber, daß die Berliner in „verschwenderischen“ Brotverbrauch verfallen könnten, etwa wie der leichtsinnige Mann in verschwenderischen Champagnerverbrauch, und hat es durchgesetzt, daß die freien Brotkörbe von den Berliner Wirtshaustischen verschwinden mußten.

Die militärische Verwaltung in Berlin hat sich in dieser Kriegszeit klug und entschlossen gezeigt, die Zivilverwaltung dagegen unentschlossen und unselbständig. Das Oberkommando in den Marken verfügte alsbald Höchstpreise für Salz, Mehl usw., als bei Kriegsbeginn im Kleinverkehr die Preisaufschläge zu stark wurden. Doch kostbare Wochen vergingen unter dem Zaudern des preußischen Handelsministers, bis man sich zu Getreidehöchstpreisen auch für den Großhandel entschloß. Die Spekulation hatte ihr Schäflein ins trockene bringen können.

Nicht mit dem Brot, sondern mit den Ermahnungen zur Sparsamkeit im Hinblick auf die Gefahr einer Aushungerung Deutschlands sollte man etwas sparsamer sein. Diese Gefahr besteht nicht oder doch nur in weiter Ferne. Und sollten die Preise einzelner Lebens- und Genußmittel übermäßig in die Höhe gehen, so wird es an den nachgefragten Lebens- und Genußmitteln niemals fehlen. Dafür werden nicht zuletzt die Engländer selbst sorgen, findig im Schmuggelgeschäft und überall dabei, wo viel Geld zu verdienen ist.

Jedermann mag sparsam sein. Aber wer mit kleinlichen Maßregeln gegen einen angeblich verschwenderischen Brotverbrauch vorgeht, kann in ernsten Kreisen nur Kopfschütteln erregen. Es hat keinen Sinn, dem Volk eine Verschwendung im Brotverbrauch zu unterstellen. In der Bibel werden auch nur die Brosamen erwähnt, die von des Reichen Tische fallen.

Merktafel

Während unser Volk einen unerhörten Hagel von Stinkbomben übelster Verleumdung aushalten muß, und sich dagegen nur insoweit wehrt, daß der Dampf nicht die Sinne der dritten Unbeteiligten umnebelt, für die Verleumder aber bloß Verachtung übrig hat, sind es wieder einige unserer Herren Literaten, die in geradezu kläglicher Ängstlichkeit um ihren „guten Ruf" im feindlichen Auslande besorgt sind.

Daß Herr Max Nordau (eigentlich Südfeld) seine seit dem Kriegsausbruch in deutschen Zeitungen veröffentlichten Artikel dem Pariser „Temps" zur Überprüfung einreicht, um das Zeugnis zu erlangen, daß er nicht unfreundlich über Frankreich geschrieben hat, kann uns schließlich bei diesem Manne nicht überraschen, der als jahrelanger Pariser Korrespondent großer deutscher Zeitungen ein gerüttelt volles Maß zu der bei uns in weiten Kreisen üblichen Überschätzung alles Französischen beigetragen und ohnehin eine französische Verdienstmedaille dafür verdient hat, daß er uns über die wahren Gesinnungen Frankreichs falsch unterrichtete. Daß aber die von ihm bediente Presse zur Erklärung der Handlungsweise Nordaus anführt, daß er seit vielen Jahren in Paris wohne und dort viele Freunde besitze, bei denen er nicht in schiefes Licht kommen wolle, zeugt doch für ein mehr als klägliches Deutschbewußtsein. Es sollte gerade solchen Herren, wie einem Max Nordau, jetzt vor allem darauf ankommen, dafür zu sorgen, bei uns Deutschen das Gefühl zu erwecken, daß sie wirklich ein Teil unseres Volkes sind.

Auch Artur Schnitzler hat es für nötig gehalten, im „Journal de Genève", in dem täglich eine Ladung Gift gegen uns Deutsche verspritzt wird, „kraftvoll Einspruch zu erheben gegen angebliche abfällige Äußerungen über Meister der russischen, englischen, französischen und belgischen Literatur, die ihm russische Zeitungen in böswilliger Absicht unterschieben".

Herr Schnitzler wird es gar nicht gewahr, welcher Hohn darin liegt, wenn ausgerechnet Romain Rolland die Veröffentlichung seines Artikels einleitet und dabei hervorhebt, „es sei kollegiale Pflicht, dies zu tun, wie überhaupt immer einzutreten, wenn es sich darum handelt, inmitten des Wahnsinns der kämpfenden Nationen die bestehende Einheit des menschlichen Gedankens und die geheime Verbindung seiner besten Geister zu betonen".

Wir müssen diesen „besten Geistern" sagen, daß sie durch diese „geheime Verbindung" zu ihrer wechselseitigen Beweihräucherung sich der Verbindung mit uns als leidender und kämpfender Nation unwürdig machen. Sie mögen dann in ihren erlesenen Geisterverein noch den im Ausland vielgeliebten Herrn Liebknecht aufnehmen und sich des weiteren verbrüdert fühlen mit dem auch sich einen deutschklingenden Namen fälschlich aneignenden Georg Brandes, der sich nicht entblödet, im Pariser „Temps" zu behaupten, Deutschland habe durch Versprechungen Ausländer zu einem günstigen Urteil über Deutschland gewonnen, und einzelne Dänen, die sich uns offenbar mit Recht rassenverwandt fühlen und deshalb uns ihre Sympathie öffentlich bezeugten, als „käuflich" bezeichnet.

Man mißverstehe diese Ausführungen nicht; sie geschehen nicht, weil wir uns irgendwie gegen all diese Verleugner und Verleumder unserer Sache wehren wollten, sondern lediglich als Merkmittel für später. Wir wissen alle, daß der große Kampf mit dem Krieg nicht zu Ende ist. Da ist es dann wichtig, seine Feinde genau zu kennen, erst recht, wenn sie im Schafspelz einhergehen.

K. St.

*

Armer Spitteler!

Nun hat es also auch Karl Spitteler, der Dichter des „Olympischen Frühlings", für notwendig gehalten, uns in unserem schweren Kampfe ums Dasein ein Bein zu stellen. Es fällt uns gar nicht ein, uns fernerhin noch gegen irgendeinen Anwurf von außerhalb verteidigen zu wollen. Wenn wir diesen Krieg siegreich bestehen — und das werden wir, zum Ärger der ganzen Welt —,

so wird sich diese ohnehin vor der Tatsache beugen müssen. Aber selbst wenn wir untergingen, haben wir schon bis jetzt in unserem Widerstand gegen die ganze Welt etwas so ungeheuer Großes geleistet, wie es die Weltgeschichte bislang nicht gekannt hat. Das ist keine Überhebung, sondern die einfache Feststellung einer Tatsache. Und ich meine, der nicht unmittelbar Beteiligte müßte, zumal wenn er Dichter ist, eine jubelnde Freude daran haben, wie hier durch gewaltigen Willen und eine ungeheure Kraftentfaltung hundert Millionen gegen zweihundertfünfzig fünf Monate lang siegreich bestehen. Und wenn der Betreffende noch die leichte Gelegenheit hat, sich davon zu überzeugen, mit welchem freudigen Geiste dieser Riesenkampf aufgenommen wird, und er tut es nicht, wenn er gar hingeht und dieses Volk, das ihm, wie er selbst gesteht, in reichstem Maße Gastfreundschaft und seinen Werken liebevolle Aufnahme gewährt hat, hämisch verkleinert — dann braucht der von ihm Angegriffene nichts mehr zu tun. Der Angreifer hat sich selbst das Urteil gesprochen.

Armer Spitteler! — Alle Feinkultur, der schärfste Geist, die überlegenste Ironie, sie langen im entscheidenden Augenblick nicht zu. Und durch alle Formvollendung offenbart sich in Stunden, in denen es auf das Wesen ankommt, die innere Armut an großem Empfinden. „Wenn ich mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle."

Armer Spitteler! K. St.

*

Liebesgabenschwindel

Gegen die Feldposträuber wird mit erfreulicher Schärfe vorgegangen. Ebenso schonungslos sollte man aber auch jene gewissenlosen Fabrikanten beim Wickel nehmen, die mit Hilfe einer ausgedehnten Reklame dem um seine Feldgrauen treubesorgten Publikum minderwertige, ja geradezu gesundheitsschädliche Liebesgaben „für unsere wackeren Krieger" anschmieren. Verschiedene Generalkommandos haben bereits Warnungen vor solchen Schwindelfabrikaten erlassen. Aber was sind Warnungen? Wer liest sie? Wer behält sie im Kopf? Warum faßt man diese Schwindler, die viel, viel schädlicher sind als die paar Feldposträuber, mit Glacéhandschuhen an? Es wäre doch nichts einfacher, als ihre Waren mit Beschlag zu belegen und sie selbst, die gewaltige Raubzüge auf die Taschen weitester Volkskreise unternehmen, dem Richter vorzuführen. Wenn der Staatsanwalt hier nicht im Interesse der Öffentlichkeit einzuschreiten für notwendig hält, dann sollte die Militärbehörde ohne langes Fackeln mit ihrer bewährten starken Faust zupacken. Aus den Schützengräben kommen uns Klagen, die eine strengere Kontrolle über die Liebesgabenindustrie als dringend wünschenswert erscheinen lassen. Es wird von Zigarren erzählt, an denen nicht ein halbes Gramm Tabak war. Sie bestanden von innen und außen aus braunem, dem Tabak ähnlich gemachten Papier. Von Dr. Oppenheims „echten" Grogwürfeln, Marke Südpol, wird behördlich festgestellt, daß der Alkoholgehalt der Würfel nur 6,8 v. H. beträgt; dem Zucker ist Gelatine beigemengt; es läßt sich selbst mit Beigabe von nur geringen Mengen heißen Wassers kein grogähnliches Getränk erzielen. Das Rohmaterial für sechs Würfel kostet ungefähr 10 ₰, der Verkaufspreis beträgt 1 ℳ. Bei einem anderen Erzeugnis, dem sogenannten „Ideal-Kaffee Marke fix", „Thalers Original-Kraft-Kaffeepulver", „Thalers Original-Kraft-Kaffeetabletten" sowie „Thalers Original-Kraft-Kakaotabletten", ist Kaffee bzw. Kakao nur in ganz geringen Mengen in den angebotenen Erzeugnissen enthalten, und der wirkliche Wert steht in gar keinem Verhältnis zu dem geforderten Preis. Ähnlich steht es um ein Präparat mit der Bezeichnung „alkoholfreier Punsch in der Tüte", dessen Auflösung in heißem Wasser Punsch, ja sogar „Burgunder-Punsch" ergeben soll. Es handelt sich dabei um eine mit einem Teerfarbstoff gefärbte und mit künstlichem Aromastoff parfümierte Mischung von Zucker und geringen Mengen Weinsäure. Das daraus hergestellte Getränk schmeckt nicht entfernt nach Punsch und ist geeignet, den Magen zu verderben.

Und alle diese jämmerlichen Erzeugnisse, durch die Soldaten und Publikum in gleicher Weise geschädigt, die Beutel gewissenloser Geschäftsleute aber gefüllt werden, können straflos feilgeboten und straflos verkauft werden!

*

Zeitungen für die Gefangenen!

Eine mir wertvolle Zuschrift regt an, den französischen Gefangenen in Deutschland kleine gemeinfaßliche Geschichtsbüchlein (in ihrer Sprache) in die Hand zu geben, woraus sie das viele französische Unrecht gegen uns und ferner den erfolgreichen Mißbrauch, den England mit der Dummheit der übrigen Völker treibt, ersehen.

Wir Gelehrtenvolk sind ja in solchen Büchlein recht tüchtig. (Wie vieles ist nicht fix und fertig für die Polen!) Wenn nur die Pädagogik nicht immer den einen großen Fehler hätte, daß sie nichts nützt. Zumal wenn doch der Gegner in der Hinterhand sitzen bleibt und nachher den Leuten mit leichter Mühe wieder aufbindet, wir hätten nur die Gelegenheit benützt, sie zu beschwindeln.

Was im Menschen haften bleibt, ist immer nur das, was er selber findet. Was er sich als Antwort auf Fragen entnimmt, die in ihm von selbst aufdämmern und ihn aufmerksam machen. Und so wäre es vielleicht nicht übel, den Gefangenen Zeitungen zu geben, aber nicht solche, die extra für sie hergerichtet werden und damit schon absichtlich wirken, sondern einfach gute deutsche, solche, für die sie gleichzeitig Achtung und Glauben haben können. Es sind doch immer einige drunter, die so viel Deutsch verstehen und dann zu Erklärern und Deutern für die übrigen werden. Ed. H.

*

Alkohol

Über die Alkoholfrage ist bei uns seit geraumer Zeit kaum mehr eine unbefangene Aussprache möglich. Kaum fällt das Stichwort „Alkohol“, so tritt das ganze schwere Geschütz der Antialkoholbewegung in Tätigkeit, und es wird losgefeuert, ganz unbekümmert darum, ob überhaupt ein Grund zum Schießen gegeben war. Wir haben kürzlich (1. Dezemberheft) an dieser Stelle die Art zurückgewiesen, wie die Alkoholgegner den Ruf des Kronprinzen nach Rum und Arrak für seine Armee auf- und angegriffen haben. Der scherzhafte Ton dieser Abwehr war ein Schutzmittel gegen die Grobheit, zu der man sich leicht versucht fühlt, wenn man als erwachsener Mensch immer wieder von einer Seite zur Ordnung gerufen und gemaßregelt wird, die ihr Recht dazu kaum nachweisen kann.

Gegen die Art, wie die Alkoholgegner vielfach für ihre Anschauung eintreten, richtet sich unsere Abwehr, keineswegs gegen ihre Ziele. Wir halten das Maßhaltenkönnen für das wichtigste Lebensgebot, aber auf allen Gebieten. Mißbrauch führt überall zum Übel, und zum Mißbrauch wird jeglicher Fanatismus, mag er aus noch so guten Antrieben entstanden sein. Das zeigt sich auch in der Art, wie einige der Zuschriften uns für unser Verhalten die unlautersten Beweggründe unterschieben. Das fällt lediglich auf den Schreiber. Auch die versteckte Drohung, daß die Lehrerkreise sich durch das Wort „Schulmeisterei“ beleidigt fühlen könnten, verfängt bei uns nicht. Wir meinen, jeder echte Lehrer muß ein Feind aller Schulmeisterei sein. Denn auch diese ist eben ein Nicht-Maß-finden-können.

*

München

In der Pinakothek frägt man die Besucher nach Vaterland und Paß und weist solche zurück, von denen es eine Unverschämtheit wäre, wenn sie sich zu dieser Zeit auch noch in unseren staatlichen Sammlungen und Lehranstalten vergnügen. Die deutsche Duldsamkeit gegen hiergebliebene Russen, Engländer, Serben und ähnliche Schwabinger hat hier einmal ein vernünftiges, achtungswertes Ende. —

Die Stadt ist stiller als sonst, der heimelige Münchner Ton ist der alte, aber es ist etwas Gedämpftes, um nicht zu sagen Gesäubertes darin, was ihm das Anziehende nur mehrt. Man hat ein Gefühl, als sei man in der bayrischen Hauptstadt, ehe sie der große Reise-

schwarm entdeckte. Die Münchner nehmen sich bayrischer aus und freudiger deutsch. Deutsche Fahnen, die erst angeschafft werden mußten, sieht man bei vaterländischen Anlässen mit den weiß-blauen vereint, die man hatte. Die Sammelbüchsen und Sammelkästen sind beklebt mit ihrem schwarz-weiß-roten großen Zeichen, auf dem blau-weißen Untergrunde. Die in Berlin recht abgeflaute Gebefreudigkeit in den Wirtschaften ist in München noch ungemindert. Freilich hat man sie hier wohl nicht derartig ermüdend mit den Blechbüchsen heimgesucht, wie in Berlin, wo die Junggesellen, die Stadtfremden und die sonst auf die Gastwirtschaften Angewiesenen dieser einseitigen Anforderung, die sich alle paar Minuten — besonders durch einen bestimmten weiblichen Verein — wiederholte, tatsächlich überdrüssig werden mußten.

Sehr gefallen hat mir in München die Übersichtlichkeit und einfache Zweckmäßigkeit der Hilfsanstalten. Darunter befinden sich auch Vereins-Amtsstellen, wo man den einfacheren Angehörigen der Krieger mit den verzwickten Feldadressen zurechthilft und sie also nicht bureaukratisch darauf verwiesen werden, daß sie dies selber alles richtig machen müssen.

Was ich dagegen nicht ganz begriffen habe, ist, warum sich in der „Münchner Eisenbahnzeitung", die man in die Bahnzüge geworfen bekommt, ein „Guide to Munich" auf englisch und ein „Guide de l'étranger à Munich" befinden müssen. Für welche französisch geborenen Fremden soll denn das noch bestimmt sein? Höchstens blieben die welschen Schweizer — und gegen die dürften wir zurzeit immerhin etwas zurückhaltend sein. Auch mit reisenden Amerikanern wird es derzeit nicht so üppig bestellt sein, abgesehen davon, daß der nach Deutschland kommende Amerikaner in der beträchtlichen Mehrheit doch „nur" der Sohn von Deutschen ist. Die sonstigen Ausländer aber, die nennenswert nach Deutschland kommen, Nordländer, Madjaren, Rumänen, können meistens viel eher Deutsch als Französisch, und wenn nicht, so schadet es gar nicht, wenn sie ein wenig dazu angehalten werden.

O Jegerl, und der Herr Mittermüller, Pächter des K. b. Hofbräuhauses am Platzl, „größte Bierausschankstelle der Welt" — eine recht überflüssige Anpreisung, als wenn das Hofbräu weiter nichts wäre — betitelt sich: Restaurateur! H.

*

Eine Frage an die Sprachpsychologen

Weshalb neigen alle Setzer und kleinen Literaten dazu, abhängige Erklärungssätze mit dem Dativ zu beginnen? Die Beispiele sind ja unzählig, und es wird genügen, ein einzelnes, beliebiges aus der Zeitung zu geben, um das Gemeinte deutlicher zu bezeichnen. „Der ‚Cirkus Charles' änderte seine bisherige Firma in ‚Zirkus Krone', dem Namen des Besitzers und Eigentümers des Unternehmens." Wenn man jetzt endlich wieder deutscher werden will, sollte man da nicht die Gelegenheit benützen, um auch ein wenig auf das arg verwüstete und gänzlich unsicher gewordene Sprachgefühl hinzuwirken?

Einfacher liegt die Antwort auf eine verwandte grobe Sprachwidrigkeit, die sich an den Nominativ hält. Wir lesen: „Seine Königliche Hoheit wurde von Herrn J. Müller, Königlicher Kommerzienrat, dem Senior-Chef der Firma, herumgeführt." Oder auf Buchtiteln: die Schrift sei „herausgegeben von Müller, Königlich preußischer Geheimer Regierungsrat" in der und der Behörde. Hier tritt jene ungeheure Korrektheit zutage, die in alles, und so auch in die Sprache, fossilierend eingreift, Herr Müller ist ja zum „Königlicher Kommerzienrat" oder Geheimrat ernannt worden; wo bliebe die höhere Amtlichkeit, wenn ihre kurrige Steifheit und ihre umständlich bestrebte Tiftelei einfach dem vernünftigen Richtigen untergeordnet würden? Ed. H.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Briefe

M. in H. Im „Königsberger Anzeiger“ stand kürzlich folgende Anzeige: Vaterländ. Trauerabzeichen, ges. gesch. Gediegener Artikel, dessen Leichtverkäuflichkeit ber. d. gr. Umsätze bewiesen ist. Infolge niedriger Preise guter Nutzen ermöglicht. Groß-Wiederverkäufer u. eingef. Vertreter überall ges. Trauerschmuckfabrik H. W., S. — Sie bemerken dazu mit Recht: „Sollte denn das schlichte schwarze Band nicht mehr genügen, um ein äußeres Zeichen unserer Trauer zu geben?“

W. K., A. K., G. J., M. K. Für den freundlichen Gruß aus den Schützengräben Westflanderns herzlichen Dank! Es ist unser schönster Lohn, wenn der „Türmer“ hier und da in der Front, von Hand zu Hand wandernd, in kargen Ruhepausen den Kriegern ein wenig Abwechslung und Erhebung bieten darf. Weiter mit Gott!

Ein alter Leser. Sie schreiben: Nicht nur vielen Geschäftsleuten gelingt es, trotz der Not des Vaterlandes, besonders glänzend zu verdienen, sondern auch vielen Staatsbeamten. Die Beamten der verschiedenen Staatsverwaltungen (der Kaiserlichen Werft, der Staatseisenbahnverwaltung, der Gerichts-, Steuer- und Zollverwaltung), denen es *gelingt*, als *Militärbeamte* bei der Kaiserlichen Werft, den Intendanturen, Linienkommandanturen usw. einberufen zu werden, erhalten *doppeltes Gehalt*. Einmal werden sie als Militärbeamte besoldet und daneben beziehen sie ihr Gehalt als Verwaltungsbeamte weiter. Da die Beamten meistens an ihrem Wohnsitz verbleiben und kaum anders als sonst beschäftigt werden, haben sie keine besonderen Aufwendungen.“

Da Ihnen einer dieser doppelt besoldeten Beamten „sehr nahesteht“, haben wir keinen Grund, an Ihren Angaben zu zweifeln. Das wäre nun allerdings ein ganz schwerer Übelstand, um so unerklärlicher, als die Heeresverwaltung bei den einberufenen Reserveoffizieren den einzig richtigen Weg eingeschlagen hat, ihnen die Art des Gehalts zu bezahlen, die jeweils die höhere ist. Ihr Einkommen als Beamte wird also um ihre Offiziersbezüge gekürzt, beziehungsweise umgekehrt.

D. W., H. Nach unsern Erfahrungen dürften Ihre Beobachtungen wegen des Tones beim Einexerzieren und den Ausmusterungen doch auf bedauerlichen Einzelfällen beruhen. Auf die geschilderten Übelstände bei den Befestigungsarbeiten kommen wir noch in anderem Zusammenhang zurück.

D. Sch., M. Wir geben Ihren Brief hier im Wortlaut wieder.

's ist „Einer von vielen“ der hier schreibt. Wer den Artikel im zweiten Dezemberheft schrieb, entstammt ganz bestimmt nicht aus den untersten Schichten, wie der kleine Sohn des gefallenen Helden. Um zu wissen, wie unsagbar schwer es für diese Kreise ist, sich aus den Tiefen emporzuarbeiten, muß man eben diesen Kreisen entstammen. Bei aller Hochschätzung, die ich für Ihr Blatt habe, aber richtige Sorge ums liebe Brot hat wohl der Schreiber dieser Zeilen noch nicht gehabt. Bei dieser Sorge gehen oder kommen die befähigsten Menschen nicht empor. Also es wird etwas schwer werden, wenn sich der Verfasser soll in die Lage wirklich armer Leute versetzen.

In der Schule, eine einfache Volksschule im Erzgebirge, war ich der beste Schüler, übersprang Klassen und war alle acht Jahre der erste. Meine Mutter starb, ich war zehn Jahre alt. Niemand nahm mich mit all den Kenntnissen, als ich aus der Schule entlassen, damit ich weiterlernen konnte. Schon damals war alle Lebensfreude in mir zerstört. Ich sah, wie Wenigerbegabte höhere Schulen besuchten, nur weil die Eltern Geld hatten. Ich selbst konnte nicht einmal ein Handwerk lernen, da niemand da war, der mir während der drei bis vier Jahre Anzüge, Wäsche usw. kaufen konnte. Also ging's in die Fabrik. Und wie schwer diese Fabrikarbeit einem Menschen wird, der Ideale besitzt, der fühlt, daß er ganz andere Arbeiten machen könnte, aber verdienen muß, damit die Geschwister Brot haben, das verstehen kann eben auch nur der, der's durchgemacht. Wie würde ich eine andere Arbeit mit Begeisterung vollbringen, während jetzt ich geradezu frühmorgens mit Ekel anfange. Warum ist's für uns Arme so schrecklich schwer, das Sichemporarbeiten? Und weil's so schwer ist, darum bleiben so viele unten. Und auch ich. Oder gibt's noch Wege, die emporführen? Für die ganz Armen?“ —

Wir können hier aus der Ferne nicht beurteilen, ob und wo sich ein Weg fände, der Ihnen aus Ihrer so unglücklich empfundenen Lage hinaushelfen könnte. Denn das richtet sich nach den jeweiligen besonderen Verhältnissen, die nur der in der Nähe Stehende beurteilen kann. Aber sicher müßte und könnte viel mehr geschehen. Zunächst von Staat und Gemeinde. Dann aber auch von den wohlhabenden Privaten. Was Opferbereitschaft vermag, erleben wir jetzt im Kriege. In anderen Formen leidet unser Vaterland auch im Frieden vielfache Not. Wie leicht wäre es da oft, die Wohlfahrt des Einzelnen und damit des Ganzen zu fördern, wären die Wohlhabenden nur etwas großzügiger und sich ihrer Verpflichtung ans Ganze stärker bewußt.

Der Türmer
Kriegsausgabe
Notenbeilage zu Heft 8 2. Januarheft 1915

Des Kaisers Abschied von seiner Garde

Marschlied

(B. Ehrenberg)



*) Anmerkung: Bei Strophe 1 u. 3 singt anfangs nur Einer (oder Einzelne), bei Chor: Alle (dem Sinn des Textes entsprechend)


1. Zei = chen, sturm = er = prob = ten Fah = nen. Zeigt euch nun wür = dig eu = rer Tra = di = tion, zwingt neuen
2. zückt-sieb'n = tau = send schar = fe Schwerter. Aus je = dem Au = ge blitzt die Kampfbe = gier, Sieg o = der
3. hun = dert' auf uns nie = der = se = hen. Das Schwert nicht e = her in die Schei = de fährt, bis ich den
rit.
energisch
feierlich
1. Ruhm an je = des Ba = tail = lon. Bei dem ge = zog = nen Schwert, ge = lobt es mir."
2. Tod sei Lo = sung und Pa = nier. Den De = gen in der Faust — so fal = len wir!
3. Frie = den ha = be vol = ler Ehr'! Zer = schmettert mir den Feind, ihr bürgt da = für!"
rit.
Chor mit zunehmender Begeisterung
mf
cresc.
1. Bei die = sen Fah = nen und den Kai = ser = aa = ren, vom Feind ge = fürch = tet und noch nie ge =
2. " " " " " " " " " " " " " " " " " " "
3. " " " " " " " " " " " " " " " " " " "
mf
cresc.
breiter werdend
f
rit.
1. schla = gen, schwört Treue dir die Gar = de kampfbe = reit, Heil Kai = ser Wilhelm, heut und al = le = zeit!
2. " " " " " " " " " tod = be = reit, für Kai = ser Wilhelm: Auf zum blutgen Streit!
3. " " " " " " " " " sieg = be = reit: Es leb' der Kai = ser, nie = der sei = ne Feind!
f
rit.



XVII. Jahrg. Erstes Februarheft 1915 Heft 9

Schwarzsehers Glück und Ende

Von Marie Diers

Schwarzseher hatte scheinbar gute Zeit.

Der Krieg wurde nicht zum Spaziergang, wie der tolle Jubel der Augusttage es glauben ließ. Die Befestigungen Frankreichs waren keine Pappschachteln, die eine Kompanie Grenadiere mit ein paar Kolbenstößen umwarf. Rußland wurde nicht nach vier Wochen in Streifchen zerschnitten und unter brave Kinder verteilt. Sondern nach den ersten wuchtigen Schlägen, die den Kriegsschauplatz aus dem Lande heraus verlegten, begann die furchtbare, lange Blutarbeit, die auch die Nervenkräfte der Zurückbleibenden bis zum Zerreißen anspannte. Und da begann Schwarzsehers Amt und Tätigkeit.

Es muß zuerst noch einem Irrtum vorgebeugt werden.

Der Schwarzseher ist an sich kein verächtlicher Typus, er darf nicht als unpatriotisch oder auch nur als schwachmütig dargestellt werden. Zwar hat er ein sehr übles Brüderlein, mit dem er sogar einige so starke äußere Ähnlichkeiten aufweist, daß man beide in der Hitze des Gefechts wohl miteinander verwechseln kann. Dies ist der Miesmacher, der in den letzten Wochen in allen Schichten des Volks sein unwertes Wesen getrieben hat.

Aber der Miesmacher hat weder Intelligenz noch Urteilskraft. Er sucht seine eigene Wichtigkeit darin, sich mit Voraussagen und Kritiken breitzumachen, aber er ist nicht fähig, seine Behauptungen sachlich zu begründen oder sie gegen ein

sichres Urteil durchzusetzen, weil er die Dinge und ihre Entwicklung nicht zu überschauen vermag. Er hat nur die Bosheit der kleinen Naturen, alles Große und Starke in seine eigne Sphäre herunterzuzerren, und er glaubt, bedeutend zu wirken, weil er jeden Erfolg bemängelt und sich keiner guten, frohen Botschaft harmlos hinzugeben vermag.

Allenfalls zu entschuldigen ist der Miesmacher, wenn seine Nörgelei aus gedrückter Seelenstimmung oder krankem Körper resultiert. Vielleicht zeigte ihm das Leben immer nur seine dunkle Seite. Er kann nicht an Glück und Herrlichkeit glauben. Oder er ist eingeschüchtert und beeinflußt durch eine miesmacherische Umgebung und schlecht geeignet, einem äußern Druck innere Spannkraft entgegenzusetzen.

Gegen alle diese Typen steht der Schwarzseher auf einem ganz andern Niveau.

Er schwatzt nicht ins Gelag hinein, um sich interessant zu machen. Es liegt ihm nicht an dem Eindruck, den er hervorbringt, sondern es ist ihm eine heilige Sache der Überzeugung, die er oft wohl selber gerne gegen eine andre, eine leichtere, umtauschen möchte, wenn seine strenge Ehrlichkeit ihm das nicht verböte. Er ist klug, urteilsfähig und hat einen tiefen, wenn auch zuweilen keinen umfassenden Blick. Man darf ihm durchaus nicht den Vorwurf eines Mangels an Objektivität machen. Noch weniger den eines Mangels an Patriotismus, eine ihm heilige Angelegenheit, von der der Miesmacher nichts ahnt, die er nur im Munde führt, weil sie zufällig Modesache ist. Die wirklichen grundlegenden Mängel des Schwarzsehers aber stehen auf ganz anderem Brett.

Als sein wesentliches Merkmal müssen wir sogar festhalten, daß er ein deutscher Typus ist, vor allem ein norddeutscher. Die Erde, das Klima, das Land hat ihn geboren, ein Stück deutscher Volksnatur spiegelt sich in ihm.

Miesmacher können wir überall auf der Welt finden. Es ist die Dummheit, die frei über den ganzen Erdball geht. Es lohnt auch kaum eine ernsthafte Auseinandersetzung mit ihnen, denn sie sind unausrottbar wie Bazillen und Ungeziefer, und ihre einzige Gefahr ist dieselbe, die auch von diesen Lebewesen ausgeht: die Ansteckung und Übertragung. Das hat schon Frau Rat Goethe gewußt: „Gewisse feige Memmen sind ansteckend wie Schnupfen, ich gehe ihnen weit aus dem Wege."

Das Schwarzsehertum steckt im nordisch-germanischen Volk. Ein leiser Zusatz von Melancholie im Blut, etwas Seenebelhaftes, Schweres. Und der echteste Schwarzseher ist der Patriot mit dem Zwang in sich, zu philosophieren, alle Dinge sich selber und anderen zu objektivieren. Wer aber tief und immer unergründlich tiefer in alle Erscheinungen hineinsehen will, wer jedem aufflammenden Tatensturm auf den innersten Grund zu kommen trachtet, der arbeitet sich nur zu bald durch den Rausch und die Begeisterung hindurch zu unwerteren Grundlagen und Motiven.

Das ist der Schwarzseher deutscher Nation. Er darf die Verwandtschaft mit dem üblen Genossen zwar mit einer stolzen Handbewegung fortschieben, und jeder, der ihn dieser Verwandtschaft zeiht, kommt in die Lage, es ihm ernstlich

abbitten zu müssen. Aber die eine Verwandtschaft weist er nicht von sich ab — und hier ist der Punkt, an dem seine edle Ehrlichkeit errötet. Denn er erkennt sie, aus anderm Blut, aus anderm Stamm, aber doch seine Verwandten, mit denen vor zweitausend Jahren schon die Gottheit selber in Fehde lag: die Schriftgelehrten und Pharisäer.

* * *

Sogar der Schwarzseher schwieg im Jubelsturm der unvergeßlichen Sommertage von 1914. Sogar der Schwarzseher lief und holte sich in später Abendstunde noch die letzten Extrablätter, die letzten Kriegsnachrichten. Ich habe ihn leuchten sehn wie eine Flamme, und nichts Schwarzes war an ihm von der Wurzel bis zum Gipfel, auch nicht im hintersten Winkel seines Philosophenkopfs. Er hat gejubelt wie ein dummes kleines deutsches Mädel, so rein, so hell, so sorgen- und gedankenlos. — Dann kam das erste leise Zweifelswort: „Diese Siegerei wird unheimlich."

Es hat dies mancher gesagt in dem Wogensturz der Berichte, aber es hat frisch und lachend hell getönt. Beim Schwarzseher klang schon die erste dunkle Note auf. Es wurde ihm wirklich im Ernst „unheimlich".

Miesmacher hat damals auch gesprochen: „Wer weiß, ob auch alles wahr ist! Die feindlichen Berichte lügen — ob unsre es nicht auch manchmal tun?" Das war der Miesmacher, wie er leibt und lebt. Ja, ja: du gleichst dem Geist, den du begreifst.

Wohl ist es eine Beleidigung des Schwarzsehers, ihn mit dieser Art zu vergleichen.

Aber in den Siegestagen hat's schon wieder angefangen bei ihm, und in diesen harten Wochen, da ist's aufgewachsen. Und die Stunde des Schwarzsehers war wieder einmal gekommen.

Er hielt sich nicht an alberne, kleine urteilslose Ängste. Ob Lyck und Stallupönen wieder einmal in russischen Händen waren, ob unsre Heere zurückgingen, ob die Verlustlisten anschwollen, das war ihm nicht das Wesentliche. Darüber tiefsinnige Kannegießereien zu halten, mit Grabesstimme scheußliche und bedrohliche Dinge von sich zu geben, Klatsch über eine Verstimmung zwischen Kaiser und Kronprinz zu verbreiten, alle diese geschmackvollen Dinge überläßt er neidlos seinem untergeordneten Vetterchen. Aber er blickte in seines Volkes Tiefe hinein, und die Zukunft der deutschen Nation zog sich schwer und schwarz über ihm zusammen.

Nicht einzelne politische Ereignisse sind für ihn bestimmend. Nicht ein einzelner Sieg, und es würde auch nicht eine einzelne verlorene Schlacht sein. Dazu ist die intelligente Seite bei ihm zu stark ausgeprägt. Er würde nie so dumm sein, anzunehmen, daß ein von allen Seiten mit ehrloser Hinterlist angegriffenes Volk nur blasen brauchte, um alle Anschläge und Überfälle wegzupusten, und daß sogar Niederlagen, Verwüstungen seiner Grenzgebiete, ein Hin und Her im wogenden Kampfbild und gewaltige Opfer am Blut seiner Söhne etwas andres wären, als selbstverständliche Erscheinungen dieses furchtbarsten aller Kriege. Aber er sieht (nicht mit Haß, sondern mit dem doppelt geschärften Blick der Liebe), daß auch in

unserm Volk und Heer „nicht alles ist, wie es sein müßte". Er sieht überall die Fehler, sogar an den leitenden Stellen. Er sieht, daß sich überall wieder Eigennutz, Eitelkeit, Kleinlichkeit der Gesinnung durcharbeitet. Ihn erregt die Haltung der Presse, das Journalistentum. Die Art der Verleihung des Eisernen Kreuzes an Männer, die gar nicht ins Feuer gekommen sind, quält ihn. Sogar unter den Soldaten sieht er rohe, auch strafwürdige Kerle. Diese und jene Leistung unsrer Heere genügt ihm nicht. Die Feinde machen es ebenso gut und besser. Wir prahlen zuviel.

Dann beschäftigt ihn das Nachher. Was ist die Folge dieser gewaltigen Hochspannung, dieser Opfermassen? Wird es dem auch nur annähernd entsprechen? Wird nicht alles wieder zusammensinken, verflachen? Wozu war es dann?

Das sind Schwarzsehers Erwägungen in dieser Zeit. So hält er seine Ernte im dröhnenden Kriegsgewitter.

* * *

Das ist es, das ist sein Unterschied von andrer, niedrer Art: jedes seiner Feststellungen und Tadelworte hat Grund und Boden unter sich. Nichts davon ist willkürlich, aus der Luft gegriffen oder aus Lust an eigner Wichtigkeit erzeugt. Jede Beschwerde wird eine Probe auf ihre Stichhaltigkeit bestehn. Er wird alle Gegenbeweise entwaffnen und den Harmlosen, der mit nichts als seiner instinktiven Begeisterung ihm entgegentritt, von seiner Höhe herunterholen, ihm Stück für Stück seines schönen Glaubens aus den Händen schlagen und ihn zuletzt kleinlaut und niedergedrückt stehn lassen.

Wenn es also nach der natürlichen Logik ginge, so wäre hiermit die Sache zu Ende, und wir müßten uns trösten, wie wir könnten. Aber es ist noch etwas dabei. Es steckt hinter allen Dingen dieser Erde ein Doppelsinn, gleichsam ein Doppelgeheimnis, und daß der Schwarzseher blind und taub daran vorübergeht, wird für sein ganzes Daseinsrecht verhängnisvoll.

Es kann auf Erden, auch im besten Einzel- wie im höchstkultivierten Völkerleben, nicht alles vollkommen sein. Das Warum darüber gehört nicht in diesen Rahmen. So wie es ist, gehört es für uns ins Weltbild, ins einfach Gegebene hinein. Und der Mensch, der sich unterfängt, gegen dieses Weltbild mit klugen Erwägungen und guten Lehren anzugehen, handelt wie Don Quichotte.

Hier und da, meist in literarischen Zirkeln, ist es schon zum Gemeinplatz geworden, daß Ibsen in dem Gregers Werle den typischen Deutschen habe zeichnen wollen. Dieser Vergleich trifft aber nur auf den Deutschen zu, soweit er sich im Schwarzseher spiegelt. Alle unsre Stürmer da draußen im Felde, unsre Reiterjungen, unsre Kanoniere und Pioniere haben blitzwenig damit zu tun, andern Leuten die sittliche Forderung vorzulegen. Ihnen fehlt einfach die Zeit dazu wie auch die Lust und der Schuß Pharisäertum, der immerhin nötig ist, um sich über andre Leute zu ereifern und zu entsetzen und sie auf den rechten Weg leiten zu wollen. Im ganzen steckt eines Volkes Kraft und Gesundheit auch mehr in diesem Bestandteil, der aktiv, ohne über sich und andre nachzudenken, fest das anpackt, was ihm das Nächste ist — nur ein grundanständiger Fonds muß da sein und ist auch gewöhnlich da. Und wo er fehlt, wird er nicht selten in diesen Wochen, die mehr

vom Menschen forderten, als Jahrhunderte bequemen Friedens, gelegt worden sein. Recht bleibt Recht, jawohl! Auch wenn Gregers Werle zur Unzeit in den Hausfrieden einbricht und die Rechnung darüber vorlegt. Es fragt sich nur, ob das Recht immer recht hat.

Und da sind wir an der andern Seite des Geheimnisses.

Das ist das größte Wunderwerk des Schöpfers, daß er den tiefsten Grund aller Dinge in dichte Schleier hüllte. Der Mensch, der alles klar und eindeutig sieht, wird sich sein ganzes Leben lang verrechnen. Schuld und Unschuld spinnen verborgene Fäden, und dieselbe Tat, die ich schwarz nenne, kann für meinen Nachbar mit durchaus demselben Recht schneeweiß sein. Kommen nicht alle Religionskriege, nicht alle Qual der Herzen und Sinne, alles Mißverstehen der Menschen untereinander aus dieser unserm Blick verborgenen Quelle! Es schafft Unsicherheit, aber es schafft auch die lebendige Entwicklung des Menschentums. Nicht im Abcbuch lernen wir alles Lebens innersten Sinn. Den muß jeder für sich erkämpfen, und für jeden sieht er anders aus.

Bei Kriegsausbruch wirbelte das sonst so zurückhaltende Berliner Publikum wie ein Bienenschwarm durcheinander. In den Cafés wurde gesungen, fremde Menschen drückten einander die Hände. Unter den Linden wogten die Menschen, vor den Schlössern harrten sie stundenlang.

Ist es nicht jedem von uns hiermit so ergangen: ein Aussetzen des Herzschlags im Empfinden einer großartigen Volksbegeisterung, des Flügelschlags einer endlich einmal wieder großen Zeit. Eine Gemeinsamkeit des Fühlens, die jeden Blutstropfen in uns glühen ließ. — Und: ein Ablehnen des „billigen" Hurrageschreis. Ein Ärger über schwächliches Sensationsbedürfnis, das sich daran berauschte, ein paar Prinzen vorbeifahren zu sehn. Ein Wunsch, dieser Rummelstimmung zu entgleiten und ganz mit sich allein zu sein. — Und beide Empfindungen waren wirklich, und beide hatten recht.

Das zweite Gesicht, das jede Erscheinung des Lebens trägt, das ist es, was uns bescheiden machen soll, und was dem Schwarzseher entgeht. Er schlägt das Leben über einen Leisten. Das Gute und Kraftvolle, das, was als Edelbestand in der Nation lebte und plötzlich wie aus dem Schlaf geweckt ans Licht stieg, das ist ihm „selbstverständlich". Aber die Kanten und Ecken, den natürlichen und notwendigen Kupfergehalt in der Goldmischung, ohne den die Legierung zu weich sein würde zum Wirklichkeitsgebrauch, den sieht er, auf den heftet sich sein starrer und mahnender Blick.

* * *

Wie aber jedes Ding sein doppeltes Gesicht hat und danach beurteilt werden muß, so ist auch der Schwarzseher von diesem Gesetz nicht ausgeschlossen. Und demnach ist er sowohl eine Gefahr wie eine gute Gabe für unser Volk.

* * *

Eine Gefahr ist er, glatt herausgesagt: heute, so lange überhaupt, wie der Krieg währt. Heute brauchen wir keine Schwarzseher, keine Schulmeister, keine Schriftgelehrten und Pharisäer. Heute wird Gregers Werle mit seiner sittlichen Forderung zur Spottfigur. Denn heute steht unser Volk für sich selbst. Seine Fehler zu bejammern, Kritik an unsrem Heer und seiner Leitung zu üben, ist nicht

nur überflüssig, schief und sinnlos, es ist auch eine Gefahr. Und zwar dieselbe Gefahr, die von dem disziplinlosen, urteilsunfähigen Miesmacher droht die Verdüsterung der allgemeinen Stimmung.

Aus der Erkenntnis heraus: „Die Dinge sind so, wie ich sie sehe“ und: „Tatsachen sind subaltern“ (der Rembrandtdeutsche), eine Formel, die der Subjektivismus mit Unrecht für sich ausgebeutet und verdreht hat, erwächst gerade im Gegenteil dem denkenden Menschen die eine Verantwortung: die Pflicht, augenblickliche Erscheinungen dem großen Gedanken unterzuordnen. Stellen sich uns jetzt innerhalb unsres Vaterlandes Mißstände irgendwelcher Art vor Augen, so haben wir, solange der Krieg tobt, jedes innre Unbehagen diesem Zweck zu opfern. Unsre Fronten stehn nach draußen! Wehe **jedem**, der durch Nörgeln, Tadeln und Klagen den Zustand verwirrt und erschwert und dem Ausland Hilfsstellung leistet! Das erleuchtete Wort unsres Kaisers: „Ich kenne keine Parteien, ich kenne nur Deutsche!“ soll bis ins kleinste Einzelleben Geltung haben. So wie jeder verächtlich ist, der jetzt Zeit und Stimmung dafür hat, persönliche Zwistigkeiten weiterzuspinnen und auszutragen, so ist auch der in der Wirkung ein schlechter Patriot, der sich anmaßt, und sei es mit der besten schulmeisterlichen Absicht, innre Schäden ans Licht zu zerren. Auch der rosigste Idealist wird nicht glauben, daß sein Schulmeistern umgehenden Erfolg hat. Also verspare er es für die Zeit, wenn unsre Kräfte wieder frei werden, nach innen zu arbeiten.

Es ist mehr wert, als wir denken, daß wir heute stark, ruhig und zuversichtlich bleiben. Unser Heer im Felde braucht eine festgefügte, geschlossene Einheit hinter sich. Denn unsre Soldaten sind auch Menschen. Wird die Stimmung im Lande schlecht, ängstlich, unsicher, geht das blinde Vertrauen zu seiner Leitung, das unser Volk so selig, so stolz und stark machte, unter bohrender, nörgelnder Kritisiererei verloren, wird sogar unser todesmutiges Heer bemängelt, seine Erfolge verkleinert, seine Leistungen herabgesetzt, und jammern beständig Fragen durch die Luft: „Geht’s noch nicht bald weiter? — ach Gott, das dauert ja viel länger, als wir dachten“ — schillert dann diese Stimmung in den Briefen an die Soldaten durch, da muß allmählich auch über sie eine Unruhe, ein Ärgergefühl, zuletzt gar eine Unlust und Verdrossenheit kommen, die alles lahmlegt, was sie jetzt so unüberwindlich machte. Und dann ade, deutsche Kraft und deutscher Ruhm. Wenn erst in den Adern deiner Söhne dies Gift zu wirken beginnt, dann sieh zu, wer dein Schwert tragen soll.

Das wäre die Gefahr, die der Schwarzseher unwissentlich verbreitet. Aber Gott sei Dank, es ist nicht nur wegen der Gefahr, daß er ein unnützes Stück Möbel ist in der gesteigerten Tatkraft dieser großen Zeit, er ist auch ein Phantomseher. Es ist Lug und Trug, was in seinem Munde so ernste Wahrheit scheint — und morgen, im Frieden, wieder zur Wahrheit werden möge.

Lug und Trug. Denn nichts Kleinliches, kein Fehler, kein Mangel, keine Torheit, ja keine Lumperei, wie sie in einem Millionenvolk nicht plötzlich ausgetilgt sein kann, gilt etwas, hat Sinn und auch nur so viel Wert, dem eine Minute in schweren Gedanken nachzuhängen. Denn jetzt steht die Tat in Blüte, die Kraft, das edle Blut, das jene jungen Regimenter da oben an der belgischen Küste unter dem

Gesange „Deutschland, Deutschland über alles“ den todspeienden Feuerschlünden entgegenziehn ließ.

„Wunderlich Sinnen — haben wir nicht
Alle gekannt solch ein Jungengesicht —“

das junge Reiterblut, der alte Preußengeist, die lachende deutsche Kraft, die noch im ergrauten Landsturmmanne lebt —

„Von meinem Regiment ist jeder einzelne ein Held“ — es hat mancher Führer in tiefer Bewegung so gesprochen.

— — Schwarzseher, als du dies alles lasest, wie ward dir da? Fühltest du nicht im heißen Herzpochen, wie wankend der Grund war, auf dem du stehst? Und fühlst du nicht noch etwas anderes: wie alle deine klugen und gerechten Reden vielleicht denen weh getan haben, die das alles heilig und heiß im Innern miterlebten, denen vielleicht ein lieber Junge mit dabei war, der dort gefallen ist, den letzten Klang noch auf den Lippen?

— Der Schwarzseher sitzt zumeist geborgen zu Hause. Aber es steht mancher seines Alters mit in den Sturmreihen. Wie fällt dieser Vergleich aus? — Armer Schwarzseher!

Ach nein, du gehörst nicht in diese Zeit. Nicht allein, daß du unsre Kraft vergiftest, unsre Herzen mit unnützer Last beschwerst, so bist du es auch, der in seiner sogenannten Objektivität, seiner „Gerechtigkeit“ und Humanität diese Meinungsängstlichkeit vor dem Ausland entwickelt, die heute die einzige wirkliche Schmach unsres Volkes ist.

Ein einziges Mal habe auch ich Kritik geübt an einem Bericht des Generalstabs. Da stand „Wegen usw. ‚mußten‘ wir die Kathedrale von Reims wieder beschießen.“ Da haben mit mir wohl noch manche still gefragt: Warum heißt es nicht: „Die Kathedrale wurde beschossen“? Punktum. Wird es dem Deutschen denn so schwer, Herr zu sein?

Aber freilich, im Schwarzseher rinnt kein Herrenblut. Das könnte ja der sittlichen Forderung widersprechen.

— — Wenn alles vorüber ist, was uns jetzt bewegt, wenn die Kanonen wieder schweigen, die Verlustlisten nicht mehr kommen, der Sommer über friedlichen Feldern blüht und auch im Feindeslande keine Trümmerhaufen mehr rauchen, dann mag der Schwarzseher auch wieder ans Licht steigen. Denn im Frieden brauchen wir wieder unsre braven Schulmeister und unbequemen Mahner. Es liegt im Volk manches gutes Teil seiner Kraft, das in Schulstuben und hinter bewölkten Denkerstirnen seine Entstehung hatte und das jetzt seinen Dienst tut im Kriege. Also auch dem armen Schwarzseher seine Ehre, wo sie ihm gebührt. Ein Volk ganz ohne Schwarzseher möchte bald an seiner eignen Heiterkeit zerscheitern. Unsre Fahne trägt auch das Schwarz in sich, aber hell leuchte neben ihm der unschuldige Instinkt, blutrot die von Grübeln unzersetzte Kraft. Und wenn wir auch solche spielerischen Vergleiche nicht überwerten und zu phrasenhaften Deklamationen mißbrauchen wollen, so wirken sie doch immerhin nach der Richtung der Beweisführung, wie sehr eine jegliche Kraft ihres Ausgleichs bedarf, um wertvoll zu bleiben.

Wider den Kriegswucher!
Von H. v. Gerlach

Doktor Richard Bahr hat im zweiten Dezemberheft des Türmers bemerkenswerte Ausführungen über den Kriegswucher veröffentlicht. Inzwischen hat sich das Beweismaterial derart gehäuft, daß man die Tatsache als feststehend ansehen muß, es handle sich nicht bloß um vereinzelte Fälle von Kriegswucher, sondern um eine Massenerscheinung, die die ernstesten Gefahren für Reich und Volk in sich schließt. Nicht mehr das steht zur Frage, wie und wo und in welchem Umfang Kriegswucher getrieben wird — nebenbei bemerkt, eine sehr heikle Frage bei den heute durch den Kriegszustand der Presse gezogenen engen Grenzen! —, vielmehr darauf kommt es an, zu untersuchen, was praktisch gegen den Kriegswucher geschehen kann.

Wer treibt denn eigentlich Kriegswucher? Der, der die Zwangslage des Reiches oder die Notlage seiner Volksgenossen dazu mißbraucht, sich übermäßige Profite zu verschaffen. Übermäßige! Dies Beiwort muß hervorgehoben werden. Daß der Produzent und Geschäftsmann, wenn er kann, auch in Kriegszeiten zu verdienen sucht, kann ihm nicht verargt werden. Philanthropie und Altruismus können nicht zum Zwang gemacht werden. Schnitte der Staat für Kriegszeiten alle Gewinnmöglichkeiten ab, so würde damit, wie die menschliche Natur nun einmal ist, der stärkste Hebel der Erzeugungskraft abgesägt werden. Das Reich wäre am meisten geschädigt. Denn um den Krieg bis zu dem erwünschten Ende durchzuführen, braucht es nicht nur die Tüchtigkeit der Truppen. Es braucht ebenso die höchste Betätigung und die höchste geistige Spannkraft aller Produzenten und Geschäftsleute, um Heer und Volk mit allem Nötigen zu versorgen.

Deshalb sehe ich an sich nichts Tadelnswertes in der Tatsache, daß jemand während des Krieges mehr verdient als vorher. Nämlich dann nicht, wenn dieser Mehrverdienst nicht aus der willkürlichen Heraufsetzung der Preise, sondern aus der Vergrößerung des Umsatzes herrührt. Wenn der Leiter einer Konservenfabrik die Friedensleistung von 5 Millionen Büchsen jetzt auf 10 Millionen zu heben versteht, so soll er ruhig die doppelte Einnahme haben. Er hat nur dadurch mehr verdient, daß er etwas sehr Verdienstliches zuwege brachte.

Auch dagegen ist nichts einzuwenden, daß jemand während des Krieges seinen Erwerb auf anderem Gebiete sucht, als in Friedenszeiten. Es gereicht unsrem Volk nur zur Ehre, daß es dieselbe wirtschaftliche Anpassungsfähigkeit, der es nicht zum wenigsten seine Erfolge auf dem Weltmarkt in den letzten Jahrzehnten verdankt, auch im Kriege zu entwickeln verstanden hat. Zunächst mutet es manchen ja komisch an, wenn er liest, daß ein Bankgeschäft sich durch Anzeige zur Lieferung von eisernen Bettstellen, Leibbinden und Barchenthosen erbietet. Oder wenn eine Schreibmaschinenfabrik Granaten verfertigt, eine Grammophonfabrik Zeltbahnen herstellt, eine Wäschefirma sich auf Eiserne Kreuze oder ein

Blusengeschäft auf den Kartoffelhandel geworfen hat. Aber im ganzen genommen ist es doch ein außerordentliches Glück für uns, daß Industrie und Handel genügend Beweglichkeit besitzen, um sich so rasch zu „drehen", wie der Kunstausdruck lautet. Wer Luxuswaren anfertigte oder verkaufte, wurde durch den Kriegsausbruch bankerott, wenn er sich darauf beschränkte, Gegenstände dem Publikum anzubieten, die es vorläufig nicht mehr kaufen konnte oder kaufen wollte. Die „Umstellung" der Betriebe erhält nicht nur viele Unternehmerexistenzen, sondern bewahrt auch ihre Angestellten und Arbeiter vor Arbeitslosigkeit und Not. Sie sichert außerdem der Heeresverwaltung die Beschaffung ihres unendlich großen Bedarfs.

Bedenklich ist nicht der Gewinn aus Kriegslieferungen, sondern der wucherische Gewinn, nicht die Anpassung und Umstellung des Betriebs, sondern die wucherische Zurückhaltung von Vorräten und Schiebung von Lieferungen.

Natürlich ist es in der Praxis manchmal nicht ganz leicht, zu entscheiden, wo der rechtmäßige Vorteil aufhört und die wucherische Bereicherung anfängt. In einem Berliner Warenhause wurde zu Kriegsbeginn, als man so vielfach überhastet das Personal verringerte, einem Angestellten gekündigt, der 3000 M Jahresgehalt bezog. Der Angestellte, ein rühriger junger Mann, fragte seinen Chef, ob er ihm wenigstens Kriegslieferungen bringen könne. „Gern; ich bezahle Ihnen 2 % Provision", erwiderte der Chef. Bei der Abrechnung nach zwei Monaten ergab sich für den ehemaligen Angestellten ein Nettogewinn von 20000 M. Ist das Kriegswucher? Vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Der junge Mann war eben besonders rührig und findig, so daß ihm einmal lächelnd von einem Herrn der Militärverwaltung gesagt wurde: „Ich glaube, Sie mit Ihrer langen Nase riechen immer, was wir brauchen."

Daß es aber neben manchen zweifelhaften auch viele unzweifelhafte Fälle von wucherischen Kriegsgewinnen gibt, weiß jeder, der ein wenig Einblick in das Geschäftsleben hat. Wenn jemand, wie mir bekannt ist, in Friedenszeiten sein Einkommen auf 20—25000 M einschätzt, jetzt aber auf einen Jahresverdienst von 600000 M rechnet, so kann das nicht mit rechten Dingen zugehen. Ebensowenig wenn, wie in der „Münchner Post" ein Beamter mitteilt, bei einer Lieferung von 5000 Pferden an jedem Pferde 400 Mark verdient worden sein sollen. „Alle Pferdehändler werden im Kriege zu Millionären", sagte mir ein besonnener Kaufmann, der recht genau mit dem Kriegslieferungswesen vertraut ist. Natürlich ist seine Behauptung ein wenig nach oben abgerundet, enthält aber sicher einen wahren Kern. Auch der Abgeordnete Erzberger, dem erfahrungsgemäß reiches Material zuströmt, stellt im „Tag" fest:

„Es hat sich schon in den drei letzten Monaten eine neue Schicht von Millionären gebildet, vor der man nicht gerade den Hut zu ziehen braucht. Hinter mancher Spende von 10000 M für das Rote Kreuz steht eine unberechtigte Millionenspekulation an Kriegslieferungen."

Als wie einträglich die Eigenschaft als Kriegslieferant gilt, dafür ist kaum etwas so charakteristisch, wie daß sie schon auf dem Heiratsmarkt verwertet wird. Ich fand im „Berliner Tageblatt" vom 13. Dezember nachstehende Anzeige:

„Gretchenerscheinung und -natur, blond, durchaus schön u. gesund, von echt dtsch. Wes., bis 18 J. alt — wünscht Selbstinſ. v. tadellosem Ruf, großzüg., militärfr. evang. Kaufm. (preuß. Rittmeistersſ.), m. hohem Eink. (jetzt Armeelief.) u. bedeut. Barvermögen, 25 J. alt, gesund, gut mittelgr., dunkelbl., angen. Äuß. — ideal veranl., tief empfind. u. anlehnungsbed., hingebender Charakt. — zw. spät. recht glückl. Heirat (auch Einheirat, wobei ich evtl. sämtl. Vermög. zur geschäftl. Verfügung stelle) auf diesem Wege, da vollk. alleinsteh., als schönste Weihnachtsgabe sehnl. kennen zu lernen. Vermittlung durch Verw. sehr gern gesehen, berufsmäß. dageg. verbet., desgl. anonym, da zu ehrlich gem. Gefl. ausführl. Zuschr. nur mit neuer. Bild, das postw. zurückg., werd. unt. . . . baldmögl. erw."

Eine besonders unerfreuliche Nebenerscheinung bei den Riesengewinsten vieler Kriegslieferanten ist es, daß es sich dabei oft um außerordentlich dunkle Existenzen handelt, wie das ja auch Erzberger besonders hervorhebt. Man braucht nur die Anzeigenspalten etwa des „Berliner Tagblatts", der „Frankfurter Zeitung" und der „Kölnischen Zeitung" durchzustudieren, um einen Begriff nicht bloß von dem Umfang des Kriegslieferungsgeschäftes, sondern auch von der Art der Lieferanten zu bekommen. Täglich sind ganze Seiten mit Angeboten und Gesuchen gefüllt, die sich auf Heereslieferungen beziehen. Sehr viele der Anzeigenden ziehen es vor, nicht mit ihren Namen in die Öffentlichkeit zu treten. Sie geben nur eine Telephonadresse an oder nur ein Hotel oder gar nur eine Chiffre. Dunkle Ehrenmänner, die nur im Dunkeln zu ihrem Ziel gelangen können. Der Krieg ist die Hochsaison der Schieber. Zwischen Produzenten und Abnehmer drängt sich eine parasitäre Zwischenschicht, bisweilen Leute, die den Offenbarungseid geleistet oder wegen bedenklicher Wechselsachen gar mit dem Strafgesetzbuch unangenehme Bekanntschaft gemacht haben. Wer sich in Friedenszeiten schlecht und recht als Theateragent oder Grundstückshändler betätigt, der hat jetzt auf einmal in die Hunderttausende gehende Aufträge auf Pelze oder Kartoffeln oder Pferde erhalten. Da er selber kein Geld hat, so sucht er sich das nötige Betriebskapital zusammenzuborgen, was ihm oft gelingt, indem er den Geldgeber reichlich an dem „Raub" beteiligt. Gelingt es ihm nicht, so kann er eben die Lieferung nicht ausführen. Aufs Spiel setzen tut er dabei nichts, da er ja nichts zu verlieren hat. Das ganze Risiko trägt der Staat, der bestenfalls die Sachen zu teuer bezahlt, schlimmstenfalls sie überhaupt nicht bekommt.

Leute, die „Beziehungen" haben, sind jetzt ein gesuchter Artikel. Namentlich alte verabschiedete Offiziere werden von den lieferungslüsternen Personen umschwärmt. Aber auch sonst alle Leute, von denen man meint, sie könnten den geeigneten Vermittler abgeben. Ganz ungeniert bieten einzelne solcher Leute mit „Beziehungen" ihre Dienste an. Zum Beweis dafür führe ich eine beliebig herausgegriffene Anzeige aus dem „Berliner Tageblatt" an:

„Heereslieferungen vermittelt gegen übliche Provision vermög. Bankdirektor a. D., angesehener Herr in glänzender soz. Stellung, hohe Ehrenämter in Berlin bekleidend. Referenzen höchster Kreise und Großbankdirektoren. Meld. zuverläss. Fabrikanten erbet. Off. unt. . . ."

Dies unlautere Kriegslieferantenwesen bedeutet nicht nur einen schweren moralischen, sondern vor allem auch einen materiellen Schaden für unser Reich. Man bedenke, daß es sich im Laufe eines längeren Krieges um Milliarden und aber Milliarden von Lieferungswerten handelt. Dabei können Hunderte und aber Hunderte von Millionen, schließlich vielleicht Milliarden unberechtigterweise verdient werden, wenn nicht rechtzeitig wirksame Vorkehrungen getroffen werden.

Was aber soll geschehen?

Dankenswerterweise ist vor einiger Zeit, um den unlauteren Zwischenhandel auszuschalten, die Verfügung ergangen, daß als Lieferanten nur noch Produzenten und Großhändler zugelassen werden sollen. Sehr schön — in der Theorie! Wie aber sieht die Praxis aus? In dem bekannten Fachblatt „Plutus" macht Fritz Zutrauen darüber interessante Mitteilungen. Er weist darauf hin, daß von der Militärbehörde nur verlangt wird, der Lieferant müsse sich als Fabrikant ausweisen. Keineswegs braucht er aber zu beweisen, daß er gerade Fabrikant des Artikels ist, den er zu liefern übernimmt. Infolgedessen sind die Fabrikanten von Brotbeuteln und Zeltbahnen wie die Pilze emporgeschossen. Brotbeutel und Zeltbahnen sind nämlich die Dinge, für die sich mit den geringsten Unkosten und den wenigsten technischen Schwierigkeiten ein Fabrikbetrieb herrichten läßt. Hat man den aber einmal, so kann man auch alle anderen Lieferungen übertragen erhalten. *Der Schieber wird Fabrikant, um ungestört weiter schieben zu können!*

Mir scheint, das Wesentliche wäre, alle unsere Militärbehörden, die Lieferungen zu vergeben haben, mit geeigneten *kaufmännischen Beiräten* zu versehen. Unsere Militärs leisten Unübertreffliches auf *militärischem* Gebiet. Daß sie nicht ebenso starke *kaufmännische* wie militärische Gaben besitzen, ist *kein Vorwurf*. Aber es ist ein *Mangel*, wenn sie Lieferungen zu vergeben haben. Diesen Mangel kann und soll man ausgleichen durch Zuziehung wirklicher Sachverständiger. Wie man diese Sachverständigen gewinnt, ist eine Frage zweiten Ranges. Man kann dienstpflichtige Kaufleute, statt sie in der Front, im Etappendienst oder beim Schanzen zu verwenden, wo sie von ihrer besonderen Befähigung keinen Gebrauch machen können, auf die Intendanturen und Proviantämter wie in die Zentralstellen kommandieren. Oder man kann sich an die Handelskammern mit der Bitte um Entsendung geeigneter Sachverständiger wenden. Jedenfalls, tüchtige Sachverständige gibt es in Hülle und Fülle. Man muß sie nur heranzuziehen verstehen.

Aufgabe dieser kaufmännischen Sachverständigen wäre es, sich nicht nur über Preise und Wertgehalt der zu liefernden und der gelieferten Waren zu äußern, sondern auch die Person der Lieferanten unter die Lupe zu nehmen. Und zwar kommt es dabei nicht bloß auf die sich neu meldenden, sondern auch auf die alten Lieferanten an, unter denen Musterung gehalten werden muß.

Nebenbei wäre zu erwägen, ob sich nicht für alle Heereslieferungsangelegenheiten ein *Verbot* der *Chiffre-* und sonstigen *anonymen Anzeigen* empföhle. Die Presse ist an so viel einschneidendere Eingriffe von oben in der Kriegszeit gewöhnt worden, daß sie sich gegen eine solche Anordnung gewiß nicht sträuben würde,

selbst wenn sie es könnte. Aber sie würde auch ohne weiteres einsehen, daß solche Inserate in der Regel nur Elementen dienen, die das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen haben, und daß die Ausmerzung dieser Elemente aus dem Kriegslieferungswesen nur von Nutzen für die Allgemeinheit sein kann.

Der Zweck der von mir bisher vorgeschlagenen Maßregeln ist der, den Heeresbedarf mit guten Waren zu normalen Preisen zu decken. Eine Schwierigkeit bleibt jedoch noch zu überwinden: die benötigten Stoffe zu entdecken! In manchen wichtigen Fällen fehlt es nämlich völlig an dem nötigen Angebot, nicht weil das gewünschte Material nicht vorhanden ist, sondern weil es zurückgehalten oder gar verborgen wird, sei es, daß man durch die Zurückhaltung vom Staat auf die Dauer noch höhere Preise zu erzielen hofft, sei es, daß man auf höhere Preise von Dritten rechnet.

Ich erfuhr in der Beziehung kürzlich von unterrichteter Seite ein recht bezeichnendes Beispiel, das ich freilich nur mit der durch die Umstände gebotenen Zurückhaltung wiedererzählen darf. Die Heeresverwaltung bedurfte größerer Mengen eines bestimmten Metalls. Sie wandte sich deshalb an die für diesen Zweck geschaffene Zentralstelle. Diese wandte sich an alle Persönlichkeiten, bei denen man das Vorhandensein dieses Metalls annehmen konnte. Sie bekam jedoch überall negativen Bescheid. Angeblich sollte von dem Metall überhaupt kein Bestand mehr vorhanden sein. Ein sehr kluger Industrieller kam der Regierung zu Hilfe. Er sprengte das Gerücht aus, die bulgarische Regierung wolle eine Abordnung nach Deutschland schicken, die für Kriegszwecke das genannte Metall zu sehr hohen Preisen einkaufen solle. Daraufhin wurden dem angeblichen Vertrauensmann der bulgarischen Regierung alsbald ziemlich erhebliche Angebote in dem angeblich gewünschten Metall gemacht. Nachdem die Lagerstätten dieser Vorräte festgestellt waren, wurden sie der Regierung mitgeteilt, die natürlich sofort gegen Entschädigung die Beschlagnahme vollzog.

In diesem Fall ist die Sache ja, dank der besonderen Gewandtheit eines uneigennützigen Mannes, ohne Schaden für das Heer abgegangen. Aber wer bürgt dafür, daß es immer so geht? Mir scheint, um ähnlichen Vorkommnissen vorzubeugen, ist ein gesetzlicher Eingriff nötig.

Es empfiehlt sich eine Verordnung, die für alle für die Militärverwaltung in absehbarer Zeit erforderlichen Rohstoffe und Waren eine Vorratsaufnahme mit Deklarationszwang bestimmt. Wer bis zu dem festgesetzten Termin seine Vorräte nicht oder nicht richtig deklariert, der setzt sich der entschädigungslosen Beschlagnahme der verhehlten Vorräte und einer Strafe dazu aus. Das bedeutet einen starken Eingriff in die „Heiligkeit" des Privateigentums. Aber einen notwendigen Eingriff. Noch mehr als in Friedens- muß in Kriegszeiten das Einzelinteresse hinter dem allgemeinen Interesse zurücktreten.

Die Verordnung kann ohne weiteres auf Grund des sog. Ermächtigungsgesetzes vom Bundesrat erlassen werden. Am 4. August hat nämlich der Reichstag einem Gesetz zugestimmt, wodurch der Bundesrat ermächtigt wurde, „während der Zeit des Krieges diejenigen gesetzlichen Maßnahmen anzuordnen, welche sich zur Abhilfe gegenüber wirtschaftlichen Schädigungen als notwendig erweisen".

Dem Bundesrat ist also eine Blankovollmacht gegeben, von der ich nur bedaure, daß er nicht schon weit mehr davon Gebrauch gemacht hat, als es bisher geschehen ist. Gebrauch zum Schutze des Reichs gegen Übervorteilung bei Heereslieferungen, aber auch zum Schutze der Konsumenten gegen Ausbeutung.

Wir alle wissen, wie ungeheuerlich die Preise für viele Lebensbedürfnisse gestiegen sind. Diese Steigerung ist nicht etwa bloß auf die Knappheit an Vorräten zurückzuführen. Sie rührt zum großen Teil daher, daß die Sperrung unserer meisten Zufuhrwege aus dem Ausland den größten Teil der Konkurrenz ausgeschaltet hat. Das benützen Produzenten und Besitzer von Vorräten dazu, um die Preise ungebührlich in die Höhe zu treiben. Die Zurückhaltung der Vorräte spielt dabei die Hauptrolle

Der Bundesrat hat eine ganze Reihe von Maßregeln getroffen, um diesem Übelstande entgegenzuwirken. Insbesondere die Festsetzung der Höchstpreise diente diesem Zweck. Die Praxis hat jedoch oft ergeben, daß die Vorschriften nur auf dem Papier standen. Sie wurden zu spät erlassen, als schon die Preise unnötig hoch waren, oder es handelte sich um halbe Maßregeln, die umgangen werden konnten. Man kann sich kaum vorstellen, wie gerissen gewisse Kreise in der Umgehung von Vorschriften sind. Beträgt der Höchstpreis für den Doppelzentner Roggen 22 M, so zahlt die Mühle, um den Landwirt zum Verkauf zu bewegen, neben dem Höchstpreis pro Sack eine Sackmiete von 1,50 M, obwohl der Kaufpreis des Sackes vielleicht nur 60 ₰ beträgt, und vergütet ihm außerdem 3 M „Spesen“. Werden Höchstpreise auch für Sackmiete und Spesen festgesetzt, so verpflichtet sich die Mühle, dem Verkäufer des Getreides die Kleie zu einem lächerlich geringen Preise zurückzuverkaufen, damit er seinen Verdienst an der Kleie dem „Höchst“preise hinzurechnen kann. Wird eine Art der Umgehung abgeschnitten, so wird eben eine neue gefunden.

Da helfen nur radikale Maßnahmen. Ich glaube, die Handelskammer Stuttgart hat ganz recht, wenn sie zu der Forderung gelangt, das Reich habe sich unverzüglich in den Besitz aller vorhandenen Getreide- und Mehlvorräte zu setzen. Nur dadurch wäre jeder Umgehung der vom Staat für erforderlich gehaltenen Preispolitik vorgebaut.

Der Krieg hat uns ein gut Stück Staatssozialismus gebracht. Wir brauchen noch mehr und noch entschiedeneren Staatssozialismus, um die Konsumenten vor wucherischer Ausbeutung zu schützen.

Was im einzelnen zu geschehen hat, ist eine Frage der Praxis. Damit die Sache aber auch praktisch geregelt werden könne, ist es nötig, die Konsumenten weit mehr als bisher zu hören, wenn Maßregeln gegen den Kriegswucher getroffen werden sollen.

Bisher fehlte es an einem Organ, das die gesamten Verbraucherinteressen vertrat. Seit Mitte Dezember haben wir es. Auf Anregung des Deutschen Käuferbundes ist ein Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen geschaffen worden. Neben einer Anzahl gemeinnütziger Vereine vereinigt er alle Berufsorganisationen der Arbeiter ohne Unterschied der Partei oder der religiösen Richtung,

alle maßgebenden Beamtenorganisationen, alle wichtigen Verbände der Privatangestellten und die großen Konsumvereinsorganisationen. Im ganzen stehen annähernd 7 Millionen organisierter Mitglieder hinter ihm, mit den Familienangehörigen also mindestens 17 Millionen Menschen. Dieser Kriegsausschuß ist wirklich die berufene Vertretung der deutschen Konsumenten. Deshalb sollte in Zukunft nichts Wesentliches an wirtschaftlichen Maßnahmen geschehen, ohne daß der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen gehört worden ist. Er wird am besten der Regierung die Wege weisen können, auf denen der Auswucherung der Konsumenten entgegengetreten wird.

Über eins dürfen wir uns freilich nicht im unklaren sein: keine Maßnahme gegen den Kriegswucher wird ihn ganz ausrotten. Nur ihn beschneiden, ihn auf ein Mindestmaß zurückführen, das ist möglich.

Aber denen, die durch Kriegswucher reich geworden sind, soll wenigstens nicht der ungetrübte Besitz ihres so unschön errungenen Mammons belassen werden. Mit äußerster Entschiedenheit muß von dem gesamten Volk an Reichsregierung und Reichstag die Forderung nach einer Steuer auf Kriegsprofit gerichtet werden. Es geht nicht an, daß auf der einen Seite Millionen ihre Gesundheit oder gar ihr Leben dem Vaterland opfern und andere Millionen in ihrer bürgerlichen Existenz vernichtet oder doch erschüttert werden, während auf der anderen Seite einige hunderttausend unbedenklicher Geschäftsleute oder Produzenten sich maßlos bereichern. Wer den Krieg als „gute Konjunktur“ zu benutzen gedachte, dem soll ein Strich durch die Rechnung gemacht werden.

Den von sozialdemokratischer Seite vorgebrachten Plan, den gesamten Kriegsprofit fortzusteuern, also einzuziehen, halte ich für unerwägbar. Ob er sich moralisch rechtfertigen läßt oder nicht, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist er aus wirtschaftlichen Gründen zu verwerfen. Wer weiß, daß er von seiner Produktion oder von seinem Handel überhaupt nicht Vorteil erzielen kann, wird sich nicht sonderlich anstrengen. Leute, die bereit sind, ausschließlich „pro patria“ zu arbeiten, werden immer in verschwindender Minderheit sein. Nur der Profit macht den Schornstein rauchen. Wer in Kriegszeiten jede Profitmöglichkeit unterbinden will, lähmt die Unternehmungslust in einer Weise, die Heer und Volk schwer zu büßen haben würden.

Wohl aber meine ich, daß der Kriegsprofit die denkbar beste Steuerquelle ist. Sie muß nur gehörig angebohrt werden. Dazu haben wir die allerbesten gesetzlichen Voraussetzungen bereits fix und fertig. Für den 31. Dezember 1913 hat die Wehrabgabe den Vermögensstand jedes einzelnen Deutschen festgestellt. In zwei Jahren tritt die Reichszuwachssteuer in Kraft. Man braucht lediglich zu ermitteln, um wieviel sich nach Friedensschluß das Vermögen des einzelnen gegen den 31. Dezember 1913 gehoben hat, und man hat das Objekt, das zu besteuern ist. Die Form der Besteuerung liefert das Zuwachssteuergesetz. Es muß nur dem Kriegszustand angepaßt, d. h. sein Tarif muß für diese Ausnahmeverhältnisse ganz außerordentlich verschärft werden. Ich habe gar nichts dagegen, daß bei den größten Kriegsgewinnen bis zu 50 % Zuwachssteuer erhoben wird.

So wollen wir den Kriegswucher beseitigen, wo er sich irgend beseitigen läßt. Und wo das nicht möglich ist, da wollen wir seinen Ertrag wenigstens zu einem sehr erheblichen Teil im Wege der Steuer aus den Privatportemonnaies in die Kassen des Reichs überführen.



Schlafendes Heer · Von Grete Massee

Schlafendes Heer am Waldessaum,
Der Posten nur auf der Wacht
Sah und wußte es selber kaum,
War es Wahrheit, war es Traum,
Den schwarzen Ritter reiten
Durch die silberne Nacht.

Der Ritter warf nicht Schatten,
Das Rößlein trabte ohne Laut,
Die Fluren rings, die Matten
Die sommergrün geatmet hatten,
Erblichen jäh, vom eisesblassen
Nebelatem überbraut.

Dem Posten auf der Wacht
Erstarrte schier das junge Blut.
Dahin zog durch die Silbernacht
Schwarzroß und Ritter, klanglos, sacht
Wie Geister lautlos reiten
Die nie mehr wärmet Sonnenglut.

Bereit, daß sie der Tod vernichte
Wie Saat, die reif für Sichelschnitt,
Mit bleichem Angesichte
Lag Mann um Mann, im Lichte
Der weißen Sterne, das sie kalt
Mit fahlem Leuchten überglitt.

Doch als der junge Tag
Sonnenumloht vom Berge stieg,
Auf jeder blassen Stirne lag
Ein Rosenschein. Sie wurden wach,
Und klirrend zog das Heer
Waldniederwärts zu Kampf und Sieg.



Generalversammlung

Von Fritz Müller

Holla, Braun, nicht so schnell, und lassen Sie mich mit."

„Ah, Herr Jensen, freut mich — nicht auf der Börse heute?"

„Nein, Braun, heute habe ich was Wichtigeres zu tun — heute mag die Frachtenmaklerei mein Prokurist alleine machen."

„Was Wichtigeres? Sie schauen so feierlich aus, Jensen. Geht's zu 'ner Hochzeit, was?"

„Hochzeit? Hm, wie man's nimmt — 's kann auch 'ne Leichenfeier werden — je nachdem, Braun, je nachdem."

„Hochzeit? Leichenfeier? Je nachdem? Na, da werd' ein andrer klug — ich gehe weder zu 'ner Hochzeit noch zu 'ner Leichenfeier, Jensen, sondern in 'ne Generalversammlung."

„Doch nicht in die Generalversammlung der Hammonia, alter Seebär?"

„Eben dahin, Jensen."

„Aber da gehe ich ja auch hin, Braun!"

„Na, ich dachte, Sie wollten zu 'ner Leichenfeier, Jensen?"

„Kann's werden, Braun, kann's werden — übrigens, sagen Sie mal, haben Sie denn auch Aktien der Hammonia?"

„Nee, ich nich — mein Freund, Kap'tän Wartmann vom Kehrwieder-Dampfer der Hammonia, hat welche."

„Na, da muß doch der kommen."

„Kann er nich — ist nach Santos unterwegs — hat mich beauftragt — hätte sowieso nichts zu tun, seitdem sie mich pensioniert haben und 'n anderer auf der Kommandobrücke meines Kahns steht, hat er geschrieben — und da sollte ich mal für ihn das Stimmrecht ausüben in der Generalversammlung der Hammonia, schreibt er."

„Wieviel Stücke hat er denn?"

„Was Stücke? Wie Stücke? Versteh' ich nich — zu 'nem alten Seebären dürfen Sie nicht börsentechnisch kommen, Jensen."

„Na, also wieviel Aktien von der Hammonia hat er denn, der Wartmann?"

„Dreizehn hat er, dreizehn."

„Aus 'ner Erbschaft, was?"

„Nee, erspart, Jensen. Meinen Sie, 'n Kap'tän kann nichts ersparen. Denken Sie mal, Jensen, dreizehn Aktien von der Hammonia, is 'n ganzer Haufen, was?"

„Es sind heute welche in der Generalversammlung, Braun, die haben mehr. Die haben tausend oder gar Tausend-e, Braun. Ich fürchte, ich fürchte, einer wird dabei sein, der wird die Hälfte haben, Braun."

„Die Hälfte? Die Hälfte von allen Hammonia-Aktien? Wieviel sind das, Jensen?"

„Das sind zehntausend Stück, Braun."

„Zehntausend Stück, Jensen? Zu tausend Mark das Stück?"

„Der Kurswert von 'nem Stück ist heute gut zweitausend Mark, Braun."

„Gott, Gott, Jensen, das viele Geld — zweitausend mal zehntausend, wieviel ist das, Jensen?"

„Das sind zwanzig Millionen."

„Und das soll alles einer haben, sagen Sie?"

„Ich fürchte, Braun, ich fürchte."

„Was gibt's denn da zu fürchten, Jensen? Ob's der eine hat oder der andre, das bleibt sich schließlich gleich, nicht?"

„So? Und wenn's ein Ausländer hat?"

„Ein Ausländer?"

„Ja, 'n amerikanischer Bankier, Braun!"

„Na ja, dann hat er sie, und wir herüben haben dann sein Geld dafür gekriegt. Das gleicht sich alles aus, Jensen."

„So? Und wenn dann die Hammonia amerikanisch wird, gleicht sich dann das auch aus, Braun?"

„Die Hammonia amerikanisch? Machen Sie doch keen Schnickschnack, Jensen."

„Schnickschnack? Hat sich was mit Schnickschnack — wer die Mehrheit der Hammonia-Aktien hat, kann mit ihr tun, was er mag, Braun. Der kann sie in irgend 'nen amerikanischen Topf werfen und sie mit andern Schiffahrtslinien zusammenbacken — zum Beispiel mit der Yellow Star —"

„Was? Mit der Yellow Star? Mit der erbittertsten Konkurrenz der Hammonia?"

„Eben drum — verstehn Sie nicht, Braun — dann gibt's eben keine Konkurrenz mehr — dann gibt's eben auch keine Hammonia mehr — nur noch 'ne Yellow Star."

„Keine Hammonia mehr? Jensen, was sagen Sie da für 'n Schnickschnack — meinen Sie vielleicht, ich habe vierzig Jahre bei der Hammonia gedient, damit sie schließlich amerikanisch wird — nee, nee, Jensen, ich verstehe nich viel von dat Aktienzeugs — aber das verstehe ich, Jensen: amerikanisch wird die Hammonia nicht — da legen Sie sich man ruhig schlafen, Jensen."

„Na, Braun, will's ja auch nicht hoffen — aber fürchten tu' ich's — oder wie könnten Sie sich sonst erklären, daß der Kurs der Hammonia-Aktien seit sechs Wochen so kolossal gestiegen ist und —"

„Na, sie wird eben gute Geschäfte machen, die Hammonia, denk' ich."

„Nein, Braun, Sie werden es gleich hören in der Generalversammlung: es gibt wieder sechs Prozent Dividende, wie im vergangenen Jahr. Und trotzdem ist der Kurs mehr als ein Drittel seines Wertes hinaufgeklettert, Braun."

„Na, laß ihn man klettern, Jensen."

„Aber verstehen Sie denn noch immer nicht, Braun? Der Kurs ist so gestiegen, weil jeden Tag kolossale Kaufaufträge aus Amerika vorgelegen haben. Ich sage Ihnen, Braun, das war ein Geschrei und ein Gejohle jeden Tag um den Börsenpfeiler, wo die Hammonia-Aktien gehandelt werden. Ganze Pakete von Aktien sind da auf den Markt gekommen. Aus den Händen gerissen haben sie sie

sich. Und die mitgelaufen sind bei dem Hexensabbat, die haben 'ne schöne Stange Gold verdient, kann ich Ihnen sagen. Und hatten vielleicht noch nicht 'mal 'ne Ahnung, daß es — daß es um ein Stück von ihrem Vaterland geht."

„Der Düwel soll sie holen, Jensen — sie soll'n sie nich verkaufen, zum Donnerwetter noch mal!"

„Bscht, Braun, hier können Sie nicht fluchen — die Leute schauen sich schon nach uns um. Und außerdem ist dort droben der Stadtsaal."

„Was geht mich der Stadtsaal an, ich —"

„Aber Braun, dort beginnt ja jetzt die Generalversammlung."

„Meinetwegen beginnen Sie 'n halbes Dutzend Generalversammlungen — ich mach' den — den — den amerikanischen Schwindel nich mit, Jensen —'djö."

„Aber Mensch — aber Braun — Sie werden doch nicht davonlaufen — lassen Sie sich doch sagen — Braun! Braun! — lassen Sie sich doch sagen: Heute kommt's auf jede Stimme an."

„Ach was, was soll ich denn gegen die Tausend-e von Stimmen mit meinen lumpigen dreizehn Stück, die noch nich mal mir gehören und —"

„Dreizehn Stück sind dreizehn Stück, Braun. Und außerdem haben Sie den Auftrag von Ihrem Freund, dem Kapitän Wartmann."

„Hm."

„Und soviel ich weiß, hat der pensionierte Kapitän Braun noch niemals einen übernommenen Auftrag im Stich gelassen, wie?"

„Gehn wir rauf, Jensen."

Und dann gingen der Schiffsmakler Jensen und der pensionierte Kapitän Braun über die große Marmorfreitreppe des Stadtsaales hinauf.

Links und rechts von ihnen stieg es schwarz mit hinauf. Das waren eine Menge Leute.

„So ist noch keine Generalversammlung der Hammonia besucht gewesen", sagte Jensen zu seinem Gefährten. Er mußte sich von seiner Aufgeschossenheit herunterneigen zu dem untersetzten Kapitän, um flüstern zu können.

Braun nickte nur.

„Früher war das immer so 'ne kleine Versammlung von einer Handvoll Leute," fuhr Jensen weiter, „die sich ebensogut im Hinterstübchen eines Weinrestaurants hätten treffen können. Und in fünf Minuten war das immer glatt erledigt, wissen Sie. Der Generaldirektor murmelte einen Antrag nach dem andern, machte eine knappe Pause, sagte maschinell: ‚Es erhebt sich kein Widerspruch; ich stelle fest: Der Antrag ist genehmigt', und — hast du nicht gesehn — vorbei war die Versammlung."

Wieder nickte Braun. Er hörte gar nicht hin.

„Heute aber wird das anders, scheint es," fuhr der lange Schiffsmakler fort, „sehen Sie nur, wie das strömt. Heute kommt auch der kleine Mann."

„Wie?" sagte Braun geistesabwesend.

„Der kleine Mann, wissen Sie, das ist der mit ein paar Aktien, der sonst keine Zeit hat, Generalversammlungen zu besuchen, weil er seiner Arbeit nachgeht, weil er nicht große Reisen machen kann —"

„Von Santos her, zum Beispiel“, dachte Braun, der jetzt aufmerkte und der an seinen Freund auf der Kehrwieder denken mußte, den er heute vertreten sollte.

„Wissen Sie, Braun, diese kleinen Leute, die zusammen vielleicht die Mehrheit machen, haben sich dann immer durch irgend 'ne Bank vertreten lassen. Die hatte dann das Heft in der Hand und machte, was sie wollte —“

„Bitte, Karten vorweisen!“ sagte jemand am Eingang.

„Hier“, sagte Jensen und übergab dem Sekretär eine rote Karte.

Dieser prüfte sie an Hand einer Liste.

„Danke,“ sagte er leise, „Sie haben einunddreißig Stimmen; hier ist Ihre Stimmkarte — der Nächste, bitte!“

Als der Schiffsmakler Jensen schon bis zur Mitte des hohen, vornehm braun getäfelten Saales geschritten war, sah er sich um: Warum kam denn Braun nicht nach?

Er sah ihn noch am Eingang stehen, mit einem Bündel Papiere in der Hand, und aufgeregt mit dem Sekretär verhandeln. Jensen ging eilig zurück.

„Es tut mir leid,“ sagte der Sekretär ungeduldig, „ich kann Sie nicht in die Präsenzliste aufnehmen — Sie hätten Ihre dreizehn Aktien vorher anmelden müssen — schriftlich anmelden, Herr.“

„Aber, zum Donnerwetter, Herr, ich habe sie doch da — hier, schauen Sie!“ Und der alte Mann raschelte mit seinem Aktienbündel.

„Aber lassen Sie doch Herrn Braun herein,“ vermittelte der Schiffsmakler, „er ist doch der pensionierte Kapitän der Hammonia, Sie müssen ihn doch kennen?“

„Es tut mir wirklich leid, meine Herren, aber ich habe meine Vorschrift — teilnehmen kann er an der Versammlung — aber in die Stimmliste könnte ich ihn erst aufnehmen, wenn der Vorsitzende des Aufsichtsrats persönlich —“

„Nun, das werden wir ja später sehen“, sagte Jensen. „Kommen Sie, Braun, kommen Sie — die Leute hinter Ihnen drängen schon ...“

Und dann saßen sie an ihren Plätzen, während es weiter in den Saal strömte.

„Warum haben Sie aber auch Ihre Aktien nicht vorschriftsmäßig angemeldet?“ sagte Jensen.

„Bin kein Rechtsanwalt — kenn' mich nicht aus in dem Düwelszeug — hab' nicht gewußt, daß die Hammonia aus Papier-Aktien und aus Paragraphen besteht — dachte mir, daß sie aus Schiffen bestände, aus guten Schiffen, Jensen, aus 'ner tüchtigen Besatzung, aus Passagieren und aus Waren, Jensen, aber nicht aus juristischen Vorschriften — sehen Sie, Jensen, recht habe ich gehabt: es wäre doch besser gewesen, ich hätte vorhin wieder kehrtgemacht — mit Paragraphenjägern nimmt's ein alter Kapitän, der vierzig Jahre gedient hat, nicht mehr auf — ja, mit 'm ordentlichen handfesten Sturm, Jensen, da stehe ich noch heute meinen Mann und —“

„Sturm, sagen Sie? Na, ich glaube, Sie werden auch darin auf Ihre Rechnung kommen, heute.“

Und der lange Schiffsmakler schaute im Saale herum, wo sich eine erwartungsvolle Menge staute, wo es flüsterte und schwirrte, wo Stühle nervös hin

und her gerückt wurden, wo am Vorstandstisch ein unstetes und aufgeregtes Kommen und Gehen war.

„Entschuldigen die Herren, die beiden Plätze waren schon vorher belegt“, sagte ein Diener höflich.

Ärgerlich erhoben sich Braun und Jensen. Sie suchten andre Stühle. Aber in dem großen Saal war schon fast alles besetzt.

„Dort“, sagte Braun und zeigte an den Vorstandstisch, wo noch einige Stühle, dem Präsidium gegenüber, unbesetzt waren.

„Hm, ich weiß nicht, Braun — aber schließlich gehören Sie ja mit zur Hammonia.“

Und dann saßen sie am Vorstandstisch, still und ein wenig unbehaglich.

„Ah, Herr Braun,“ sagte einer der Direktoren halblaut über den Tisch, „Sie auch hier, Herr Braun?“

„Jawohl, Herr Direktor, und ich habe auch fragen wollen, wie das eigentlich mit den dreizehn Aktien ist, die ich hier für meinen Freund, den Kapitän Wartmann von der Kehrwieder —“

Er unterbrach sich und wollte eben wieder sein Aktienpaket aus der Brusttasche herausknittern.

„Was? Sie haben die Aktien gleich in die Generalversammlung mitgenommen?“ lächelte der Direktor. „Das ist ungewöhnlich, Herr Braun.“

„So, ungewöhnlich? Warum denn ungewöhnlich? Ich denke doch, daß in der Generalversammlung einer Aktiengesellschaft auch die Aktien selber —“

„Aber nun denken Sie mal, Herr Braun, es würde einer vier- oder fünftausend Aktien in seinen Überzieher stecken müssen — Ah, entschuldigen Sie, bitte, einen Augenblick.“

Ein Saaldiener war geräuschlos an den Direktor herangetreten und hatte ihm mehrere Telegramme übergeben. Der riß eines auf, überflog es, riß das nächste auf, das dritte — warf mit Bleistift ein paar Worte auf die Formulare und übergab sie wieder dem Diener.

„Dem Boten, bitte“, sagte er.

Aber da kam schon ein zweiter Diener und brachte wieder eine Depesche. Der Direktor warf einen Blick auf die schwarze Türe links. Nein, der Aufsichtsrat war mit seiner Vorberatung noch nicht fertig; die Eröffnung der Versammlung würde noch etwas auf sich warten lassen.

Dann erst erbrach er die Depesche. Der Depescheninhalt war von seinem Gesicht als Überraschung abzulesen.

„Haben Sie nicht vorhin den Kapitän Wartmann von der Kehrwieder erwähnt, Herr Braun?“ sagte der Direktor und reichte ihm die Depesche über den Tisch. „Da, lesen Sie.“

„Darf es mir Herr Jensen vorlesen? Meine Augen wollen nicht mehr recht, Herr Direktor.“

Der Direktor zögerte.

„Ja, halblaut, bitte“, sagte er.

Und der Schiffsmakler Jensen las:

„Funkspruch ab Kehrwieder. Fünfzig Meilen vor Santos. Schlimmer Orkan. Bis jetzt überstanden. Leeland von der Yellow Star funkt höchste Seenot. Zwanzig Meilen südlich. Eile sofort zu Hilfe. Wartmann, Kapitän."

Alle drei Männer sahen sich stumm an. Und dann murmelten sie alle drei das gleiche:

„Merkwürdig, gerade die Yellow Star."

Und dann fügte der Schiffsmakler Jensen hinzu, indem er ein Auge gegen den Direktor zwinkerte:

„Ich wette, hier im Saale ist einer, den das von der Yellow Star noch mehr interessieren müßte, als uns."

„Meinen Sie?" sagte der Direktor unbehaglich. „Na, vielleicht täuschen wir uns alle."

„Aber in den Zeitungen war gestern abend noch zu lesen, Herr Direktor —"

Das Gespräch brach ab. Die schwarze Türe auf der Seite war aufgegangen. Hintereinander traten die Mitglieder des Aufsichtsrates heraus. Zuletzt kam der Generaldirektor.

Das Summen im Saal verstummte. Ein erwartungsvolles Schweigen trat die Herrschaft an.

Jetzt saßen alle. Der Aufsichtsratspräsident, ein schöner, großer Mann mit einem weißen Vollbart, sah in die Runde. Ein weißes Blatt Papier zitterte leicht in seiner Hand.

Er wollte anfangen zu sprechen. Aber die geöffneten Lippen schlossen sich wieder. Auf einmal war ihm bewußt geworden, daß er ja gar nicht der Mittelpunkt dieser großen Versammlung war. Die Leute sahen ihn kaum an. Das Auge des Saales blickte an ihm vorüber auf das Ende des Tisches. Dort saß ein kleiner, unscheinbarer Mann: der Generaldirektor.

Der Präsident zog kaum merkbar mißvergnügt die Nasenflügel hoch. Gewiß, der kleine Mann dort unten war das ganze Arbeitsjahr über die Seele der Gesellschaft. Aber heute präsidierte er, der Vorsitzende des Aufsichtsrats. Er würde sprechen und die Generalversammlung leiten, nicht der andre. Ihn hatte jener um Erlaubnis zu bitten, wenn er sprechen wollte.

Aber die kleine Eitelkeitswolke huschte vorüber. Sie hatte heute keinen Platz auf dem stählernen Firmament dieser Generalversammlung, das vielleicht schon in der nächsten Viertelstunde von Kampfgetöse widerhallen würde.

Jetzt zitterte das weiße Blatt Papier nicht mehr. Eine ruhige Stimme hatte die Generalversammlung ordnungsmäßig als eröffnet erklärt. Dann übergab der Vorsitzende den Geschäftsbericht einem Sekretär zur Verlesung.

Gleichmäßig und langweilig, fast ohne Betonung, flossen die Worte. Es war ein langer Bericht.

Zahlen marschierten auf. Millionen überboten sich und zerflossen in einem allgemeinen Pfennigsgemurmel. Von Erfolgen ward berichtet und die Niederlagen als bescheidnes Schwänzlein angehängt. Namen kletterten aneinander in die Höhe.

Zuletzt verfilzten sich Zahlen und Worte zu einem undurchdringlichen Geflecht. Die Langeweile gähnte daraus.

Der alte Kapitän Braun gab es endlich auf, den Sinn der Worte zu erfassen. Den verwitterten Seemannsschädel drehte er im Halbkreis und schaute auf die vielen Leute.

Warum waren eigentlich alle diese Leute da? Ei, um zu hören, wie im letzten Jahr der Kampf der Schiffe mit dem Meere, dieser ewige Kampf, verlaufen ist.

Unsinn! deshalb waren sie nicht da. Was man eingenommen hatte, wollten sie erfahren. Dann: was man ausgegeben hatte. Und schließlich: diese beiden Summen voneinander abgezogen, lieferten den Reingewinn. Der Reingewinn, das war es! Des Reingewinnes wegen waren alle diese Hunderte von Leuten da.

Hm, nur des Reingewinnes wegen? Vielleicht sind sie aber doch gekommen, um zu hören, was ihre Kapitäne, ihre Offiziere, ihre Tausende von Matrosen das ganze Jahr hindurch auf ihrer Fahrt erlebt, was sie gekämpft, gelitten, was sie für das Ganze, dem sie angehörten, auch erstritten hatten?

Erstritten? Ja, die Dividende, welche sie dem Meere für die Aktionäre abgerungen hatten, die zu hören, waren sie gekommen.

Und wer waren diese Aktionäre? Was hatten sie im Grunde mit der Hammonia zu schaffen und mit der Hammoniaflagge, die sich draußen über allen Ozeanen im steifen Seewind straffte?

Was hatte doch gleich der lange Jensen vorhin gesagt? Zwanzigtausend Aktien waren es im ganzen? Und einem jeden, der da eine Aktie hatte, dem gehörte je ein Zwanzigtausendstel der Hammonia. Ein Zwanzigtausendstel von jedem Schiff, von jeder Luke, von jedem Hammer, den der Schiffszimmermann gebrauchte, von jedem Nagel, den er einer Planke in das Holz trieb.

Wie sonderbar! Auf einmal kam es dem alten Braun vor, als hätte er wieder die alte Kapitänsuniform auf dem seegestählten Leibe, die mit den goldnen Sternen auf den Achseln. Als beträte er jetzt eben die Kommandobrücke und setzte sich die Kapitänsmütze mit den vier goldenen Streifen auf den wetterharten Kopf, damit der Seewind nicht gar so lästerlich mit seinem Kopfhaar umging. Und auf einmal brannte ihn die Uniform und brannte ihn die Mütze. Zum Donner noch einmal, das war ja gar nicht seine Uniform, das war ja gar nicht seine Mütze! Stramm lagen da die Fäden seines Kapitänsrocks auf der Brust — hm, zwanzigtausend Fäden mochten das wohl sein, was — und ein jeder Faden gehörte da drüben auf dem Festland einem andern Aktionär! Und die vier goldnen Streifen auf der Mütze, die gehörten vier verschiedenen Großaktionären, die hier im Saale saßen!

Zum Teufel auch, wer waren diese Aktionäre? Ein paar vielleicht, die wie sein Freund, der Kapitän Wartmann, mit einem Schiffe wirklich fest verwachsen waren. Und die andern? Die wußten nichts von Schiffen, die wußten nur von Geld. Möglich, daß von ihnen der und jener auf einem Schiff als Passagier gefahren war. Möglich aber auch, daß die meisten Aktionäre der Hammonia nie ein Schiff betreten, nie das Meer gesehen hatten.

Und solchen Leuten hatte er, der alte Braun, gehorcht? Vierzig Jahre lang gehorcht? Leuten gehorcht, die eine Schiffsschraube nur auf dem Papier gesehen hatten und die einen Bug von einem Kiele nicht zu unterscheiden wußten!

„... und es ist unseren besonderen Anstrengungen auch gelungen," tropfte die Stimme des vorlesenden Sekretärs gleichgültig durch den Saal, „den fremden Wettbewerb auf der neuen Linie aus dem Felde zu schlagen. Damit unsere regelmäßigen Linien ohne Unterbrechung um den ganzen Erdball greifen, haben wir uns ferner entschließen müssen, einen erbitterten Kampf mit einer mächtigen fremdländischen Gesellschaft aufzunehmen ..."

„Yellow Star", flüsterte der Schiffsmakler Jensen zu Kapitän Braun hinüber.

„Yellow Star", lag es in den Augen des Direktors, der ihnen gegenüber saß.

„Yellow Star", zuckte es um die Mundwinkel des imponierenden Präsidenten des Aufsichtsrates und kletterte den langen weißen Bart hinab.

„Yellow Star", blitzte es stumm durch die Köpfe der Aktionäre im Saal.

Und nur das unscheinbare graue Männchen drüben an der Tischkante saß völlig unbeweglich, als ginge ihn, den Generaldirektor, die ganze Sache gar nichts an.

„Yellow Star!" hallte es jetzt auch wider in der Brust des alten Kapitäns Braun. Und mit einem Male raschelten seine vorigen Überlegungen wie dürres Laub zu Boden.

Was war das für ein dummes Zeug gewesen! Vierzig Jahre sollte er den Dividendeninteressen kaltschnauziger Aktionäre gedient haben? Und die Kapitäne, Offiziere, Schiffsmannschaften hätten draußen mit dem Meer und Sturm und mit dem Wassertod gekämpft, damit diese Leute in dem Saale ordentliche Dividendenkupons von ihren Aktienbogen schneiden konnten?

Was für ein Unsinn! Er hatte eben diesem Saal ins Gesicht geschaut, als der trockene Satz von dem erbitterten Kampf mit der fremden Gesellschaft in die schwarze Masse fiel. Und da hatte dieser Saal ein großes, glühendes Auge aufgeschlagen ...

Das war nicht das Auge eines Wesens, das behaglich lächelnd Dividendenscheine von den Aktienbogen schnitt. Das war das Auge eines Kämpfers. Ja ja, jetzt sah er es schon besser: auch die Aktionäre waren Kämpfer. Kämpfer wie die Schiffsbesatzung auf dem Meere im Toben der Naturgewalten. Kämpfer wie die Beamten der Hammonia in den stillen Kontoren, wo der zähe Kampf leise zwischen den Briefbogen raschelte und zwischen den Blättern der Kontobücher.

Wie dumm von ihm, zu glauben, seine vierzig Arbeitsjahre draußen hätten mit den Leuten hier keinen inneren Zusammenhang. Wie flach, diese Leute hier als Dividendeneinstreicher einzuschätzen. Gewiß, sie hatten scheinbar nichts anderes getan, als Aktien der Hammonia gekauft. Aber womit? Mit Geld natürlich. Aber dieses Geld von ihnen war doch die Frucht der eignen unermüdlichen Arbeit. Also, diese Früchte ihrer Arbeit hatten sie in die Hammonia eingebracht. Ein Stück ihrer Lebensarbeit spannten sie vor den Wagen der Hammonia. Ihre Lebensarbeit so gut wie die der Schiffsmannschaft und der Beamtenschaft stampfte in den Schiffsmaschinen, spritzte hoch vom Bug der stolzen Flotte auf und schwamm sonnenbeglänzt im Kiel der nimmermüden Schiffe.

Und alle diese Kämpfer standen im Dienste einer großen Idee. Diese Idee aber war die Hammonia. Nein, nicht nur die Hammonia. Die selber war ja auch nur ein Glied in einer großen Kette. Und diese Kette war aufgehängt zwischen Nord und Süd eines Landes, eines Volkes. Ja ja, jetzt wußte er's: im Dienste

ihres Vaterlandes standen sie. Im Dienste der Stoßkraft eines ganzen Volkes, das seine Schwingen regte, um den Erdkreis zu durchfliegen.

Der alte Kapitän schaute auf aus seinem Sinnen.

Da hatte die diskrete Hand eines Saaldieners schon wieder eine Depesche auf den Platz des Direktors gegenüber gelegt. Im gleichen Augenblicke war die Stimme des vorlesenden Sekretärs verklungen. Der Geschäftsbericht war fertig. Eine Pause schob sich in den Saal. Und mit der Pause wieder das Flüstern, das leise Gewirr gedämpfter Stimmen.

„Braun, bscht — da — weil Sie auch das erste hörten — ja, ja, auch Herr Jensen kann es lesen."

Das Formular ging über den Tisch, wurde leise verlesen, gehört:

„Funkspruch ab Kehrwieder 40° 23′ W. 24° 33′ S. Leeland gesichtet. Sinkt. Kapitän signalisiert Bruch der Schiffswelle. Schiffsboden durchschlagen. Außer Besatzung vierhundert Passagiere. Schleppen unmöglich. Rettungsboote wegen hohen Seegangs gefährlich. Wartmann, Kapitän."

Die drei Menschen hatten beim Lesen einen Gedanken:

Da sitzen wir nun im sicheren Saal bei einer trockenen Generalversammlung, während da draußen auf der andern Seite der Erdkugel ein fürchterliches Drama auf den Wassern sich abrollt.

„Ob die Kehrwieder doch die Boote aussetzen wird?" flüsterte der lange Jensen.

Der Direktor überm Tisch zuckte leicht mit den Achseln. Und der Kapitän Braun brummte:

„Soweit ich meinen Freund Wartmann kenne —"

Aber er machte den Satz nicht fertig. Es war auch nicht nötig. Die beiden, die es hörten, verstanden auch die ungesprochne Hälfte dieses Satzes.

„Aber sonderbar ist es doch," murmelte Jensen, „daß es gerade ein Schiff von der Yellow Star sein mußte, nicht?"

„Bscht — bscht ..."

Der Saal war wieder völlig stumm geworden. Der Saal hatte wieder sein Auge aufgeschlagen. Der Vorsitzende stellte den Antrag auf Genehmigung der Jahresrechnung und der vorgeschlagenen Gewinnverteilung. Darauf machte er einen kurzen Atemzug und fuhr fort:

„Da sich niemand zum Worte meldet, nehme ich an, daß die beiden Punkte antragsgemäß und einstimmig genehm—"

„Ich bitte ums Wort!" kam eine dünne Stimme aus der Mitte des Saals.

„Ihr Name?"

„Der tut nichts zur Sache; ich möchte zur Geschäftsordnung sprechen."

„Sie müssen trotzdem Ihren Namen sagen. Es ist Vorschrift."

„Namen nennen ... Na-men nen-nen ... Naa-meen!" kam es aus der Versammlung von verschiedenen Seiten.

„Also gut, Jefferson heiße ich, und ich stelle den Antrag —"

„Einen Augenblick, bitte — Herr Sekretär, stellen Sie fest, ob Jefferson in der Präsenzliste als stimmberechtigt vermerkt ist."

Der Sekretär hatte schon vorher nachgesehen.

„Ja," verkündigte er, „stimmberechtigt mit siebzehnhundertfünfundneunzig Stimmen."

„Aah — aah!" ging es durch den Saal.

„Da sehen Sie jetzt einen, Braun," flüsterte Jensen, „der uns kleine Aktionäre in den Sack steckt."

Und Braun sah verwundert auf den Besitzer von siebzehnhundertfünfundneunzig Hammonia-Aktien. Auf einen jungen Mann mit einem glattrasierten amerikanischen Gesicht.

„Sieht aus wie 'n junger Kommis", flüsterte Jensen.

Und unterdessen hatte der Mann, der wie ein Kommis aussah, einen Antrag gestellt:

„Ich schlage zur Geschäftsordnung vor, daß die Anzahl der heute hier vertretenen Aktien durch den Vorsitzenden bekanntgegeben wird."

Der Vorsitzende schien erstaunt.

„Eine solche Mitteilung war bei unseren Versammlungen bisher nicht üblich", sagte er zögernd und beugte sich zu seinem Nebenmanne rechts herab.

„Der Antrag ist zulässig", flüsterte dieser. Es war der amtierende Notar.

„Aber da der Antrag rechtlich zulässig ist," fuhr der Vorsitzende fort, „so werde ich, wenn die Versammlung keinen Widerspruch erhebt —"

Er machte eine Pause. Niemand rührte sich.

„So werde ich dem Wunsche nachkommen. Herr Sekretär, geben Sie die Listenziffer bekannt."

Und der Sekretär stand auf und sagte:

„Es sind an dieser Generalversammlung achtzehntausendzweihundertzwanzig Aktien vertreten."

Man sah, wie sich am Berichterstattertische eilige Bleistifte in Bewegung setzten, um die Zahl zu notieren.

„Teufel," flüsterte der lange Schiffsmakler, „da ist fast das ganze Aktienkapital vertreten — passen Sie auf, Braun, jetzt beginnt der Kampf."

Aber es blieb ganz ruhig. Der Antragsteller neigte dankend den Kopf, warf noch einen Blick in eine Saalecke, nickte unmerklich und setzte sich.

Dann stellte der Vorsitzende wiederholt den Antrag auf Genehmigung der Bilanz und der Gewinnverteilung. Und wieder wurde er unterbrochen:

„Ich bitte ums Wort."

„Ihr Name?"

„Snyder."

„Herr Sekretär?"

„Stimmberechtigt mit zweitausendachthundertdreiundvierzig Aktien."

Alle Köpfe drehten sich herum.

Wieder so ein junges, bartloses Gesicht.

„Merkst du was, geneigter Leser?" flüsterte der Schiffsmakler Jensen seinem Nachbar zu und wollte lächeln. Aber da sah er ein nervöses Zucken auf den Zügen des Direktors gegenüber. Da sah er, wie eine Bewegung über die ganze Tisch-

seite ging, wo die Herren vom Vorstand und vom Aufsichtsrate saßen. Und da begriff er, daß das Lächeln nicht am Platze war, und ließ es sein.

„Ihren Antrag, bitte, Herr Snyder“, sagte der Vorsitzende scharf, und man sah seinen langen weißen Bart sich heftig bewegen.

„Ich stelle vor Genehmigung der Jahresrechnung die Anfrage,“ sagte die fremdländisch klingende Stimme, „die Anfrage, ob die Gewinn- und Verlustrechnung nach den Grundsätzen des Handelsgesetzbuches aufgestellt wurde.“

„Unerhört!“ „Unverschämt!“ „Zur Tagesordnung übergehen!“ scholl es durcheinander. Die Glocke des Vorsitzenden läutete.

„Ruhe!“ rief er, „das Wort hat Herr Snyder. Was meinen Sie mit den ‚Grundsätzen des Handelsgesetzbuches‘?“

Der Angeredete hatte ein Büchlein aus der Tasche gezogen und las einen Paragraphen ab:

„Bei der Aufstellung des Inventars und der Bilanz sind sämtliche Vermögensgegenstände nach dem Werte anzusetzen, der ihnen in dem Zeitpunkt beizulegen ist, für welchen die Aufstellung stattfindet.“

„Der Paragraph ist uns geläufig, Herr Snyder“, sagte der Vorsitzende, mit Mühe seine Aufregung verbergend. „Wollen Sie mit Ihrer Anfrage den Verdacht aussprechen, daß die Bilanz einen in Wirklichkeit nicht erzielten Reingewinn ausweist?“

„Allerdings —“

Wieder läutete die Präsidentenglocke einen aufsteigenden Lärm nieder.

„Allerdings; wir haben — nein, ich habe die begründete Meinung, daß der Gewinn in der vorliegenden Bilanz viel zu niedrig ausgewiesen wurde. Ich habe ausgerechnet, daß anstatt sechs Prozent mindestens neun Prozent Dividende verteilt werden können.“

„Hört, hört!“

„Unglaublich!“

„Begründung!“

„Die Begründung ist sehr einfach. Sie haben abnorm hohe Abschreibungen in die Bilanz eingesetzt, Abschreibungen, die doppelt so hoch sind wie bei der vorsichtigsten Schiffahrtsgesellschaft. Ferner haben Sie eine Reihe von Vermögensanschaffungen überhaupt nicht unter die Aktiven aufgenommen sondern als Unkosten abgebucht.“

„Hört, hört!“

Der Vorsitzende hatte einen Blick zu dem kleinen grauen Mann hinübergeworfen, der noch immer scheinbar teilnahmlos an dem Tischende saß.

„Haben Sie noch weitere Erklärungen abzugeben?“ rief er dann dem Redner zu.

„Vorerst nicht“, erklärte dieser.

„Dann erteile ich, da es sich um eine interne Angelegenheit der Gesellschaft handelt, dem Herrn Generaldirektor das Wort zur Beantwortung.“

Das war der Kampf. Die Aktionäre wußten es seit Jahren: solange alles gut ging, regulär, solange die gewohnten Ehren einzuheimsen waren, sprachen Direktoren, sprachen Aufsichtsräte. Nur wenn der Kampf die Sense dengelte,

schickten sie den Generaldirektor vor die Rampe. Wenn der den Mund auftat, so war das Krieg, erbarmungsloser Krieg.

Aber keiner mit Fanfaren und Kanonenbrüllen. So schlicht und unscheinbar ritt noch kein Ritter auf den Kampfplatz, wie der kleine graue Mann jetzt in die Arena trat. Merkwürdig unbeweglich sah sein Gesicht darein, fast unbeteiligt. Unverständlich schien es. Aber als der Mann zu sprechen anhub, verstand man's gut: was da kämpfte, war gar nicht der Mann, das waren seine Worte. Stahlhart klingend fuhren die hinaus wie Wurfgeschosse, die aus einer mächtigen Schleudermaschine kamen. Die Maschine selbst blieb kalt und ruhig. Die Maschine zielte nur. Den Kampf, die Arbeit machten die Geschosse.

„Der Vorredner hat recht. Wir könnten neun, wir könnten zehn Prozent verteilen."

„Ah ..."

„Aber wenn wir's nicht tun, hat das seinen Grund. Wir wollen offen sein. Herr Snyder hat ganz recht. Die Bilanz ist ungewöhnlich. Auch der Grund ist ungewöhnlich. Wir bitten die Aktionäre, sich mit sechs Prozenten Dividende zu begnügen. Wir brauchen die anderen Millionen. Nicht immer ist Gewinn gleich Dividende, meine Herren, manchmal ist Gewinn auch — auch Kampf. Der Kampf ist da. Da sind auch die Millionen für den Kampf. Das ist kein Streitchen vom vergangnen Tag. Wir haben viele Kämpfe ausgefochten, solange ich an dieser Stelle stehe. Sie sind nur Kinderspiele gegen das, was kommt. Es geht aufs Ganze, meine Herren. Einen Krieg aufs Messer gilt es. Darum handelt sich's: Soll die Hammonia existieren, als unsres Vaterlandes erstes Schiffahrtsunternehmen weiterexistieren? Oder soll sie aufgefressen werden? Soll sie ein Anhängsel der — der Yellow Star Linie werden?"

Totenstille herrschte in dem Riesensaal. Da war kein „Hört!", kein „Ah!", kein Rufen und kein Schreien. Da war nur eine ruhige, mächtige Maschine, die Wurfgeschosse schleuderte nach einem fürchterlichen Ziel. Und diese Maschine hatte eben ein wenig Atem geholt. Gleich würde sie wieder ausholen. Und sie holte wieder aus:

„Der Kampf hat längst begonnen. Damit hat er angefangen, daß uns noch ein letztes Ozeanstück gefehlt hat, um unser Liniennetz rund um die Erde zu werfen. Dieses Stück mußten wir haben. Ich sage mußten, meine Herren, weil ein jeder Organismus dieser Erde einmal vor die eiserne Wahl gestellt wird: Entfaltung oder altes Eisen. Die Schiffe der Hammonia sind kein altes Eisen. Die Schiffe der Hammonia wollen die Entfaltung. Die Yellow Star hat der Hammonia dieses Recht bestritten. Und als ihr dies nichts nützte, als auf der neuen Linie unsre Schiffe trotz aller Ränke siegreich waren, da versuchten sie es unterirdisch. Die ungeheure Kapitalkraft ihres Landes steht hinter der Yellow Star. Die haben sie mobil gemacht. Damit haben sie in aller Stille angefangen, unsre Aktien anzukaufen. Wo immer sie gehandelt wurden, traten ihre Agenten als Käufer auf. Erst kauften sie ganz langsam, schließlich bündelweise. Höher stieg der Kurs und höher — sie kehrten sich nicht an den Preis. Willkommen war er ihnen. Mit den hohen Aktienpreisen haben sie ganze Scharen alter getreuer Hammonia-Aktionäre aus den

Wällen geworfen. Aktionäre, die heute nicht mehr unsre Aktionäre sind. Sondern an ihrer Stelle die Yellow Star mit ihren Hintermännern. Mit ihren Hintermännern, meine Herren, die heute hier in diesem Saale sitzen!"

Ein Gemurmel flog auf und verebbte.

„Ganze Pakete Aktien waren schon von der Yellow angekauft, als wir davon erfuhren. Als wir die Arme frei bekamen. Als unsre Freunde ebenfalls begannen, unsre Aktien aufzukaufen. Dazu brauchten wir einen Teil des Gewinnes. Deshalb bittet Sie der Präsident unsres Aufsichtsrates, die Bilanz, so wie sie vorliegt, gutzuheißen."

Der Generaldirektor setzte sich rasch. Der Präsident stand auf.

„Ich bitte diejenigen, welche gegen die Bilanz und gegen die Entlastung der Organe der Gesellschaft sind, die Hand zu erheben."

Der ganze Saal hielt den Atem an.

Man sah die Herren Jefferson und Snyder und noch zwei Herren sich zögernd halb erheben, wobei sie alle auf eine bestimmte Ecke im Saal hinübersahen. Dort ging eine weiße Hand ein wenig in die Höhe und machte eine abwehrende Bewegung. Wie auf Kommando setzten sich die vier Herren.

„Aha," murmelte Jensen, „sie schießen noch nicht los; das Hauptgefecht steht noch bevor."

Es ward wieder sehr stille im Saal, wie nach einem Aufatmen.

„Ich stelle also fest," begann der Präsident, „daß —"

„Halt, halt, ich bin für neun Prozent, für zehn Prozent — was verdient ist, ist verdient und muß auch ausgeschüttet werden!"

Es war eine schrille Stimme. Nervös schoß ein Mann dahinter auf.

„Sie heißen?"

„Fetscher, Paul Fetscher aus Hannover."

„Vertritt drei Aktien", sagte der Sekretär nach einem flüchtigen Blick in seine Liste.

Gelächter — Pfuirufe ... „Schämen Sie sich!"

„Schließt sich sonst noch jemand diesem Antrag an?" kam es vom Tisch des Präsidenten.

Totenstille. Plötzlich wieder die schrille Stimme:

„Ich ziehe meinen Antrag zurück."

„Gut — ich konstatiere jetzt endgültig, daß Bilanz und Gewinnrechnung genehmigt sind — einstimmig genehmigt sind — und ebenso einstimmig den Gesellschaftsorganen die Entlastung erteilt ist."

„Bravo!" kam es aus der Brust des alten Braun.

„Bravo! bravo!" ging's im ganzen Saal herum. Eine Pause trat ein. Wild ging es durcheinander von Stimmen und Meinungen, alle halblaut, alle unterdrückt.

„Das war das Vorspiel, Braun", sagte Jensen.

Aber der alte Braun hörte nicht. Es war ihm eben durch den Sinn gegangen, was er vorhin gedacht hatte: Nur Dividendenabschneider, diese Aktionäre, weiter nichts ... „Ich war 'n Döskopp", murmelte er.

„Was meinten Sie, Braun?"

„Nichts, Jensen, nichts — ich bin jetzt nur begierig, Jensen, wie —“

Er brach selber ab, denn er hatte eben gesehen, wie der Direktor drüben eine neue Depesche erhielt, die dieser hastig erbrach und überflog.

„Ein neuer Funkspruch von der Kehrwieder, Herr Direktor?“ fragte er hinüber.

Der Direktor zuckte die Achseln und schien zu schwanken.

„Nichts für ungut, Herr Direktor, 's ist nur wegen meines Freundes Wartmann, der —“

Da lag die Depesche schon auf seinem Platz. Und er und Jensen lasen wieder:

„Funkspruch ab Kehrwieder. Leeland von der Yellow Star sinkt weiter. Versuchen Rettung trotz des Sturmes. Wartmann, Kapitän.“

Die drei Männer nickten einander zu:

„Brav, Kapitän!“ hätte dies Nicken geheißen, wenn man's absolut in Worte hätte übersetzen wollen.

Und wenn es wahr ist, daß das Nicken eines rechten Nackens über das Weltmeer gehen kann, um drüben einem andern Mann den Nacken steif zu machen in Gefahr, so wird es diesmal wohl der Fall gewesen sein.

Der Präsident war wieder aufgestanden und hatte die Glocke gefaßt. Aber bevor er sie noch schwingen konnte, um sich Stille in dem aufgeregten Geplauder zu erzwingen, nahm ihm ein anderer diese Arbeit ab: in den Hafen drüben war ein großer Ozeandampfer der Hammonia eingefahren.

„Hu — huu!“ tutete er. Und das Tuten schwang sich über den Hafen und die Dächer und die Straßen und klirrte mit mahnendem Finger an die hohen Fensterscheiben des Stadtsaales. „Macht voran, 's ist Zeit, 's ist Zeit — wir Schiffe warten draußen, wir Schiffe von der Hammonia im Hafen drinnen, auf den Meeren draußen, wir erwarten unser Schicksal!“ hieß dies Tuten.

Mit einem Schlag verstummte das Gespräch im Saale. Auf horchte er.

Der Präsident bekam einen überaus ernsten Ausdruck, als er diesen Mahnruf hörte.

„Wir könnten die Versammlung schließen,“ sagte er, „aber es steht noch ein Verhandlungspunkt zur Tagesordnung: Vertragsabschluß. Meine Herren, wir haben diesen Punkt nicht aufs Programm gesetzt. Ausländische Aktionäre, die uns nachgewiesen haben, daß sie mindestens — mindestens das gesetzliche Zehntel des Aktienkapitals vertreten, zwangen uns zu diesem Punkte. Sie haben sich vorbehalten, den Inhalt in der Generalversammlung zu spezifizieren. Ich fordere den Antragsteller, Herrn Shepherd aus Neuyork, dazu auf.“

In der Ecke des Saales erhob sich schwerfällig eine riesige, massige Gestalt:

„I have the honour to inform you that —“ begann der Riese.

„Deutsch!“ rief einer aus der Versammlung.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, Herr Shepherd,“ sagte der Vorsitzende, „daß in einer deutschen Generalversammlung die deutsche Sprache landesüblich ist.“

„Gut,“ sagte der Riese auf deutsch, „ich kann auch Deutsch — leider nicht so gut wie Englisch — und ich fürchte, es wird weniger — weniger versöhnlich herauskommen.“

Der Generaldirektor hatte rasch das Wort erbeten:

„Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, Herr Shepherd," sagte er, „daß wir keinerlei Wert auf Ihre Versöhnlichkeit legen. Reden Sie also ruhig mit grobem Deutsch weiter. Wir werden Ihnen unsre Antwort auf gut Deutsch geben."

Niemand lachte. Das war kein Scherz. Das war der blitzende Florettstich eines geschickten Fechters.

„Gut," dröhnte es aus der Ecke, „ich werde sein kurz, ganz kurz, und ganz offen wie Ihr — wie Ihr general director. ‚Kurz und gut' ist ein German — ein deutscher Ausdruck, nicht wahr? Also kurz: Die Yellow Star ist bereit, die Hammonia auf neunundneunzig Jahre zu — zu pachten. Und gut: Die Yellow Star ist bereit, Ihnen dafür eine feste Verzinsung von sechs Prozent zu garantieren."

Nun war es heraus. Der Koloß setzte sich.

Die Empörung, die nun losbrach, hatte dieser Stadtsaal noch nie gesehen. Wie ein Meer war es, ein wildes. An den Wänden brandete es hinauf. An die Fenster schlug es, daß es klirrte. An die Decke spritzte es. Entrüstung, Hohn und Angst und Schrecken stürzten in den Wellen übereinander. Und auf diesem wilden Meere schwamm ein Schiff, ein stolzes Schiff, und schaukelte: das glückhafte Schiff der Hammonia.

Ob es kentern würde?

Nein, von Kentern war die Rede nicht. Ins Schlepptau sollte sie genommen werden, die Hammonia. Dort dampfte schon die Yellow Star heran. Ein riesenhafter Mann stand am Bug und schwang eine Trosse:

„Ahoi! Wir kommen. Macht euch bereit. Still gehalten. Aufgefangen das Seil und angebunden. Ihr segelt jetzt im Wasser unsres Kiels, verstanden!"

Und der Schiffsmaler stand drüben mit einem großen Farbekübel und einem Pinsel bereit. Der würde gleich herüberklettern. Dann hinabrutschen an der Seitenwand der Hammonia. Und dann würde er die gewaltigen Buchstaben der Inschrift Hammonia überpinseln und darunter Yellow Star malen ...

Da richtete sich eine graue, unscheinbare Gestalt auf der Hammonia auf:

„Meine Herren, Sie haben die Beleidigung gehört. Unser Präsident hat mich ermächtigt, an seiner Stelle zu erwidern. Ich habe jenen Herren weiter nichts zu sagen als das eine: Kommt und holt euch die Hammonia. Wir sind bereit, euch zu empfangen."

„Bravo! bravo!"

„Nur heran, ihr gelben Sterne!"

„Schluß der Versammlung!"

„Nein, meine Herren, wir können nicht eher schließen, bis der letzte Punkt verhandelt ist", sagte der Präsident und schwang seine Glocke in den Lärm.

Einen Augenblick trat Ruhe ein.

„Ich habe also die Generalversammlung über den generellen Plan einer vorgeschlagenen Pachtung der Hammonia durch die Yellow Star abstimmen zu lassen. Aus der Liste konstatiere ich die Stimmberechtigung von achtzehntausend-

zweihundertzwanzig Aktien. Das absolute Mehr für die Gültigkeit eines Beschlusses beträgt also neuntausendeinhundertundelf Stimmen. Das Bureau hat öffentliche Abstimmung beschlossen. Ich fordere zunächst diejenigen auf, die Hand zu heben, welche für den Anschluß an die Yellow Star stimmen."

Fünf Hände gingen in die Höhe.

„Schön — ich bitte der Reihe nach um Namen und Stimmenanzahl — der Sekretär wird kontrollieren — also Sie, bitte?"

„Jefferson, siebzehnhundertfünfundneunzig Aktien."

„Dann Sie?"

„Snyder, zweitausendachthundertdreiundvierzig Aktien."

„Und Sie?"

„Frickley, dreizehnhundertzehn Aktien."

„Und Sie, Herr — Herr —"

Die Stimme zitterte. Eine fürchterliche Spannung lag über der Versammlung.

„— Herr Shepherd, bitte?"

„Shepherd, zwei-tau-send-sechs-hun-dert-vier-und-vier-zig Aktien", betonte die Stimme langsam und feierlich.

„Wieviel zusammen, Sekretär?" flüsterte der Vorsitzende.

„Achttausendfünfhundertzweiundneunzig", gab der leise zurück.

„Gott sei Dank, die Minderheit! — Meine Herren, das Ergebnis —"

„There is still a fifth hand!" brüllte die Stimme des Riesen und wies in den hinteren Saal, wo noch eine erhobene Hand ungewiß flackerte, „tell your name, Sir!"

Und schüchtern kam es aus dem hintern Saal:

„Kreditbank, fünfhundertzweiundzwanzig Aktien."

„Gibt neuntausendeinhundertvierzehn, drei mehr als das absolute Mehr", flüsterte der Sekretär tonlos.

Auch der lange Schiffsmakler hatte fieberhaft mitgerechnet:

„Sie haben mehr, sie haben vier mehr als wir!" schrie er auf.

„Sie haben die Majorität!"

„Pfui!"

„Da ist ein Schwindel dabei!"

„Werft sie hinaus — hinaus!" schrie es wild im Saale. Zäh schäumte eine weiße Wut dahinter her.

Der Vorsitzende war leichenblaß geworden. Er wollte die Glocke schwingen. Aber sie entsank seinen Händen. Er mußte sich setzen. Der kleine graue Mann war wie ein Wirbelwind herangesprungen, hatte dem Präsidenten etwas ins Ohr geflüstert. Der nickte.

„Ich übernehme den Vorsitz!" schlug seine Stimme in den wirbelnden Saal. Und eine solche Macht ging von dieser Gestalt und dieser Stimme aus, daß die Empörung sich wirklich einen Augenblick lang zwingen ließ.

„Der Herr von der Kreditbank scheint nicht recht verstanden zu haben, um was es sich handelt", schwoll die Stimme aufs neue an. „Der Herr von der Kredit-

bank ist ein Deutscher, soviel ich sehe, und die Kreditbank eine deutsche Bank. Es handelt sich darum, Herr, ob die Hammonia, unser erstes Schiffahrtsunternehmen, eine deutsche Unternehmung bleiben oder in fremde Hände hinübergespielt werden soll. Ob der deutsche Fleiß von dreißig Jahren übers Weltmeer abgeschleudert werden soll, wie man Abfall über Bord wirft — haben Sie das verstanden, Herr? Darum handelt sich's, ob wir alle unsern Nacken unters Fremdjoch beugen wollen. Und nicht nur wir, nein, auch unsre Schiffe draußen, unsre Kapitäne draußen, unsre blauen Jungens. Da fahren sie jetzt eben über das Antlitz der Erde, unsre wohlgemuten Schiffe. Da kreuzen sie auf allen Meeren. Ihre Flagge, die Flagge einer lebenslangen treuen Arbeit, flattert frisch im Wind. Was geschieht? Kommt durch die Lüfte eine Zahl geschossen, eine dürre Zahl, eine lumpige Zahl, mein Herr, bestehend aus drei Ziffern. Aus diesem Saale ist sie aufgestiegen, durch seine Fenster ist sie hinausgeschwirrt. Und was tut der Lump — der Lump von einer Zahl, mein Herr? Zerfetzen tut sie unsre Fahnen. Niederholen tut sie sie. Und eine andre, fremde Flagge zieht sie auf, mit gelben Sternen. Ich frage Sie, mein Herr, haben Sie das jetzt ganz verstanden, Herr?"

Wie ein Hagel prasselten die Worte des kleinen Mannes in den Saal. Der Mann von der Kreditbank schien sich zu ducken:

„Gewiß, Herr Generaldirektor", sagte er halb furchtsam und halb trotzend.

„Und Sie stimmen also für den Antrag oder gegen ihn?"

Das klang wie ein Peitschenhieb.

„Hu — huhuu!" tönte es vom Hafen herüber an die Scheiben des Saales.

„Ich — ich — kann nicht anders", winselte es kläglich aus dem hinteren Saal hervor. „Ich — ich habe einen festen Auftrag."

Der lange Makler hatte sich erhoben. Seine Augen sprühten:

„Gekauft! Bestochen!" schrie er in den Saal hinein.

„Gekauft! Bestochen!" brüllte der ganze Saal zurück.

Der Mann von der Kreditbank zuckte zusammen. Jämmerlich sah er aus, während flammende Entrüstung wild im Kreise lief.

„Ich bitte — ich bitte den Notar, das Resultat — das Resultat zu — zu schreiben", kam es aus der Richtung, wo der Riese saß.

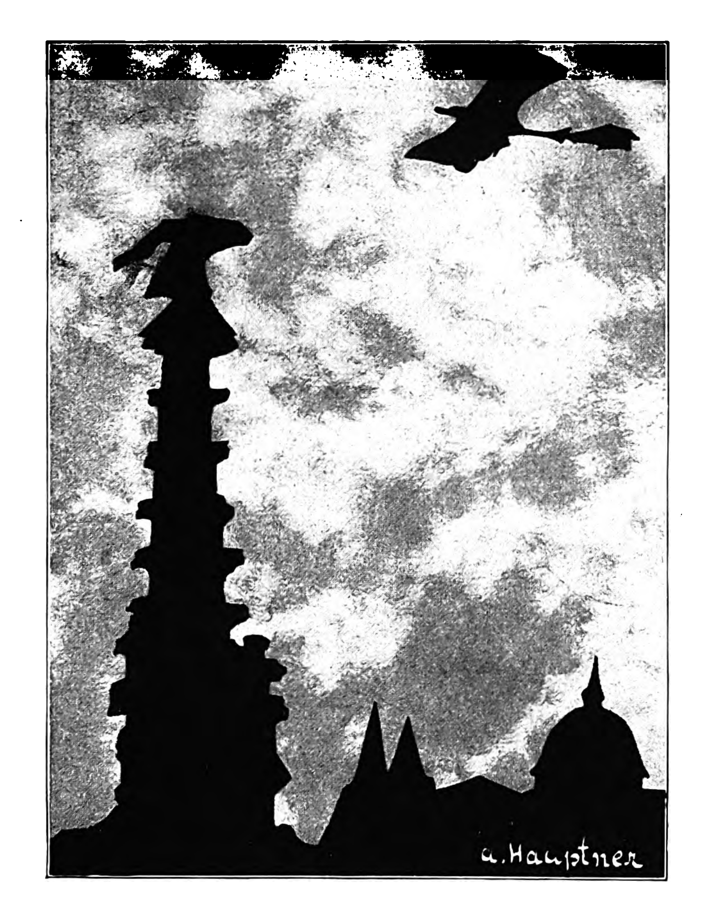
Und da war ein Moment, wo der eherne kleine Mann am Vorstandstisch zu schwanken schien. Wo er angesteckt wurde von der Aufgeregtheit seiner Kollegen. Er zögerte —

„Ich bitte ums Wort — ums Wort — zur Geschäftsordnung!" Der lange Schiffsmakler hatte es gerufen.

Fragend sah ihn der Generaldirektor an. Was konnte der noch helfen?

„Die Präsenzliste ist falsch! Es fehlen dreizehn Stimmen! Die dreizehn Stimmen des Kapitäns Braun sind nicht eingetragen! Braun, reden Sie — Mensch, so sprechen Sie doch — sprechen Sie — es geht ums Schicksal der Hammonia!"

Der alte Kapitän war aufgestanden. Den Rock hatte er aufgeknöpft. Ein Aktienbündel hatte er herausgeknittert aus der Brusttasche. In den Händen hielt er es und redete:


a. Hauptner

a. Hauptner

„Ich habe dreizehn Aktien von meinem Freund, dem Kapitän Wartmann von der Kehrwieder. Da sind sie. Die Vollmacht ist auch dabei. Hier, Herr Notar, nehmen Sie", sagte der alte Kapitän ruhig. „Meine dreizehn Aktien sind nicht eingetragen — nicht wahr, Herr Sekretär, Sie haben vorhin, wie ich hereingekommen bin, gesagt, ich hätte sie eigentlich schriftlich anmelden sollen, und der Herr Präsident müßte erst seine Erlaubnis dazu geben, daß sie auf die Liste kommen — Bitte, Herr Präsident, hier sind die dreizehn Aktien — bitte, geben Sie die Erlaubnis, und mein Freund, der Kapitän Wartmann von der Kehrwieder, wird keine schlechte Freude haben, wenn —"

Weiter kam der alte Kapitän Braun an jenem Tage nicht.

Der Generaldirektor schnitt ihm das Wort ab. Der Generaldirektor blitzte ihn an:

„Ich stelle fest," rief er, „daß das absolute Mehr von neuntausendeinhundertelf auf neuntausendeinhundertsiebzehn zu korrigieren ist. Der Antrag Shepherd ist mit neuntausendeinhundertvierzehn Stimmen in der Minderheit geblieben. Die Hammonia bleibt, was sie ist, meine Herren. Die Hammonia bleibt deutsch!"

Das gab ein Tosen in dem alten Saale. Wie eine Riesenflamme schlug der Jubel auf. Gut eine Viertelstunde hat es gedauert, bis wieder Ruhe eintrat.

Eine zitternde Hand hatte sich im hinteren Saalende erhoben. Es war der Vertreter der Kreditbank.

„Was wünschen Sie noch?" wehte des Generaldirektors Stimme schneidend zu ihm hinüber.

„Ich — ich — ich habe sagen wollen, daß ich mich auf die Gefahr hin, entlassen zu werden — entlassen zu werden — der Abstimmung enthalte."

„Schluß!"

„Halt 's Maul!"

„Wir brauchen dich nicht mehr!" brüllte, jubelte alles durcheinander.

„Ruhe, meine Herren! — Die nachträgliche Erklärung des Herrn von der Kreditbank ist für das Präsidium belanglos. Die Hammonia wird mit ihren Feinden auch ohne Überläufer fertig!"

„Hoch, Hammonia, hoch!"

„Hoch, hoch, Hammonia hoch!"

Vergeblich kämpfte die Glocke des Generaldirektors gegen die Begeisterung. Glänzenden Auges schaute er auf die Brandung im Saale.

Da war plötzlich der eine Direktor mit ein paar Telegrammen aufgesprungen, hatte sich zum Generaldirektor vorgedrängt, ihm die Depeschen in die Hand gedrückt und eine beschwörende Bewegung dazu gemacht:

„Da, lesen Sie — lesen Sie — verkünden Sie!"

Und der Generaldirektor hatte gelesen und hatte dann ruhig gewartet, bis der Begeisterungssturm sich so weit legte, daß er sich wieder verständlich machen konnte:

„Meine Herren," focht sich seine Stimme durch den Saal, „meine Herren, bevor ich die Generalversammlung der Hammonia schließe, habe ich Ihnen noch eine Mitteilung auf den Weg zu geben."

Es ward wieder ganz still im Saal.

„Ich habe Ihnen laut soeben erhaltenen Funkentelegrammen mitzuteilen, daß der Kapitän Wartmann von der Kehrwieder — derselbe Kapitän, meine Herren, dessen dreizehn Aktien unser alter Kapitän Braun vertritt —, daß der Kapitän Wartmann in einem Orkan vor Santos, der sinkenden Leeland von der — von der Yellow Star — ich bitte um Ruhe, meine Herren — von der Yellow Star zu Hilfe gekommen ist, und daß — und daß —"

Er unterbrach sich und öffnete unter atemloser Spannung der Versammlung noch ein Telegramm, das ihm ein Saaldiener brachte. Und dann tropfte es in den totenstillen Saal:

„— und daß es ihm gelungen ist, die ganze Besatzung der Leeland sowie die vollzähligen fünfhundertdreizehn Passagiere von dem untergehenden Schiffe zu retten, wobei allerdings — allerdings fünf Mann der Besatzung unserer Kehrwieder bei dem Rettungswerk und bei dem gefährlichen Seegang umgekommen sind ..."



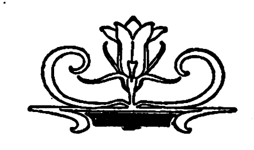
Kriegers Erntelied

Von Ernst Ludwig Schellenberg

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott;
Er zieht vor dem Heer,
Und wo sie fechten,
Zur Linken, zur Rechten,
Stehn keine Halme mehr.

Sein' scharfe Sichel mäht und schneid't
Der Ros' und Lilie stolzes Kleid;
In West und Ost,
An Weichsel und Schelde,
Im Lothringer Felde,
Sie sanken wie Astern im Frost.

Trotz! Tod, komm her, ich fürcht' mich nit!
Was liegt daran, rafft mich dein Schnitt?
Ich falle mit Freud', —
Und wenn wir siegen,
Gern will ich liegen
Und harren der himmlischen Erntezeit.



Die deutschfeindliche Stimmung in Amerika · Von Wilhelm Müller

Karl Heinzen, einer der bekanntesten Achtundvierziger und der Begründer des deutschen Radikalismus in Amerika, sagte einst, wenn Deutsch-Amerikaner ihr großes neues Vaterland, seine Freiheit und seine unvergleichliche Entwicklung rühmten, so käme ihm das vor, als ob die Diener irgendeiner Herrschaft großtuerisch von ihrem vornehmen Haus, ihrer prunkvollen Einrichtung und ihren glänzenden Festen sprächen. Dieser Vergleich wurde damals als eine Beleidigung der Deutschen voll Entrüstung zurückgewiesen. Wer von den Lesern des Heinzenschen Blattes, in dem dieser Ausspruch vor einem halben Jahrhundert erschien, heute noch lebt, der wird jetzt die überaus schmerzliche Wahrnehmung machen, daß die Beziehungen der eingeborenen Bevölkerung zu den eingewanderten Deutschen sehr vieles zu wünschen übrig lassen. Diese nehmen zwar gerade keine dienende Stellung ein, allein man erzeigt ihnen keine Zuneigung, nicht einmal die bloße Rücksicht, die man Familiengliedern denn doch schuldig ist. Fast die gesamte englische Presse des Landes, viele hervorragende Männer und Frauen wie die breite Masse nehmen im Hinblick auf den europäischen Krieg durchweg mit leidenschaftlichem Eifer gegen Deutschland Stellung. Und die Deutsch-Amerikaner müssen die gegen ihr Vaterland bekundete unfreundliche, ja mitunter geradezu feindselige Stimmung als eine tiefe Kränkung und ein niedriges Einschätzen ihrer selbst empfinden.

Ein Ausbruch von einer solchen fast elementaren Wucht ist nicht das Ergebnis einer augenblicklichen Erregung, er muß von anderen, tiefergreifenden Ursachen herrühren.

Als nach der Kriegserklärung die deutsche Armee in Belgien eindrang, setzte Belgien der gewaltigen Übermacht namhaften Widerstand entgegen. Nun sind Amerikaner jederzeit bereit, sich des „underdog", des Bedrückten anzunehmen. Im raschen Antrieb der Großmut ergriffen sie deshalb sofort Partei für das kleine Belgien, das sich wacker gegen den überlegenen Gegner verteidigte. Seitdem erwuchsen aber auch Deutschland von allen Seiten Feinde, und ein Land von 68 Millionen wird von Völkern angegriffen, die zusammen 700 Millionen zählen. Allein es erheben sich nur wenige Stimmen, die dem nicht mit Unrecht vielgerühmten amerikanischen Billigkeitsgefühl Ausdruck leihen.

Professor Eliot, der frühere Präsident von Harvard College, der als schöpferischer Erzieher und wegweisender ethischer Führer im ganzen Land das größte Ansehen genießt, erklärte, daß die Verletzung der belgischen Neutralität seitens Deutschlands allenthalben die tiefgehendste Verstimmung hervorgerufen habe. Indessen Japan verletzte die chinesische Neutralität, russische Soldaten hatten vor der Kriegserklärung bereits die Grenze überschritten und England in neutralem spanischen Gewässer einen deutschen Dampfer in den Grund gebohrt, ohne daß der Rechtssinn des amerikanischen Volkes durch die erwähnten Fälle verletzt worden wäre, noch daß man dagegen Protest erhoben hätte.

Professor Eliot gab auch den Feinden Deutschlands ein willkommenes Stichwort, indem er behauptete, der Krieg sei unter dem Druck der Militärpartei vom Deutschen Kaiser ohne Zustimmung des Volkes erklärt worden. In Deutschland weiß natürlich jedermann, daß diese Darstellung nicht den Tatsachen entspricht, und der frühere Kolonialminister Dr. Dernburg hat Professor Eliot in einem trefflichen Artikel belehrt, nicht der Kaiser allein, sondern mit ihm der Bundesrat erkläre den Krieg, und der Reichstag habe im vorliegenden Fall seine Zustimmung gegeben. Professor Eliot sagte ferner, dieses autokratische Vorgehen des Kaisers widerspräche ganz und gar den demokratischen Anschauungen Amerikas. Deshalb habe dieses seine Teilnahme von Deutschland abgewandt und würde einen Sieg der Verbündeten mit Genugtuung begrüßen. Nun fand aber die Mobilisierung der englischen Flotte wie des russischen Heeres statt, ohne daß vorher in England das Parlament oder in Rußland die Duma befragt worden sind. Es erscheint deshalb schwer verständlich, warum Deutschland die Sympathie Amerikas verwirkt haben soll, England und Rußland jedoch nicht, sie vielmehr noch in erhöhtem Maße verdienen.

Die Presse des Landes und mit ihr verschiedene Männer der Öffentlichkeit machen Deutschland den Vorwurf, es habe Elsaß-Lothringen und Schleswig-Holstein durch Waffengewalt gewonnen und jederzeit großen Landhunger an den Tag gelegt. Daß die beiden Gebiete früher schon deutscher Besitz waren, wird nicht erwähnt, und es ist deshalb der Allgemeinheit fast unbekannt. Nun hat jedoch England die Burenrepubliken und Indien, und Frankreich Algier und Marokko auch nicht durch liebenswürdige Redensarten erlangt, und es setzte sie nicht in der Achtung der Vereinigten Staaten herab, ja der Union selber fielen seinerzeit Texas und neuerdings die Philippinen und Domingo gleichfalls als Frucht eines Krieges in den Schoß.

Man sieht, in allen Fällen gelingt es der leichten Beweglichkeit des amerikanischen Geistes, einen zweifachen Maßstab anzulegen, wobei die Verbündeten immer am besten fahren.

Im Deutsch-Französischen Kriege waren die meisten amerikanischen Blätter, wie die Anglo-Amerikaner selbst, deutschfreundlich gesinnt. Als aber nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs die Republik erklärt wurde, trat ein auffallender Umschwung ein. Die Anschauung griff Platz, daß jetzt der amerikanische Freistaat die französische Republik unterstützen müsse — als ob der Wert eines Gemäldes ein wesentlich anderer würde, wenn man ihm einen neuen Rahmen gibt.

Sicherlich ist jedoch heute für nicht wenige Amerikaner diese Auffassung maßgebend. Sie neigen Frankreich zu, weil es Republik ist, und England, weil von ihm der Gedanke der Volksvertretung ausging. Wie sich aber die Bürger des freiesten Landes für Rußland mit seinem ausgeprägten und brutalen Despotismus erwärmen können, ist schwer zu begreifen.

Es gibt nun auch Anglo-Amerikaner, und zwar hauptsächlich Gelehrte, die auf deutschen Universitäten studiert haben und die deutsche Sache mit folgerichtiger Logik und triftigen Gründen vertreten, so die Staatsrechtslehrer Professor Sloane, Professor Burgeß und Professor Hall. Allein ihre Stimme ist zurzeit

fast diejenige des Predigers in der Wüste, und die New York Times meint, diesen Männern und auch den Ausführungen Dr. Dernburgs, in denen er verschiedene falsche Anschauungen erfolgreich berichtigte, sei es nicht gelungen, die öffentliche Meinung zugunsten Deutschlands umzustimmen.

Die Amerikaner sind aber, wie die „Times" des weiteren ausführt — und was bedingungslos einzuräumen ist — ein intelligentes Volk. Wenn sie trotzdem Erwägungen, wie den oben angeführten, keinen Raum geben und sich durch sie nicht beeinflussen lassen, so rührt ihre deutschfeindliche Haltung nicht bloß von einer Oberflächlichkeit des Denkens her, wie behauptet wird, sondern von einer Voreingenommenheit des Gemütes, und dies muß natürlich von dem Deutschtum Amerikas bitter empfunden werden. Man könnte fast annehmen, daß seit dem Einzug des wackeren Pastorius mit seinen Pfälzer und Krefelder Freunden, also seit zweihundert Jahren, von den nachfolgenden Einwanderern nichts geleistet worden sei. Und das ist denn doch nicht der Fall. Die Deutsch-Amerikaner haben im Frieden arbeitsfroh und pflichtgetreu an der Erschließung aller Hilfsquellen des Landes teilgenommen, im Bürgerkrieg zu Hunderttausenden ihr Gut und Blut für die Erhaltung der Union dahingegeben und später allen Versuchungen einer schwindelhaften Finanzpolitik gegenüber den Kredit und die Ehre des Landes hochgehalten. Die Einwanderung der dreißiger Jahre brachte geistig hervorragende und willenskräftige Männer nach Amerika, die an amerikanischen Universitäten Lehrstühle einnahmen und an leitenden Zeitschriften der deutschen Wissenschaft und Kultur Boden gewannen.

Nach der achtundvierziger Revolution drang eine wahre Hochflut von Begabung und Energie an das Gestade der Neuen Welt. Die jüngeren Geister jener Periode liefen unter der Fahne einer neuen Religion und Weltanschauung Sturm auf alles Bestehende. Sie erkannten nicht, daß das Amerikanertum jener Zeit vom religiösen und kirchlichen Leben tiefgehende sittliche Anregung gewann, und mitunter bekämpften sie diese Richtung als rückständiges Pfaffentum mit wegwerfendem Hochmut. Kirchlich gesinnte Amerikaner sahen deshalb in der achtundvierziger Wetterwolke nur die zerstörende Gewalt, nicht aber die reinigende Kraft, und zwischen ihnen und den deutschen Freigeistern öffnete sich eine weite Kluft.

Allein unter den Achtundvierzigern befanden sich auch besonnene, weitsichtige Männer mit starken menschlichen Sympathien, die wußten, daß jedes Wachstum in der Natur wie in der Geschichte von Bestehendem ausgeht, und die deshalb an das Gegebene anknüpften. Diese Männer, ein Körner, Münch, Rudlich, Stallo, Prätorius, Hecker, Raster, Hassaurek, Kapp u. a., vor allem aber Schurz (verschiedene von ihnen gehören zwar einer früheren Einwanderung an, traten jedoch zu den Achtundvierzigern in enge Beziehung) griffen als Redner, Publizisten, Gelehrte und Staatsmänner im Krieg und Frieden in die politische und allgemeine Entwicklung des Landes ein. Sie rangen durch die glänzende Betätigung ihrer außergewöhnlichen Begabung und Lauterkeit des Charakters den Anglo-Amerikanern Achtung vor deutschem Wesen ab.

Von allen Errungenschaften jener Zeit und ihrer führenden Männer ist der heutigen Generation selten etwas bekannt. Die Schule hätte hier, besonders

im Geschichtsunterricht, eine dankenswerte Aufgabe erfüllen können. Allein von der Pionierarbeit der Deutschen wissen die amerikanischen Geschichtsbücher wenig zu erzählen. Was die deutschen Führer Steuben und de Kalb und der kühne General Mühlenberg mit seinen Deutsch-Pennsylvaniern im Freiheitskampf, und Hunderte von deutschen Offizieren und ganze Divisionen deutscher Soldaten im Bürgerkrieg geleistet haben, wird kaum erwähnt.

Während der sogenannten Neuengland-Renaissance, also etwa von 1830 bis 1850, ging bei dem Versuch einer philosophischen Deutung des Lebens in der Geschichtsforschung und auch in der Dichtung von Deutschland tiefgreifende Anregung auf das geistige Leben in Amerika aus. Das Reformwerk der deutschen Erzieher wirkte bestimmend auf die Ausgestaltung des amerikanischen Bildungswesens. Auch die Schöpfungen der großen deutschen Tonsetzer fanden vielfach begeisterte Aufnahme. Allein all dieses aus Deutschland einströmende Licht streifte nur die Höhen, in die Tiefen drang wenig davon.

In der amerikanischen Novellistik wandeln die Schriftsteller ganz auf den Bahnen Englands. Bei dem Studium der neuweltlichen schönen Literatur gewinnt man den Eindruck, als ob in den Vereinigten Staaten einzig und allein Angloamerikaner lebten. Mir ist nur ein Roman bekannt, Churchills „The Crisis“, in dem Deutsche bestimmend in den Gang der Ereignisse eingreifen.

Das religiöse und kirchliche Leben Amerikas wurzelt im englischen Mutterland. Es sind besonders zwei Sekten, die Episkopalen und Presbyterianer, die durch ehrwürdige Überlieferungen, durch den äußeren Ausbau des Kirchenwesens und die inneren treibenden Kräfte zur Heimat ihrer Vorfahren noch in enger Beziehung stehen. Sie berufen nicht selten Prediger aus England und Kanada. Diese stellen nun, vielleicht weniger auf der Kanzel als in kirchlichen Zeitschriften und bei geselligen Veranstaltungen, England als die Macht dar, die in dem Krieg eine ethische Aufgabe — die Befreiung der Völker vom Militarismus und die Anbahnung einer Ära allgemeinen Friedens — zu lösen habe. Die staats- und gemeinrechtlichen Einrichtungen der Union sind ein Erbe der geschichtlichen Entwicklung Englands, Sitten und Gebräuche sind vielfach diejenigen des Inselvolkes geblieben. In Kürze, die Amerikaner haben sich *politisch* von England freigemacht, *kulturell* sind sie aber von ihm noch abhängig geblieben. In geistiger und sozialer Beziehung stehen sie den Engländern viel näher als ihren deutschsprechenden Mitbürgern. Diese haben *neben*, jedoch nicht allzuoft *mit* ihnen gelebt.

Nach der achtundvierziger Einwanderung knüpften manche der hochgebildeten Männer dieser Periode und ihre Familien auch mit ihren amerikanischen Mitbürgern gesellschaftliche Beziehungen an. Da, wo die Deutschen in den Mittelstaaten in geschlossenen Gruppen beisammenwohnen, suchten sie nicht allzuoft Fühlung mit den anglo-amerikanischen Nachbarn zu gewinnen. In ihrem Umgang mit den letzteren nahmen sie sich nur selten die Mühe, dem Charakter und deren berechtigten Eigentümlichkeiten gerecht zu werden. Nicht wenige machten das Goethewort zur Wahrheit: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.“ Die Amerikaner dagegen ließen sich wieder durch die rauhe Schale von der Würdigung des gesunden Kernes abhalten.

Nach der Gepflogenheit der alten Heimat gaben sich die Deutschen in der Neuen Welt gern einem heiteren geselligen Beisammensein in Vereinen der verschiedensten Art hin, deren Ziele und Veranstaltungen, besonders die mit dem Wirtshaus in Verbindung stehenden, den Amerikanern wenig verständlich und noch seltener sympathisch waren. Die Deutschen pflegten die abweisende Haltung vieler ihrer amerikanischen Mitbürger den Vergnügen dieser Art gegenüber als beschränktes, kopfhängerisches Muckertum zu bezeichnen. Wenn irgend etwas zur Entfremdung der beiden Stämme beitrug, so war es die unter Deutschen oft bekundete Verkennung der starken sittlichen Beweggründe, welche die Amerikaner zur Mäßigkeitsbewegung und zu deren schärfsten Form, zur Prohibition, veranlaßten.

Die deutschen Siege der Jahre 1870 und 71 und der darauf folgende allgemeine Aufschwung stärkten das Nationalgefühl der Deutschen in ihrer alten und neuen Heimat und hoben ihr Selbstbewußtsein. Von den Ankömmlingen, die seitdem in den Vereinigten Staaten landeten, gewöhnten sich manche, jenen Ton herablassender Überlegenheit anzuschlagen, für den man in der Neuen Welt nicht das mindeste Verständnis besitzt.

So wurde auf beiden Seiten manches getan, was die gegenseitige Wertung beeinträchtigte, und manches unterlassen, was zur Anbahnung besserer Beziehungen zwischen den beiden Stämmen in Amerika und zu einer gerechteren Beurteilung des neuen Deutschlands und seines Berufs in der Entwicklung unserer Zeit hätte führen können.

Beim Ausbruch des Krieges wußte die nativistische Presse die ausgesprochene Zuneigung vieler Amerikaner zu England und die gelegentlichen Unstimmigkeiten der beiden Stämme zu wütenden Ausfällen gegen Deutschland meisterlich auszunutzen. Nicht wenige Schriftleiter amerikanischer Zeitungen blicken bei der Beurteilung europäischer Zustände und Verwicklungen zur „London Times" als einem allwissenden und maßgebenden Orakel empor und entnehmen den Ausführungen des Blattes das Leitmotiv für ihre Artikel über europäische Fragen. Es ist auch allbekannt, daß einige der größten amerikanischen Tagesblätter in englischem Sold stehen und naturgemäß die Interessen Englands vertreten. Und gerade jetzt rächt sich eine große Unterlassungssünde der Deutsch-Amerikaner, die darin besteht, daß sie nur Zeitschriften begründeten, die in deutscher Sprache erscheinen und nicht auch ein großes, englisch geschriebenes Organ, in dem ihre Anschauungen zum Ausdruck gelangen. Die Verunglimpfung des deutschen Kaisers und Volkes, in der sich gewisse amerikanische Blätter seit Jahren gefallen, erfährt deshalb für die nur englisch sprechenden Leser keine Berichtigung, und sie schenken diesen Lügen den vollsten Glauben. Es muß aber auch gesagt werden, daß manche deutsche Zeitungen einen Ton anschlagen, der die Amerikaner beleidigen muß. Unter der Spitzmarke „echt amerikanisch" berichten sie mit einer etwas pharisäerhaften Überlegenheit über Boßtum und Korruption in städtischen Verwaltungen, die brutalen Ausschreitungen südlicher Lyncher und schwindelhafte Operationen der Börsenfürsten und lassen ganz unbeachtet, daß diese Vorkommnisse nur die Auswüchse und nicht die Früchte am Baum des nationalen Lebens sind.



Auch die deutsche Diplomatie hat durch Mißachtung eines ihr in bester Absicht gegebenen Winkes den Feinden Deutschlands das Verleumdungshandwerk erleichtert. Unter dem Titel „Pan-Germanism“ veröffentlichte Roland G. Usher vor einiger Zeit ein Buch, das Auszüge aus dem von General Bernhardi geschriebenen Werk, wie Aufsätze aus alldeutschen Blättern enthält. Auf Grund dieses Materials wird nachgewiesen, daß Deutschland seit Jahren zielbewußt und energisch durch Vergrößerung des Heeres und der Marine auf Erweiterung des deutschen Gebiets in der Nähe und Ferne hinarbeite und deshalb recht eigentlich als Vertreter einer brutalen Gewaltpolitik und Störenfried im Konzert der Nationen zu betrachten sei. Diese Beschuldigungen werden nun fortwährend von Blättern aller Färbungen wiederholt. Sie unterlassen jedoch stets zu bemerken, daß jene Anschauungen weder von der deutschen Regierung noch von der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes geteilt werden und von der deutschen Regierung sogar wiederholt zurückgewiesen wurden.

Nach dem Erscheinen des Buches machte der Vorsitzende der Vereinigten deutschen Gesellschaften den Vertreter der deutschen Regierung in Washington auf die Schrift wie auf die bedenklichen Folgen aufmerksam, welche die Veröffentlichung derselben nach sich ziehen könnte. Allein man maß der Mitteilung keine Bedeutung bei. Jetzt weist die deutsch-amerikanische Presse, wie die in englischer Sprache erscheinende Flugschrift „The Fatherland“ darauf hin, daß in den erwähnten Veröffentlichungen nur Ansichten gänzlich unverantwortlicher Personen zum Ausdruck gelangten. Bei dem in rasendem Tempo pulsierenden amerikanischen Leben boten die kriegerischen Verwicklungen der ungemein starken Sucht nach Neuem erwünschte Nahrung. Ruhige und sachliche Berichtigungen machen in der gegenwärtigen Zeit leider nur geringen Eindruck. Die Mehrheit des Publikums findet nach wie vor beim Verschlingen der abenteuerlichen Pläne einer die Welt umstürzenden Gewaltpolitik, die man Deutschland zuschreibt, Befriedigung ihres Aufregungsbedürfnisses. Und so nimmt das Unheil seinen Gang.

Der Krieg tritt endlich störend in die Kreise der amerikanischen Geldmacht. Von den Millionen, die in Europa angelegt sind, kommen nur zwei Prozent auf Deutschland, das übrige entfällt auf die anderen altweltlichen Länder, hauptsächlich auf England. Schon jetzt bleiben die erwarteten Gewinne aus. Bei einem Sieg der deutschen Heere befürchtet jene Macht noch weitere Verluste und arbeitet deshalb mit allen Mitteln auf die Niederlage Deutschlands hin. Die Firma Morgan, deren Chef seinerzeit vom Kaiser auf das freundlichste empfangen wurde, hat sogar einen freiwilligen Beitrag zur Unterstützung der Verbündeten angeregt. Trotz des vom Präsidenten Wilson empfohlenen Bettags, der am vierten Oktober die Gläubigen in allen Kirchen in ernstem Flehen um Frieden versammelte, verkaufen amerikanische Firmen an Rußland, Frankreich und England Waffen und Munition für Hunderte von Dollarmillionen.

In einer seiner Kundgebungen erklärte Professor Eliot: „Obgleich das Volk der Vereinigten Staaten gedenkt, treu eine gesetzliche Neutralität zu beobachten, so ist es doch nicht neutral und gleichgültig im Hinblick auf das Endergebnis dieses titanischen Kampfes und kann es nicht sein. Es scheint ihm jetzt schon, daß England, Frankreich und — Rußland für Freiheit und Zivilisation kämpfen, Deutschland

aber rasch, selbstsüchtig und in barbarischem Geist in diesen Krieg trat." Auf Grund einer solchen Auffassung erscheint die Lieferung von Kriegsbedarf an die Verbündeten seitens amerikanischer Großgeschäfte erklärlich. Auch Professor Eliot wendet ja den Verbündeten seine Sympathie zu, hat aber doch noch für Deutschland etwas übrig. Er ist großmütig genug, ihm durch einen Sieg der Verbündeten „Befreiung von der jetzigen Militärautokratie" zu verheißen!!

Präsident Wilson erklärte: „Ein jeder, der Amerika wirklich liebt, wird denken und sprechen im Geist echter Neutralität, welcher der Geist der Unparteilichkeit, der Billigkeit und Freundlichkeit gegen alle ist."

Neuerdings erscheint es nun, als ob doch wenigstens ein kleiner Teil der Amerikaner geneigt wäre, den Begriff der Neutralität weniger im Sinn des früheren Präsidenten von Harvard, als im Sinn des jetzigen Präsidenten der Vereinigten Staaten aufzufassen. Auch in der Presse rühmen jetzt nicht nur dröhnende Posaunenstöße die Verbündeten als die Vorkämpfer der Sache der Menschheit und Befreier eines bedrückten Volkes vom Militarismus, sondern es erheben sich auch leise Stimmen, die Anerkennendes über Deutschland zu sagen wagen. Ja zwei Blätter, die „World" und die „Times", rafften sich sogar zu einem Protest gegen die Zensur auf, die von der englischen Regierung an allen das deutsche Heer betreffenden Kriegsnachrichten geübt wird. Dies alles kann aber die Deutschen Amerikas nicht über die beschämende Tatsache hinwegtäuschen, daß seit dem Ausbruch des Krieges ihr altes Vaterland von der Mehrheit der Anglo-Amerikaner mit unbegreiflicher Gehässigkeit bedacht, sie selber aber mit einer Nichtachtung behandelt wurden, wie man sie nur einem minderwertigen Element, Bürgern zweiter Klasse gegenüber an den Tag legt. Dagegen wäre ein vom Hudson bis an die kalifornische Küste sich erhebender geharnischter Protest am Platz, wie er verschiedentlich schon zum Ausdruck gelangte, auch die geschäftliche Bekämpfung jener Blätter, die an Aufhetzung gegen Deutschland das Äußerste geleistet haben, und endlich die weitgehendste finanzielle und moralische Unterstützung der bedrohten Stammesgenossen in der alten Heimat. In dieser Hinsicht hat das Deutschtum in Amerika bereits Großes getan. Die Liebe zum alten Vaterland ist in Deutschlands schweren Tagen mit beinahe leidenschaftlicher Gewalt wieder aufgeflammt.



Nacht im Schützengraben · Von Paul Zech

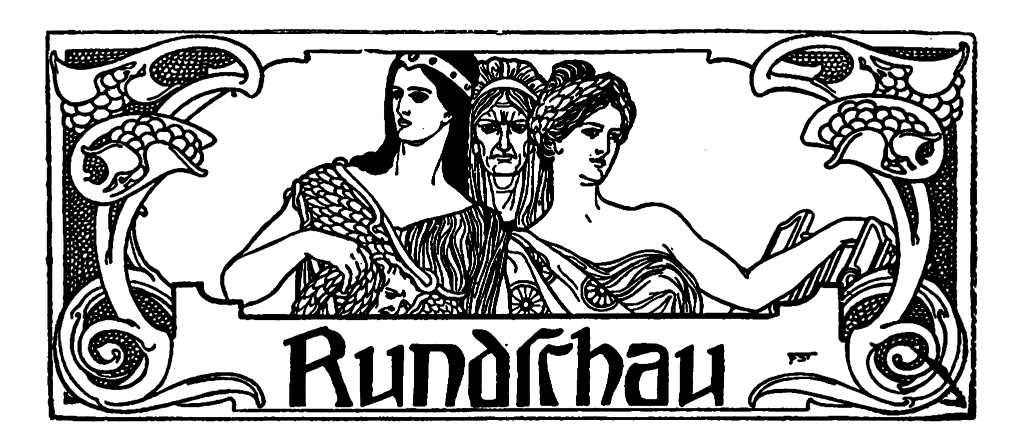
Wie von unsichtbaren Bergen nieder
Orgeln die Haubitzen in das Tal.
Zu der Donnerorgel hin und wieder
Singen die Gewehre den Choral.

Noch in sterndurchschwebter Abendstunde
Singen die Gewehre den Choral.
Und der Atem friert uns fest vorm Munde.
In den Augen bohrt der Schlaf wie Stahl.

Post kommt von zu Hause, will uns trösten;
In den Augen bohrt der Schlaf wie Stahl.
Kleine Feuer glühen schon und rösten.
Brennend Pfeifchen schließt das magre Mahl.

Flüstern rückt uns näher noch zusammen;
Brennend Pfeifchen schließt das magre Mahl.
Arme Augen starren in die Flammen,
Bis der Morgen aufsteht beinern fahl.





Christus und der Krieg

„Kein schönerer Tod ist in der Welt, als wer vorm Feind erschlagen" — so klingt es aus dem alten Liede. Aber, untersucht F. W. Foerster im „Säemann" (Heft 9—11, B. G. Teubner), — könne die moderne Jugend noch in solchen Trostliedern aufgehen? „Ist es nicht wie ein Klang aus ferner Vergangenheit? Unsere studierende Jugend ist aufgewachsen mit dem Blick auf so ganz andere Ziele für ihren Ehrgeiz, ihre Liebe und Begeisterung. Und gerade die neueste Generation hatte sich innerlich sehr stark getrennt von jener alten Generation, die noch in dem nationalen Rausch der siebziger Jahre aufgewachsen war. Unverkennbar zeigte sich in den letzten Jahren eine starke Hinwendung der Jugend zu neuen allgemein-menschlichen Kulturidealen. Und nun soll man wieder morden und gemordet werden, schlimmer als in der Urzeit? Wie kann die Seele mit all dem Grauen fertig werden? ...

Ist dieser Weltkrieg nicht vor allem ein erschütterndes Gericht über den ganzen Zustand der sogenannten Kulturmenschheit? So wie die Vorsehung den einzelnen Menschen einer Versuchung erliegen läßt, um ihn aus der Selbstgefälligkeit herauszureißen und ihm zu zeigen, wie wenig reif und fest er in Wirklichkeit ist, so wird durch diesen Krieg der sogenannten Kulturmenschheit erschütternd gezeigt, wie groß der Zwiespalt zwischen ihrer christlichen Wortkultur und ihren wirklichen Zielsetzungen und Motiven ist. Die Kultur hat sich in den letzten vier Jahrzehnten zweifellos trotz alles Bücherwesens ausschließlicher als je der Mehrung materieller Güter und sinnlicher Lebensgenüsse zugewandt. Der unerträgliche Gesichtsausdruck so vieler von denen, die dabei obenauf kamen, ihre Wichtigtuerei mit den Äußerlichkeiten ihres Genuß- und Sportbetriebes, die dreisten Picknick-Gesichter in reichen und rücksichtslosen Familienautos, die Mast des Lebensbehagens, die Schamlosigkeit des Sichbedienenlassens, die Unsumme von Ernst, Mühe und Technik, die auf die Organisation eitlen Müßiggangs und leerer Spielerei verwendet wurde, bis hinab zur ‚Manicure' — — das alles zeigte täglich greller, wie sehr alle diese Menschen mit treffsicherem Instinkte merkten, daß sie die Situation beherrschten und daß ein Billett erster Klasse durchs Menschenleben das oberste Ziel für Millionen geworden war, ja selbst für viele, die geistig produzierten. ...

Nun meinte man ganz naiv, zu diesem Kultus des Materiellen gehöre natürlich auch der Weltfriede, damit doch jeder auch seinen Kaviar unbehelligt verzehren könne. Da hat nun aber doch das Weltgericht seinen Strich durch die Rechnung gezogen. Es mußte den Menschen doch einmal klar gemacht werden, daß diese allgemeine Anbetung des goldenen Kalbes, diese verschämte und unverschämte Überordnung der materiellen Interessen über die geistlich-sittlichen Güter, daß das ja ganz unvermeidlich alle häßlichen Leidenschaften — Streitsucht, Neid, Habsucht, Eifersucht, Herrschsucht — entfesseln und zu zerstörenden Explosionen aufspeichern

und zusammenballen mußte. So kam der Weltkrieg als der allein angemessene und natürliche Ausdruck des wirklichen Innenzustandes der gegenwärtigen Menschheit.

Auch wir Deutsche tragen unseren Schuldteil an der Tragik der gegenwärtigen Menschheit. Gewiß haben wir den Krieg nach keiner Richtung hin gewollt und veranlaßt. Aber wir haben unsere Schuldigkeit im Dienste des religiös-sittlichen Ideals nicht getan: Wir haben zwar wohlgefällig das Dichterwort zitiert: ‚Am deutschen Wesen soll nochmal die Welt genesen', aber wir haben die schwere Verpflichtung vergessen, die aus jenen Worten zu uns redete. Die deutsche Industrie und die deutsche Technik sind gewiß Wunderwerke, aber daran konnte die Welt nicht ‚genesen'. Die Menschheit hat mehr und anderes von uns erwartet — einen großen Halt gegenüber der Übermacht materieller Interessen. Wir haben dieser Erwartung nicht entsprochen: Wir haben gemeint, mit Reichtum und Kanonen allein lasse sich der Völkerkrieg bannen. Wir alle, wir haben den alten deutschen Hochsinn verfallen lassen, der allein die Völkerspannungen zu lösen und die Dämonen der Habsucht zu bändigen vermag. Wir sind alle mit in den materiellen Rausch gefallen. Und der Lohn dafür ist der Weltbrand! Wohl waren es die anderen, die uns überfallen wollten. Aber es gab zu wenig deutsche Seelsorge für die materielle Entartung der Völker, zu wenig deutsche Hegemonie in der Besinnung auf das Allerheiligste, — das wollen wir einander unter dem Weihnachtsbaum dieses Jahres nur tapfer eingestehen!

Wie herrlich ist nun aber Deutschland in den Augusttagen aufgestanden, — ein Trost und eine Bürgschaft für die kommenden Zeiten! Es war, als ob das ungeheure Ereignis den deutschen Geist in allen Tiefen erweckte, erschütterte, erleuchtete. ‚Und an den alten Heerschild hat's geschlagen, daß Schauer jede Brust durchdrang.' Die Gräber schienen sich aufzutun, uralte Erinnerungen öffneten ihre heiligen Borne, schrankenloser Opfergeist, Treue, Heldenstärke stiegen aus den Tiefen der deutschen Seele empor, das war weit mehr als Trutz und Abwehr, weit mehr als patriotische Begeisterung, es war ein dunkles, starkes Gefühl, daß das deutsche Wesen der Welt noch Großes schuldig sei — und dies Gefühl verstärkte sich in allen, je mehr die gegnerische Verschwörung sich enthüllte und den gegenwärtigen Zustand der Kulturmenschheit beleuchtete. ...

Und wir haben wohl alle das Bewußtsein: Hier sind sittliche Kräfte zum Vorschein gekommen, hier betätigen sich Heldengesinnungen, die noch zu Höherem berufen sind, als nur zur Vernichtung feindlicher Angriffe, Kräfte, die nicht im Zerstören, sondern im Aufbauen, nicht im Siegen, sondern im Verzeihen, nicht im Zeitlichen, sondern erst im Dienste des Ewigen ihre tiefste Erfüllung finden können. Welcher Ausblick, wenn diese erhabene Selbstlosigkeit, diese Überwindung aller dumpfen Anhänglichkeit an das Leben sich einst von den Schlachtfeldern zur Nachfolge des religiösen Ideals erheben wird!

Augustinus vergegenwärtigt uns in seinem ‚Gottesstaat' einmal den Heroismus der alten Römer und seine bahnbrechende Bedeutung für die Religion des Opfers: wie Regulus aus Treue gegen sein gegebenes Wort in martervolle Gefangenschaft zurückkehrte, oder wie jener Feldherr auf das geheiligte Begräbnis seines Sohnes verzichtete, weil seine Kriegspflicht gegen das Vaterland kein Zögern duldete. Augustinus will uns zeigen, daß in dieser heroischen Treue gegen das irdische Vaterland sich schon die Märtyrer und Heiligen des himmlischen Vaterlandes, die Blutzeugen Christi ankündigten und vorbereiteten. Und es ist zweifellos wahr: so furchtbare Gefahren der Krieg für die Seele enthält, so ist ihm doch eins mit der Religion gemeinsam und führt seine Jünger zur Religion: Er befreit den Menschen von einer verweichlichenden und beschmutzenden Anhänglichkeit an das Vergängliche, an das eigene Leben, an die eigene Gesundheit, er verleiht eine heroische Stellung gegenüber dem Leben und dem Tode, er stärkt das Bewußtsein unbedingter Verpflichtungen, den Willen zum Ausharren, Nichtdavonlaufen, Sichnichtnachgeben: kein Wunder daher, daß in religionslosen Zeiten gerade

religiös und heroisch angelegte Charaktere sich aus der Erbärmlichkeit einer die irdischen Güter verhimmelnden Lebensanschauung in die gleichsam transzendente, von der Gier zum Dasein gelöste Moral des Krieges flüchten. ‚Für einen ew'gen Kranz dies arme Leben ganz', diese Worte verbinden Krieg und Christentum, nur daß das Christentum den Menschen noch unvergleichlich tiefer von der Weltlichkeit löst als der Kriegsgeist; ja erst die Religion vermag die großen Eigenschaften, die der Krieg ins Spiel setzt, wahrhaft zu bewahren und zu vollenden; darum sind alle auf dem bloßen Kriegsgeist begründeten Reiche zusammengebrochen, sie vermochten die adeligen Kräfte, die der Kriegsgeist weckte, nicht vor der Übermacht der durch das Zerstören, Töten und Erobern befreiten niederen Instinkte zu schützen.

Wer in den Krieg gezogen ist ohne Raubgier und ohne Rachgier, der darf sich jener charakterbildenden Einflüsse des Krieges freuen, ja, er wird alles tun, um sich ihre volle und reine Einwirkung zu sichern und sie mit tiefstem Bewußtsein in sich aufzunehmen. Und vielleicht hat gerade diese furchtbare Schule noch eine wichtige Mission an der jüngsten Generation zu vollbringen und die letzte Hemmung zu beseitigen, die dort noch den befreienden Kräften der Religion entgegensteht. Wer diese jüngste Generation beobachtet hat, der wird zu seiner Freude bemerkt haben, mit welchem entschlossenen Ekel sie sich von der Zersetzung, vom Schmutze abgewendet hat und wie sehr sie nach einem alle ihre höheren Kräfte sammelnden und übenden Ideal verlangt. Aber sie vermochte sich noch nicht ganz entschieden von dem herrschenden Zeitgeiste zu befreien, der in alles, selbst in den Dienst des Ideals, einen gewissen verstohlenen Selbstkultus, ein gewisses künstliches Wortgepränge und allerlei andere Unfreiheiten und Unklarheiten hineingetragen hatte. Wohl hat sie sich von der sexuellen Verwahrlosung gelöst, aber noch nicht aus heroischem Opfer für eine große, das ganze Leben ergreifende und verwandelnde Wahrheit, sondern zunächst mehr aus dunklem Drang nach Sauberkeit und Verantwortlichkeit — und wohl mit etwas zuviel Selbstbewunderung ihrer rassigen Würde und Herrlichkeit. Da mag nun wohl der Krieg Wunder tun und uns statt der Jünglinge reife Männer heimsenden, die von allem Selbstkultus tapfer und gründlich Abschied genommen haben, die im Schützengraben und inmitten der Granaten alle Phrasen verlernt haben und vom Geist des unbedingten und fraglosen Opfers bis in die Wurzel gesegnet sind. Überhaupt wird dieser Krieg mit all seinen übermenschlichen Anforderungen an Seele und Leib rasch genug mit gar mancher modernen Lebensanschauung aufräumen, die aus Spielerei, aus Selbstbetrug, aus Abstraktion oder aus Weltlichkeit und Weichlichkeit geboren ist. Überall, wo sich die Seele mit der Wirklichkeit in ihrer machtvollsten und furchtbarsten Gestalt auseinanderzusetzen hat, wo sich alle Hemmungen und Schrecken des Lebens gegen sie zusammenballen, da geht der Mensch entweder zugrunde, oder es vollzieht sich ein unbarmherziger und heilsamer Ausscheideprozeß: es kommt unzweideutig an den Tag, was Schund an ihm ist, was schwach, unbrauchbar, abstrakt, lebensunfähig, was Schein und Trug ist, und es fällt ein grelles Licht auf alles, was echt, stark, lebenskräftig und was ‚Charakter' ist. Bei solchem gewaltigen Zusammenprall von Mensch und Realität, da erfahren wir ohne Täuschung, was im Menschen der Wirklichkeit gewachsen und aus der Wirklichkeit geboren — und was gelogen ist. In übertragenem Sinne gilt hier das Lied der Wallensteinischen Reiter:

> ‚Im Felde, da ist doch der Mann noch was wert,
> Da wird noch das Herze gewogen,
> Da tritt kein anderer für ihn ein,
> Auf sich selber steht er da ganz allein!'

Für uns zivilisierte Menschen tritt immer ein anderer ein; Technik, Bureaukratie, Komfort, Clique halten den einzelnen; wahre Hansnarren spielen eine Rolle, ja werden als Führer und Größen verehrt, weil sie nicht entlarvt wurden durch das Gericht des wirklichen Lebens, weil sie nie gezwungen wurden, die fundamentale Probe zu bestehen. So ist unsere Literatur



und öffentliche Meinung voll von Illusionen und Täuschungen über das, was wahrhaft Wert hat, wahrhaft Kraft gibt, wahrhaft gesund ist und gesund macht. Da kommt der Krieg mit seinem grausamen Ernst, und die ganze elende Spielerei bricht zusammen. Möchte es all unsern jungen Kriegern zum klarsten Bewußtsein kommen, welch unvergleichliches Heil es für den Menschen ist und wie selten es ihm geschenkt wird, daß er an der Schwelle des Lebens in solcher Donnersprache den Unterschied von Spiel und Ernst gelehrt bekommt! Wohl die meisten Menschen verlieren ihre Lebenszeit, weil sie diesen Unterschied nie begreifen. Sie spielen mit sich und anderen und mit dem Leben bis zum Grabe und zum Schlusse sind sie dann so verspielt, daß sie selbst den Tod nicht mehr ernst zu nehmen wissen. Wenn aber Jugend und Tod einander auf dem Schlachtfeld begegnen, da werden eherne Seelen geschmiedet, da wird in empfänglichen Herzen der männerschaffende Entschluß entstehen, in allen Verhältnissen und in allen Verpflichtungen stets der ganzen Wirklichkeit ins Gesicht zu sehen und ohne Verzug und ohne Fahnenflucht unbeugsam danach zu handeln.

Der Afrikaforscher Henry Stanley hat in seiner ‚Autobiographie' einmal darauf hingewiesen, was die Schule des Urwalds aus verweichlichten, empfindlichen und von sich selbst erfüllten jungen Leuten machen kann. Alles, was da gesagt ist, das gilt genau so für die Schule des Krieges, wenn sie in richtigem Sinne erfaßt wird: ‚Während sie das Abc des Reisens in Afrika lernten, gaben sie oft Ursache zur Kritik; jedes Wort verletzte sie, jeden Blick empfanden sie als eine Beleidigung. Sie waren wie widerspenstige Füllen, die noch nicht ans Geschirr gewöhnt sind, und stießen und schlugen wie wild um sich, wütend auf mich und jedermann. Aber als sie durch fortwährendes Leiden gebeugt ihre Erfahrungen im Urwald gemacht hatten, um dann wieder ins freie Tageslicht hinauszutreten, da hatte ich wahrhaftig alle Ursache, stolz auf sie zu sein. Schwer waren sie geprüft worden, und tadellos hatten sie die Feuerprobe bestanden. Ihre Nerven waren von Eisen, und ihre Herzen schlugen wie eines, und nichts konnte sie in ihrer Disziplin wanken machen. Was in dem gekünstelten Leben Englands ihr besseres Selbst umwuchert, lag begraben im Urwald; und nackt, unverhüllt und hochherzig stand jeder da, den Stempel wahren Menschentums auf der Stirne.'

Nun wird man mit Recht fragen: Wird in diesem Sinne nicht doch vom Kriege zuviel Heil für die Seele erhofft? Warum hat uns denn der Deutsch-Französische Krieg vor vierzig Jahren so wenig von diesen inneren Siegen gebracht? Man darf antworten: Das war ein ganz anderer Krieg und eine ganz anders gestimmte Generation. Der Krieg war nicht entfernt so blutig und so schwer wie das jetzige Ringen, er war voll von raschen und glänzenden Erfolgen; die Gründung des Reiches mit all ihren ergreifenden Umständen mußte geradezu einen Rausch des nationalen Selbstgefühls mit sich bringen, in welchem tiefere innere Erfahrungen gar nicht aufkommen konnten. Und die Generation, die das alles erlebte, die stammte aus Zeiten, in denen ein aufrichtiger, aber allzu verschwommener Idealismus die Geistigkeit überhaupt kompromittiert hatte: man wollte es nun einmal mit der Realpolitik probieren. Heute liegen die Dinge völlig anders. Dieser Krieg scheint arm an überwältigenden Erfolgen, unendlich reich aber an geräuschloser, unsagbarer Mühsal zu werden, eine schier übermenschliche Erprobung für Nerven, Willen und Charakter. Und die junge Generation, die das durchmacht, die ist von sogenanntem Realismus und Materialismus übersättigt und sehnt sich mit ganzer Seele nach Erhebung, Befreiung und erhabenen Lebenszielen; sie wird aus dem Kriege etwas ganz Neues gewinnen: ihr wird der Krieg ein Seelenführer zum Christentum werden. Und auf dem Wege dorthin wird er unmerklich ihre ganze Stellungnahme zu den ethischen Fragen vertiefen. Junge Helden, die dem Tod unzähligemal ins Auge geblickt haben, wie rasch werden sie mit der elenden modernen Sexualphilosophie aufräumen, die sich an unsere Jugend herangedrängt hatte und ihr weismachen wollte, daß sie aus Angst für ihre Gesundheit oder um des Auslebens willen den unerbittlichen Konsequenzen eines ernsten und ritterlichen Charakters aus dem Wege gehen müsse? Zieht der heroische Gedanke siegreich in das ethische Denken ein,



da werden all jene Schriftsteller und Schriftstellerinnen schnell auseinanderstieben, deren ganze Argumentation auf den Weichling der modernen Zivilisation zugeschnitten war, der für jedes liederliche Bedürfnis gleich einen Knopf drücken möchte, der ihm die Erfüllung herantlingelt.

Im vorhergehenden wurde in besonderem Sinne auf die dem Christentum entfremdete Jugend Bezug genommen. Das Gesagte gilt aber auch für die gläubige Jugend. In unserem landläufigen Christentum ist der heroische Gehalt des Christentums und damit dessen stärkste charakterbildende Kraft nicht genügend zur Geltung gekommen. Gerade dieser Mangel in der christlichen Interpretation hat Nietzsche das Wesen des Christentums so tief verkennen lassen. In der neueren kirchlichen Kunst sehen wir Christus fast immer nur als die gescheitelte Sanftmut dargestellt. Man hört nur zu oft in einem gewissen weichlichen Tonfall von ‚Jesus' reden, als sei das Evangelium die frohe Botschaft für Schlafmützen und Betschwestern. Da ist wohl die Frage am Platze, ob es ein Zufall sei, daß in der Erziehung des Menschengeschlechtes das christliche Mysterium der Liebe, die den Tod überwindet, mit so wunderbarem Erfolge auf die sittlichen Kräfte des alten römischen Kriegsgeistes gebaut wurde und von dieser Tradition unbeugsamen Heldentums seine größten welterobernden Blutzeugnisse erhielt. Ob wohl dieser Krieg dazu helfen wird, in der Verkündigung des Christentums das Heldenelement wieder in den Vordergrund zu rücken und dadurch gerade einer kraftvollen Jugend ein ganz neues Verständnis der christlichen Religion zu erschließen? Nicht so, als solle das Christentum im Kriegsgeist aufgehen. In dieser Beziehung ist von manchen Wortführern des Christentums in den letzten Monaten schon merkwürdig unchristlich geredet und die himmlische Wahrheit an zeitliche Interessen und Erregungen verraten worden. Wahrlich, Christus steht gegen den Krieg und über dem Krieg. Wer das verwischt, der tötet jenes tiefste Kulturgewissen, das uns unablässig zu stacheln bestimmt ist, damit wir der Kriegsfurie vorbeugen, und das uns niemals ruhig bleiben läßt gegenüber der Frage: Haben wir stets so gehandelt, geredet, geschrieben, daß wir den anderen Völkern Halt und Hilfe gegen ihre eigenen schlechten Leidenschaften gaben? Diese Fragestellung verfeinert unser Gewissensleben auch für alle menschlichen Lebensverhältnisse. Ohne sie verrohen wir auch im Hause und im Berufe ... Christus verbietet uns nicht die Notwehr, er diskutiert darüber gar nicht mit uns, — aber eben mit jener bohrenden Gewissensfrage offenbart er uns seine ganze Stellung zum Kriege, selbst zu dem aufgezwungenen Kriege. Wir wissen ganz genau: wären wir Christen, so könnte es keinen Krieg geben — und wir brauchten deshalb doch nicht unsere Scholle zu verlieren. Heißt es doch: ‚Selig sind, die nach Verständigung trachten, denn sie werden das Erdreich besitzen.' Es gibt eine unüberwindliche Art, ernste Selbstbehauptung mit ritterlicher Hilfe für den Gegner zu vereinigen; die ist in Völkerfragen noch gar nicht ernstlich versucht worden. Darum ist jeder Krieg ein Abfall von Christus, auch wenn wir nicht das Wenn, Wo und Wie der Mitschuld jedes einzelnen genau anzugeben vermögen. Aber innerhalb des nun einmal gegebenen Kriegsdienstes ist neben allen zerstörenden Elementen ein moralisch aufbauendes Element, das Element der ehernen Zucht und des restlosen Opfers; dieses ist ein Zuchtmeister auf Christum, es macht uns empfänglich für das noch unendlich größere und konsequentere Heldentum, das in der christlichen Religion verkörpert ist und das den Geist der Selbstverleugnung und der Disziplin so in alle Konsequenzen ausgestaltet, daß es die Ursache des Krieges beseitigen, ihn vollkommen ersetzen, seine erzieherischen Wirkungen noch unendlich übertreffen würde, wenn wir es ganz verstehen und üben wollten. Ehe dieses nicht geschieht, wird uns der Kriegsschrecken immer wieder aus dem Elend unserer Weichlichkeit und unserer Weltlichkeit aufwecken müssen, auch aus der Weichlichkeit und Weltlichkeit eines nicht im Geiste des ‚Weltüberwinders' ausgelegten Christentums.

Nun brennt aber gerade zu Weihnachten noch die Frage im Herzen: Wie kann man im Kriege die Seele retten, im Kriege mit Christus verbunden bleiben? Die Antwort darauf kann doch wohl nur die sein: Befreie dich von allen Haßaffekten, tue das Deine aus Liebe zu deinem Vaterlande, aber nicht aus Haß gegen den Feind; es ist nicht wahr, daß der Haß nötig sei,

um die Angriffskraft zur größten Wucht zu bringen. Genau so wie ein kulturell höher entwickeltes Volk auch in der kriegerischen Erprobung schließlich doch immer den bloßen brutalen Angriffskräften überlegen ist und mehr Ausdauer selbst für die härtesten Strapazen beweist als der kulturell zurückgebliebene Gegner; genau so sind die höheren Seelenkräfte auch als Motoren der kriegerischen Leistung den niederen Affekten weit überlegen. Auch lähmt jede Entfaltung niederer Instinkte die höchsten moralischen Spannkräfte der Seele und weckt alles Undisziplinierte und Egoistische im Menschen. Haß desorganisiert, Liebe diszipliniert. Erfülle dich mit tiefstem Mitgefühl für alle, die unter diesem Kriege leiden, denen das Herz gebrochen, der Leib verkrüppelt, das Heim verbrannt wird, erfülle dich mit Begeisterung für alles, was dein Volk einst über den Trümmern und Ruinen aufbauen soll — und dann stürme und kämpfe wie ein Todgeweihter, um all das Deine zu tun, damit das Schreckliche schnell beendigt und ein Frieden gewonnen werde, der die Wiederkehr solcher Dinge unmöglich macht. ..."

Das Seelenleben der Masse

Daß die Psychologie eine der mitentscheidenden Kräfte in den Kämpfen und Schlachten ist, daß von ihr schließlich der Erfolg des ganzen Krieges abhängt, wird von den Militärschriftstellern anerkannt. Sie stellen das Ziel des Kampfes als ein psychologisches hin: den feindlichen Willen zu beugen und zu brechen.

Es handelt sich also darum, den Willen eines ganzen Heeres, einer ganzen Menschenmasse zu brechen. Damit wird aber schon ein Gesamtwille des feindlichen Heeres vorausgesetzt. Darin liegt aber nun gerade ein psychologisches Problem, daß es einen solchen Gesamtwillen einer großen Masse gibt, und daß dieser, wie wir gleich sehen werden, vom Willen der einzelnen Indviduen wesentlich verschieden ist.

Die neuere Psychologie hat nämlich gezeigt, daß die Psychologie der Massen anderen Gesetzen unterliegt, als die des einzelnen Menschen. Ein Franzose, Le Bon, hat in einem bei Dr. Werner Klinkhardt in Leipzig in deutscher Übersetzung erschienenen Buch „Die Psychologie der Massen" einer eingehenden Untersuchung unterzogen.

An einer Masse, wie die Psychologie sie kennt, ist das sonderbarste dies: welcher Art auch die sie zusammensetzenden Individuen sein mögen, wie ähnlich oder unähnlich ihre Lebensweise, Beschäftigung, ihr Charakter oder ihre Intelligenz ist, durch den bloßen Umstand ihrer Umformung zur Masse besitzen sie eine Art Sammelseele, vermöge deren sie in ganz anderer Weise fühlen, denken und handeln, als jedes von ihnen für sich fühlen, denken und handeln würde. Es gibt Ideen und Gefühle, die nur bei den zu Massen verbundenen Individuen auftreten oder sich in Handlungen umsetzen. Es entsteht keineswegs eine Summe oder Durchschnittszahl der Elemente, sondern eine Verbindung, die neue Elemente bildet.

Das bewußte Geistesleben stellt nur einen recht geringen Teil neben dem unbewußten Seelenleben dar. Hinter den eingestandenen Beweggründen unserer Handlungen gibt es zweifellos die geheimen Gründe, die wir nicht eingestehen, hinter diesen liegen aber noch geheimere, die wir nicht einmal kennen.

Es sind vornehmlich die der Rassenseele zugrunde liegenden unbewußten Elemente, wodurch sich alle Individuen dieser Rasse ähneln; und sie, die Ergebnisse der Erziehung, noch mehr aber einer außerordentlichen Erblichkeit, sind es auch, wodurch sie sich unterscheiden. Die an Intelligenz unähnlichsten Menschen haben äußerst ähnliche Triebe, Leidenschaften und Gefühle. In allem, was Gegenstand des Gefühls ist: Religion, Politik, Moral, Sympathien und Antipathien usw., überragen die ausgezeichnetsten Menschen nur sehr selten das Niveau der gewöhnlichsten Individuen.

Daß die große Organisation eines Heeres eine organisierte oder psychologische Masse in unserem Sinne darstellt, bedarf keines weiteren Beweises. Aber auch das ganze Volk eines Landes im Kriegszustande ist eine solche organisierte Masse. Der einheitliche Wille, den Feind zu besiegen und alle Kräfte auf dieses Ziel zu vereinigen und aufs äußerste anzuspannen, ist das einigende Band, das neue Vereinigungen des Denkens und Fühlens schafft.

Eben diese allgemeinen, vom Unbewußten beherrschten Charaktereigenschaften werden aber in der Masse vergemeinschaftlicht. Daraus erklärt sich, warum die Masse niemals Handlungen, zu denen eine besondere Intelligenz gehört, ausführen kann. Sie kann in der Tat nur die mittelmäßigen Allerweltseigenschaften vergemeinschaftlichen. Das Neue entsteht aber dadurch, daß das Individuum in der Masse schon durch die Tatsache der Menge ein Gefühl unüberwindlicher Macht erlangt, das ihm gestattet, Trieben zu frönen, die es allein notwendig gezügelt hätte. Bei der Anonymität und Unverantwortlichkeit der Massen schwindet das Verantwortlichkeitsgefühl, das die einzelnen stets zurückhält, völlig.

Dafür verbreiten sich einfache Gedanken — ohne Begründung — durch Übertragung, ja sogar geradezu durch Ansteckung, mit außerordentlicher Macht und Schnelligkeit. Aber nicht bloß das, sondern es zeigt sich eine Beeinflußbarkeit der Massen, von der auch Personen, die als Individuen davor gesichert sind, ergriffen werden.

In einem solchen Zustand aufmerksamster Erwartung ist für die Masse eine ungewöhnliche Leichtgläubigkeit charakteristisch. Die Masse ist stets dem einzelnen Menschen intellektuell untergeordnet, hinsichtlich der Gefühle und der durch diese bewirkten Handlungen aber unter Umständen besser oder schlechter. Sie wird beinahe ausschließlich vom Unbewußten geleitet und unterliegt den mannigfachsten Antrieben: großer Reizbarkeit, einem Überschwang der Gefühle, verbunden mit Unfähigkeit zu logischem Denken und Mangel an Urteil.

Nach Beispielen für die Leichtgläubigkeit der Massen und für den Überschwang ihrer Gefühle braucht der aufmerksame Leser der Kriegsberichte nicht zu suchen. Diese Leichtgläubigkeit wird von Einzelpersonen, die von einem fabelhaften Hang zu lügnerischen Erzählungen beseelt sind, instinktiv ausgenützt.

Die Kehrseite dieser Leichtgläubigkeit ist ein hochgespanntes Mißtrauen, das sich in einer reizbaren Spionenfurcht äußert. Die Spionenfurcht ist natürlich größer bei Nationen mit einem stark ausgeprägten Autoritätsbedürfnis. Sie ist ebenso größer bei unterliegenden als bei siegreichen Völkern. Und so dürfen wir uns denn nicht wundern, daß sie bei den Franzosen, Engländern und Russen wahre Orgien feiert und vor der Verfolgung wehrloser Frauen und Kinder nicht zurückschreckt. Doch es ist kein Grund vorhanden zu pharisäischem Hochmut. Auch bei uns hat die Spionenfurcht in der Jagd nach Automobilen und in der Belästigung von Militärfliegern so üble Blüten gezeitigt, daß die Behörden dagegen einschreiten mußten.

Wie diese Leichtgläubigkeit der Massen aber von unseren Feinden in der schamlosesten Weise ausgenutzt wird, dafür einige wenige typische Beispiele. Als die deutsche Regierung gegen die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen durch die englische und französische Armee Beschwerde erhoben hatte, las man in italienischen Blättern eine Notiz der Agenzia Stefani des Inhalts, die österreichische Heeresleitung hätte unter der Munition 10 % Dum-Dum-Geschosse verteilt und dabei die Anweisung erlassen, die Soldaten sollten genau darauf achten, daß ihnen bei der Gefangennahme solche Geschosse nicht abgenommen werden könnten, sie sollten sie vorher vernichten, auch sollten sie darauf achten, daß bei den Gefallenen und Verwundeten keine solche Munition angetroffen werden könnte. So sei es der serbischen Heeresleitung, obwohl sie genau wisse, daß diese Instruktion bestehe, trotzdem bis jetzt noch nicht gelungen, auch nur einer einzigen österreichischen Dum-Dum-Patrone habhaft zu werden. Obgleich jeder, der überhaupt etwas vom Heereswesen gehört hat, wissen muß, daß eine solche Maßnahme schon vom technischen Gesichtspunkt aus unmöglich ist, ließ das serbische Korrespondenzbureau die derbe Lüge aufflattern, und die „neutrale“ Agenzia Stefani verbreitete sie weiter.

Als der erste große Hindenburgsche Sieg bei Tannenberg und unser zähes Fortschreiten auf dem westlichen Kriegsschauplatz den italienischen Dreiverbandsschwärmern das Konzept arg verdorben hatten, brachte der „Secolo" einen Leitartikel, worin bewiesen wurde, daß die Nachrichten des Wolffschen Telegraphenbureaus unzuverlässig seien. Ein aus Deutschland ausgewiesener russischer Jude hatte sich nämlich in der Schweiz niedergelassen und versorgte von dort aus die Presse mit russenfreundlichen Artikeln. In diesem Artikel addierte er nun die aufeinanderfolgenden Mitteilungen über die Verluste unserer Feinde und kam auf diesem Wege allerdings zu ganz unglaublichen Zahlen. Er war nämlich offenbar in folgender Weise zu Werke gegangen. In einem der ersten Telegramme waren die von Hindenburg gemachten Gefangenen mit 10000 angegeben, sie stiegen dann in den folgenden Berichten auf 30-, 40-, 60-, 70- und 90000. Dafür setzte nun unser „Statistiker" 300000 ein usw. Jedenfalls gab er bloß die Schlußsummen, ohne anzugeben, wie er sie gewonnen hatte. Auf solche Weise bewies er, daß, wenn man die Angaben der französischen Verluste nach den Wolffschen Telegrammen zusammenaddiere, Ziffern herauskommen, die größer wären als die gesamte französische Armee überhaupt. So konnte nun aber der „Secolo" nur die Siegesnachrichten aus Petersburg wiedergeben und die Wolffschen Berichte über die Wahrheit unterschlagen.

Ebenso wurde von der „Gazetta del Popolo" und danach in der ganzen italienischen Presse Ende August oder Anfang September die Lügenmär verbreitet, daß unter dem Schutze der englischen Flotte 200000 Russen, die in Archangel die Schiffe bestiegen hätten, in Antwerpen gelandet worden seien; eine Berichtigung unterblieb bezeichnenderweise.

Das Schlimme dabei ist, daß die von unseren Feinden, um es milde auszudrücken, beeinflußte Presse in den neutralen Ländern, in der sich unsere Feinde ausgezeichnet auf die Massenpsychologie verstehen und auch vor den handgreiflichsten Unwahrheiten nicht zurückschrecken, immer fünfmal Gelegenheit hat, ihre Lügen aufzutischen, bis wir ein- oder zweimal die Wahrheit sagen können. Zuerst lügen nämlich die Russen grob, dann wiederholen die Franzosen die Lügen in einer Weise, daß man glauben möchte, man hätte es mit der reinen Sachlichkeit zu tun. Es folgen die Belgier, dann kommen die Engländer, machen einen kurzen Auszug aus den schon mehrmals wiederholten Lügen, der auch vor den stärksten Zumutungen an die Leichtgläubigkeit des Lesers nicht zurückschreckt. Zuweilen lassen sich dann auch noch, wie wir gesehen haben, die edlen Serben vernehmen. So erzählt z. B. ein englischer Kriegsberichterstatter mitten in einem Kriegsbericht, daß die deutschen Soldaten englische Gefangene hätten entkleidet Spießruten laufen lassen.

Der Überschwang der Gefühle, dem die Massen so leicht unterliegen, ist dazu benützt worden, uns in allen neutralen Ländern als Barbaren zu verleumden. Man hat verbreitet, wir hätten die Kathedrale von Reims zusammengeschossen, obwohl sie nur in untergeordneten Teilen beschädigt ist. Man hat aber vor allem in der neutralen Presse der romanischen Länder konsequent verschwiegen, daß die Franzosen auf ihrem Turm Beobachtungsposten aufgestellt und sie als Kugelfang für die Aufstellung der eigenen Geschütze benutzt hatten. Sogar die Freischärler wurden als Helden hingestellt, die Haus und Herd verteidigen. So konnte man uns schon wegen der Zerstörung von Löwen als Barbaren hinstellen, die mit den Hunnen auf einer Stufe stehen.

Wie bei gewöhnlich gearteten Wesen sind die Gefühle der Massen sehr einfach und überschwenglich. Nur übermäßige Empfindungen können die Massen erregen. Wer sie hinreißen will, muß übertreiben, bekräftigen, wiederholen und niemals einen logischen Beweis versuchen.

Die Einfachheit der Gefühle, auf die die Massen reagieren, zeigt sich darin, daß wir getragen sind von dem Gefühle, für unser staatliches und wirtschaftliches Dasein zu kämpfen, daß wir im Bewußtsein unseres Rechtes unbesiegbar sind, weil wir siegen müssen und siegen wollen. Alle Gedanken des deutschen Volkes, alle seine Wünsche und Bestrebungen haben sich diesem einen großen Gedanken untergeordnet; vergessen sind alle Streitigkeiten der Parteien,

alle Gegensätze und Kämpfe wirtschaftlicher Interessen. Alle sind wir ein einig Volk von Brüdern geworden, um einzustehen wie ein Mann in der gemeinsamen Gefahr.

Aber auch auf der Gegenseite zeigt sich eine ähnliche Erscheinung. Obwohl unser Kaiser seine ganze Arbeit darangesetzt hat, als Friedensfürst in der Geschichte dazustehen, obwohl wir uns die Benachteiligung unserer berechtigten Interessen, die Isolierung und Einkreisung haben gefallen lassen und immer wieder kein anderes Bestreben durch die Tat erhärtet haben als den Frieden aufrecht zu erhalten, machen unsere Gegner uns fortgesetzt den Vorwurf, wir führten einen Angriffskrieg, Kaiser Wilhelm strebe die Weltherrschaft an, es sei ohne Vernichtung des preußischen Militarismus kein dauernder Friede für die Welt möglich. Die Engländer, die sogar die gelbe Flut gegen uns entfesselt haben, heucheln, sie müßten die Rechte der kleinen Nationen, wie Belgien und die Königsmördernation Serbien, gegen den unerträglichen preußischen Militarismus verteidigen. Weil es widersinnig ist, wird es geglaubt und namentlich in der italienischen Presse immer und immer wiederholt. Selbst hochgebildete Professoren, wie die englischen Theologen, die einen Brief an Adolf Harnack gerichtet haben, fühlen sich nur mehr als Glieder der Masse und beten diesen Unsinn vom Schutz der kleinen Nationen, den England übernommen habe, ohne jede Kritik nach. Selbst die serbischen Königsmörder erscheinen in ihrem Schreiben als solche schutzbedürftige und -würdige kleine Nation.

Die Massen zeigen große Widersprüche ihres Charakters. Ihre impulsiven Gefühle sind sehr wandelbar; trotzdem sind sie in ihren Grundanschauungen konservativ, sie sind ebenso unduldsam wie autoritätsgläubig. Dabei spielt die Rasse herein. Autoritätsglauben und Unduldsamkeit sind bei den lateinischen Massen viel stärker entwickelt, als bei den germanisch-angelsächsischen.

Mit der Unduldsamkeit paart sich, namentlich bei den romanischen Rassen, allzu leicht ein atavistisch anmutender Hang zur Grausamkeit, der uns Deutschen vollständig fremd ist. Ereignisse, wie die Bartholomäusnacht und die Septemberschlächtereien während der französischen Revolution, sucht man vergebens in der deutschen Geschichte. Bei den Engländern, die auch starke Beimischungen romanischen Blutes haben, wirkt die mit kalter Berechnung verbundene Mißachtung aller Menschenrechte und aller Bestimmungen des Völkerrechts geradezu abscheuerweckend. Bei den Russen kann sie als Laster einer unterdrückten und geknechteten Nation noch am ehesten erklärt, wenn auch nicht entschuldigt werden. So mußten wir das Schauspiel erleben, daß diese drei Nationen, die wie Banditen über unser friedlich arbeitendes Volk hergefallen sind, sich nicht damit begnügt haben, unsere Soldaten zu bekämpfen, sondern sogar über wehrlose Weiber und Kinder hergefallen sind.

„Die Massen werden zu sehr vom Unbewußten geleitet und sind demnach dem Einfluß uralter Vererbung zu sehr ausgesetzt, als daß sie nicht äußerst konservativ sein müßten." Ihre unaufhörliche Wandelbarkeit erstreckt sich nur auf ganz äußerliche Dinge. In sittlicher Beziehung ist die Masse zu Mordtaten, Brandstiftungen, zu Verbrechen aller Art fähig, aber ebenso auch zu Akten hoher Hingebung, Aufopferung und Uneigennützigkeit, viel mehr sogar als das auf sich gestellte Individuum. Wenn man das Ruhm- und Ehrgefühl, das religiöse und patriotische Gefühl anruft, so wirkt man besonders auf das Individuum als Massenglied ... nur die Gesamtheiten sind hoher Uneigennützigkeit und Hingebung fähig. Wieviel Menschen haben sich für Überzeugungen, Ideen und Worte, die sie kaum verstanden, heroisch hinschlachten lassen! Während der persönliche Vorteil beim Einzelmenschen die vorherrschende Triebfeder ist, ist er das bei den Massen sehr selten. Es ist wahrlich nicht der Eigennutz, was die Massen in so vielen, für ihren Verstand oft so unbegreiflichen Kriegen leitete, in denen sie sich ebenso leicht niedermetzeln ließen, wie die durch den vom Jäger gehandhabten Spiegel hypnotisierten Lerchen."

Die Ideen sind den Massen nur in sehr einfacher Gestalt zugänglich. Sie müssen sich, um volkstümlich zu werden, oft völlig umformen. Sie stellen sich dann als Bilder dar und üben

nur in dieser Form ihre Einflüsse auf die Massen aus. Diese Vorstellungsbilder sind durch kein logisches Band miteinander verbunden, sie können einander vertreten wie die Gläser einer Laterna magica, die der Experimentator der Schachtel, in der sie übereinander geschichtet waren, entnimmt. Namentlich sind es die religiösen Ideen, die bis ins Unbewußte dringen und die Massen so lange Zeit beherrschen. An ihre Stelle sind heute vielfach die demokratischen und sozialen Ideen getreten.

Wie sehr man die Wirkung von Bildern auf die Massen bei unseren Feinden versteht, beweist die Tatsache, daß vor kurzem in der russischen Presse die Behauptung auftauchte, die in Rußland lebenden Deutschen seien Deutschlands gehende Augen. An die Stelle der Bilder treten die einfachen Formeln, Phrasen und großen Worte, wie die Phrase vom Schutz der kleinen Nationen, von der Unerträglichkeit des preußischen Militarismus, von dem Bestreben Deutschlands, die ganze Welt zu kommandieren, das man den deutschen Imperialismus zu nennen beliebt hat.

Die Anschauungen und Überzeugungen der Masse werden durch unmittelbare Faktoren, die mit blitzähnlicher Schnelligkeit wirken, beeinflußt, aber nur oberflächlich. Nachhaltig wirken die mittelbaren, entfernten Faktoren. Es sind die geistigen, den Zeitgeist bildenden Strömungen. Sie lassen sich künstlich züchten, wie der Deutschenhaß in England. Auf die mittelbaren sowohl als auf die unmittelbaren Faktoren reagiert die südländische leidenschaftliche Rasse anders, als die nüchterne, kalte, überlegende, phlegmatische Rasse der Angelsachsen.

Von ganz besonderer Bedeutung ist aber die Überlieferung. „Ein Volk ist ein durch Vergangenheit geschaffener Organismus, der, wie alle Organismen, sich nur mittels langsamer Erbansammlungen verändern kann.“ Das ist aber nicht zu bedauern, da es ohne Überlieferung keine Volksseele, keine Zivilisation gibt. Die zwei großen Beschäftigungen des Menschen sollen nach Le Bon seit seinem Auftreten in der Schaffung eines Netzes von Überlieferungen und in deren Zerstörung nach Verbrauch ihrer nützlichen Wirkungen bestanden haben. Die Schwierigkeiten bestehen nun aber darin, das richtige Gleichgewicht zwischen Beständigkeit und Veränderlichkeit zu finden, diese Schwierigkeit sei ungeheuer. Das schwer erreichbare Ideal eines Volkes sei, die Errungenschaften der Vergangenheit zu bewahren und sie unmerklich und schrittweise umzuformen. „Im Altertum waren die Römer, in der Neuzeit die Engländer ziemlich die einzigen, die es verwirklicht haben.“

Unerschütterliche englische Überlieferung war es seit dem 15. Jahrhundert, stets die Macht mit allen Mitteln rücksichtslos zu bekämpfen, die die stärkste war. So richtete sich der Kampf gegen Spanien, Holland und Frankreich und richtet sich jetzt in eiserner Folgerichtigkeit gegen uns.

Dr. Cl. Heiß



Unser tägliches Brot

In der „Berl. Volksztg.“ war die Gestalt der Köchin nachgezeichnet, die der gnädigen Frau auf jede Mahnung zur Sparsamkeit die erhabenen Worte zu sagen hat: „Das haben wir doch nicht nötig!“ Hierzu wird in demselben Blatte bemerkt: Ich kann verstehen, daß nicht jede Minna den tieferen Zweck aller Kriegsgesetze begreift. Aber das Ziel ist, den Zweck klarzumachen. Nicht immer heißt jedoch die Köchin Minna; sehr oft ist es der Name der Gnädigen. Und als dritte Kategorie tritt die Schar der Frauen hinzu, die keine Köchin beschäftigen, aber schon selbst dafür sorgen, daß die Weizenvorräte schnell verbraucht werden. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ein Reich, das allen Feinden siegreich trotzt, mit ein paar tausend gedankenlosen und leichtsinnigen Frauen nicht fertig werden sollte!

Vorläufig sind wir noch nicht so weit. Ich bin in diesen Tagen durch viele Lokale gegangen, in denen sich nachmittags die Frauen an Kaffee, Schokolade und Kuchen ergötzen. Wenn der ungeheure Kuchenkonsum schon in Friedenszeiten Erstaunen hervorrufen muß, so steht man jetzt fassungslos vor einem Publikum, das offenbar der Meinung zu sein scheint, dieser blutigste aller Kriege werde nur geführt, damit viele Frauen und etliche Männer, die gleichfalls nicht von Backfischleidenschaften loskommen, möglichst viel Kuchen zu sich nehmen können. Welche Unmengen von Kuchen werden hier verschlungen!

Da sitzen zwei Frauen, die, während sie unaufhörlich vom Kriege und von den armen Soldaten erzählen, ein Kuchenstück nach dem anderen vertilgen. Und Schlagsahne dazu. Wie man es gewöhnt ist. Am „Büfett“ stehen Tellertürme aus Torten und Kuchen. Und ein Gedränge ist da, als wollte man Liebesgaben für Soldaten abliefern. Es erfolgt aber nur das Gegenteil: kauend und schlingend schädigt man die Soldaten, schädigt man das ganze deutsche Volk.

Diese Kuchenschlemmerei ist eine Schmach. Und man möchte diesen Vergeudern zurufen: „Ist euch jegliches Schamgefühl abhanden gekommen? Blickt hinaus auf die Straße! Seht, der Regen fällt und fällt, er plätschert seit Tagen nieder auf unsere Brüder, verwandelt Kampffelder in Riesenpfützen und fordert von dem deutschen Kämpfer ungeheure Energie und Dulderkräfte. Ihr aber sitzt hier und zehrt aus purer Vergnügungssucht, aus Laune und Gewohnheit an einem Lebensmittelgut, das uns allen gehört — schämt ihr euch nicht? . . .

Noch nicht! Aber das Oberkommando in den Marken, dem die vernünftigen Elemente für eine Reihe von Maßnahmen zu Dank verpflichtet sind, wird schon dafür sorgen, daß die Bundesratsverordnungen eine richtige, praktische Durchführung finden. Es reicht nicht aus, daß die städtischen und staatlichen Anstalten zum richtigen Gebrauch der Lebensmittelvorräte angeleitet werden; die gute Absicht wird vereitelt durch die betrübende Tatsache, daß in einem Teil der Bevölkerung eine sträfliche Gleichgültigkeit gegen alle Mahnungen besteht. Der eine tut das Schädliche, weil er es beim andern sieht. Unter diesen Umständen ist auch das Unglaubliche zu verstehen, daß Frauen große Mehleinkäufe gemacht haben, um ihre geliebten Kuchen und Weißbrötchen nicht missen zu müssen. In den Straßenbahnen hört man jetzt Gespräche zwischen Frauen, die einander voll Stolz erzählen, wieviel Weizenmehl sie zum Weißbrot- und Kuchenbacken eingekauft haben!

Auf der anderen Seite, die sich wahrscheinlich für die ernstere hält, liest man mit einer peinlichen Gründlichkeit die vielen Betrachtungen über die Frühstücksbrötchen, die in wenigen Tagen fehlen werden. Man verfolgt mit angehaltenem Atem die Wege des Obermeisters der Bäckerinnung, der von Behörde zu Behörde, von Versammlung zu Versammlung eilt. Natürlich ist zu wünschen, daß unser Bäckergewerbe diese schwere Zeit überstehe, und es ist zu begrüßen, daß die Innung die Interessen ihrer Mitglieder wahrnimmt. Aber die Bäckermeister sind Gott sei Dank opferwilliger als das Publikum. Nur weil sie fürchten, daß ein verwöhnter Teil des Publikums die neuen Backwaren als „geschmacklos“ ablehnen werde, ist in diesem Gewerbe eine Beunruhigung entstanden, die jedoch in dem Augenblick ihr Ende gefunden haben wird, in dem das Publikum dem tiefen Ernst der Zeit Rechnung tragen wird. Wie sehr die Bäcker von ihrem Publikum abhängig sind, lehrt ein Artikel in den „Zürcher Neusten Nachrichten“; der Berliner Korrespondent dieses Blattes hat eine Reihe von Bäckereien im Westen Berlins besucht, um das vielgerühmte, aber wenig gegessene K-Brot zu kaufen. Er erzählt, wie er mit mitleidigem Lächeln abgewiesen wurde: „K-Brot? Das haben wir doch nicht nötig! . . .“ (Minna, die Verkäuferin!) Oder: „Wir haben noch Weizenmehl genug!“ Das sind die Antworten, die der Käufer erhielt. Im Schaufenster aber lagen schöne Apfeltorten und alle erdenklichen Kuchenarten. Der Korrespondent gibt sein Erlebnis ohne Kommentar wieder. Er weiß, daß die sachliche Darstellung den treffendsten ironischen Kommentar darstellt.

Gewiß, wir dürfen ruhiger sein, als die Engländer, die mit Angst das Steigen der Weizenpreise beobachten. ... Aber es muß rechtzeitig mit dem unverständigen Teil des Publikums abgerechnet werden. Denn in dieser Zeit, in der sich jeder täglich oft und oft fragen sollte, ob er dem Vaterlande nach besten Kräften genützt habe, leben in unserer Mitte Leute, die an den kleinen Karl erinnern. Der sollte zur Beerdigung seines Vaters gehen, erklärte aber, daß er den neuen Anzug anziehen wolle, weil ihn sonst die ganze Beerdigung nicht mehr freue! So scheint es jetzt Menschen zu geben, die ihren Kuchen und ihr Weißbrötchen haben müssen — sonst freut sie der ganze Krieg nicht mehr. Sie scheinen zu fragen: „Ist das Leben des Deutschen ohne Weißbrot und Kuchen noch lebenswert?!“ Um Antwort aus den Schützengräben wird gebeten! ...

Deutsche Pflicht in der Türkei

Nachdem wir ein für allemal festen Fuß gefaßt haben im Türkenlande, erhebt sich vor uns eine große Pflicht für die Zukunft. Die wichtigste Frage für die Türkei, so schreibt Georg Kleibömer in einem Brief aus Konstantinopel an die „Kreuzzeitung“, die Lebens- und Zukunftsfrage für sie, ist nicht die Heeresfrage, sondern die der Volksbildung. Hier liegen die Verhältnisse nicht etwa wie bei irgend einem der Balkanvölker. Als die sich von der Türkei lostrennten und eigene Staatswesen bildeten, da konnten sie aus den andern europäischen Reichen einfach übernehmen, was sie da vorfanden. Die Türkei kann das nicht. Sie ist ein islamitisches Reich, hat andere religiöse Vorschriften als wir Christen, hat andere Überlieferungen, andere Sitten, andere Lebensweise, andere soziale, gesellschaftliche, wirtschaftliche Grundbegriffe als wir. Da heißt es, nicht einfach europäische Einrichtungen nachahmen, sondern unsere Errungenschaften mit ihrer überlieferten Kultur vereinigen, Ausgleiche suchen und ganz neue Formen schaffen. Das kann die Türkei nicht aus sich selbst, sie muß sich mit irgend einem Kulturstaate dauernd verbinden. Bis vor einigen Monaten fürchtete ich noch, Frankreich würde uns beiseite schieben, da Deutschland nicht zielbewußt in diesem Sinne arbeitete. Heute gibt sich uns die Türkei in die Hand und ist bereit, deutsche Kultur als Lehrmeisterin anzuerkennen. Jetzt ist der Augenblick für uns Deutsche gekommen, großzügig zu handeln. Zwar haben wir wirklich fast übermenschlich große Aufgaben zu erfüllen; aber Deutschland ist so lebenskräftig, Deutschland ist so leistungsfähig, es konnte in wenigen Monaten sein gewaltiges Wirtschaftsleben den Kriegsverhältnissen anpassen, es konnte sogar den Befreundeten noch stärken und kriegstüchtig machen: dann kann es auch diese Zukunftsaufgabe angreifen, die Erschließung und Neubildung der Türkei zu übernehmen. Die Förderung der deutschen Sprache ist mir stets als eine wichtige Vorbedingung für den deutschen Einfluß hier erschienen. Jetzt hilft uns der Augenblick. Die geliebte französische Sprache möchte der türkische Orient plötzlich abschütteln. „Man spricht Deutsch.“ Früher hätte der Kaufmann in Pera es nicht für nötig gehalten, solchen Zettel ins Schaufenster zu hängen; man konnte von den Deutschen doch erwarten, daß sie Französisch sprachen. Und die Deutschen taten es ja auch. Jetzt ist so ein Zettelchen im Schaufenster ein Zeichen der Zeit. Groß ist der Zudrang zu den deutschen Sprachkursen, die an den deutschen Schulen hier unentgeltlich erteilt werden. Und daß unsere Schulen in diesem Jahre überlaufen sind, ist nur zu erklärlich. Sämtliche französischen und englischen Schulen wurden geschlossen. Natürlich auch die russische; aber das ist unbedeutend im Vergleich besonders zu den französischen, die einen gewaltigen Prozentsatz der Schuljugend faßten. Die Türken sind froh: ihr Schulwesen war arg im Rückstande, und für Schulgebäude und Ausrüstung standen keine großen Summen zur Verfügung. Jetzt

leuchtet über der Tür des langen Gebäudes, in dem die Schwestern von „Notre Dame de Sion“ einen großen Schwarm junger Mädchen in französischem und katholischem Geiste erzogen, ein Schild mit türkischer Aufschrift, und junge Männer hausen in den jungfräulichen Räumen. Mit fröhlichem Gesichte wandert die lernbegierige türkische Jugend auch in das Haus der ehemaligen High School. Der türkische Unterrichtsminister kann sich plötzlich rühren. Aber all die ehemaligen Schüler dieser Anstalten liegen jetzt zu Hause oder schlimmer noch: auf der Straße. Sie suchen Unterkommen in den deutschen oder österreichischen Schulen und hören überall dieselbe Antwort: Kein Platz mehr! „Wer die Jugend hat, hat die Zukunft!“ Dieses Wort wollen Schulmänner, die lange Jahre hier im Orient gearbeitet haben, ganz besonders auch auf die hiesigen Verhältnisse anwenden und meinen, eine wirklich dauernde Zuneigung zu Deutschland könne nur die deutsche Schulbildung vermitteln. Wenn das wahr ist — und leuchtet es nicht ohne weiteres ein? —, dann hat Deutschland die große Aufgabe, so viel Schulen in der Türkei zu schaffen wie — Frankreich hier bislang hatte! Neben dem Türkischen ist nun das Deutsche Pflichtsprache im hiesigen türkischen Lyzeum geworden. Damit ist's aber noch nicht getan. Es muß auch die deutsche Pädagogik wie die ganze deutsche Geisteswissenschaft mitarbeiten an dem Problem einer inneren Neugestaltung der islamitischen Welt.



Die Spur des Krieges im Antlitz der Erde

Noch kurz vor seinem Tode, so liest man im „Vorwärts“, hat der große Geograph Friedrich Ratzel, der Schöpfer der wissenschaftlichen Geographie des Krieges, in einer Untersuchung der erdkundlichen Probleme der Vergangenheit und Zukunft auf die Veränderungen hingewiesen, die das Antlitz der Erde in seinen weltewigen Zügen durch einen längeren modernen Krieg erleiden würde. Die ganze Wirkung des Weltkrieges hat er freilich nicht ahnen können, der in den riesenhaft ausgedehnten Operationsgebieten strichweise das Landschaftsbild völlig geändert hat. In den Vogesen und Argonnen, im Osten in dem nadelholzreichen Gouvernement Suwalki sind, alles zusammengerechnet, viele Quadratmeilen Wälder niedergeschlagen, um der Artillerie freies Schußfeld zu schaffen und Material zu Befestigungszwecken, Brennholz für millionenstarke Armeen zu gewinnen usw. Mit dem Fall der Wälder ist zugleich das Wild und das Raubzeug vergrämt; die Folge davon ist eine Überhandnahme von Feldmäusen, Hamstern und ähnlichen Schädlingen des Feldes, die ihrer natürlichen Feinde beraubt sind. Auch klimatologisch kann die Vernichtung ausgedehnten Waldbestandes, worauf der Klimatologe Prof. Dr. Hann schon hingewiesen hat, folgenschwer werden: wird der Wald mit seiner die Niederschläge regulierenden Tätigkeit aus der Wirtschaft der Natur ausgeschaltet, so ist die Landschaft allen extremen meteorologischen Erscheinungen, so vor allem Wetterkatastrophen, schutzlos ausgesetzt, d. h. sie verödet allmählich. Damit wird aber wieder wirtschaftliche Arbeit für viele Hände frei, das Zerstörte überall wiederherzustellen oder die Wirkungen der Zerstörung zu paralysieren — ein ungewollter Nutzen des Krieges auf Kosten der Natur.

Unzählige Naturschönheiten und historische Naturdenkmäler vernichtet die eiserne Notwendigkeit der Kriegführung, romantische Felsen werden gesprengt, Bäche abgelenkt oder verschüttet, uralte Baumriesen gefällt, wie die gewaltige Eiche von Antwerpen, wo das Prunkzelt des Herzogs von Parma bei der denkwürdigen Belagerung der Stadt im Freiheitskampfe der Niederländer gegen Philipp II. von Spanien gestanden haben soll, und manches andere mehr. Schon als Egmont, Prinz von Gavre, bei St. Quentin siegte, krönten vier Windmühlen den „Feldherrnhügel“ bei dem Örtchen und, gewiß mehr durch

Zufall als aus Pietät, blieb über ein Menschenalter hindurch die alte riesige Mühle erhalten, von der aus General von Goeben die Schlacht 1870 geleitet hatte — heute weht der Wind über eine kahle Höhe, auf der verkohlte Balkenreste von der grausen Rücksichtslosigkeit des Weltkrieges zeugen. Denkmäler zerstört, Ruinen schafft der Krieg. So manches zerschossene flandrische oder französische Ahnenschloß liegt in Trümmern und wird nie wieder aufgebaut werden, weil der Letzte des Geschlechts fiel und über seiner Gruft sein Wappenschild zerbrochen wurde. In der Mark Brandenburg sind so die Güter des alten Geschlechts der von Lüderitz herrenlos geworden. Die dauerndste Wirkung des Krieges aber sind durch die Zerstörung ganzer Städte wie Orchies und durch den Durchstich von Deichen, wie es an der belgischen und nordfranzösischen Küste geschah, hervorgerufen. Hier ruht das Grauen des Krieges noch Generationen lang über der Landschaft, und düstere Sagen werden die Stätte umweben, wo der Weltkrieg seine Spuren eingrub.



Deutscher Idealimus

In Rudolf Euckens Flugschrift „Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) findet man diese schöne Erläuterung: Mir sagte einmal während meines Aufenthalts in Amerika ein hochgebildeter Amerikaner, als wir miteinander über Fragen und Verwicklungen der Gegenwart sprachen: „Wenn nur das deutsche Volk wahrhaftig bleibt, dann haben wir gute Aussichten für die Zukunft der Menschheit.“ Er meinte mit solcher Wahrhaftigkeit eben ein solches Schaffen aus dem eigenen Wesen heraus, aus innerer Notwendigkeit, nicht eines äußeren Vorteils wegen.

Mit dieser Wahrhaftigkeit aber hängt im deutschen Leben Ursprünglichkeit und Freiheit des Schaffens eng zusammen. Bei Ursprünglichkeit und Freiheit steht das in Frage, daß wir nichts auf bloße Autorität hinnehmen, uns nichts von außen aufdrängen lassen, sondern daß wir unsere eigene Überzeugung und Erfahrung einsetzen und, wenn es sein muß, den Kampf mit aller Umgebung nicht scheuen. Das Lebenswerk der deutschen schaffenden Geister war meist ein solcher Kampf, ihr Sieg war ein Durchsetzen der eigenen Art und der inneren Notwendigkeit gegen alles, was draußen lag.

So sind Größe, Wahrhaftigkeit und Ursprünglichkeit Hauptzüge des deutschen Lebens, sie zusammen haben einen ganz eigentümlichen Idealismus deutscher Art ausgebildet. Seine Eigentümlichkeit erhellt namentlich durch eine Vergleichung mit dem indischen und dem griechischen Idealismus. Der Idealismus der Inder hat den Zug zur Innerlichkeit, die Ablösung von der sichtbaren Welt großartig ausgebildet, aber er kommt nicht zu einem neuen Schaffen von innen heraus; so erzeugt er weiche und edle Stimmungen, aber ihm fehlt die Kraft zur weltaufbauenden Tätigkeit. In ein einziges Grundgefühl, einen einzigen Grundgedanken erschöpft sich hier das ganze Leben, es wird wehrlos gegenüber der harten Welt. Es hängt damit eng zusammen, daß dies große Kulturvolk von einem fremden, es gar nicht verstehenden Volke abhängig werden konnte.

Die Griechen stehen uns hier näher, auch ihre großen Denker verschmähen die bloße Nützlichkeit, sie wollen ein Leben um des Lebens willen, sie wollen ihm bei sich selbst einen Inhalt geben und einen Wert verleihen, sie preisen die Erhebung zur Tätigkeit. Aber es bleibt ein großer Unterschied. Der griechische Idealist behandelt die Welt als gegeben, er sieht in ihr ein herrliches Kunstwerk, das schauend sich anzueignen und freudig zu genießen die Aufgabe des Menschen bildet; die Richtung darauf scheint ihn über alle Kleinheit des

Alltags weit hinauszuheben. In einer solchen fertigen Welt findet aber der Mensch nichts Wesentliches zu verändern, so gibt es hier keine Geschichte, keine Hoffnung einer Umbildung und Erneuerung. Wir Deutsche dagegen verstehen die Welt als im Werden begriffen und voll harter Kämpfe, zugleich halten wir uns für berufen, an dem großen Werke der Weiterbildung mitzuwirken und alle Kraft dafür einzusetzen. Wir wollen eingreifen, bessern, fördern, wir geben damit der Geschichte eine große Bedeutung. Ist demnach der Idealismus der Griechen vorwiegend künstlerischer Art, so vertreten wir Deutsche einen ethischen Idealismus. Jenen ist das Höchste die Anschauung, uns ist das Höchste die Tat, die Tat der Persönlichkeit, die weltschaffende und weltgestaltende Tat.



Das gewinnende England

Im „Corriere della Sera", dem bekanntlich im Solde des Dreiverbands stehenden einflußreichsten Blatt Norditaliens, veröffentlicht der Militärkritiker Gatti zum Jahreswechsel einen Aufsatz „Des Völkerkriegs Neujahrsbilanz und Budget", der sich im großen und ganzen durch das Streben nach Sachlichkeit auszeichnet, und — wenn auch widerwillig — die starke Stellung Deutschlands anerkennt. In diesem Aufsatz findet sich folgende Stelle: „Am günstigsten stellt sich die Bilanz für England. Es ist Herrin der Meere und hat relativ geringe Verluste an Menschenleben zu verzeichnen. Ohne viel eigenes Blut zu vergießen und ohne pompöse Aktionen hat es ein militärisches wichtiges Resultat erreicht: die tatsächliche Isolierung Deutschlands. Aber das ist noch ein geringes Ergebnis im Verhältnis zu dem, was noch erreicht werden soll. Um aber die weiteren Aufgaben zu lösen, wird England die rekrutierte Mannschaft auf den Kontinent werfen müssen. Freilich wird England dies nicht ohne besorgten Widerwillen tun, da es dann erst die Schmerzen und Schädigungen am eigenen Leibe erfahren wird."

Man wundert sich, daß ein einigermaßen politisch denkender Mensch in irgendeinem Lande aus dieser sicher erkannten Sachlage nicht die Folgerungen zieht, daß und warum England den Krieg gewollt hat. Niemand kann mir einreden, daß England jemals die völlige Besiegung Deutschlands zu Lande für möglich gehalten habe. Es kann sogar diese Besiegung in keinem Fall wünschen, denn es kann weder ein siegreiches Frankreich, noch ein siegreiches Rußland brauchen. Die Herrschaft des letzteren auf dem Balkan widerstrebt den seit hundert Jahren verfolgten englischen Interessen; das siegreiche Frankreich aber, das sich Elsaß-Lothringen angliedern könnte und naturgemäß aufs engste mit Belgien verbunden wäre, stellt bei seiner Meereslage einen viel gefährlicheren Gegner für England dar, als es Deutschland ist.

Nein, Englands Rechnung ist viel kälter und gemeiner. Es gilt die möglichste Schädigung aller kontinentalen Mächte, und zwar an Material, aber auch an Menschen, denn diese stellen im Wettbewerb um den Handel das sicherste Kapital dar. Deutschland, Österreich, Belgien, Frankreich haben ihr bestes Menschenmaterial im Felde stehen; England schickt, vom Offizierkorps abgesehen, Gesindel, das sich anwerben läßt, Leute, die immer sofort ersetzbar sind. Die vier genannten Reiche haben jetzt sicher zehn Millionen Mann im Felde; England, wenn es hoch kommt, vierhunderttausend. Genau im Verhältnis dazu stehen die Blutverluste. Belgien ist geradezu vernichtet, Frankreich finanziell jetzt schon aufs schwerste geschädigt. Was England bisher noch nicht erreichen konnte, ist die Zerstörung starker deutscher Land- und Industriewerte, soweit sie im liegenden Gut bestehen. Die Art, wie es seine Absichten verraten hat — Zerstörung Krupps und dergleichen —,

wie es unsere Handelsflotte zu vernichten sucht, zeigt, worauf es England in Wirklichkeit ankommt. Die durchaus plutokratische Adelspartei, die England beherrscht, sichert sich dadurch weiter ihr kapitalistisches Übergewicht über die Welt. Schon hat sie das sprichwörtlich reiche Frankreich in kapitalistische Abhängigkeit von sich gebracht, der es sich vermutlich niemals wieder wird entwinden können.

So rechnet England, kalt kaufmännisch. Um so frömmer verdreht es die Augen. Das Volk, dem es bis heute noch nicht gelungen ist, eine wirkliche Heimstätte seiner eigenen größten Geister zu sein, behauptet, das geistige Deutschland gegen das militaristische befreien zu wollen. Die Unterdrücker Irlands, Ägyptens, Zyperns, Indiens sind die Vorkämpfer der Freiheit. Das in Ketten schmachtende Finnland liefern sie den russischen Despoten aus, aber Belgien mußte gegen einen ungefährlichen und unschädlichen Durchmarsch geschützt werden. Man brüllt über deutsche Barbarei und versucht im gleichen Augenblick, ein Volk von siebzig Millionen in Hungersnot zu treiben. So rechnen die Herren Engländer. Wir wissen, daß wir ihnen die Rechnung stören werden; aber daß die Franzosen und Belgier noch immer nicht einsehen, welche Rolle sie im Kontobuch ihres Verbündeten spielen, kann einem schier Mitleid erwecken. K. St.



Theater im Krieg

Denn eine andre Herde muß ich weiden!" Den Helm aufs zarte Mädchenhaupt gedrückt, ruft es die Jungfrau. Das Wort klingt in uns an, wenn sich unsere Gedanken in die freundlichen Pflegegärten des Friedens locken lassen. Ist es Sünde, an der Musenquell zu lagern, während unser Fleisch und Blut im Feindesland, in Wintersnot kämpft, leidet, blutet? Der Deutsche wäre nicht, der er ist: der Herr und Diener einer höheren Welt, würde er, wenn die Kriegsfahne weht, seiner unsichtbaren Fahne untreu werden. Vor dreihundert Jahren konnte es noch geschehen, daß dreißigjährige Kriegswut die geistige Kultur Deutschlands fast bis zu den Wurzeln verwüstete. Die Gefahr droht nimmermehr! Was auch das Schwert vernichten mag, ein gesittetes, die Musen liebendes Volk trägt die besten seiner Güter im Herzen. Und sogar im Tornister! Wir wollen es zu den Merkmalen unserer Heldenkämpfer schreiben, daß gar mancher von denen, die im Schützengraben dem Tod ins Auge blicken, neben dem Eisernen Vorrat Goethes „Faust" oder Nietzsches „Zarathustra' mit sich führt. Nicht Zerstreuung suchen wir, sondern Sammlung. Sammlung, die uns, mitten im Kampfe um das nationale Dasein, der idealen Zwecke dieses Daseins bewußt sein läßt!

Und doch auch Erheiterung. Nicht rohen Spaß, — Erheiterung. Aufatmen können unter schwerem Druck, das ist Gewinn an Kräften. Es gibt eine Heiterkeit, die dem tiefen Ernste wohlangemessen ist. Sie sänftigt den Gram, sie beschwingt den Mut, sie verleiht inneres Gleichgewicht. Diese Heiterkeit lichtet und leichtert den Sinn des todbereiten Helden Egmont.

* * *

Von den Theatern Deutschlands, wie sie spielen und spielen sollten, während der glühende Gürtel des Ares das Vaterland umschlingt, sprach ich an dieser Stelle vor Monaten. (Im Ersten Oktoberheft 1914.) An grundsätzlichen Bemerkungen ist wenig nachzutragen. Damals, in den ersten Wochen des Krieges, herrschte im Bühnenstaate Verwirrung, wie in einem Hühnerhof, in den der Marder eingebrochen. An vielen Orten hielt Zagheit die Theaterunternehmer davon zurück, die unsicheren neuen Zustände, das unberechenbare Verhalten des Publikums zu erproben. Andere Bühnen, vor allem die Pflegestätten des Operettenblödsinns und

der französischen Hetärenpikanterie, wurden — eine reinigende Wirkung des Krieges! — vom Geist des Tages geknebelt oder ihren Gewohnheiten und Überlieferungen abspenstig gemacht. Es gab da und dort ein Tasten und Suchen nach neuen Möglichkeiten. Und lag doch das sichere Gute: der in der Hast nach originellen Nervenreizen halbvergessene Speicherschatz älterer deutscher Bühnendichtung, so nahe! Ihn zu sehen, gebricht es freilich einem Teile der deutschen Theaterdirektoren an der notdürftigsten Bildung; denn gar nicht wenige von ihnen sind Leute, die von der Literatur und der noch lebensfähigen Vergangenheit des Theater-Spielplans gerade so viel wissen, als ihnen die Reklamezeitschrift ihres Agenten verrät; Leute, die ein Mehlgeschäft bloß deshalb nicht eröffneten, weil sie (zumeist irrtümlichermaßen) ein Theatergeschäft für nahrhafter hielten. Auch alte Schauspieler, die aus der Mitte an die Spitze einer Kohorte befördert wurden, sind nicht selten kunstbarbarische Kunsthäuptlinge. Die Not zeigte sich, als die ernste Zeit unbedingte Rücksicht forderte; und als außerdem der Novitätenhandel ins Stocken geriet, weil weder der Produzent (der Dichter) noch der Zwischenhändler (der Bühnenleiter) noch der Käufer (das Publikum) gewillt schien, das Schicksal einer neuen Dichtung zu verantworten. Es war eine Ahnung von Gewissen (vielleicht nur vom Gewissen der Mitmenschen?), was sie abhielt. Man fürchtete, daß stille Werte in der nun tobend lauten Welt verhallen würden.

Doch die Ganz-Geriebenen und die Ganz-Dummen zögerten nicht lange. Sie schrien „Hic Rhodus!", sprangen vor und gaben, so beteuerten sie, „der neuen großen Zeit eine neue große Kunst". Kann sie so schnell wie Kresse aus blutgedüngtem Boden schießen? Im Lied vielleicht, das der heiße Hauch des Augenblicks von der Walstatt zum Dichterherzen trägt. Lyrik, in Goethes Sinn Gelegenheitsdichtung, ist das rasch geborene Kind des Erlebnisses (des inneren freilich und nicht, wie da viele meinen, die unsere Zeitgeschichte in Verse schmieden, ein Geschenk der anderen, die erleben). Doch mancher dramatische Titanenwurf, so erzählt die Literaturgeschichte, sei in der Frist weniger Tage geworfen worden. Fragt sich nur, wie lange die Mutter Phantasie heimlich kreißte, bis sie plötzlich gebar und die Feder zum Schreiben zwang! Den gewaltigen Wandel eines Zeitalters, eine Welterschütterung, hat auch der größte der Dichter nicht, ehe sie zeitlich erschöpft war, für die Zeitlosigkeit gestaltet. Ob es je wird geschehen können? Für diesmal genügt, treuherzig zu sagen: die gesamte Gelegenheitsdramatik, die in fünf Monaten der Krieg hervorrief, war schamloser Dreck. Schamlos und beschämend war sie! Beschämend deshalb, weil nichtsnutzige, fingerflinke Spekulanten, die das deutsche Volk so tief einschätzten, Stückeschreiber und Theaterdirektoren, statt Züchtigung vielfach Beifall einheimsten. Anfangs wenigstens. Da konnte man es in den deutschen Theatern erleben, daß ein vaterländisch begeistertes Publikum den knallenden Zeitungsphrasen und Soldatengewehren dort hinter der Rampe zujauchzte, ohne zu ahnen, wie schnöde der Komödienkrieg mit seinem verlogenen Schlachtenhumor und der billigen Siegesapotheose die erhabene Wirklichkeit parodierte! Ja, das als Erlösung erwartete „Pfui!" machte sich nicht einmal dann Luft, als das Wimmern und Sterben unserer verlorenen Brüder einem Theaterkonfektionär gerade gut genug schien, es in einem sogenannten „Volksstück" zu verzotigen. Wenn nur im Kehrreim der Couplets das „Hurra" nicht fehlte, dann schien Herrn Publikus die Sache durchaus geheuer.

Die Kritik — großenteils! — drückte sich um die häßliche Erscheinung herum. Sie, die sonst Hieb- und Stichwaffe führt, hatte die Armbinde mit dem Roten Kreuz angelegt. Man dürfe den mit Nahrungssorgen kämpfenden Schauspielern den Broterwerb nicht verderben, hieß es. Nun, ein bißchen Mitleid verdiente der gute Geschmack doch auch! Erlauben etwa die Gerichte einem armen Teufel in Kriegszeiten den Taschendiebstahl? Dann war noch eines rätselhaft: die Zensur. Ich rufe sie nicht an zur Rettung von Kunst und Vaterland. Aber sie ist einmal da. Das ließ sie fühlen, indem sie großzügige Dichtungen, wie Fritz von Unruhs „Louis Ferdinand"-Drama und Adolf Pauls „Wie die Sünde in die Welt kam" unter Ver-

schluß hielt. Für die befleckende Würdelosigkeit der „aktuellen" Kriegsdramen war sie, scheint es, unempfindlich.

Ein kräftiger Körper stößt die Krankheitsstoffe aus seinem Innern ab. Das tat allmählich, ohne viel ärztliche Hilfe, auch das deutsche Publikum. Die Seuche der Kriegsvolksstücke erlosch auf den besseren Bühnen, nur in minderwertigen Vorstadttheatern nistet sie heute noch. Viele Schauspielhäuser Deutschlands, die bei Kriegsausbruch ihre Pforten nicht zu öffnen gewagt hatten, nahmen ihre Tätigkeit wieder auf. Ein gutes Wetterzeichen! Sogar in Straßburg und in Metz, nicht sehr weit entfernt von den feindlichen Schützengräben, wird jetzt gespielt. Die Spielpläne gewannen nach und nach innere Festigkeit. Daß man die Kontinentalsperre, die England über Deutschland zu verhängen trachtet, mit der Aussperrung der modernen Theaterware feindlicher Völker beantwortete, ist eine gerechte Augenblickswirkung des Krieges. Wir brauchten doch deshalb weder leiblich noch geistig Hunger zu leiden! Und noch eine wohltätige Erscheinung: Das „Gold für Eisen" kann, nach der Entwicklung unsrer Illusionsbühne, nicht wortgenau zur Losung gemacht werden; doch der übermäßigen Prunkentfaltung zieht der Krieg als Magister der Volkswirtschaftslehre gewisse Schranken. Dichtung und Schauspielkunst verlieren dabei nicht.

* * *

Ein flüchtiger Überblick über die Leistungen der Berliner Bühnen in der ersten Hälfte des kriegerischen Spieljahres kann nicht an vielen literarischen Geburten von Bedeutung haften. Zur Erstaufführung kamen fast durchweg solche Werke, die dem kundigen Leser schon vertraut waren. Einige von ihnen dankten es dem Zeitcharakter, daß man sich ihrer endlich erinnerte.

So wurde uns (im Deutschen Künstlertheater) Strindbergs „Luther" beschieden; ein Schauspiel in Fetzen, eine hingeworfene Folge geschichtlicher Bilder, ein Drama, das unausgearbeitet dünkt, weil die Kraft des Dichters zur Bewältigung des geschichtlichen Problems nicht reichte. Aber die Gestalt des Luther konnte Strindberg — er vielleicht allein! — aus Erz gießen. Das Erz glüht von revolutionärem Feuer. Die Bühne hob, mit eigenem Verdienst und eigener Schuld, die Stärke und die Schwäche der Dichtung hervor. Für den Wittenberger Mönch wird vielleicht nie ein zweiter Schauspieler die Wucht, die heilige Wut, die Deutschheit Friedrich Kayßlers einsetzen. Alles hinter ihm und um ihn herum war mattes Schattenspiel.

Das Lessingtheater dachte der deutschen Stadt an der Donau im Kampfe mit Napoleons Franzosen (1809), als es Artur Schnitzlers Riesen-Kaleidoskop „Der junge Medardus" aufführte. Es lag nicht bloß an der Verminderung unserer Fähigkeit, sich für blasse Seelchen zu erwärmen, daß der Zwitterheld des Schauspiels (ein junger Wiener, der im Leben zwiespältig und erst vor dem Tode mannhaft ist) die Leute kalt ließ — und nur die köstlich belebten geschichtlichen Genrebilder sie fesselten.

Weit besser, als das Gleiten auf solchem Grenzstrich zwischen kriegerischer Wirklichkeit und stiller Betrachtung, glückte (dem Künstlertheater) der radikale Flug ins kindliche Fabelland. Der letzte rauhe Laut des Kriegslärms war verhallt hinter der launigen Märchenwelt, die Gustav Geijerstam auftat. Sein nordischer Nachbar Andersen hat das Märchen „Der große und der kleine Klaus" erzählt und der Spätergeborne hütete behutsam den Farbenstaub der Schmetterlingsflügel, holte aber aus seinem eigenen Erleben viel ernste Wahrheit. Eine Dichtung, in der sich Süß und Bitter, sonst unverträgliche Gesellen, höchst merkwürdig verbrüdern!

Des anderen, was sonst Neusaat war, braucht nach Monaten nicht mehr gedacht zu werden. Um so gewisser jedoch der bedeutsamen Gestaltungen alter Werke. Da schuf Reinhardt, diesmal nicht den Zweck mit dem ihn oft bestechenden Mittel des Theatereffekts verwechselnd, im Deutschen Theater seine persönliche Bühnenausgabe der „Wallenstein"-Trilogie. An den realistischen Rahmen der Tragödie war man seit den Meiningern gewöhnt. Doch diese Aufführung drang durch den Wogenschwall der Thekla-Lyrik bis zur tiefen, schlichten Menschlich-

keit vor. In den Kammerspielen „entdeckte" Reinhardt eines der wenigen klassischen Lustspiele der deutschen Nationalliteratur: August von Kotzebues „Deutsche Kleinstädter". Das Stück wird ja, nachdem es ein halbes Jahrhundert geschlummert hatte, vielenorts wieder gespielt; doch noch immer wird es verkannt, und zwar auch von den Schauspielern, die es als ungraziöse Posse geben, nicht bloß von nachbetenden Literarhistorikern. Reinhardt, dem nicht einmal durchaus die rechten Schauspieler zu Diensten standen, schüttete alle Reize der guten alten Zeit darüber aus. Nun schon bald in der hundertsten Vorstellung wecken Urenkel und Urenkelinnen das Lachen ihrer Vorfahren auf.

Ihr in Paris! in London! in Petersburg! Hört ihr?! Noch haben die Deutschen das Lachen nicht verlernt ...

* * *

Aber das macht uns nach, — ihr in Paris! in London! in Petersburg! Ihr, die ihr euch an den Fabeln über Deutschlands wirtschaftliche Zerrüttung, die verzweifelte Stimmung der Bevölkerung und den todähnlichen Zustand Berlins erquickt! Das macht uns nach! Ist da mitten in dem fürchterlichsten Weltkrieg das größte und schönste Schauspielhaus der Reichshauptstadt fertig gebaut und eröffnet worden. Und nicht eines fürstlichen Mediceers Gunst, nicht eines reichen Unternehmers Spürsinn hat es errichtet; nein, das Volk selbst, das arbeitende Volk mit vielen tausend Beiträgen, mit Millionen der Kunst dargebrachten Spargroschen.

Es wird noch Gelegenheit sein, die Bedeutung zu würdigen, die der „Volksbühne", dem neuen Theater auf dem Bülowplatz, für die künftige Entwicklung deutschen Theaterwesens zukommt. Für diesmal sei gesagt: Bauherr (der Verein „Neue Freie Volksbühne") und Baumeister (Oskar Kaufmann) haben ein wundervolles Friedenswerk geschaffen, das in diesen Tagen besondere Freudigkeit erweckt: denn es zeugt für den Sinn und die Kraft unseres Volkes!

Hermann Kienzl



Anton von Werner

Am Abend des 4. Januar ist Anton von Werner an Herzschwäche gestorben. Der über Siebzigjährige, der sich im Sommer von gefährlicher Krankheit halbwegs erholt zu haben schien, vermochte der zermürbenden Erregung dieser schweren Zeit nicht standzuhalten, die er besonders leidenschaftlich mitleben mußte, da sie ihm stündlich die künstlerische und menschliche Hochspannung seines Lebens vor Augen und Seele stellte. Kein anderer deutscher Künstler hat den Krieg von 1870 an so hervorstechender Stelle mitmachen können, wie Anton von Werner; kein anderer hat ihn künstlerisch so stark erlebt wie er. Daß heute diese Tatsache wieder allgemein erkannt und auch bekannt wird, mag dem streitbaren Mann sein Ende mit einem friedlichen Abendrot umglänzt haben, während sein Leben sich fast ganz in der grellen Beleuchtung öffentlicher amtlicher Wirksamkeit und persönlicher Kampfeslust abgespielt hatte.

Man kann über Anton von Werner nicht sprechen, ohne die Gesamtentwicklung unseres neuen Kunstlebens und auch manches tiefer liegende Problem des Kunstschaffens überhaupt in weit ausgiebigerem Maße heranzuziehen, als es dem rein künstlerischen Werte seines Schaffens zukommt. Natürlich ist aber auch dieses Künstlers wahrhaftes Leben beschlossen in seinen Werken, und er hat den Anspruch darauf, daß sein Leben und Schaffen an sich gewürdigt wird, ohne Rücksicht auf die Schlaglichter, die durch die allgemeinen Kunstverhältnisse seiner Zeit darauf fallen.



Der Künstler hat zu seinem siebzigsten Geburtstage unter dem Titel „Erlebnisse und Eindrücke" Erinnerungen herausgegeben, hat sich aber darin auf die Schilderung dessen beschränkt, was um des außer ihm selbst Liegenden willen die allgemeine Teilnahme verdient. Er schildert also nur die zwanzig Jahre 1870—1890, in denen er mit fast allen hervorstehenden Persönlichkeiten unseres Hofes in Berührung gewesen ist, und nutzt die Gelegenheit mehr zur Charakteristik dieser bedeutenden Menschen. Von sich selbst, von seinem inneren Entwicklungsgang, spricht dieser Mann, dem man so gern Selbstüberschätzung oder Hochmut vorwarf, fast gar nicht, und im Gegensatz zu den meisten Erinnerunsgbüchern, die bei der Schilderung der Jugend besonders liebevoll verweilen, ging Werner auf sie nicht ein, trotzdem er gerade hier uns sicher viel der rein menschlichen Teilnahme Wertes zu berichten gehabt hätte. Das ist bezeichnend für den ganzen Mann. Es liegt etwas von preußischem Beamtentum und seinem kühlen Pflichtverhältnis zur Öffentlichkeit in dieser Zurückhaltung, das Große einer sachlichen Einstellung zur Gesamtheit, der Mangel an Gemütswärme.

Anton von Werner wurde am 9. Mai 1843 zu Frankfurt a. O. als Sohn eines Tischlers geboren. Obwohl aus altadliger Familie, hatte der Vater kurz entschlossen diesen Beruf erwählt, um in einem anderen Lebenskreise durch tüchtige Arbeit vorwärts zu kommen, da es ihm „standesgemäß" infolge seiner Armut nicht möglich war. Die zeichnerische Begabung trat bei Anton von Werner in so frühen Kinderjahren hervor, daß über seinen Beruf kein Zweifel sein konnte. Der Vater aber, der inzwischen erfahren hatte, daß Handwerk einen goldenen Boden hat, suchte das Leben seines Sohnes auf diesem sicheren Grunde aufzubauen und gab ihn bei einem Dekorationsmaler in die Lehre. Der künstlerischen Begabung einte sich bei dem Jungen hervorstehende Klugheit, bewegliche Lebensgewandtheit und eiserner Fleiß in solchem Maße, daß er bereits als Lehrjunge die Arbeiten der übrigen Gesellen zu überwachen bekam. Jede freie Stunde und viel dem Schlaf abgetrotzte Zeit wurde mit unermüdlichem Zeichnen und eifrigem Lernen auf den verschiedensten Wissensgebieten ausgefüllt.

Die ganze Erscheinung war in ihrer Tüchtigkeit so überzeugend, daß der sechzehnjährige Jüngling 1859 nach Berlin an die Akademie geschickt wurde. Die Anstalt war damals völlig verwahrlost, und es gehörte die geschickte Anschmiegsamkeit Anton von Werners dazu, um wenigstens ein gehöriges Wissen von der Kunst, hier vor allem der Stilkunde, sich anzueignen. Seinen Lebensunterhalt erwarb er sich durch Zeichnungen, in denen er sich je nach Verlangen sehr gewandt an Menzel, Schwind und den damals so beliebten Maler der Weinlaune, Adolf Schrödter, anlehnte. Da Menzel, zu dem sich Werner am meisten hingezogen fühlte, unzugänglich war und seiner ganzen Art nach von einem Verhältnis des Lehrers zum Schüler nichts wissen wollte noch konnte, wandte sich Werner an Schrödter, der ihn 1862 nach Karlsruhe zog, an dessen Kunstschule der junge Norddeutsche bald die Aufmerksamkeit auf sich zog. Er war hier Schüler des Historienmalers Lessing und machte die damals für einen deutschen Künstler unentbehrlich scheinende Studienzeit in Paris 1867 und im Jahre danach in Rom durch.

Werners durch und durch preußische Art konnte an keinem der beiden Orte wirklich befruchtet werden. Wenn wir ihn in Rom die beiden Bilder für die neuerbaute Kieler Universität ausführen sehen: „Luther auf dem Wormser Reichstag" und „Friedrich Wilhelm beim Aufruf an sein Volk 1813", beides Stoffe, die die Befreiung Deutschlands von „Fremdherrschaft" verherrlichen, so offenbart sich darin bei dem Fünfundzwanzigjährigen eine Selbständigkeit gegen die Einflüsse der Umgebung, die ebenso auf der Stärke eines eigenwilligen Preußentums, wie auf der Schwäche, die bunte Fülle der Welterscheinungen schöpferisch zu erleben, beruht. Denkt man dabei an Moritz von Schwind, der auch von Rom unberührt dort sein urdeutsches Bild „Ritter Kurts Brautfahrt" malte, und hält dem entgegen, daß Werner nachher in Venedig durch Veronese die entscheidenden Eindrücke bekam, die er später in manchen bewundernswerten Gesellschaftsbildern des Berliner Lebens verwertete, so erkennt man den

großen Unterschied im Wesen dieser beiden Meister auch darin, daß es nicht deutsche Innerlichkeit war, die Werner gegen die römische Welt abschloß, sondern mehr die bewußte Klarheit eines ganz der gegenwärtigen Tatsächlichkeit zugewendeten Geistes. Dieser Mangel an Gemüt und damit auch an wirklichem Humor trennt auch Werners Illustrationen zu Scheffels Werken, die das bedeutendste Arbeitsergebnis dieser Jahre darstellen, von der Art des ihm eng befreundeten Dichters, ebenso wie von der wirklich selbstvergessenen Laune Schrödters. Werners Lustigkeit behält immer etwas Gewolltes; man spürt dahinter den kalten Witz. Dabei wird man die Bilder zu den Rodensteinliedern, zu „Juniperus“ der dauernd guten deutschen Illustrationskunst einreihen dürfen, weil sie von einem unbedingt sicheren Können zeugen, das vollständig das Wollen des Künstlers in die Tat umzusetzen vermag.

Aber auch hier, wie noch mehr später in seinen großen Staatsbildern, trennt ein Wesentliches Werner von seinem stets angestrebten Vorbilde: Menzel. Es fehlt Werner immer das künstlerische Überlegenheitsgefühl gegenüber dem dargestellten Stoffe und damit geht ihm jene Freudigkeit abhanden, in der die Tatsache nachklingt, daß auch das ernsteste, unter schwersten Kämpfen geborene Kunstwerk ein „Spiel“ im höchsten Sinne bleibt, da es den Daseinsbedingungen des gewöhnlichen Lebens nicht unterworfen ist. Ich glaube, daß hier der Grund liegt, weshalb uns alle Werke Werners selbst dann kühl lassen, wenn sie Ereignisse, die uns tief ans Herz greifen, in einer Weise behandeln, die wir als wahrhaftig und treu anerkennen müssen. Nur deshalb ist es auch möglich gewesen, Jahre hindurch Werners tatsächliche Bedeutung so zu verkleinern, wie es geschehen ist. Und eben deshalb zwang uns jetzt in diesen Kriegswochen die Ausstellung seiner Werke zur Hochachtung, aber nicht zur Liebe. Alle Leidenschaftlichkeit des Temperaments, die Werner in seiner Anteilnahme am Kunstleben so oft bewährte, vermochte an diesem merkwürdigen Zwangsverhältnis zum dargestellten Stoffe nichts zu ändern, für das sich mir das Wort „Subordination“ gebieterisch aufdrängt. Und da springt uns sofort der Unterschied von Menzel entgegen, der widerborstig sich selbst behauptete und von sich aus in die Darstellung irgendein in ihm liegendes Problem hineinwarf, während Werner geradezu sich selbst ausschaltete, um möglichst treu das Gesehene wiederzugeben, wobei ihm aber dieses Ausschalten seines eigenen Willens gar nicht zum Bewußtsein kam, weil es ihm Natur war, die echte Subordination des preußischen Beamten oder Militärs.

Es ist bekannt, wie wenig Menzels Bilder großer offizieller Akte, etwa der Königskrönung in Königsberg, die dabei beteiligten Hofkreise befriedigten, weil diese tausend „Unrichtigkeiten“ sahen (Eigenmächtigkeiten in Kleidung, Stellung und dergleichen), die Menzels Malerauge einfach nicht hatte sehen wollen. Bei Werner kam das nicht vor, nicht weil er ein schlechter Maler gewesen wäre, sondern weil ihm das Nicht-richtig-sehen aller dieser Einzelheiten als grober künstlerischer Fehler erschienen wäre. Hier liegt die einzigartige Bedeutung, die Werners allbekannte Bilder aus dem Kriege von 1870, den er im Hauptquartier mitmachen durfte, als Zeugnisse der gewaltigsten Ereignisse einer großen Zeit besitzen. Auch die Gegner des Künstlers vermochten nie stichhaltig die Tatsache zu widerlegen, daß die von Werner im Bilde festgehaltenen Vorgänge — nennen wir gleich den bedeutsamsten: die Kaiserproklamation im Spiegelsaal zu Versailles — sich ein für allemal in der Vorstellung des Nachlebenden so festnageln, wie sie der Künstler dargestellt hat. Es ging ihm sogar selber so. Als er die Kaiserproklamation zum zweitenmal für das Zeughaus in Berlin malen sollte, gelang es ihm trotz zahlreicher Entwürfe nicht, eine irgendwie wesentlich abweichende Komposition zu schaffen. Das beruht auf der zwingenden Kraft des wirklich gesehenen Eindrucks und ist ein Sieg der künstlerischen Wahrhaftigkeit. Nur eine in so eigentümlicher Mischung von starken künstlerischen Eigenschaften (z. B. außerordentlicher Sehschärfe und tiefdringender Beobachtung) mit subalterner Beamtengewissenhaftigkeit bestehende Natur vermochte diese Aufgaben in so dokumentarisch bedeutsamer Weise zu lösen.

Es ist nicht wahr, daß eine meisterliche Photographie dasselbe vermöchte. Man muß da

Werner gegen ihn selbst in Schutz nehmen, da er in einer seiner Akademiereden einmal ernsthaft erwog, ob nicht zahlreiche Aufgaben des Malers durch die getreue Farbenphotographie erfüllt werden würden. Die Photographie gibt (von allen Unrichtigkeiten, die mit ihrer Mechanik verbunden sind, abgesehen) nur einen Moment wieder. Dieser Moment aber ist niemals imstande, ein Geschehnis richtig wiederzugeben, da jedes Geschehnis — und zwar je bedeutsamer es ist, um so mehr — aus der Summe von tausend Einzelheiten besteht, die niemals zeitlich in ihrem Höhepunkte zusammenfallen können. Von den hundert Personen, die auf solch einem Bilde dargestellt sind, erfährt jede in ihrer Art einmal das Höchste, was überhaupt durch ein solches Ereignis in ihr ausgelöst werden kann. Dieses Höchste kann aber in Stunden gelegen haben, die gar nicht mit dem Augenblick der wirklichen Kaiserproklamation zusammenfallen. Es ist nun Werner gelungen, durch ein gründliches Studium dieser Persönlichkeiten sie so zu durchdringen, daß er sie mit ihrer besten Erlebensfähigkeit der Tatsache der Kaiserproklamation in den zeitlichen Moment und in den äußeren Rahmen der Feier selber einzustellen vermochte. Das ist um so schwieriger, als das Zeremoniell eines solchen Augenblickes und die Gesamterziehung der doch meistens dem Militärstande angehörigen dargestellten Personen es mit sich bringt, daß sich alle Beteiligten einer sehr gemessenen, gebändigten Haltung befleißigen. Man mag sich zum Vergleich an französische Repräsentationsbilder erinnern, bei denen der Maler sich darum gar nicht kümmerte, wie die Haltung der Beteiligten in dem dargestellten Augenblicke wirklich war, sondern lediglich eine auch nach außen möglichst leidenschaftliche Anteilnahme aller anstrebt. Es ist ganz selbstverständlich, daß durch diese „künstlerische Freiheit" ein viel wertvolleres Bild entstehen kann, aber natürlich hat ein solches Bild gar keinen Wert als Darstellung des betreffenden Ereignisses. Es ist aber eine grobe Einseitigkeit, die geistigen Werte zu verkennen, die auch in einer solchen Darstellung liegen. Sie haben dadurch nicht verloren, daß die Kunst in diesem Augenblicke nur dient, nicht herrscht, nur Mittel zum Zweck ist.

Im übrigen sollte man auch dann nicht die künstlerische Kraft verkennen, die hier am Werke war. Die vielen Kunstschriftsteller, die mit billigem Spott sich an den blankgeputzten Stiefeln auf Werners Bildern aufhielten, haben nur sich selber das Urteil gesprochen, daß sie mit ihren Augen an den Stiefeln hängen blieben. Denn Werner besitzt eine ganz außerordentliche Charakterisierungsfähigkeit des Menschen durch seine Gesamthaltung. Der alte Kaiser auf dem Proklamationsbilde lebt vom Scheitel bis zur Zehe, und das Bild vom „Berliner Kongreß" ist gerade in der Fähigkeit der Verwendung des gesamten Körpers aller Beteiligten zu ihrer eigenen Charakteristik wie zur Darstellung ihrer Wechselbeziehungen eine so hervorragende Leistung, daß man weit zurückgehen muß, bis zu den holländischen Gruppenbildern, um nach dieser Richtung hin Gleichwertiges zu finden. Jedenfalls verblaßt dagegen ganz und gar, was etwa Max Liebermann in seinem Hamburger Ratsherrenbilde zu leisten vermochte. Und wenn wir das ansehen, was bis jetzt das jüngere, so „malerisch" erzogene Geschlecht an Darstellungen aus dem gegenwärtigen Kriege aufgebracht hat, so steigt die Achtung vor dem technischen Können und vor der geistigen Faßkraft Werners sehr hoch. Die Einprägsamkeit von Bildern, wie die „Ankunft des Kaisers in Saarbrücken nach der Schlacht bei Spicheren", „Bismarck auf der Straße nach Donchery", „General Reille überbringt Kaiser Napoleons Brief" u. v. a. beruht doch auf einer Fähigkeit zu scharfer Seelenanalyse und einem außerordentlichen Geschick, sie körperlich dem Beschauer fühlbar zu machen.

Auf inneren Gründen beruht es auch, daß man sich von Werners Bildern die Farbe nicht wegdenken kann, trotzdem er in allen diesen Werken nirgendwo „malerisch" ist, überhaupt nur selten zu farbigen Wirkungen im tieferen Sinne gelangt ist. Die Farbe ist eben auch hier Teil der Wirklichkeit und gehört zum Richtigsein. Ich empfinde seine malerischen Mängel stärker jenen freigeschaffenen Bildern gegenüber, bei denen eine solche Richtigkeit als Wert nicht mitsprechen kann, trotzdem die neuere Kunstkritik gerade von diesen Bildern aus eine günstigere Stellung Werner gegenüber gewonnen hat. Die römischen Szenen an den Wänden des Café

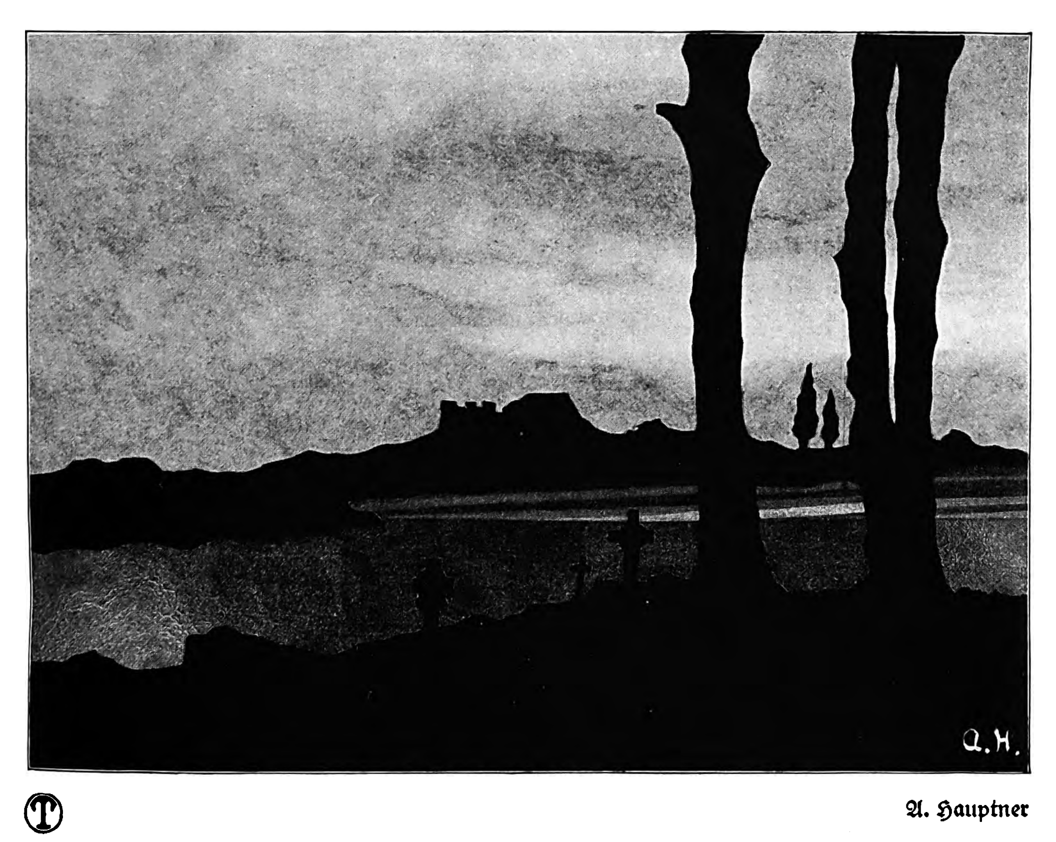
Bauer in Berlin haben jedenfalls durch das Verrauchtwerden gewonnen, wie die Lackierung mancher alten Geigen. Voll echter Festlichkeit sind manche Gruppenbilder des Künstlers, in denen er ganze Familien im Kostüm des Veronese darstellte. Man wird einmal von diesen Bildern aus im Vergleich mit denen Makarts die Gastlichkeit im reichgewordenen Berlin als Gegensatz zu der Wiens charakterisieren können.

Anton von Werner hatte durch die in jedem Fall als Arbeitsleistung erstaunliche Schöpfung des Velariums für den Einzug der Truppen in Berlin, wie durch den von ungewöhnlichem Können zeugenden Entwurf für das Mosaikbild an der Siegessäule die Berliner Künstlerschaft so für sich eingenommen, daß diese ihn 1873 zum Direktor der Akademie vorschlug. Sein großes Organisationstalent kam nicht nur diesem völlig verwahrlosten Institut zugute, sondern auch dem „Verein Berliner Künstler", bewährte sich auch nachher noch in vielen Ausstellungen, nur daß nun die preußische Beamtennatur in Werner in der üblen Weise zum Ausdruck kam, nach der der Vorgesetzte, eben weil er Vorgesetzter ist, alles besser wissen muß, als die auf dieser Stufenleiter tiefer Stehenden. Niemand wird den Vorwurf gegen den streitbaren Mann erheben, daß er nicht immer aus voller Überzeugung gehandelt und nicht immer das Beste gewollt habe, wenn er selbstherrlich überall seinen Willen durchzusetzen suchte und jede andere Meinung zu unterdrücken strebte. Es mag sein, daß eine solche geistige Einstellung im eigentlichen Beamtentum am Platze ist, das Kunstleben verträgt sie jedenfalls nicht.

Ich glaube nicht, daß unsere Kunstentwicklung in den letzten Jahrzehnten in so üble Parteikämpfe ausgeartet wäre, wenn an der einflußreichen Stelle Werners eine freiere Persönlichkeit gestanden hätte. Mit schwacher Nachgiebigkeit ist es ja da allerdings nicht getan, aber bei uns kam durch diese harte Einseitigkeit Werners in die rein künstlerischen Gegensätze etwas Soziales mit hinein, so daß man zeitweilig am liebsten einen Sezessionisten als Sozialdemokraten angesprochen hätte. Daß das auch anders geht, zeigt München. Dann aber, und das war schlimmer, verkannten im Verfolg dieser Streiterei immer weitere Kreise bis zu den höchsten Stellen hinauf, worin das wirklich Deutsche, das im höchsten Sinn Nationale der Kunst beruht. Ich glaube, oben die Bedeutung, die die großen Bilder Werners als Darstellungen unserer nationalen Geschichte in einem ihrer wichtigsten Zeitpunkte haben, gebührend gekennzeichnet zu haben. So kann ich jetzt, ohne mißverstanden zu werden, sagen, daß trotzdem diese Werke mit dem eigentlich Deutschen in der Kunst wenig zu tun haben, weder in der Technik, die letzterdings nur auf der belgisch-französischen Historikerschule beruht, noch im Geiste. Die Deutschheit des Stoffes genügt da nicht, wo die deutsche Art des Erlebens fehlt. Das heißt, wir charakterisierten sie bei Anton von Werner als preußisches Beamtentum, und das ist gewiß eine der wertvollsten Kräfte Deutschlands, nur eben nicht der deutschen Kunst. Das heiße Herz ist immer aller deutschen Kunst innerste Lebensquelle gewesen. Werner hatte ein hitziges Temperament, aber kein heißes Empfinden; dafür einen klaren Kopf, scharfen Geist und eine sichere Hand. Die große Zeit der deutschen Reichsgründung hatte Aufgaben gestellt, die uns in jener echt deutschen Art malerisch nicht erfüllt worden sind. Auch hier hatte, wie in Dichtung und Musik, die Sehnsucht größere Kunst gezeugt, als ihre Erfüllung. Der große Maler deutscher Geschichte, Alfred Rethel, schuf in einer erbärmlich kleinen Gegenwart. Wir wollen es Anton von Werner danken, daß er für die große Gegenwart, die er erleben durfte, wenigstens die Wahrheit ihrer Erscheinung uns gerettet hat, wo die nachherige Entwicklung im allgemeinen auch diese schnell verwischte.

Karl Storck





A. Hauptner

Zu unsern Bildern

An die Spitze dieses Heftes haben wir Albrecht Dürers berühmten Kupferstich „Melancholie“ gestellt, weil das Blatt aus unserer Zeitstimmung heraus geboren sein könnte. In seiner prachtvollen Ausgabe von Dürers Kupferstichen (München, Holbein-Verlag) schreibt Jaro Springer zu diesem Blatt: „Dürers Zeit verstand unter Melancholie nicht, was wir heute so nennen, eine Depression des Gemüts, sondern Melancholie war damals die Bezeichnung einer Art Modekrankheit der Humanisten, eine Stimmung der Unrast und des gestörten seelischen Gleichgewichtes, eine Lähmung des Willens. Die Kranken waren zur Arbeit unlustig und gaben sich dumpfem Brüten hin. So erscheint das geflügelte Weib, das auf Dürers Stich das Wesen der Melancholie zeigen soll. Die von ihr Befallenen rühmten sich ihrer als einer Krankheit der Intellektuellen und konnten sich zu diesem Rühmen auf alte und neue Philosophen, auf Aristoteles und Marsilio Ficino berufen. Darum sind auch der Melancholie Apparate der Wissenschaft, der Mathematik, beigegeben worden, deren Wirrwarr, weil sie nicht benutzt werden, die Stimmung quälender Ruhe gibt.“

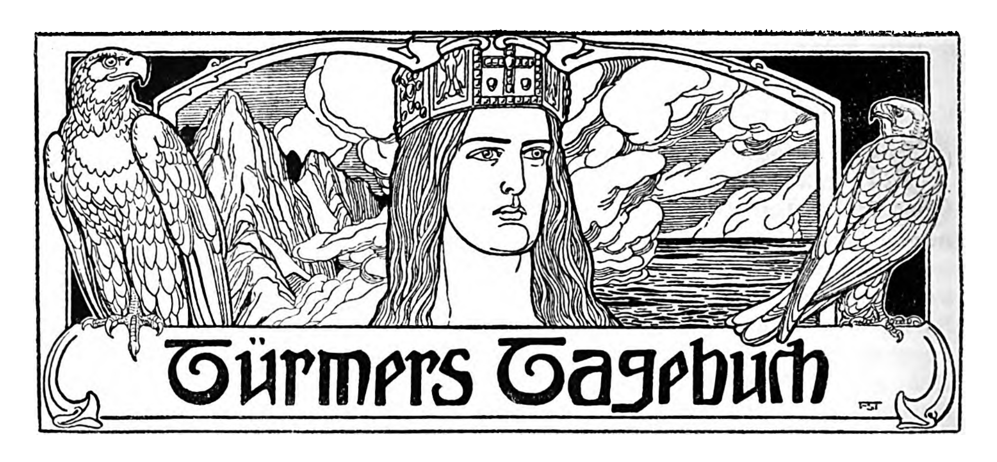
Quälender Ruhe — das trifft für Tausende von uns zu. Diese Ruhe wird uns aufgedrängt von einem Gefühl der Minderwertigkeit unserer Arbeitsleistung, die den gewaltigen Forderungen der Stunde so wenig entspricht, oder es doch wenigstens scheint. Wir denken derer draußen, die stündlich ihr Blut einsetzen, und lassen gelähmt unsere Hände von der Arbeit sinken, die uns im Frieden so wichtig schien und jetzt belanglos dünkt. Das lastet sich schwer auf unser Gemüt, aber, weiß Gott, keiner rühmt sich dieser Melancholie, wie die stolzen Intellektuellen des humanistischen Zeitalters. Ich glaube auch kaum, daß unser Dürer in dieses Gefühl mit einstimmte, wie er wohl auch in seinen Stich noch reichere Beziehungen hineingebracht und -geheimnist hat. Der dräuende Komet am Himmel deutet auf ernstere Not, vielleicht auf Krieg, und die Weite des Meeres mag wenigstens dem heutigen Beschauer, der nicht mit geschichtlich eingestelltem Empfinden vor das Blatt tritt, als unsichere Zukunft erscheinen.

Aber Dürer war jedenfalls auch nicht der Mann, sich widerstandslos einer solchen Stimmung zu überlassen. Auf dem Schriftband, das die Fledermaus in ihren Fängen trägt, steht hinter dem Wort „Melencolia“ eine I. Dieser hat also an eine Folge von Stichen gedacht, und da wir kein anderes Blatt „Melancholie“ haben, dürfen wir diese Folge in dem aus dem gleichen Jahr 1514 stammenden Stich „Der heilige Hieronymus im Gehäuse“ erblicken, das ja auch vom Künstler stets als Seitenstück genannt wurde. Sicher läge auch für den Deutschen von heute in diesem Einkapseln in seine eigene Welt ein Heilmittel. Es ist Hunderte von Jahren für uns Deutsche das beste und fruchtbarste Schutzmittel gegen kleinliche, erbärmliche oder armselige und unglückliche Zeitläufte gewesen. Aber wer wagte es heute zu diesem Hilfsmittel zu greifen? Jeder von uns empfände es als Verrat am Ganzen, als Untreue auch gegen das Beste in ihm selbst. In dieser Tatsache offenbart sich uns die Größe der Zeit, die wir mitzuerleben berufen sind. Darum auch fort mit der Melancholie! Trotz Tod und Teufel reiten wir gleich Dürers „Ritter“ die vorgeschriebene Bahn. Ein jeder an seiner Stelle. Nun ist kein Tun mehr nichtig, wenn es nur treu verrichtet wird.

* * *

Die Bilder von Alice Hauptner sind mit der Schere geschnitten. Daß sie toniger wirken als die gewohnten Silhouetten, liegt daran, daß diese Künstlerin für den Hintergrund farbige, gemusterte Papiere wählt. Sie setzt also ihre ganzen Bilder aus verschiedenen Papiersorten zusammen. Man erkennt, wie von dieser Technik einerseits zu farbigem Holzschnitt und Steindruck, andererseits zur Holzintarsie Fäden hinführen. Die kleinen Blätter erreichen meistens einen sehr geschlossenen und von tiefer Stimmung erfüllten Bildeindruck. K. St.





Der Krieg

In den „Times" vom 23. Dezember v. J. konnte man lesen: „Bleibt Belgien den Deutschen, so sind wir, selbst bei uferlosen Rüstungen, nie vor ihnen sicher. Deshalb muß Deutschlands Heer besiegt, Belgien wiederhergestellt werden."

Belgien ein englisches Außenfort gegen Deutschland! Hier wird es uns also wieder einmal bestätigt, von „berufenster" Seite, von dem Sprachrohr Greys. Aber wir bedurften dessen längst nicht mehr, und über die Veranlassung zum Kriege sind nun wirklich, wie in der „Vossischen Zeitung" ausgeführt wird, der Worte genug gewechselt. „Mag nun die Welt glauben, was sie will. Wir wissen, daß wir im Rechte sind! Von den schneebereiften Firnen der bayerischen Alpen bis zum Wogenprall der Küsten, von den Vogesen bis zur entlegensten Hütte der Ostmark wissen es 68, im nachbarlichen Bruderland 52 Millionen. Das reicht. Wären beide Nationen nicht von ihrer gerechten Sache überzeugt, sie hätten sich gegen die gewaltige Übermacht nicht erhoben wie ein Mann, stünden nicht wie ein Mann und schlügen nicht zu wie ein Mann.

Was geknechtete Völker vermögen, erfuhr vor hundert Jahren der französische, erfährt heute der englische Bedrücker.

Der englische Bedrücker!

Das führt von der Veranlassung zum Grund des Krieges. Die ‚Times' vom 4. Dezember bestätigen, was wir wußten, was wir — vom britischen Augurenlächeln getäuscht — dennoch vergaßen. Die Kanzlerrede zerpflückend, sagt das Mundstück der Downing Street:

‚Wir kämpften für das Gleichgewicht der Mächte in den Kriegen gegen Philipp II. von Spanien, gegen Ludwig XIV., gegen Napoleon I. Wir kämpfen auch heute dafür.'

Das stolze ‚Wir' bedeutet wohlverstanden Franzosen, Belgier, Russen, Farbige, kurz die geprellten Mietlinge. Was aber heißt ‚Gleichgewicht der Mächte'?

Der Vierverband, mit den Zentralreichen verglichen, verfügt über das stattliche Plus von 60105548 Quadratkilometern mit 444259777 Einwohnern. Belgien, Serbien und Montenegro sind nicht mitgerechnet. Die geistigen und kultu-

rellen Werte Österreich-Ungarns und Deutschlands müssen demnach in Englands Augen schwer genug wiegen, um ein so erkleckliches Mehr an Areal und Bevölkerung auf der Gegenseite zu rechtfertigen. Warum sonst hätte die ehrliche britische Politik das ‚Gleichgewicht' auf diese merkwürdige arithmetische Formel gebracht?

War es aber hergestellt, dann brauchte nicht Krieg darum geführt zu werden. Wir wurden also entweder schmeichelhafterweise noch viel höher eingeschätzt oder das Wort vom ‚Gleichgewicht der Mächte' ist — eine hohle Redensart! Fest steht doch nur die Tatsache, daß England diesem geheimnisvollen ‚Gleichgewicht' zuliebe die alte Welt in zwei bewaffnete Lager teilte und dann den Krieg vom Zaune brach. Das tat es bewußt, als spiritus rector in Serbien, Rußland, Belgien und Japan. Wohin wir auch blicken, Krieg gegen uns führt nur England! An unserer Front und im Volke weiß das jeder. Es gibt keine Kugel, die nicht dem Briten gilt, der klüglich den Piou Piou, den Muschik als Kanonenfutter verwendet.

Wenn ein Volk zu den Waffen greift, gar — wie England es tat — einen Weltkrieg entfesselt, so müssen seine Lebensinteressen aufs schwerste bedroht sein. Was sind Englands Lebensinteressen? Die Antwort gibt die Geschichte:

1. Unbestrittene Beherrschung der Weltmeere, d. h. 70 % der Erdoberfläche, in militärischer und kommerzieller Hinsicht.

2. Das Vorrecht auf jedes klimatisch gesunde, fruchtbare Land, das England als ‚herrenlos' erklärt, sobald die Bewohner es nicht verteidigen können.

3. Die verbriefte ausschließliche Anwartschaft auf alle solche Gebiete, die sich im Laufe der Zeit zum Vorteil des englischen Säckels als ausbeutungswert erweisen, gleichgültig, ob sie sich zur Besiedelung eignen oder nicht.

Englands Interessen lassen sich somit kurz dahin zusammenfassen, daß der Erdball englisch werden muß!

Mehr denn ein Fünftel allen Festlandes ist es bereits. Über einem guten Teil der restlichen vier Fünftel weht schon — wenn auch vorab noch unsichtbar, so doch Kennern bemerklich — die englische Flagge. Wer ihrer endgültigen Hissung, wer mit anderen Worten der völligen Anglisierung der Welt in den Arm fällt, der gefährdet britische Interessen, der ist der Feind!

Britannien allein ist die Lehnsherrin der Zivilisation, die Menschheit ihre Lehnsmannschaft, die Welt ihr Feld. So will es die britische Anmaßung. Darum muß jedes lebensfähige und kräftige Volk unterdrückt werden. Seine Eigenart darf sich nicht ausbreiten, hat keine Daseinsberechtigung. Verzicht auf jede Selbständigkeit, Anpassung an englische Wünsche, Sitten und Gebräuche, rückhaltlose Anerkennung der britischen Überlegenheit, mit anderen Worten *schimpfliche Knechtschaft, das ist der Preis*, den denkende, arbeitende, aufstrebende Nationen für den Frieden seit Jahrhunderten an England zahlen mußten. Wer sich nicht fügte, gutwillig, dem wurde, dem wird die Faust in den Nacken gesetzt. Die ‚Times', alias Grey, geben es selbst zu. In der Aufzählung fehlen nur die Niederlande und Dänemark. Das Schicksal Kopenhagens von Anno 1801 war Hamburg schon lange zugedacht.

Bereits im September 1897 entschleiert Sir Alfred Mond in der ‚Saturday Review' Englands wahren Kriegsgrund mit folgenden Worten:

‚Wenn Deutschland morgen vernichtet würde, so gäbe es in der Welt nicht einen Engländer, der übermorgen nicht um so reicher wäre. Völker haben jahrelang um eine Stadt, um ein Erbfolgerecht gekämpft. Müßten wir nicht um 250 Millionen Pfund jährlichen Handels Krieg führen? ... Wenn England einst erwacht, was unausbleiblich, was seine einzige Hoffnung für eine gedeihliche Zukunft ist — dann: Nieder mit Deutschland!‘

Nicht alle dachten so, wohl aber die, denen der universalmonarchische Gedanke, für den einst ein Alexander, Cäsar, Augustus kämpften, zum Dogma geworden. Die suggestive Kraft dieses Gedankens löste das stärkste aller Motive, den Hunger nach Macht, in den Massen aus. Macht, Geld, Märkte, Weltherrschaft — das sind Begriffe, die, in eins verwoben, das Britenhirn erfüllen, die Politik Englands von alters her bestimmten. Die Völker wissen es und haben es fast ausnahmslos am eigenen Leibe erfahren, ohne durch Schaden klug zu werden.

Dennoch ist die englische Politik in ihrer Verlogenheit ebenso durchsichtig, wie ihre Mittel einfach sind. Der Wille zum Welt-Imperium liegt ihr zugrunde — ein Göttergeschenk, die geographische Lage, ließ ihn entstehen. Die Welt sich zu erobern, anderen zu verschließen, gab Natur England den Schlüssel. Der wurde vor erfolgreichem weiteren Gebrauch zunächst zur Beherrschung der mittel- und nordeuropäischen Meeresverbindungen genutzt. Sah doch das englische Auge in einem flottenlosen Europa lediglich einen asiatischen Ausläufer, dessen Völker den englischen Interessen: Erwerb von Kolonien, Ausbreitung des britischen Handels, dienten, wenn immer sie haderten.

Auf der Erkenntnis dieser Tatsache beruht die im Zwei-Mächte-Standard gipfelnde englische Flottenpolitik, wie auch der Leitsatz britischer Diplomatie vom ‚Gleichgewicht der Mächte‘.

Nicht ethnische Überlegenheit machte England zu dem, was es war, sondern die insulare Lage im Verein mit der richtigen Anwendung dieser beiden Mittel, nicht zu vergessen der ‚britischen Bibel‘, deren willkürliche Auslegung Englands göttliche Sendung zu beweisen hatte. Vor 300 Jahren ward Luthers Werk ins Englische übertragen. Seither war auch der Himmel eine ausschließlich britische Domäne.

Betrachtet man näher den Grundsatz vom ‚Gleichgewicht der Mächte‘, so ergibt sich, daß er mit dem oft zitierten ‚divide et impera‘ identisch ist. Englands Wille zum Arbitrium mundi konnte nur in die Tat umgesetzt werden, wenn es überall da Unfrieden säte, wo ihm ein möglicher Gegner erstand. Das war jeder Staat, der nach Seegeltung strebte. Den punischen Kriegen Roms, die dem einen Karthago galten, gleichen Englands Kriege. Sie sind nur zahlreicher, denn ewig wechselt das Karthago!

Die Geschichte kennt kein Land, das Jahrhunderte hindurch eine so zielbewußte, skrupellose Politik wie England betrieben hat. In der Vergangenheit findet es seinesgleichen kaum in Rom, in der Gegenwart vielleicht in Japan. Groß war das Geschick der britischen Diplomatie, noch größer die Dummheit ihrer Opfer: Englands Helfer. Wer immer an Albions Seite trat, ob faktisch, ob moralisch, entging dem belohnenden Fußtritt nicht. Einen Heuchler zu entlarven genügt, seinen Haß auf sich zu laden!

Darum freuen wir uns des britischen Hasses, der das ‚Gleichgewicht der Mächte', wie wir es heute kennen, durch Intrigen und Bündnisse herstellte. Angeblich dem Frieden dienend, trugen sie den Krieg im Schoße. Wir waren gewöhnt, vom Dreiverband zu reden, während — bescheiden ausgedrückt — ein Vierverband mit seinem Netzwerk den Globus umschloß. Westlich begrenzt durch eine Linie, die von Bermuda über die Bahamainseln durch das amerikanische Mittelmeer hindurch über Jamaika südwärts bis zu den Falklandinseln reicht, umspannte es die alte Welt bis zur Brandung des Pazifik an Australiens und britischer Inseln Küsten. Nur den amerikanischen Kontinent, abgesehen von Kanada und anderen englischen Besitzungen, ließ es frei.

In diesem Gewebe der großen Spinne sollte Deutschland als Fliege gefangen werden. Dieser gewaltige Weltbund, angesichts dessen England von deutscher Angriffs- und Eroberungslust zu sprechen wagt, war noch nicht stark genug. Waffen, Menschen, Geld und wieder Geld, sie reichten nicht hin, die stolze Germania zu bändigen.

So kam ein anderer, der mächtigste aller Bundesgenossen, die Lüge, hinzu....

Sollen wir uns von der englischen Lüge „bändigen" lassen? Uns „humanitäre" Rücksichten aufreden lassen, für die sie selbst nur ein Hohngelächter haben? „Sentimentale Saiten England gegenüber aufzuziehen," sagt das Herrenhausmitglied Prof. Dr. J. Reinke im „Tag", „haben wir nicht den geringsten Anlaß. England achtet das Völkerrecht nur so weit, wie es für seinen Vorteil paßt; anderweit schreckt es vor keiner Verletzung desselben zurück. Es hat darum wenig Wert, England gegenüber völkerrechtliche Regeln zu beobachten, falls unserer Kriegführung das unbequem wäre. Kürzlich äußerte die ‚Times': im Kriege gelte nur Gewalt, und jede Mäßigung sei Dummheit. Das wollen wir uns merken und nicht zaghaft sein im Werfen von Luftbomben sowie im Torpedieren von englischen Handelsdampfern. Denn England treibt rücksichtsloseste Gewaltpolitik, sofern es nur kann. Unsere Schiffe greift es in neutralen Häfen an, Dumdumgeschosse werden von seinen Soldaten gebraucht. Ich zweifle nicht daran, daß es Hamburg zusammenschießen würde, wenn es nur herankönnte. Sind denn Düsseldorf, Freiburg, Friedrichshafen, Langeoog nicht unbefestigte Städte und Ortschaften? Dennoch wurden von englischen Fliegern Bomben auf sie geworfen. Lesen wir ferner nicht fortwährend von neutralen Frachtschiffen, die, auf englische, im Nordseefahrwasser gestreute Minen aufgelaufen, dadurch zum Sinken gebracht werden? Hilfsboote stellen hier die Engländer der ins Wasser gefallenen Mannschaft nicht zur Verfügung; warum sollten wir daher Bedenken tragen, englische und französische Frachtschiffe durch Unterseeboote abzuschießen? Durch das von der englischen Presse erhobene Geschrei wegen des Bombardements von Scarborough und Hartlepool werden wir uns nicht beirren lassen, zumal es sinnlos ist; denn an Bord eines der bei diesem Bombardement tätigen Schiffe hatten wir Tote und Verwundete — der klarste Beweis, daß die Küstenbatterien auf unsere Schiffe feuerten. In heuchlerischem Aufschreien sind die Engländer groß; ich erinnere nur daran, daß Herr Balfour, der frühere Führer der Konservativen, vor dem ich bis dahin aus persönlicher Bekanntschaft Hochachtung hatte, nach englischen Zeitungen am 12. Dezember in öffentlicher Rede zu Bristol sagte, die von den Deutschen in Flandern und Nordfrankreich

begangenen Verbrechen seien nur Episoden eines großen Verbrechens gegen die Zivilisation. Man fragt sich: Ist das höherer Blödsinn oder bloß Frechheit? ...

Wir wissen jetzt, daß die Engländer nur Respekt haben vor absoluter Rücksichtslosigkeit; Rücksichtnahme irgendwelcher Art ist in ihren Augen nur Dummheit oder Schwäche. Achtung können wir ihnen nur abgewinnen, wenn wir ihnen vom Wasser her oder aus der Luft recht viel Schaden zufügen; auf andere Weise nicht. Dafür z. B., daß das deutsche Volk einen Heldenkampf führt gegen eine ungeheure Überzahl und für die in diesem Kampfe bewiesene Größe haben die Engländer kein Verständnis. ..."

Verständnis für uns wird ihnen erst aufdämmern, wenn wir England nach seinen eigenen Kriegsmethoden behandeln, wie es in der „Kölnischen Zeitung" von „geschätzter Seite" empfohlen wird. Nachdem kein Zweifel besteht, daß es unser Volk aushungern will, müssen auch wir die unerbittlichen Folgerungen ziehen. „Danach muß auch für uns das ganze englische Volk als Feind angesehen und England, wo und wie wir es treffen können, als kriegführend behandelt werden. Wenn die deutsche Zufuhr um jeden Preis vernichtet werden soll, so ist es für uns nicht nur Kriegsrecht, sondern Kriegspflicht, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln die englische Zufuhr zu schädigen. Kurz, der von Großadmiral von Tirpitz als möglich hingestellte Kampf der Unterseeboote gegen die englische Handelsflotte muß rücksichtslos eingeleitet und durchgeführt werden. Und auch unsere Luftflotte sollte sich die Störung des englischen Handels nach Kräften angelegen sein lassen. Wenn die englische Handelsflotte überall, wo sie in den Bereich unserer Unterseeboote gerät, vom Untergang bedroht ist, würden auch jenseits des Kanals die Neutralen mehr Rücksicht begegnen. Heute sieht man drüben noch nicht ein, was man diesen eigentlich zumutet, nämlich nichts weniger als die Aufgabe ihrer Neutralität. England will jetzt Mittel anwenden, um den Krieg abzukürzen. Wieviel Menschenleben im Falle des Gelingens der Aushungerung Deutschlands zugrunde gingen, ist ihm also gleichgültig. Demgegenüber haben wir ein noch größeres Interesse daran, den Krieg abzukürzen. Ob wir wollen oder nicht, wir müssen den Lebensnerv Englands, nämlich seine Handelsflotte, zu treffen suchen. Im übrigen hat sich die Kriegführung zur See aber dadurch geändert, daß Unterseeboote und Luftschiffe hinzugekommen sind. Auch bei der Minensperre kann man auf Rettungsmaßnahmen keine Rücksicht nehmen. Es genügt hier, daß die Tatsache den Beteiligten mitgeteilt wird. Die Folgen haben dann die Schiffer selbst zu tragen, wenn sie die Fahrt durch das Minengebiet wagen.

Sinngemäß würde und müßte auch die Ankündigung genügen, daß Unterseeboote die englische Küste blockierten. Ist es außerdem richtig, daß englische Kriegsschiffe den offenen Hafen von Daressalam aufs neue bombardiert und darin befindliche Handelsschiffe vernichtet haben, so ist und muß das für uns ein Beweis dafür sein, wie England sich im Grunde seiner Seele unser Vorgehen gegen seine Handelsflotte denkt und für seekriegsüblich hält. Daß wir auch bei schärfster Ausnützung der Unterseeboote gegen die englische Handelsflotte alle unnötigen Menschenopfer im Sinne der Humanität vermieden sehen möchten, ist für uns dabei selbstverständlich. Aber es gilt, ‚den Krieg abzukürzen'."

Wie lange sollen wir denn noch warten? Bis England sich noch weiter verproviantiert hat, nachdem es jüngst schon — es war bald nach der „Ankündigung“ unseres Großadmirals — sich ungeheure Vorräte an Lebensmitteln aller Art bei sich abgeladen hat. „Wir haben“, betont mit Recht die „Deutsche Tageszeitung“, „die Mittel in unserem Besitze, den englischen Seehandel an der Wurzel zu fassen, nämlich nahe den großbritannischen Küsten, — es wäre eine Sünde gegen das Deutsche Reich und Volk, diese Mittel nicht mit voller Energie und auch mit aller Ausdauer baldigst zur Anwendung zu bringen. Der umsichtigen Anlage und Durchführung des Minen- und Unterseebootskrieges ist es bisher gelungen, den großbritannischen Handelsverkehr in der Nordsee, insbesondere an den Ostküsten Englands und Schottlands, auf ein Mindestmaß zurückzuführen. Nunmehr würde es mithin darauf ankommen, den der englischen Südküste und den besonders für die transozeanische Schiffahrt an den Westküsten der großbritannischen Inseln das gleiche Schicksal zu bereiten. ...

Die Erregung, welche man in der englischen Presse schon seit Wochen über die Möglichkeit einer unterseeischen Kriegführung gegen den großbritannischen Handel bemerkt, das wilde Geschimpfe und was an Lügen und Verleumdungen dazu gehört, zeigt besser als alles andere, wie wenig erfreulich den Engländern die Verwirklichung der Aussicht wäre, welche der Artikel der ‚Kölnischen Zeitung‘ in so treffender Weise als eine Notwendigkeit bezeichnet. Es ist englische Gewohnheit, Maßnahmen des Gegners, die man fürchtet, nicht nur als unsittlich und abscheulich, als allen Gesetzen der Menschlichkeit Hohn sprechend, sondern auch als ganz unwirksam von vornherein hinzustellen. Man will damit einerseits die Neutralen aufbringen, andererseits den Gegnern, also den Deutschen, die Auffassung suggerieren: helfen würde eine solche Kriegführung nichts, sondern nur erbittern. — Das ist berechnet, um den Deutschen Entschluß und Tatkraft im voraus zu lähmen. Wir haben hier wieder den alten englischen Kniff, wie er im Kriege und in anderer Weise auch in Friedenszeiten geübt wird und wurde. Wir möchten aber glauben, daß das deutsche Volk und vor allem die maßgebenden Männer in Deutschland nunmehr genügend in der Psychologie Großbritanniens bewandert sind, um sich durch derartige Irreführungsversuche und blinden Lärm vom richtig erkannten Wege nicht abbringen zu lassen, und daß der ‚angeborenen Farbe der Entschließung des Gedankens Blässe nicht angekränkelt‘ wird.

Ein anderer Punkt verdient noch besondere Aufmerksamkeit, nämlich die Sache der Neutralen. Die ‚Kölnische Zeitung‘ sagt sehr richtig, daß England den Neutralen ‚nichts weniger als die Aufgabe ihrer Neutralität zumutet‘. Ein mit den genannten Mitteln entschlossen und ausdauernd geführter Krieg gegen den englischen Handel wäre letzten Endes im eigensten Interesse der Neutralen gelegen. Er wird einmal abkürzend auf den Krieg überhaupt wirken, außerdem könnte England selbst ihm wahrscheinlich ein Ende machen, indem die britische Regierung erklärte, sich hinfort ganz auf den Boden der Londoner Erklärung zu stellen und deren Regeln sämtlich gewissenhaft zu befolgen. Dann würde unter Umständen vielleicht auch die deutsche Kriegführung gegen den englischen Handel mit sich reden lassen.“

Wir Deutsche leben eben im Zeitalter der Notwehr. Diese heilige und oberste Pflicht der nationalen Selbsterhaltung wollen wir uns immer vor Augen halten, wenn uns schwächliche Gefühlsirrungen vom Ziele weg und auf Abwege leiten; dieses eiserne Muß wollen wir uns einhämmern, damit wir nicht von Grund aus falschen, im Grunde unsittlichen Rücksichten zum unerhörten Opfer fallen. Denn nicht um unser Einzeldasein geht's: dieses wird von Millionen auf dem Felde der Ehre mit höchster Würde als Preis und Opfer dargeboten. Es geht um unser ganzes Volk mit seinen Ewigkeitswerten für die gesamte Menschheit, für dieses Gut haben wir vor aller Zukunft, vor Gott und Menschen die Verantwortung zu tragen.

„Am 1. August 1914“, schreibt Paul Mamroth im „Tag“, „endete ein Zeitalter und begann ein neues für Deutschland: das Zeitalter der Notwehr. Die dichten Nebel der politischen Zusammenhänge stiegen und fielen, und wir sehen in einen Abgrund, den wenige geahnt haben. Ein ernstes, arbeitsames Volk hatte froh und erfolgreich geschafft; sich selbst zur Ehre und keinem zuleide. Wir nahmen unseren Platz an der Sonne, ohne andere zu verdrängen; im Gefühl unserer Kraft und eines guten Gewissens setzten wir bei den Völkern der Erde Gesinnungen voraus, die wir ihnen entgegenbrachten. Aber unsere Ernte war Neid, Haß und Verachtung.

Jetzt wissen wir, daß sie uns nicht haben wollen. Und da begann für uns das Zeitalter der Notwehr. In ihm werden und sind wir stark, finden wir die neuen Richtlinien. Politik und Wirtschaft, Gesellschaft und das Empfinden jedes Deutschen muß auf Notwehr gerichtet sein.

Für den Friedenschluß und seine Folgen mögen unsere Regierenden sich mit eisernen, unbeugsamen Männern ohne Nerven umgeben. Die sind unbequem wie die Stein, Hardenberg und Gneisenau, müssen aber der Zeit ihren Stempel geben. Ohne Rücksicht auf die Meinung in Ost und West gelten allein deutsche Interessen. Solange der Krieg dauert, werde er mit Erbitterung und Härte geführt. Ob dabei ein Dutzend alter Baudenkmäler in Schutt und Asche fällt, ist gleichgültig und bedarf keiner Entschuldigung. Bei Gott, die Feinde würden nichts in unserem herrlichen Lande verschonen. Wir aber handelten in Notwehr und verteidigen unsere Grenzen.

Töricht zu glauben, daß wir Barbaren, Banditen und Dickköpfe durch einen Friedensvertrag — ach, wie geduldig und vergänglich ist sein Papier — Sympathien erobern können. So unselig kann kein Friede sein, daß er uns die Sympathie des Mitleids gewänne. Deshalb muß unsere Wirtschaft sich auf eine lange dauernde Isolierung Deutschlands einstellen. Verheißungsvolle Anfänge sind gemacht. Wissenschaft und Technik, Fleiß und Organisationskunst wehren der Not. Wir können uns kleiden und ernähren und werden die Wege zur Unabhängigkeit von jeder Zufuhr finden, sofern sie versagt. Uns ließ die Natur Kohle und Eisen wachsen und Getreidebau und Viehzucht gedeihen. Wir konstruieren die feinsten Kriegs- und Friedensmaschinen und haben der Elektrizität tausend Geheimnisse abgelauscht. Für Kupfer gilt uns Stahl und Eisen, für Gummi schaffen wir Surrogate, Dungmittel liefert unsere überragende Chemie. Seit Jahrzehnten hat unsere Industrie den faulen, in Vergnügungen und altem Formelkram verkommenen Engländer überholt. Mag er und die anderen sich jetzt mühen, unseren Vorsprung einzuholen. Auf dem Weltmarkt entscheiden Qualität und Preis, und die diktieren wir. In

diesem Turnier sind wir nicht zu besiegen. Aber zunächst bleiben unsere politischen Feinde auf dem Gebiet der Wissenschaft eine Phalanx von Gegnern. Drängen wir uns ihnen nicht auf, schauen wir ohne Nerven zu, wie sie ohne uns fertig werden, und akzeptieren wir ihren Spott, daß wir aus der Not eine Tugend machen. Denn darin werden sie recht haben. Haben sie doch die friedlichen Pioniere unseres Gewerbefleißes unter Entheiligung des Gastrechtes wie Tiere gehetzt und vernichtet — Japan beschämt Frankreich — und es wird lange dauern, bis Deutsche handeltreibend sich in solchen Ländern ruhig und sicher fühlen.

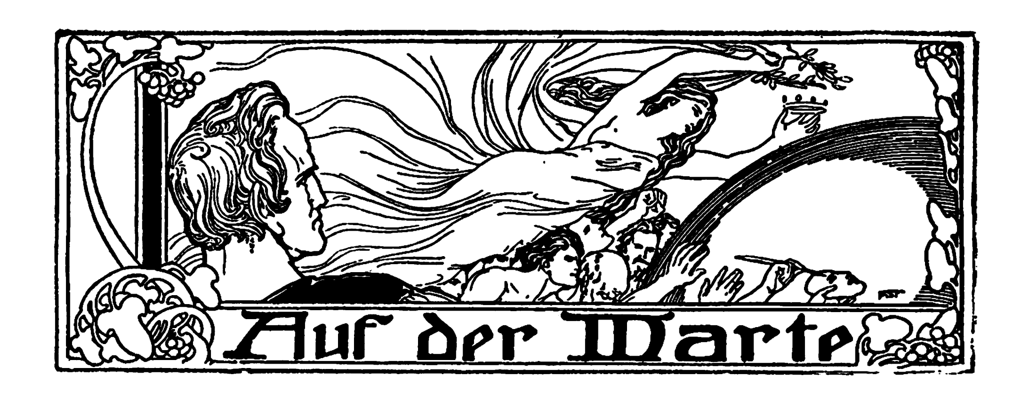
Überlassen wir diese edlen Nationen, die uns nicht haben wollen, ihrer schönen Gemeinschaft. Aber lassen wir auch die Russen ihren Kaviar, und die Franzosen ihren Sekt allein verschlingen. Holen wir uns albernen Tand weder aus Frankreich noch aus England. Geben wir nicht einen Groschen ins Ausland, weder für Erholungsreisen noch für Luxus. Bis sie da draußen merken, daß sie uns brauchen, bis sie uns umwerben.

Dazu muß die Gesellschaft helfen. Daß unser sozialer Aufbau nicht mehr ins alte Gleis kann, ist sicher. Schön war er auch in langer, reicher Friedenszeit nicht geworden. Eitle Oberflächlichkeit, Schaumschlägerei und Snobismus drohten von oben nach unten den Volkskörper zu infizieren und erzeugten öde und nervöse Langeweile. In der Umkehr werden unsere Herrscherhäuser vorbildlich sein, wie sie es jetzt in der Kriegszeit sind. Mit welch wohltuender Geräuschlosigkeit sind unsere Monarchen an ernster Arbeit, verrichten hohe Frauen Liebeswerke, liegen junge Prinzen als gute Kameraden auf Stroh und in Schützengräben. Nach dem Kriege aber heißt es, denen gerecht zu werden, die für die Nation gekämpft und geblutet, und ihre Hinterbliebenen vor Not zu schützen. Weil wir aufeinander angewiesen sein werden, steht ein verändertes Verhältnis der Gesellschaftsklassen bevor, das auch im Parlament seinen Ausdruck finden wird, wobei es ohne Staatssozialismus — mit dem es sich jetzt ganz erträglich lebt — nicht abgeht. — Die Nation bleibt in Gefahr, und sie bleibe im Verteidigungszustand gegen die ganze Welt. Ihre Angehörigen haben einander jetzt lieben gelernt. Möge eine weise Gesetzgebung diese Empfindungen pflegen und erhalten. Konfessionelle Differenzierung ist Zeitverschwendung, Bekämpfung der zu gemeinsamer Abwehr längst entschlossenen Sozialdemokratie nicht mehr zeitgemäß. Jetzt kann wieder jeder deutsche Fürst das Haupt in den Schoß jedes Deutschen legen. —

Der Wohlstand der Nation wird den nationalen Aufgaben zu widmen sein, und Regierungen und Parlamente stehen vor der schweren Aufgabe der Kräfteabwägung. Das wird der erste Prüfstein im Zeitalter der Notwehr sein. Ungeheure Summen sind erforderlich, um Schäden zu heilen und von neuem unsere Faust zu panzern. Helfen dazu Kriegsentschädigungen, um so besser. Sonst muß alles der eigenen Kraft entsprießen. Nur rechnen wir niemals mehr auf Beliebtheit und gerechte Beurteilung — auf die muß die jetzt lebende Generation verzichten, wenn sie sich nicht wegwerfen will."

Unseren kriegerischen Mut haben unsere Gegner kennen gelernt. Zeigen wir ihnen, daß wir auch die nötige „Zivilcourage" aufbringen können!





Nicht nachlaufen!

Der „Berl. Lokalanzeiger" bringt eine Reihe von Zuschriften aus Amerika, in denen die Empörung über die dort unvermindert andauernde, bis zum blinden Haß geschürte Feindseligkeit gegen alles Deutsche zum Ausdruck gelangt. Ein Schwede schließt seinen Bericht mit folgenden Worten: „Die Deutschen sollten sich ein für allemal klar werden, welchen Standpunkt Amerika einnahm, als alle Welt gegen sie war. Denn es wäre schade, wenn Deutschland am Ende des Krieges gar diesem Volke möglicherweise seinen Dank wegen der amerikanischen Sympathien abstatten wollte. Den hat es wahrlich nicht verdient."

Das ruft uns ein neutraler Ausländer zu. Und nun vergleiche man damit die überschwenglichen Dankergüsse, mit denen der Präsident des deutschen Reichstags, Herr Dr. Kaempf, den Berliner amerikanischen Botschafter gelegentlich eines Frühstücks des „American Luncheon Clubs" im Hotel Adlon überschüttete. Herr Kaempf bezeichnete den friedlichen Wettstreit als die Vorbedingung der Kultur. „Darum ist uns", schloß er begeistert, „in diesem Kampf um die Kultur die Freundschaft des amerikanischen Volkes von höchster Bedeutung. Wir danken deshalb Ihrem Präsidenten Wilson, daß er, wo überall die Union darum angegangen worden war, seine Botschafter anwies, die Deutschen zu schützen. Auch daß er den neutralen Handel zu schützen sucht, begrüßen wir mit hoher Genugtuung, und besonders erfreut uns die würdige Art, in der Ihr Präsident diese Aufgabe zu erfüllen sich bemüht."

Wir hätten gewünscht, daß die üble Sitte der Trinkspruchpolitik in diesen schweren Zeiten aufhöre. Wenn sich aber der Reichstagspräsident seinen repräsentativen Pflichten nicht glaubte entziehen zu dürfen, so hätte er sich dieser Pflicht wohl durch die bei solchen Festessen übliche Höflichkeitsphrase entledigen können. Der Schrei nach der amerikanischen Freundschaft hat in weiten Kreisen peinlich berührt, ebenso der maßlose Dank für internationale Anstandspflichten, denen sich die Union ohne Schädigung ihres Ansehens gar nicht hätte entziehen können. Ja, wenn diese Dankesworte in Paris, London oder Petersburg gefallen wären, dann wären sie verständlich, die Herrschaften haben wahrlich allen Grund, sich beim „neutralen" Amerika inständigst zu bedanken, denn ohne die amerikanischen Waffenlieferungen säßen sie hübsch in der Klemme. Aber wir — —?

*

Die „Schützengrabenfreundschaften"

Fast tagtäglich lesen wir jetzt kleine Erzählungen in den Tageszeitungen, des Inhalts, daß unsere Krieger sich mit den Franzosen in den gegenüberliegenden Schützengräben anfreundeten. Zuerst werfen die Franzosen gewöhnlich ein Zettelchen herüber: „Schießt nicht! Wir schießen auch nicht mehr!" — Dann folgt der Austausch von Zeitungen. Hin und wieder werden auch Lebensmittel, Schokolade, Tabak und anderes ausgetauscht. Es soll, wenn man den Feldpostbriefen, die

das übereinstimmend berichten, Glauben schenken darf, sogar vorgekommen sein, daß die Insassen der gegenüberliegenden Schützengräben sich Besuche abstatteten und längere Zeit im feindlichen Graben zubrachten. —

Man faßt sich bestürzt an den Kopf und fragt sich: Ja, ist denn der Krieg ein Kinderspiel? Ist nicht gerade dieser Krieg der fürchterlichste Kampf, den je ein Volk zu führen genötigt war? Stehen wir Deutsche nicht im Kampfe gegen die halbe Welt? Ist denn der Kriegsschauplatz ein Sportsplatz, wo man mit einem kräftigen Händedruck beginnt und aufhört? — Dachte keine einzige der Zeitungen, dachte vor allem keine nationale Zeitung daran, daß diese Erzählungen vom Fraternisieren mit dem Feind in der hinausziehenden jungen Mannschaft, in den Zurückbleibenden eine ganze schiefe Vorstellung vom Kampf und seinen seelischen Voraussetzungen erwecken muß?

Der Einwand, daß es Franzosen sind, mit denen unsere Truppen fraternisieren, ist durchaus hinfällig; es will gar nichts besagen, daß die Franzosen an einzelnen Stellen der Front auch Zettel herüberwarfen: „Heute noch Feind! Morgen gut Freund! Übermorgen gegen die Engländer vereint!“ — — Gewiß, es ist durchaus möglich, daß die Franzosen allmählich einsehen, daß sie nur einer kleinen Clique, die nichts gelernt und nichts vergessen hat und noch immer Revanchegedanken im Herzen hegt, dienstbar sind, daß sie nur den englischen Machtgelüsten Vorspanndienste leisten, vorläufig sind die Franzosen noch unsere Feinde! Und sie müssen wie Feinde behandelt werden. Unsere Krieger draußen im Felde vergessen anscheinend, daß dieselben Leute, deren Annäherungsversuche sie jetzt gutheißen, gerade in diesem Kriege Tausende und Abertausende ihrer Kameraden ums Leben gebracht, hunderte von wehrlosen Frauen und Kindern in Gefangenschaft geführt und in grausamer Weise mißhandelt haben. Es ist eben die alte deutsche Untugend, jeden Fremdling mit offenen Armen aufzunehmen, wenn er nur das Gesicht zu einem halbwegs freundlichen Lächeln verzieht. Und es scheint, daß selbst der Geschützdonner von 1914 den braven Michel noch nicht zur Selbstbesinnung brachte. Sonst wäre der Unfug der „Schützengrabenfreundschaften“ ebenso unerklärlich wie die kritiklose, ja stellenweise beifallsfreudige Aufnahme in der Tagespresse.

Um so begrüßenswerter ist es, daß die Oberste Heeresleitung nun endlich mit aller Schärfe gegen das Fraternisieren mit dem Feind (worüber übrigens schon Moltke im Kriege von 1870 zu klagen hatte) Front macht. Jeder Annäherungsversuch an den Feind im Schützengraben wird künftig als Landesverrat bestraft. Dr. J. M. Sch.

*

Höher geht's nimmer!

Man halte die beiden folgenden Zeitungsnachrichten gegeneinander. 1. Aus dem Kriegsgefangenenlager in Gießen, das 6000 Personen umfaßt, werden im nächsten Jahre alle Engländer, da sie sich mit ihren Verbündeten nicht vertragen können, entfernt werden. In Worms wird ein neues Kriegsgefangenenlager errichtet. Es sind bereits 140 Baracken erbaut worden.

2. Die „African Mail“ berichtet unter dem 25. Dezember aus Liverpool: In Liverpool machte die Ankunft des Dampfers „Akassa“ von der Elder-Dempster Linie mit einer Anzahl deutscher Gefangener aus Westafrika Aufsehen. — Die Gefangenen trugen fast alle leichte Tropenuniformen und standen unter der Bedeckung malerisch gekleideter Mitglieder der eingeborenen westafrikanischen Polizeitruppe.

Ich frage mich umsonst, was denn noch geschehen muß, bevor unsere Behörden den Mut zu sich selbst finden? Also weil die Herren Engländer aus Hochmut sich mit ihren Verbündeten nicht vertragen können, wird ein besonderes Gefangenenlager für sie gebaut. Die Engländer dagegen stellen unsere Gefangenen unter der Aufsicht westafrikanischer Eingeborener zur Schau. — Und wir? — Gerade: zusammenpferchen, schichtweise, müßte man unsere verbündeten Gegner. Sie haben sich zusammengetan, uns zu ver-

nichten. Wie kommen wir dazu, sie wieder sorgsam auseinander zu lesen, damit sie sich wechselseitig nicht unangenehm werden? Das ist schon nicht mehr Gutmütigkeit, sondern —?!

* R. St.

Soll es so weitergehen?

In der „Tägl. Rundschau“ hat neulich der treffliche Dichter Gustav Renner, auch einer der Unterschätzten und Totgeschwiegenen, u. a. folgende geharnischte Worte gesprochen: „Kunst und Charakter bedingen einander. Wenn die Kunst nicht mehr Offenbarung einer reicheren und größeren Persönlichkeit sein soll, kann sie nur als müßige Spielerei, als eine geschmackvolle Verstandes tätigkeit und Handfertigkeit angesehen werden und verdient ihre hohe Schätzung nicht. Überhaupt halte ich die ganze forcierte Kunstliebhaberei der letzten Zeit, die innerlich meist unwahr war, für eine große Abirrung von den gesunden Kulturinstinkten unseres Volkes. Von wirklicher Kultur war herzlich wenig dabei zu merken, so oft auch gerade dieses Wort im Munde geführt wurde. Raffinement der Sinne, statt Erhebung des Sinnes, hohle Eitelkeit und leeres Nachbeten von Zeitungsmeinungen — das waren neben anderem die Grundlagen dieser so hoch gepriesenen künstlerischen Kultur. Inneres Besitztum ist sie wohl niemand geworden.

Diese Zeit, deren wir uns aufs tiefste schämen müssen, darf nicht mehr wiederkehren. Deshalb heißt es, auch den Anfängen hierzu vorzubeugen. Wenn z. B. in einer Berliner Zeitung auf die Umfrage, was wir jetzt lesen sollen, ein junger Schriftsteller den ganzen Klüngel von Namen nennt, der uns seit Jahren in die Ohren gerufen worden ist, so muß dagegen entschieden protestiert werden. Bezeichnend ist, daß dabei u. a. den Bühnen empfohlen wird, mehr Wedekind zu spielen. Dieser Name, wie so mancher andere, sollte für immer der Vergangenheit angehören. Werden diese Leute nie umlernen? Geht diese große Zeit ganz ohne Einwirkung an ihnen vorbei? Sollen wir nach diesem unerhört blutigen Kriege einfach wieder dort anknüpfen, wo wir aufgehört haben? Soll diese ganze Literatur der Geschraubtheit, Verlogenheit und Perversität, die, zum größten Teil aus innerer Unfähigkeit, ein echtes, wirklicher Erhebung entsprossenes Kunstwerk zu schaffen, hervorging, wieder aufleben? Sollen wir abermals Kunstausstellungen sehen, die selbst in Paris ohne weiteres geschlossen worden wären?

Nein! Wenn jemals, so muß jetzt eine Änderung an Haupt und Gliedern herbeigeführt werden. Ein neuer Geist muß heraufkommen. Es darf nicht mehr geschehen, daß das, was echt und edel und ehrlich ist, jahrzehntelang totgeschwiegen, unterdrückt, beschimpft und verfolgt wird. Dabei handelt es sich freilich nicht um Förderung einer gesuchten Deutschtümelei, die ebenso gut wie das andere Spekulation sein kann, sondern um eine Gesundung und Umwandlung unserer gesamten Kunstanschauung und alles dessen, was damit zusammenhängt. Diese innere Erneuerung setzt freilich einen Kampf voraus, der nicht minder schwer ist als der, den unsere Brüder da draußen kämpfen. Aber wenn wir ihrer und ihrer Opfer wert sein wollen, müssen wir ihn durchkämpfen. Dazu wäre vielleicht nicht unangebracht, daß alle, denen es um diese Ziele ernst ist, gleichgültig, welcher Partei oder welchem Bekenntnis sie angehören, sich zusammentäten und die Bühnen, Ausstellungen und sonstigen Äußerungen des künstlerischen und geistigen Lebens scharf überwachen.“ 8.

Wörtlich unsere Ansicht!

*

Neutral

Es ist alte Erfahrung, daß die Wahrheit oft sehr schwer zu ertragen ist. Wir hatten das immer geistig verstanden, daß sie aber auch das körperliche Befinden angreift, erhellt aus dem Fall des Obersten Fayler, der bisher den Doppeldienst versah, in der Pariser Zeitung „Le Journal“ und außerdem im „Journal de Genève“ die täglichen Kriegsberichte zu schreiben. Nun hat er seit 6. Januar seine Berichte in der Genfer Zeitung „aus Gesundheitsrücksichten“ eingestellt; er werde sie, wie das Blatt mitteilt, „nach seiner

Genesung" wieder aufnehmen. Merkwürdigerweise erscheinen aber Faylers Berichte im Pariser „Journal" weiter. Die Erkrankung bezieht sich also nur auf das Schweizer Blatt, das zwar durchaus französisch gesinnt ist, aber doch natürlich noch ein wenig Rücksicht auf die im neutralen Land auch verbreiteten andersseitigen Nachrichten nehmen muß. Dieses Quentchen Wahrheit hat dem Kriegsberichter und Oberst Fayler auf den Magen geschlagen; er braucht die Kost, die er im Pariser „Journal" verzapft, eine andere kann er nicht vertragen. St.

*

Alles neutral!

In dem Fachblatt „Der Artist" findet sich folgender Brief eines deutschen Kapell meisters an seine Agentur aus Rom vom 20. Dezember 1914:

„Seit 13 Monaten sind wir in erstklassigen Etablissements Italiens engagiert, aber jetzt werden die Verhältnisse hier unten leider unhaltbar, da die italienische Armee und Flotte ganz bestimmt für Mitte Januar mobilisiert wird, auch wurden bereits Millionenkredite bewilligt, man kann bloß nicht erfahren, gegen wen eigentlich gerüstet wird. Das Volk schreit, wir wollen Trient und Triest wiederhaben, die National-Liga will Albanien und Tunis besetzen, die Sozialisten wiederum wollen keinen Krieg, und so geht hier alles drunter und drüber. Die Zeitungen hetzen noch immer gegen Deutschland und Österreich, und wir haben schon öfter unter der deutschfeindlichen Strömung zu leiden gehabt; infolge unserer korrekten Haltung blieben wir aber vor weiteren Belästigungen bewahrt. Die italienische Regierung bewahrt größtes Geheimnis ihrer Operationen. In der Schweiz sollen große Schwierigkeiten mit der Spielerlaubnis gemacht werden. In Italien ist es ganz ausgeschlossen, daß jetzt deutsche oder österreichische Kapellen weiteren Anschluß finden, da Puccini, Mascagni und Leoncavallo in allen Städten Italiens gegen deutsche Kapellmeister, Sänger und deutsche Kapellen Hetzreden halten; erst kürzlich hat Mascagni hier in Rom einen Vortrag gehalten und zur Ausschaltung der deutschen Musik aufgefordert!"

Die italienischen Künstler sind immer ausgezeichnete Geschäftsleute gewesen und haben es seit zweihundert Jahren immer verstanden, die deutschen „Barbaren" nach Noten auszuplündern. Daß nun die drei führenden Komponisten Italiens sich zusammentun, um die aufgepeitschte Volksstimmung gegen den unbequemen Wettbewerb deutscher Musik und Musiker auszunutzen, entspricht ganz ihren erprobten Geschäftsgrundsätzen. Man muß leider hinzufügen, daß es auch unserer Dummheit entspricht, daß auf unseren Theatern zur Zeit die Musik dieser italienischen Herrschaften besonders ausgiebig gepflegt wird, sind sie ja doch neutral —, daß wir also möglichst viel Tantiemen an sie abführen und auch die vielen italienischen Maestri und kleinen Musikanten nach wie vor bei uns ungestört im Brote stehen.

Wenn man diesen Herrschaften nicht allmählich zeigt, daß man sich nicht alles von ihnen gefallen läßt, werden sie in ihrer Lazzaronifrechheit bald keine Grenzen mehr kennen. Beweis dessen das römische Witzblatt „L'Asino", schon immer ein übles Hetzblatt gegen alles Deutsche. „Was es sich aber seit Kriegsausbruch leistet", sagt die Frankfurter Zeitung (No. 8), „stellt den tiefsten Grad schmachvoller Verleumdung und Besudelung dar. Die Tatsache, daß die deutsche Botschaft in Rom vor einiger Zeit eine Beleidigungsklage gegen die Herausgeber des Schandblattes einreichte, scheint die Schleusen ihrer infamen Gesinnung erst recht geöffnet zu haben. Das Titelblatt der Nummer vom 27. Dezember zeigt auf rotflammendem Grunde einen betrunkenen deutschen Soldaten, der auf seinem Bajonett das kleine, nackte Jesuskindlein aufspießte. Und weiter sieht man, wie andere Soldaten im Begriffe stehen, Maria und Joseph umzubringen, während es der biblischen Eselin gelingt, sich der torkelnden Angreifer zu erwehren. Darunter steht: Deutsche Weihnachten."

Der „Asino" ist für gewöhnlich scharf antiklerikal und verhöhnt alles Religiöse. Wenn es aber gegen Deutschland geht, kommt es

ihm auf eine Handvoll Religion auch nicht an. Das Blatt selbst kann uns ja gleichgültig sein; von je her einte sich in ihm mit dem Esel, den es sich zum Namensschild erworben, das Schwein. Jetzt entspricht's nun der Art, wie man an manchen Stellen diese große Kriegszeit miterlebt, daß es sich zur Hyäne entwickelt. Aber wir meinen, auch die größte Langmut müsse ihre Grenzen finden. Sicher hat in Italien niemand Verständnis dafür, wenn wir uns derartige Flegeleien gefallen lassen. Auch die Regierung nicht, der man es zum Bewußtsein bringen müßte, daß zu ihrer „korrekten Haltung" gehört, ihren deutschen Bundesgenossen, dem sie seit dreißig Jahren so unsäglich viel zu danken hat, wenigstens vor solchen wahnsinnigen Besudelungen zu schützen. K. St.

*

Arme Schlemmer!

Die ganze Schwere der kriegerischen Zeit wird einem doch erst klar, wenn man die beweglichen Klagen des Küchenvorstehers eines großen Berliner Gasthauses in der „Voss. Ztg." liest. Es ist herzergreifend, was man da über die „Kriegsnöte der feinen Küche" hören muß:

„Unsere Feinde haben zu allen anderen unangenehmen Eigenschaften auch noch die: daß gerade bei ihnen die ausgesuchtesten Delikatessen wachsen. Wir müssen uns ohne Trüffeln behelfen!" Wie schrecklich! Aber damit nicht genug, die englischen Treibhausbohnen, der frische Stangenspargel aus Argentinien, Artischocken und tuberaines müssen durch Konserven ersetzt werden. Und nun gar die Fische! „Der Transport ist verlangsamt, und ich habe manche angstvolle Stunde zugebracht, ob die Silvesterladung überhaupt zur rechten Zeit eintraf." Dafür ist ein süßer Trost geblieben: „Austern sind glücklicherweise in ausgezeichneten Qualitäten zur Stelle." Ebenso steht es mit Kaviar. „Er ist in besten Sorten reichlich genug vorhanden, um über die nächsten Monate keine Sorge aufkommen zu lassen. Auch für Masthühner ist gesorgt." Die Zeit fordert Opfer — man bringt sie: „Auch wir geben uns die größte Mühe, dem Ernst der Zeit Rechnung zu tragen. Ist man früher etwas leichtfertig mit dem Material umgegangen, so ist man jetzt peinlich bestrebt, nichts umkommen zu lassen. Brotkrusten — einst zum Schweinefutter geworfen — werden jetzt gemahlen und für die Panierung der Personalschnitzel verwendet. Im Brotverbrauch wird nach Kräften gespart und die Einführung des K-Brotes für das Personal steht unmittelbar bevor."

*

Der neue und der alte Adam

Generalintendant von Hülsen-Häseler erhofft in einem Neujahrswunsch an ein Tageblatt ein „aus unserem gestärkten Kraftbewußtsein herausgewachsenes, selbstsicheres, restlos reines Deutschtum, dem die Schlacken kränkelnder Ausländerei in Leben und Kunst nicht mehr anhaften!"

Sollte die Berliner Hofoper von dem überwuchernden Ausländertum mit der fürstlichen Spieloper aus Monte Carlo, mit Meyerbeer und dgl. endlich befreit und wieder mehr deutschen Komponisten zugänglich werden?

Während der Zeit des Krieges und Kriegszustandes hat jeder den alten Adam ausgezogen. Aber es steht nur zu sehr zu befürchten, daß die alten Adams nach dem Frieden wieder erscheinen, wenn sie nicht durch neue Männer endgültig unterdrückt werden.

*

Englands Antwort auf Lissauers Haßgesang!

Ja, wörtlich so lautet die Überschrift einer Reklamenotiz, die wir in den Blättern finden! Man sollte zwar Burgfrieden halten, aber —: „Ein Gedicht als Heeresbefehl" — „Lissauers Haßgesang als Männerchor" — „Lissauers Haßgesang ins Englische übersetzt" — — und endlich: „Englands Antwort"! England und Lissauer — zwei kriegführende Mächte! Es ist überwältigend. O Albion!

Wieso denn eine „Antwort"? Ein englisches Kriegstheaterstück lautet nämlich „Der Tag". Und das eben ist „Englands Antwort"!

In Lissauers bis zum Überdruß vorgetragenem Gedicht kommt ja einmal eine Wendung vor: „Auf den Tag!“ Also — ist bewiesen, daß jenes Theaterstück „Englands Antwort“ ist; und eine Reklamenotiz ist druckreif. Diese Notiz wird dann folgendermaßen gemacht:

„Englands Antwort auf Lissauers Haßgesang. Auf den Haßgesang Lissauers, der in ganz Deutschland und Österreich-Ungarn verbreitet ist. hat jetzt England eine Antwort gegeben. Diese Antwort trägt den Titel Der Tag, und diese Überschrift ist eben dem Lissauerschen Haßgesang entnommen. „Der Tag“ ist ein dramatisches Werk von Sir James Barrie; das Stück ist jüngst in englischen Tageszeitungen veröffentlicht worden, außerdem soll es in Buchform erscheinen. Aus den Berichten der holländischen Presse kann man ersehen, worum es sich handelt. Der Londoner Mitarbeiter des „Nieuwe Rotterdamsche Courant“, der die Aufführung des Stückes im Londoner Kolosseum gesehen hat, verzichtet darauf, den Inhalt wiederzugeben, und zwar aus guten Gründen; denn obwohl die Londoner Presse es lobt, findet er keinen anderen Ausdruck dafür als albern (onnoozel). In dem Stück tritt der Kaiser auf, der Reichskanzler und der „Geist der Kultur“. Zu dem, was der Kaiser und der Geist der Kultur einander zu sagen hatten, klatschten die Engländer jauchzend Beifall. Der Holländer gesteht, er war noch dankbar dafür, daß aus dem Kaiser wenigstens keine fade Karikatur gemacht worden war.“

Das ist also — Englands Antwort! Je nun, gibt es aber nicht eine deutsche Zeitung „Der Tag“? Wie kommt der Verfertiger dieser Notiz auf den Gedanken, daß dieses Theaterstück eine Antwort auf Lissauers Ode darstellt? Ist nicht vielmehr Scherl gemeint? Und müßte die Notiz nicht richtiger heißen: Englands Antwort an Scherl? Z.

*

Den Leisetretern zur freundlichen Erinnerung

Der Tod Anton von Werners löst eine Erinnerung aus, die man in diesen Tagen nicht übergehen darf. Aus Anlaß des 70. Geburtstages des Meisters war im Frühjahr 1913 — gerade 100 Jahre nach 1813 — eine Gesamtausstellung seines künstlerischen Schaffens im Rahmen der großen Berliner Kunstausstellung geplant. Höheren Ortes wurde damals Anton von Werner gebeten, von der Ausstellung gewisser Bilder aus dem Jahre 1870/71 Abstand zu nehmen, um die Empfindlichkeit der Franzosen nicht zu reizen. Anton von Werner hat auf dieses Ansinnen hin seine gesamte Ausstellung zurückgezogen, also das einzige getan, was ein Mann von Charakter in einer solchen Lage tun konnte.

Das war der einzige Erfolg, den die Veranstalter dieses beschämenden Zwischenspiels durch ihre zarte Rücksichtnahme auf die französische Volksseele erreichten. Denn die unartigen Franzosen haben sich nicht im mindesten dafür erkenntlich gezeigt. Sie haben sogar, diese Undankbaren, das Überfallskomplott gegen uns munter weiter gefördert.

Ein Vorgang wie dieser, und deswegen frischen wir ihn hier auf, sollte doch endlich unseren Leisetretern die Augen geöffnet haben. Sollte! Wenn man die wehleidigen Klagen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ über dieses und jene rauhe Wort gegen unsere Feinde liest, müßte man allerdings die Hoffnung auf Reue und Einkehr begraben.

Briefe

Vom schweizerischen Konsulat in Stuttgart erhalten wir folgendes Schreiben unterm 9. Januar:

„Im Heft 7 vom Januar 1915 bringen Sie eine Notiz über ‚Die schweizerische Neutralität‘ und erwähnen ein angebliches Gesuch des britischen Gesandten in Bern betreffs den Gebrauch der funkentelegraphischen Station auf dem St. Gotthard. Diese erstmals von der Frankfurter Zeitung verbreitete Nachricht wurde vom Schweizerischen Politischen Departement in Bern schon am 12. Dezember folgendermaßen widerlegt:

‚Die von der Frankfurter Zeitung vom 10. Dezember, 2. Morgenblat: aufgestellten Behauptungen über ein englisches Attentat auf die Neutralität der Schweiz sind von Anfang bis zu Ende erfunden. Weder hat der englische Gesandte das Begehren ge-

stellt, daß die radiotelegraphischen Installationen auf dem Gotthard für die Dauer des gegenwärtigen Krieges zu Kriegszwecken zur Verfügung gestellt werden, noch hat hierüber überhaupt irgend eine Besprechung zwischen dem Gesandten und einem Mitgliede des Bundesrates stattgefunden. Infolgedessen erübrigen sich auch alle weiteren an diese Mitteilungen geknüpften Behauptungen über Zwischenfälle mit dem britischen Minister und Begehren der schweizerischen Regierung betreffend dessen Abberufung. Auch die im Abendblatte vom 9. Dezember der gleichen Zeitung gebrachte Darstellung eines scharfen Zusammentreffens zwischen dem englischen Gesandten und dem Bundespräsidenten entbehrt jeder Begründung.'

Auf Grund der angeführten offiziellen Kundgebung erlaube ich mir im Auftrage des Schweiz. Armeestab-Preßbureau Sie zu bitten, eine Berichtigung der gebrachten Mitteilung im Sinne obigen Dementis in der nächsten Nummer Ihrer Zeitschrift zu publizieren."

Wir bringen diese „Berichtigung" gern zur Kenntnis, obwohl sie uns gar nicht trifft, da sich der Aufsatz „Die schweizerische Neutralität" nicht auf das von der schweizerischen Regierung abgeleugnete Benehmen des britischen Botschafters im Fall der Fernstation auf dem Gotthard, sondern auf seinen nicht abzuleugnenden groben Vertrauensbruch in Romanshorn bezieht. Den andern Fall hatten wir überhaupt nicht erwähnt.

D., M. a. d. R. Ihre lebhafte Zustimmung zu dem Aufsatz über die schweizerische Neutralität geißelt zu Recht die durchaus falsche Einstellung unserer weiblichen Bildung auf das bißchen Französisch-Parlieren, zu dessen Erlernung unsere Töchter in wichtigen Lebensjahren unter ausländische Einflüsse geraten. Darüber wird nochmals eindringlicher zu reden sein.

Dr. K. H., Th. Wir hören sehr gern jedes aufrichtigen Mannes Rede an und teilen Ihr Schreiben hier vollständig mit, soweit es sich mit der Frage der schweizerischen Neutralität befaßt: „Herr Storck schreibt zum Schluß: ‚Die Westschweizer sind unsere Feinde' usw. Ich glaube, daß Herr Storck mit dieser Verallgemeinerung über das Ziel hinausschießt und erlaube mir, zwei kleine Erfahrungen mitzuteilen. Im Hotel ‚Dom' in Saas-Fee fragte ich 1910 den Oberkellner (er stammte aus dem französischsprechenden Unterwallis und sprach m. W. nur Französisch), wem er, wenn er junge Leute im Hoteldienst anstellen müsse, den Vorzug gebe, ob den Welschschweizern oder den Deutschschweizern. Zu meiner Überraschung antwortete er, er ziehe beiden die jungen Süddeutschen vor, sie seien williger und tüchtiger.

Ich habe meinen Schülern dieses Urteil aus gewiß unverdächtigem Munde schon öfters zur Aufmunterung vorgehalten. Als ich im Herbst 1911 quer durch den Jura nach Belfort wanderte, kehrte ich dort in einem Hotel der inneren Stadt ein. Der Direktor desselben gab sich mir bald als gebürtiger Lausanner zu erkennen. Er sprach nicht deutsch. Als ich ihm dieselbe Frage vorlegte, gab er mir unumwunden zu, er könne die jungen Franzosen im Hotel nicht brauchen, er stelle lieber Deutschschweizer oder Deutsche ein. Von sich aus fügte er bei, unser schweizerisches Denken und Fühlen (auch nichtschweizerisches) sei von dem der Franzosen so verschieden, daß er sich in Belfort in einem ihm unsympathischen Milieu befinde. Der junge gutgebildete Lausanner schien mir kein Speichellecker zu sein. Ich möchte nun nicht verallgemeinern, das wäre wiederum schief.

Ich denke, der Strom deutscher Reisender sei nicht nach der Westschweiz gekommen, um dieser seine Sympathie zu beweisen, noch hätten die vielen Hunderte deutscher Mädchen welschschweizerische Schulen besucht, um ihr Geld gerade nur ihnen zu bringen, nein, sondern die erstern seien des Genießens, der Kuren halber, die letztern der Erweiterung ihrer Kenntnisse wegen gekommen. Hätten beide ihre Zwecke in Frankreich besser erreichen können, so hätten sie die Westschweiz längst abseits liegen lassen.

Ich glaube auch nicht, daß es in der Macht Einzelner steht, einen Boykott zu verhängen oder ihn wirksam zu machen.

Wie „alle guten Schweizer in ihrem eigenen nationalen Interesse für Herrn Storcks Ratschlag nur dankbar sein können", entgeht meinem Fassungsvermögen.

Ich habe die Überzeugung, und auch ich glaube unser Welschland einigermaßen zu kennen, daß es dort viele vernünftige Leute gibt, die die Auswüchse ihrer Presse beklagen wie wir, die dieselben, wie auch Spitteler hofft, immer mehr bekämpfen werden, im Interesse der welschen wie der ganzen Schweiz. Aber es braucht Zeit, Geduld und Liebe.

Mit Herrn Storcks Vorschlag würden gerade diejenigen Kreise gestraft, in denen von jeher den Deutschen am meisten Entgegenk mmen gezeigt wurde. Vermutlich sorgen die Franzosen und Engländer durch ihre Abschließungsmaßregeln gegen Genf und die welsche Schweiz insbesondere dafür, daß die übermäßigen Sympathien für sie in der Wurzel geknickt werden. Handelt es sich doch da nicht nur um den Geldbeutel der Hoteliers und der Inhaber von Mädcheninstituten, sondern um die dringendsten Lebensmittel der ganzen Bevölkerung." —

Wir würden uns so gern in dieser Frage eines Bessern belehren lassen, daß es uns leid tut, Ihren günstigeren Erfahrungen nicht ein allzugroßes Gewicht beilegen zu können. Daß Gasthausbesitzer deutsche Angestellte bevorzugen, weil sie ihm bessere Dienste leisten als andersbürtige, geschieht doch nicht aus Vorliebe für die Deutschen, sondern um seines eigenen Vorteils willen. Darum haben auch die englischen Gasthöfe deutsches Personal bevorzugt. — Daß die Fühl- und Denkweise auch der Westschweizer von der der Franzosen im Wesen verschieden ist, ist gerade im „Türmer" wiederholt betont worden (z. B. bei der Beurteilung des Schaffens von Dalcroze, Burnand, Hodler). Um so schlimmer ist es, daß sie sich so ganz von der französischen Presse ins Schlepptau nehmen lassen bis zur Verleugnung ihrer innersten Art. —

Gewiß sind die Deutschen ihres eigenen Genusses wegen in die Westschweiz gereist. Aber wir sind der Überzeugung, daß sich dieser Reisegenuß auch anderwärts finden läßt, und meinen, daß der einzelne Deutsche mit Rücksicht auf das ganze Deutschtum auch in Friedenszeiten zur Aufopferung persönlicher Liebhabereien bereit sein wird. Wir werden jedenfalls an unserem Teile dahin zu wirken trachten, dieses Gefühl der Verpflichtung ans große Ganze nach Kräften zu stärken. Daß unsere Mädchen so viel in ausländische Schulen geschickt wurden, war unseres Erachtens eine sehr schädliche Mode. Jeder „gute" Schweizer aber muß unseres Erachtens für Bestrebungen dankbar sein, die gegen jene Elemente in der Schweiz gehen, die letzterdings einem rein schweizerischen Nationalbewußtsein schaden.

D. L., Dr. Wir teilen Ihre geringere Bewertung dieser vielgenannten Gedichte und hoffen noch in anderem Zusammenhang darauf zurückzukommen.

Pfr. B., B. Wir fürchten doch mit ausgesprochenen Harmonium-Kompositionen nur einem kleinen Teil unserer Leserschaft eine Bereicherung ihres Notenschatzes zu bringen. Übrigens ist es doch bei einiger Übung nicht schwer, einen großen Teil der Klavierstücke und rst recht der Lieder dem Harmonium anzupassen.

H. B., K. Wir können unmöglich auf Grund solcher vereinzelter, dabei noch nicht einmal einwandfrei bewiesener Beschwerden in einer so wichtigen Sache vorgehen Im übrigen sollte man immer gegen örtlich begrenzte Übelstände möglichst am Orte selbst vorgehen.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Geschützwacht



Otto Soltau



XVII. Jahrg. Zweites Februarheft 1915 Heft 10

Geschäft oder Geschichte?

Von Prof. Dr Ed. Heyck

Es müssen doch nicht immer alle Stimmen und Blätter im kriegsfreien Ausland nur „bestochen" — oder auch durch Nichtbestechung verstimmt — sein, die die Abneigung gegen Deutschland pflegen. Auch fehlten politische allgemeine Anlässe, während dies schon längst geschah; der Friedenswille Deutschlands, seine Ungefährlichkeit waren allbekannt, für längere Zeiträume hätten wir uns durch eine einfache Anreihung an die Neutralität der Schweiz die jedesmalige Bemühung der Diplomaten sparen können, bei irgendwelchen auftauchenden, noch gar nicht absehbaren Fragen vorweg zu erklären, Deutschland habe politisch keine Interessen. (Nur händlerisch und wirtschaftlich.) Alsc darin lag und liegt es nicht. Viel macht nun eine journalistische Voreingenommenheit an sich gegen Deutschland aus, über die die Erörterung hier zu weit führt. Aber auf die Dauer kann selbst die mächtigste Zeitung, wie sich jetzt eben hinsichtlich des Punktes der Kriegführung zeigt, nicht die Wahrheit verfälschen, ohne an ihrer Geltung den Schaden zu spüren; eine kleine, aber beachtenswerte Minderheit der Leser bildet ihre Meinung doch nicht nur aus der einen. Es leben ferner in allen Ländern auch kluge, selbständige, weltkundige Geschäfts- und andere Leute, die auf die Öffentlichkeit mitwirken, andererseits werden diese Länder von zahlreichen Deutschen mit und ohne Beruf durchzogen und bewohnt —

kurz und gut, es müssen doch auch in den Deutschen selber Ursachen liegen, die sich nicht auf das kenntnislose Übelwollen der Vorurteile abwälzen lassen.

Ich war m. W. der erste, der vor Jahren das eigene Zutun der Deutschen zu ihrer Unbeliebtheit im Zusammenhang erörtert hat, in einer politischen Wochenschrift und später ergänzend in bekannten Monatsheften, und beide Male sind diese Ausführungen durch viele einheimische und überseeische Zeitungen gelaufen. Eine sachliche Nachwirkung der Augenblicksbeachtung läßt sich da schwer abschätzen. Man gesteht in solchen Fällen die Tatsache zu, hört aber nicht gerne davon reden. Heute, da die widerspruchsvollsten Verbündeten gemeinsam am Werk sind, uns nach löblichem Bekenntnis, wenn sie können, bis auf den Thüringer Wald aufzuteilen und unschädlich zu machen, erörtern auch die, die niemals zu früh kommen, die Frage, was denn eigentlich die ganze Welt so gegen uns politische Unschuldslämmer in tödlichen Haß versetzt? Und letzten Endes kommen sie dann auf unsere Tüchtigkeit hinaus.

Damit ist aber die Antwort nicht erledigt. Diese Herren haben sich noch nie in die eigentlichste Abneigung gegen uns hineingefühlt. Auch hat in der ganzen Weltgeschichte noch niemals die größere Tüchtigkeit Abneigung erzeugt. Wohl aber das Phönikierhafte — sogar schon vor den Phönikern, worüber man Ermans Ägypten nachlesen mag —, und andererseits die empfangene Empfindung eines gröberen, plumper auftretenden Volkes, welches Gefühl ein Jahrhundert lang die benehmens-verfeinerten Romanen vorzugsweise zu Karikaturisten der Engländer machte. Bei den Deutschen, d. h. in denjenigen stets unzulänglichen Eindrücken und vielfach nur einseitigen Beobachtungen, woraus sich ausländische Urteile bilden, kommt nun beides neuerdings sehr ungeschickt zusammen. Das „Barbaren"-Gerede ist nicht weiter ernst zu nehmen, das ist im Krieg eine alte Schablone, bei der es drauf ankommt, wer sie am fixesten zu handhaben weiß. Aber sehr ernsthaft ist es, wenn man im minder kundigen, also im allgemeineren Publikum des feindlichen Auslands jedesmal so höchlich verwundert ist, Deutsche als „Gentlemen" anerkennen zu müssen, und wenn das immer erst von Fall zu Fall geschehen muß. Amerikanische Reisende gekaperter englischer Schiffe wundern sich — wofür ich die Belege hier habe —, daß unsere Kreuzerkapitäne ihnen nicht die Brieftaschen ausplünderten und sich gegen die fremden Damen nicht achtungslos benahmen, und machen nun eifrig diese Neuigkeit bekannt. Nicht minder vielsagend in der andern Richtung ist es, daß, freilich nach den vielen Zeichen unseres geschäftlichen nationalen Selbstverleugnungsgeistes, englische Heereslieferanten den Versuch machten, die Dolch- und Pfriemmesser, welche die englischen Soldaten mitbekommen, in Deutschland zu bestellen. Auch wenn sie an die Unrechten kamen.

Diese Grundierungen eines habsüchtigen, wahllos profitgierigen, zudringlichen, erziehungslosen Plebejervolkes sind es, auf die dann noch — bis an die Schwelle des Krieges — die im Auslande am meisten und gerngläubigsten gelesenen aus Deutschland selber kommenden öffentlichen Tagesspiegel das Bild eines borniertlüsternen Militarismus und in der Habsucht den Rekord haltenden Junkertumes warfen.

Der Aufmerksame entnimmt sich aus diesem Kriege mancherlei seltsame Kleinigkeiten. Während die nationalen Formationen sich in der denkbar schärfsten

Weise gegenüberstehen, schlägt in den Schützengräben im Laufe der Monate die Wahrheit durch, daß die Verschiedenheit der Menschen sich gar nicht so in den Nationen darstellt, als in den Ständen, Berufen und deren Interessen und Lebensideen. Die Soldaten, die sich da töten und für ihre Vaterländer oder Regierungen töten lassen, fangen leise an, eine gewisse gegenseitige Kameradschaft zu empfinden, als ob diesmal nicht sie den Krieg führen. (Nachtrag: Inzwischen hat man das Umsichgreifen solcher Merkzeichen mit Recht als Landesverrat unter Strafverbot gestellt.) Dasselbe vom Kriege sagen uns — notabene, da die Sache bei ihnen schief geht — die französischen Bürger und Bauern, mit denen wir in ein Gespräch kommen. Wer führt ihn? England, das niemandem etwas gönnt und alle Völker lediglich als die Mittel zu seinen Zwecken betrachtet. Gut. Die englische Selbstsucht und Weltausbeutung, der „englische Krämergeist". Nun erfordert aber die Ehrlichkeit, sich einmal darüber klar zu werden, wie groß denn noch unser Recht ist, diesen englischen Krämergeist verächtlich, verwerflich, gemeinschädlich zu finden.

Wir sitzen da, eine zufällige Abendgesellschaft, bei der abschließenden Zigarre, und nachdem wir, wie immer, vom Kriege geredet, kommen wir denn auch auf den Frieden und was er, den Sieg vorausgesetzt, Deutschland bringen soll. Es werden darüber ja auch schon von Professoren, die eine wissenschaftliche Theorie besitzen — eine dieser abstrakten Formeln, auf die morgen eine neue folgt — oder die zeitliche Worte Bismarcks anführen, welche 1866 und 1871 bestimmten Zweck hatten, öffentliche Auseinandersetzungen gehalten. Wir sind nun der beschränkten Untertanenmeinung, ein so ungeheurer, von der ganzen Weltgeschichte noch nicht in solchen Maßstäben erlebter Krieg müsse natürlicherweise auch in der weiteren Weltgeschichte seine Spuren hinterlassen. Daß dies dann der Fall sein wird, wenn wir besiegt werden, ist gewiß. Und daß das am gordischen Knäuel des feindlichen Völkerhasses aufgehängte Damoklesschwert über uns schweben bleiben wird, sofern wir als Sieger jetzt nicht so viel Herz haben, es mit scharfem Alexanderstreich herunterzutun. Darüber reden wir. Nicht als „alldeutsche" Strudelköpfe oder so dergleichen. Niemand will im fernen Ziele sogenannte Weltherrschaft; zu deutlich sind die warnenden Beispiele, wie man, wenn man über die Nationalität, was sie bewältigen kann, hinausgeht, beständig zum Sichübernehmen gezwungen wird, bis es zuviel wird. Napoleon wollte es anders als Kaiser, er dachte im Tiefsten entgegengesetzt wie sein englischer Todfeind, er hoffte nach 1807, nach 1809, sich endlich auf die Befestigung Frankreichs und seiner inneren Verhältnisse zurückzuziehen. Seine Tragik liegt in dem Verzichtenmüssen auf eine frugalgesunde Friedensregierung, auf die Errichtung eines neuen großen dauerhaften Sparta mit zugefügten perikleischen Zügen, als Gegenideal des plutokratischen britischen Weltimperialismus. Nicht zuletzt als der Mann des Brumaire, der die Thermidorianerregierung der Bankmänner und Staatslieferanten zum Teufel gejagt, war er der Abgott der Männer der Ehrenlegion („Honneur et Patrie"), der Offiziere, Soldaten, des ärmeren und kleinen Volkes.

Wir sind der bescheidenen Meinung, Deutschland müsse im Frieden nunmehr das gewinnen, was uns als einem solchen Volke, wie es Napoleon erträumte, die absehbare Friedenserhaltung und die Freiheit der nationalen Entwicklung

sichert. Da sitzt auch einer dabei mit seinem zuhörenden, überlegenen Lächeln. Endlich, seine Zigarre gemessen abstreichend, beteiligt er sich auch. „Nur wirtschaftliche Ziele! Ausschließlich!“ Und mit der Sicherheit der fachlichen Gesichtspunkte setzt er uns das, worauf es ankommt, auseinander. In Frankreich fehlt es an großzügigen Kreditverhältnissen, bis herunter zu den Begriffen von „Kasse“ und „Ziel“. Das ganze Kapital steckt in rückständigen Bedingungen. Nach dem Kriege werden dort Industrie und Handel derartig große Aufgaben finden, daß sie sie gar nicht ohne fremde Beteiligung zu bewältigen vermögen. Es darf drum beileibe nichts geschehen, um Frankreich politisch zu verstimmen. Eine richtige deutsche Politik ist aufs stärkste daran beteiligt, Frankreich als ebenbürtige Großmacht zu erhalten, damit wir es und seine Kolonien, ohne daß es der einzelne französische Dummkopf merkt, als Feld für unsere großzügige wirtschaftliche Bestellung erobern.

Der Mann mit diesen Gedankengängen war kein Handlungsreisender. Es war einer, der mit Verstand studiert hat, alle statistischen Bücher und stets den Handelsteil der Zeitung liest. Daß er freilich Schiller begreifen könnte oder eine blasse Ahnung von Ernst Moritz Arndt hat, ist mir sehr unwahrscheinlich. Er würde auch zu dieser Idee nur wieder lächeln. Ein sehr gescheiter, höchst moderner Mann, durchaus nach seinen Fähigkeiten berufen und durch nichts gehindert, eine juristische Zierde unserer Hochfinanz oder amtlicher Stellen zu werden.

Es ist das Wunderliche unseres Ideenvolkes, daß wir uns den materiellen Gedankengängen gleichsam als stärkeren Unanfechtbarkeiten beugen. Es sind die Dinge, an die wir zunächst nicht gedacht hatten, die wir eigentlich nicht mögen; unsere bereitwillige Selbstkritik erkennt die einseitige Versäumnis an, entdeckt das Unbeachtete, die Ponderabilien, die sich eröffnende neuere Belehrung. Und als die neuere, spätere, erlangt sie so leicht ein verwandelndes Übergewicht.

Das wird auch zumal vom Staatsmann gelten. Darin bleibt Napoleon einsam stehen, daß er, obwohl er die bitter beengende Armut durchgemacht und ihr auf etwas grobe Art persönlich abgeholfen hatte, sich als Herrscher zu dem schließlichen Ende hinausdachte: das Glück der Menschen Europas würde darin liegen, wenn man die materiellen Verhältnisse noch einmal bis auf die Naturalwirtschaft zurückzuschrauben vermöchte. Nicht als Absicht, aber als Sentenz hat er es ausgesprochen — als ein Oxymoron seiner beliebten Schroffheit, wie es die Zuhörenden verstanden.

Die willige Belehrung durch das Übergewicht der materiellen Bedingungen kennen wir Historiker besonders gut. Eine Zeitlang stand Ranke auf der Höhe, der den Schritt getan hatte, das Geschehen herauszulösen aus der Begreifung durch sich seltsam abstrakt vollziehende große Konstruktionen eines philosophisch-mathematischen Weltschöpfergeistes. Indem er die Menschheitsgeschichte in ihre Selbsteigenheit wieder einsetzte, stellte er sie dar aus der Psychologie, aus der Triebkraft und Bildung der vollbringenden Individuen, in deren Willen und Anschauungen jedoch die großen allgemeinen Ideen und Strömungen, namentlich die höchsten und ewigen, Religionen, Bekenntnisse, umfassende große Staatsgedanken, Ordnung, Gemeinwohl, Erziehung, sodann die gemeinsamen — zwar nicht allzeit auch bewußten — Rassen- und Volkstumsinstinkte leitende, vollziehende Ge-



walt ausübten. Dann kam, von Frankreich her, letzten Endes noch aus den Enzyklopädisten, sonst aus den gleichfalls älteren Condorcet und Comte, die neue bahnbrechende wirtschaftliche Begreifung des Geschehens — ja nun des sämtlichen menschlichen Handelns, nach der bekannten Erscheinung, wofür jede Wissenschaft, Praxis, Literatur und Kunst die Belege liefert, daß das „Neue“ das „Alte“ gerne auf allen Punkten über den Haufen rennt. So haben denn der gewaltige Karolinge und der schimmernde Staufer nur vollzogen, was sie nach den materiellen Lebensbedürfnissen nebst denen des Fiskus mußten. Und wenn Ranke uns von den philosophierten „Stufenfolgen“ befreite, die von den Zeitaltern der Menschheit als großen Formationen der Willenslosigkeit versinnbildlicht wurden, so kamen nun neue Philosophen der Naturwissenschaft, die den Triumph des Geistes damit abschlossen, daß sie auf ihre Art abermals darlegten, wie es in der Geschichte gar keinen Willen und keine persönliche Führung, also auch keine Aufgaben, Theorien, Ideen, Geistigkeit, sondern allein den Massenzwang gebe. Allerdings steht diese Beweisführung, die durch die Überzeugungskraft alles dessen, was sich realistisch anhört, die ungeheuerlichsten Mängel an Logik und Realität verdeckt, außerhalb der besonnenen Fachhistorie und strudelt nur das Ideenbedürfnis eines Teils des sich geistig anstrengenden Dilettantismus in sich hinein.

Bei alledem aber steht es doch so, daß heutzutage die „vorgeschrittene“ Auffassung dahin geht, daß uns das eigentliche Licht der politischen Gedanken in Geschichte und Gegenwart aus den äußerlichsten Notwendigkeiten, Wünschen, Anstrengungen erhelle. Es gibt nicht so viele Deutsche mehr, die sich nicht wissender und gescheiter und eingeweihter vorkommen, wenn sie bei dem, was vorgeht, die Börsenbedingungen erkennen, denn in der Spekulation mündet ja letzten Endes der Fleiß der übrigen zusammen. Wenn wir, als eigentliche Fremdlinge und schwache Sachverständige im plattmateriellen Denken, uns durch einleuchtende wirtschaftliche Analysen der Geschichtsvorgänge erkenntnisreicher gemacht vorkommen und von der Naivität zur Realpolitik emporgehoben fühlen, so kann man das Entsprechende demjenigen, der in die lebendige Forderung der Geschichte hineingestellt ist, gewiß nicht übelnehmen. Der hohe Staatsmann, der sich persönlich darin unzulänglich fühlt, wird seinen Bankmann noch mit mehr Eindruck, als seine Geheimräte hören oder, wie Caprivi, einem akademischen Volkswirtschaftler folgen, der ihm modern genug erscheint. Dem in seinen Belehrungen gewissenhaft vorurteilslosen Monarchen gehen durch den Umgang mit Geldleuten neue Welten auf, von denen ihm seine einstigen Jugendinstruktionen trotz aller Fabrikbesuche usw. keine Ahnung zu geben vermochten; zu unseren Herren Diplomaten kommen sehr faßbare Ersuchen aus Berlin und damit in Verbindung stehende Generaldirektoren, und dann gibt es tatsächlich zu arbeiten und manchmal etwas auszurichten. Daß aber das alles auch seine großen Notwendigkeiten für die Gesamtheit hat und einseitig, kurzsichtig nichts daran zu tadeln ist, hat uns gerade soeben die finanzielle Kraft und Rüstung des Reiches erwiesen, denn ohne sie wären wir verloren gewesen.

Aber darüber darf nicht verkannt werden, daß der materielle doch nicht der alleinige Rahmen der Volksentwicklung ist und wir auch mit der finanziellen

Reichsmacht verloren gewesen wären, ohne ein Volk von Offizieren und Soldaten, das doch nicht zunächst für die Dividendenvermehrung, sondern für sein Vaterland und Volkstum, für dessen Errettung und höchste Ideen begeistert und freudig und todesmutig sein Leben in die Schanze schlägt. Noch war diese Volkserhebung möglich. Daß sie es noch war, damit sank der schwere, bange Alb hinweg, der seit länger auf den Besten der Deutschen gelegen. Dies „Noch" war die desto freudiger hervorbrechende gedankliche Erlösung, die im ganzen denkenden Deutschtum den furchtbar schweren Krieg fast wie ein errettendes Glück begrüßen ließ. Nicht nur der vergleichende Historiker konnte angstvoll schon mehr und mehr in unserem öffentlichen Leben und Geschmack die Züge des sinkenden kaiserlichen Rom wahrnehmen, — um so beklommener und die Güter der Vergangenheit betrauernder, als es in Rom doch in der Hauptsache die asiatischen und andere Freigelassene waren, die durch ihre an allen Stellen, vom Sekretariat des Kaisers an, beherrschende persönliche und wirtschaftliche Macht den Staat zugrunde richteten und das alte Römertum in die Ärmlichkeit und Mundtotheit, allenfalls in die Satire hinunterdrückten, während bei uns die eigenartige Anpaßlichkeit der eigensten Volksgenossen in jenen überwiegend kapitalistischen Zielen eine glückhafte vaterländische Entwicklung sieht. Wir würden, wenn es nach solchen geht, einen Frieden machen, dessen Früchte nur immer weiter auf spätrömische Art sozial und materiell das Volk zerklüften und innerlichst entwurzeln müssen: die allzu Reichen auf der einen Seite ebenso, welche in allen Ländern interessiert sind, wie auf der anderen Seite die stetig heruntergedrückten, abhängig gemachten Gebildeten und überhaupt die durch die stetige Entwertung der Erbgüter und der Kleineinkünfte allzu Verarmenden, wobei dann im übrigen unter diesen Verhältnissen auch weiter die ganze Welt fortfährt, uns als die Nation zu hassen, die sich überall auf fremdem Boden anderer Leute einnisten und dort durch nicht zu bestreitende Regheit und Tüchtigkeit, aber auch durch die Verkapptheit und Unterbietung sich bereichern will. Das wäre in absehbarer Frist die Wiederholung des gleichen Krieges, nur gegen eine noch größere Gemeinschaft von Feinden, die die Abneigung und der Widerstand gegen uns, stärker als alles, was sie trennt, verdichtet. Wer aus dem Sieg dieses Krieges, sofern er uns wird, derartig verstandene wirtschaftliche Aussichten begehrt, der verrät uns für den Judaslohn der Silberlinge, die uns auf zweierlei Art, von außen und innen, verderben und endlich aus der Geschichte löschen. Das wäre selbst dann noch zu prophezeien, wenn es denkbar wäre, daß uns eine von der staatlichen Flagge gedeckte Vormacht in der materiellen „Weltherrschaft" zufiele. Nur diejenige Ausdehnung einer Volksmacht ist gesund, die sie zugleich auch mit ihrem Volkstum, mit schaffenden Werten auszufüllen vermag. Nicht Ägypten, nicht alle Schätze Indiens, nicht die Londoner Börse, die sich kläglich genug benahm, sondern Australien, Neuseeland, Kanada verbürgen die Dauer Englands und seine Unvernichtbarkeit. Und sein Anrecht, nicht bloß ein Krämervolk zu heißen. Seine verhängnisvollen Versäumnisse in häuslicher Nähe hat es auch begangen, sie heißen Irland, das ihm nach dem freien Meer hin vorliegt, was vielleicht bald eine Hauptgefahr für England wird.

Wir wollen einen Frieden, der Aufrichtigkeit und Dauer in sich trägt, der uns nicht schimpflich macht und unserem Namen Stärke und Achtung schafft. Denn Achtung erlangt man niemals, so wenig im Privatleben, wo wir es fast allzusehr begriffen haben, wie in der Völkerpolitik — wo wir es anscheinend nie begreifen —, wenn man sich nur ewig entschuldigt und offene Türen möchte. Ferner, auf daß wir nicht zum zweiten Male den Kriegsgott mit den Worten: Es ward Zeit, daß du kamst! begrüßen müssen, sollen wir für unser Volkstum große gemeinsame Aufgaben schaffen, die ideale, das heißt in dem Falle immer nationale, sind, noch vor den materiellen, die sie dann auch auf eine natürliche, wetterbeständige Art einschließen und erfüllen, und aus denen man uns nicht dann eines Tages beliebig zur offenen Tür herausschmeißen kann. Ein derartig kämpfendes und alles darbringendes Volk hat das Recht darauf, sich im geistigen Zielgedanken zu verständigen, was es für seine Zukunft braucht, hat das höhere Recht darauf, daß der vaterländische Lebenswille der mündigen großen Gesamtheit nicht bloß von Flüstergruppen von Beamten und Finanzgrößen ausgelegt wird; daß man es nicht überrumpelt mit Regelungen, die immerhin einmal unvermutet ins Werk gesetzt werden könnten. Wir brauchen in erster, allererster Linie das, daß wir unsere Feinde forthin friedlich im Schach zu halten imstande sind, und über das Wie hat hier zuerst der gesunde militärische Menschenverstand zu gutachten, nicht etwa der Gelehrte, der auf Theorien reitet, die ja manchmal durch ihre innere Armut für den Amtsherrn die bequemeren sind. Die wir unsere Ältesten in den Krieg ziehen ließen, wir wollen nicht auch unsere jüngeren, heranwachsenden Kinder zum zweiten Male dafür hergeben; wollen, daß sie Taten der nationalen gesicherten Friedensarbeit für das Vaterland vollbringen; für unser Volkstum gilt es ein faßbares deutliches Wirken und starke urbarmachende, faustisch umwandelnde Ziele, die die Menschen emporreißen, zu gewinnen.

Der militärische Verstand wurde hier nicht aus einer durch die Zeit gegebenen Vertrauensbevorzugung zitiert. Wir haben Beweise genug, wie viel Tüchtigeres und Rascheres Heeresverwaltungen, die der Marine eingeschlossen (Tsingtau!), in der Kulturarbeit der Fürsorge und bündigen Vernunft ausrichten, als so manchesmal — es bessert schon! es gibt erfreulichste Ausnahmen! — die Zivilverwaltung mit ihrer in labyrinthischen Paragraphen-Auslegungen erstickenden Vertiftelung und leidigen Schleppfüßigkeit und hämorrhoidaren Schwachherzigkeit. (Vollends wenn bestimmte Gebiete auch die Sammelstätten derer werden, die von den vereinigten bundesstaatlichen Bureaukratien wegempfohlen werden.) — Daß die zu diesen Zeilen im Türmer drängenden Warnungen, die gewiß keine Ausflüsse von Militarismus sind, berechtigt sind, Verständniszustimmung in den Kreisen verantwortlicher Heeresoberer zu hoffen, dafür haben wir erst kürzlich einen Beleg erhalten. Stimmen, die sich ungehindert in der norddeutschen Presse geltend machen konnten, deuteten einen Tadel des kaiserlichen Gouvernements in Brüssel an, daß es die Gelegenheit nicht benutze, die belgische „Konkurrenz“ der dauernden Lahmlegung zu deutschen Gunsten zu überliefern, daß es vielmehr sich anstrengt, das dortige einheimische Wirtschaftsleben wieder nach Möglichkeit in Gang zu

bringen. Die kaiserliche Verwaltung hat hiergegen ihre Haltung mit einer ebenso vornehmen Abweisung, wie mit triftigen realen Gründen verwahrt und den Herren hauptsächlich erwidert, was sie am ehesten verstehen. Aber die ganze Schäbigkeit der Zumutung bleibt doch noch rund herauszusagen: die äußere und innere Gefahr für unser Volk, wenn solche Auffassung politischer Machtausnutzung keinen genügend hörbaren Widerspruch findet, wenn sie oben und unten im Staat allmählich für die gültige Äußerung des öffentlichen Denkens genommen wird und dem Ausland greifbarste Beweise für die nur noch heuchlerischen Idealismen und Gerechtigkeiten der Deutschen liefert. Damit erweist man sich nicht zum führenden oder nur weltmännischen Volke geeignet, auch wenn von unermüdlichen Zungen und Federn das Wort Kultur mißbraucht wird. Solches war nicht der Sinn, daß am deutschen Wesen einstmal noch die Welt genesen werde, wie der edle Geibel sang. Dann hat die Welt viel eher im Hasse recht, der von uns genesen will. Dann bleibt England, wenn es dreist und patzig mit seinen Schiffskanonen die Gewalt der Selbstsucht übt, als der minder verächtliche Teil anzuerkennen.

Wir haben innere und äußere Anlässe genug, unsere Reichs- und Regierungsideen nicht so hervorstechend mit den plattmateriellen Einflüsterungen bestimmter Schichten gleichzusetzen. Mit unserem ewigen politischen Erklären, nirgends etwas anderes als Handelsprofit zu wollen, sind wir in diesen Krieg geraten, den eine aktivere, wachere, geachtetere Politik wohl im voraus anders hätte wenden können. Und wir haben im Innern, was zu vergessen auch durch den Krieg nicht geboten werden kann, eine nicht nur durch Zahlen starke Partei, deren eigentlicher Sinn die Bekämpfung der privatkapitalistischen Wirtschaftsform ist, — wenn sie auch infolge gewisser Führungen und Umstände bisher die meiste Zeit ihren Eifer wesentlich gegen die Monarchie, die nationale und religiöse Überzeugung, die bodenständigen Berufe und Geburtsstände verschwendet hat. Ihre Krieger im Felde werden nationaler in ihrem Gefühl zurückkehren und sich fortan besser und schicksalsverbundener wieder mit dem übrigen noch von Ideen, Menschlichkeiten, rechtlichen Gesinnungen beseelten Volksteil verstehen. Das ist die große Entscheidung im Frieden — und durch den Frieden —, ob diese beiden gewaltigen Flügel der wählenden und wollenden Gesamtheit sich in aufbauender, werktätiger Freudigkeit verständigen werden, oder in der Erbitterung. Das zürnende Blücherwort von 1814 ist unvergessen. Ein ähnliches Erlebnis der Nation durch ihre Diplomatie würde, so undenkbar das auch im Hohenzollernvolke sein muß, das verlorene und durch keine Metternicherei zu rettende Vertrauen in unsere Führung sein.

Wie sang Uhland?

> Doch Heldenblut ist dir geflossen, dir sank der Jugend schönste Zier.
> Nach solchen Opfern, heilig großen, was gelten diese Lieder dir?

War ihm das unsterbliche Lied nicht genug, so soll auch gewißlich nicht der seelenlose Krämergeist, der beim Frieden am liebsten so tun möchte, als ob „nichts passiert“ sei, und der schon so manches dazu beigetragen hat, daß wir Geschichte nicht zu machen, nur noch zu erleiden fähig waren, das Ende dieser heilig großen Opfer sein.



Mein Einziger · Von Victor Blüthgen

I.

Mein Herz ist voll Beschwerde,
Bin selten froh:
Du schläfst in Frankreichs Erde
Irgendwo.

Aus deinem Flugschiff im Hafen
Kamst du zur Ruh,
Deine drei Wunden schlafen
Stille wie du.

Melancholisch das bleiche
Herbstliche Laub
Streut eine alte Eiche
Über den Staub.

Wo deine Seele geistert?
Alles ist leer.
Der Traum, den keiner meistert,
Bringt dich nicht her.

Trotzig auf eigenen Wegen
Dientest du dir —
Kannst du dich heimlich regen,
Komm doch zu mir!

Daß wir uns Arme breiten
Wieder zu zwein,
Wie in verflossenen Zeiten,
Wo du noch klein —

Wo man mit süßen Brocken
Dein Herz gewinnt,
Deine weißblonden Locken
Flattern im Wind.

II.

Er ist nur einer, meint man, von den vielen.
Im Grunde heißt das doch mit Worten spielen.

Das Vaterland muß bleiben, nicht der eine:
Doch, mit Verlaub, der eine ist der meine!

Er war ein Teil von mir, von meinem Leben —
Er hat mich selber in den Tod gegeben.

Die Kugeln trafen mich, die ihn erschossen,
Es ist mein eigen Blut, das da geflossen.

Ich grüble, wie sich das von mir kann scheiden;
So mag der Arzt ein Glied vom Körper schneiden.

Was man verliert, es bleibt mit jedem Stücke,
So sagt man, deutlich im Gefühl zurücke.

Du meine Jugend, der die Zukunft lachte:
Du bist das Opfer, das ich selber brachte.

Nicht daß ich deinen Heldentod beneide —
Doch daß — ich — lebe, ist's, wodurch ich leide!



Aslaug

Nacherzählt von Otto von der Mülbe

In Norweg, auf einsamer Heide, hart am brandenden Meer, stand ein Haus, umbraust von Stürmen, umschrien von Meervögeln — nur selten besucht von Obdach heischenden Gästen. Aki hieß der Bauer, Grima sein Weib, Modur der Hund.

Aki war eines Tages fern; da sprach ein Wanderer vor, der fuhr im schlichten Mantel durch das Land, doch war die Gestalt die eines Helden. Den Kopf trug er hoch, so daß sein Auge oft zu den Wolken flog und nicht am Boden hing, wie das eines Bauern. Unter dem Mantel trug er eine Harfe. Wie zärtlich strich er über die Saiten, daß ihr Spiel lieblich erklang.

Der Gast heischte Met, heischte kräftige Speise und bot Gold als Zahlung. Heimir nannte sich der Held, von Frankenland, — und bald saß er bei dem Weibe und leerte den Krug.

Das Weib blies in das Feuer, daß es hell aufflackerte, zerschnitt Speck und schimmernden Lachs und briet in der Lohe. Sie ließ es dem Gaste nicht fehlen; aber wütig scharf sahen ihre Augen, nach Buschkatzen Weise, und entdeckten am Arm den schweren Goldreif und sahen hinter dem Deckel der Harfe ein Glänzen und Blitzen. Da meinte sie, der Gast berge einen Schatz und sprach diese Worte: Wenn Aki, mein Mann, heimkehrt, wird er Lärm erheben. Geh in die Scheune und lege dich zum Schlaf.

Heimir tat also. Das Weib aber beredete den heimkehrenden Mann, den Schläfer zu erschlagen und den Schatz zu gewinnen. So fiel der Held aus Frankenland unter der Axt des habgierigen Bauern und fuhr nach Hellheim, fern von Walhall, dem Sitze der Asen.

Nun griffen die Mörder die Harfe, trugen sie in die Behausung, und es war ihnen, als hörten sie Wehklagen hinter den Saiten. Als sie aber den Deckel geöffnet, ging daraus hervor ein feines Mägdelein, schneeweiß von Haut und so licht und funkelnd von Haar, daß all die Wände der Hütte erglänzten. Da ward ihnen bange, man möge merken, daß diese Goldfrucht nicht ihrem Schoße entfallen und möge der Mord ruchbar werden. Sie schoren deshalb dem Kinde das Goldhaar, ließen es in Schmutz und Ruß gehen und gaben ihm eine Haselgerte, die Geißen zu hüten.

Das Mägdelein blieb bei den Bauern manch Jahr und ward Kraka, d. h. Krähe, genannt.

Oft stand sie am Meer und ließ die Augen sehnsüchtig nach Süden schweifen, ob nicht ein Segler käme, sie zu besseren Menschen zu bringen.

Als sie einst so stand, sah sie ein schönes Langschiff die Wasser durchschneiden. Die Fahne am Mast flatterte, es war ganz übergossen vom Schaume der Wogen. Am Steuer stand König Ragnar; wie Gold glänzte der Helm, die Brünne wie Glut. Er ließ die Segel schnüren, die Kiele zu Lande laufen und den Anker in den Grund beißen. Ein Boot ward niedergelassen, das stampfte der Küste entgegen.

Da wandte sich Kraka vom Strande, wusch sich schneeweiß, wusch auch ihr Langhaar licht und glänzend, — und als nun die Mannen des Königs in das Haus kamen, das Korn zu schroten und zu backen, und als Kraka half und den Teig rollte, ging eine solche Schönheit von dem Mädchen, daß die Männer nur immer nach ihr schauen mußten, ihrer Arbeit nicht acht hatten und das Brot verdarben.

Ungern kostete der König das Backwerk, denn schwarz und gallig war die Kruste; als er aber von dem Lichtwunder der Hütte hörte, verwehten die Wolken, er heischte zu wissen, ob die Klugheit der Maid der Schönheit gleiche. Er sandte ihr diese Botschaft: sie möge kommen, weder im Kleid noch unbekleidet, weder allein noch geleitet von einem Mutterkind.

Kraka überdachte die Worte. Sie legte die Kleider ab, wickelte sich in ein Fischnetz und ließ das Goldhaar frei darüberwallen, das umgab sie wie ein funkelnder Mantel. Zum Geleit nahm sie Modur, den Hund.

Der König stand am Borde; er sah sie kommen in all dem sonnigen Glanz, und sein Herz ward ihm warm, — er streckte ihr die Hände entgegen.

Da sprang Modur vor und biß den König durch das Gewand in den Arm, daß das rote Blut aus dem Ärmel troff.

Die Wunde brachte die Mannen in Wut: ein Knecht nahm den Bogen und tötete den Hund.

Da wollte Krake traurig werden; doch der König ließ unter ihren Füßen Teppiche breiten, ließ sie niedersitzen auf einen goldenen Stuhl, bekleidete sie mit dem köstlichen Königsmantel und sprach: „Süß und sorglos sollst du nun hier ruhen und den Meervögeln lauschen, denn ich begehre dich zu meinem Weibe."

Kraka aber überdachte, wie schlecht sie, die sonst im schlichten Kleide über grauen Kies geschritten, zur Königin tauge, — sie bat, heim zu dürfen und zu warten, ob fern von ihr des Königs Herz die alte Ruhe fände.

Da ließ sie der König noch einige Zeit auf der Heide und befuhr das Meer; aber der Harm im Herzen wuchs, und bald kehrte er zurück und machte das Heidkind, dem Einspruch seiner Mannen zum Trotz, zur Königin.

* * *

Die Zeit ging hin, — der König war auf Heerfahrt, die junge Königin Kraka saß mit Wanahild, ihrer Gespielin, im Frauengemach und wirkte Gold in glänzende Seide. Wanahild war traurig und erzählte einen Traum: einen Wolf habe sie heulen hören. Die Herrin meinte, das bedeute Gutes, bald könne sie des Königs Heimkehr erwarten. Wanahild aber wollte nicht heiter werden: hungernd und greinend habe der Wolf ihre Knie umgangen, das bedeute Unheil. Da stand die Königin auf und ging vom Schloß hinaus in die Nacht.

Sie ging waldwärts an ein Wasser. Dort setzte sie sich auf einen Felsblock unter die sausenden Wipfel. Alsbald ließen sich drei Schicksalsfrauen in Schwanengestalt herab auf die Flut, die waren über die Welt geflogen und sangen ihr dies: Ihr Gemahl sei auf der Heerfahrt nach Uppsal gekommen. Da lief er König Eissteins Land an und ging ein als Gast. Am Abend nahm er Eissteins Tochter als Bankgenoß. Die Maid trank ihm Wogenglück, trank ihm Wehrglück, schaute ihn an mit wunderglänzenden Augen. Da drangen Ragnars Mannen in ihn, sich

von der Bäuerintochter Kraka zu scheiden und die ebenbürtige Ingbiörg zu freien, und der König ließ sich betören. So ward Ragnars Verlobung mit Eissteins Kinde gefeiert.

Da Kraka dies hörte, ward ihre Wange schneeweiß, wankend saß sie auf dem Wogenstein, ließ ihr lieblich Antlitz sinken, und die Esche über ihr bebte; — die Schwäne aber hoben sich mit klatschenden Flügeln und flogen über die schimmernden Wipfel in die Mondnacht hinaus. — Und stille war's, und der Königin Herz war todkrank.

Da erschollen Schritte: ein Nachtwandler kam daher; grau war sein Bart, fahl das Antlitz, wie erloschen die Augen. Der ging an Kraka heran und bat um Herberge im Schloß: er habe mit ihr zu reden.

Die Gramerfüllte erhob sich, ging ihm vor in den Saal, fachte das Feuer und sprach: „Dieweil nun alle in Schlaf gesunken, kein schleichender Lauscher am Tor, sag deine Sendung, sie sei gut oder böse."

Der Gast nahm keine Speise, nahm keinen Trank; er stand in stilles Leuchten gehüllt und hub an: „Kunde ward mir von dir und deinem Gemahl. Ragnar will Eissteins Kind freien, weil er dich einer Bäuerin Tochter wähnet. Ich aber sage dir: du bist König Sigurds Kind, den sie den Gehörnten nennen, du bist des Schlangentöters Tochter! Als der grimme Hagen ihn erschlug, am Bronnen unter den Laubbäumen, trachtete man auch dir nach dem Leben; doch ich barg dich im Kasten einer Harfe und fuhr sieben Tage über Land und zehn Tage über Meer bis nach Norweg hinein: da ward ich im Heidhaus erschlagen! Fluch Aki, dem Bauern, zehnfacher Fluch dem Weibe, das ihn beriet! Ich möchte ihren Tod nicht schauen. — Solches aber sollst du deinem Könige sagen: die Tochter dessen, der Fafnir, den Wurm, erschlug, sei die stolzeste Maid zum Freien, und will er ein Zeichen, so wird es euch Odin nicht versagen, denn du, Kind, stehst bei den Göttern in Gunst. Und nun höre noch dieses: Nicht Kraka, nein, Aslaug, Asenlichtloh ist dein Name, — und der dir dies kundtut, ist der tote Heimir, dem Odin die Pforte geöffnet, die das Diesseits vom Jenseits trennt."

Als der Schattengänger also gesprochen, ward ein Rauschen über dem Saal und eiliger wie der Wind war er entschwunden.

Auf purpurnen Stufen stieg die Sonne empor. Das Frühlicht floß zu Aslaug herein, küßte das Leuchten ihres Hauptes wach und drang in das Herz der holdesten Königin. Da ward auch ihre Stirn wieder heiter.

* * *

Auf wieherndem Hengst ritt der König ins Schloß; er stürzte den Helm ab. Unfroh schritt er in das Gemach. Die Mannen stiegen hinterdrein, die Treppen schütterten. Im Biersaal wurden Bänke gerückt, Tische geordnet; das Haus erschallte. Nun hing man den Kessel über die Flammen, die Sudwellen sangen. Das Mahl ward aufgetragen. Die Reden flogen; die Männer lachten und leerten die Hörner.

Da ging Königin Aslaug Goldgefieder, setzte sich ihrem Gemahl sorglos aufs Knie, schaute ihm in die Unlustspiegel und sagte schelmisch: „König Ragnar, was weißt du Neues deinem Weibe?" — Der König aber, den Treubruch im Herzen,

erwiderte also: „Frau, das hab' ich erfahren: Nacht wird's, wenn müden Wanderern der Mond erscheint, und Tag wird's, wenn die Aare schreien, die Möwen auf Raub in das Meer stürzen. He, Kämmerer — leit mich ins Schlafgemach!"

Und der König schickte die Mannen zur Ruh. Trotzig ließ er das Haupt in die Seidenkissen sinken und sann.

Da ging Königin Aslaug Goldgefieder herzu, legte sich sorglos zu ihrem Manne, nahm sein finster Haupt sanft in ihre süßen, schimmernden Arme und sagte „Lang leidet Geduld, der lieb hat. König Ragnar, weißt du nichts Neues deinem Weibe?"

Der König fuhr auf: „Weib, das weiß ich: müd wird der Mann, der weite Wege reitet auf grimmkaltem Rennsteg, umwirbelt von Flocken, — und nun schlief ich gern, doch scheucht dein Gemurmel den Schlummer."

„O König," sagte Aslaug, „tief könntest du schlummern in meinen Armen, süß und sorglos nach scharfem Ritt; — aber dein Treubruch macht dich schlaflos. Flammen seh' ich entfacht, Feuer haben deine Mannen an das Dach unserer Liebe gelegt, unter dem uns so wohl war. Zieh keine Zornesfalten, mein König! Wohl habt ihr Männer euch Schweigen gelobt, bis Eissteins Kind dein; aber dennoch weiß ich die Kunde, weil es Allvater wollte. — Und nun hör den Zaubersegen, der die Glut soll löschen, der deine Mannen mir soll versöhnen, und sie soll knien lassen vor ihrer Königin, — so wisse: ich bin nicht geboren als der garstigen Bäuerin Kind, noch wußte die Schlechte, wer mein Vater. Gold gewannst du für grauen Kiesel, denn ich bin Aslaug, König Sigurds, des Gehörnten, Tochter, der da tötete Fafnir, den Wurm."

Als der König das hörte, fuhr er aus den seidenen Kissen, saß aufrecht, faßte die Fraue an den feinen Händen: „O Kraka, stets warst du mir werter, als meine neidischen Mannen wollten, stets hatt' ich dich lieber, als mein leuchtendes Schwert! Du mein Sonnenglanz, du mein Goldgefieder, du mein zärtlich, mein lieblich Gemahl. Allzeit ging meine Seele dir nach. O sprich, wie kamst du zu der Kunde? Gib Zeichen, damit sie uns glauben!"

Und nun nahm der König das schimmernde Haupt in die Hände und küßte den roten, sanftlächelnden Mund, dem die klugen Worte entfallen. — Und Aslaug sagte ihm alles, von den drei Schwänen und von dem Raungespräch, das sie mit Heimirs Schattengestalt gehalten; aber die Gatten wurden sich einig, daß es vor den Mannen eines stärkeren Beweises bedürfe.

Und wieder sann der König, und wieder begann der Königin süßkluger Mund zu plaudern: „Ragnar, mein junger König, der Schattengänger sagte, Odin wolle all unser Wünschen erfüllen. Nun sind wir bis heut' ohne Kind: mein herzlieber Gemahl, lasse uns wünschen einen jungen Sohn, zum Zeichen seines Stammes unterm Augenlid das Bild Fafnir, des Wurmes."

Da sie also geredet, barg sie rasch das lichtlockige Haupt in die Seidenkissen und schwieg.

* * *

Monde vergingen, die Wälder grünten: da kam zur Welt ein goldhaarig Knäblein. Aslaugs Augen lachten es an; der König setzte es auf die Knie und siehe:

es trug das Bild der Schlange unter dem Lide. Also ward es genannt: Sigurd Schlangenauge. Der König zeigte den Mannen das Wunder der Götter: da ward allen inne, daß kein edler Weib dem König könne verbunden sein, und es war ein stolzer Jubel allwärts.

Ragnar aber und Aslaug herrschten seit diesem Tage selig über das Land.



Nächtlicher Angriff · Von Paul Zech

Hinterm Walde blitzen hell Gewehre.
Durch den dunklen Himmel rollt der Sternenwagen.
Und die Jäger schultern die Gewehre,
Und der Tambour muß das Kalbfell schlagen.

Ängstlich fliehen Schatten vor den Schritten
Und zerplatzen in dem hohlen Scheinen.
Und der Hohlweg widerhallt von Schritten,
Wo die Eisen Funken haun aus Steinen.

Spukhaft droht ein Dorf aus rotem Nebel ...
Glitzernd wie gezogene Silberstreifen
Pfeifen Kugeln durch den roten Nebel,
Und der Feind ist nahe wie zum Greifen.

Bajonette sausen blank zusammen
In den Lüften, die wie Wände zittern,
Und die stolze Mauer stürzt zusammen,
Wo die Kolben Schirm und Schädel splittern.

Breithin wie entrollte Fahnen
Strömen Wolkenschwaden und verschäumen,
Und das Dorf hißt hundert weiße Fahnen,
Und der Mond verblutet in den Bäumen.

Hinterm Walde dunkeln die Gewehre
Hoch in Reihen, friedlich aufgestellten.
Amseln klettern über die Gewehre,
Und die Jäger rauchen vor den Zelten.



Die russischen Grenzlande
Von Mantis

In den letzten Jahren ist in Deutschland manches geschehen, um eine bessere Kenntnis Rußlands weiteren Kreisen zu vermitteln. Das war durchaus dankenswert; aber nicht zu billigen vermochten manche Leute, daß die Führer jener Bewegung allzu hoffnungsfreudig waren: sie schienen es als selbstverständlich zu betrachten, daß sich bald gute Beziehungen zwischen beiden Ländern würden herstellen lassen. Das war ja doch der hervorstechende Zug der deutschen Auslandspolitik, daß sie das Ausland durchaus als Freunde Deutschlands gewinnen wollte, und man darf es als ein großes Glück für Deutschland betrachten, wenn unter jenen Bemühungen nicht dauernde und wichtige Belange des deutschen Volkes gelitten haben. Der Weltkrieg zerstörte viel Selbsttäuschungen in Deutschland; ich fürchte, bei den Friedensverhandlungen wird es auch noch manche Enttäuschung geben. Nicht will ich damit sagen, unsere Regierung werde nicht fest genug zugreifen. Aber wie soll sie aus den Reihen des Volkes heraus die unbedingt notwendige Unterstützung und den wünschenswerten Beistand erhalten, wenn es unterlassen wird, für die richtige Aufklärung der Massen zu sorgen?

Der Türmer hat im zweiten Novemberhefte nachgewiesen, daß wir von Rußland nichts zu erwarten haben. Wohl ist der Panslawismus zusammengebrochen, weil die West- und ein großer Teil der Südslawen den russischen Lockungen widerstanden. Um so rückhaltloser bekannte sich jedoch die offizielle russische Politik zu dem Grundsatze, Germaniam esse delendam. Es würde dem besiegten Rußland in wenigen Jahren nicht an europäischen Bundesgenossen fehlen. Deshalb betont jener Artikel mit vollem Rechte, Rußland müsse hinreichend geschwächt werden. Es muß aufhören, ein europäischer Staat zu sein. Ist solche Absicht, wenn sie als notwendig erkannt wurde, auch durchführbar? Gewiß, denn Westrußland ist die Heimat und der Sitz der „Fremdstämmigen". Gegen Österreich wie gegen Deutschland ist die langgestreckte Grenze Rußlands willkürlich gewählt; weder geographische noch ethnische Schranken bestimmen die Linienführung. Trotzdem hat sich diesseits und jenseits der Grenze das Leben sehr verschieden gestaltet. Wer in diesen Wochen etwa aus Ostpreußen nach den russischen Grenzdörfern im Gouvernement Suwalki kam, spürte den Unterschied sehr deutlich — zahlreiche Feldpostbriefe bekunden es —, und selbst die galizischen und russischen Dörfer stechen voneinander ab, obwohl die Bevölkerung hier wie dort meist desselben Stammes ist. Die politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Zustände und Bestrebungen eines Staates machen sich bis in das letzte Grenzdorf hinein bemerkbar. Auch der armseligste Weiler Galiziens ist eben immer noch das Ausstrahlungsgebiet westeuropäischer Lebensform und Staatsverwaltung. Insofern müssen wir auch die russischen Grenzgouvernements als moskowitisches Land betrachten. Indessen dürfen und wollen wir nicht vergessen, daß die dortigen Einwohner dem Moskowitertum ablehnend, ja feindselig gegenüberstehen,

daß nur ungeheurer Zwang sie niedergehalten hat. Jene „Fremdstämmigen“ hoffen und erwarten, daß wir sie von dem moskowitischen Joche befreien werden.

Es kann unseren Kirchturmspolitikern gar nicht oft genug gezeigt werden. auf wie schwachen Füßen der russische „Koloß“ ruht. Mehr als hundert Stämme, die einander teilweise schroff ablehnend gegenüberstehen, sind unter der Knute des Zaren vereint. Das herrschende Volk, die Großrussen, machen nicht viel mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung aus, und die russischen Kernlande liegen von Europa getrennt durch die Zone de „Fremdstämmigen“, vom Schwarzen Meere bis zur Ostsee. Die Großrussen leben dort fast nur als Beamte und Soldaten, seit den letzten Jahren auf kleinen Inseln auch als Bauern. Die Zahl der Großrussen ist so gering, daß sie trotz ihrer Machtbefugnisse wohl auch dann keinen kulturellen Einfluß hätten ausüben können, wenn die russische Kultur jenen der „Fremdstämmigen“ überlegen wäre. Gewiß war es für die Verrussungsbestrebungen erschwerend, daß ihre Kirche in Form und Wesen auf die Grenzvölker geradezu abschreckend wirkt. (Bei den Ukrainern hat die religiöse Entwicklung andere Wege genommen.) Daher blieben die Erfolge aus, obwohl hundert und mehr Jahre lang die ganze Gewalt und Macht für eine rücksichtslose Verrussung eingesetzt worden sind. Auch die Zwangsbekehrung eines Teiles der Grenzbevölkerung zur russischen Orthodoxie ist ergebnislos geblieben. Bei den Klein- und Weißrussen, denen man die eigene Sprache einfach nahm und beinahe jede Gelegenheit zu kulturellem Aufstiege außerhalb des großrussischen Rahmens raubte, ist der Gegensatz zum Staatsvolke nicht überbrückt, sondern im Gegenteil wesentlich verschärft worden; auch sie lehnen jede Gemeinschaft mit den Großrussen ab. Sicherlich gibt es unter allen „Fremdstämmigen“ russenfreundliche Elemente (Abtrünnige, Überläufer, Kurzsichtige); nichtsdestoweniger darf es als erwiesen gelten, daß in den russischen Grenzlanden die Niederlage der russischen Waffen sehnlichst herbeigewünscht wird. Man wird uns einwenden, daß die Haltung der Polen, Ukrainer usw. dieser Annahme widerspricht. Es soll ohne weiteres zugegeben werden: unter den Polen besteht eine russenfreundliche Partei, die Nationaldemokratie. Auch ein Teil des polnischen Adels ist nicht russenfeindlich. Indessen steht tatsächlich fest, daß die große Mehrheit aller Polen in dem Moskowiter einen argen Feind erblickt. Wenn es trotzdem zu einem förmlichen Aufstande nicht gekommen ist, so liegt die Erklärung dafür nahe genug. Gerade Westrußland, also das ganze Gebiet der „Fremdstämmigen“, bildet das Aufmarschgelände für die russischen Heere. Wahnsinn müßte es genannt werden, wollten Ukrainer, Polen, Litauer usw. sich gerade zu der Zeit erheben, in welcher sich die ganze russische Heeresmacht bei ihnen befindet. Passive Resistenz, sozusagen, haben sie ja doch geleistet, und die Russen empfanden das sehr unliebsam. Bei den Ukrainern, Litauern und Weißrussen ist auch noch zu berücksichtigen, daß es ihnen an geeigneten Einrichtungen und Sammelpunkten fehlt. Wir müssen uns gegenwärtig halten, wie durch die Bildung von „Pufferstaaten“ es zu erreichen ist, daß Rußland zur asiatischen Macht gemacht wird.

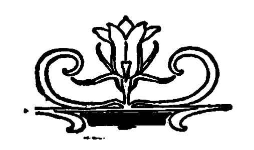
Es fällt nicht leicht, sich in jenem Völkerwirrwarr zurechtzufinden; vor allem ist es schwer, richtige Zahlen für die Menge der einzelnen Stämme zu erhalten,

weil sie alle stets die Dinge so darstellen, wie man sie wünscht, nicht wie sie in Wirklichkeit liegen. Die russischen Volkszählungen sind auch dort in ihren Ergebnissen unzuverlässig, wo keine Erwägungen volklich-politischer Art unmittelbaren Einfluß ausüben; denn die Durchführung der Zählungen erfolgt meist von Personen, die des Lesens und Schreibens nur mangelhaft mächtig sind und die vielleicht nicht ohne Grund an der Versicherung der Petersburger Behörden zweifeln, die wahrheitsgemäßen Angaben bei der Zählung würden keine nachteiligen Folgen haben. Bei der russischen Nationalitätenstatistik ist jedenfalls besonderes Mißtrauen geboten. Amtlich ist vor einiger Zeit zugestanden worden, daß nur etwa die Hälfte der Bewohner Rußlands Russisch versteht. Das ist ja wohl ein hinreichend überzeugender Beweis dafür, wie richtig die Ansicht derer ist, welche den Großrussen erheblich weniger an Kopfzahl beimessen als die Hälfte der Einwohner des Zarenreiches. Als erwiesen ist anzusehen, daß Ukrainer, Weißrussen und Litauer ein räumlich zusammenhängendes Gebiet bewohnen — von Odessa über Kijew, Grodno, Wilna und Kowno bis an die Ostsee reichend. Nördlich schließen sich die Ostseeprovinzen (mit Deutschen, Letten, Esten und Polen) an. Westlich von dem ukrainisch-weißrussisch-litauischen Lande liegen die polnischen Gebiete. Es handelt sich um die großenteils fruchtbarsten, wirtschaftlich am höchsten entwickelten Teile des Zarenreiches, seine Kornkammer, den Sitz des russischen Rübenbaus; die Landwirtschaft mit ihren Nebengewerben steht im Westgebiete auf einer weit höheren Stufe als im eigentlichen Rußland. Ein großer Teil des für die Ausfuhr geeigneten Holzreichtums verteilt sich auf diese westlichen Gouvernements. Und was läßt sich aus ihnen noch machen! Ungeheure Strecken Landes, die heute Sumpf und Moor bilden, lassen sich in Ackerland verwandeln. Planmäßige Waldpflege würde den Holzreichtum wesentlich erhöhen. Forst- und Landwirtschaft stecken dort fast überall noch in den Kinderschuhen. Noch ärger ist es um das Verkehrswesen bestellt, obschon es bereits entwickelter ist als das vieler Teile des eigentlichen Rußlands. Zuverlässige Schätzungen gehen dahin, daß rund ein Drittel der russischen Industrie sich in diesen „fremden“ Landesteilen befindet, die reiche Kohlen- und Erzschätze aufweisen, im südwestlichen Polen eine lebhafte Bergwerks- und Eisenindustrie entwickelt haben. Deren Erzeugnisse freilich stehen gegen unsere weit zurück. Mit Recht klagte ein polnischer Wirtschaftspolitiker einmal, daß die Warschauer Industrie wegen der Rücksicht auf den russischen Markt Trödelwaren erzeuge. Von besonderer Bedeutung scheint es zu sein, daß Ukrainer, Weißrussen und Litauer sich von allen Stämmen Rußlands am nächsten stehen, sie haben sich gegen Großrussen und Polen schon vor längerer Zeit zusammengefunden. Später wird hierüber wohl noch mehr zu sagen sein.

Die Bevölkerung Westrußlands, soweit sie für unsere Betrachtung zu berücksichtigen ist, darf auf rund 60 Millionen Köpfe veranschlagt werden, wenig genug auf der großen Fläche, die etwa dem jetzigen Umfange Deutschlands und Österreich-Ungarns entspricht. Die Hälfte davon stellen mit 30 Millionen die Ukrainer, mit je 10 Millionen die Polen und Weißrussen, mit 3 Millionen die Litauer, mit über 4 Millionen die Juden, mit 3 Millionen die Ostseeprovinzen, mit 1 Million (wahrscheinlich sind es mehr) die Deutschen. Allem Anscheine nach wird die Be-

völkerungszahl 60 Millionen überschreiten, doch werden — von Militär und den Beamten abgesehen — die Großrussen kaum 500000 Köpfe stellen. Ernähren, reichlich ernähren kann das Land sehr viel mehr Menschen. Nun wissen wir freilich, daß die Polen auf einen großen Teil, ja eigentlich auf das Ganze des Grenzgebietes Anspruch erheben. Sie wohnen in dünner Schicht in den ukrainischen, weißrussischen und litauischen Gouvernements als Großgrundbesitzer, stellenweise als städtische Oberschicht, und sie sind nicht müßig, ihren Besitzstand zu erweitern und zu verstärken. Manche Umstände kommen ihrem Bestreben zugute. Auf diese Fragen soll hier nicht näher eingegangen werden; die Zeit wird schon noch dafür kommen. Jedenfalls ergibt sich, daß die Grenzgebiete des Zarenreiches gegen Europa nicht als russisches Land angesprochen werden können. Die russische Beamtenschaft hat zwar auch jetzt noch fast unbeschränkte Machtbefugnisse, und sie macht namentlich in den Grenzlanden davon rücksichtslos Gebrauch. Dem städtischen Leben wurde überall ein russisches Gepräge aufgezwungen, trotz der ziffernmäßigen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutungslosigkeit des Großrussentums. So kommt es, daß namentlich dem fremden Reisenden die Städte russischer erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind und daß mancher dadurch zu Fehlschlüssen verleitet worden ist.

Zuzugeben ist, daß die Bildung der Pufferstaaten unsere Diplomatie vor sehr schwierige Aufgaben stellen wird. Angedeutet wurde schon, mit welchem Eifer die Polen ihre Ansprüche auf die russischen Grenzlande erheben. Ihnen stellen die Ukrainer ihre größere Volkszahl und ethnische Geschlossenheit gegenüber. Es will jedoch scheinen, daß die politisch führenden Elemente des Polentums sich dareinfinden, wenn die Ukrainer (die ja jetzt eine sehr lebhafte Werbearbeit für ihre Pläne entfalten) nicht in den polnischen Pufferstaat eingegliedert werden. Bedeutsamer ist es, daß für den Aufbau bei den Polen wie bei den Ukrainern die notwendigen Kräfte, sagen wir, in ausreichender Zahl nicht vorhanden sind. Und noch eine ganze Anzahl anderer Bedenken steigt vor dem auf, der sich ernsthaft mit diesen Dingen befaßt, Bedenken, die jetzt nicht behandelt werden sollen. Soviel aber scheint festzustehen, daß Rußland diese Grenzgebiete verlieren muß, daß sie in anderer staatlicher Organisation für Westeuropa dauernd zu sichern sind. Die Lösung dieser Aufgabe stellt an Deutschland und Österreich Anforderungen, deren Umfang und Schwierigkeit heute wohl nur von wenigen geahnt wird. Weil wir überzeugt sein dürfen, daß trotzdem diese Schwierigkeiten überwunden werden, glauben wir auch, daß die Zukunft der russischen Grenzlande entschieden ist, auch die der russischen Ostseeprovinzen.



An meinen Sohn Johannes
Von Matthias Claudius
(† 21. Januar 1815)

Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, gebe ich dir.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kömmt. Ich kann Dich nicht mitnehmen und lasse Dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist.

Niemand ist weise von Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier und fegen die Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehen als Du.

Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich Dir einigen Rat geben und Dir sagen, was ich gefunden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

*

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und ist nichts wahr, was nicht bestehet.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur, alle andre Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt, und wie eine hohe, bleibende Wand, an der die Schatten vorübergehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen, er ist sich selbst anvertraut, und trägt sein Leben in seiner Hand.

Und es ist nicht für ihn gleichgültig, ob er rechts oder links gehe.

Laß Dir nicht weismachen, daß er sich raten könne und selbst seinen Weg wisse.

Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare siehet er nicht und kennet sie nicht.

Spare Dir Deine vergebliche Mühe und tue Dir kein Leid und besinne Dich Dein.

Halte Dich zu gut, Böses zu tun.

Hänge Dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Was Du sehen kannst, das siehe, und brauche Deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte Dich an Gottes Wort.

Bleibe der Religion Deiner Väter getreu und hasse die theologischen Kannengießer.

Scheue niemand so viel als Dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Ägypter. Nimm es Dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu tun; und was Du sinnest und vorhast,

schlage zuvor an Deine Stirne und frage ihn um Rat. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch, wenn Du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge und wird Dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gerne von andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend usw. geredet wird; da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie gar leicht und behende dahin fahren, da sei auf Deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.

Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräusch auf der Gasse ist, da gehe fürbaß.

Wenn Dich jemand will Weisheit lehren da siehe in sein Angesicht. Dünket er sich noch und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn und gehe seiner Kundschaft müßig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will tun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er tun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünket, daß er wisse; sondern der ist weise, der seiner Unwissenheit inne geworden und durch die Sache des Dünkels genesen ist.

Was im Hirn ist, das ist im Hirn; und Existenz ist die erste aller Eigenschaften.

Wenn es Dir um Weisheit zu tun ist, so suche *sie* und nicht das Deine, und brich Deinen Willen und erwarte geduldig die Folgen.

Denke oft an heilige Dinge, und sei gewiß, daß es nicht ohne Vorteil für Dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäuere.

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint, und Du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne.

Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser.

Lehre nicht andere, bis Du selbst gelehrt bist.

Nimm Dich der Wahrheit an, wenn Du kannst, und laß Dich gerne ihretwegen hassen; doch wisse, daß *Deine* Sache nicht die Sache der Wahrheit ist und hüte, daß sie nicht ineinander fließen, sonst hast Du Deinen Lohn dahin.

Tue das Gute vor Dich hin, und bekümmere Dich nicht, was daraus werden wird.

Wolle nur einerlei und das wolle von Herzen.

*

Sorge für Deinen Leib, doch nicht so, als wenn er Deine Seele wäre.

Sei rechtschaffen gegen jedermann, doch vertraue Dich schwerlich.

Mische Dich nicht in fremde Dinge, aber die Deinigen tue mit Fleiß.

Ehre einen jeden nach seinem Stande und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient.

Wolle nicht immer großmütig sein, aber gerecht sei immer.

Mache niemand graue Haare, doch wenn Du Recht tust, hast Du um die Haare nicht zu sorgen.

Mißtraue der Gestikulation und gebärde Dich schlecht und recht.

Hilf und gib gerne, wenn Du hast, und dünke Dich darum nicht mehr: und wenn Du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke Dich darum nicht weniger.

Tue keinem Mädchen Leides und denke, daß Deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Sage nicht alles, was Du weißt, aber wisse immer, was Du sagest.

Hänge Dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, di da scheinet und wärmet, wenn sie auch nicht redet.

Tue, was des Lohnes wert ist und begehre keinen.

Wenn Du Not hast, so klage sie Dir und keinem andern.

Habe immer etwas Gutes im Sinn.

*

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht.

Stehe Deiner Mutter bei, und ehre sie, so lange sie lebt und begrabe sie neben mir.

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob Du es finden möchtest und habe einen freudigen Mut; und gehe nicht aus der Welt, ohne Deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeuget zu haben.

Dein treuer Vater.

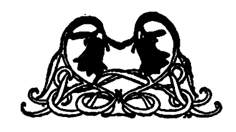


Im Feindesland · Von Grete Massee

Unsere Feuer loh'n im Feindeslande,
Was uns schwört, schwört uns mit fremden Eiden.
Unsere Zelte stehn im fremden Sande,
Unsre Pferde gehn auf fremden Weiden.

Reichen Mädchen uns die Wasserkrüge,
Blitzt ihr Auge, ballen sich die Hände;
Drachensaat um uns von List und Lüge,
Glimmen rings erstickter Feuerbrände.

Selbst des Nachts am düstern Himmel scheinen
Böse Augen alle guten Sterne.
Liebe deutsche Heimat! Ach, nach deinen
Küsten schaun wir sehnend in die Ferne.





Seeteufel

Die Blätter brachten kürzlich die Meldung: „Der kleine Kreuzer Gazelle ist von einem feindlichen Unterseeboote in der Nähe von Rügen angegriffen und durch einen Torpedoschuß verletzt worden.“ Danach bewahrheitet sich also doch, was man in Seemannskreisen schon immer munkelte, daß es nämlich dem Feinde gelungen sei, einen oder mehrere Vertreter dieser unheimlichen Waffe in die Ostsee zu senden! Bisher hat sich die Anwesenheit von fremden U-Booten, wie die Fachleute sie kurz nennen, noch nicht bemerkbar gemacht; nun aber werden wir alle Anstrengungen machen, diesen tückischen Feind möglichst bald unschädlich zu machen. Tückisch darf man ihn wohl nennen, da er uns plötzlich angreift, die todbringende Ladung gegen unsere Flanke ausspeit und uns hochbläst, bevor wir den Gegner überhaupt wahrgenommen haben. Genau, als wenn wir auf eine feindliche Mine laufen, deren Explosion unserm Schiffe den Rest gibt. Das U-Boot hat sich auch aus diesem Verteidigungsmittel erst im Laufe von mehreren Jahrhunderten zur Trutzwaffe ausgebildet. Der Krieg hat von jeher alle Errungenschaften der Technik in seinen Dienst gestellt, auf dem Lande wie auf dem Ozean. Wie er zuerst Eisenbahnen, Telegraphie mit und ohne Draht, Luftschiff und Flugzeug sich untertan machte, so zwang er auch den Kiel des Schiffes in seinen Dienst. Er versah die größten Fahrzeuge mit stärksten Maschinen, panzerte Seitenwände und Decks, sann dann aber wiederum, wenn der Feind sich derselben Mittel bediente, an dessen Waffe einen schwachen Punkt zu entdecken, um sie unschädlich zu machen. So erfand der Techniker die Seemine, die zuerst bei einer Belagerung Antwerpens 1585 auftaucht und 1627 gelegentlich eines Angriffes auf La Rochelle wieder erwähnt wird. Nach dem Prinzip des Cartesianischen Tauchers erbaute dann um 1773 der Amerikaner Bushnell ein Angriffsunterseeboot, dessen Gefechtswert durch Sprengung von Petarden unter Wasser bewiesen wurde. Gleichwohl konnte er der englischen Fregatte „Eagle“ nicht gefährlich werden, als er die mit in die Tiefe genommene Sprengladung vermittels eines aus dem Bootsinnern zu regierenden Bohrers an den Kiel der feindlichen Fregatte festheften wollte. Der in der Geschichte des Dampfschiffes eine Rolle spielende Fulton gab der Angriffsmine den heute jedermann so geläufigen Namen „Torpedo“, die zoologische Benennung des Zitterrochens, der dem Angreifer elektrische Schläge austeilt. Fulton führte seinen „Nautilus“ dem großen Korsen vor, ohne mit dieser Erfindung mehr Glück vor dem Weltbezwinger zu haben als mit seiner Dampfmaschine, die Napoleon bekanntlich als nette Spielerei bezeichnete. Der Erfinder hatte trotzdem schon gute Erfolge mit seinem Boote; denn er blieb zuerst eine ganze Stunde in 8 Metern Tiefe. Später ist er mit 4 Personen 4 Stunden lang versenkt gewesen; die zum Atmen nötige Luft nahm er in einem Kessel zusammengepreßt mit sich nach

unten. Das aus Holz gebaute, mit Kupfer beschlagene Boot wurde durch Einlassen von Wasserballast zum Sinken gebracht, die Ab- und Aufstiegsmanöver jedoch außerdem durch Vertikalschrauben, ähnlich den Propellern der heutigen Dampfer erleichtert, und beschleunigt. Der Engländer Nasmyth konstruierte 1853 einen kleinen Schraubendampfer, der nicht ganz untertauchen, sondern sich nur bis zur Oberkante seines Schornsteins versenken sollte. Dies Schiffchen trug am Buge in einer mörserähnlichen Vertiefung eine ungeheure Sprengbombe, die das Fahrzeug bei Entwickelung größerer Geschwindigkeit schon zu einem schlimmen Gegner gemacht hätte. Auch die Unmöglichkeit, frisch zu laden, war seine Schwäche; es bildet aber schon einen Vorläufer der heutigen Tauchboote. Fast alle Marinen sind von den ursprünglichen „Sousmarins" zu den „Submersibles" übergegangen, da die erstere Art schlechte Seeeigenschaften hatte und der Mannschaft des fast zylinderförmigen Bootes wegen der furchtbaren Rollbewegungen ein wenig angenehmer Aufenthaltsort war. Deshalb gab man später dem eigentlichen Sinkkörper eine zweite Außenhaut, baute ihm Kiele und andere Zubehörteile an, die ihn mehr und mehr einem richtigen Seeschiffe ähnlich machten. Nun kann man mit den Fahrzeugen auch an der Meeresoberfläche fahren wie mit einem gewöhnlichen Torpedoboote. Ein Zellensystem im Doppelboden ermöglicht rasches Einlassen von Wasser zwecks schnellen Sinkens, das noch durch Ruder, ähnlich den Einrichtungen der Zeppeline, unterstützt wird. Manche Fahrzeuge trugen ablösbare gewichtige Kiele, um dem durch irgendeinen Unfall wider Willen in der Tiefe festgehaltenen Fahrzeuge den Aufstieg zu ermöglichen. Unser erster deutscher „Submarine-Ingenieur" Wilhelm Bauer gab seinem ersten „Seeteufel" ebenfalls diese Einrichtung. Bauer (1822 in Dillingen geboren) hatte große Anlage für technische Handfertigkeiten und kam, als ihn seine militärische Laufbahn als Artillerieunteroffizier nach Schleswig-Holstein führte, durch die Berührung mit der Küste auf die Idee, Deutschlands Wehrkraft gegen die dänische Flotte durch Erbauung eines Unterseebootes wesentlich zu fördern. Leider war unser Vaterland jenerzeit noch nicht reif und auch nicht reich genug, dem genialen Manne die nötigen Mittel an die Hand zu geben. Dr. Friedrich Hoffmann warb in seiner „Gartenlaube" für den Freund, aber die Mittel flossen zu spärlich, um Bauers Projekte genau nach seinen Berechnungen auszuführen. Da er das Boot deshalb schwächer bauen mußte, als er in seinen Plänen veranschlagt hatte, verunglückte das Schiff bei der entscheidenden Probefahrt im Kieler Hafen, aus dessen Tiefe der Erfinder und beide Begleiter gerettet wurden, nachdem das eingedrungene Wasser die im Raume befindliche Luft so zusammengepreßt hatte, daß Außen- und Innendruck gleich wurden. Erst da konnte man die Luke aufheben; die Insassen schossen aus der Tiefe wieder ans Licht. Der Erfinder ging später nach Rußland, wo er ein größeres Fahrzeug zu erbauen vermochte. Dadurch, daß er gegen ganz unverblümte Zumutungen hochgestellter Mitarbeiter, ein halbes Dutzend von tausend Rubeln über den Anschlag zu fordern und den „Verdienst" zu teilen, kalt blieb, machte er sich viele Feinde. Erst lange nach ihm taucht der Schwede Thorsten Nordenfeld auf, der aus Bauers Mißerfolgen gelernt hatte. Sein fischtorpedoähnliches Boot machte zwar am 19. 12. 1887 eine recht gute Ergebnisse liefernde Probefahrt, aber bald tauchten andere ehrgeizige und geldgierige Männer verschiedenster Nationalität auf, die das neuentdeckte Feld beackern wollten. Wir finden neben ernsten Männern auch Schwindler und Phantasten darunter. Da nahm sich Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Frankreich der Sache mit großem Eifer an und blieb lange an der Spitze dieser Bestrebungen. Ein vom Marineministerium erlassenes Preisausschreiben zeitigte zwei verschiedene Typen. Ein Boot sollte zum Angriff dienen, mußte demnach größer und imstande sein, sich weit von seinem Standhafen zu entfernen, um den Gegner dort aufzusuchen, wo der noch keine U-Boote argwöhnt. Solche Schiffe müssen einen großen „Aktionsradius" besitzen. Eine zweite Art, zur Verteidigung eines Hafens, darf weit kleinere Abmessungen haben, da es sich immer auf seinen Stützpunkt zurückziehen kann. Der damalige Hauptkonstrukteur der französischen Marine Zédé wurde der Vater des ersten Typs. Er taufte

sein Geschöpf „Gymnote“, Zitteraal, der als Fisch die gleiche Abwehreigenschaft wie der „Torpedo“ besitzt. Der Zivilingenieur Goubet baute ein nach ihm benanntes Zwergboot, das nur zwei Mann Besatzung trug, bei einer Länge von 5 Metern mit leeren Tauchtanks knapp 1500 Kilogramm wog und einen aus einem einzigen Stück gegossenen Bronzerumpf besaß. Die Marinekommission wollte das Boot jedoch wegen seiner geringen Schnelligkeit, trotz guter Manövrierfähigkeit, nicht abnehmen, weshalb es später nach England verkauft wurde und dort zu weiteren Versuchen diente. Diese Fahrzeuge wurden mit einem fernrohrartig zusammenschiebbaren Sehrohr (Periskop) ausgerüstet, mit dem man, selbst unter Wasser, noch die Meeresoberfläche nach Angreifern absuchen kann. Ein die Lichtstrahlen rechtwinklig umbiegendes Prisma ermöglicht also, gewissermaßen „um die Ecke zu gucken“. Das Rohr muß stark genug gegen den Wasserandrang sein, wenn man in versenktem Zustande fährt; darf nicht einmal viel erschüttert werden, um die gezeigten Bilder nicht undeutlich zu machen, und muß sich doch wieder leicht drehen lassen, um den Horizont ringsherum schnell absuchen zu können! Aber auch dicht muß es schließen, damit kein Wasser ins Boot hineinläuft. Die besten Optiker haben sich bemüht, hier Hervorragendes zu leisten; denn das Sehrohr ist das einzige Verbindungsmittel mit der Oberwelt. Man steckt heute zwei Rohre ineinander, panzert das Äußere und dreht nur das innere, schaltet sogar, um die Mannschaft nicht zu ermüden, einen kleinen Motor dazu ein, und wärmt, ebenfalls durch den elektrischen Strom, den Zwischenraum, um das Schwitzen des Glases zu vermeiden. Das Schweißwasser ist überhaupt ein großer Übelstand und ein schlimmer Feind des U-Bootmannes.

Man sucht noch heute nach einer „Einheitsmaschine“, die man bei Fahrt über und unter Wasser ganz gleichmäßig brauchen kann. Die Arbeit und Verantwortlichkeit des Maschinisten würde bedeutend herabgemindert. Dampfmaschinen und Kohlenfeuerung sind ausgeschlossen, da wir unter Wasser die unverbrauchten Heizgase nicht los werden und die Mannschaft durch das Kohlenoxyd dem Erstickungstode aussetzen würden. Man hat zusammengepreßte Luft angewandt aber nicht genügend Antriebskraft erhalten. Ebensowenig haben Versuche mit flüssiger Luft zum Ziele geführt; eine Kraftquelle, die vorbildlich genannt werden müßte. Denn statt schädlicher Rückstände unverbrauchter Gase gewönne man reine, frische, atembare Luft! Man half sich durch Vereinigung zweier Arten. Im ausgetauchten Zustande treibt uns die Explosionsmaschine, meistens ein Dieselmotor. Dieser muß dann zu gleicher Zeit eine elektrische Maschine betätigen, die zur Speisung einer Akkumulatorenbatterie dient. Taucht das Boot, bedarf es nur der Umstellung eines Hebels, um vom Explosionsmotorantrieb zur elektrischen Kraftquelle überzugehen. Man kann sogar bei verstärkter Fahrt beide Maschinen miteinander vereinigen. Akkumulatorenantrieb allein ist auch versucht. Einleuchtend aber ist sofort, daß man bei dieser Art immer an eine elektrische Zentrale gebunden ist, oder, mit technischem Ausdruck: man wird hiermit niemals einen großen Aktionsradius erlangen. Nun sollte man denken, eine Akkumulatorenbatterie, die sich der U-Bootmann nach Belieben immer selber ladet, sei absolut ungefährlich. Dem ist jedoch nicht so; denn die Bleiplatten und der Schwefelsäureinhalt der Elektrizitätssammler können der Bootsbesatzung verhängnisvoll werden, wenn sich der Inhalt in das Bootsinnere ergießt. Mischt sich dann Wasser damit, entstehen schädliche, sogar tödliche Dämpfe. Der Vorschlag, dieses Übel durch Verwendung von Trockenakkumulatoren zu vermeiden, führte bisher zu keinem Ziel; die erreichte Kraftmenge war zu gering. Man verschließt nunmehr die Deckel der Batterie, baut sie in für sich abgeschlossene Bootsabteilungen ein und trifft noch andere Sicherheitsmaßregeln. Man hat Vorrichtungen, die verbrauchte Luft vom Kohlensäuregehalt zu reinigen, sie mit Sauerstoff zu mengen und ihre Temperatur zu kühlen. Es hat sich gezeigt, daß die weißen Mäuse sehr empfindlich gegen schädliche Luftmischungen sind. Auf französischen Booten führt man daher diese kleinen Warner mit sich und will auch den Nachweis geführt haben, daß man an ihrem Gebahren erst die Gefahr bemerkt hat. Am besten ist es, so lange wie möglich oben zu bleiben und alle Luken geöffnet

zu haben, wenn nicht Wind, See und Gegner dies verbieten. Die Leute können sich dann an Deck die Beine vertreten und die steifgewordenen Knochen etwas recken. Die Ruhe unten kräftigt oft nicht, da das Geräusch der arbeitenden Maschinen im geschlossenen Raume viel stärker vernehmbar ist als auf anderen Schiffen. Abdämpfe der Maschine, Geruch des Schmieröls, überhaupt die ganze Enge des Raumes sind Lebensbedingungen, an die man sich erst gewöhnen muß. Da die elektrischen Maschinen keine Wärme spenden, macht sich auch eine Abweichung der Temperatur von den sonst gewöhnten Bedingungen oft unangenehm bemerkbar.

Man muß aber stets darauf hinarbeiten, die Tauchmanöver so rasch wie möglich auszuführen, denn der Feind kann uns erst dann nicht mehr schaden, wenn wir ihm aus Sicht sind. Nach längerer Überwasserfahrt müssen Geländer und Masten ineinandergeschoben, etwaige an Deck bleibende Gegenstände gut befestigt werden, damit sie nicht wieder an die Oberfläche hinaufkommen und das U-Boot verraten. Masten führt man heute als Träger der Antenne, um der hinter den „Plänklern" folgenden Flotte Meldungen machen zu können. Durch die Seitenruderflächen und schnelle Fahrt unterstützt der Kommandant sein Tauchmanöver. Es ist schon gelungen, unter einem unvermutet vor dem U-Boote auftauchenden Hindernis hinweg sich in Sicherheit zu bringen und so dem drohenden Zusammenstoß zu entgehen. Vor allem muß ein geschickter Führer eintretende Gewichtsverschiebungen und -verluste im Augenblick ausgleichen können. Schießt er einen Torpedo ab, dessen Gewicht doch sehr erheblich, wird er sofort mehrere Leute dorthin senden, wo das Boot durch das Ausstoßen dieses Geschosses erleichtert ist. Man hat manche dieser Fahrzeuge auch mit rasch versenkbaren Geschützen kleinen Kalibers und Maschinengewehren ausgerüstet. Man muß aber doch annehmen, daß ein Kampf an der Meeresoberfläche vom U-Boote soviel wie möglich vermieden werden dürfte!

Um sich gegen die unheimlichen Feinde zu sichern, wird man den entdeckten unterseeischen Gast sofort mit einem Eisenhagel großen und kleinen Kalibers überschütten, ihn vor allen Dingen zum blinden Höhlenmolch machen, indem man das Sehrohr abschießt oder wegrammt. Das ist allerdings ein gefährliches Manöver, denn wir geben dem Feinde dabei die beste Gelegenheit, uns seinen Torpedo entgegenzuschleudern! Hafeneinfahrten wird man durch dichte Minenfelder schützen und vor den Eingang noch Drahtnetze ziehen. Aber beide Mittel haben schneidige Führer nicht ferngehalten. Eines kann trotz aller Verbesserungen das U-Boot nicht erlangen: große Geschwindigkeit unter Wasser. Es muß zuviel von dem umgebenden und widerstrebenden Mittel verdrängen und büßt dadurch sehr viel von der eigenen Kraft ein, die es vorwärts treibt. Luftschiffe und Flieger können das Unterseeboot aus der Höhe leicht wahrnehmen, vorausgesetzt, daß die Wasserverhältnisse und die Beleuchtung günstig sind. Aber dadurch, daß ich den Gegner erblicke, habe ich ihn noch lange nicht abgewehrt!

Fragt man nun nach der Gefährlichkeit des Dienstes auf dieser unserer neuesten Schiffsart, dann werden die Freunde der Waffe uns überzeugen wollen, daß der Aufenthalt dort nicht gefahrdrohender als auf anderen Fahrzeugen, d. h. während des Kampfes ist. Man müsse zuerst alle die Unfälle aus statistischen Zusammenstellungen ausscheiden, die gar nicht auf das Konto U-Boot, sondern in die allgemeinen Gefahren der Schiffahrt gehören! Bedienungsfehler, Sabotage (in der französischen Marine nachgewiesen), Nachlässigkeit und kleine Versehen geschehen auch auf anderen Schiffen. Man wird die Gefahr um so mehr meistern, je mehr man mit dem eigenartigen Dienste vertraut wird Vielleicht ist der einzige Punkt, in dem die U-Boote unterlegen sind, wenn mehrere dieser Fahrzeuge sich gleicherzeit unter Wasser auf denselben Feind stürzen. Da dürfte man leichter einem Zusammenstoß ausgesetzt sein.

In allen Marinen hat man Begleitschiffe, die untergegangene Boote heben sollen. Deutschland besitzt den „Vulkan", ein wie ein Bagger aus zwei Rümpfen bestehendes Fahrzeug, das mit starken Hebezeugen ausgerüstet ist, um versunkene Boote schnell und sicher emporzubringen,

wie es bei unserem Boote U 3 im Januar 1911 gelang. Doch sollen diese „Hebeammen" die Flotille nicht etwa ständig begleiten! Das würde ja jegliches Gefühl der Sicherheit und alle Unternehmungslust ertöten! Man meint, die Leute sollen in den meisten Fällen sich selber bergen; das Hebeschiff hat dann nur das Material zu retten. Da hat man Einrichtungen, das unten wider Willen festgehaltene Boot am Grunde zu verlassen. Man steigt, mit geeigneten Apparaten ausgerüstet, aus dem Innern des Bootes heraus und taucht empor. Doch jede Marine, nicht zum wenigsten unsere deutsche, umgibt die neuen Errungenschaften mit dichtem Schleier des Dienstgeheimnisses und tut gut daran. Man weiß nicht, wieviel wir von diesen die Engländer (nächst den Zeppelinen) so in Schrecken setzenden Fahrzeugen heute genau besitzen. Sind die Neubauten größer oder kleiner als die bisherigen Fahrzeuge? Größere Schiffe verzichten allerdings auf den Zugang mancher Häfen, denn sie verlangen tiefere Wasserstraßen. Aber sie bieten der Bemannung bessere Unterkunft, erhalten die Leute daher frischer und kampffreudiger. Bei größeren Abmessungen kann man mehr Brennstoff, mehr an Akkumulatoren führen, mehr Torpedos verstauen und damit viel größeren Kampfwert haben. Doch das sind besondere Fragen, die eben nur der beantworten kann, der mitten drin steht als Fachmann. Man hat der deutschen Marineleitung vor einiger Zeit den Vorwurf gemacht, sie habe zu spät angefangen, der U-Bootfrage das notwendige Interesse zu schenken. Später freilich haben wir begonnen (1901—05), als unser westlicher Nachbar, der schon in den Achtzigern des vorigen Jahrhunderts dabei war. Aber zu spät sind wir sicher nicht gekommen! Das hat uns U 9 gezeigt und die anderen tapferen Führer. Deutschland wartete die Erfahrungen ab, die andere unter Aufwendung erheblicher Mittel machten, und konnte gleich den besten Typ, die rechte Größe, die zweckmäßigsten Maschinen auswählen!

Mit der Eröffnung der Blockade der englischen Küste durch U 21 ist das Wirken der U-Boote in ein neues Stadium getreten. Auf den Ausgang dieser Unternehmungen, die an Führer und Besatzung die höchsten Anforderungen stellen, darf man gespannt sein. Prof. Dr. Schulze



Billroth über die Ursachen großer Kriege

In seinen Briefen aus den Kriegslazaretten von Weißenburg und Mannheim aus dem Jahre 1870 schrieb der berühmte Wiener Chirurg einmal: „Nichts führt im gewöhnlichen Leben häufiger zum Krieg zwischen einzelnen Personen, als wenn einer gescheiter und fleißiger ist als der andere; ebenso ist es im jahrtausendelangen Leben der Völker ... Mich reizen und ärgern aber auch oft Leute, die sich in der Einbildung befinden, es könne bei fortschreitender Kultur oder etwa zwischen großen gebildeten Völkerrepubliken nicht mehr zum Kriege kommen, ebenso wie sich vernünftige Leute nicht mehr miteinander duellieren. Die Kriege seien das Ergebnis dynastischer Interessen — — So steht die Sache aber meiner Ansicht gar nicht, sondern es handelt sich einfach darum, daß ich einen anderen oder ein anderer mich in meinen Lebensbedingungen oder Lebensfreuden geniert; wenn dann nicht einer ganz ausweicht und sich wo anders ansiedelt, so muß er sich fügen oder den anderen zwingen, sich ihm zu fügen; — jetzt ist der Krieg fertig ..."



Karl Gerok

Geb. 30. Januar 1815, gest. 14. Januar 1890

Andere werden gelobt und andere werden gelesen —
Gerne dem besseren Mann gönn' ich den besseren Ruhm;
Aber wenn wieder ein Jahr die Kritiker tot mich geschwiegen,
Stellt mich zu Ostern aufs neu stets der Verleger ans Licht.

So sprach lächelnd der Siebzigjährige. Und heute an seinem hundertsten Geburtstage würde er es wiederholen dürfen. Daß ein deutscher Lyriker, der nur Versdichter war, zwei Menschenalter überlebt und in einer halben Million Bänden in die Welt gegangen ist, dürfte trotz Goethe und Schiller unerhört sein. Das haben vor allem die „Palmblätter" getan, denen er das bescheidene Geleitswort mitgab, sie möchten zu Füßen des göttlichen Herren welken, dem er sie grüßend geweiht.

Ein echter Schwabe, im Lande der „Genies und Narren" geboren, in einem jener rebenumrankten Pfarrhäuser, aus denen die besten Männer dieses Stammes fast alle hervorgegangen sind, erzogen im Tübinger Stift, dieser halbklösterlichen Hochschule frommer Grübler und scharfer Denker, ist er selbstverständlich Pfarrer geworden, am Ende der erste seines Landes in der Schloßkirche zu Stuttgart. Viele Tausende haben zu Füßen des Kanzelredners gesessen, der mit edlem Schwung der Sprache, oft mit gereimtem Merkspruche das Thema anschlagend, seinen Herzensglauben verkündete; ein aufrechter Hofprediger, frei von Liebedienerei, den auch die Anwesenheit des ehrwürdigen Kaisers Wilhelm I. zu keiner anderen Rücksicht bewegen konnte, als zu der feinsinnigen, daß er über „einen schönen Herbst im Menschenleben" sprach; ein Lobredner der Kunst auch auf der Kanzel, wo er ihr nachrühmt, daß sie ein Zeugen- und Trostamt von Gott habe, und den „edlen Bund zwischen der Kirche und der Kunst zu befestigen" wünscht, beiden Mächten zum Heile. Auch seine Predigtbücher (Geroks Werke sind bei Greiner & Pfeiffer, Stuttgart erschienen) sind weit in die Lande gegangen, und daß sie manchen lernbegierigen Amtsbruder verleiteten, sie sich gar zu sehr zu Herzen zu nehmen, mußte Gerok selbst zu seinem Ergötzen erfahren, als er, in fremder Kirche zu Gaste, seine eigene Predigt zu hören bekam. Aber seine größere Gemeinde war und ist durch das ganze evangelische Deutschland verstreut, die Hörer seiner Harfenklänge, die diesen schwäbischen Psalmisten berühmt gemacht.

Was ist das Geheimnis seines Erfolges? An die kräftige Phantasie seines Landsmannes Knapp reicht die seine nicht heran, den Volksliedton seines Vorfahren Matthias Claudius, in dessen Sterbemonat er 1815 geboren wurde und den er dankbar herausgegeben, hat Gerok nicht getroffen; keines seiner vielhundert Lieder ist, wie manches von seinem Freunde Spitta, in die Kirchengesangbücher, kaum eines wie die seines Schülers Julius Sturm in die Schulbücher übergegangen. Das Pathos seiner Rede, die stark theologische Sprechweise, die Bibelfestigkeit, die er bei dem Leser voraussetzt, der er bisweilen sogar mit Randbemerkungen zu Hilfe kommen muß, schließen Volkstümlichkeit und das Verständnis unkirchlicher Kreise aus. Es ist Pfarrhauspoesie im engen Sinne, nicht allmenschliche Kunst wie die seines Amtsbruders Mörike. Und seine dichterische Form ist nichts weniger als ursprünglich. Sein eigentlicher Lehrmeister ist sein Altersgenosse, der nordische Pfarrerssohn Emanuel Geibel. Ihn hat er ins Pastorale übersetzt, dies Wort buchstäblich genommen. Denn wie eine sanfte „Hirtenflöte, die auf Bethlems Flur verklang", fließen seine glatten, melodischen Reimzeilen dahin. Man liest sie gleichsam in Erwartung des Reimes; kein starkes Wort, das stutzen macht, kein überraschendes Bild, kein Felsblock, um den das Wasser aufrauscht, stellt sich dem Flusse entgegen. Noch größere Meister haben ihm Pate gestanden: Goethes Frühlingslied hat er verchristlicht, Schillers „Ideal und Leben" wendet er ins kindlich Fromme, dichtet eine alttestamentliche „Kassandra", und ein Klagelied auf Zions Fall gießt

er in das Versmaß von „Der Gott und die Bajadere". Ermüdend wirkt seine Vorliebe für den Kehrreim, der den Gedankenfortschritt ersetzt. Wortreiche Rhetorik machte seine Lieder ungeeignet zur Komposition, um so geeigneter für den mündlichen Vortrag, der die pointierte Rede betont. Dennoch, Geroks Werke liegen nicht nur auf den Tischen der Konfirmandinnen, Diakonissen und Pfarrfrauen. Er hat ein Bedürfnis gestillt, das ewig neu ist: Religion und Dichtkunst zu verschwistern. Und er hat es in einer Form getan, die ihm ausschließlich eigen ist. Meist geht er von einer biblischen Gestalt oder Begebenheit aus, führt sie anschaulich vor und entnimmt ihr einen religiösen Gedanken, der nun, auf den Leser und Hörer angewendet, in immer neuen Variationen widerklingt. Wie ein weiser Seelsorger legt er gleichsam den Arm um uns, rührt mit der Rechten leise sein Saitenspiel und löst die Mißklänge des Lebens in Harmonie. Und dies alles mit offenem Blick für die Schönheit der von engbrüstigen Frommen so oft mißachteten Welt. Naturstimmungen — wie etwa die des Friedhofes — weiß er malerisch auszuprägen. Mühelos rinnt ihm der Vers. Mit außerordentlicher Treffsicherheit des Ausdrucks und glücklicher Reimung, die unreine Laute vermeidet, stellt er in klassischer Symmetrie sein Versgebäude hin, durch das der Hauch des Heiligen weht. Freilich, seine Religion ist keine urgewaltige Himmelstürmerin. Als Tübinger Student ist er durch das Feuer der Kritik gegangen, ohne daß es die Wurzeln seines Glaubens versengte. Er gehörte nicht zu dem Typus der scharfgeistigen Schwaben, wie Strauß, Vischer, Eduard Zeller; eher zu Justinus Kerner. Probleme hat er nicht gewälzt, heroische Kämpfe nicht gekannt. Sein Heiland, den er demütig liebte, war der milde Menschenfreund, der die Gottheit im Menschenleibe verhüllt. Was die Malerschule der Nazarener in weichen, gefühlvollen Linien zeichnete, das hat Gerok gedichtet. Aber er hat es mit echtschwäbischer Weitherzigkeit getan. Den theologischen Eiferern um die Abendmahlslehre ruft er zu:

Gibt's keinen beßren Kampf zu kämpfen,
Als Wortgezänk und Silbenstreit? . . .
Auch eures Kirchentums Gebälken
Steht noch ein Tag des Zorns bevor . . .
Ist doch kein bittres Haderwasser
Das süße Evangelium,
Kein Leibgericht für Bruderhasser
Des Liebesmahls Mysterium.

Und auf allerlei Vorhaltungen der Übergläubigen antwortet er mutig:

Doch, daß ich auch als Christ ein Mensch geblieben,
Und keck, was menschlich, faßte ins Gesicht,
Ein Mensch im Dulden, Glauben, Hoffen, Lieben,
Es reut mich nicht.

So ist er denn auch dann und wann, zumal in seinen letzten Gedichtbänden, ins rein Menschliche hinabgestiegen und hat Töne gefunden, die auch außerhalb der Kirchenzäune widerklingen. So in dem „Herbstgefühl" voll überzeugender Schlichtheit:

Müder Glanz der Sonne,
Blasses Himmelsblau.
Von verklungner Wonne
Träumet still die Au.

An der letzten Rose
Löset lebenssatt
Sich das letzte, lose
Bleiche Blumenblatt.

Goldenes Entfärben
Schleicht sich durch den Hain;
Auch Vergehn und Sterben
Deucht mir süß zu sein.



Oder wenn er vom Sterbelager einer Armen kommend schließt:

Ins Gäßlein stieg ich nieder, heimzugehn,
Da trieb's die Welt, als wäre nichts geschehn.
Der Nachbar spaltete sein Restlein Holz,
Der Sperling lärmt' im Glanz des Abendgolds;
Die Kinder warfen lustig ihren Ball,
Von ferne rasselte der Räder Schall.
Hier unten ging der laute Strom der Zeit,
Und oben floß die stille Ewigkeit.

Diese Weisen frommer Wehmut sind Gerok besonders gegeben, wie in einem seiner bekanntesten Gebetslieder: „Ich möchte heim".

Allerdings ist das alles „Standpunktsdichtung", wie ein moderner Künstler einmal die ausgesprochen christliche Literatur nannte. Aber gibt es in der Welt einen Dichter, der nicht auf irgendeinem Punkte stände, von dem aus er die Dinge betrachtet und gestaltet? Fragt sich nur, wie hoch dieser Standort und wie breit das Gebiet ist, das er von dort aus beherrscht. Und da ist ohne weiteres zuzugeben, daß auf Karl Geroks Dichterwerk das Gleichnis von „der schlanken Flamme und der schmalen Leier" paßt. Jedoch, es können nicht alle Poeten Welt- und Menschheitsdichter sein. Er hat mit den sanften Lauten seiner Harfe Hunderttausende erbaut, hat die kunstspröde protestantische Kirche mit der „Lieblingstochter des Zeus" zu befreunden gewußt. Und er durfte mit schalkhaftem Lächeln erzählen, daß er einst in der Sommerfrische heimlich seine eigenen Lieder mit Genuß gelesen und zu sich gesprochen habe: Anch' io sono pittore!

Im Schatten der Stuttgarter Schloßkirche steht die Büste des Predigers und Sängers, darunter die fromme Muse mit Palmzweig und Harfe — unweit des Standbildes des größten Schwaben mit dem Adlergesicht des Genius. Aber auch er hat nach dem Maße seiner Kraft sich Schillers Gebot an die Künstler zu eigen gemacht, der Menschheit Würde zu bewahren. Und in diesem Jahre des großen Krieges sei dankbar des deutschen Mannes gedacht, der 1871 in seiner Sammlung „Deutsche Ostern" die Erfüllung seiner vaterländischen Jugendhoffnungen begeistert grüßte: germanischen Gottesfrühling!

Walther Nithack-Stahn



Die „Rettung" Spittelers

Wir können unserem in Heft 8 kundgegebenen Vorsatz, mit dem Fall Spitteler uns nicht weiter zu beschäftigen, leider nicht treubleiben. Die Rettungsversuche, die Ferdinand Avenarius im zweiten Januarheft seines „Kunstwarts" und Eugen Diederichs in Nummer 9 des „Börsenblattes für den deutschen Buchhandel" unternommen haben, denen wieder zahlreiche Auseinandersetzungen in der Presse gefolgt sind, zwingen uns zu erneuter Stellungnahme, einmal zu dem Vortrag Spittelers selbst, sodann zu diesem Problem im allgemeinen.

Avenarius verteidigt Spitteler, einen seiner bewährtesten Mitarbeiter, wohl auch den persönlichen Freund; Eugen Diederichs ist sein eifriger Verleger. Die Stellungnahme beider ist also menschlich begreiflich. Es ist auch in dieser Zeit, die Hunderttausenden die schwersten Opfer auferlegt, schwerer, ein Liebes ohne Not im Frieden, als durch den Schlachtentod zu verlieren. Aber gerade weil es eine Zeit des Opferns ist, müssen wir hart gegen uns selbst sein und alles Persönliche dem Wohl des großen Ganzen hintanstellen.

Wir müssen zunächst einen Vorwurf zurückweisen, den Avenarius zu Eingang seines Aufsatzes und nachher am Schlusse seines Heftes unter dem Titel „Die Irreführung über Spittelers Vortrag“ gegen unsere Presse erhebt, weil diese Presse mit ihrer Abwehr nicht gewartet habe, bis ihr Spittelers Vortrag im ganzen vorgelegen habe. Die Nachprüfung von Spittelers Vortrag zeigt, daß die übermittelten Auszüge wortgetreu und in sich geschlossen waren, und wenn ich eine Spalte hindurch aufs gröbste verkannt werde, so vermag das mir hier zugefügte Weh durch drei Spalten akademischer Kühle und halber Anerkennung nicht wettgemacht zu werden. Ich wehre mich gegen die Hiebe, das ist nicht nur mein gutes Recht, sondern auch meine Pflicht.

Meinerseits muß ich bekennen, daß mein Eindruck von Spittelers Vortrag sich nach Kenntnisnahme des Ganzen nicht gebessert, sondern verschlechtert hat. Was da Freundliches darin steht, verschärft das Gewicht des nachherigen Unfreundlichen, ja Feindlichen, und der kühl abwägende, geflissentlich nüchterne Charakter des Ganzen macht für uns diese Ausführungen viel schmerzhafter, als ein scharfer Temperamentsausbruch. Spittelers Vortrag ist das Ergebnis einer Eigenschaft, die wir leider lange Zeit als ausgesprochen deutsch bezeichnen mußten, nämlich die Hintanstellung der deutschen Empfindungen im Wettstreit mit den nichtdeutschen, die Geneigtheit, diesen ein „Verständnis“ entgegenzubringen, das bis zur Selbstverleugnung geht.

Spitteler stellt seinen Vortrag als eine innerschweizerische Angelegenheit hin, und man darf ihm zugeben, daß er das Problem als ein innerpolitisches, rein schweizerisch-nationales behandeln wollte. Seine Ausführungen haben eigentlich die Absicht, einen rein schweizerischen Standpunkt zu finden in der Weltfrage, die dieser Krieg darstellt. Spitteler möchte diesen schweizerischen Standpunkt so rein politisch unter Ausschaltung aller Gefühlswerte erkannt und gewahrt sehen, wie es nur möglich wäre, wenn sich solche Fragen wirklich rein verstandesmäßig nicht nur beantworten, sondern auch erleben ließen. Es ist merkwürdig, gerade einen Dichter als Herold kältester Realpolitik zu sehen, und er beweist denn auch Schritt für Schritt, daß er zu einer solchen Realpolitik nicht berufen ist.

Spitteler verkennt schon die Lage in der Schweiz selbst. Sein Vortrag hätte allenfalls Sinn, wenn die deutschen Schweizer von einer blinden Parteinahme für Deutschland erfüllt wären, in der sie durch dick und dünn unserer Politik Gefolgschaft leisten. Ich verfolge seit Ausbruch des Krieges aufs angelegentlichste die Presse der deutschen Schweiz, habe aber eine solche Stimmung nirgendwo gefunden. Je nachdem den deutschen Schweizern klar geworden ist, daß es in diesem Kriege nicht bloß um die politischen Machtverhältnisse Deutschlands, sondern um die deutsche Kultur geht, daß das Deutschtum auch als geistiger Weltwert nach Möglichkeit geschwächt werden soll, haben deutsche Schweizer stärker ihr Zugehörigkeitsgefühl zu dieser Kulturwelt empfunden. Und es mußte ihnen dann klar werden, daß ein Unterliegen Deutschlands auch eine Niederlage der deutschen Kultur in der Schweiz bedeutete. Ins Politische ist die Sympathie der deutschen Schweizer, soweit sie öffentlich laut geworden ist, nirgends gegangen. Im Gegenteil hat sich gerade die deutsche Schweiz dauernd politisch auf den streng helvetischen Standpunkt gestellt, und sie hat vor allem Frankreich gegenüber sich von allen Haßausbrüchen freigehalten. Das letztere kann auch der gutwilligste Beurteiler von der französisch sprechenden Schweiz nicht behaupten. Nicht nur die Presse der Westschweiz legt sich keinerlei Zügel an in ihrem Haßausbruch gegen Deutschland; wir haben von Genf aus den ja schon mehr blödsinnigen Protest wegen Reims erlebt, wir haben die anderen Fälle alle, wie Claparède in Genf, Frankfurter in Lausanne, die nichts mehr mit gemeinsamem romanischem Kulturgefühl zu tun haben, sondern Ausbrüche des Deutschenhasses sind.

Wenn sich tatsächlich in der Schweiz so starke Stimmungsgegensätze zwischen den deutsch und französisch Sprechenden aufgetan haben, so ist das hauptsächlich durch die Maßlosigkeit der französischen Schweizer hervorgerufen worden. (Ich verweise auf den Erlaß der Baseler Polizeidirektion, Türmer S. 460.) Und da ist es denn doch ein merkwürdiger Bruderstandpunkt, wenn Spitteler sagt: „Wir dürfen nicht dem Bruder seine Fehler vorhalten; ... wir müssen

es unseren welschen Eidgenossen vertrauensvoll anheimstellen, aus ihren eigenen Reihen die nötigen Ermahnungen laut werden zu lassen und uns einzig mit uns selbst befassen." — Ja, wieso denn? Ich bin doch im Gegenteil dazu verpflichtet, meinem Bruder zu sagen, daß er falsch handelt, und wenn ich ihm seine Liebe nicht wehren mag, so muß ich ihn doch von haßvoller Ungerechtigkeit abhalten.

Es ist mit ganz verschwindenden Ausnahmen in Deutschland niemand eingefallen, der Schweiz politisch eine andere Haltung als die peinlicher Neutralität zuzumuten. Wir unsererseits haben hier im Türmer diesen Standpunkt eingehend begründet, haben auch erklärt, daß und weshalb wir eine politisch möglichst selbständige Schweiz auch für uns für einen großen Wert halten. Aber, wie Spitteler scharf betont, das Politische und das Kulturelle sind zwei verschiedene Dinge, und kulturell haben wir ein unbestreitbares Anrecht auf das Mitgehen der deutschen Schweiz. Man kann sich dafür auf Spittelers eigenen Vortrag berufen. Ich glaube aber auch, daß auch der ausgesprochenste deutsch-schweizerische Heimatkünstler sein Schaffen, sein Denken und Empfinden als dem großen Begriffe „deutsch" zugehörig empfindet. Wir verübeln den französischen Schweizern keinen Augenblick, wenn sie sich ähnlich in den französischen Kulturkreis einstellen, obwohl sie diesem nicht so eingeboren sind, obwohl das Schaffen der französischen Schweizer in Frankreich niemals den Widerhall gefunden hat, wie das der Deutsch-Schweizer in Deutschland.

Da es nun aber für die Schweizer von heute unmöglich ist, in sich den Menschen zugunsten des nüchternen Politikers völlig zum Schweigen zu bringen, da auch für den Schweizer von heute Neutralität nicht Gleichgültigkeit oder stumpfsinnige Kälte bedeuten kann, so erhebt sich die Frage: Welche Pflichten erstehen den neutralen Schweizern aus ihrer kulturellen Zugehörigkeit zu größeren Staatsverbänden?

Die erhabene Pflicht und segensvolle Aufgabe, im Dienste der Menschheit auszugleichen und zurechtzurenken, was die sich Bekriegenden in ihrem natürlichen Hasse gegeneinander versündigen, und so der Wahrheit und Gerechtigkeit zu dienen. Weiß Gott, Spitteler hätte da als Kenner des deutschen Volkes, als Teilhaber seiner Kultur genug zu tun gehabt, sogar innerhalb der politischen Grenzen der Schweiz. Warum ist er nicht als Landsmann vor die französischen Schweizer hingetreten und hat ihnen klar gemacht, daß sie nicht als Söldner oder Freiwillige den französisch-englischen Lügen- und Verleumdungsfeldzug gegen Deutschland mitmachen dürften?! Seit Monaten hätte er da der Menschheit, aber auch der Schweiz, einen großen Dienst erweisen können. Seiner Heimat sogar rein politisch. Denn die Entfremdung und Erbitterung zwischen den beiden Landesteilen hat doch den wesentlichen Grund in dieser andauernden Verleumdung deutscher Art durch die welschen Schweizer. Wenn Spitteler so als Anwalt der ihm vertrauten deutschen Art gewirkt hatte, mochte er auch vor seine deutschen Landsleute hintreten und ihnen ungerechte Vorstellungen über unsere Feinde benehmen, wenn sich solche eingenistet haben sollten. Eine solche Tätigkeit geht über die Grenzen hinaus in die sich feindlichen Länder hinein und würde auch hier Gutes wirken, zu Besinnung mahnen und die sich bekämpfenden Feinde vor dem wechselseitigen persönlichen Haß bewahren helfen. Damit würde z. B. dem Franktireurkrieg der Boden abgegraben und in seinem Gefolge dem schwersten, weil überflüssigen, Kriegselend. Das wäre nach meinem Gefühl neutrales Wirken. Wenn sich die geistig Hochstehenden aller am Kriege unbeteiligten Völker dazu verbänden, so wären sie für unsere Zeit und die Zukunft die Großmacht edler Menschlichkeit.

Vielleicht hat Spitteler etwas von dieser Aufgabe der Neutralen vorgeschwebt, als er sich „so ungern als möglich aus seiner Einsamkeit" aufmachte, um „unerquicklichen und nicht unbedenklichen Zuständen entgegenzuwirken". Aber — und das ist das bei einem deutschen Dichter, bei einem nach Rasse und Kultur Deutschen Unbegreifliche — dieses Unerquickliche sieht er nicht in dem Vielen, was innerhalb der schweizerischen Grenzpfähle gegen Deutschland geredet, geschrieben und gehetzt wird, sondern in den Sympathien der deutschen Schweizer

für ihre im Kampf auf Tod und Leben ringenden Artgenossen. Und da macht er sich ans Werk, diese Sympathie auszulöschen.

Und wie er das anstellt! Mir scheint jedenfalls die hitzige, gedankenlose, taumelige Art der Dalcroze und Hodler immer noch verzeihlicher, als diese grämliche, kaltkluge und schlaue Art mit Augenzwinkern und Händereiben. Gewiß — Avenarius hat recht — Spitteler hat Deutschland nicht geradezu verleumdet! Er gibt ihm nur hinterrücks Fußtritte. Er stellt alle Feinde Deutschlands ins glänzendste Licht, Deutschland bleibt im tiefsten Dunkel. Denn was er zu Eingang Günstiges über das Verhältnis deutscher und schweizerischer Kultur sagt, wirkt nachher nur noch verschlimmernd. Gewiß schulden wir, schulde ich das und das Deutschland, — trotzdem denke ich jetzt so. Und der Satz, daß wir Deutsche im Namen der Freundschaft von den Schweizern verlangen, „auf ihre Begriffe von wahr und unwahr zu verzichten und ihre Überzeugung von Recht und Unrecht zu fälschen“, bekommt in dieser Einstellung eine geradezu teuflische Wirkung.

Danach beginnt der Lobgesang auf Franzosen, Engländer, Russen, auf die farbigen Engländer und Franzosen — so wollen wir doch diese ihre Helfersbrüder in Zukunft nennen —, auf die Serben mit ihrer „ruhmvollen, heroischen Vergangenheit“. Die bis in die unmittelbare Gegenwart hineinragende Mordgeschichte der Serben ist Spitteler gleichgültig; die Engländer tun recht daran, die Farbigen gegen unsere Kanonen zu hetzen, denn sie sind ja von uns Mördern überfallen. (Nebenbei 2 gegen 5.) Daß die Engländer selber tunlichst zu Hause bleiben und andere für sich bluten lassen, ist für Spittelers realpolitischen Sinn wohl besonders schlau und edel.

Doch nein! Wir wollen uns nicht aufs einzelne einlassen. Ich bin auch überzeugt, daß Spitteler diese tief verletzende Wirkung auf uns Deutsche nicht beabsichtigt hat. Seine Art, die durch das Alter in ihren Schwächen des vernünftelnden Besserwissens und der selbstsüchtigen Kälte gesteigert worden ist, hat ihn für ein großes Erlebenkönnen dieser Zeit unfähig gemacht. Darum sagten wir auch bei der ersten Festnagelung des Falles (Türmer, S. 575) „Armer Spitteler“. Wir wollen auch heute nicht schroffer werden. Er spricht sich sein Urteil selbst: „Ist es überhaupt unumgänglich nötig, die blutigen Wunden, die ein Krieg schlägt, noch mit Tinte zu vergiften?“ Nein, Herr Spitteler, Sie hatten es nicht nötig. Aber Sie sind dafür belohnt worden. Die französische Presse feiert Sie als Kronzeugen dafür, daß auch die deutsche Schweiz jetzt von Deutschland abrückt.

* * *

Angesichts dieser ganzen Sachlage ist es einem schwer begreiflich, daß sich in Avenarius und Diederichs zwei in ihrem Arbeitsgebiete gewichtige Stimmen zur „Rettung“ Spittelers gefunden haben. Mit dem klugen Gesamtinhalt des Aufsatzes von Avenarius stimme ich dabei durchaus überein; er gilt hauptsächlich einer Erörterung der schweizerischen Neutralität und ihrer Folgen fürs Kulturelle, und begegnet sich vielfach mit Ausführungen, wie ich sie früher schon an dieser Stelle gegeben habe. Auf Spittelers Vortrag selbst geht er wenig ein, ist aber geneigt, um des Ganzen willen das einzelne nicht schwer zu nehmen. Die „Schuld“ fällt auf uns andere, die wir uns durch die bruchstücksweisen Zitate haben „irreführen“ lassen. Dann noch an anderer Stelle etwas von „leichtfertigen Berichterstattern, denen jetzt klarzumachen wäre, was Verantwortlichkeit bedeutet“. Nun, so ganz ohne „mit dem Rohrstock aufs Buchgebot zu klopfen“ geht's nun einmal nicht. Ob sich aus Avenarius' Aufsatz, in dem die gröbsten Beleidigungen Spittelers ins milde Sachliche umschrieben, dafür die gerade innerhalb des Ganzen viel schwächer wirkenden „günstigen“ Stellen herausgeholt werden, eine treuere Vorstellung von Spittelers Vortrag gewinnen läßt, als aus den Berichten der „leichtfertigen“ Zeitungen, wollen wir nicht rechten; denn mit dem Urteil, daß durch Spittelers Vortrag als Ganzes seine uns schwer verletzende Art gemindert würde, dürfte Avenarius ziemlich allein stehen. Noch mehr hoffentlich mit dem Schlußsatze, daß wir Deutschen trotz allem „uns dessen bewußt bleiben mögen, „daß Sie (Spitteler) auch zu unsern Besten gehören“. Dann noch gute Wünsche und — alles ist vergeben.

Diese Art von Versöhnlichkeit, von akademischer Erhabenheit über solche Schläge, scheint uns denn doch nachgerade unerträglich und eine Gefahr für die Zukunft. Was muß uns denn erst zugefügt werden, bis wir wenigstens eine gebührende Genugtuung verlangen? Und hätte Spitteler tatsächlich nichts Schlimmeres getan, als — wie Avenarius es wundermild ausdrückt — die Deutschschweizer gemahnt, „die Herzlichkeit, die aus ihnen zu uns spricht, abzukühlen“, so hat er uns schwer geschädigt, und zwar in unserer schwersten Stunde, wo es aus allen guten Gründen seine Pflicht gewesen wäre, zu uns zu stehen. Und da sollen wir uns womöglich noch entschuldigen für etliche Schroffheiten der Abwehr und Spitteler versichern, „er gehöre zu unsern Besten“. Zu unsern Besten?! ... Weiß der Himmel, stolz sind wir nicht, und man kann's schier begreifen, wenn Spitteler hochnäsig sagt: „Mit elenden sechs Zeilen unbedingter Parteinahme kann sich heute jeder, der da mag, in Deutschland Ruhm, Ehre, Beliebtheit und andere schmackhafte Leckerbissen mühelos holen.“ Ach, woher, sechs Zeilen Parteinahme?! — Sechzig Zeilen Verkennung und hämisches Unverständnis kann er uns an den Kopf werfen, wir lassen uns nachher belehren und — er gehört zu unsern Besten.

* * *

In diesem Fahrwasser, in das Avenarius am Schlußziel gerät, segelt Eugen Diederichs von Anfang bis zu Ende. Jeder Bücherfreund schätzt diesen Verleger um seines Geschmacks in buchtechnischen und seines Wagemuts in verlegerischen Dingen. Eine gewisse Unruhe infolge leichter Eindruckhaftigkeit, eine Überbeweglichkeit in der begeisterten Einschätzung „neu entdeckter“ Weltanschauungen aus fernen Landen konnte man gern in Kauf nehmen, da auf diese Weise manches Abliegende uns in handliche Nähe gerückt wurde. Die Erfahrungen dieses Krieges zwingen auch hier zur nachprüfenden Gewissenserforschung.

Diederichs berichtet, wie ihm nach den Angriffen ausländischer Dichter die Buchhändler, zumal kleinerer Städte, deren Bücher zurückschickten mit der Erklärung, sie würden die Werke dieser Schriftsteller nie mehr führen. Er meint dagegen: „Nach dem Kriege werden wieder manche zerrissene Fäden zwischen den kämpfenden Völkern aufgenommen werden, ja, sie müssen es, denn wir wollen uns doch klar sein, daß gesteigertes volkliches Selbstgefühl uns nie dahin führen darf, alles Gute, was andere Völker für die Menschheitskultur leisten, nicht mit offenen Augen sehen zu wollen. Nichts wäre schlimmer für deutsches Geistesleben, als wenn wir nach dem Krieg zu einer Selbstverherrlichung mittels patriotischer Phrase kämen. Das würde die Herrschaft des Philistertums der unfruchtbaren Menge bedeuten.“

Mit Verlaub! Die Weise fängt nicht mehr. Man schreckte mit ihr vor dem Kriege gerade den Bildungsphilister, der sofort alle eingeborenen Widerstände zum Schweigen brachte, wenn man ihm „nationale Befangenheit“ vorhielt. Als ob es etwas Natürlicheres gäbe, als daß man von seiner Volksart erfüllt, also auch in ihr „befangen“ ist.

Diederichs ruft ein Wort Ricarda Huchs zu Hilfe: „Es gibt doch nur eine Kunst, und nicht seine Herkunft, nur seine Qualität kann ein Werk aus ihrem Bezirk ausschließen. Mögen gegnerische oder neutrale Künstler uns hassen oder beleidigen, ihre Werke haben uns nichts zuleide getan, und wer sie liebt, sollte das Recht haben, sie weiter zu lieben, wer sie besitzt, sich ihrer zu freuen!“ Dann führt er u. a. aus:

„Wer im Ausland reisende Deutsche mit ihrem lauten Wesen beobachtet, weiß, wir haben eine sehr üble Parvenüschicht, die uns den Namen ‚Barbaren‘ einträgt. Wir Deutschen haben unsere Fehler genau wie andere Völker, und es ist unsere Aufgabe, sie nicht weiß anzumalen, sondern unsere guten Eigenschaften stärker zu entwickeln. Wir müssen es verstehen und vertragen, wenn der Angehörige eines Volkes, mit dem wir Krieg führen, uns aus seinen verletzten Gefühlen heraus beurteilt, ein Unterliegender ist niemals gerecht, d. h. objektiv. ... Das, was unser nationaler Stolz erfordert, ist würdige Zurückhaltung während des Krieges, aber keine Ächtung. Es ist tief traurig und bezeichnend für die Werthöhe unserer Kultur, daß sofort der deutsche Philister in den ernsthaftesten Zeitschriften und Zeitungen auftaucht: ‚Seht, wie ihr

ihn überschätzt habt!' ‚Hodler war eine Mode', ‚Bergson ein nicht ernst zu nehmender Schwätzer', ‚Maeterlinck ein überschätzter Schwächling' ‚Spitteler wurde durch den Kunstwart über Gebühr emporgehoben'. Und noch trauriger ist, daß niemand von den Deutschen, die Gott fürchten und sonst nichts auf der Welt, wagt, diesen kleinlichen Auffassungen entgegenzutreten. Ob wir wohl schon im Charakter reif genug sind, das Erbe der englischen Weltherrschaft anzutreten?"

Wie kann ein kluger Mensch, wie Diederichs, die Dinge nur so auf den Kopf stellen!? Danken etwa die Engländer ihre Weltherrschaft der willigen Anerkennung und Aufnahme alles Fremden oder ihrer zarten Zurückhaltung gegen ihre Gegner? Bildeten nicht im Gegenteil ihre „nationale Befangenheit" und daneben freilich auch ihr nationales Herrengefühl immer ihre stärkste Macht? — Auch den im Ausland reisenden deutschen „Parvenu" haben wir schon reichlich bemüht. Sind etwa die reisenden Engländer allesamt feine Kulturmenschen? Aber davon abgesehen: daß Gevatter Schuster und Schneider ein Volk nach einigen verunglückten Reiseexemplaren beurteilen, mag angehen; auch bei uns soll es noch etliche Hinterwäldler geben, die sich den Engländer nach der Karikatur alter Witzblätter vorstellen. Aber die uns begeiferten, aufs gröbste verleumdeten, waren die „erlesensten" Geister der feindlichen Völker, Männer, deren Werke in Deutschland eine große, ja vielfach die ausschlaggebende Wertung und Verbreitung gefunden hatten. Sie haben das früher auch, wenn es sich gut machte, anerkannt, etwa in der Art Maeterlincks, der Deutschland „das Gewissen der Welt" nannte. Waren Gefühl und Kenntnis dieser Männer über uns so schwach begründet, daß sie jetzt gleich auf uns losheulten, so muß es um ihre Fähigkeit, deutsches Wesen zu erkennen, schwach bestellt sein. Oder sie sind uns eben durchaus wesensfremd. In beiden Fällen bedarf unser Verhältnis zu ihnen einer Nachprüfung. Denn wenn Ricarda Huchs Wort zutrifft, daß die Werke dieser Künstler dieselben bleiben, wir werden nach diesem Kriege nicht mehr dieselben sein, wie vorher. Und darum wird uns manches fremd und gleichgültig sein, um das wir uns vorher bemüht haben.

Die Geschichte hat das deutsche Volk auf anderen Wegen geführt, als die andern Völker. Wir haben die Fähigkeit zur Universalität aufs höchste entwickelt und sind der Internationalität verfallen, bevor wir das Nationale stark ausgebildet hatten. Den Vorsprung, den wir im Internationalismus (auch im guten Sinne) voraushaben, werden die andern noch lange nicht einholen. Wir wollen uns jetzt vor allem um die Ausbildung des Nationalen bemühen und den Fremden jedenfalls nie mehr nachlaufen. Die wenigen Überragenden, die ohne Schaden nicht entbehrt werden können, werden uns bei unserer Anlage nie entgehen. Die vielen andern, die nicht bedeutender sind, als unser guter Durchschnittsbesitz, brauchen wir nicht. Dagegen ist noch sehr viel zu tun für den wirklichen Gewinn des deutschen und deutschverwandten Schaffens aus der Vergangenheit und Gegenwart; vor allem aber wird uns, wie wir zuversichtlich hoffen, die neue deutsche Zukunft eine reiche Ernte bringen. **Karl Storck**



Ein Schweizergruß zu Kaisers Geburtstag

In den „Neuen Zürcher Nachrichten", dem besten (katholisch) konservativen Blatt der Schweiz, finden wir unterm 27. Januar die folgenden Betrachtungen zu des Deutschen Kaisers Geburtstag, die wir unsern Lesern in dieser Zeit mannigfachen Abfalls nicht vorenthalten dürfen.

„Es gehört nicht zu den Gepflogenheiten der Schweizer Presse — und es soll auch in Zukunft so bleiben —, daß sie der regulären persönlichen Anlässe fremder und eigener Staatsoberhäupter des näheren gedenkt.

Etwas anderes ist es um den heutigen 56. Geburtstag des deutschen Kaisers Wilhelm II.

Er begeht denselben unter einer erdrückenden Last von Sorge und Leid. Eine Überzahl von Feinden ringsum überhäuft ihn heute mit den schwersten Anklagen, mit einer wahren Springflut von Schmähung, Haß, Lüge und Verleumdung. Sie bedroht sein Reich und seine Krone mit Vernichtung, nachdem sie einen schmachvollen Überfall ausgeführt und selbst barbarische Völker zum Kriege gegen Deutschland heranzog. Mit heißem Weh muß der edle Monarch sehen, wie Ströme guten deutschen Blutes dahinfließen müssen, um das Reich zu retten.

Da erscheint es als sittliche Pflicht, daß man offen Bekenntnis ablegt für den Monarchen, der während seiner 26jährigen Regierungszeit stets ein Hort des Friedens, ein Hort des christlichen und sittlichen Prinzips unter den Völkern und ein Hort des sozialen Fortschritts war.

So sorgenschwer seine Tage sich jetzt gestalten, er hat die Genugtuung, die Wahrheit, das Recht und die Treue an seiner Seite zu haben.

Wiederum ist ihm gerade in dieser Zeit drückendster Prüfung die herrliche Genugtuung geworden, sein Volk in einer sittlichen Größe sich erheben zu sehen, die fast einzig dasteht in der Geschichte vieler Jahrhunderte. Deutsches Heldentum, deutsche Männerkraft und deutsche Frauentugend treiben in diesen Monaten ein ganzes Blütenmeer.

Wir in der Schweiz werden auch die Rede nicht vergessen, die Kaiser Wilhelm II. bei seinem letzten Schweizerbesuche am 6. September 1912 in Bern hielt, worin er u. a. sagte:

‚Nach dem Willen der Vorsehung hat sich inmitten der vier benachbarten Großmächte die schweizerische Eidgenossenschaft als wohlgeordneter, allen friedlichen Bestrebungen zugewandter, auf seine Unabhängigkeit stolzer, neutraler Bundesstaat entwickelt, auf militärischen, wissenschaftlichen, künstlerischen, industriellen, technischen und wirtschaftlichen Gebieten fleißig vorwärts strebend, hat der inmitten Europas gelegene schweizerische Staat allgemeine Achtung und Anerkennung sich erworben. Ein großer Teil der Schweiz hält am deutschen Geistes- und Gemütsleben fest, und der Austausch ideeller wie materieller Güter zwischen der Schweiz und Deutschland ist in der Tat ebenso umfangreich wie natürlich. — Es ist daher begreiflich, daß die Schweiz und das Deutsche Reich bei aller Eigenart ihrer staatlichen Einrichtungen und ungeachtet der Verschiedenheit ihrer geschichtlichen Entwicklung nicht nur durch Austausch ihrer Produkte, sondern auch durch ihr geistiges Leben und Schaffen miteinander eng verknüpft in herzlicher, vertrauensvoller Freundschaft nebeneinander leben wollen.‘

Die Schweiz wird diese Worte nie vergessen, in denen der deutsche Kaiser ihrem ungeschmälerten Fortbestand gleichsam das Siegel des Providentiellen aufdrückte. Was er darin über die starken Bande zwischen Deutschland und der Schweiz sagte, es soll wahr bleiben in alle Zukunft, und niemand soll an diesen Banden rütteln oder gar sie zerreißen dürfen.

Im treuen Gedenken jener Worte, dem Kaiser Wilhelm in diesen für ihn so schmerzvollen Zeiten beste Wünsche zum heutigen Tage, ihm, dem deutschen Volk und dem Deutschen Reich aus der Schweiz.

Auch Schweizer beten für ihren Sieg, weil es der Sieg des Rechts und der politischen Ehrlichkeit, der Sieg des Friedens und der höheren Gesittung und Kultur sein wird.“

Wir glauben, in der Annahme nicht fehl zu gehen, daß dieser Geburtstagsgruß nicht so warm ausgefallen wäre, ohne Spittelers übelberufene Züricher Rede. Dem alterskühlen Herrn sagt hier die volle Männlichkeit, daß nicht alle in einer Zeit glühenden Erlebens nur kluge Rechner sein wollen. Keine Verletzung der politischen Neutralität, nichts von geifernder Beleidigung der Feinde Deutschlands, aber volles und starkes Bekenntnis zur Sache der deutschen Kultur, die auch die der deutschen Schweizer ist.



Wie Rußland in den Krieg ging

Als eine gute Beobachterin russischer „Stimmungen“ erweist sich Hedwig Howe in der „Frankfurter Ztg.“. Ihr Weg führte sie quer durch Rußland. Als der Krieg begann, befand sie sich in der südlichen Krim: Die Mobilisation war dort in aller Ruhe vor sich gegangen, hauptsächlich wohl infolge des gleichzeitig erlassenen Alkoholverbotes. Auch der Kriegsanfang brachte nichts Besorgniserregendes, und ich versuchte zunächst zu bleiben. Bald aber begannen die Hetzereien und zeitigten auch dort ihre üblen Folgen. Das russische Landvolk bewahrte zwar auch jetzt noch seine charakteristische Gutmütigkeit, durch die es sich von dem Pöbel der Großstädte so angenehm unterscheidet. Hörte ich doch einen schlichten, bäuerlichen Hausknecht entrüstet sagen: „Das sollen wir glauben, daß die Deutschen Kinder aufspießen und die alten Leute ans Hoftor nageln! Das tut doch kein Christenmensch, das schreibt man doch nur, um uns aufzuhetzen.“ Gerade die sogenannte „Intelligenz“ war es, von der die erste Pöbelei ausging. In Jalta haben Studenten den ansässigen Deutschen Türen und Fenster demoliert. Allerorten wurden bald Manifestationen veranstaltet, nicht in letzter Linie von den Juden. Ein Zarenbild an der Spitze, ohne das in Rußland überhaupt keine Menschenansammlung gestattet ist, zogen sie in Prozessionen durch ihre Stadt vor das Gouvernementsgebäude, um in einer untertänigen Adresse ihrer treuen monarchischen Gesinnung und patriotischen Begeisterung Ausdruck zu geben. Täglich veröffentlichten die Zeitungen Listen von jüdischen Gebern, die dem Staate namhafte Summen für Kriegszwecke zur Verfügung stellten. Ebenso besann sich der Emir von Buchara, der wie alle Jahre zur Herbstkur nach Jalta gekommen war, auf seine russische Abhängigkeit; und wie er alljährlich seinen pflichtschuldigen Tribut in Form irgend einer wohltätigen Stiftung erlegt, so zeichnete er auch jetzt sofort einen riesigen Betrag für das Rote Kreuz und gleich darauf dieselbe hohe Summe für den Krieg. Aber die wenigen Bucharen, die man in ihren langen, orientalischen Gewändern durch die zypressenbeschatteten, schmalen Straßen gleiten sah — auf geräuschlosen Sohlen, wie Phantasiegebilde — vermochten den verlassenen Kurort auch nicht wieder zu beleben. Nachdem die ersten jubelnden Nachrichten vom Fall Posens und der Beschießung Stettins kleinlaut und zögernd widerrufen worden waren, hatte man sich auf eine längere Dauer des Krieges gefaßt gemacht und den Vergnügungsort verlassen. Auch die Einheimischen wären am liebsten auf und davon gezogen. Die Unruhe stieg aufs höchste, als die türkische Mobilisationsorder kam. Da tauchten die fabelhaftesten Gerüchte von ungeheuren Massenaufgeboten auf und wurden geglaubt.

Können die Türken auch nicht gewaltige Mengen ausrüsten, so sind sie doch weit tüchtiger, als man in Westeuropa in letzter Zeit geringschätzig anzunehmen geneigt war. Ich lernte sie als Händler kennen, als Handwerker, sah sie in den Steinbrüchen arbeiten, beim Wegebau. An Fleiß und Zuverlässigkeit und auch Kultur des Benehmens stehen sie himmelhoch über den Russen. Einen Teil der Einberufenen sah ich davonfahren, mit ihren lustig klingelnden Gespannen; die Pferde mit blauen Perlhalsbändern aufgeputzt und gegen den bösen Blick gesegnet, die jungen, kräftigen Menschen in bunten, malerischen Lumpen auf den Wagen hockend, den Fez keck auf dem Kopf, in strahlender Fröhlichkeit. Ein Bild, das mit Vertrauen und Zuversicht erfüllte. Die russische Regierung versuchte, mit prahlerischer Überlegenheit die Gemüter zu beunruhigen. Man stellte — um ein Übriges zu tun — eine Batterie auf den Ai Petri, die Felszacke über Jalta, hauptsächlich wohl zum Schutze des kaiserlichen Lustschlosses Livadia, das ganz in der Nähe liegt.

Auf dem Bahnsteig in Simferopol patrouillieren Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett, das von der Kriegserklärung bis zum Friedensschluß nicht vom Gewehr der Russen kommt. Kalt ist es. Längs der Mauern kauern Soldaten mit ihren alten Mütterchen, die offenbar von weit her gekommen sind, um den Sohn noch einmal zu sehen, Teekesselchen und Bettzeug



liegen daneben. So etwas Dürftiges, Armseliges, rührend Naives, wie so ein russisches Bauernweiblein, ist uns kaum denkbar. Fast wortlos hocken die kleinen Gruppen nebeneinander, ganz eng umschlungen, ein graues Umschlagtuch um beide gezogen; und von Zeit zu Zeit murmeln die Lippen der Alten ein Gebet.

Endlich schlägt unsere Abfahrtsstunde, und wir können uns im Abteil auf vier Tage und Nächte häuslich einrichten. Man fährt bequem und ist wieder einigermaßen ausgesöhnt mit seinem Schicksal. Häufig wird gehalten. Von Charkow ab treffen wir Soldatenzüge in Menge. Übermäßig dicht in Viehwagen eingepfercht, brüllen die Truppen ein wildes Hurra beim Vorbeifahren. In Kursk drängen sich gar einige in unseren Wagen. Man fragt nach ihrem Ziel. In Tula, erklären sie, sollen sie sich sammeln; eigentlich brauchten sie erst übermorgen dort zu sein, aber es geht ja gegen die Deutschen! „Die wollen wir verhauen, ohne daß man uns bittet. Da drüben, da hat's ja das Vieh besser als bei uns die Bauern! Totschlagen muß man sie, totschlagen alle miteinander!" Ein energischer Kolbenstoß auf den Boden bekräftigt den Entschluß. „Ja, aber haben Sie denn keine Angst, selbst totgeschlagen zu werden?" riskiere ich zu fragen. „Wir von den feigen Hunden?" ereifern sich alle. „Die läßt man ja nicht in Schützenketten ausschwärmen, weil sie sonst das Gewehr wegwerfen und zu uns überlaufen! Die werden wie eine Herde mit Knüppeln in die Schlacht getrieben, und hinter ihnen stehen die eigenen Kanonen, die auf sie schießen, wenn sie umkehren!" Auf diese Meinung von unseren Truppen war ich nicht gefaßt und flüchtete schleunigst in mein Abteil, um mich durch mein Lachen nicht zu verraten.

Auf der Strecke Moskau—Petersburg hatte ich Gelegenheit, Ausführungen eines höheren russischen Offiziers mitanzuhören, der sich, nicht ahnend, daß ich eine Deutsche war, da die Unterhaltung französisch geführt wurde, offen aussprach: „Da oben in Preußen, da wollen wir den Deutschen nur zu schaffen machen, damit sie die Österreicher nicht zu energisch unterstützen. Unsere Hauptmacht aber, mit dem Generalissimus, die geht auf die Karpathen, um durch Ungarn auf Wien vorzurücken. Von dort haben wir dann leichtes Spiel, in Deutschland einzufallen." „Ja, haben denn die Russen so viel Gebirgsartillerie, daß sie mit Aussicht auf Erfolg an die Überschreitung der Karpathen denken können?" wende ich ein. „Das ist ja unser Vorteil," lachte er. „Jeder, selbst bei uns im ganzen Land, denkt, es stehe noch wie vor zehn Jahren. Und doch, was haben wir in der Zeit gearbeitet! Der japanische Krieg war ein Segen für uns; wir haben unendlich viel durch ihn gelernt."

In Petersburg suche ich russische Bekannte auf, die mir sofort mit größter Liebenswürdigkeit ihre Gastfreundschaft aufnötigen. Man wünscht mir zu zu beweisen, wie gut die Deutschen als Privatpersonen in Rußland behandelt werden, im Gegensatz zu den armen Russen, die das Unglück hätten, jetzt noch in Deutschland zu sein, und deren Martyrien zu schildern die Zeitungen ihre Phantasie nicht erschöpfen konnten. Sämtliche Freunde und Bekannte wurden von der Anwesenheit des deutschen Gastes benachrichtigt, und jeden Abend zwischen neun und zehn Uhr sammelte sich ein lebhafter Kreis bei uns, der meist bis nach Mitternacht zusammenblieb. Schriftsteller, Journalisten, Ärzte, Studenten und andere lernte ich dort kennen. Persönlich sind alle von der großen Liebenswürdigkeit, die den Russen allgemein eignet. Kam aber die Rede auf den Krieg, auf Deutschland, so sprang mir plötzlich ein Haß entgegen, wie wenn man um eine Straßenecke biegt und einen unvermutet ein heftiger Windstoß packt. Worte von einer Leidenschaftlichkeit und Kraft läßt dieser Haß sie finden, die man nie erwartet hätte, in Gesellschaft zu hören. Wir Deutschen, wir können eigentlich gar nicht hassen. Entrüsten kann sich der Deutsche, flammend empören, wie jetzt, aber aus Herzensgrund hassen, so fanatisch hassen und den Gegner beschimpfen, wie es drüben geschieht, das vermögen wir nicht. Immer wieder sind es vorzugsweise die gebildeten Klassen, die den gemeinsten Hetzereien und gröbsten Tatsachenentstellungen am zugänglichsten sind, die ihr eigenes Urteil absolut eingebüßt zu haben scheinen. Das Unglaublichste glaubt man. „In tierischer Furcht und Wut"

sollen die Deutschen „alle Kultur und Disziplin vergessen haben" und — „den Untergang vor Augen, in Bestialitäten verfallen". Man prophezeite uns ein fürchterliches Strafgericht und zu dem wirtschaftlichen auch den moralischen Tod. „Ja, Sie haben erwartet", so höhnte man, „Rußland uneinig zu sehen, haben gehofft, daß eine Revolution bei uns ausbrechen würde, daß wir kein Kriegsmaterial hätten und was noch alles. Und daraufhin haben Sie den Krieg erklärt." — „Ich will Ihnen etwas sagen," springt voll Heftigkeit ein alter Herr auf, „die Agenten Ihres Botschafters Pourtalès, deren Nachrichten Sie so sicher gemacht haben, die waren samt und sonders von unserer Regierung bezahlt! Wir waren fertig! Hatten alles! Hatten im stillen gearbeitet, ohne daß jemand selbst bei uns es ahnte! Wir wußten, daß dieser Krieg im Gegensatz zu dem japanischen populär sein würde. Und er ist populär, Sie sehen selbst! Kein Mensch denkt bei uns an Revolution! Unsere Arbeiter sagten: Heute sind wir rot, doch gibt es morgen Krieg mit Deutschland, so stehen wir alle zur Regierung. Diese deutschen Arbeiter kommen herein, wenn unsere Leute streiken, nehmen ihre Stellen und behandeln sie wie die Hunde. Sie werden besser bezahlt, nach ihnen ist mehr Nachfrage und die unserigen müssen zusehen! Ich bin Abend für Abend unter ihnen, kenne sie und weiß, wie es steht. Und sehen Sie die leitenden Stellen! Sämtlich sind sie mit Deutschen besetzt. Ja, wundern Sie sich denn, daß unsere Leute nicht immer von Ausländern kommandiert sein wollen? Und gehen Sie in die Geschäfte! Sehen Sie, wie wir überschwemmt sind mit deutschen Waren! Das muß aufhören! Wir werden diesen Kampf nicht enden, ehe Deutschland am Boden liegt!"

Wie oft habe ich das gehört seit dem Kriegsausbruch, auch von Leuten, die sonst der Politik ganz fern stehen Von jedem einzelnen wird dieser Vernichtungskampf gegen Deutschland so ernst genommen, wie wir den Krieg nicht ernster nehmen könnten, der um unsere Existenz geht. Keinem fällt es ein, daß die Feindschaft der Russen hauptsächlich auf dem niedrigen Haß beruht, den der Trägere immer für den Tüchtigeren hat, wenn dieser ihm durch seine Reg samkeit und Strebsamkeit Anstrengungen aufnötigt. Um mit uns zu konkurrieren, müßten sie alle Kräfte daransetzen; da erscheint es einfacher, den Rivalen zu beseitigen. Und England schürt den Haß. Es weiß, daß Rußlands eigene Leistungen auf wirtschaftlichem Gebiet gänzlich unzulänglich sind, daß dieses bei seiner Unfähigkeit auf andere angewiesen ist. Peter der Große hat das fremde Element in das Land eingeführt; er wollte seine Barbaren mit einem Schlag zu einem Kulturvolk machen. Damit unterband er die natürliche Entwicklung. Und gegenwärtig ist man selbst in Laienkreisen zu der Einsicht gekommen, daß man zurückgehen müsse, um den abgerissenen Entwicklungsfaden wieder aufzunehmen. Dazu hält man in erster Linie für nötig, alles Fremde aus dem Volksorganismus abzustoßen. Da das in Rußland wirksamste fremde Element jetzt das deutsche ist, so richtet sich dagegen die ganze Austilgungswut. Im napoleonischen Kriege 1813 streifte man viel französisches Wesen ab. Menschen, die es bis dahin für unter ihrer Würde gehalten hatten, ein Wort ihrer Muttersprache in den Mund zu nehmen, lernten nun die russische Sprache wenigstens nebenbei zu gebrauchen. So wird Rußland auch durch diesen Krieg russischer werden. Doch solange es — ganz abgesehen von dem wirtschaftlichen Moment — nicht moralisch tüchtiger wird, solange es nicht Vertrauensposten mit eigenen, d. h. russischen Beamten besetzen kann, wird es immer Fremdes in sich dulden müssen. Kommen doch schon jetzt massenhaft Schweizer über Schweden nach Rußland herein, um die von den Deutschen verlassenen Erzieher- oder Verwalterstellen zu besetzen.

Zehn Tage ließen mir die Behörden, die meinen Paß visieren, Zeit, mir Petersburg anzusehen. Streift man durch die Straßen, so wird man ausgiebig gewahr, daß Krieg ist. Überall Militär! Auf dem großen Marsfelde üben gleichzeitig ganze Regimenter Infanterie und Kosaken. Fährt man an den Kasernen vorbei, so liegen sie platt auf dem Pflaster und machen Zielübungen. Ein eigenartiges Gefühl, das mit anzusehen und dabei zu wissen, das gilt deinen Brüdern, deinen Volksgenossen! Und sieht man, wie die Menschen in dichten Knäueln vor den Zeitungsredaktionen stehen, die die neuesten Nachrichten in Riesenschrift ständig wie



Kinematographenfilms in ihren Schaufenstern abrollen, hört man um und um deutsche Niederlagen ausrufen und leidenschaftliche Diskussionen über ihre wünschenswerte Tragweite, fängt man die Schmähungen gegen unser Volk und unseren Kaiser auf, so hat man ein Gefühl, als fehle einem die Luft zum Atmen. Das Lied, das begeistert, aufjauchzend fortreißende Vaterlandslied, das fehlt dort vollständig. Und daß die Kampfeslust des russischen Volkes dieses edlen Ausdrucks entbehrt, dürfen wir wohl auch als Beweis betrachten, daß ihr wenig Edles anhaftet. . . .

Die große Stadt ist ganz ruhig — nirgends klingt Musik aus den Lokalen. Selbst die Nachricht von dem Fall Lembergs, der ja für die Russen immerhin etwas bedeutete, brachte keinen Flaggenschmuck, keine Illumination. „Erst arbeiten, dann sich freuen!" sagen die Russen. Alle Alkoholverkaufsstellen sind fest geschlossen; nirgends trunkenes Gröhlen, auch nicht in den Arbeitervorstädten. Die notorischen Trunkenbolde sieht man jetzt an den Ecken oder auf den Brücken Sonnenblumenkerne kauen, ein Sport, der in Rußland sehr beliebt zu sein scheint, nach den großen Quantitäten zu schließen, die die Grünkramhändler feilhalten. In den Kirchen liegt das Volk auf den Knien und fleht um Sieg für den Zar und seine Fahnen. In der Kasan-Kathedrale war ich selbst Zeuge eines der feierlichsten Bittgottesdienste. Seltsame Ironie des Schicksals, gerade in der Kirche, die die Trophäen des Napoleonischen Krieges birgt, an den Balustraden aus jenem Silber, das die Kosaken Napoleon abnahmen, an den Pfeilern, die sonst die erbeuteten französischen Fahnen schmücken, drängen sich heute wieder Kosaken, um ihre Weihkerzen darzubringen und um Sieg zu beten für sich und ihre damaligen Feinde gegen die damaligen Verbündeten! — Als ich heraustrete, ziehen gerade neue Rekruten den Newskiprospekt entlang. Ein endloser Zug, gefolgt von zahllosen Droschken, die das Gepäck nachfahren. Aber so übermütig wie vor vierzehn Tagen sind die Gesichter nicht mehr. Ganz junge Burschen sind dabei, kaum mehr als siebzehnjährig, mit rotgeweinten und verschwollenen Gesichtern. Vielleicht waren die in den Zeitungen ängstlich verschleierten Niederlagen, von denen ich selbst noch keine Ahnung hatte, doch durchgesickert.

Als ich in den ersten Oktobertagen dann endlich abreisen konnte und auf der Fahrt durch Finnland wieder Züge über Züge mit frischen Truppen entgegenkommen sah, bemerkte ich dieselbe gedrückte Stimmung. Kein Hurra mehr, sondern finstere, fast niedergeschlagene Mienen.



England zu Hause

Seine „Londoner Eindrücke" schildert ein Deutsch-Schweizer in der „Voss. Ztg.", und man muß sagen: sie gewähren uns manchen reizvollen Blick in die englische Volksseele. Ohne den erheblichen Zuschuß der Kolonien, namentlich Kanadas, so meint er, wäre England völlig unfähig gewesen, den Krieg weiterzuführen. Es war mir sehr interessant, festzustellen, daß die breiten Massen des englischen Volkes entschieden gegen den Krieg mit Deutschland gestimmt waren und noch sind. Wenn die strammen Dorfbewohner, die Millionen wohlhabender Junggesellen befragt werden, warum sie nicht für König und Vaterland ausziehen, erklären sie kurz: Wir sind neutral! Das ist kein Geschäft für uns. Öffentliche Kundgebungen gegen den Krieg werden nicht veranstaltet: Der Engländer will nicht unnötigerweise sein Land schädigen, aber er behält seine Meinung. Die Kriegsstimmung ging allein von London, von der Jingopartei aus, die bei der Regierung hitzige „Champions" besitzt. Die gesamte englische Aristokratie, die aus Tradition ihre Söhne in der Armee hat, macht aus diesem Grund wohl mit und hat an Blut und Geld enorme Opfer gebracht, aber wie oft hörte ich von Vertretern dieser Klasse den verzweifelten Ausruf: Sollen wir denn allein diesen Krieg führen?! Es ist notwendig, hier festzustellen, daß die große Kluft, die in England zwischen der besitzenden und der armen Klasse besteht, auch durch den Krieg nicht beseitigt worden ist.

Der Wunsch nach Luxus und Genuß, der von der Lebewelt rücksichtslos erfüllt wird, ist im Volk und bei den Arbeitermassen ins Ungemessene gewachsen. Das hat nur Elend und Enttäuschungen im Gefolge. Der Arbeiter politisiert, pocht auf die liberale Konstitution des Landes und verlangt jährlich mehr. Die Ausbeute kann aber hiermit nicht Schritt halten. Daher der erbitterte Klassenkampf, der die Regierung mehr beunruhigt hat als die Ulsterfrage. Ich hörte sagen, daß ohne diesen Krieg in England bald die allgemeine Revolution ausgebrochen wäre. (?) So erklärt es sich, daß jetzt die oberen Fünfzigtausend allein die gesamten Kriegslasten tragen und darunter erschöpft keuchen, während der Mann des Volkes still und schadenfroh ins Fäustchen lacht und sagt: „Wir sind neutral!" Der Irländer stirbt lieber vor Hunger, als daß er mit den englischen Truppen marschiert. (Die wenigen Ausnahmen bestätigen auch diese Regel.) Nur gegen den englischen Arbeiter haben zu Anfang des Krieges teilweise drastische Maßnahmen gewirkt. Es ist bekannt, daß große Fabriken und Warenhäuser, wie Harrod Stores und Selfridges, das ganze kriegsfähige Personal anwies: Laßt euch anwerben, dann bezahlen wir euch die Hälfte des Gehalts weiter und halten eure Stellen offen, andernfalls seid ihr entlassen! Dem Angeworbenen wird sofort ein Vorschuß gewährt, und wie ich hörte, im Felde ein Gehalt von zwei bis drei Pfund Sterling wöchentlich. Die zurückgelassenen Frauen erhalten besondere Unterstützungen. Viele davon setzen das ganze Geld in Branntwein um. Diese Fälle häuften sich so, daß sich die Regierung veranlaßt sah, anzuordnen, daß die sämtlichen Unterstützung genießenden Damen in das Polizeiregister ihres Viertels einzutragen sind, mit Einzelheiten der Beihilfe usw. Ganz wie die polizeilich beaufsichtigten Verbrecher usw. Das Resultat war ein Sturm der Entrüstung, der sich in der gesamten Presse meist in Form von Briefen Luft machte. Der Brief eines Sergeanten im „Daily Mail" sagt: Dieser Akt, der unsere gesamten Frauen als unmoralische Säufer öffentlich brandmarkt, ist die Krone auf eine Reihe von Insulten, die nach uns geschleudert wurden. Die Rückwirkung auf die Rekrutierung ist nicht ausgeblieben. Dabei sinnt die englische Regierung beständig auf neue Mittel und Wege, um die Rekrutierung zu „stimulieren"! Die Ideen der jüdischen Bataillone wurden in London schon vor acht Wochen als Kolumbuseier dargestellt. Ob sie aber Form und Gehalt gewinnen?

Ich hörte von einem Offizier, daß, wenn schon Tommy Atkins große Freiheiten beansprucht, die Zuchtlosigkeit der Kanadier, Australier und Neuseeländer jeder Beschreibung spottet. Diese Leute, die auch größtenteils körperlich ein minderes Soldatenmaterial abgeben sollen, wollen von Disziplin nichts wissen. Sie sind hergekommen, um sich zu amüsieren — auf Kosten der englischen Regierung. Sie werden auch überall zum Trinken eingeladen, und die Bars haben noch nie so gute Geschäfte gemacht, obgleich sie in letzter Zeit schon nach zehn Uhr abends schließen müssen. Selbst die jungen Mädchen vergessen aus patriotischem Enthusiasmus für die Kolonialmänner ihre gute Erziehung. Man erwartet eine erschreckend große Zahl außerehelicher Kolonialkinder. Ich sah einige Male diese Hilfstruppen in Harrogate vorbeimarschieren. Es geht kein strammer einheitlicher Zug durch den Truppenkörper, wie man ihn bei den Deutschen beobachtet. Hier plaudert der eine, der andere singt, der dritte pfeift und der vierte hat seine Flinte dem Nachbar überlassen, um seine Pfeife anzuzünden. Das Gewehr wird teils mit dem Kolben nach oben, teils senkrecht, teils wagrecht getragen. Dazu ein furchtbar unrhythmischer Trommelwirbel mit Dudelsack- und Pikkolobegleitung, die in der Eintönigkeit der Melodie an die indischen Weisen erinnert. Es besteht kaum ein Zweifel, daß die jetzt ausgebildeten Truppen aus minderwertigem Material zusammengesetzt sind, das die Elitetruppen an der Front sicher nicht ersetzen kann. ...

Der Verkehr in den Straßen Londons ist unvermindert stark; trotzdem mehrere tausend jener ungeheuerlichen, fürchterlich rauchenden und riechenden Omnibusse an die Front geschafft wurden, zählte ich oft noch 15 dieser Riesenwagen in einer Reihe hintereinander! Die Führer der „Taxis" sind immer noch so frech wie früher, und ein kleines Trinkgeld werfen sie verächtlich auf die Straße, obwohl sie jetzt sehr wenig beschäftigt sind. Viele sollen hungern, aber wie die

vielen, vielen Arbeitslosen, die in London noch mehr als in der Provinz herumlungern, sagen sie beim Anblick der vorüberziehenden Truppen: „Ich möchte nicht an ihrer Stelle sein!“ Es ist die gleiche Begeisterung, die der Bauer auf dem Lande zeigt, wenn man ihn auf die großen Plakate aufmerksam macht: Your King and country need you to day! antwortet er: It's just a plot to get me out of the village. (Man will mich nur aus dem Dorf hinausekeln.) Im letzten Monat konnte man massenhaft belgische Offiziere, meist in Begleitung schöner Damen, in Regent Street und Haymarket sehen. Diese Herren lieben es, im stärksten Verkehr stehen zu bleiben, eine martialische Pose anzunehmen und heftig mit den Händen zu reden. Die weibliche professionelle Lebewelt ist wenig zu sehen (noch weniger in Paris). Aber es wurde mir versichert, daß sie an der Front an einem Tage bessere Geschäfte macht, als in der Stadt in einem Monat. Zwar verbietet ein strenger Armeebefehl Joffres den Zutritt weiblicher Wesen zur Front, aber die Holden sollen dort in männlicher Verkleidung frei umherlaufen ...

Die Kriminalität in England hat laut Bericht des Commissioner of Metropolitan Police in der zweiten Hälfte des Jahres 1914 enorm zugenommen, während bekanntlich in allen kriegführenden Ländern des Kontinents die Kriminalität ebenso wesentlich abgenommen hat. Der Grund ist aus dem vorher Gesagten leicht ersichtlich. Die sogenannten besseren Klassen sind fast allein ausgezogen, der Vagabund aber stiehlt lieber im Lande, als daß er sich für eine unverstandene Ambition in der Fremde totschießen läßt. ... Der Haupteindruck, der mir von England in der jetzigen schweren Zeit blieb, ist die unverbesserliche Gleichgültigkeit, das Phlegma des Insulaners, dieses Phlegma, das jetzt den Franzosen so auf die Nerven geht. Es bedeutet aber auch die klare, stille Ablehnung der aufgezwungenen Jingo-Bestrebungen.



Vom Zug der Toten

(Goldmark · Stavenhagen · Sgambati · Kuehl · Hoffensthal · Geiger)

Der Tod mäht auf den Schlachtfeldern die im vollen Korn stehende Ernte unserer besten Volkskraft in so riesigen Schwaden dahin, daß man die einzelne fallende Ähre kaum gewahr wird. Und unsere Blicke, unsere Empfindungen sind durch dieses schauerlich großartige Erleben so gebannt, daß wir kaum Teilnahme übrig haben für das Geschehen bei denen daheim. Es ist mehr die Pflicht des Chronisten, die uns an einzelnen Gräbern stehen zu bleiben heißt, die sich in diesen letzten Wochen über Künstlern geschlossen haben; dazu der Gedanke, daß wir es uns und der Allgemeinheit schuldig sind, auch in dieser Zeit uns der Mannigfaltigkeit der Lebenskräfte bewußt zu bleiben. Denn alles Sterben erscheint uns gerade jetzt in erhöhtem Maße als Mahnung zum Leben, und je mehr wir durch unser Erleben heute darauf eingestellt werden, auch den bedeutenden einzelnen nur als Teil der Gesamtheit anzusehen, um so wertvoller wird für uns die Betrachtung des Wirkens jedes einzelnen, da wir daran jetzt mehr als je den Maßstab anlegen: Was hat er in der Aufgabe der Gesamtheit geleistet? Was lernen wir daraus für die Zukunftspflicht — in diesem Falle der Künste — an das Ganze?

Am 2. Januar ist in Wien der aus Ungarn gebürtige Komponist Karl Goldmark gestorben, im hohen Alter von fünfundachtzig Jahren. Man wird sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß mit seinem Tode auch die Wirksamkeit seines Lebenswerkes abgeschlossen ist. Wir sind gewohnt, als edelste Kraft der Kunst ihren Dauergehalt zu empfinden; immer und immer wieder ist die Unsterblichkeit des Künstlers und des wahren Kunstwerkes betont worden. Oft genug als Entgelt für die dem Sterblichen während seiner Lebenszeit vorenthaltene Anerkennung, ebenso oft auch als leiser Vorwurf gegen jene, denen das Leben frühe Erfolge gebracht, die sich nun als vergänglich erweisen.

In dieser ganzen Einstellung liegt nicht nur eine gewisse Ungerechtigkeit, sondern auch eine unser Kunstleben vielfach schädigende Enge. So verhängnisvoll es wäre, wenn uns diese beim Deutschen vielleicht am stärksten ausgebildete Einstellung auf die Höhenkunst getrübt würde, so heißt es doch die tatsächlichen Verhältnisse verkennen, wenn man den Anteil der Kunst und ihre Bedeutung für unser Gesamtdasein einseitig von dieser großen Kunst erwartet, oder nach ihrer Stellung, ihrem Verbrauch bemißt.

Es ist nur ein sehr kleiner Teil des Volkes, der sein Kunstverlangen im wesentlichen durch diese große Kunst erfüllt erhält. Ich glaube, es sind auch unter den künstlerisch veranlagten Menschen nur wenige, deren Kunstbedürfen ausschließlich in der Richtung dieser großen Kunst liegt. Ja ich bin der Überzeugung, und gerade viele Erlebnisse in dieser Kriegszeit haben mich in ihr bestärkt, daß eine zu ausgiebige Pflege, ein zu großer Verbrauch an großer Kunst, sehr oft weit weniger nützlich ist, als es anders geartete Kunst hätte sein können, oft sogar schädlich wirkt. Man hat jetzt in großem Stil vor allem musikalische Unterhaltung für unsere Verwundeten in den Lazaretten eingeführt. Es ist ganz sicher, daß von diesen Veranstaltungen weit größere kunsterzieherische Wirkungen ausgehen könnten, als die meisten ihrer Veranstalter im Auge haben. Denken doch diese vielfach nur daran, den schwer betroffenen Kriegern ihre Leidenszeit zu erleichtern und bedenken weniger, daß ein sehr großer Teil dieser Männer wohl niemals wieder im Leben das Glück haben wird, derartige Kunstveranstaltungen besuchen zu können; sie haben auch noch nie zuvor das Glück gehabt. Da übersieht man denn zu sehr, daß nicht nur das Schaffen, sondern auch das G e n i e ß e n der Kunst eine Anlage voraussetzt, die gewiß auf manchen Gebieten, zumal auf dem musikalischen, bei uns in Deutschland außerordentlich verbreitet ist. Aber auch diese vorhandene Anlage bedarf der Übung — ich sage absichtlich nicht der Schulung — um die Fähigkeit zu erlangen, die erlesensten und tiefsten Meisterwerke der Kunst genießend zu reproduzieren. Eine Reproduktion ist aber das volle Empfangen eines Kunstwerkes. Von diesem Standpunkte aus wird man selbst die an sich ja gewiß als erfreuliches Zeichen zu begrüßende Pflege Beethovens oft bedenklich finden. Ein großer Teil derer, die in diese Konzerte geführt werden, steht dem Gehörten hilflos gegenüber; sie werden dadurch verwirrt und nehmen ein dumpfes Gefühl mit, wo eine leichtere, anspruchslosere, dem Leben näher und im Alltagsempfinden stehende Kunst eine Veredelung dieses Alltagsempfindens und Verschönerung dieses Durchschnittslebens gebracht hätte.

Ich komme zu diesen Erwägungen von Goldmark her, weil an sich eine Natur wie die dieses Künstlers in unserem Kunstleben eine sehr wertvolle Stellung hätte einnehmen können, wenn Goldmark selbst diese Möglichkeit richtig erkannt und genutzt hätte. Er hat sich aber in der Hinsicht über sich in einer Täuschung befunden, wie das Leitwort beweist, das nach einer Zeitungsmitteilung über seinen ungedruckten Lebenserinnerungen steht und das dem Sinne nach lautet: „Voranzugehen fand ich mich nicht berufen; nachzufolgen hatte ich keine Lust, so blieb ich allein." Wenn man seine großen Werke im Rahmen des Gesamtschaffens ansieht, so kommt man im Gegenteil zu der Anschauung, daß er immer nachgegangen ist, und zwar derart, daß seine Opern jeweils die durch ein anderes erfolgreiches Werk geweckte Stimmung auszunutzen strebten. So steht sein berühmtestes Werk „Die Königin von Saba" (1875) in der Gefolgschaft von Verdis „Aïda", Wagners „Parsifal" weckte das Mysterium „Merlin" (1886), auf Humperdincks „Hänsel und Gretel" folgte die Märchenoper „Das Heimchen am Herd" (1896), und die Aufmerksamkeit für die Homerische Welt, die Bungerts Opern wachgerufen hatten, nutzte eine „Briseïs" aus (1899).

Ich möchte daraus das scharfe Urteil nicht mehr folgern, wie ich es früher getan habe. Gegen den Vorwurf des Modekomponisten wird Goldmark geschützt durch die außerordentlich sorgfältige Arbeit im kleinen, die auch bewirkte, daß er für Moden zu spät kam. Und es bleibt ihm ja auch anzurechnen, daß er seiner im wesentlichen lyrischen Natur treu blieb und sich von den lauten Erfolgen des italienischen Naturalismus nicht auf dessen blutgetränkte Wege locken ließ. Bestehen bleibt natürlich, daß Goldmark keine eigenstarke Persönlichkeit war.

Aber ich bin der Überzeugung, daß gerade für die Oper solche anschmiegsame Naturen wertvolle Zeitkräfte werden könnten. Die Oper ist in hohem Maße Gebrauchskunst, wohl das vornehmste Unterhaltungsmittel, das wir überhaupt besitzen. Sie hat bis zu Gluck im Grunde überhaupt niemals etwas anderes sein wollen, als eine vornehme Unterhaltungskunst, und der ganze äußere Zuschnitt der erfolgreichsten Operngattung, der italienischen, war zwei Jahrhunderte hindurch ausschließlich darauf berechnet. War es doch bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein Sitte, daß für jede Stagione neue Opern geschaffen wurden, so daß auch berühmte Komponisten ihre jeweiligen Werke als „Salonopern" ansahen.

Aus der unendlichen Masse von Opernwerken, die im Laufe der Zeiten geschaffen worden sind, hat sich kaum jedes hundertste der zur Aufführung gelangten Werke über die eine Spielzeit hinaus lebendig erhalten, wohl kaum jedes tausendste ein Jahrzehnt überlebt. Selbst der deutsche Opernspielplan, der weitaus der reichhaltigste ist, da er das ganze Ausland ausgiebig berücksichtigt, bringt es kaum zu hundert mit einer gewissen Stetigkeit wiederkehrenden Werken. Es ist nun sowohl vom geistignationalen, wie vom rein nationalökonomischen Standpunkte aus gleich bedauerlich, wenn diese Opernunterhaltungsware nicht vom Inland bestritten werden kann. Es ist nämlich gar nichts dagegen einzuwenden, ja es ist unbedingt notwendig, daß die hochragende Kunst des Auslandes uns zugänglich gemacht wird. Es ist geradezu ein Verbrechen, etwas dagegen zu sagen, daß Shakespeare oder Molière oder Calderon auf unserer Bühne stehen. Diese Größten können wir nicht entbehren, dagegen ist es ein Unsinn, eine Verschwendung des Nationalvermögens in jeder Hinsicht, wenn wir uns unsere Alltagsbedürfnisse vom Ausland befriedigen lassen und unser Geld für Dinge ins Ausland führen, die im Inland ebensogut hergestellt werden könnten, ja viel besser hergestellt werden müßten. Denn es ist ganz klar, daß in der aus dem Ausland eingeführten Alltagsware viel mehr auf das ausländische Alltagsbedürfnis Rücksicht genommen werden muß, als bei den hochragenden Werken, daß also diese Auslandsware uns im Grunde auch viel ferner liegen muß. — Ich sehe hier die ganz außerordentliche Bedeutung eines Lortzing für unser Opernwesen. Der Dauererfolg seiner Werke zeigt, wie unbedingt notwendig unserem Kunstleben solche Männer sind. Es bleibt der Grundfehler unseres musikdramatischen Schaffens, daß die Mehrzahl unserer Komponisten zu hoch greift. Sie streben nach dem Musikdrama, statt nach der Oper, und es fehlt ihnen die kluge Einsicht in die tatsächlichen Bedürfnisse des Theaters.

Goldmark besaß diese Klugheit, und wenn es ihm nicht gelungen ist, unseren Opernspielplan ausgiebiger zu bereichern, so liegt es daran, daß seiner Natur das Dramatische völlig abging. Er war Lyriker, ja Idylliker und allenfalls farbiger Schilderer. Durch die letztere Eigenschaft ließ er sich in die äußere Theatralik verleiten und glaubte durch Bühnen-, ja durch rein szenische Effekte den Mangel an wirklich dramatischem Geschehen ersetzen zu können. Die Leute, die da auf Meyerbeer und Spontini verweisen, verkennen, wieviel echtes Theaterblut in den Adern dieser beiden rollte. Goldmarks Sinnlichkeit haftet etwas Schwüles an; sie ist ausgesprochen orientalisch. Auch seine Melodiebildung gewann ihre charakteristischen Merkmale durch die Anlehnung an orientalische Melodik. Die Farbigkeit seines Orchesters, die von der zeitgenössischen Kritik sehr gerühmt wurde, wirkt heute schon recht bläßlich, da gerade nach dieser Richtung hin die Instrumentation die wertvollste Bereicherung erfahren hat. — Neben den großen Opern — zu den vorher genannten kommt noch ein „Götz von Berlichingen" und das „Wintermärchen" — hat Goldmark auch eine Reihe von Kammermusik und Orchesterwerken veröffentlicht. Unter den letzteren steht die anmutige Suite „Ländliche Hochzeit" an der Spitze. — —

Während der österreichische Komponist ein patriarchalisches Alter erreicht hat, ist der einige Tage vorher aus dem Leben geschiedene Bernhard Stavenhagen abberufen worden, bevor es ihm gelungen ist, die Hoffnungen voll zu erfüllen, die noch immer von mancher Seite auf ihn gesetzt wurden. Zweiundfünfzigjährig ist er in Genf einer heftigen Lungenentzündung zum Opfer gefallen. Die starken Erschütterungen, die der in seinem Wesen gut deutsche Mann

in den letzten Monaten in der sich so feindlich gebenden „neutralen“ Stadt durchmachen mußte, werden das ihrige dazu beigetragen haben, seine Widerstandskraft zu schwächen. Denn sicher gehört Stavenhagen zu den am meisten Enttäuschten.

Seit bald zehn Jahren hat er in Genf als Klavierlehrer am Konservatorium und Leiter des städtischen Orchesters gewirkt und wird vertrauensselig geglaubt haben, in der Pflege deutscher Kunst auch für den deutschen Geist erobernd zu wirken. Nun zeigt sich erschreckend, wie zu tiefst in diesen Romanen die Feindschaft gerade gegen den deutschen Geist steckt. Ich hatte auf Stavenhagen immer als auf eine gute Vermittlerkraft gerechnet. Von Kind auf in Berlin, war er als einer der letzten durch Liszts Schule gegangen, hatte sich als Klavierspieler bald einen guten Namen erwarben und auch als Kapellmeister in Weimar und München ersprießlich gewirkt. Die Herkunft aus der Großstadt, wie der Bildungsgang hatten dem Künstler eine gewisse Geschmeidigkeit verliehen, die ihn für das Geistvolle der französischen Rhythmik und die Feinheit einer heiteren Lebenskunst in einem bei uns Deutschen nicht gerade häufigen Maße empfänglich machten. In seinen zahlreichen Klavierkompositionen offenbarte sich diese besondere Begabung in liebenswürdiger Weise, freilich nicht so schlagend, daß sie die bei unserer Kritik üblichen Bedenken gegen die sogenannte Bedeutungslosigkeit hätte niederschlagen können. Ich hatte aber die Hoffnung niemals aufgegeben, daß gerade dieser Mann, der sicher nach keiner Richtung hin eine überragende Persönlichkeit war, noch einmal Werke von geistvoller Anmut würde schaffen können, die gerade vom Standpunkt der Schönheitskultur unseres Lebens, der wirklich vornehmen Unterhaltung, eine befruchtende Wirkung ausüben würden. Jetzt ist er in einer Zeit gestorben, deren Kämpfe überall an den Grundfesten unseres Daseins rütteln, so daß wir in allem an das Ureigentümliche unseres Schaffens denken müssen und für noch so feine Zierart dieses Daseins kein Auge haben. —

Auch den Tod des Italieners Giovanni Sgambati (geb. 1843, gest. 14. Dezember 1914) müssen wir in die Verlustliste der deutschen Musik eintragen. Dieser geborene Römer war einer der ganz wenigen Italiener, die wirklich von tiefem Verständnis für deutsche Kunst und darum auch mit großer Liebe für sie erfüllt waren. In den Adern seiner aus Amerika stammenden Mutter mag wohl deutsches Blut geflossen sein, denn auffallend früh zeigte sich Sgambatis Hinneigung zur deutschen Kunst, und niemals hat er selbst jene Theaterliebe verspürt, die für fast alle italienischen Komponisten kennzeichnend ist.

Durch Liszt wurde er der deutschen Musik gewonnen und seit 1886, wo er des verehrten Meisters Dante-Sinfonie zur Einweihung der römischen Dantegalerie aufführte, hat er ununterbrochen für die Verbreitung deutscher Musik in Italien gewirkt. Was das bedeuten wollte, mag man daraus ermessen, daß die von Sgambati veranstaltete Aufführung der Beethovenschen Eroica die erste war, die überhaupt in Rom stattfand. Seine eigenen Werke umfassen Kammermusik, ein Klavierkonzert, zwei Sinfonien und sehr viele Klavierstücke. Sie sind wohl alle bei deutschen Verlegern erschienen. Bei seinen Landsleuten erzielte er tiefere Wirkungen durch einzelne Chorwerke, unter denen neben einem Tedeum das Requiem zum Gedächtnis des Königs Humbert das bedeutsamste ist. Es ist ein Werk von hoher melodischer Schönheit und gründlicher musikalischer Arbeit, beseelt von tiefem Empfinden: ein schönes Zeugnis für die Befruchtung eines italienischen Naturells durch deutschen Geist. —

Auch die deutsche Malerei hat einen schweren Verlust zu beklagen. Wenige Tage nach Anton von Werner ist Gotthardt Kuehl gestorben, der seit rund zwanzig Jahren das Dresdner Kunstleben beherrscht und die sächsische Hauptstadt neben Berlin und München zum wichtigsten deutschen kunstpolitischen Platz gemacht hat. Man wird erst in späterer Zeit vollauf würdigen, was es bedeutete, daß ihm diese Tat in friedlichen Formen gelang. Das war zum Teil das Verdienst einer klugen diplomatischen Natur, zum größeren Teil beruhte es aber doch wohl in der Künstlernatur Kuehls selbst, der als Mensch wie als Maler dartat, daß die Technik der Kunst ganz naturgemäß ein internationales Gut ist, daß aber dieses Wie des Ausdrucks niemals das innere Wesen des Was bestimmt.

Kuehl gehört zu jenen, die ganz natürlich in den sogenannten Impressionismus hineingewachsen sind. Vor kurzer Zeit war im Berliner Kunstsalon Schulte ein Bild zu sehen, das er als Neunundzwanzigjähriger (1879) bereits ausgestellt hatte, „Im Atelier" betitelt und ganz aus der Münchener Schule von Wilhelm Diez herausgewachsen. Aber es ist im Wesen durchaus eins mit den späteren Werken Kuehls, ganz wie diese durchaus aufs farbig Malerische ausgehend, vollkommen durchs Auge aufgenommen, nicht gedacht, nicht geklügelt, aber deutsch beseelt. Kuehl ist dann in Holland gewesen, in Belgien, Frankreich, und hat die Licht- und Farbenkunst dieser Länder stark in sich aufgenommen, hat von ihr gelernt und ihr insofern nachgestrebt, als er mit ihren Mitteln noch eine Steigerung der Farbe, des flirrenden Lichtes, des luftumzitterten Tones zu erreichen suchte, was ihm auch gelungen ist. Aber seine Bilder sind deutsch geblieben; sie wären es auch, wenn ihre Vorwürfe nicht aus Lübeck und Dresden stammten, sondern in Frankreich geholt wären. Es sind das leichte Unterschiede, die der nur äußerlich eingestellte Blick kaum merken mag, die man aber sofort fühlt.

Wie alle Künstler, deren Stoffgebiet in sich klein ist, ist auch Kuehl der Gefahr nicht immer entgangen, manche Bilder zu schaffen, in denen er mehr Könner, als Schöpfer ist. Es bedurfte für ihn eben keines Ringens mehr, um diese Außenbilder von städtischen Architekturen oder die Innenstücke reich verzierter Kirchen zu bieten. Indes ohne sorgfältige Arbeit, ohne willige Hingabe an das Gesehene ist wohl kaum eines seiner zahlreichen Bilder geblieben. In ihrer Gesamtheit aber bilden sie einen wertvollen Ausschnitt unserer Kunst und ein bedeutendes Zeugnis, wie seine Zeit die Schönheiten einzelner deutscher Städte — Dresden hatte davon den größten Gewinn — gesehen hat. Daneben hat Kuehl sich große Verdienste als Lehrer und Neugestalter der Dresdner Kunstschule und als Leiter der Dresdner Kunstausstellungen erworben. Gerade bei diesen Kunstausstellungen zeigte sich seine Weitherzigkeit und vielseitige Empfindungsfähigkeit in glänzendem Lichte. Auch das deutsche Kunstgewerbe ist durch ihn zum erstenmal (1897) auf großen Ausstellungen zu einer eindrucksstarken Vertretung gekommen.

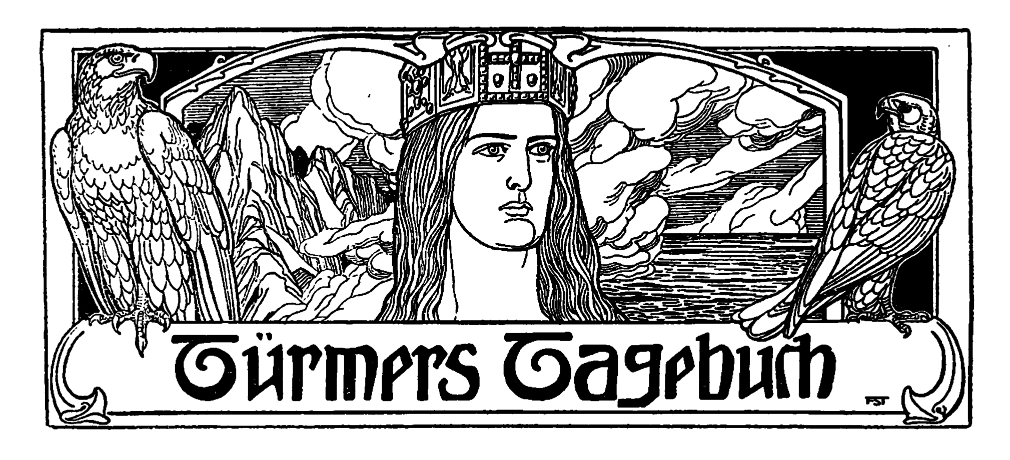
Nur siebenunddreißig Jahre alt geworden ist Hans von Hoffensthal, der Dichter Bozens. Die tiefe Empfindung der Schönheiten seiner Heimat und ihre ungewöhnlich anschauliche Schilderung wird wohl das dauernd Reizvolle in seinen Romanen bleiben, die alle durch höchste Sorgfalt der Arbeit ausgezeichnet sind. Für die psychologische Zerfaserung des Empfindens und die bis ins letzte eindringende Darlegung heikler Seelenzustände, zumal in „Lori Graff", wird man bei aller Bewunderung des darin liegenden Studiums auf die Dauer nicht viel Wärme aufbringen können. Hoffenthals ärztlicher Beruf mag hier eingewirkt haben, vielleicht noch mehr das Bewußtsein der eigenen Krankheit, mit der wohl auch ide übermäßige Ausmalung des Erotischen, unter der vor allem „das Buch vom Jäger Mart" und „Das dritte Licht" leiden, verantwortlich ist. Am erfreulichsten bleiben die von Heimatluft durchwehten Bücher „Maria Himmelfahrt". „Helene Laasen" und des Dichters letztes Werk „Moj". —

Auch Albert Geiger († 15. Jan.) war erst achtundvierzig Jahre alt. Er ist unsern Lesern aus einigen seiner feinen Erzählungen bekannt, die, wie „Passiflora" und „Das Gärtlein des Lebens — das Gärtlein des Todes" zuerst im Türmer erschienen sind. Eine tief beseelte Stimmung von echt lyrischem Gehalt erfüllte diese mit hoher künstlerischer Sorgfalt ausgeführten Werke und zeugte für die vornehme Lebenskultur ihres Schöpfers. Dieser wußte sich gegen die Kälte des Kulturpoetentums aber zu schützen durch seine warmherzige Anteilnahme an den in hartem Leben Stehenden und an den Schwachen. Er hat gute Entwicklungsbilder geschaffen in „Roman Werners Jugend", „Martin Staub" und „Das arme Haus". Seine erste Gedichtsammlung führt den bezeichnenden Titel „Duft, Farbe, Ton". Stärke und Schwäche seiner Dichterbegabung liegt darin. Die Schwäche am kräftig zufassendem Leben, an unmittelbarer Naturwüchsigkeit, die Werte feiner Bildung, vornehmen Empfindens und dazu als Bestes: ein gütiges Mitfühlen mit allem Schönen und Edlen und für alles Hilfsbedürftige.

Karl Storck







Der Krieg

Ein Leser schreibt mir: „Ich würde es mit lebhafter Freude begrüßen, wenn Sie in einem längeren Artikel die Stimmung in den Vereinigten Staaten besprechen würden, damit unserem Volke von hoher Warte einmal gesagt wird, daß es von den Vereinigten Staaten nichts, aber auch gar nichts zu erwarten hat, und daß die deutsche Presse Irrtümer verbreitet, wenn sie, wie das in den letzten Wochen leider mehrfach geschehen ist, von einem ‚Umschwung der Stimmung in den Vereinigten Staaten‘ redet. ...

Erlauben Sie mir, der ich jahrelang Amerika und die Amerikaner studiert habe, einige Bemerkungen zu dem Thema.

Von Juni 1907 bis Oktober 1912 habe ich, mit zwei ganz kurzen Unterbrechungen, Mexiko bereist; während dieser Zeit bin ich fast täglich mit Amerikanern aller Berufsstände und Bildungsgrade zusammengetroffen. Außer Mexiko kenne ich Neuyork, Chikago, St. Louis, Neuorleans und eine Reihe kleinerer Städte im Südwesten, sowie Habana aus eigener Anschauung. Nach meiner Rückkehr von drüben habe ich amerikanische Verhältnisse aufmerksam weiterverfolgt. Was mir am Durschnittsamerikaner am meisten aufgefallen ist, ist die Gedankenlosigkeit und der Hochmut, mit dem er, der Bewohner eines der größten Länder der Erde, auf andere Länder und Nationen herabblickt. Carnegie spricht doch sogar von ‚a little country like Germany‘! Dem Amerikaner fehlen, was bei dem Mangel an Überlieferung der amerikanischen Geschichte nicht zu verwundern ist, der geschichtliche Blick, die Erkennung des Notwendigen bei anderen Völkern. Alles, was nicht im Gebiet der Union geschieht, betrachtet der gewöhnliche Amerikaner mit einer geradezu bestürzenden Naivität und Unbekümmertheit. Gar zu leicht hat er sein Urteil gebildet und läßt sich davon durch nichts abbringen. Diese Mängel werden unterstützt durch eine nach unseren Begriffen äußerst mangelhafte Schulbildung und ganz besonders durch die abziehende Beschäftigung mit den inneren Angelegenheiten des eigenen Landes, die ihm durch die republikanische Staatsform, den Kampf der Parteien und die größere Öffentlichkeit des Lebens in den ‚Staaten‘ geradezu aufgedrängt wird. Begünstigt werden die genannten Mängel ferner durch die

Herrschaft der Frau und durch die riesige Verbreitung der ‚magazines' mit ihrem meist anspruchslosen, verflachenden Inhalt. Daher kommt es auch, daß der gewöhnliche Amerikaner über Thaw-Prozesse, New-Haven-Skandale, Gouverneurs- und sonstige Beamtenwahlen, Gouldsche Ehescheidungen und Kolorado-Streiks immer gut unterrichtet ist. Von Europa und den lateinischen Republiken Amerikas weiß er selten etwas, obwohl er über nichts so gut Bescheid wissen sollte, als über letztere. Was ist ihm denn auch Europa, das er in kürzerer Zeit von Norden nach Süden durchhasten kann, als er braucht, um von Neuyork nach San Franzisko zu gelangen? Altmodische Städte, in denen es keine guten Hotels gibt, langsam fahrende Eisenbahnen ohne den Luxus der Limited Trains, Menschen, die es sich erlauben, nicht einmal ‚United States' oder ‚American' zu sprechen! Amerika hält ganz Europa von der Höhe seiner ‚freiheitlichen' Verfassung aus für rückständig und spricht deshalb von ‚rotting monarchies' und ‚feudal system', vergißt aber ganz, daß unter der glorreichen Herrschaft der Republik das ganze öffentliche Leben viel verderbter geworden ist, als es in einer guten Monarchie je sein könnte. Man denke an die alle vier Jahre wiederkehrende Farce der Präsidentenwahl, an die Aufteilung der Ämter danach, die nur ja keine Arbeit, wohl aber guten Lohn bringen dürfen! Die Verderbtheit im wirtschaftlichen Leben ist so bekannt, daß man darüber nicht lange zu reden braucht.

Amerika hat in der Erschließung seines eigenen Gebietes Ungeheures geleistet; auf dem Felde der internationalen Politik hat es bis jetzt versagt, mit einer einzigen Ausnahme, über die noch zu reden sein wird. Kuba, die Philippinen, Kolumbien-Panama, das völlige Fiasko in Mexiko, die Blamage gegen Japan, als es sich um die Einwanderungsgesetze Kaliforniens handelte: alles das redet eine deutliche Sprache. Es beweist, daß keine Regierung in Washington so recht fähig war, auswärtige Politik zu treiben, und die jetzige wohl am wenigsten. Wie sollte und könnte sie auch? Unter Bryan, der nicht weiß, was er will, und lieber in Variétés auftritt, statt in Washington zu bleiben. Unter Bryan, dem ‚klugen Demagogen' und sparsamen Mann, der seinen Gästen apple juice statt Wein vorsetzt, und der es fertigbringt, einen Herrn Vopicka ‚aus dem Böhmerwald' als Gesandten an die Balkanhöfe zu schicken! Was für Klagen habe ich in amerikanischen Zeitungen über das neue Regime gefunden! Wie der Herr, so der Knecht. Was für Helden im Auswärtigen Amt in Washington und auf auswärtigen Botschafterposten der Vereinigten Staaten sind, wissen wir ja durch die ironisch-geistvollen Berichte der ‚Kölnischen Zeitung'. Und diese Regierung bringt es natürlich auch nicht fertig — selbst wenn sie es wollte, was aber nicht der Fall ist —, in die Presse des Landes einen auch nur einigermaßen anständigen Ton zu bringen, Wie dürfte sie sich das auch erlauben? Ist der Amerikaner nicht der freieste aller Erdensöhne? Kann er nicht sagen und schreiben, was er will, selbst wenn es hundertmal gelogen ist? Wer macht denn die Wahlen, wenn nicht die Zeitungen, die natürlich alle von großen Interessengruppen bezahlt und geleitet werden. Übertrifft der Amerikaner nicht an Ungeniertheit, um nicht zu sagen Flegelhaftigkeit. den gewöhnlichen Mitteleuropäer? Na also, was wollen die ‚damned dutch' denn noch? Daß sie sich an unsere Regierung wenden und Abhilfe fordern, verrät

ja doch nur ihr altmodisches Autoritätsgefühl vor der alleinseligmachenden Regierung und ihre Weltfremdheit. Der richtige, der ‚smarte' Yankee, der in die Welt paßt, beschwert sich doch nicht lange über die Presse! Er bezahlt sie besser und diskreter als seine politischen oder wirtschaftlichen Feinde, und schon ist alles in bester Ordnung. Kinder sind sie, diese dutchmen!

Lassen wir die Ironie beiseite. Die Sache, um die es sich hier handelt, ist wirklich zu ernst. Schon einmal sind aus Washington in den letzten Jahren Friedensvorschläge gekommen, die wirklich in ihren Folgen für Deutschland recht unangenehm wurden, allerdings nur indirekt. Zur Zeit Teddys des Großen, als die Russen von den Japanern Schläge bekommen hatten. Werden sie auch jetzt wieder aus Washington kommen? Ich kann nur wünschen, daß das nie der Fall sein möge, denn wir können ganz sicher sein, daß sie von Anfang an zu unserem Schaden sein würden. . . . .
. . . . [Vom Generalkommando gestrichen!] . . . .
. . . . Ich bin überzeugt, daß 95 % aller Amerikaner reinsten Wassers nicht einmal darüber nachdenken, warum wir diesen Krieg führen. England steht dem Amerikaner ja so viel näher als wir. Kanada hat eine Grenze von mehr als 5000 Kilometern Länge gegen die Staaten, viel amerikanisches Geld ist in englischen Schiffahrtsgesellschaften angelegt und in kanadischen Eisenbahnen, große Mengen englischen Geldes stecken in amerikanischen Bahnen. Und viele Amerikaner sind so kritiklos, daß sie allen Ernstes glauben, wir könnten ihr Land angreifen, wenn wir in Europa gesiegt haben würden. Attila und Napoleon sind ja Waisenknaben gegen Wilhelm II., das wird den Amerikanern ja täglich auf Holzpapier vorgepredigt. Die Möglichkeit einer englischen Kriegsentschädigung an Deutschland betrachtet auch der gebildete Yankee sehr bedrückt; was sollte aus den Milliarden amerikanischer Werte, die sich in englischem Besitz befinden, nur werden, falls England gezwungen werden würde, sie schnell zu realisieren, um plötzlich hohe Steuern aufzubringen?

Ich sprach vorhin von einer Ausnahme in der Politik der Vereinigten Staaten, bei welcher diese glücklicher gewesen wären. Diese Ausnahme deckt sich für mich mit einem Wort: Petroleum! Es ist mir immer aufgefallen und als wichtiges Symptom erschienen, daß England und die Union in bestem Einverständnis waren, wenn es sich um Pertoleum handelte. So wurde es damals in Washington (und sicher noch mehr in Wall Street und Broadway 26, dem Heime der Standard Oil Co.) sehr sympathisch begrüßt, als die großen englischen Petroleumleute Pearson & Sons erklärten, sie legten keinen Wert auf die kolumbischen Quellen und kurz darauf ihren ‚Agenten', Lord Murray, zurückriefen. So habe ich nie von einem noch so gelinden Protest gehört, den England gegen das Vordringen der Standard Oil in China erhoben hätte. Die Rollen und Absatz- und Eroberungsgebiete sind in dem Geschäft sicher schon längst verteilt. Die Haltung der Vereinigten Staaten und Englands in der ‚mexikanischen Frage', die doch nur eine grausame, in Washington inszenierte Operette ist, drängt geradezu zu dem Schluß, daß auch da längst alles abgekartet und abgemacht ist.

Die Mexikaner haben immer behauptet, sie verdankten die Zerrüttung ihres

Landes nur der Standard Oil Co.; ob das wahr ist, kann natürlich nur der Eingeweihte wissen, und der hat kein Interesse, viele Worte darüber zu verlieren. Immerhin lassen gewisse Ereignisse darauf schließen, daß die Mexikaner nicht so sehr unrecht haben. Durch das viel zu wenig bekannte Werk ‚Monarchen und Mammonarchen‘ von Duimchen, die Artikel des ‚Everybodys Magazine‘ wissen wir, wie sehr die großen Kapitalistengruppen (und die Standard Oil ist die größte und mächtigste der Welt) die Regierung in Washington mehr als nur ‚ideell‘ beeinflussen. Daß sich das unter Wilson geändert und gebessert hat, ist kaum anzunehmen, trotz des glänzenden Programms der ‚New Freedom‘, von dem bis heute recht wenig wahr geworden ist. Im innerpolitischen Leben der Vereinigten Staaten ist mir vor allem die Haltung den Eisenbahnen gegenüber verdächtig gewesen. Die Bahnen leiden Not und werden noch mehr Not leiden, die Einnahmen gehen in erschreckender Weise zurück, und die Ausgaben werden von Tag zu Tag größer; die Bahnen können eines Tages nicht mehr, wenn sie nicht von Washington aus Hilfe bekommen, und die kommt, wenn überhaupt, nur langsam und in ungenügender Weise. Das einzige, was beiden Teilen bleibt, ist die Verstaatlichung der Bahnen, das schlimmste, was den Staaten passieren könnte. Aber für die Eingeweihten klingt das Wort ‚Verstaatlichung‘ zu schön! Was würde da an Gehältern für die Direktoren abfallen, die den Titel nur zur Dekoration führen würden, in Wirklichkeit aber Günstlinge und Schrittmacher der herrschenden Partei sein würden. Dem dummen Volke gegenüber wird natürlich behauptet, bei dem Kampfe gegen die Bahnen handle es sich um den Krieg gegen die ‚Herrschaft des Kapitals‘, die ‚unerträgliche Tyrannei einzelner Gruppen‘, um die ‚so nötige Verbilligung der Lebenshaltung‘ und was der lieblichen Phrasen noch mehr sind. Dabei vergißt man, daß durch die Einschränkung, zu der sich die Bahnen gezwungen sehen, ganze Industrien leiden, daß keine neuen Linien gebaut werden, daß die Arbeiter zu Tausenden entlassen werden. Aber die Phrase regiert nun mal! Dies alles nur in Parenthese, um ein kleines Schlaglicht auf die „Moral“ der „Demokraten“ zu setzen.

Jetzt, wo sich in Amerika die wüstesten, kaum wiederzugebenden Schimpfereien von Tag zu Tag wiederholen, wo Deutschland als der Hort jeden Lasters dargestellt wird, wäre es vielleicht mal angebracht, den scheinheiligen Yankees ihr Sündenregister unter die Nase zu reiben. Hat man den Skandal mit Gouverneur Sulzer von Neuyork vergessen? Hat die Bande von Tammany Hall gar kein Interesse mehr für uns? Hat man ganz vergessen, welcher Unrat zum Vorschein kam, als San Franzisko abbrannte? Man könnte die Liste bis ins Unendliche fortsetzen, und man würde sehen, daß an Korruption die Vereinigten Staaten sich getrost mit den kleinen Republiken in Süd- und Zentralamerika messen können.

Vielleicht ist der Tag nicht mehr fern, an dem Japan mit den Vereinigten Staaten anbindet, und dann kann England ja mal wieder zusehen, wie zwei Mächte ihre Flotten ruinieren, und triumphieren, daß es die seinige heil behalten kann. Jetzt ist das ja nicht so einfach mehr, vor allem, wenn unsere Hoffnungen auf einen völligen Sieg in Erfüllung gehen.

Und Seine Exzellenz, Herr James William Bryan? Ich möchte die Gabe haben, ihn gerade jetzt, in diesem Augenblicke, sehen zu können! Ist er wieder im

Westen auf einer Varieté-Tournee (verzeihen Sie die Fremdwörter!) und sucht nervös in seinem Gepäck nach wichtigen Papieren, die ins Auswärtige Amt gehören, die er aber in der Eile mit eingepackt hat und deretwegen man aus Washington an ihn telegraphiert hat? Oder gibt er seinen Kollegen ein ,dinner' ohne Alkohol und Nikotin? Wenn amerikanische Blätter nicht zu sehr aufschneiden, sind beide Fälle schon oft genug vorgekommen. Mich kann es immer ärgern, wenn man die Ansicht hört, Bryan sei englandfreundlich, weil sein Schwiegersohn ein Engländer ist. Als ob ein Angelsachse, sei er Engländer oder Amerikaner, auf Sentimentalitäten was gäbe! Nein, wir wollen mal an etwas anderes denken: Als Bryan zum Premierminister ernannt worden war (weil er, da seine eigene Wahl zum Präsidenten nicht durchgekommen wäre und er zurücktrat, Wilson mit seinem großen Einfluß unterstützte), da erhielt er ein Gehalt von 12000 Dollar, mit dem er nicht auskam, wenigstens erklärte er dies, trotzdem er seinen Gästen ... siehe oben! Er trat also als Redner auf, natürlich gegen ein grausiges Honorar, und hatte bald die Genugtuung, in meterhohen Buchstaben seinen Namen neben denen von anderen Zirkusgrößen zu lesen. Der Ärger über dieses unwürdige Benehmen ging so weit, daß die ,World' in Neuyork sich öffentlich erbot, ihm jährlich 8000 Dollar zu zahlen, also zu schenken, falls er seine Vorlesungen einstellen würde. Bryan lehnte das ab und ,sprach' weiter. Ist es nicht ein interessantes Zusammentreffen, daß gerade die ,World' am meisten auf Deutschland schimpft? Und Bryan vertritt die deutschen Interessen! Wie, das zeigt sich ja immer deutlicher. Je mehr von den Deutschen auf den Schlachtfeldern verbluten, um so besser auch für die Amerikaner, denn dann können sie tüchtig in China und Südamerika Geschäfte machen! Da stehen wir ihnen ja doch im Wege. Das ist der amerikanische Standpunkt. Also feste weiter an die Verbündeten geliefert!

Genug davon! Alle diese Sachen sind so ekelhaft widerwärtig, daß man am liebsten nicht darüber reden und schreiben möchte; aber es muß sein.

Noch eine Bemerkung zum Schlusse: Die beiden Ihnen heute zugehenden Hefte zeigen Ihnen, ...

....

.... [Vom Generalkommando gestrichen!] ....

....

.... was für eine Dummheit die deutschen Zeitungen begangen haben, die voreilig mitteilten: ,Von Löwen dürfte nicht mehr viel übrig geblieben sein.' Was nützen alle die Verbesserungen und Aufklärungen später? Inzwischen hat die feindliche Presse alles schon ausgeschlachtet, und die ,Aufklärungen und Richtigstellungen' werden nicht mehr gelesen, wenn sie überhaupt abgedruckt werden. Ein weiterer großer Fehler ist es nach meiner Ansicht, wenn die illustrierten Zeitungen Ansichten von ,von unseren Truppen zerstörten Ortschaften' bringen. Uns interessieren zerschossene Ställe und eingestürzte Mauern herzlich wenig, und den Feinden liefern wir nur neues Material für ihren Lügenfeldzug. Dankenswert ist es, daß auch seinerzeit der Türmer so energisch gegen die Ulkkarten Stellung nahm. — Von Herzen wünsche ich Ihnen in Ihrer Arbeit weiter Glück und Erfolg."

... Nichts, nichts habt ihr von uns zu erwarten, — es sei denn Hohn und Schmach, Not und Tod: so tönt's aus allen Himmelsgegenden an unser schmerzhaft lauschendes Ohr. Schmerzhaft —? Es darf uns nicht schmerzen, es soll uns hart schmieden, wie jener „Schmied von der Ruhl" der Volkssage der Landgrafen von Thüringen. Ja: „Landgraf werde hart!" so mahnte uns schon Ernst von Wildenbruch, unser treue Eckart unter den deutschen Dichtern, der am 3. Februar dieses Jahres das 70. Lebensjahr erreicht hätte. In dem Buche „Blätter vom Lebensbaum" (wie die übrigen Werke bei Grote, Berlin):

„... Landgraf werde hart! ... Niemand weiß, von wem das Wort kommt — denn der Mann, dem es nachgesagt wird, ‚der Schmied von der Ruhl' im Thüringer Wald, ist er wirklich einmal gewesen? Hat er wirklich gelebt? Hat er es gesprochen? Ist das Wort überhaupt gesprochen worden? Oder ist alles vielleicht nur Sage, Märchen und Legende? Möglich. Möglich, aber ganz gleichgültig. Denn das Wort ist da und lebt; mit aller Seelennot, die daraus hervorklingt, ist es noch heute lebendig, ein unsterblich gewordenes Wort.

Adolf Harnack hat einmal gesagt, die Legende sei der schlimmste Feind der Geschichte. Vom Standpunkte des Mannes der Wissenschaft hat er damit unzweifelhaft recht. Aus der Welt aber schaffen wird er sie nicht. Denn die Legende sieht so aus wie ein willkürliches Spielzeug, aber sie ist es nicht. Sie wird geboren aus einer zwingenden Gewalt, der zwingendsten, die es im Menschen gibt, dem Bedürfnis. Aus dem Bedürfnis des Volkes, neben der wissenschaftlichen Geschichte noch eine zweite, eine für den eigenen Hand- und Seelengebrauch, eine populäre zu besitzen, in die starren pragmatischen Zeilen des Historikers noch ein ‚Zwischen-den-Zeilen' hineinzuschreiben, und wenn es sein muß hineinzuerfinden, zu dichten.

Bei welchen Gelegenheiten macht solch ein Bedürfnis sich geltend? Wenn ein Volk unter einem seelischen Notstande leidet; wenn ein allgemeines, drängendes Empfinden aufschwillt, daß etwas oder daß alles nicht so ist, wie es sein sollte; wenn daraus das dumpfe Verlangen geboren wird, daß ein Mann vorhanden sein möchte, der helfen kann, der eine Tat vollbringen kann, die uns emporreißt, daß ein Wort vorhanden sein möchte, das einen Ausweg zeigt, das uns freimacht von dem Erstickenden, das uns umlastet.

Darum, als seinerzeit die Thüringer Bauern unter einem wilden, gewalttätigen Adel verkamen, der sie in den Pflug spannte und seine Äcker mit ihnen pflügte, da ersehnte, erfand, erdichtete sich das Volk den ‚Schmied von der Ruhl', der dem Landgrafen von Thüringen, als dieser in seiner Werkstatt saß und ihm zusah, wie er das Eisen streckte, bei jedem Hammerschlag sein ‚Landgraf, werde hart, Landgraf, werde hart!' in die Ohren rief. Bis daß der junge, weiche Landgraf aufstand, hinausging, seine Jagdgenossen und Zechkumpane beim Kragen nahm, in den Pflug spannte, in dem sie die Bauern gespannt hatten, und sein Volk errettete und sein Land.

Dieses alles — warum ich es sage? Weil ein Notstand in den deutschen Seelen ist; weil ein dumpfes Allgemeinempfinden aufschwillt, daß manches, daß vieles nicht so ist, wie es sein sollte; weil wir nach etwas suchen, das uns erlöst. Dieser Notstand zwingt, vor das Volk hinzutreten und ihm zu sagen: ‚Du darfst

nicht weich sein, denn die Welt, in der du lebst, ist hart. Darfst kein Kind sein, denn alle die, mit denen du verkehren und verhandeln sollst, sind erwachsen. Darfst nicht nur Mensch sein wollen, denn in der Welt leben nicht Menschen nebeneinander, sondern Völker; und daß auch du ein Volk bist, das darfst du nicht vergessen. Und endlich, du mußt deinen Katechismus umlernen, darfst nicht mehr denken, daß Wohlwollen unter allen Umständen und jeder Bedingung das Höchste sei, darfst nicht mehr blindlings drauflos lieben, wie du es getan, sondern mußt die Augen auftun, damit du erkennst, wer deiner Liebe wert ist, und dein Herz nicht verschwendest, deine Seele nicht vergeudest. Und wenn du deine Augen auftust, wirst du sehen, daß unter all den Völkern um dich her kaum eines ist, das dich liebt, wohl aber viele, die dich hassen, die dich hassen.'

Ja, es müßte heute ein neuer Schmied erfunden werden mit fressender, flammender Bitterkeit im Munde. Auf einen Berg müßte er treten, mitten im weiten Lande, daß alle ihn sehen, alle ihn hören könnten, und alsdann, so wie jener zum Landgrafen von Thüringen sprach, so zu dem Volke müßte er sprechen, dem ganzen, Millionen zählenden deutschen Volke, und ‚Wach auf!' müßte er ihm sagen: ‚Wach auf und sieh, wie es um dich her aussieht und in dir selbst!' Denn um dich her — was siehst du? Wie deine Fahne über Meeren weht, wo man sie früher nicht gekannt, und wie dein Handel in Länder zieht, wo man früher von dir nichts gewußt hat. Das ist wohl wahr, und das ist gut. Aber das, was du siehst, sehen deine Nachbarn auch, und wenn du es mit Freuden siehst, so sehen sie es mit Grimm und Neid. Jeder Tag, der dir einen neuen Gewinn bringt, erzeugt dir einen neuen Feind. Und du — bist du innerlich stark und fest und stolz genug, Feindschaft einer Welt zu ertragen? Du bist es nicht! Wenn sie draußen toben, lärmen und schmähen, bist du Manns genug, dein Haus zu verschließen, den Riegel vor die Tür zu werfen und zu sagen: ‚Tobt da draußen, soviel ihr wollt; hier drinnen bin ich der Herr, mein eigener Herr, und was ich hier drinnen besitze, ist mir Genüge, und ich brauche euch nicht.' Kannst du so sprechen? Kannst du so tun? Du kannst es nicht. Denn was das eigene Haus dir bietet, der schöne, alte, von den Vätern ererbte gediegene Hausrat erscheint dir häßlich, dürftig und schlecht, mit dem verglichen, was die in Händen tragen, die da draußen, die Fremden, wenn es auch nichts wäre als ein bunter Lappen oder eine falsche Perle, wie man sie braucht, um Wilde zu betrügen. Zum offenen Fenster beugst du dich hinaus und horchst auf jedes ihrer Worte, trinkst mit gierigen Ohren ihre Sprache, die dir schöner klingt als deine eigene. Und was hörst du aus ihren Worten? Schmähungen wider dich!

Nun, ihr Deutschen, habt ihr Stolz im Leibe, daß ihr schweigend ihre Schmähungen verachten könnt? Ihr könnt es nicht. Klagend tretet ihr vom Fenster zurück, klagend und jammernd: ‚Ach, wie sie ungerecht sind! Wie sie mich verleumden! Und ich bin doch nichts als nur ein artiges Kind! Was können wir tun, daß wir sie besänftigen? Bescheiden wollen wir sein, doppelt bescheiden, und so wird es uns gelingen, wir werden sie versöhnen.'

Ihr wollt sie versöhnen? *Weichmütige Toren, meint ihr, die da draußen wären so temperamentlos wie ihr? Wißt ihr, was die da draußen einzig und allein versöhnt? Daß ihr nicht mehr da seid; daß ihr aufhört, zu*

sein! Wollt ihr damit Frieden von ihnen erkaufen und ihre Gunst? Und daß ich es aussprechen muß von der Nation, zu der ich gehöre, die ich liebe — es ist wirklich in der deutschen Natur solch ein Zug, solch ein unfaßbar-unerhörter, selbstmörderisch-selbstbefleckerischer, solch ein Drang zum Renegatentum, der den Deutschen treibt, sein Land zu verkaufen, zu verlassen, zu verraten, seine angeborene Nationalität von sich abzustreifen wie einen alten, schlechten Rock, seine Muttersprache, sogar seinen Namen zu vergessen, zu den Fremden zu laufen, bei ihnen unterzukriechen und bei ihnen wieder aufzutauchen als ein neuer Mensch, ein nicht mehr Deutscher; und wenn es der feindlichste von allen Feinden wäre.

Ja, Deutschland — manchmal zur Nacht, wenn statt des Schlafes die Gedanken über mich kommen, dann erscheinst du vor meines Geistes Augen, auf einsamer Klippe im Meer, ein einsames Weib, von Haifischen umfletscht, von Seeteufeln umglotzt, von Spottvögeln umkrächzt. Wie du dasitzest, mit den breiten Hüften, der mächtigen Brust, ein Mutterweib, nicht nur Mutter deiner eigenen Kinder, sondern eine Mutter der Welt; denn allen hast du gegeben, alle haben an deinen Brüsten gelegen, und an der Milch, die sie von dir getrunken, haben einige von ihnen sich überhaupt erst zum Menschen herangesäugt. Wenn du den Fuß doch erheben wolltest, den weichen, weißen Fuß, der jetzt so träge ruht, und dem Gezücht aufs Haupt treten wolltest, das dich umkreist! Einmal hast du es ja gekonnt und einmal getan; entsinnst du dich nicht mehr? Als ‚der aus dem Sachsenwalde‘ kam und zu dir sagte: ‚Komm, jetzt müssen wir reiten — ich setze dich in den Sattel!‘

Wie sie da sprachlos wurden, die Schreihälse, als in deinen träumenden, blauen Augen der Zorn aufbrach, wie sie zurücktaumelten, als das Mutterweib zur Jungfrau wurde, zur streitbaren, zur Walküre! Entsinnst du dich nicht mehr? Gerade ein Menschenalter ist es her. In dem Menschenalter ist ein neues Geschlecht von Kindern dir herangewachsen, eine neue Generation. Was hat diese neue Generation dir gegeben und gebracht? Neue Wege zum Gewinn haben sie sich erschlossen; in ihren Städten die Einwohner haben sich vermehrt und verdoppelt; Gesetze und neue Einrichtungen haben sie geschaffen. Alles ganz schön, alles ganz gut, aber äußerlich alles, äußerliche Mittel, um einen Organismus zu erhalten, der von ihnen gestützt und getragen sein will, wenn er seinen Widersachern standhalten soll, dem nicht nur Blut in die Adern, sandern Seele in die Seele geflößt werden muß, wenn er lebendig bleiben soll. Diese neue Generation, was hat sie an deiner Seele gewirkt? Ist das Wort ‚Vaterland‘ zu einem unantastbaren, unverlierbaren Besitztum in ihnen geworden? Zu einem Begriff, der unanfechtbar über allen Tagesstreitigkeiten der Parteien steht? Den keine Gewalt uns wieder rauben kann?

Nein — sondern das, was die Angehörigen andrer Nationen mit der Muttermilch einsaugen als etwas Selbstverständliches, Natürliches, Angeborenes, Nationalgefühl, ist für uns noch immer ein mühselig eingetrichtertes, künstlich beigebrachtes Bewußtsein. Ein Menschenalter, das sind drei Jahrzehnte — was haben in diesen drei Jahrzehnten die Männer, die zum Volke sprechen, die deutschen Dichter, dem deutschen Volke gesagt? Haben sie seine Seele freudig gemacht durch großes,

begeistertes Wort? Seinen Arm gestählt durch Hinweis auf die Taten der Väter? Seine Augen erleuchtet durch Gedanken, die in ewige Weisheit blicken? Das Gegenteil davon haben sie getan, sie haben ihr Volk entnervt. Mit Problemen einer überreifen, überreizten Kultur haben sie die schlichten Instinkte des Volkes verstört. An Stelle der dem Germanen ursprünglich innewohnenden männlich-mannhaften haben sie eine feminine Weltanschauung gesetzt. Mit den Erzeugnissen des Auslandes, und gerade mit den der deutschen Natur fremdartigsten, feindlichsten, mit den marklosesten, haben sie den Markt überschwemmt, von dem unser Volk seine Geistesnahrung erhalten soll. Daneben läuft in wüster Massenhaftigkeit eine seelen- und sinnenverderbende Hintertreppenliteratur einher, daneben eine Literatur von Sensations- und Witzblättern, die wie die Geier und bösen Fliegen über jede Wunde am Leibe des Vaterlandes herfallen, sie zerhacken und daran saugen, bis daß aus der Wunde eine Schwäre wird, deren Geruch durch die ganze Welt geht.

Was soll da werden? Was ist zu tun? Ein Notstand ist in unsern Seelen, die äußerlich reich, innerlich arm sind, ein dumpfes Gefühl, daß wir auf gleitender Ebene stehen, daß sich Wolken um uns türmen, aus denen Gewitter hervorbrechen können, und es schwillt eine Angst, daß die Gewitter zu Katastrophen werden möchten. Sollen wir sie, Hände im Schoß, erwarten? Uns mit dem Gedanken trösten, daß Deutschland schon manchmal Katastrophen ertragen hat und immer wie der Phönix daraus entstiegen ist, weil der Deutsche erst im Unglück zum ganzen Manne wird? Das wollen wir nicht, denn wir wollen auch dessen gedenk bleiben, daß solche Katastrophen uns manchmal um Jahrhunderte zurückgeworfen haben. Also was sollen wir tun? Vorbauen sollen wir. Wie sollen wir vorbauen? Indem wir unsere Jungen in die Hand nehmen, diese blonden, gesunden, prächtigen deutschen Jungen, die Gott sei Dank in immer steigender Menge unsre Städte bevölkern und unser Land, und indem wir Männer aus ihnen erziehen, die der Zeit gewachsen sind, und dem, was die Zeit bringt.

‚Aber ist denn das etwas Neues? Sind wir nicht längst dabei, unsere Jungen und unsere Mädchen, statt sie zu Stubengelehrten und Strickmamsells abzurichten, wie es früher geschah, in freier Luft unter Sport und Athletik zu einem neuen, besseren, saft- und kraftvolleren Geschlecht zu entwickeln, als die älteren Geschlechter es waren?'

Darauf erwidere ich, daß ich das alles weiß. Daß ich es weiß und daß ich es gut heiße, wenn unsere Jugend körperlich selbständig gemacht wird. Aber körperliche Selbständigkeit ist nicht alles, nicht die Hauptsache; sondern wichtiger als körperliche, ist Selbständigkeit in der Seele — und daran fehlt es. Körperlich mutig und tüchtig war der Deutsche von jeher und stets; seelisch war und ist er es nicht.

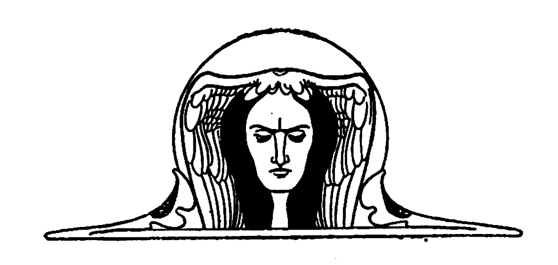
‚Dem Deutschen fehlt es an bürgerlichem Mut' — das hat ein Größerer als ich, hat Bismarck gesagt. Darum, bei jedem Vorkommnis im privaten Leben, rufen wir nach Polizei und hoher Obrigkeit, statt Hilfe bei uns selbst zu suchen; darum, bei jedem Ereignis in der politischen Welt, ist unser Gefühl: ‚Das geht mich nichts an, ist Sache der Regierung'. Und dieses Gefühl ist elend und

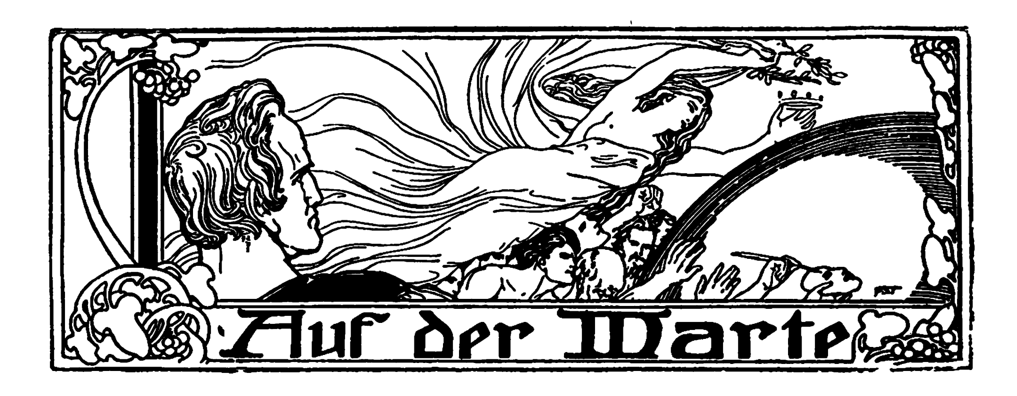
falsch, ist ein Ergebnis dessen, was ich als den hauptsächlichen Mangel in der deutschen Natur empfinde, des Mangels an persönlichem Stolz.

Wenn wir stolz wären, würden wir wissen, daß das Gesamtleben einer Nation sich in jedem einzelnen ihrer Angehörigen verkörpert, und wenn wir das wußten, würden wir es als Pflicht des einzelnen empfinden, für Ehre und Wohl des Ganzen einzutreten, wo immer die Gelegenheit es verlangt.

Dann würde es aufhören, das lakaienhafte Liebedienern vor dem Auslande, das herdenmäßige Hinterdreinlaufen hinter Hetzern und Schreihälsen, und aufhören vor allem das scheusälige Renegatentum.

In diesen Begriffen das heranwachsende Geschlecht, Knaben und Mädchen, heranzubilden, ihm Stolz in die Seele zu pflanzen, daß er zu einer bleibenden, herrschenden Macht, zu einer inneren Eigenschaft seiner Seele werde, das ist es, worin ich Aufgabe und Ziel unsrer Jugenderziehung erblicke. Dieser Stolz hat mit Hochmut nichts gemein; er ist Selbstachtung. Und weil Selbstachtung darauf beruht, daß ich den Menschen in mir erkenne und fühle, so kann sie gar nicht anders, als daß sie den Menschen auch im Nebenmenschen achtet. Nicht hochmütige, nicht knechtisch bescheidene, sondern stolze Menschen sollt ihr uns erziehen, ihr Lehrer und Erzieher Deutschlands!“





Ins Zuchthaus mit ihnen!

Über unerhörte Vorgänge weiß der Kopenhagener Mitarbeiter des „Hamburger Echo" zu berichten:

„Was gegenwärtig in den größeren skandinavischen Städten vorgeht, ist ein Skandal, und zwar so arg, daß selbst die einheimische Bevölkerung sich davon mit Ekel abwendet. Dem Schreiber dieser Zeilen wurde von durchaus glaubwürdiger Seite versichert, und von einem höheren Beamten der dänischen Staatseisenbahnen bestätigt, daß geradezu ungeheure Mengen von Waren aus Deutschland nach Rußland und England über Dänemark und Schweden befördert würden. Die dänische Staatsbahn ist infolge dieses Transitverkehrs so vollauf beschäftigt, daß die Beamten länger als gewöhnlich und angestrengter arbeiten müssen. Besonders seien eine Zeitlang ganze Eisenbahnzüge voller Drehbänke nach Rußland gegangen. In Dänemark und Schweden — sicher auch in Norwegen — befinden sich eine ganze Anzahl deutscher und russischer Agenten, die gegenseitig Geschäfte abschließen. Die Waren werden natürlich zuerst an dänische oder schwedische Firmen adressiert, aber von diesen gleich weitergeandt. Und wenn dann ein Tag so recht ‚fett' gewesen war, kann man sie sicher abends beim Champagner finden — natürlich hier nur nationenweise —, wo sie sich Patriotismus antrinken und patriotischen Radau machen, wie kürzlich in einem vornehmen Kopenhagener Hotel, so daß die einheimischen Gäste nicht allein protestieren, sondern auch, angeekelt von diesen Gesellen, das Lokal verlassen. Patriotische Lieder, wie ‚Die Wacht am Rhein', ‚Deutschland, Deutschland, über alles', usw. aus solchen Kehlen und in einem neutralen Lande gesungen, dessen Gastfreiheit sie benutzen, um täglich ihr eigenes Vaterland zu verraten, indem sie mit den Feinden desselben Geschäfte, verbotene Geschäfte machen, das ist eine Gemeinheit, für deren Charakterisierung die deutsche Sprache einfach versagt."

Durch eine verschärfte Kontrolle der Ausfuhr muß diesem empörenden Treiben doch beizukommen sein. Wenn die Durchstechereien einen Umfang, wie hier geschildert, angenommen haben, dann hätte schon längst etwas geschehen müssen. Es kann nicht schwer fallen, mit Hilfe der deutschen Konsule in Dänemark die deutschen Lieferanten festzustellen, die sich zu diesem schamlosen Handel hergeben. Der Staatssekretär des Innern hat selbst erklärt, daß Menschen, die mit Angehörigen einer feindlichen Macht Geschäfte abschließen, ins Zuchthaus gehören. Das gilt in erhöhtem Maße für den vorliegenden Fall, wo die Fabrikanten nicht im Zweifel darüber sein können, daß sie die feindliche Kriegsführung durch ihre Lieferungen unterstützen.

*

Ihre soziale Kultur

Wie bekannt, sind die reichen Belgier vor uns „Barbaren" geflohen, weil sie befürchteten, in ihrer vergnügten Auffassung des Lebens allzu sehr gestört zu werden. Sie haben dadurch namenloses Elend über

ihre ärmeren Landsleute gebracht. Wie sie überhaupt ihre Verpflichtungen gegen die Minderbemittelten auffassen, geht aus einigen Zeichen hervor, die wir aus einer ausgiebigen Schilderung Ulrich Rauschers über seine Eindrücke in Belgien herausheben (Frankf. Ztg. No. 16): „Die großen belgischen Herren, die im Haag die Zimmerfluchten der Hotels gemietet haben, begannen ihr Exil damit, daß sie Diener und Kammerjungfern ins holländische Konzentrationslager schickten. Sie scheuten sich nicht, den Unterhalt ihrer Dienerschaft vom holländischen Staat bezahlen zu lassen und fügten noch eine reizvolle soziale Nüance hinzu, indem sie ihre Hunde mitschickten."

Und diese Protzengesellschaft erfüllt die Welt mit dem Wehgeschrei über ihr Verbannungselend! R. St.

*

Bombenwitz

Zu Neujahr kürzlich bekommt das Hausfräulein eine Karte, die sie uns als Neuigkeit vorzeigt. Was übrigens bei einfacheren Leuten ein Zeichen ist, daß ihr Urteil unentschieden ist und nicht recht weiß, ob es bewundern soll. Sie hören ja überall, daß das „Neueste" das Vortrefflichste sei und unbedingt anzuerkennen und zu befolgen sei; aber es muß doch manchmal ein Gefühl von ihnen — gerade ihnen — erst überwunden werden, als ob etwas Bestimmtes eigentlich doch gar nicht so sehr schön sei, oder daß es sie peinlich und grob und häßlich berühre.

Auf der aus zwei Photographien zusammenkopierten Karte steht „Fliegergrüße". Ich denke beim flüchtigen ersten Hinsehen, der junge Mann in dem Flugapparat lasse einen Postsack mit guten Wünschen, die wir ja alle so ernsthaft nötig haben, auf die Welt zum neuen Jahre niederfallen. Doch da sehe ich, daß das da unten Moskau, der Kreml ist, und daß der vergrößerte Flieger eine Bombe zum Abwerfen hält.

Wir sind nun ja alle sehr gute Vaterlandsdeutsche — die einen, die es immer waren, wodurch sie, zum mindesten in verschiedenen geistigen Berufen, nicht gerade auf den grünen Zweig kommen, und die andern, die es zurzeit mit allem frischen Eifer sind, den ihnen der Himmel nun auch dauernd schenken möge. Die Karte ist ohne Zweifel sehr vaterländisch gemeint. Es ist also eine mit „Gründen" nicht so einfach zu erörternde Frage, ob diese Art von „Fliegergruß" einem gefällt oder nicht. Uns hier im Hause gefällt er nicht. Dem Fräulein auch nicht. Aber ihr muß man es immerhin schon bestätigen. Geschähe dies zufällig nicht, so wäre die „Roheit als Erzieherin" wieder einmal ungehindert um ein millionstes Teilchen vorangekommen.

Erzherzog Karl, der berühmte Heerführer gegen Napoleon, hat wohl als erster die entschlossenste Kriegführung für die humanste erklärt. So wie im Privatleben die schneidende Operation oft die Rettung und Linderung ist. Aber man holt doch auch zu ihr nicht die Kinder und das Publikum, daß sie den Fachleuten zuschauen, herein.

Und ausgesucht dann noch der Kreml, der ja keine Festung oder kein bloßes Schloß ist, sondern ein Tempelplatz, eine „geheiligte Stadt", wie sie der alte Osten bis nach Peking hin noch ähnliche hat, mit den geweihten Kultstätten, mit freien, der Spekulation entzogenen, die Seele weitenden Plätzen und mit den Gebäuden und Stätten der nationalen Erinnerung. Iwan Weliki! (der Glockenturm). Man mag zum russischen Staate stehen wie man will, ihn ist es unmöglich, nicht zu lieben und das Wort nicht zu verstehen, daß über den Kreml nur noch der Himmel Gottes geht. Wie oft habe ich von einem Sitz an der Kremlmauer den „Langen, Großen, Väterlichen" zärtlich angeschaut und sinnend behaglich bei ihm alles Freundliche, Rücksichtsvolle, Gute des russischen kleinen Volkes, dem er das geliebte Wahrzeichen ist, empfunden.

Doch das nebenbei. Die Karte wäre m. E. auch dann keine andere in dem Gefühlstakt, welchen sie nicht kennt, wäre statt des Kremls der Konkordienplatz oder die Londoner Paulskirche genommen. Die Londoner Börse meinetwegen. Aber da — beginnen die Gedankengänge.

Ich weiß nicht, ob es bei den Völkern, die uns hassen, ähnliche Karten gibt. Ja, sie hassen uns. Die Denker und Dichter sind vergessen. Sie sagen, wir sind ein fühlloses, rohes Volk, sind Barbaren. Daß sie dann nicht so genau unterscheiden, wer von der Gesamtheit es am eigentlichsten sei, kann schließlich nicht wundernehmen. Die da draußen, die in der grauen Uniform, Offiziere und Mannschaften, sind es nicht. Und die einstmals noch von ihnen zurückkommen werden und all das furchtbare, große Menschliche erlebt, werden dann auch noch zu Hause Aufgaben finden, Deutschland sich selber zu erretten

Vorbeugende Gerechtigkeit erfordert hinzuzufügen, daß es diesmal sich nicht um eine Leistung des Geschäftssinns handelt, wie z. B. bei dem brennend abstürzenden Zeppelinschiff von Johannistal auf der Ansichtskarte (mit der Aufschrift „Die Hauptsache ist, daß man zur rechten Zeit kommt!"). Diesmal ist es die vaterländisch gedachte Werbekarte eines Vereins. Ed. H.

*

Heute noch!

In München hat ein Dr. Wynckell den Versuch gemacht, in öffentlicher Versammlung eine Lanze für Karl Spitteler zu brechen. „So recht bezeichnend", wird der „Deut. Tagesztg." dazu geschrieben, „für die deutsche Eigenart, richtiger Unart, sich alles bieten zu lassen und bei den größten Beschimpfungen geduldig nach den Gründen zu forschen. Es ist ein erbauliches Schauspiel, wenn ein Deutscher sich hinstellt und untersucht, weshalb uns ein Deutsch-Schweizer Mörder genannt hat, denn wer in solchen Zeiten, wo eine Welt von Feinden gegen Deutschland steht, gemütsruhig über einen Schimpfbold und sein dichterisches Wirken einen Vortrag hält, gibt damit zu verstehen, daß er den Beleidiger trotz seiner üblen Aufführung noch schätzt. Wer von Stolz auf sein Volkstum erfüllt ist, handelt nicht so, sondern läßt einen solchen Mann fortan links liegen, denn er ist der Beachtung nicht mehr wert. Nun mag der Fall Spitteler auf sich beruhen, aber daß er überhaupt in München ein derartiges Nachspiel finden konnte, ist bedenklich. Das heißt denn doch den Ernst der Lage verkennen. Wer nicht für uns ist, ist wider uns, die wir uns im erbittertsten Kampfe und gegen eine ungeheure Übermacht wehren müssen. Wer uns in diesem Augenblicke schmäht, uns damit in den Rücken fällt, stellt sich auf die Feindesseite, mag er sein Verhalten auch noch so sehr mit kasuistischen Winkelzügen verbrämen. Was uns jetzt angetan wird, haben wir nicht zu verzeihen, sondern für eine gründliche spätere Abrechnung zu buchen. Glaubt denn irgendwer daß die Neutralen — von geringfügigen Ausnahmen abgesehen — und die Lauen unserem endgültigen Siege zujubeln werden! Sie werden sich fügen müssen, aber die erzwungene Anerkennung ist weit entfernt von einem Umschlag in aufrichtige Freundschaft und mehr als je werden wir auf uns selbst, nur auf uns selbst gestellt, das eigene Haus reinzuhalten haben von jenen Zweideutigen, für die wir in Glück und Unglück gerade gut genug zum Geschäftemachen sind. Was in München anklang, hat sich auch anderwärts in einzelnen Anzeichen verraten. Die unter der Oberfläche verborgenen Versöhnungsapostel sind am Werk, Fäden wieder anzuknüpfen, die der Krieg zerrissen hat, als wäre das unsere Aufgabe. Im Gegenteil: die andern müssen kommen, das gebietet uns die Selbstachtung. Wohin würden wir geraten, wenn bei den Daheimgebliebenen eine weichmütige, zum Vergeben und Vergessen geneigte Stimmung erzeugt würde, während draußen unsere besten Söhne noch ihr teures Blut verspritzen? Wir wollen, wenn wir weiter nichts vermögen, mit Wort und Feder gegen alle Maulhelden und Verkleinerer deutschen Wesens vorgehen und den Ring um die innere Einigkeit aller deutschen Stämme und Stände fester schmieden helfen, ausrotten den alten Erbfehler schlapper, rührseliger Völkerverbrüderung, bei dem wir Deutschen noch immer den kürzeren gezogen haben. Sehen wir uns die Wortführer — Namen stehen zu Diensten

— näher an, so ergibt sich bald, wes Geistes Kind sie sind; sie gehören jener markaushöhlenden Gesellschaft an, die durch jahrelangen Aufenthalt im Auslande mit fremden Anschauungen völlig durchzogen und bis zu einem gewissen Grade entdeutscht sind. Ihr Mandat haben sie nicht vom deutschen Volk, sondern von einigen Zeitungsbesitzern erhalten, die aus begreiflichen Gründen geschäftlicher Art zwischenstaatliche Beziehungen pflegten. Darunter darf Deutschland künftig nicht mehr leiden, die Zeit dafür muß endgültig vorbei sein."

Daß solche Selbstverständlichkeiten heute noch gesagt werden müssen, ist, wenn schon bei uns — leider! — nicht erstaunlich, so doch einfach jämmerlich! Ist es denn Wahrheit oder Lüge, daß wir von Todfeinden rings umstellt sind, daß unser Reich vom Erdboden verschwinden soll, daß wir Millionen unserer Besten in den Tod senden? Und da stellen wir — Zurückgebliebenen uns hin und „brechen Lanzen" für Leute, die uns in diesem mörderischen Ringen um Tod und Leben, dem fürchterlichsten, das je die Welt gesehen, mit kalter Teufelsfaust in den Rücken fallen! Seien wir gerecht: dürfen wir für solche „Leistungen" Achtung erwarten? Achtung —?!

*

Aus den Gefilden der Verantwortungslosen

In einem Wiener Sonntagszuge machte sich eine Gesellschaft, die sich lebhaft (so sagt der amtliche Bericht) französisch und englisch unterhielt, bis in das benachbarte Bahnabteil bemerklich; einer der Herren hatte auch ein photographisches Knipskästchen bei sich. Ein österreichischer Offizier veranlaßte, daß bei der Ankunft in Wien auf dem Bahnhof die Herren und Damen aufgefordert wurden, sich auszuweisen. Dabei ergab sich dann, daß sie der Diplomatie angehörten, und zunächst schon der Aufsichtsoffizier der Wache, dann das Ministerium des Auswärtigen sprachen das lebhafte Bedauern aus über den Zwischenfall, beziehungsweise — um österreichisch zu reden — über das „Mißverständnis", dessen Opfer jene geworden seien.

Das entspricht den Gepflogenheiten und hat seine Berechtigung in Empfindlichkeiten, die sonst auch einmal ernstlicher und gefährlicher verletzt werden könnten. Immerhin bleibt dem Laien zweierlei zu denken übrig:

Würde der mitreisende Offizier, so wie die Sache amtlich erzählt wird, nicht sicherlich das Tadelnswertere begangen haben, hätte er mit vorkommender Backhähndl-Sorglosigkeit sich nicht weiter darum gekümmert, wer diese auffallenden Herren und Damen wohl sein möchten?

Und ist es ein so arger „Mißgriff" (wie der Vorfall in einer Zeitung bezeichnet ward), zu meinen, etwaige Gesandtschaftsmitglieder würden durch etwas feinfühligeres Rücksichtnehmen auf die Zeitumstände als — Diplomaten kenntlich sein? —d—

*

Plauderstunde im Hauptquartier

Ludwig Ganghofer, der beim Kaiser zu Gaste war, hat in langen, allzu langen Feuilletons über das Erlebte berichtet. Inmitten dieser glattflüssigen, ganz auf den leichten Unterhaltungston des Zeitungsfeuilletons gestimmten Schilderung findet sich folgende Stelle, die nachdenklich stimmt:

„Alles Gespräch dreht sich um den Lauf der Dinge in der Heimat und um wichtige Episoden des Krieges. Das ist eine wesentlich andere Art, vom Kriege zu sprechen, als wir sie daheim bei unserem Bierbank- und Teetischklatsch zu hören bekommen. Hier wird nicht die Welt geteilt, hier werden nicht Länder genommen und Reiche verschenkt, hier gründet man nicht ‚Pufferstaaten' und korrigiert nicht die Landkarte von Europa mit einem anspruchsvollen Blaustift. Hier gilt alles Denken nur dem Ernst und den Notwendigkeiten der Gegenwart; von der Zukunft ist nicht die Rede."

Hat Herr Ganghofer, als er sich zu einem Plauder- und Zerstreuungsstündchen an des Kaisers schlichter Tafel im Hauptquartier niedersetzte, wirklich erwartet, daß man seine

Gegenwart zum Anlaß nehmen würde, in eine Erörterung hochpolitischer Fragen einzutreten? Wenn nicht, warum dieser Ausfall gegen die „daheim", die sich mit Zukunftssorgen befassen?

Über den Frieden macht sich mancher Gedanken, der mit Bierbank und Teetisch nicht in Berührung kommt. So ganz unsinnig erscheint uns auch die Beschäftigung mit der Landkarte nicht. Sehr, sehr viele — und nicht die schlechtesten Köpfe — haben sie in diesen Monaten zur Hand genommen. Es gibt freilich Leute, denen noch immer nicht aufgegangen ist, daß das deutsche Volk ein Recht hat, sich für die Dinge, die an der Front vorgehen, auch über den Generalstabsbericht hinaus zu interessieren.

*

Barbarei als Quelle der Musik

Die Franzosen haben es jetzt in musikalischen Dingen sehr schwer. Meyerbeer, den größten Vertreter, den eigentlichen Schöpfer ihrer großen Oper, haben sie als Urpreußen entdeckt, Beethoven dafür glücklicherweise als einen Urbelgier; seine ganze Tragik liege nur darin, daß er nach Deutschland verbannt war. Aber dieser seltsame Austausch langt nicht zu, denn es bleiben ja immer noch die vielen anderen übrig, wie Händel, Bach, Haydn, Mozart, Schubert, Schumann, Brahms, Bruckner und — man mache schnell drei Kreuze — der schreckliche Richard Wagner, der bis vor kurzem den französischen Opernkomponisten so sehr die Tantiemen verkürzte.

Nein, mit Stammbaumforschung, so vielverheißend diese betrieben wird — hat man in Kant doch glücklich einen Schotten entdeckt — ist die üble Tatsache von der Überlegenheit der Deutschen in der Musik nicht aus der Welt zu schaffen. Dazu kommen die Beobachtungen im Heere selbst. Pierre Mille stellt im „Temps" schmerzlich fest, daß die französischen Soldaten nichts anderes aus der Kehle bringen, als die blöden Gassenhauer, bei dener [illegible]h Inhalt und Melodie den Vorrang [illegible] Niedrigkeit streitig machen. Das deut[illegible] Singen dagegen macht auf die Franzosen einen Eindruck, dem sie sich nicht zu entziehen vermögen.

Nun steht es doch unbedingt fest, daß wir Deutsche die verkörperte Roheit und Barbarei sind. Wie also ist unsere musikalische Überlegenheit zu erklären? — Herr Pierre Mille hat das herausgefunden:

„Reiflich überlegt, ist es möglich, daß die auf einem gewissen Grad höherer Zivilisation angelangten Völker die Musik nicht mehr ‚fühlen'. Um das ehrliche und gesunde Gefühl für sie zu bewahren, muß man sich noch auf einer gewissen Stufe von Barbarei befinden. Das würde erklären, weshalb die Engländer und wir dies Gefühl schon lange verloren und weshalb die Deutschen es bewahrt haben. Sonit, um die Musik zu lieben, müßte man wild genug geblieben sein, um leichten Herzens kleine Kinder massakrieren zu können!"

Herr Pierre Mille wird wohl demnächst zum Dank für seine tiefgründige Psychologie in die Reihe der Unsterblichen aufgenommen werden. Entschieden haben die Verbündeten diesen zu Musik nicht mehr fähigen Höhepunkt der Kultur längst erreicht, wobei es den Franzosen ja etwas schmerzlich sein mag, daß die Engländer es noch weiter gebracht haben als sie, denn sie haben ja bekanntlich seit dreihundert Jahren für die Musik nichts mehr geleistet. Aber auch die französische Kulturhöhe der Unmusikalität reicht weit zurück, wie ihnen schon Rousseau und auf der anderen Seite Mozart eingeschärft haben, und Hector Berlioz einige Menschenalter später aufs neue bestätigte. Die Herrschaften sollten darum auch recht vorsichtig damit sein, Beethoven sich anzueignen, denn was soll ein so furchtbarer Barbar, dem sich die ganze Welt in Musik aussprach, in den Reihen dieser Überkultivierten?

Schlimm steht es dann nur noch um Shakespeare, der bekannte:

„Der Mann, der nicht Musik hat in ihm selbst,
Den nicht die Eintracht süßer Töne rührt,
Taugt zu Verrat, zu Räuberei und Tücken.
Die Regung seines Sinns ist dumpf wie Nacht,
Sein Trachten düster wie der Erebos.
Trau keinem solchen!"

Aber vielleicht wird er von der Kulturnation, die ihn ja auch als „trunkenen Barbaren“ bezeichnete und bewertete, endgültig zu uns ausgestoßen, wo er von jeher die einzige Heimat hatte. K. St.

*

Ein wackeres Wort!

Bei einer vaterländischen Feier in Magdeburg sagte der Führer der Konservativen, Ernst von Heydebrand, u. a.:

„Der Frieden, der da gemacht wird, darf nicht nur ein Frieden der Diplomatenkunst sein, sondern einer, den das ganze deutsche Volk versteht und billigt; eine Sicherung unserer Verhältnisse, würdig unserer Opfer. Nichts wäre furchtbarer, als wenn dieser gewaltige Krieg ausginge mit einer Enttäuschung für unser Volk. Schon manchmal hat uns die Feder verdorben, was das Schwert geleistet hatte. Jetzt, wo wir allein in der Welt stehen, werden wir auch allein maßgebend über das zu bestimmen haben, was schließlich werden soll. Bis dahin müssen wir alles aufbieten. Die Zerklüftelung unseres Vaterlandes ist mit dem Kriege verschwunden. Es wäre ein außerordentlich großer Gewinn, wenn aus diesem Ringen so manches von dem nicht wiederkehren würde, was wir vorher gegeneinander gehabt haben. Gewiß, die wirtschaftlichen, sozialen und beruflichen Gegensätze werden bleiben, aber ändern kann und muß sich die Art, in der man einander gegenübertritt. Manches, was man nicht für möglich gehalten hätte, ist nun als innere Wahrheit erkannt, und bei Kritik oder Tadel werden wir uns nach dieser Feuer- und Bluttaufe sagen müssen, daß wir jetzt anders zueinander stehen. Man wird niemals vergessen, daß der Gegner einst das deutsche Vaterland mit verteidigt hat.“

Bravo, Herr von Heydebrand! So wollen wir's halten! — Und schön ist's auch, daß der Bericht auf diese Worte „stürmischen Beifall“ folgen läßt.

*

Zwei kleine Feststellungen

1. Gerade habe ich einen Stoß der uns feindlichen Zeitungen Italiens und der französischen Schweiz vor mir liegen, und bevor ich mich in das Meer von Ärgernis stürze, das ihre Lektüre als einzigen sicheren Gewinn verheißt, mustere ich nochmals zögernd die Zeitungsköpfe. Da bleibt mein Auge haften an deutschen Worten: Haasenstein e Vogler. Es ist der „Corriere della Sera“ aus Mailand, der anzeigt, daß die einzige Inseratenannahmestelle bei Haasenstein & Vogler ist. Und siehe, bei seinem geschäftlichen Nebenbuhler, der ihn aber in der Beschimpfung alles Deutschen beinahe noch schlägt, im Mailänder „Secolo“ wiederum: Haasenstein e Vogler. Es folgt „La Suisse Libérale“ aus Neuenburg, die „Gazette de Lausanne“, „La Suisse“ aus Genf, das „Journal de Genève“ — überall einzige Anzeigenannahme: Haasenstein & Vogler.

Ich denke, das ist eine deutsche Firma. Könnte sie sich nicht in diesem neutralen Ausland etwas auf diese Tatsache besinnen? Die Anzeigenverwaltung pflegt die beste Nährquelle der Blätter zu sein, und in der Regel pflegt dem Inhaber oder auch nur Verwalter einer solchen ein beträchtlicher Einfluß zuzustehen. Es wäre doch wohl angebracht, wenn eine deutsche Firma in dieser Zeit, in der wir alle unsere Kräfte brauchen, diesen Einfluß geltend machte, und sei es auch nur, um die Hitzköpfe in der Redaktion nebendran etwas zu bremsen.

2. Die Firma Raffael Tuck & Sons erfreute sich in Deutschland für ihre farbigen Postkarten und Kalender vielfach einer Unterstützung der Behörden und der Hofkreise, die schon vor dem Kriege von jenen unangenehm bemerkt wurde, die diese aufdringliche Kennzeichnung als englische Firma bei einem in Deutschland arbeitenden Geschäft etwas herausfordernd fanden. Die Empörung wuchs, als nach Kriegsausbruch bekannt wurde, daß dieses Geschäft, das bei uns mit patriotischen Postkarten hausieren ging, im feindlichen und im neutralen Auslande Postkarten mit deutschfeindlichen Schlachtenbildern vertrieb.

Nun ergibt sich aus Heppner-Herzbergs Veröffentlichung „Aus Vergangenheit und Gegenwart der Juden und der jüdischen Gemeinden in den Posener Landen“, daß Herr Tuck eigentlich Tuch heißt und aus Koschmin in der Provinz Posen stammt. Von dort wanderte der 1821 geborene Begründer der Firma, Raffael, 1866 nach London aus, und der jetzige Leiter Adolf ist auch noch in Koschmin geboren, wo bis heute die Buchhandlung Israel Tuch besteht. Von den Direktoren der Firma sind vier Engländer, das heißt eben zwei Tucks, die sich auch auf den für Deutschland bestimmten Geschäftsbogen als „Sirs“ bezeichnen. Diese Briefbogen sind aber mit dem preußischen Hoflieferantentitel geziert.

K. St.

*

So ist's recht

Das stellvertretende Generalkommando in Stuttgart gibt bekannt:

Die zur Lieferung für die Heeresverwaltung verpflichteten Fabrikanten werden vielfach von ihrer Privatkundschaft, sogar unter Klageandrohung, zur Erfüllung der dieser gegenüber eingegangenen Lieferungsverpflichtung derart gedrängt, daß das Interesse der Heeresverwaltung darunter leidet. Den zu Lieferungen für die Heeresverwaltung verpflichteten Fabrikanten wird deshalb verboten, ihre Privataufträge vor den Aufträgen der Heeresverwaltung, d. h. unter Zurückstellung der Heeresverwaltungsaufträge, zu befriedigen. Privataufträge dürfen nur in dem Umfange ausgeführt werden, wie es die von der Heeresverwaltung bereits erteilten und noch zu erteilenden Aufträge zulassen. Wer diesem Verbot zuwiderhandelt, wird mit Gefängnis bestraft. Das Verbot tritt sofort mit der Verkündigung in Kraft.

Das ist eine Sprache, die von jedermann verstanden wird. Besser als Juristenlatein. Mit dem Mundspitzen ist es nun einmal nicht getan. Das haben uns die ganzen letzten Erfahrungen mit den wohlwollenden väterlichen Mahnungen und Warnungen wohl zur Genüge gelehrt. Es muß gepfiffen werden.

*

Noch ein Stück weiter

Die Bundesratsbestimmungen, die die Brotversorgung der Bevölkerung einigermaßen sicherstellen, sind nun endlich ergangen. Aus dem rückhaltlosen Beifall, den dieser von den Einsichtigen bereits vor drei Monaten anempfohlene Schritt in der Bevölkerung gefunden hat, schöpft die Regierung hoffentlich den Mut, noch ein Stück weiter zu gehen. Das einheitliche Kriegsbrot sollte zwangsweise im ganzen Reich eingeführt und das sehr vernünftige Berliner System der Brotmarken, wodurch die gerechte Verteilung des Brotes auf den Kopf der Bevölkerung geregelt wird, allgemein zur Bedingung gemacht werden. Alles, was der Ernährung von Mensch und Vieh dient, muß diesem wichtigsten Zweck gesichert bleiben. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Einschränkung des Brauereibetriebes mit seinem großen Verbrauch von Gerste, ein Verbot der Schnapsbrennerei und ein Verbot der Verwendung von Stärke zur Wäsche dringende Forderungen der Stunde. Ganz wichtig und unaufschiebbar ist jetzt die Kartoffelfrage. Nachdem die Kartoffel ein so wichtiger Bestandteil der Volksernährung geworden ist, muß, wie das soeben mit dem Getreide geschehen ist, nun auch der Bestand an Kartoffeln staatlich sichergestellt werden. Es geht einfach nicht an, daß wieder eine kostbare Spanne Zeit mit bureaukratischen, sämtliche Instanzen durchlaufenden „Erhebungen“ und „Erwägungen“ verloren geht. Der deutsche Magen wird sich schon auf die Speisekarte einzurichten verstehen, die ihm eine mütterliche Regierung vorschreibt.

*

Hoch die deutsche Flagge!

Wir singen es hundertfältig, und der Gesang ist sicher ehrlich empfunden. Aber wir wollen uns in dieser Stunde ernstlich vornehmen, in Zukunft in allen Lebensbetätigungen, in denen wir so gut zu wirken streben, wie wir können, uns zur deutschen Flagge zu bekennen. Daß das bisher tausendfältig nicht geschehen ist, zeigen uns die Erfah-

rungen mit den Fremdnamen und Auslandsbezeichnungen der Industrie; wir werden es aber jetzt auch auf anderen Gebieten gewahr.

Ich nehme immer gern gelegentlich den „Artist" zur Hand, die Fachzeitschrift des „fahrenden Volkes" von heute, der zahllosen Zirkus- und Varietékünstler und alles des mannigfaltigen Drumherums dieser bunten Welt. Ich tat es nicht nur aus sozialen Gründen, sondern auch wegen des grotesken Humors, den ein großer Teil der Anzeigen für den Draußenstehenden hat. Jetzt hat auch diese Zeitschrift ein anderes Gepräge bekommen. Man kann sich ja leicht denken, daß diese körpergewandten, gesunden und starken Männer in großer Zahl unserem Heere eingereiht sind, und es ist leicht erklärlich, daß sie, deren Beruf großen Mut, zähe Ausdauer und hohe Geistesgegenwart verlangt, sich nun auch im Kriege auszeichnen. Lange Listen der mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichneten Fachgenossen bestätigen das auch; ihnen reiht sich die Aufzählung derer an, die im Kampfe gefallen sind. Da machen wir die eigentümliche Erfahrung, daß hinter den gut deutschen Namen in Klammern englische und französische Namen stehen. Es sind die Künstlernamen, unter denen die Betreffenden jahrelang aufgetreten, unter denen sie in der Welt berühmt geworden sind. Jetzt sind diese fremdländischen Namen ganz klein gedruckt, sonst prangten sie in möglichst aufdringlichen Buchstaben, und für den guten deutschen Vaternamen war gar kein Platz.

War das wirklich nötig? — Gewiß, werden die Artisten sagen, da unser Publikum eben nur den Ausländer gelten lasse.

Wir wollen darüber nicht streiten, wir wollen uns nur auf beiden Seiten klar werden, daß das in der Zukunft anders werden muß. Auf diesen, wie auf allen anderen Gebieten. R. St.

Blutleere Asche

Damit das Kulturempfinden außerhalb des Barbarenlandes rege gehalten werde, bringt die schweizerische Wochenschrift „Die Aehre" mitten zwischen Schlachtgetümmel und Kanonendonner eine Studie über — die Zigarette. Kann man es dem neutralen Ästhetentum verargen, wenn es auch einmal müde wird, sich immer mit den Ekelhaftigkeiten des Krieges zu befassen? Es wird Zeit, daß sich der Blick wieder auf heilige Symbole richte! Und nichts liegt da näher als die Zigarette: „Sie bedeutet die Höhe und die Überschreitung aller Kultur. Denn das Wesen der Kultur ist die Sehnsucht nach Genuß, und je verfeinerter dieser, um so höher wird jene sein — — —

In leichten, blauen Ringen löst sie sich im Formlosen auf. Sie gibt sich ganz, Leib und Seele, ihren Duft und ihr Märchen. Gibt sich, bis sie zu Asche wird.

So gibt sich kein Weib.

Nichts auf Erden.

Nur sie.

Wenn die schaukelnden Duftwolken den Raucher umschweben — keine Frauenhand kann zärtlicher sein — nehmen sie Gestalt an.

Denn eine Zigarette ist nicht Eines.

Sie ist ein vielfarbenes Rätsel wie die Seele des Weibes ...

Gedanken werden zu Rauch. Die Nerven klingen. Die Gedanken wandern und werden zu Asche.

So gibt sich kein Weib.

So völlig mit all ihren Geheimnissen.

So wie die Zigarette.

Sie ist die Philosophie des Genusses bis zur blutleeren Asche."

Ja, ja, — bis zur blutleeren Asche.

Briefe

A. M., L.-G. Dem von Ihnen mit Recht gerügten Mißstand ist ja nun durch die neuen Bundesrätlichen Verfügungen abgeholfen worden. Spät genug war's!

L. H., S. Ganz hübsch in Reim und Rhythmus — aber doch noch ganz Nachklang und Anlehnung. Überhaupt: muß denn alles gleich gedruckt werden? Als Sechzehnjähriger haben Sie noch lange Zeit, an sich zu arbeiten. Nach ein paar Jahren versuchen Sie es dann wieder einmal!

M. in F. Sie bemerken zu der Wartenotiz „Eine Gemeinheit": „Hier kann nur ein anderer Sinn vorliegen, wenn ein derartiges Inserat wirklich erschienen ist. Es werden Frauen, deren Ehemänner im Felde stehen, und auch Witwen sich in sittlicher Beziehung nicht korrekt benommen haben, was den Inserenten

in Zorn brachte und er sich in solchem zu diesem Spottinserat hat hinreißen lassen." — Wir wünschten, es wäre so. Aber Ihre Deutung erscheint uns offen gestanden unwahrscheinlich. Übrigens trifft Ihre engere Heimat durch die Notiz kein Vorwurf. Gesinnungslumpen gibt's leider überall.

-l- in S. Sie verwahren sich mit Recht gegen das unerhörte Geschäftsgebahren einiger Zeitungen und Zeitschriften gegenüber den Familien der im Kriege Gefallenen. Sobald die Verlustliste herauskam, erhielt die Ihnen bekannte Familie nicht nur aus Bayern, wo sie ansässig ist, sondern auch aus dem übrigen Deutschland eine Menge Einladungen zur Veröffentlichung einer Todesanzeige. Das Höchste in dieser Beziehung hat sich aber eine sonst vornehme Augsburger Zeitung geleistet, die ein Telegramm schickte, dessen Einleitung eine höfliche Kondolenz enthielt und am Schluß aufforderte, eine Todesanzeige zur Gebühr von M. 21.50 aufzugeben. Eine Münchner illustrierte Zeitschrift schrieb: „Es wird Ihnen wohl angenehm sein, wenn das Bild des tapferen Verstorbenen veröffentlicht wird. Wir bitten um Einsendung einer Photographie und würden für die Anfertigung des Klischees M. 10.— berechnen." (!!)

Es ist wirklich ein überaus trauriges Zeichen, daß derartiges schon Regel geworden ist. Überhaupt veranlassen die Zeitungen offenbar nicht nur Eltern und Verwandte zur Aufnahme übergroßer Inserate, sondern es werden auch alle Vereine und Vereinchen veranlaßt, den Tod ihrer Mitglieder anzuzeigen. Und doch könnte das Geld, das dafür ausgegeben wird, unendlich viel Gutes stiften, wenn es in anderer Weise angelegt wird.

Frau M. H., Darmstadt. Was Sie zu Otto Grunds Aufsatz „Eine Frauenkundgebung zum Kriege" (Heft 7) äußern, entspricht gewiß der Empfindung sehr, sehr vieler deutscher Frauen. Wir geben deshalb Ihren Brief an dieser Stelle wieder: „Ich frage mich, wie ist es möglich, daß es jetzt noch Frauen, deutsche Frauen gibt, die den Mut, nein die Niedrigkeit besitzen, derartige Phrasen in die Welt zu senden? Wie weh tun sie uns allen, die nichts mit ihnen gemein haben, die nur eines klar wissen und seit Kriegsbeginn mehr denn je: daß unsere deutschen Männer hohe, herrliche Helden sind, in welchen alle germanischen Tugenden: Treue, Kraft, hoher Mut und Idealismus, mit selbstverständlicher Pflichttreue, Einfachheit und Herzensgüte gerade im Kriege und durch den Krieg wieder hervortreten. Man fragt sich nur immer wieder: Was kann ich tun, um mich an meinem Teile so zu bewähren, um als deutsche Frau dem deutschen Manne aus würdiger Hand nach Friedensschluß den Lorbeer reichen zu können? Jene Frauen empfinden nicht deutsch, sie stehen auf dem wurzellosen Boden der internationalen Phrase, sie kennen weder die deutsche Frau, noch den deutschen Mann, weder deutsche Geschichte noch diesen deutschen Krieg. Es sind arme wesenlose Menschenkinder, welche diese große Schicksalsstunde nicht miterleben können an der Seite eines deutschen Mannes, Sohnes oder Bruders! Die selbst in dieser Zeit nicht loskommen von falscher Überhebung und Ichkultur.

Ich bin Herrn Otto Grund dankbar für die wirkungsvolle Besprechung dieser Frauenkundgebung, die dadurch bekannt wird. Leider wird sie, und das ist das Traurige dabei — im Auslande weitere Kreise ziehen, und unwidersprochen bleiben. Denn der größte und nicht der rückständige Teil der deutschen Frauen wird sich jetzt, noch weit mehr als früher, mindestens zurückhaltend verhalten allen Lockungen dieser extremen Frauenbewegung gegenüber, und die Äußerung der Lady (!?) Pankhurst bei Kriegsbeginn, ‚für die deutschen Sklavinnen beginne nun eine neue Zeit der Freiheit, sie sollen ihr Joch abschütteln' ist allenthalben belacht worden. Ein Volk, dessen Regierung den Alkoholverkauf für die Frauen auf erst 11½ Uhr vormittags ab festsetzen muß, ist himmelweit entfernt von deutscher Frauen Denkungsart. Gott gebe uns die Kraft und Höhe, den gewaltigen Aufstieg unseres Volkes ganz zu erfassen, jeder an seinem Posten ihn zu stärken, zu befestigen und zu vertiefen, dann wird sich vielleicht die herrliche Prophezeiung erfüllen: Am deutschen Wesen soll die Welt genesen."

E. R. Halle. Wir sind die allerletzten, die den gewaltigen Anteil der deutschen Frauen an der Bürde dieser großen und schweren Zeit nicht anerkennen würden. Aber um so schärfer müssen jene empörende Auswüchse geahndet werden, auf die der Türmer zu seinem Leidwesen wiederholt eingehen mußte. Der Gegenvorwurf, den Sie in dem zweiten Teil Ihres Briefes erheben, erscheint uns denn doch sehr schwach begründet. Die strenge militärische Disziplin allein würde derartige Massenverstöße, wie Sie sie ohne hinreichende Unterlagen glaubhaft machen wollen, von vornherein verhindern.

J. M. B. Sie schreiben uns: Die im Briefkasten in Heft 8 d. l. Jahrg. des Türmers enthaltene Klage des O. Sch., M., daß es ihm infolge seiner Armut nicht gelungen sei, eine seinen Idealen entsprechende Tätigkeit zu erlernen und auszuüben, veranlaßt mich, ein paar Worte zu dieser Angelegenheit zu sagen, die, sofern es Ihnen zweckmäßig erscheinen sollte, Sie an gleicher Stelle, wie jenen Brief, zum Abdruck bringen können.

Trotz zahlreicher widriger Geschicke ist es mir gelungen, mich emporzuarbeiten aus eigener Macht. Daß es so vielen Begabten aus den ärmeren Volksschichten nicht gelingt, eine ihren Anlagen und Idealen entsprechende Höhe zu erklimmen, ist bekannt. Der Tüchtigste vermag nichts, wenn seine Fähigkeiten nicht zur Entfaltung gelangen. Es geht vielen Jünglingen so, wie z. B. der Volksmann Bebel in seinen Erinnerungen „Aus meinem Leben", 1. Teil, S. 22 erzählt: „Was willst du denn werden?" war die Frage, die jetzt mein Vormund, ein Onkel von mir, an mich richtete. ‚Ich möchte das Bergfach studieren!' ‚Hast du denn zum Studium Geld?' Mit dieser Frage war meine Illusion zu Ende." Nun, Bebel ist zwar kein Bergrat geworden, aber immerhin ist er, entsprechend seinen Anlagen, ein hervorragender Volksführer geworden, obgleich seine Laufbahn sehr bescheiden als armer, elternloser Drechslerlehrling begann. Wer im Leben etwas werden will, muß zwei Dinge im Auge behalten. Erstens, er muß wissen, was er will, wofür er sich interessiert, was er erreichen möchte. Zweitens muß er sich dafür auch ernstlich einsetzen, damit er das Ziel dann erringt. Wer auf Staat, Gemeinde und Wohltätigkeit wartet, wird selten die Höhe erreichen. Also, selbst ist der Mann! Man suche Anschluß an Jünglingsvereine, die es heute fast überall gibt, benutze dort die etwa gebotenen Bildungsmöglichkeiten, damit man erst einmal dazu gelangt, die Allgemeinbildung zu verbessern. Arbeiten, Selbststudium muß die Losung lauten. Dann muß man sehen, wie man weiterkommt, langsam zwar, aber stetig. Schreiber dieser Zeilen hat sich dem Anstaltserzieherberufe zugewendet, und ist hochgekommen, sein Name hat sich nebenbei im In- und Auslande Geltung verschafft. Gerade auf diesem Gebiete des Erziehers mangelt es noch vielfach an tüchtigen, ernst strebenden Männern, und mancher könnte, wenn seine Neigung ihn dafür eignete, einen schönen Beruf finden. Aber es müssen ganze Männer sein, die jedoch nicht an Größenwahn leiden.

Sollte O. Sch. mit obigen Zeilen gedient sein, so wäre es erfreulich, ihm einen Lichtblick in die Zukunft eröffnet zu haben. Zweifellos gibt es aber auch in anderen Berufsgebieten noch Aussichten für wahrhaft Strebende. Vielleicht möchte hiegegen eingewendet werden, viele Berufe seien doch überfüllt. Gewiß! Aber keine Regel ohne Ausnahme! Es gilt nur, die rechte Gelegenheit abzuwarten und dann aber auch zu benutzen, wenn sie gegeben ist. Daß sie viele nicht zu ergreifen wissen, ist gar nicht selten. Und was dann folgt? Vielfach ein verfehltes Leben!

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Der Türmer

Kriegsausgabe

Notenbeilage zu Heft 10 — 2. Februarheft 1915

1

Germania

Kriegslied

(Ludwig Fahrenkrog)




schwun-gen — und in rast-lo-ser Ar-beit die Seh-nen ge-spannt, vom
schaf-fen-den Wil-len durch-drun-gen — — Mein —— ist mei-ne
Hei-mat, mein Deut-sches Land und die
Kro-ne, — die Kro-ne, die ich mir er-run-gen.
f
mf


Und wä - ren der Fein - de auch tau - send-mal mehr, — mags bre - chen o - der
un poco riten.
bie - gen, ich trag ei - ne Kro - ne, es kreist mein Schwert und
un poco riten.
a tempo
mein ist der Wil - le zu Sie - gen. Her - aus mit dem Schwert und
a tempo
ran an den Feind, denn mein ist der Wil - le zu Sie - gen.

2

Auf der Ostwacht

(Otto Germano)

Reinhold Lichey





Deutscher Flieger — O. Soltau



XVII. Jahrg. Erstes Märzheft 1915 Heft 11

Durchhalten

Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne

Wenn ein Alpinist einen wirklich schwierigen Bergriesen bezwingt, so wird er seinen Anstieg in drei Abschnitte teilen können. Der erste ist das Wandern durch das Vorgelände des Berges in voller Frische und Muskelstärke, sodann das eigentliche Klettern und Steigen mit allen seinen Gefahren und Wechselfällen, mit der schweren Ermüdung und dem Zweifel, ob das Ziel wirklich erreichbar sei, sodann unter Zuspruch des Führers der letzte Anlauf zum Gipfel, der noch fern und von Nebeln verhüllt erscheint; endlich das Ersteigen des letzten steilen Kegels und das siegreiche Gewinnen der letzten Zinne — dann überkommt den Bergsteiger ein Glücksgefühl sondergleichen, er fühlt sich als Sieger und sendet einen stolzen Jodler hinab ins Tal.

Deutschlands schwere Arbeit im jetzigen Weltkriege ist vergleichbar mit einer solchen Bergfahrt. Wenn wir die Vergleichspunkte festhalten, so befinden wir uns in der Mitte des zweiten Stadiums — wo die Schwierigkeiten atembeklemmend wachsen, Lawinen und Steinschlag hart niedergehen, die trügerischen Schneewächten unter dem Fuß des Steigers zusammenzubrechen drohen, wo das Wort des Führers ernst und aufmunternd erklingt, das eigene moralische Gewissen herangezogen wird und dieses dem Herzen und Gehirn zuruft: „Vorwärts, durchhalten!“ Das deutsche Volk wird durchhalten. Sein Kampf ist auszutragen auf militärischem, volkswirtschaftlichem und seelischem Gebiet.

Die militärische Lage hat der Reichskanzler kürzlich einem Ausforscher gegenüber als eine sehr günstige bezeichnet, mit dem Lächeln froher, innerer Überzeugung. Im österreich-ungarischen Ministerrat wurde am 3. Februar die Kriegslage mit der Schlußbemerkung festgelegt: „Wir stehen heute viel besser als unsere Gegner, wir stehen aber auch besser, als vor Monaten.“

Dieses Urteil bedarf einer Begründung und Beleuchtung. Im Westen hat bekanntlich der zehrende Positionskrieg den frischen, an blendenden Erfolgen reichen Bewegungskrieg abgelöst. Die Gegner stehen sich vom Ärmelkanal bis zu den Alpen in einer schwer befestigten Linie von 650—700 Kilometer Länge gegenüber, mit allen denkbaren Geschossen sich auf nächste und weiteste Entfernung überschüttend. Ein Brechen der gegnerischen Front würde nur möglich sein mit einer gewaltigen Übermacht, mit dem Eingreifen ganz neuer frischer Heere. Unsere Feinde schmeicheln sich mit der Hoffnung, daß General Pau in Südfrankreich und General Kitchener in England diese neuen Armeen aus dem Boden gestampft haben, und daß es nur gälte, sie an entscheidenden Stellen der deutschen Front anzusetzen, um diese zerschellen zu machen, wie einen überhitzten Glaszylinder. Abgesehen von der mehr wie zweifelhaften Stoßkraft dieser Heeresteile, die mit einer Minderzahl von Offizieren, zusammengewürfelt und ganz oberflächlich ausgebildet, mit nur geringer Artillerie den furchtbaren Kampf mit unseren stählernen Bataillonen aufnehmen sollen, kommt ein Moment in Frage, das wohl entscheidend genannt werden kann. Feldmarschall Moltke hat gegen Ende seines Lebens sich dahin geäußert, daß er die Defensive für die stärkere Kampfform halte. Der kühnste aller Angriffsstrategen hat natürlich damit nur sagen wollen, daß die Verteidigung gestatte, auf der Kampfesfront mit weniger Menschen und Kanonen auszukommen, als wie sie der Angriff erfordere. Daß in letzterem also auch im Gegenangriff der Siegesfaktor beruhe, hat der große, wagemutige Feldherr daneben immer betont. Im jetzigen Moment stehen unseren Heeren an der Westfront die Vorteile der Defensive mit der Möglichkeit des Gegenstoßes voll zur Verfügung. Das verlustreiche Anlaufenlassen des Feindes mit darauf erfolgendem vernichtenden Gegenstoß hat sich bewährt in den Januarschlachten bei La Bassée, Soissons, Craonne und St. Menehould. Die einzelnen deutschen Stämme — Badener, Märker, Sachsen, Württemberger — haben ihre vom Kaiser und dem Generalstabe hervorgehobenen „Ehrentage“ gehabt, die sich lesen wie die der Homerischen Helden in der Ilias — Agamemnon, Diomedes, Ajax und Achill.

Dabei ist die Stoßkraft der deutschen Truppen, d. h. ihre innere Festigkeit, Angriffsfähigkeit in die hellste Erscheinung getreten. Wenn General Joffre sich vermaß, er wolle das deutsche Heer nach und nach zermürben, so mag er den Abbröckelungsprozeß bei seinem eigenen Heer ins Auge fassen. Die aufgefangenen Tagesbefehle seiner Unterführer klagen über die Zunahme der Selbstverstümmelungen bei den Truppen, von der Drückebergerei der höheren Gesellschaftsschichten, von Paniken einzelner Bataillone, von Überläufern und von der Neigung, sich gefangen nehmen zu lassen. Wenn diese Erscheinungen auch erst vereinzelt zutage getreten sein mögen, so sind sie doch Vorzeichen, daß der Riesendamm, den Frankreich und seine Verbündeten den deutschen Armeen entgegengestellt haben,

wie einem Hochwasser gegenüber nicht mehr ganz dicht hält und seine zerstörenden Wasserstrahlen überall durchsickern, bis endlich ein großes Stück des Dammes in sich zusammenbricht und in den Fluten verschwindet. Aber auch nicht einmal den Vorteil numerischer Überlegenheit werden unsere Feinde auf diesem Kriegstheater haben.

Deutschland besitzt kriegslustige und kriegsstarke Männer noch in nicht meßbarer Anzahl. Die Organisation, das Zusammenschweißen dieser Massen in operationsfähige Schlachtenkörper geschieht in wunderbarster Ordnung und Schnelligkeit. Es kann und darf ja die jetzige Heeresgliederung nicht der Öffentlichkeit preisgegeben werden. Die Nachwelt wird aber einst erstaunen über die Leistungen unserer Militärverwaltung mitten im Kriege in Bezug auf die Aufstellung immer neuer Reserven, die, kaum an den Feind gebracht, sich schlagen wie die kampferprobtesten Truppen. Man denke an die Schlachten in Flandern und neuerdings an die in den Karpathen. Wenn wir somit im Westen mit voller Zuversicht dem kommenden oder beabsichtigten Ansturm unserer Gegner entgegensehen können, so tritt die Möglichkeit sieghaften Durchhaltens nicht weniger auf den östlichen Kriegsschauplätzen zutage.

Ein Blick auf die Stärkeverhältnisse in ganz runden Ziffern ist zur Beurteilung unerläßlich. Rußland hat etwa 100 Armeekorps, dazu vielfache Landwehr und Reichswehrformationen aufgestellt. Über letztere gibt einen Einblick General Hindenburgs Tagesbefehl nach den Schlachten an den Masurischen Seen. Die große Heereswoge mochte etwa 5 Millionen im ganzen betragen. Sie kamen nach russischer Art in „sukzessiver Offensive“ (ein Wort, das General Kuropatkin geprägt hat) zur Verwendung und dies ist der Hauptgrund, daß sie „sukzessive“ geschlagen wurden. Die Russen haben keine Verlustlisten herausgegeben, ebensowenig wie die Franzosen. Wenn diese aber ihre eigenen Verluste schätzungsweise auf 1250000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen angeben, so beziffern sich die der Russen auf mindestens das Doppelte. (Die Engländer behaupten, nur etwa 104000 Mann verloren zu haben, ohne die Verluste der Flotte.) Die Schlachtfelder von Tannenberg, Gumbinnen, später von Wloclaweck, Plozk, Lodz und Lowitsch, die von Kielzc, Krasnick, Rumarowa, Lemberg, Przemisl und die Waldtäler der Karpathen usw. sahen wahre Hekatomben russischer Leichen. In Deutschland kehren erfahrungsgemäß $^3/_5$ der Leichtverwundeten geheilt zur Front zurück, und zwar mit derselben Begeisterung, die sie beseelte, als sie zum ersten Kampf hinauszogen. Dieses hocherfreuliche Resultat verdanken wir unserer vorzüglichen Pflege im Lazarett und in der Heimat. Kriegsseuchen haben fast ganz ferngehalten werden können. Die sanitären Vorkehrungen bei den Franzosen lassen sehr viel, bei den Russen soviel wie alles zu wünschen übrig. Die Sterblichkeit bei ihren Verwundeten und Kranken wird eine doppelt und dreifach höhere sein wie bei uns. In Serbien sterben nach Mitteilung eines englischen Arztes täglich Hunderte am Flecktyphus. Die relativen Stärkeverhältnisse der Gegner zu uns haben sich daher verschoben. Ein österreichischer General sagte Mitte Dezember 1914: „Im Anfang hätten die Russen drei Mann gegen einen gehabt, im Dezember zwei gegen einen. Wenn sie erst einen gegen einen zu setzen hätten,

würden sie bald geschlagen sein.“ Wenn dieses Stärkeverhältnis auch noch nicht erreicht ist, so nähert es sich doch der gewünschten Annahme, vornehmlich auf Grund der gewaltigen Verstärkungen, die Deutschland und Österreich-Ungarn in der Lage waren, auf die östlichen Kriegsschauplätze zu werfen, sodann aber durch das Eingreifen der Türkei an der kaukasischen Grenze. Die Russen haben dorthin 200000 Mann werfen müssen. Es wird ihnen das ebenso schmerzlich gewesen sein wie den Engländern die Entsendung von etwa 150000 Mann nach Ägypten. Wenn der türkische Angriff dorthin erst in Fluß kommt — und er wird im Lauf des Frühjahrs in Fluß kommen — werden die Engländer in das Mark getroffen werden.

Wenn nun angesichts der Kriegslage auf unserem östlichen Kampfgebiet manch einer sich wundern könnte, daß die Hindenburgsche Offensive jetzt anscheinend ins Stocken geraten sei, der mag sich versichert halten, daß Wegverhältnisse und technische Schwierigkeiten dies zwar teilweise verursacht haben mögen, daß die jetzige Kriegspause aber weiter nichts bedeutet als ein Ausholen zu ganz gewaltigen strategischen Hieben, wie sie die Abwechslung zwischen Bewegungs- und Positionskrieg im Osten zuläßt. Diese Vorausahnung hat ihre wunderbare Bestätigung erhalten durch die am 16. Februar eingegangene Siegesbotschaft über die neuerliche Schlacht östlich der Masurischen Seen (vorläufig 50000 Gefangene, 40 Geschütze). Wenn also die Betrachtung unserer militärischen Lage uns die Möglichkeit des „Durchhaltens“ als überzeugend erscheinen läßt, so ist sie dies nicht weniger auf dem Gebiete der Volkswirtschaft. Der Außenhandel Deutschlands hatte 1913 die imponierende Höhe von zehn Milliarden Mark erreicht. Der britische Handel war Jahr für Jahr relativ hinter dem deutschen zurückgeblieben, so daß dieser seinen Mitbewerber mit der Zeit zu erreichen, ja zu überflügeln drohte. Das genügte, um in England den festen Entschluß reifen zu lassen, Deutschland mitsamt seinem Handel zu vernichten, obgleich es der beste Kunde Großbritanniens war und von diesem eine Einfuhr von 850 Millionen Mark jährlich in sich aufnahm. Nachdem nun die Einkreisung Deutschlands England gelungen ist, hat es die Maske, die es sich heuchlerisch umzubinden pflegt, fallen lassen und die Vernichtung von Deutschlands Handel und Wohlstand offen als das Ziel des von ihm geschürten Weltkrieges bezeichnet. Der erste Lord der Admiralität Churchill hat sogar in seiner brutal grausamen Art verkündet, er werde Deutschland einen Knebel in den Mund stecken und es erdrosseln und das ganze deutsche Volk aushungern. Hand in Hand mit dieser Drohung ging die systematische Unterbindung des gesamten neutralen Handels, die Erklärung aller Lebensmittel als Kontrebande, und als Deutschland durch seine Unterseeboote sich durch Zerstörung englischer Handelsschiffe erfolgreich wehrte, der offizielle Rat der englischen Admiralität zur Führung falscher neutraler Flaggen an alle britischen Schiffe, um bei deren Bedrohung Deutschland als Verletzer neutraler Handelsbeziehungen erscheinen zu lassen. Deutschland hat die einzig mögliche Antwort gegeben, dadurch, daß es seinerseits die englischen Gewässer als Kriegsgebiet erklärte und der neutralen Schiffahrt folgende Bekanntmachung zugehen ließ:

„England ist im Begriff, zahlreiche Truppen und große Mengen von Kriegsbedarf nach Frankreich zu verschiffen. Gegen diese Transporte wird mit allen zu

Gebote stehenden Kriegsmitteln vorgegangen. Die friedliche Schiffahrt wird vor der Annäherung an die französische Nord- und Westküste dringend gewarnt, da ihr bei Verwechslung mit Schiffen, die Kriegszwecken dienen, ernste Gefahr droht. Dem Handel nach der Nordsee wird der Weg um Schottland empfohlen."

England hatte vorher höhnisch gedroht, es wolle uns die Nordsee versiegeln. Das wird ihm nun geschehen, vorausgesetzt, daß unsere Untersee- und Torpedoboote ihre Schuldigkeit tun, und das steht zu erwarten. Wenn England jetzt fieberhaft eigene Unterseeboote baut und in Kanada z. B. deren zwanzig auf Stapel setzen läßt, so ist außer der Frage, ob deren Konstruktion die Vollkommenheit der deutschen erreicht, noch zu bedenken, daß die englischen Boote kein Operationsobjekt haben werden. Die deutsche Kriegs- und Handelsflotte kann und wird zurzeit die schützenden Häfen nicht verlassen, und ein Kampf der Unterseeboote untereinander ist eine maritime Unmöglichkeit. Die Frage dreht sich demnach darum, welche der beiden Nationen die andere auszuhungern imstande ist — also ein Daseinskrieg in grausamster Form.

Die Sorge um die Volksernährung wurde in Deutschland zu Beginn des Krieges zwar aufgeworfen, aber durch die Mitteilung ausgeschaltet, daß Deutschland durch eigene Produktion sich voll und ganz ernähren könne. Deshalb lebten alle Bevölkerungskreise in gewohnten Ernährungsbahnen fort — also in gewissem Sinne verschwenderisch. Erst nach sechs Monaten der Kriegsdauer kam die Erkenntnis, daß Sparsamkeit rätlich, ja geboten sei. Es wurde klar, daß ohne diese uns an Zerealien z. B. 25 % des Jahresbedarfs fehlen würden. Das deutsche Volk hat sich mit wunderbarer Klarheit, Entschlossenheit und Entsagung in alle Folgerungen dieses Erkenntnisses zu schicken verstanden. Die behördlichen Maßregeln betrafen eine Mischung des Brotteiges mit Kartoffeln, das Verbot der Viehfütterung mit Körnern, die Kontingentierung des Mehls und Getreides an Bäcker, ihre Kunden und an Wirtshäuser, die Einschränkung des Verbrauchs überhaupt durch Brotmarken u. dgl. und endlich die staatliche Beschlagnahme aller Vorräte an Zerealien überhaupt. Das Endergebnis dieser Beschlagnahme wird erst nach einiger Zeit bekannt werden; doch ist mit Sicherheit zu erwarten, daß es weit höher sein wird, als man jetzt fürchtet. Erfahrungsgemäß verkriechen sich Vorräte aller Art bei einem großen und reichen Volk in alle möglichen Falten und Schlupfwinkel. Nach der Einnahme von Paris 1871 stellte es sich heraus, daß in der ausgehungerten Stadt noch so viele Vorräte vorhanden waren, daß sie die Belagerung noch 1½ Monate länger hätte aushalten können. Da Deutschland an Fleisch, Kartoffeln, Zucker und anderen wesentlichen Nahrungsmitteln überhaupt mehr wie genügende Mengen besitzt, so hat es mit der geplanten Aushungerung gute Wege. An Genußmitteln wird man sich nach und nach einige Entsagung angewöhnen müssen. Der Betrieb der Brennereien und Brauereien muß eingeschränkt werden. Es droht eine leichte Preiserhöhung des Bieres; Kaffee, Tee, Kakao und alle Gewürze werden seltener werden, das Petroleum ist es schon geworden! Es erinnert die jetzige Epoche in dieser Hinsicht an die Leiden der Kontinentalsperre, die Napoleon I. einführte, um Englands Handel zu vernichten. Er bemühte sich nicht ohne Erfolg, den eintretenden Mangel an transozeanischen Produkten durch

Erfindungen im eigenen Lande weniger fühlbar zu machen. So entstand die Nachahmung des Indigo durch den Waid, des Rohrzuckers durch den Rübenzucker, des Bohnenkaffees durch den Malzkaffee. Sehr bezeichnend ist, daß die Bitte Napoleons an die Engländer, den Import des Chinins für die Fieberkranken zu gestatten, von diesen hohnlachend abgewiesen wurde. Diese Briten sind eben Gefühlsmenschen. Wenn es im Bibelworte heißt: „Der Mensch lebt nicht von Brot allein“, so muß es in den jetzigen Zeitläuften im Nachsatz heißen: „sondern er muß auch Kohlen und Eisen haben“. Ohne diese Mineralien ist der Haushalt eines großen Staates undenkbar geworden. In dieser Richtung können wir volle Beruhigung empfinden. Schon in Friedenszeiten stand Deutschland in der Hinsicht unabhängig vom Auslande da — denn eingeführt wurden nur geringe Mengen Eisen aus Schweden und England, und der Kohlenbezug von letzterem hielt mit dem Export Deutschlands sich die Wage. Jetzt im Kriege steht Deutschland noch ungleich gefestigter da. Wir haben die großen Eisen- und Kohlenbergwerke Belgiens nicht nur im Besitz, sondern größtenteils im Betrieb. Vom französischen Territorium haben wir $1/8$ erobert. In diesem aber befinden sich die großen Industrie- und Bergwerkszentren. Ein großer Nationalökonom hat kürzlich eine Statistik veröffentlicht, aus der hervorgeht, daß Frankreich zurzeit zwischen 60—100 % aller Kohlen-, Koks- und Roheisen-, Draht-, Röhren- usw. Erzeugnisse verloren gehen (Kohlen z. B. 68 %, Koks 72 %, Roheisen 62 %, Draht 100 %). Alle diese Materialien muß Frankreich jetzt von England beziehen und zwar zu teuersten Preisen, denn auch dort ist der Preis der Kohlen um 25 % gestiegen. Bedenkt man ferner, daß wir auf dem östlichen Kriegsschauplatz in den Besitz der großen Industriestädte Lodz und Czenstochau mit den benachbarten, mächtigen Kohlengruben (bei Czenstochau sind diese allerdings zurzeit nicht betriebsfähig, da sie bei dem ersten Rückzug der Hindenburgschen Armee zerstört worden sind) gelangt sind, mithin in dem an sich kohlenarmen Rußland bitterer Mangel an diesem Brennstoff eingetreten ist, so erhellt, wie günstig Deutschland im Besitz von Kohle und Eisen seinen Gegnern gegenüber steht. Die Engländer weisen triumphierend darauf hin, daß uns drei wichtigste Produkte fehlen oder bald fehlen werden: „Kupfer, Salpeter, Gummi“. In betreff des Kupfers hat General von Falkenhayn als Kriegsminister einem Aushorcher erklärt, daß Deutschland reichlich für noch ein volles Jahr mit Kupfer versehen sei, ohne seine Denkmäler, Kirchendächer und Hausgeräte in Anspruch nehmen zu müssen. Von Salpeter haben wir noch gewaltige Mengen im Lande. Sie waren zuerst als Dungmittel für die Landwirtschaft bestimmt. Diese ist für die staatliche Beschlagnahme entschädigt worden durch die geniale Erfindung, aus der atmosphärischen Luft diese Dungstoffe und zwar gleichwertige, zu gewinnen. Es wurden produziert im vergangenen Jahre etwa 450000 Tonnen schwefelsaurer Ammoniak und 130000 Tonnen Kalkstickstoff. Diese Düngemittel in Verbindung von Torfstreu machen für die Landwirtschaft die 600000 Tonnen Chilisalpeter entbehrlich, die ihr sonst alljährlich zugeführt wurden. Wir werden also in der Fabrikation unserer Sprengstoffe durchaus unbehindert bleiben. Was endlich den Gummi anbetrifft, so ist es ja ein Stoff, der sich durch Neuverarbeitung nicht ergänzen läßt. Die außer-

ordentlich großen Vorräte, die wir noch von Friedenszeiten her besitzen, brauchen aber keine Ergänzung. Außerdem sind in Belgien und Frankreich erstaunlich große Mengen dieses Stoffes, ebenso wie von Benzin und Benzol erbeutet worden. Interessant ist auch, daß aus diesen okkupierten Landesteilen Zuckerrübenschnitzel in ganzen Eisenbahnzügen zur Viehfütterung in Deutschland angekommen sind. Reis und Hülsenfrüchte — ersterer ganz, letztere zur Hälfte aus dem Ausland bezogen — fehlen uns natürlich zurzeit. Aber über diesen Mangel werden wir um so leichter wegkommen, als uns Kartoffeln, die fast ausschließlich im Inlande gebaut werden, in solcher Menge zur Verfügung stehen, daß bei einiger Sparsamkeit die Friedensration von ein Pfund pro Kopf und Tag beibehalten werden kann. Die Bilanz des deutschen Gesamtverbrauchs ergibt, daß uns fast $^1/_5$ des Friedenskonsums fehlt. Das muß eingespart werden, soweit nicht vom Auslande doch einige Nahrungsmittel zugeführt werden. Diese Entbehrung wird ein stolzes Volk wie das deutsche zur Rettung des Vaterlandes wohl ertragen können. Was ein Volk im Ertragen von Hunger und Entbehrungen zu leisten vermag, haben die Spanier im Peninsularkriege 1808—14 bewiesen. Die Verteidigung der Festungen Saragossa, Gerona, Barcelona und einem Dutzend anderer brachte der Einwohnerschaft und den Garnisonen solchen Hunger, daß zuletzt Leder gekocht und verschlungen wurde. Dennoch dachte niemand an Übergabe. Deshalb schmolzen die Napoleonischen Armeen vor den armseligen Mauern dieser Städte wie der Schnee in der Märzsonne. Napoleon selbst sagte später auf St. Helena, daß die Spanier sich benommen hätten, wie ein Mann von Ehre. Wenn die Engländer uns jetzt durch ihre Unterbindung des Schiffverkehrs immerhin geschädigt haben, so haben sie sich selbst mindestens einen ebenso großen Schaden zugefügt. Um nur eines hervorzuheben: Die deutsche chemische Industrie ist für England unentbehrlich und unersetzlich. Schon das Farbstoffproblem bildet die Quelle täglich wachsender Sorge, ebenso das Ausbleiben feinerer Chemikalien, von pharmazeutischen und synthetischen Präparaten, von Glassachen und wissenschaftlichen Instrumenten. Alles in allem ist bezeichnend der Umstand, daß in England die Preise für alle Erzeugnisse etwa um 25 % gestiegen, die englischen Staatspapiere aber um etwa 10 % gefallen sind.

Dies führt uns auf das finanzielle Gebiet. Im Juni 1914 wurde das Nationalvermögen von ganz Deutschland auf 250—300 Milliarden geschätzt. Eine Probe dieses Reichtums gaben die besitzenden Klassen des Volkes durch die glatte Bewilligung des „Wehrbeitrages" in Höhe einer Milliarde zur Ausgestaltung des Heeres. Bei Beginn des Krieges wurden vom Reichstag in der ewig denkwürdigen Sitzung vom 4. August nicht weniger als fünf Milliarden für die Mobilmachung und die ersten Monate des Krieges einstimmig und ohne Debatte bewilligt. Dies wiederholte sich nach einem Vierteljahr, und wenn etwa im März der Reichstag noch einmal fünf Milliarden aufzubringen haben wird, so wird das nach dem Urteil unserer finanziellen Autoritäten anstandslos geschehen. Wie anders das Fundament unserer Gegner bestellt ist, zeigt die klägliche russische Anleihe bei England von nur zwölf Millionen Pfund Sterling, für die nicht weniger als acht Millionen in Gold aus dem russischen Staatsschatz als Pfand hinterlegt werden

mußten. In Frankreich, das früher sich dünkelhaft den Bankier der Welt nannte, das zwanzig Milliarden an Rußland zu Revanchezwecken gegeben und fast ebensoviel an die südamerikanischen Republiken verpulvert hatte, ist eine innere Anleihe zurzeit nicht möglich. Ein warnendes Zeichen des finanziellen Verfalls ist die Einstellung des Obligationsdienstes seitens der allergrößten Geldinstitute (des Crédit Lyonnais, der Banque d'escompte u. a.), deren Fundament auf Granit gegründet schien.

Die gesunden Geldverhältnisse in Deutschland taten sich hauptsächlich in folgenden drei Erscheinungen kund Einmal in der Vermeidung eines Moratoriums, d. h. der Zahlungseinstellung ohne gesetzliche Folgen. Die Zahlungsverpflichtung auf allen Gebieten blieb und bleibt also bestehen und zwar ohne bemerkbare finanzielle Zuckungen. Dazu ist der Diskont der Reichsbank seit Kriegsbeginn um ein volles Prozent gesunken. Das konnte dies nationale großartige Geldinstitut durchführen, weil der bei ihm angehäufte Metallvorrat seit dem August vorigen Jahres von 1300 Millionen auf 2300 Millionen sich gehoben hat und sich aus allen Kreisen des Volkes ein Zuströmen des Goldes aus allen geheimnisvollen Ritzen des Privatbesitzes fortdauernd und in gesteigertem Maßstabe geltend macht. Kein agio auf die ausgegebenen Papierscheine hat sich fühlbar gemacht. Das Volk nimmt sie auf wie früher das Gold in unbedingtem, felsenfestem Vertrauen ihres gleichen Wertes. Der dritte Faktor, der anzeigt, auf wie gesundem Boden unsere Geldwirtschaft begründet steht, ist der Umstand, daß der Güterverkehr auf unseren Eisenbahnen sich so gehoben hat, daß er im Januar d. Js. nur um 5 % hinter den Ergebnissen des gleichen Monats im vorigen Jahre zurückstand. Das ist eine Tatsache, die selbst die eifrigsten Optimisten nicht zu hoffen gewagt hatten. England braucht für jeden Monat des Krieges 1200 Millionen Mark. Der Ausfall des Handels mit Deutschland kostet ihm allein 850 Millionen Mark jährlich. Die anderen Faktoren seines Ausfalls an Einnahmen wollen wir nicht berühren. Klar ist das eine, daß die reichste Nation der Welt zurzeit auch an Geldmangel leidet und nicht in der Lage ist, zu borgen. Wenn daher jetzt die Finanzminister von England, Rußland und Frankreich zusammengekommen sind, um über eine gemeinsame Riesenanleihe von zwanzig Milliarden zu beraten, und wenn ihre erste Sitzung ergebnislos verlief, so ist schwerlich anzunehmen, daß ihre weiteren Bemühungen Erfolg haben werden, besonders da auch ihre Schützlinge Serbien und Montenegro so beweglich nach Geld schreien wie der hungrige Säugling nach der Milchflasche.

Wenn wir gesehen haben, daß unser Heer und unser Finanzwesen den Krieg bis zum sieghaften Ende durchhalten können und werden, so ist das seelische Element des ganzen großen Volkes eine weitere Gewähr, daß Deutschland sich nicht auf die Knie zwingen lassen wird, wie unsere hochmütigen Gegner es noch immer erwarten oder wenigstens sich den Anschein dazu geben. Es herrscht ein geradezu wunderbarer Geist in unserm Volke — ernst, würdig, fest entschlossen, zuversichtlich, durch einen geheimnisvollen, religiösen Zug veredelt. Dieser Geist bringt oft Erscheinungen hervor, die die Augen feuchten und den Ausruf berechtigt erscheinen lassen: „Gott sei Dank, daß ich ein Deutscher bin." Nie waren Heer und

Volk so in Eins verwachsen wie jetzt. Das beweist u. a. die Überschwemmung mit Liebesgaben, die an die Kampffronten gehen, die Bereitwilligkeit der Beisteuer zu Zwecken der Vaterlandsverteidigung. Als Wollsachen zur Verarbeitung zu Armeebedürfnissen angefordert wurden, häuften sich allein in Berlin diese zu wahren Bergen. Allein aus den unbrauchbaren Resten wurden bei der Versteigerung 4½ Millionen Mark erlöst. In Deutschland gibt es nur ein Gesprächsthema: „den Krieg". Selbst in den Restaurationen einigen sich Bekannte und Fremde in der gemeinsamen Besprechung der alle gleich berührenden Kriegsereignisse. Die Jahrgänge der heranreifenden Jugend zeigen tiefes, begeisterungsvolles Verständnis für den Ernst und die Bedeutung der Zeit. Schreiber dieser Zeilen war jüngst Zeuge einer Felddienstübung von 2000 Jungmannen auf dem Berliner Truppenübungsplatz, dem Tempelhofer Felde. Sie waren in zwei Parteien geteilt. Unter kundiger Leitung vollzog sich zunächst die Aufklärung durch Schleich- und Radfahrerpatrouillen. Sodann der ganz der heutigen Taktik angepaßte Infanterieangriff (die Feuerarten, Schützenfeuer, Schnellfeuer wurden bei dem Fehlen der Gewehre durch Klatschen mit den Händen markiert) — das Vortragen des Angriffs, sprungweise mit voller Benützung der Geländefalten, endlich der Sturm, Verfolgungsfeuer und nach der sachgemäßen Besprechung durch Offiziere der Parademarsch. Wer diese 14—17jährigen Burschen in tadelloser Richtung und Anspannung, wer die frischen, mutigen Gesichter mit den nach rechts gewandten, leuchtenden Augen gesehen hat, der konnte sich einer patriotischen Rührung nicht erwehren. Jedenfalls nahm er die Beruhigung mit, daß eine 70 Millionen-Nation, deren Jugend so begeistert dem Waffenhandwerk entgegenreift, unbesiegbar ist. Unsere Verwundeten im Lande können die Zeit nicht erwarten, bis sie wieder zur Front geschickt werden können. In Frankreich ist das vom Papst vorgeschriebene Gebet für baldigen Friedensschluß unterdrückt worden, um der Friedenssehnsucht keinen Vorschub zu leisten. Man hat neuerdings in französischen Schützengräben Tote gefunden mit zusammengebundenen Händen und der Schußwunde in der Stirne. Es ist keine andere Deutung möglich, als daß die Offiziere Leute erschossen haben, die nicht vorwärts zu bringen waren oder überlaufen wollten. In russischen Schützengräben bei Borzimow hat man ein Edikt des Zaren vorgefunden, das jedem, der sich gefangen gibt, nach dem Frieden die Rückkehr nach der Heimat versagt. Die Anwendung solcher Mittel ist das Zugeständnis der eigenen Schwäche. Wir können diese Betrachtung nicht besser schließen, als mit der Wiedergabe einer Stelle des Hirtenbriefes des Kardinal-Erzbischofs von Köln:

„Es geht ein mächtiger Zug zu Gott durch alle deutschen Herzen. Unsere Krieger sind in den blutigen Kampf gezogen mit Gott für König und Vaterland, mit Gott in den aufgezwungenen Kampf für das Fortbestehen und die Freiheit unserer geliebten deutschen Heimat, mit Gott in den Krieg für die heiligen Güter des Christentums und seiner segenströmenden Kultur. . . . Uns treibt die Siegeszuversicht, auf Gott gegründet, zu allen Opfern, die Gottes Vorsehung von uns verlangt."



Feindliches Quartier · Von Paul Zech

Schußgeschwärzte Zimmerwände
Drücken, kleben frostig-feucht.
Krampf lähmt unsre wunden Hände,
Und der Atem würgt und keucht.

Lichterloh die Bäume brennen
In dem Garten vor dem Haus.
Frauen, die uns Mörder nennen,
Wallen hallend ein und aus.

Keine Liebe kommt uns näher;
Heimat, Mütter weilen weit.
Stern' und Mond, die Silbersäer,
Ruhn in Wolken wie verschneit.

Noch das leiseste Vertrauen
In gehegten Herzen dorrt,
Und es wächst um Mund und Brauen
Die erboste Falte fort.

Plötzlich tönt ein leises Singen
Wie an blauem Wiegen-Saum.
Tür und Fenster, Wände springen,
Und ein Strom stürzt durch den Raum.

Stürzt die Feindschaft zweier Welten,
Lächelnd Blick in Blick getaucht,
Und die funkelnd aufgestellten
Eisen dunkeln grau umraucht.

Und wir glühn schon hoch entzündet,
Kennen nur den einen Ton,
Der sich um die Stirnen ründet
Wie ein Kranz aus Moos und Mohn —:

Daß wir einmal Kinder waren,
Warm umhügelt, schlank gestreckt,
Und mit golddurchschwebten Haaren
Abendlange zugedeckt ...

Dieses Lied in diesem Raume,
Wie es anhob, wie es traf!
Horch, es zittert noch im Traume:
„Schlaf, mein Prinzchen .. Prinzchen, schlaf!"



Pastor Quanz

Skizze von Marie Diers

Er wollte mitgehn.

Als Gemeiner, als kriegsfreiwilliger Soldat, wollte sich drillen lassen, die Muskete schultern, sich anschnauben lassen vom Unteroffizier, marschieren, Posten stehn mit seinen sechzigjährigen Knochen. Wie das in ihn fuhr wie ein Donnerschlag, nachts auf seinem einsamen Junggesellenbett! Da ist er herausgefahren aus seinen Decken wie ein tollgewordener Jüngling, hat mit zitternden Gliedern am offnen Fenster gestanden im kühlen Morgenwind. Drüben zwischen den Büschen schimmerte im fahlen Dämmer der Frühe der See, und eilige leichte Wölkchen flogen der Morgensonne vorauf. Mit heißen Augen sah der alte Pastor dem aufgehenden Sommertag entgegen. „Ich komme! ich komme auch! ich bin mit dabei!“

Wie das nur so gekommen war — gestern hatte er noch mit keinem Atemzug daran gedacht. Da waren die ersten Reservisten mit ihren Einberufungsbefehlen in seine Studierstube gekommen, wie sich dies Dassener Dorfvolk alles von ihm holte, Gutes und Schlimmes, Trost, Rat und manchen Sackvoll Geschimpftes. Da haben die Männer, die zum Teil schon Familienväter waren, doch ein bißchen blaß von dem Weibergeschrei zu Hause, vor ihm gestanden. „Herr Pastuhr, ick möt ook mit.“ „Na ja, Willem, das gehört sich auch so. Mußt das Vaterland schützen. Jeder Mann an sien Posten.“ „Jo Herr Pastuhr, dat is woll so.“

Am Nachmittag sind die Weiber angekommen. Das hat dann schon anders getönt. Die hörte man schon von draußen, ehe die Hausglocke ging, und dann den ganzen Hinterkorridor entlang, wo es so schön von der Treppenhöhlung widerschallte. Ließ der alte Pfarrherr sich schon lange davon nicht mehr aus seiner Ruhe bringen. „Der Herrgott hat den Weibern die Vernunft versagt. Dafür hat er ihnen ins Maul gelegt, was übrig blieb beim Zuschneiden.“ Er war ja auch klüglicherweise ehelos geblieben.

Die Weiber wollten sich bei ihrem Pastor beklagen, daß man ihre Jungens, die gerade in der Kaserne steckten, mir nichts dir nichts in den Krieg schickte, und daß man ihnen mitten aus der Ernte die Männer und Pferde wegholte. „Herr Pastuhr, se werden se uns jo dot scheeten!“ „Jo Kinners, dat werdens am End.“

Ein guter Patriot war der alte Quanz sein Lebtag gewesen. Von jenem urwüchsigen Patriotismus, der die sogenannte internationale Objektivität und Höflichkeit mit den schönen deutschen Namen „Schmierkram und Weiberdröhn“ belegte, der sich nicht erst lange an hochethischen Erwägungen in eine läppische Unsicherheit hineintüftelte, sondern vor seinen Leuten und Jungens mit der Faust auf den Pultdeckel hieb und das Wort „Erbfeind“ noch genau wie vor vierundvierzig Jahren so schneidig und selbstverständlich hinausschmetterte, daß jedem Ästheten die Augen übergegangen wären.

Da hat er denn jetzt in seiner Gemeinde den Patriotismus einmal gründlich in Trab gebracht und alles Greinen, Jammern und Notgeschrei so kräftig in die Ecken gedrückt, daß sich kein Laut mehr hervorwagte. Singend aber, im militärischen Marschschritt, zogen die Reservisten die Dorfstraße auf und ab, am Pfarrhaus vorüber, und der alte Herr hatte seine helle Freude daran.

„Sollte jetzt mal der Kaiser kommen und seine Dassener Mannschaft sehn!"

Das war alles gut, und er ging auch noch befriedigt zu Bett. Aber mitten in der Nacht weckte es ihn plötzlich, und nun ging die Wirtschaft in seinem eignen Gehäuse los. Aufrecht saß er im Bett und demonstrierte mit sich selbst.

— Was? Das sollte seine ganze Tat sein, die er für das Vaterland in der Stunde der Gefahr leistete? Reden, reden, reden, mit der Faust ballern, am Fenster stehn, sich freuen, wie die draußen taktfest marschierten? und dann — die Klappe wieder zu, ins warme Bett gekrochen: nun fechtet ihr's da draußen nur weiter aus, ich habe mein Teil geschafft. Hübsch zu Haus bleiben, Dürthens Suppen essen, und den Kindern, Weibern und Klappergreisen wieder die Ohren vollreden —

Ja ja, predigen ist schön, aber alles zu seiner Zeit. Jetzt braucht das Volk keine Worte, jetzt redet der Herrgott anders zu ihm als durch armen Menschenmund. Verstumme, alter Redemann. Recke deine alten Knochen. Dein Lebelang hast du's dir hier wohl sein lassen, jetzt sollst du auch einmal deinem Vaterland Dank bezahlen und ihm mit Leben und Blut dienen, nicht besser und nicht schlechter als jeder Bauernjunge aus dem Dorf.

— — Es war dann auch nichts zu machen mit dem alten Quanz. Was der einmal im Kopf hatte, das hatte er drin. Es war eine Frage bei seinen Amtsbrüdern: Ist er so eigensinnig geworden, weil er keine Frau hat? Oder hat er keine Frau genommen, weil er zu eigensinnig war? Jedenfalls, jetzt kam das wieder einmal vors Brett.

„Amtsbruder Brinkmeyer aus Kappelow, Sie sind der nächste zu Dassen. Sie werden mich vertreten, solange wie ich im Felde stehe. Sie sind dick und schwächlich, Ihre Frau habe ich schon lange bedauert wegen der Kocherei. Jeden Morgen die Suppe ans Bett! Sie würden bald die Lazarette belegen. Also kommen Sie jeden Sonntag rüber und über Woche paarmal und halten Betstunde ab, damit mir hier das Weiber- und Kindszeug in Fasson bleibt."

„Bruder Quanz, Sie sind einfach nicht bei Sinnen. Sie sind sechzig Jahr, Sie wissen wohl nicht, was ein Feldzug bedeutet?"

Da verschluckte sich der Alte vor Lachen. „Aber Bruder Brinkmeyer weiß es!"

„Ach, lassen Sie die Späße. Sie reden ja ganz wirres Zeug. Denken Sie gar nicht daran, was Sie Ihrer Gemeinde schuldig sind?"

„Ich habe keine Gemeinde mehr. Solange der Krieg währt, sind wir alle gleich. Mann für Mann. Um Weiber und Kinder zu trösten, sind noch genug Leute im Lande, die ihr Breisüppchen morgens ins Bett haben müssen. Jeder, der ein Gewehr tragen kann, gehört vor den Feind. Wenn Deutschland gesiegt hat, dann werdet ihr auch den alten Quanz wieder auf seinem Posten sehen, entweder wie er jetzt vor euch steht oder, wenn sein armer Leib in Feindesland modert,

wird sein Geist zwischen den Dassenern sein und ihnen sagen: Kinder, euer alter Pastor hat euch keine Unehre gemacht, und er liegt da, wo die Besten liegen. Bleibt fromm und brav und behaltet alle Worte, die ich euch gesagt habe. — Übrigens" — und ein kleiner Schalk blinzelte aus des spitzköpfigen alten Herrn halbgeschlossenem Auge — „wie war's doch mit dem Herrn Jesus, lieber Brinkmeyer? Der blieb auch bei seinen Jüngern hocken, nicht wahr? und wußte hienieden nichts Besseres, als ihr waschlappiges Gegreine zu trösten? Er ging nicht hinauf nach Jerusalem, nicht wahr? er blieb warm zu Hause und sagte: Laßt andre für ihre Heiligtümer sterben, ich bin zu kostbar dazu, ich darf meine Gemeinde nicht verlassen. So steht's wohl in Ihrer Ausgabe, Bruder Brinkmeyer?"

„Aber Quanz, das ist doch gar kein Vergleich!" entsetzte sich der andere.

„Jeder holt sich seine Autoritäten, wo er kann", sagte der alte Quanz.

* * *

Also — es war ihm nicht mit Vernunftgründen beizukommen, von dem Kappelower Brinkmeyer jedenfalls nicht. Zu seiner alten Dürth, als sie ihm den Kaffee brachte, sagte er: „Wirst mich nicht mehr lange verpäppeln, alte Dirn." Dürth kannte den geheimen Sinn dieser Rede noch nicht und entgegnete philosophisch: „Herr Pastuhr denkt ümmer, hei is 'n ollen Mann. En ollen Mann lewt männichmol länger as 'n jungen, vörut bi diss' Tiden, wo keen ein' weit, wat noch kümmt."

„Oll und Jung is hütigen Dag all överein", sagte der Pastor noch philosophischer. „Mann für Mann, das ist unsre Losung, Dörthe. Und die Welt kann untergehn, aber Deutschland nicht!"

Später hat die alte Magd diese Rede verstanden. Sie hat dann noch erzählt, daß grade ein Sonnenstrahl dem ollen Mann auf dem schneeweißen Haupt gelegen habe wie ein Heiligenschein, und daß seine blauen Augen sprühten wie schieres Feuer. „Keen Minsch erlewt mit sien Pastuhr so 'ne Geschichten as wi mit unsen", sagten die Dassener Bauern.

Denn nun plötzlich brach die Kunde aus.

Das Schreiben ans Konsistorium und das an die Militärbehörde war längst fort. Das hatte der Briefträger, ein Dassener Schneidersohn, ahnungslos durch Wald und Wiese zur nächsten Poststelle getragen. Es war ihm wohl und weh in seiner Haut, dem alten Herrn. Aber ihm war immer noch, als habe er vor seiner Gemeinde ein zartes Geheimnis zu hüten. Er ahnte dunkel schon: was größer war, die Freude, daß er mit ihnen marschierte, ihresgleichen, in Reih und Glied, treu im Tod wie im Leben — oder das Entsetzen, daß er die Zurückbleibenden fremder Hand überließ, das war noch nicht abzusehen.

Der Kappelower kam wieder an, auf kürzestem Weg, rudernd über den See. Er hatte mit seiner Frau alles besprochen und besiegelt. Trat das Unglaubliche wirklich ein, ließ das Konsistorium dem alten Querkopf seinen Willen, dann wollte er ja gern die Vertretung übernehmen, trotz der überflüssigen Spöttereien des Alten. Aber man mußte Quanz verhindern, als Gemeiner mitzumarschieren. Abgesehen



von den Strapazen, entsprach es nicht seiner Würde. „Also, Bruder Quanz, melden Sie sich als Feldprediger."

„Und ich habe doch gesagt, ich predige nicht!" brauste der Alte auf. „Solche werden sie in den Garnisonen genug haben. Ich will auch einmal das ewig redende, redende Maul halten dürfen. Das Vaterland braucht Soldaten und keine Redner. Hier, wollen Sie mal meine Muskeln anfühlen, ob ich noch welche habe?"

„Ach, lassen Sie das doch."

„Oder gehen Sie mal in den Garten, da können Sie die alte Tanne sehen, die ich heut' morgen umgehauen habe und das Abfallholz schon geschichtet. Nein, kommen Sie lieber mit nach oben, neben die Räucherkammer. Da exerziere ich jede Nacht von zwölf bis zwei mit dem alten Steinschloßgewehr von Anno dreizehn, vierzehn. Ich habe mir vom Invaliden Lippe alle Reglementsbücher und Soldatenkalender, was er hat, zusammenkramen lassen. Das ist jetzt mein Studium."

„Aber Bruder Quanz, das ist ja alles veraltet!"

„So? Schadet nix. Ich bin auch veraltet und werde doch wieder frisch. — Bruder Brinkmeyer, wenn der Kalender wieder dasselbe Datum trägt, heute über einen Monat, dann liege ich vielleicht schon unter fremder Erde, und meinen Helm haben sie mir auf den Hügel gestellt."

„So schnell wird das doch nicht gehen", sagte Pastor Brinkmeyer.

* * *

Am andern Morgen kam einer der Reservisten, die ausgehoben. aber dann wieder von der Kommission vorläufig zurückgeschickt waren. Er wollte doch mal fragen, im Dorf liefe die Kunde um, aber sie wollten es ja doch nicht glauben, und möglich sei es ja doch auch ganz und gar nicht — ob der Herr Pastor etwa mitgehen wolle in den Krieg —

„Ja, Jakob Lemm, ich geh' mit. Und das ist die Wahrheit, was dir die Leute gesagt haben."

Dann stand er auf, und er war ein Stücklein größer als der kleine Reservist und ein groß Stück leuchtender und sehniger. „Und wenn ich gehen sollte und hätte bloß zwei, drei von euch Jungens hinter mir her, ich traue: wir lassen Deutschland nicht im Stich, nicht zum Spott der Feinde werden. Gib mir deine Hand, Jakob Lemm!"

Und da ist auf den Kätner in der Stalljacke ein Funke hinübergesprungen von dem gewaltigen Feuer, das über Deutschland loderte, und als er hinauskam, war sein Gesicht heiß und seine Stimme klang hell:

„Jo, Kinner un Lüd, et is warraftig wohr: hei geiht mit uns!"

— Danach dauerte es eine halbe Stunde oder vielleicht eine ganze. Es war ein furchtbares Hin- und Herrennen im Dorf, ein Durcheinanderschreien der Unbesonnenen und der Gemäßigten. Alte Großmütter weinten laut. Der Lehrer wurde mit hineingezogen, dann auch der dicke asthmatische Schulz. Der bemühte sich bis auf die Dorfstraße, in den dicksten Haufen hinein. Aber mit seiner leisen, schwierig pfeifenden Stimme drang er nicht durch. „Lüd, hürt mi doch, west doch

nich so blödsinnig, hürt mi doch, Lüd! Wat helpt ji dat, wenn ji to em loopt? Ji kennt em doch. Jck heff 'n vül bäteres Middel."

„Schult', streng di nich an", sagte ein alter Bauer, der neben ihm stand und daher seine Worte gehört hatte. „Dien Stimm' kömmt nich dörch, ick wer mal utroopen." Und mit einer gellenden Trompetenstimme wiederholte er den letzten Satz des Schulzen, so daß eine jähe Stille entstand und alle Köpfe sich drehten.

Es versuchten dann noch ein paar unbelehrbare Weiber, ins Pfarrhaus zu stürmen, aber Jakob Lemm und ein paar seiner Kameraden ließen keins durch. Unter diesen, genährt durch den Tumult, breitete sich eine wachsende Begeisterung für ihren alten Pastor aus. Sie postierten sich als Wache vor seinem Haus und ließen ihn hochleben.

Ein richtiger kleiner Krieg brach dicht vor dem Einfahrtstor aus. Die Frauen, die nicht bis zur Tür durchdringen konnten, schrien und parlamentierten. „Wi willn uns Preister seihn! uns Preister sall bi uns bliewen, hei sall nich afmarschieren!" Unerschütterlich tönte die Antwort zurück: „Hei marschiert aff. Hei seggt, et gifft kein Preister miehr, et gifft bloß noch Soldoten."

Von alledem drang nur ein wirrer Lärm in des alten Quanz Arbeitsstube. Er hörte ihn wie durch Nebel und achtete kaum darauf. Denn er saß tief gebeugt über seiner vergilbten, zerlesenen Bibel, hatte das Alte Testament aufgeschlagen und schöpfte aus ihm mit vollen Händen Kraft und Zuversicht und Recht für seine heilige Sache.

Unterdessen hatte der Schulz die Gemeindevertreter mit in sein Haus genommen, sie saßen um den langen, tintenbekleckten Amtstisch, und es wurde unter allseitiger Zustimmung ein umständliches amtliches Schriftstück aufgesetzt.

* * *

Der ahnungslose Schneidersohn brachte dem Pfarrherrn zwei gestempelte Schreiben ins Haus. Als der Herr das erste las, von der Militärbehörde, daß sie ihn wegen seines Alters nicht wolle und darauf verzichte, ihn auszubilden, sickerte ein zorniges Rot unter seiner zähen, faltigen Haut zusammen, er warf sich ärgerlich im Stuhl zurück und knurrte: „Schererei! was hat man nun wieder für Wirtschaft mit den grünen Lausejungens, die da in ihrer Schreibstube sitzen und nach Schema F ihre Albernheiten registrieren, statt die Ohren und Augen aufzuknöpfen und sich den neuen Zustand im deutschen Vaterland mal gründlichst zu besehn. Na wartet, ihr Bürschchen, euch werd' ich's zeigen. Schreib' ich mal direkt an den Hauptmann von meinen Dassener Jungens. Und ist der auch verbohrt, nützt nix, bis zum Kaiser geh' ich. Der ist auch kein Jüngling mehr und hält auch Strapazen durch. Will doch mal sehen, ob der nicht so 'n ollen Mann versteht."

Aber als er das zweite Schreiben erbrochen hatte, wurde er blaß, und in die Hände kam ein Zittern. Das Konsistorium lehnte rund sein Gesuch wegen Unabkömmlichkeit ab und fügte neben einigen wohlwollenden Ermahnungen, in denen ihm empfohlen wurde, in seinem Alter keine phantastischen Sprünge zu machen, die Abschrift eines dringenden Gesuches der Gemeinde Dassen bei, unter-

zeichnet vom Schulz, den beiden Kirchenvorstehern und zwei Ältesten, ihnen ja ihren Pastor zur Kriegszeit nicht fortzunehmen und seine Absicht, in den Heeresdienst treten zu wollen, gänzlich zu verhindern.

Das hatten sie ihm angetan! Das hatten sie hinter seinem Rücken ihm gesponnen, ein Netz! ein hinterlistiges Netz, ihn festzuhalten hier im dummen, friedlich faulen Dorf, ihn nicht mit hinauszulassen unter die Soldaten, in Not und Tod, in Kanonendonner und Schlachtgetümmel —

Einen Moment starrte er auf das infame Schreiben, dann wurde ihm rot und grün vor den Augen, und er zerriß es kreuz und quer in unzählige Stücke. „Und ich gehe doch! Ich laufe einfach weg!“

In diesem Moment war er nicht sechzig, sondern sechzehn. Gerade so hatte der schwächliche, halbwüchsige Junge damals mit geballten Fäusten vor seinem Herrn Vater gestanden. „Und ich laufe einfach weg!“ Damals hatte er auch gelitten fürs Vaterland. Acht Tage hintereinander Stockprügel, eingesperrt in der Wäschekammer und gehungert nach Noten. Heute lag der strenge Herr Vater schon vierzig Jahre in der Erde, aber dem alten Quanz war es, als stünde er wieder vor ihm, und dieselbe Geschichte wie vor einem halben Menschenalter ging wieder los. Da überkam es ihn plötzlich, daß es Dinge gab, gegen die auch er nicht angehen konnte —

Es herrschte ja doch noch Vernunft und Ordnung in der Welt. Alte durchgegangene Pastores nahm keine Militärbehörde an. Man hatte es ihm einfach versalzen. Es war aus, er durfte nicht mit. Nicht mit, wenn alle die Jungens und Familienväter ausrückten, mit schmetternder Musik, mit wehenden Fahnen, dem Leben entgegen, dem Tode entgegen, das war dasselbe jetzt! Das Vaterland nahm ihn nicht an, den alten, abgelegten, nutzlosen Klepper. Ja, jedes Pferd, das sie ausmusterten, war wertvoller als er. Ihn — wollten sie nicht. Und die hier waren, die Schlingel, die Nickel, die hatten es ihm versalzen. Die allein!!

Er stand auf, der Zorn ließ ihn aufstehn, aber die Knie zitterten ihm so stark, daß er sich am Schreibtisch halten mußte. Also doch? Einen Zittergreis, ja — den können sie freilich im Heer nicht brauchen. Haben sie vielleicht recht?

O — Jakob Lemm, Johann Peters, ihr sechs Nahmachers, alle aus einer Familie — ihr Glücklichen — —

Wie ein Spuk flog's an ihm vorbei. Die umgehauene Tanne, all das geschichtete Holz an der Gartenmauer — das Steinschloßgewehr zur tiefen Nachtzeit — wie selig war er gewesen, je müder, um so seliger —, die Reglementsbücher vom alten Lippe —

Nichts, nichts. Sie gehen und du bleibst zu Hause. Bist vierzig Jahre zu früh geboren, oder vier zu spät, gerade so zwischendurch, so recht paßlich, daß du nur ja nicht zu brauchen bist. Nein, nein, alter Brummgeist, laß das schlechte Denken. Werde nicht noch aufrührerisch zu allem obenein. Halte wenigstens noch Frieden mit deinem Herrgott. Du wirst Sonntag wieder auf die Kanzel steigen und nächsten und übernächsten und immer. Wirst nie den Schlachtendonner hören, abends hübsch zu Bett gehn, nie wach liegen in kalter Nacht, auf nasser Erde, gespannt das Ohr dem tückischen Feind entgegen.

Aber euch, ihr Schlingel, dir dickem, piepsendem Schulz, all euch Nickeln, euch werd' ich's bezahlen! Euch werd' ich sie besorgen, diese niederträchtige Fangnetz-Geschichte!

* * *

Er sorgte dann schon selbst dafür, daß die Sache umgehend im Dorfe bekannt wurde. Die alte Dörthe, als sie ahnungslos mit seiner Suppe hereinkam, kriegte den ersten Wassersturz. „Nu ja, recht so! Kocht dem alten Klepper nur sein Breichen, seinen Mampf. Füttert ihn auch noch mit dem Löffel, dann wird's richtig sein." Und als Dürth nur mit abwehrendem Geknurr, weil sie solchen Reden kein Gewicht beimaß, das Gedeck auflegte, da ging's aber los, als wenn ein Kessel überkocht. „Habe ich dir nicht gesagt, ich esse das Zeug nicht? Raus! Ich will kein Mittag, ich will nichts — raus!!"

Dann ist er in seinen Flausch gefahren und davon, zum Schulzenhof. Jetzt, Dicker, geht's an dich! Aber die Frau des Schulzen sah den gefährlichen Gast noch rechtzeitig über die Hofstelle daherstaken. Da flog sie über den Hausflur wie ein gescheuchtes Huhn. „Hermann, Hermann, h e i kümmt! De Preister kümmt to di!" Und der dicke Schulz, wie er war, auf von seinem Drehstuhl, durch die Hintertür hinaus, durch den Kohlgarten, nirgends sicher — den alten Quanz mußte man nur kennen — aufs Feldstück hinaus, da steht der Backofen, darin wird er das Oberhaupt des Dorfes nicht suchen. „Obs da reingehst?" Nun, es ging so eben, schlecht und recht. „Verdammtiger Pastor! Du makst ein' dat Läben ook suur!"

Drin hält die Frau den ersten Sturmlauf aus. „Herr Pastor, ich weiß gar nicht, wo mein Mann ist. Der muß aufs Feld sein oder am End' zur Entenjagd."

„So!" Wenn der alte Pastor recht guter Laune war, sprach er plattdeutsch, wenn er wütend war, aber erst recht. „Dann kannst em seggen, ick heff 'n Putthäuneken mit em to plücken, äwer det Putthäuneken wier hei süswst, wiel dat hei so gaud piepsen kann. Ja, und dann sag ihm das noch, mein' Dochter: einen ganzen hinterlistigen Slingel wär' er. Das sag ihm von mir. Adje."

— O, wie die Sonne weh tat in den Augen, wie sie stach und glitzerte auf dem See hinter dem Wiesenplan. Es hatte vordem schon den Alten gerüttelt und geschüttelt, daß sie Lüttich nahmen ohne ihn. „Ehe ich rauskomme, da bleibt ja nichts mehr zu tun." Nun kann er gar nicht raus, nun machten sie den ganzen Krieg ohne ihn.

Die Dorfstraße herab kam gerade Bauer Boldt, der wußte noch von nichts, der sah den alten Herrn an einem Staketzaun stehen und sich festhalten, als ob er nicht weiterkönne. „Herr Pastuhr, is Sei slicht?" fragte er höflich. „Soll ich Ihnen nach Haus bringen?" Da fuhr der Alte mit bösartigem Knurren herum und sah, wen er vor sich hatte. — „Ha! Du büst ja ook ein' ut'n Kirchenrat! Du büst ja ook ein' von de hinterlistigen Slingels —", und ehe noch der Bauer wußte, wie ihm geschah, hatte er eine Ohrfeige weg, die nur so knallte. Er kannte die Sorte von den Konfirmandenstunden her vor nunmehr fünfzehn Jahren.

Dem alten Herrn aber wurde jetzt ein bißchen wohler, da er sich Luft geschafft hatte. Es hatte ihm besser geholfen, als wenn Bauer Boldt ihn unter-

stützt hätte, er kam ganz kerzengerade zu Hause an. — Aber nun ging's wie ein Lauffeuer durchs Dorf: Der Pastor darf nicht abmarschieren, der bleibt hier. Aber nehmt euch in acht vor ihm, er haut. Fritze Boldt hat 'ne dicke Backe und der Schulz hat im Backofen gesessen.

Alle, die ein schlechtes Gewissen hatten, weil sie sein Hierbleiben gewollt hatten, versteckten sich, wenn sie ihn nur von weitem sahen. Vor allem die Gemeindeältesten und die Frauen. Aber die Jungen kamen in Scharen zu ihm, alle die, die in der nächsten Zeit ausrücken sollten. Ihnen war es bitter leid um ihren alten Herrn, sie hätten ihn gern mitgenommen. Hatten schon untereinander ausgemacht, wie sie ihm umschichtig helfen und beistehen wollten, ihm seine Sachen putzen und in Ordnung halten, beim Marschieren ihm den Tornister tragen, ihm allerlei Bescheid vorher sagen, daß der Unteroffizier ihn nicht grob behandeln sollte.

Erst wollte der Alte auch von diesen Besuchern nichts wissen. Es tat ihm zu weh. „Ach, geht raus, was wollt ihr hier? Ihr könnt an den Feind, ich bin ein unnützes altes Stück Holz." Aber allmählich gab er dann doch nach.

Da saßen sie dann manchen Abend in seiner Stube, dichtgedrängt, oft bis Mitternacht. Draußen warteten die Dirns, sie ließen sie stehen. Die konnten ja doch nur heulen oder kichern. Es war doch jetzt alles anders wie sonst. Die große Zeit warf ihre Schatten auf die jungen, simplen Gesichter. Ein Ernst war in die Augen gekommen, und ein ganz innerliches Leuchten dazu. Das aber hatte ihnen ihr alter Herr angesteckt.

Sie redeten manches, Kluges und Dummes, Ernstes und auch wohl mal Toll-Lustiges. In manchen Dingen mußten sie den Alten belehren, und dann war es zuweilen so, als ginge er doch mit, so ernst nahmen sie's mit dem Belehren, er mit dem Lernen. Dann sangen sie auch, und wenn bei der milden Abendluft die Fenster offen standen, klang es das ganze Dorf entlang, bis in die Häuser hinein, und die da drinnen, die sich vor dem alten Herrn nicht sehen lassen durften, hoben die Köpfe, falteten die Hände und sangen oft unter Tränen mit.

Da ist auch ihm, dem alten Quanz, das zerschlagene Herz wieder gewachsen, und manches Mal ist ihm gewesen, als zöge er wirklich mit — so oder so —, wenn auch nicht in seiner armen, alten Leibeshülle, so doch mit dem Herzen — und als sei es doch noch allemal wohlgetan, wie Gott es tue, auch wenn so ein störrischer Knecht wie er seine Zeit brauchte, um das einzusehen.

Eines Morgens, früh vor Tau und Tage, ehe noch das Vieh im Dorf ausgetrieben war, gingen plötzlich die Glocken, und die meisten Leute erschraken, weil sie nicht wußten, was das solle. Aber die Reservisten standen alle in Reih und Glied schon vor der Kirchhofstür. Das war die letzte Arglist, die der alte Quanz mit seinen Soldaten gegen das übrige Dorf gesponnen hatte. „Was brauchen die dabei zu sein, die verstehen ja doch nichts davon." Die Sonne kam eben über den See herauf, da trat der weißhaarige Pfarrherr im Talar aus seinem Hause und schritt der Kirche zu. Und da hat er seinen Jungens den letzten Gottesdienst gehalten, und stand am Altar zwischen ihnen wie ein lieber Vater, und sie haben alle wie die Kinder geweint. Dann reichte er ihnen das Abendmahl, das ward

eine Feier so voll unaussprechlicher Hoheit und Kraft, daß ihr Andenken mit hinausgewandert ist ins Feld und als Lichtschein stand in mancher furchtbaren Schlacht. Wie alles zu Ende war, kam einer von den Jüngsten, ganz aus freiem Antrieb, was sonst nie Mode war, und gab seinem alten Pastor die Hand über die Altarbrüstung fort. Und da kamen sie alle, alle, so daß ein Gedränge entstand, und jeder wollte eine Hand haben. Dem alten Quanz aber liefen die Tränen übers Gesicht.

* * *

Nun waren sie alle fort und er zurückgeblieben mit denen, auf die er bitterböse war, zu denen er noch nicht ein Wort geredet hatte seit jenem ersten Tage. Sie hatten auch alle Angst, aber darunter versteckt ein großes Stück Freude und Triumph. Nun war ihr Pastor doch nicht abmarschiert! Nun saß er bei ihnen und kam nicht fort. Nun konnte Krieg kommen wie wollte, sie hatten hier ihren Halt und ihren Hort, mit dem konnte ihnen nichts passieren.

Am nächsten Sonntag war die Kirche gesteckt voll. Sogar der Schulz war da und Bauer Boldt. Hier konnte er ihnen nicht an den Leib, das wußten sie. Vielleicht gab's was von der Kanzel herab, das ging vorüber. Eigentlich hatten sie alle nur eine Sorge: Er läßt uns hier sitzen und kommt nicht.

Doch er kam.

Aber nicht freundlich und mild, sondern mürrisch mit vorgeschobener Unterlippe. Er brummte die Responsorien ab und kletterte mürrisch wie zuvor auf die Kanzel. Sie zitterten alle ein bißchen, denn sie waren immer wie Kinder vor ihm. So eilig standen sie auf bei der Textverlesung, als könnten sie ihn durch diese Bereitwilligkeit versöhnen, und extrafein waren die Taschentücher geplättet, die die Frauen in den gefalteten Händen hielten.

„Ein gottloser Dichter sagt," begann der alte Quanz, und unter seinen buschigen Brauen sah man die grimmigen Augen kaum, — „laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind. Und ich habe in dieser schlimmen Zeit manchmal gedacht wie der gottlose Dichter. Aber dann hat mir Gott ein anderes Wort ins Herz gegeben, und das stammt von unsrem lieben Kaiser, dem ich jetzt mehr folgen will als dem gottlosen Dichter. ‚Deutschland wurde noch nie überwunden, solange es einig war.' Kinder, ich habe euch bitter gegrollt, daß ihr meines Herzens Pläne durchkreuzt und zerstört habt, aber um dererwillen, die vor einigen Tagen hinausgezogen sind, will ich den Groll hinter mich werfen und wieder zu euch kommen. Aber nicht, um jetzt von Haus zu Haus zu laufen mit meinem Schnupftüchlein und alle eure unnützen und lästerlichen Tränen abzuwischen, sondern um dafür einzustehn, daß unser Dorf in dieser schweren Zeit mit Gottes Hilfe seine Pflicht und Schuldigkeit tut, und daß wir hier die Dienste leisten, die wir im Felde nicht leisten dürfen — —"

Es war eine andere Predigt, als alle erwartet hatten. Die Frauen atmeten auf, aber der Schulz sah tiefer. Wie er die Kirche verließ, kraute er sich bedenklich am Ohr. „Kinner un Lüd, dat ward noch wat! Unser Preister, de makt uns dat Läben suur, dat salln wi woll bald marken."

Es kam dann auch so.



Im ganzen deutschen Vaterland hat schließlich jeder es machen können, wie es ihm gerade lag. Es sind viel Ströme von Liebe und Güte geflossen, aber sie flossen doch freiwillig. In Dassen ging das unter Kommando, und man kann ja nun nicht gerade sagen, daß davon die Sache schlechter geworden wäre. Im nächsten Amtsstädtchen hieß es schon beim Roten Kreuz: „Nein, diese Dassener! Das ist ja kaum zu glauben."

Da klopfte abends um halb zehn, als alles schon in die Federn gekrochen war, ein nur allzu bekannter Krückstock an die dunklen Fenster, daß sie nur so klirrten ... Was? Ihr wollt schlafen? Schämt euch was. Eure Männer und Jungens liegen draußen in den Schützengräben. Raus aus den Posen! Gestrickt wird! Genäht wird! Bei mir in der großen Hinterstube. Wer nicht kommt, den besuch' ich morgen."

Er hat's ihnen beigebracht, der alte Quanz, daß Soldatenmütter, Soldatenfrauen, Bräute und Schwestern nachts nicht zu schlafen brauchen. Und tags? Es war keine Räucherkammer sicher vor ihm.

„Was? Ihr hängt euch hier Würste auf? Wollt euch wohl vollmästen, ja? Runter mit dem Zeug. Schafft's mir ins Haus, das wird der Heeresverwaltung geschickt. Wär' mir ja noch besser: dickwanstige Weiber und Kinder, wenn die Soldaten draußen hungern!"

Das Schlimmste tat er dem Schulzen an, als er einmal bei ihm in der Stube saß.

„Schult', giff mi mal all dien Goldbestand, den du in Dischkasten liegen hest. En orn'lichen Mann deint hüt sien Vaterland mit Poppierschien in' Kasten."

Der Schulze hat's geholt, man war ja bei dem Alten nie sicher. Hätte er das voraus gewußt, hätte er das Gold versteckt; aber den Tischkasten wühlte ihm der Pastor durch, wenn's darauf ankam. Manches hat der dicke Schulz im Lauf der Jahre seinem Pastor verziehen und vergessen, aber dies vergißt er ihm nie. —

Es haben aber unvermerkt unter all den Drangsalen und Ärgernissen die Frauen im Dorf ihren alten Quanz wieder erobert. Da saßen sie und strickten mit ihren groben Fingern, und Dürth mußte Kaffee kochen. Da haben sie bald nicht mehr gewußt, ob's Nacht ist oder Tag, ob sie selbst da sitzen oder andere. Keine hat mehr gestöhnt, wenn ihr mal was weh tat, denn da konnte der alte Herr bös auffahren. Sie verlernten es, den eigenen Leib zu fühlen. Da hat's nachts gesungen im Pfarrhaus, daß die Alten, die der Pastor liegen ließ, es oft bis in ihre Betten hörten.

Aber seine Streiche konnte er nicht lassen, so sehr ihm auch mitgespielt war. Es kam einmal abends spät ein Telegraphenbote mit einer Siegesdepesche, die ein Verwandter ihm schickte. Und da sagte er mitten in der Nacht: „Die Glocken läuten!" und stieg selbst mit in den pechfinsteren Turm, wo nur die Schallöcher in matten Umrissen leuchteten, und zog die Stränge, daß es weithin schallte über das dunkle, schlafende Land und die Schläfer erschreckt auffahren ließ, im Glauben, es bedeute Feuerlärm.

Da ist's ihm durch den Sinn gegangen, ein demütig reuiges Dankgebet. „Gott, sieh nicht an meine Vermessenheit von damals. Wer bin ich, daß ich mich vordränge? Du hast genug junge und starke Hände, Deutschland zu schützen gegen alle Not!"

— — — Am Morgen nach diesem Glockenlärm saß der Schulz, noch ein wenig blaß von der Goldgeschichte, mit den Gemeindevertretern um den tintenbekleckſten Amtstisch und sagte:

„Jo, Kinner un Lüd, wenn man allens so voraus wüßt, wat käm', wi hätten am Enn' datomal de Jngav' nicht makt un unsen Pastor afmarschieren laten. Hei makt uns det büschen Läben warraftig tau suur."

„Jo, dat is woll so, as dat is —" sagten die Kirchenältesten.



Amerika

Von Fritz Müller

Wir saßen mit einem Amerikaner zusammen.

„Wir haben Gebäude mit vierzig Stockwerken", sagte er, „und mit fünfzehn Lifts darin ..."

Da senkten wir die Köpfe.

„Wir haben einen Trust", sagte er, „mit sechstausend Millionen Mark Kapital, wogegen ihr ..."

Und vor Scham verbargen wir schneuzend die Gesichter hinter Taschentüchern.

„Wir haben mehr Millionäre," sagte er, „ als ihr Menschen habt in eurer Stadt ..."

Und wir schwiegen vor Verlegenheit, weil wir nichts darauf zu erwidern hatten.

Nach einiger Zeit kam die Resi vom Karlstor an unsern Tisch und bot uns Veilchensträußchen an, die ersten Veilchensträußchen. Wir sogen bescheiden ihren Duft ein unter den blanken Augen des Amerikaners.

„Ja, riechen denn bei euch die Veilchen?" fragte er erstaunt.

„Ei freilich, süßer ist kein Duft auf Erden", sagten wir, und: „Riechen denn bei euch die Veilchen nicht in Amerika?"

„Nein", sagte der Amerikaner.

Da hoben wir unsere Köpfe in die Höhe und wurden wieder froh.



Unser Geheimnis
Von Oscar A. H. Schmitz

Leicht wird ein Reich mit denselben Mitteln erhalten, durch die es von Anfang an entstanden ist. Sallust

Weil England eine Insel ist, brauchte es zur Verteidigung seiner Grenzen kein Heer, war es von Anfang an auf überseeische Staatsziele hingewiesen. Nichts aber hat einen stärkeren Einfluß auf die innere Gestaltung des Staates, als das Heer, nichts wirkt mehr auf die Entwicklung nach außen, als die Flotte; daher kann man wohl sagen, daß das deutsche, früher das preußische Heer, und die englische Flotte tatsächlich die Achsen sind, um die sich die staatliche Entwicklung der beiden Länder gedreht hat. Daraus erklärt sich, daß die kleinen nordgermanischen Länder, die in der letzten Zeit auch keine großen Heere brauchten, aber stets die See befuhren, sich trotz enger Blutsverwandtschaft mit uns doch staatlich dem mehr keltischen England ähnlicher entwickelt haben. Darum fällt es manchen Nordgermanen jetzt nicht ganz leicht, die Tatsache zu erkennen, daß ihr Heil am Sieg der deutschen, ihnen wesensfremden Wehrmacht hängt.

England hat auch einmal ein Heer gehabt, aber seit der Cromwellschen Säbelherrschaft ist dort die Wehrmacht etwas derart Verhaßtes, daß heute noch nach den gesellschaftlichen Sitten des Landes ein Offizier, der in Ausübung seines Berufes die Straße benutzen muß, um zu der Kaserne zu gelangen, in geschlossenem Wagen fährt. Es gilt in England tatsächlich nicht als ziemlich, man kann sagen anständig, in Dienstrock und Säbel über die Straße zu gehen. Eine solche Auffassung ist nur möglich in einem Land, wo das Heer nicht die volkstümliche Bedeutung hat wie bei uns.

Wir haben rechts und links sehr gefährliche Nachbarn; wir sind infolgedessen auf das Heer in einer Weise angewiesen, wie kein anderes Land; das verkannten die Landstände, die den Kurfürsten große Heere verweigerten. So waren sie im Dreißigjährigen Krieg ungeschützt. Erst der Große Kurfürst verstand es, die höheren Heeresforderungen durchzusetzen. Durch ihn, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich den Großen, aber ganz wirksam erst seit der Gründung des Deutschen Reiches, hat der unerträgliche Zustand aufgehört, daß Deutschland der gewohnte Schauplatz der Kriege seiner Nachbarn gewesen ist. Vor dessen Wiederkehr schützt uns kein Strom und kein Gebirge, nur das Heer. Das ist Grund und Wesen des deutschen Militarismus, der künftig Hauptgegenstand unserer staatsbürgerlichen Erziehung werden müßte, damit sich nicht im In- und Ausland so falsche Ansichten über ihn bilden wie jetzt; denn was heute das Ausland darüber sagt, stand ja täglich in einem großen Teil auch unserer bürgerlichen Presse zu lesen, und zwar in den im Ausland verbreitetsten Blättern.

Es ist natürlich, daß durch dieses große Volksheer, das den Kaiser als obersten Kriegsherrn erkennt, die Stellung des Herrschers bei uns ganz anders war und ist, als in Ländern ohne beträchtliche Wehrmacht. Der Kaiser hat in der Tat eine

Gewalt, wie sie der englische König seit der Staatsumwälzung von 1688 nicht mehr haben kann. Der gleicht dem Zeus der Offenbachschen Operette, der zwar noch mit dem Herrscherstab auf den Boden stampfen kann; aber die anderen Götter haben den Donner abgestellt, der diese Gebärde einst begleitete. Das ist für die Götter sehr bequem, um ihre eigenen Geschäfte im geheimen zu betreiben; das Volk aber jauchzt voll Verachtung für uns: „Wir werden niemals Sklaven sein." Es sieht nicht, daß bei uns der Herrscher mittelbar durch die Staatsgewalt irgendwelche „Götter" und solche, die es werden möchten, verhindern kann, das Volk wirtschaftlich auszusaugen. Nirgends ist Massenarmut verbreiteter als in England, nirgends findet auch der kleine Geldbeutel so viele Lebensgüter zugänglich wie in Deutschland. (Vgl. darüber mein Buch: „Das Land ohne Musik, englische Gesellschaftsprobleme", 4. Aufl. Georg Müller, München.)

Solange wir überhaupt als Staat bestehen wollen und nicht ein Erdbeben unsere Nachbarn Rußland und Frankreich von uns wegreißt, so lange werden unsere natürlichen Vorbedingungen uns das Wesen eines Wehrstaats aufdrängen, während England ohne beträchtliches Heer nicht nur unangefochten hätte leben können, sondern ein Fünftel des ganzen Erdballs zu erobern vermochte. Andererseits entspricht das Wort, das in England von dem Marineminister Churchill gesprochen worden ist, die englische Flotte sei eine Lebensnotwendigkeit, die deutsche Flotte nur ein Luxus, zwar nicht dem, was wir von unserer Flotte erhoffen dürfen, doch wenn wir die Sache näher betrachten, können wir verstehen, wie ein Engländer zu dieser Auffassung kommen muß. Luxus ist das Unnötige, oder sagen wir nicht dringend zum Dasein Notwendige. Angenommen, unsere Flotte würde in dem Krieg mit England vernichtet, so sind wir in der Tat nicht annähernd so empfindlich getroffen, wie England, wenn seine Flotte von uns auch nur stark beschädigt wird. Wer unsere Flotte versenkt, schneidet uns ein Glied ab, wer die englische Flotte trifft, sticht England ins Herz. Wer aber unser Heer besiegt, kann uns, da wir keine natürlichen Grenzen haben, das Daseinsrecht als Staat absprechen; der britische Löwe hingegen kann als kleiner Köter ewig leben: nämlich als Handelsstaat ohne Großmachtsziel. Wir können nur als Großmacht oder überhaupt nicht bestehen. Um uns verteidigen zu können, muß das Heer so groß sein, daß wir dadurch ohne weiteres eine Großmacht sind. Nicht die Königskrone Friedrichs I., der doch der in Versailles verlachte „Markgraf von Brandenburg" blieb, sondern das Heer Friedrich Wilhelms I. hat Preußen zur Großmacht werden lassen. Versagt es, dann können sich Russen und Franzosen in Berlin die Hand reichen. Das haben nun glücklich alle Deutschen verstanden. Nur das Ausland klagt noch aus Unkenntnis unserer Lebensbedingungen und aus Haß den deutschen „Militarismus" an, der den letzten Mann und den letzten Groschen verlangt. Das tut er wohl, aber wir wissen, warum.

Viele wundern sich, daß die beiden „freien" Westländer sich mit dem Zarentum gegen uns verbündet haben, und doch ist das ein ganz natürlicher Bund, wenn man nur endlich erkennen will, daß die westliche „Freiheit" nur eine Larve einer geheimen Gewaltherrschaft ist. England und Rußland gleichen sich darin, daß sie mit Gewalt und ohne ideale Zwecke je ein Fünftel der Welt erobert haben,

Frankreich will die Gewaltpolitik Ludwigs XIV. fortsetzen, d. h. uns Elsaß-Lothringen, altes deutsches Land, von neuem entreißen. Wenn wir dagegen, um unser nacktes Dasein zu verteidigen, auch eine starke, vielleicht die stärkste Wehrmacht sein müssen, so haben wir sie doch niemals zu Eroberungszwecken mißbraucht. Unter ihrem Schutz haben wir deutsches Gebiet geeint, gefestigt und allgemein anerkannte Werke des Friedens vollendet. Wir allein haben seit 1871 keinen Krieg geführt, während die anderen Mächte sich die Welt teilten. Wir haben eine von den Gegnern bewunderte Sozialpolitik getrieben, während sie durch Freiheitsgerede die eigenen Völker darüber täuschten, daß sie von geheimen Klüngeln beherrscht werden. Wir haben unter dem Schutz der größten Wehrmacht am wissenschaftlichen, sozialen und wirtschaftlichen Fortschritt gearbeitet; unsere Feinde stützten sich auf Gewaltherrschaft und Geschwätz. Knute und Freiheitszauber sind nur verschiedene Verfahren zur Leitung der Masse nach den Zielen eines oligarchischen Klüngels. Darum führt unser Volksheer den Krieg aus Überzeugung für wahre Kultur; die uns Barbaren heißen und uns geknechtet wähnen, kämpfen für das Wahnbild einer Freiheit, das ihnen die Gewaltherrschaft eines Klüngels verhüllt.

Die Folge davon, daß England keine Grenzen zu verteidigen hat, ist die, daß es sich ins Grenzenlose hat ausdehnen können, daß bei ihm mehr allgemeine Weltgedanken Ein- und Ausgang finden konnten, während wir trotz unserer geistigen und wirtschaftlichen Leistung das alte Soldatenvolk geblieben sind. Deshalb nennen uns die anderen bei aller Anerkennung dieser Leistungen „Barbaren". Auch den Zweiflern im eigenen Land schien während des langen Friedens manche unserer Lebensäußerungen als überflüssige Folge eines barbarischen Militarismus im Gegensatz zur „freieren" Menschlichkeit der westlichen Gesittung. Die schien vielen als das Ziel allen Strebens, bis unser soldatisches Wesen sich in diesem Krieg wieder als notwendig erwies, und zwar nicht als notwendiges Übel, sondern als Träger einer ungemein hochgespannten sittlichen Kultur, die zwar ganz anders, vor allem weniger liebenswürdig als die der Westvölker, aber alles eher als barbarisch ist. Wenn bei uns die Besten etwas als richtig erkannt haben, — und dies ist bei der allgemeinen Dienstpflicht der Fall —, dann führen wir es aus und lassen es nicht länger zum Gegenstand der freien Meinung entwürdigen. Ja, es muß dem Engländer so scheinen, als werde der Deutsche zum Waffendienst wider seinen freien Willen gezwungen. Das würde er, wenn er nicht freiwillig wollte; aber die dem Briten unverständliche sittliche Kraft unseres Volkes ist so groß, daß die meisten am Tag der Einziehung auch selber wollen, und falls sie noch nicht so weit sind, bald mit Freude erkennen, daß sie zu etwas Gutem gezwungen worden sind. Diesen Zwang zugunsten der Andersmeinenden, d. h. sittlich Loseren, geistig Uneinsichtigeren oder körperlich Trägeren im Namen der Freiheit unterlassen, hieße für einen Schemen ein hohes Gut opfern.

Wie alles Große in der Welt, ist auch das freiwillige Heldentum selten, aber glücklicherweise ist die Zahl derer sehr groß, die, vor eine Notwendigkeit gestellt, sie heldenhaft hinnehmen. Selten nimmt einer freiwilligen Schmerz, freiwillige Armut auf sich, aber sehr viele tragen Schmerz und Armut mit Würde, ja heiter. So liegt heute mancher Wackere im Schützengraben, der am 1. August seine eigene

Heldenfähigkeit noch nicht ahnte. Viele, die heute den Krieg überzeugt bejahen, hätten wohl damals, wenn geheime Abstimmung möglich gewesen wäre, gegen den Krieg gestimmt. Nur unbändiger Wagemut oder tiefe Staatseinsicht, die beide selten sind, und doch allein recht haben, konnten unerschütterlich für den Krieg sein. Geschieht es also nicht im Namen von allem, was groß und gut ist, wenn der einzelne vor eine Notwendigkeit gestellt wird, die ihn über sich selbst hinweghebt, statt daß die Führer sich zu seiner „freien" Meinung hinabwürdigen? Dies ist die Stelle, wo uns eine nie überbrückbare Kluft von den westlichen Völkern trennt. Das beweist auch der wichtige Aufsatz des Harvardrektors Eliot, der in den New York Times bei all seiner Hochschätzung des geistigen, technischen, wirtschaftlichen, ja des tapferen Deutschlands erklärt, ein Volk, das von einer herrschenden Klasse in den Krieg getrieben würde und mit bismärckischen Gewaltmitteln Länder einverleibe, müsse zwar nicht vernichtet, doch zu seinem eigenen Heil zur Ablegung dieser Irrtümer gezwungen werden.

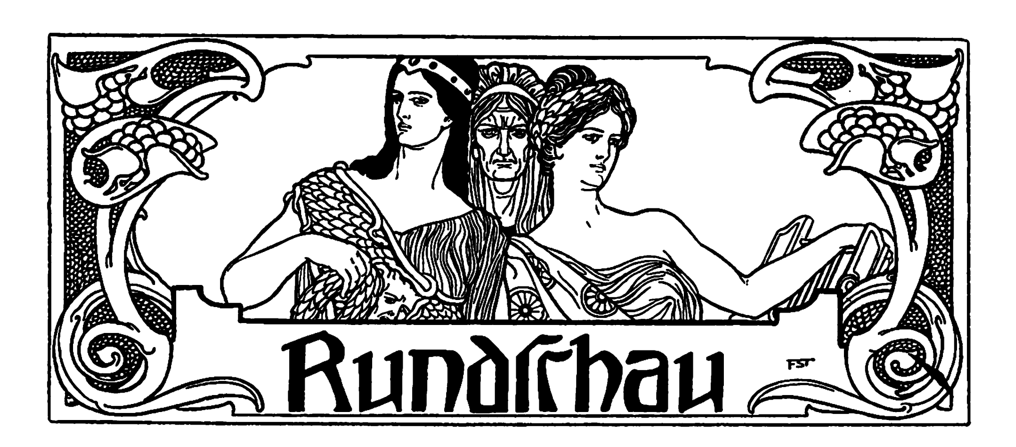
Wir verlangen bei jeder Art der Erziehung zuerst die sittliche Tat des Gehorsams; nach dieser Leistung wird erst der Vernunft erklärt, warum es so sein mußte, und die Einsichtigeren werden es verstehen. Der englische Erzieher ruft erst die Vernunft und Einsicht an und macht von ihrer Einwilligung die Leistung abhängig. Das ist Zeitverlust und züchtet Mittelmäßigkeit. Solange kein Wettbewerb da war, schadete das in England nichts. Nun kommt aber das hochwertige Deutschland und zwingt England, entweder in den Hintergrund zu treten oder seine Zucht des Geistes und des Gemüts anzunehmen. England hat ganz richtig folgendes erkannt: Wenn Deutschlands wissenschaftliche, wirtschaftliche und Wehrkraft weiter wächst, dann muß der englische Kaufmann denken lernen, statt den bequemen alten Stiefel immer zu wiederholen, dann muß der englische Student arbeiten lernen, statt Ruderwettkämpfe als Lebensinhalt zu betrachten, dann muß jeder Sohn einer englischen Mutter im Waffendienst zu einem „Barbaren" erzogen werden, statt sich von ihr zu schwächlichem, gedankenlosem Frauenkult anleiten zu lassen. Wo bleibt dann „week-end", „evening-dress" und der „gentleman"? Wo bleibt die englische „Freiheit", nachdem ihr die Grundlagen weggezogen sind: Gedankenlosigkeit, Arbeitsunlust und Unmännlichkeit? Alles dies weiß England, und es macht darum den verzweifelten Versuch, ob es den unbequemen „Vetter", der nur durch seine Tüchtigkeit, ohne es selbst zu wollen, Englands Zuchtmeister wird, erschlagen kann, um die „Zivilisation" gegen die Barbaren zu retten. Vorher hatten England und Frankreich lange versucht, unsere „Geheimnisse" zu erraten. Ich will sie hier ganz offen ausplaudern: Erst Einordnung des einzelnen durch die Tat, dann erst Einsicht in die Gründe und zuletzt Selbstmeinen, d. h. bei uns sachverständig urteilen und dadurch vielleicht verbessern. Das ist unser ganzes Geheimnis. Der Engländer dagegen beginnt alles mit „Meinungen". Das macht die englische Kultur so äußerlich und bequem und darum so anziehend für jede Mittelmäßigkeit.

Die Vertreter der Staatshoheit werden bei uns aus rein tatsächlichen Gründen, weil wir das Heer als Lebensnotwendigkeit brauchen, stets eine stärkere Macht behalten als in England. Das mag in einzelnen Fällen drücken, aber wer daran rüttelt, möge sich überlegen, ob er nicht mit einem zeitweiligen Übel ein sehr großes

Gut antastet. Die preußische Wolljacke, sagte Bismarck, kratzt, aber sie hält warm. Inzwischen haben wir bereits den denkbar größten Kultursieg davongetragen. Es handelt sich bei den Engländern heute nicht mehr darum, den deutschen „Militarismus" im Namen der „Freiheit" zu besiegen, sondern diesen Militarismus nachzuahmen. Während sich noch nicht das geringste Zuverlässige über die endgültige Wirkung dieses Krieges auf die Grenzen der Staaten und die Kultur der Völker sagen läßt, eines ist gewiß: Der Brite wird versuchen, die allgemeine Wehrpflicht anzunehmen. Daß sie in Zukunft in der Welt nicht mehr für barbarisch und sklavisch gelten wird, dafür wird Englands vorzüglicher Pressedienst dann schon sorgen. Was England aus diesem Krieg retten, was Deutschland an Gut und Blut verlieren wird, niemand kann es heute wissen, aber die Todesstunde des englischen Freiheitsbegriffes hat geschlagen. Das deutsche Ideal hat bereits gesiegt. Die geistigen Waffen allein genügten nicht. Was deutsches Wissen, und in ihrem Gefolge Technik, Großgewerbe, Handel erreicht haben, muß die sittliche und stoffliche Kraft des Volksheeres erst für uns selbst und die Welt über alle Zweifel und Meinung erheben. Solange England ohne großes Heer auskam, konnten die Vorzüge eines freieren und eines strafferen Staatswesens erörtert werden. Die Frage ist zu unseren Gunsten entschieden, England will künftig sein wie wir. Wir aber kennen uns nun endlich selbst. Wir werden künftig nicht mehr die „Freiheit" der Westvölker bewundern und sie bitten, doch zu bedenken, daß wir ein jüngeres Land sind, das sich auch bald von mittelalterlicher Rückständigkeit befreien wird, sondern wir werden antworten: Wir sind wie wir sind, weil wir so sein müssen und wollen. Wir wollen eure Meinungsfreiheit und die Meinungsherrschaft in euren Parlamenten nicht, denn wir achten wechselnde Meinungen gering, wir schätzen nur tiefe Überzeugung. Eure Freiheit scheint uns Willkür des Klüngels, Verblendung der Massen. Seht unser Heer, ein echtes Volksheer, das um die Freiheit unseres Landes kämpft. Ihr aber treibt irregeleitete Massen, Söldner und Wilde ins Feld auf den Wink eurer Parlamentsschwätzer, die selber von rücksichtslosen Strebern am Draht gehalten werden. Das ist eure Freiheit! Die Freiheit, die wir meinen, ist anders.

Nun hat sich gar der englische Arbeiterführer Ramsay Macdonald für die allgemeine Dienstpflicht ausgesprochen, und zwar warum? Wegen ihres „demokratischen" Charakters. Wie? Die Grundlage des bei uns von den undemokratischen Parteien gestützten Militarismus, die den persönlichen Freiheitsbegriff mißachtende Dienstpflicht wäre demokratisch? Wie erklärt sich solche Verwirrung? Sehr einfach: die westlichen Begriffe: demokratisch—aristrikratisch, liberal—konservativ sind viel zu äußerlich, um deutsches Wesen zu decken. Solange wir uns ihrer bedienten, mußten wir mißverstanden werden und uns selber mißverstehen. Wir sind nicht entweder demokratisch oder aristokratisch, wir sind beides oder keines von beiden. Wir wollen, daß der anständige und der gebildete Mensch den Ausschlag gibt. Das will auch der aufgeklärte Sozialist. Im Westen aber soll der Durchschnitt herrschen, nicht gerade der Allerschlechteste, aber noch weniger der Beste, und so herrschen die allgemeinen Laster: Geldsucht, Lüge, Strebertum.





Unser Volksheer im Spiegel des Staatsrechts

Es ist wahrlich eine der schönsten Errungenschaften des gewaltigen Völkerkrieges, daß die unseligen Spaltungen und Zerklüftungen unseres deutschen Volkes in die verschiedensten sozialen Klassen und Gruppen völlig in den Hintergrund getreten, ja fast verschwunden sind. Der Klassenkampf und Klassenhaß schweigt, Gottesfrieden ist eingetreten, wir sind ein einig Volk von Brüdern geworden, weit hinter uns liegt kleinlicher Kastengeist und Herrendünkel. Auch im deutschen Heere ist der schöne Gedanke der Genossenschaftlichkeit volle Wahrheit geworden, die Standesunterschiede zwischen dem „gemeinen Mann" und dem Offizier sind, wenn auch nicht völlig ausgeglichen, so doch auf ein Mindestmaß zurückgebracht, Führer und Geführte gehören eng zusammen und bilden eine große nationale Einheit, die je und je vom Liberalismus verfochtene Forderung des Volksheeres ist schöne Wirklichkeit geworden. Es mag auf den ersten Blick widersinnig erscheinen, den gewaltigen Schwung solcher Geschehnisse mit dem starren Winkelmaß des Rechts messen zu wollen. Und doch zeigt die nähere Betrachtung der rechtlichen Ordnung unseres Heer- und Staatswesens, daß bewußt in ihr die Grundlagen ausgebaut sind, die jenen geistigen und sittlichen Elementen, die unserem Heer heute seine Spannkraft geben, reale Wirkung ermöglichen. Darauf hat der Marburger Staatsrechtslehrer Wolzendorff in seiner unlängst erschienenen Schrift: „Der Gedanke des Volksheeres im deutschen Staatsrecht" hingewiesen, einem Büchlein, das in seiner knappen Fassung und seinem ernsten Streben wie für diese Tage geschrieben scheint, obwohl es geschrieben ist zu einer Zeit, da noch niemand an einen Krieg dachte, der so wie dieser alle Kräfte des Volkes zur Anspannung rufen sollte.

Die Schrift Wolzendorffs zeigt, daß der Gedanke des Volksheeres seit Urzeiten her, seit dem Auftreten germanischer Stämme in der Geschichte überhaupt, ein Bestandteil deutscher Rechts- und Staatsauffassung gewesen ist. Im germanischen Gemeinwesen ist „die allgemeine Wehrpflicht lediglich ein Bestandteil der, die Grundlagen dieses Gemeinwesens bildenden, Genossenschaft im Recht der freien Männer". Erst mit der Zertrümmerung der alten deutschen Gemeinfreiheit am Ausgang des Mittelalters verwandelt sich das deutsche Volksheer in ein Feudalheer und aus ihm mit dem sich allmählich ausbreitenden selbstherrlichen Fürstenstaate in ein berufsmäßiges Söldnerheer. Aber ganz hatte der alte germanische Gedanke genossenschaftlicher Verpflichtung zur gemeinsamen Bekämpfung des Volksfeindes während der ganzen Zeit des Feudal- und Söldnerheeres nie untergehen können. Gelegentliche Aufgebote der „Landwehren, Schützenkompanien und Landmilizen" zeigen sein Fortbestehen: die Bauern, die unter dem Großen Kurfürsten zur Verteidigung der Mark gegen die Schweden zogen, die Kolberger Bürger, die dreimal im Siebenjährigen Krieg und später 1806/07 ihre Stadt ver-

teidigten, geben die berühmtesten Beispiele dafür. Die Neuschöpfer der Stein-Hardenbergschen Zeit greifen den staatlichen und rechtlichen Grundgedanken des Volksheeres, die genossenschaftliche Bildung von Recht und Pflicht und damit des Interesses des einzelnen an das der Gesamtheit, von neuem auf und machen ihn zur Grundlage ihrer ganzen Tätigkeit. Für sie war der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht nicht nur ein Produkt augenblicklicher politischer Notwendigkeit, sondern das Erzeugnis einer auf ihrer allgemeinen Lebens- und Weltanschauung beruhenden Auffassung vom Staate: dem von ihnen geplanten verfassungsmäßigen und Bürgerstaate sollte die neue Heeresverfassung nach den Gedanken ihres Schöpfers Boyen gerecht werden. Damit kam der damals zweckmäßige, aber für seine Zukunft verhängnisvolle Zwiespalt in das Werk Boyens. Ein stehendes Heer, gebildet aus einem in echter soldatischer Zucht zusammengefaßten Teil der dienstpflichtigen Bürger, sollte als Fortsetzung des früheren stehenden Heeres den politischen Zwecken der unbeschränkten Monarchie, selbständig daneben ein freier gegliedertes, die Gesamtheit der Bürger umfassendes Volksheer der Selbsterhaltungspflicht von Staat und Volk dienen. Nach Boyens Plan sollten die im stehenden Heer Dienenden zugleich durchdrungen werden von militärischem Geiste und dem Gefühl der mächtigen staatlichen Einheit. Beides sollten sie dann hineintragen in die Landwehr, die selbst, nur zum Teil durch die Schule des stehenden Heeres vorbereitet, in so enger Angliederung an die bürgerlichen Verwaltungsbezirke errichtet werden sollte, „daß die militärischen Einheiten Verkörperungen der engsten heimischen Interessengemeinschaft sein sollten". Der Gedanke der Genossenschaftlichkeit und der freien staatsbürgerlichen Pflicht sollte so der Landwehr einen Geist einflößen, der für die fehlende durchdringende militär-technische Organisation einen vollwertigen Ersatz bilden sollte. So großartig diese Gedanken waren, so springen doch die Schwierigkeiten der Durchführung und Ausnutzung dieser beiden verschiedenen Seiten des Heerwesens ins Auge. Die Schwierigkeit wurde noch verstärkt dadurch, daß von Anfang an ein fremder Bestandteil in den Gedanken des Volksheeres hineingetragen war. Es war die so viel gerühmte Bildung der freiwilligen Jäger — später der Einjährig-Freiwilligen. Durch diese Berücksichtigung von Besitz und Bildung wurde ein ständischer Bestandteil aus dem unbeschränkten Staate in den neuzeitlichen Gedanken des bewaffneten Volkes hineingeschoben, das „war die Kette, die später Boyens Werk erdrosseln sollte". Viel gefährlicher als die nicht wegzuleugnenden militärischen Mängel, die besonders in der mangelnden Ausbildung und der Schwäche des Offizierkorps lagen, waren für Boyens geistvolle Schöpfung der Landwehr seine staatlichen und sozialen Vorzüge: die gleichmäßige Heranziehung **aller** Bürger zum Dienst des Staates. „Die Landwehr bildete die Anerkennung des Bürgerstandes als der Grundlage des Staates." So drohte das Bürgertum den Adel aus seiner bevorrechteten Stellung als militärische Stütze des Thrones zu drängen. Daher der hartnäckige Kampf des Adels und der Hofpartei gegen Boyen und seine Schöpfung der Landwehr. „Wie die bevorrechteten Stände dies zu allen Zeiten getan haben und tun werden, führte man den Kampf um die Erhaltung der eigenen Vorrechte unter dem Schilde der Erhaltung des Staates vor dem Umsturz." Die Führer in dem Kampf gegen die Landwehr und gegen den Gedanken des Volksheeres überhaupt waren Prinz Wilhelm von Preußen und Roon. Der Grund- und Kerngedanke der ganzen „Reorganisation" Ende der fünfziger und anfangs der sechziger Jahre ist nicht sowohl die Einführung der dreijährigen Dienstzeit, als vielmehr die Beseitigung der Landwehr in ihrer ganzen Eigenart und Einzigartigkeit als einer bewaffneten Zusammenfassung der Staatsbürger. Indem die Neubildung die früher neben dem stehenden Heere selbständige Landwehrorganisation zu einer Reserve des ersteren machte, deren Glieder sämtlich durch die Schule des stehenden Heeres gegangen waren, wurde nunmehr der Schwerpunkt des Heeres von der Landwehr in das stehende Heer verschoben. „Wilhelm I. wollte und schaffte ein Soldatenheer an Stelle des Bürgerheeres, das Boyen hatte schaffen wollen. Er glaubte sich nicht allein auf den Geist vaterländischer Gesinnung verlassen zu können, mit dessen größtmöglicher Freiheit Boyen ge-



rade die moralische Stärke des Volksheeres zu begründen glaubte." So ist die Umgestaltung des Heeres in der Wiederaufrichtung nur eine Frucht der allgemeinen Wiedergeburt. Boyens Werk mußte verdorren, weil er in seiner „echt menschlichen, abstrakten, liebenswerten, edlen" Denkungsweise seiner Zeit weit vorausgeeilt war, er hatte „ein Werk errichtet, ehe dessen Stützpunkte in der Gesamtheit des staatlichen Lebens gesichert waren". Das Werk Wilhelms I. hingegen wurzelt fest in dem nüchternen Wesen des modernen Staates und besonders der Eigenart des preußischen Staatslebens. Die in den staatlichen Zuständen und Entwicklungsgrundsätzen der Reformzeit (1807—14) berechtigte organisatorische Zweiteilung des Heeres in stehendes Heer und Landwehr war nach 1850 nicht mehr berechtigt. „Im Verfassungsstaat ist die Staatsgewalt aufgebaut auf dem einheitlichen Zusammenwirken von König und Volk. Kabinettskriege werden heute nicht mehr geführt, darum brauchen wir auch heute nicht mehr ein von dem Grundstock des Volksheeres organisch getrenntes stehendes Heer, sondern können nur ein einheitliches Heer gebrauchen", „zur Förderung der staatlichen Zwecke und zur Stütze der staatlichen Macht".

Unser heutiges Heer ist freilich kein Volksheer im eigentlichen, rechtlichen Sinn des Wortes. Während Boyen nach dem alten deutschen Gedanken das Volk zum Heer und das Heer zum Volk machen wollte, will unsere heutige Ordnung umgekehrt durch den Heeresdienst den Staatsbürger zum Soldaten machen. Das ist auch der Sinn des Reserveoffiziertums und des Kriegervereinswesens. Niemals wohl sind die staatsbürgerlich-politischen Gefahren dieser beiden von den offiziellen Staatsgewalten sorgsamst gepflegten Einrichtungen so einleuchtend und knapp zugleich hervorgetreten wie in dieser Darstellung, obwohl, oder vielleicht gerade weil sie sich unter völligem Verzicht auf politische Kritik mit der rechtlichen Feststellung begnügt. Die Kriegervereine scheiden eben die Hunderttausende ihrer Mitglieder als „eine in Hinsicht staatsbürgerlchier Freiheit minderberechtigte Bevölkerungsgruppe aus dem Volkskörper als der Gesamtheit politisch berechtigter Staatsbürger" aus. Zeitlebens behalten jene den Soldatencharakter mit seiner ganzen Abhängigkeit bei. Das Reserveoffiziertum schafft uns ganz entsprechend dem aktiven Offizierstand im ganzen Volkskörper eine „vollkommen ständisch gesonderte Bevölkerungsgruppe mit feudalem Einschlag, durch vasallenähnliche Verpflichtung an den Herrscher gebunden, durch besondere Rechts- und Ehrensatzung aus der Gesamtheit losgelöst". Formalrechtlich, aber auch nach dem stofflichen Inhalt unseres heutigen preußischen Staatsrechts sind jedoch diese Einrichtungen keine Widersprüche in unserem Staatswesen. Formalrechtlich nicht, denn beide beruhen auf freiwilliger Unterwerfung ihrer Mitglieder, stoffrechtlich nicht, denn unser monarchisch-konstitutionelles Staatswesen ist noch heute mit starken ständisch-feudalen Einschlägen (Zusammensetzung der sog. „Selbstverwaltungskörper") durchsetzt. Die besondere Rechtsstellung des Offizierkorps sieht der Verfasser als berechtigt deshalb an, weil die enge feudalartige Bindung des Offizierkorps an den Herrscher „uralten Eigenheiten des deutschen Rechts- und Staatslebens" entspreche, die ständische Aussonderung des Offizierkorps aus der Gesamtheit des Volkes aber „eine historisch erprobte und darum im Staatsinteresse beibehaltene Einrichtung" sei. Ob man ihm in dieser Auffassung folgen kann, wird eine Frage des politischen Gesamtdenkens sein, jedenfalls gibt gerade die Erfahrung des jetzigen Krieges — wir werden noch darauf zurückkommen — Anlaß zu einer anderen Beurteilung des heutigen Wertes jener altüberkommenen rechtlichen Einrichtung. Aber, wie dem auch sei, jedenfalls ist unser Heer kein Volksheer im rechtlichen Sinne. Es ist aber auch kein Königsheer, es ist ein „Staatsheer, das Heer eines Rechtsstaates, und zwar eines gesetzmäßigen Staates mit monarchischer Spitze". Denn „wenn auch die Heerespflicht dem Landesherrn zu leisten ist, wenngleich ihm der Fahneneid geschworen wird, so ist es doch nur der Staat, dessen Rechte der Herrscher hier ausübt. Als dem obersten Organ des Staates kommt ihm der Befehl über das Heer zu. Die Wehrkraft des Volkes steht dem Monarchen zur Verfügung, aber nicht zu eigener, sondern zu staatlicher Verfügung, nicht zu freier, sondern zu

gesetzlicher Verfügung. Die Grundlagen des Heerwesens sind der freien Bestimmung des Monarchen entzogen und auf die Verfassung und das Gesetz gestellt."

Aber auch heute noch haben die Boyenschen Gedankengänge, obwohl die Heeresreform Wilhelms I. über sie weggegangen ist, die größte Bedeutung, ihnen gehört, wie Wolzendorff am Schluß seiner schönen Arbeit überzeugend ausführt, die Zukunft. Der alte deutsche Genossenschaftsgedanke der Wechselbeziehung von Bürgerrecht und Bürgerpflicht nimmt heute im Gesamtbild unseres Staatsrechts einen ganz anderen Platz ein als zu Boyens Zeiten. „Er ist nicht mehr ein bloßes rechtliches Ideal, sondern er ist ein tatsächlicher Bestandteil unserer Rechtsordnung ... Das gesamte öffentliche Versicherungsrecht, der größte Teil des Gemeinderechts gehören hierher." Aber auch scheinbar ganz entlegene Gebiete, wie das Polizeirecht, erschließen sich ihm nach und nach. Vor allem aber bildet der Gedanke der Genossenschaftlichkeit ein wertvolles Entwicklungsmoment in unserem heutigen Rechts- und Staatsleben. Auch für das Heerwesen ist seine Anwendbarkeit außer Frage. Völlig ersetzen kann er freilich die technisch-militärische Gliederung nicht. Die Rückkehr zu dem Gedanken der Genossenschaftlichkeit ist aber nicht nur, wie Verfasser nachweist, ein innerlich begründetes Entwicklungsgesetz, sondern sie ist auch eine glatte Notwendigkeit unseres heutigen Rechts- und Staatslebens, soll anders die bedauernswerte Kluft zwischen den verschiedenen Volksschichten sich schließen.

Nicht wegen ihres rechtswissenschaftlichen Inhaltes glaubten wir auf die Schrift Wolzendorffs hinweisen zu sollen, sondern weil sie zu dem Gesamtbilde des gewaltigen Aufschwunges unseres Volkes in diesen Tagen gehört. Sie ist, wie sich aus dem Vorwort des Verfassers ergibt, vor langen Jahren schon entstanden, und doch mutet sie in ihrem Erscheinen wenige Wochen vor dem Kriege an wie ein wissenschaftlicher Auftakt zu dem, was wir erleben sollten: der unbedingten Sicherheit der militärisch-technischen Gliederung, der gewaltigen geistigen und sittlichen Schwungkraft unseres durch die Idee der Genossenschaftlichkeit zusammengeschlossenen Volkes in Waffen. Wenn wir uns der überwältigenden Ruhe, der mit der Sicherheit einer Präzisionsmaschine arbeitenden Mobilmachung erinnern, wenn wir die Beschreibung einer modernen Feldschlacht mit ihrem Zusammenwirken der verschiedensten Kräfte lesen, dann erscheint es geradezu wie eine theoretisch-staatswissenschaftliche Zerlegung der militärischen Aufgaben, wenn der Verfasser schreibt: „Das ganze öffentliche Leben unserer Zeit steht im Zeichen der Organisation." „Deshalb kann und soll das Heer des modernen Staates kein nur genossenschaftliches, kein Volksheer sein, sondern ein Staatsheer, das bis ins kleinste genau und straff gegliedert, sich nur aus technisch vollständig zu Soldaten ausgebildeten Staatsbürgern zusammensetzt und so der allgemeinen Struktur des modernen Staates eingliedert." Und wenn wir in Briefen unserer im Felde stehenden Volksgenossen lesen, wie beim Auszug zum Kampf Offiziere und Soldaten sich die Hand geben mit dem gegenseitigen Versprechen der Pflichterfüllung, wie sie nach der Schlacht im Vollgefühl der Gemeinsamkeit des Verteidigten und Erstrittenen einander beglückwünschen, wie überhaupt — die Feldpostbriefe wissen nicht genug davon zu erzählen — Führer und Mannschaften im Felde sich nur als eine einzige große Familie fühlen, dann erscheint die Verheißung des Verfassers, der Gedanke des Volksheeres, wie er vor hundert Jahren gedacht wurde, könne dem Staatsrecht nicht verloren gehen, wie ein Wechsel auf kurze Frist. Noch vor wenigen Monaten, als ich zum ersten Male die Schrift Wolzendorffs las, sah ich nur den schönen Traum eines Idealisten in seinen Worten: das Ziel der Entwicklung unseres Heerwesens wie des gesamten Staatswesens liege „tatsächlich da, wo Boyen es gesucht hat: in dem germanischen Genossenschaftsgedanken mit der Pflicht der Staatsgenossen, einander Rechtes zu helfen, als der Grundlage bürgerlicher Ehre und bürgerlicher Pflicht". Heute ist dieser Traum Wirklichkeit. Wirklichkeit des Augenblicks wenigstens. Aber wir können hoffen, daß sie von Dauer sein wird. Was mit solcher Lebenskraft ersteht, kann nicht verdorren.

Landrichter Dr. jur. et phil. R. Bovensiepen



Von russischer Art

Dies Moskowitervolk, schreibt Otto Leonhardt in der „Kreuzztg.“, bleibt sich, wie die jüngste furchtbare Erfahrung lehrt, in seinem Wesen immer gleich, und immer gleich weit klafft die Kluft zwischen den sittlichen Anschauungen und Idealen des Europäers und des Russen. Hat es sich doch vollkommen bestätigt, was Viktor Hehn im Anfange der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts in sein russisches Tagebuch einzeichnete: „Jeder gemeine Mann in Rußland lügt ohne Scham und Scheu, er mag es gelernt haben oder nicht. Er lügt bodenlos, hartnäckig, ja grundlos, als angeborene Fertigkeit.“ Das die Jahre 1857 bis 1873 umfassende Tagebuch des großen Kulturpsychologen, in dem diese Bemerkung zu finden ist, ist aus seinem Nachlasse im Jahre 1892 veröffentlicht worden, und obgleich in den Kreisen der Verehrer Hehns wohlbekannt, so hat sich doch das weitere Publikum bisher mit dem Buche nicht besonders vertraut gemacht. In diesem Augenblicke aber gewinnt dies Buch Hehns, das den Titel führt: „De moribus Ruthenorum“, für uns ein neues, ungeahntes Interesse. Niemand hat je so tief in die russische Volksseele hineingeblickt, niemand ihr innerstes Wesen so scharf aufgefaßt, wie dieser Deutsch-Balte, der als „Verschickter“ im innersten Herzen des Moskowitertums, in Tula, und dann wieder in jahrelanger Tätigkeit an der Kaiserlichen Bibliothek zu St. Petersburg das Russentum durch und durch zu studieren Gelegenheit hatte. Hehn war Gelehrter, nicht Politiker; aber wie scharfsinnig er aus seinen Studien heraus auch die politische Zukunft zu beurteilen verstand, davon zeugt die Prophezeiung, die er im April 1873 in sein Tagebuch eingetragen hat. „Die Franzosen“ — so schreibt er da — „haben in blinder Leidenschaft die Geschichte Europas erfüllen helfen, sie haben den ersten großen Bürgerkrieg 1870 eröffnet, dem noch andere folgen werden. Und so wird der Moment eintreten, daß eine oder die andere Seite den Moskowiter um Beistand anflehen oder als Friedensstifter herbeirufen wird.“ Dieser von Hehn vorausgesehene Augenblick ist jetzt wirklich eingetreten. Um so größeres Gewicht erhält hierdurch das Bild, das der Forscher von dem russischen Volkscharakter entworfen hat.

Die Grundanschauung Hehns hat der Herausgeber seines Tagebuches, der bekannte jetzige Berliner Universitätsprofessor Theodor Schiemann, dahin gekennzeichnet: „Gegenüber der in Deutschland landläufigen Überschätzung der Macht des russischen Kolosses wies Hehn auf die tönernen Füße des Riesen hin — die mores Ruthenorum schienen ihm den Satz zu widerlegen, daß diese Rasse den inneren Gehalt habe, um einer seit Jahrhunderten erarbeiteten Kultur Herr zu werden.“ Hehn hat vom Russentum die Anschauung gewonnen und vertreten, daß es ein seinem innersten Wesen nach unschöpferisches, nachahmendes, mechanisches Volkstum sei. Er betrachtet den Russen zunächst psychisch: „Wenn die Intelligenz von innen den Körper baut, so ist es auffallend, wie sie in Rußland in ihrem bildenden Werke gestört, unterbrochen, abgelenkt worden, oder vielmehr wie oft ihre Kraft gleichsam nicht ausreichte. Sehr häufig sind in Rußland nicht fertige Gestalten: bald ist das Gesicht ganz roh, bloß angelegt, noch nicht ausgemeißelt, ohne Relief, bald ist der Kopf spitz, viereckig, allzu klein, am Hinterteil nicht ausgewölbt; ein edles Ebenmaß der Züge ist fast unerhört, die Nase sitzt fleischig auf wie ein Schwamm, das rundgeschnittene Haar fällt in dicken Röhren nieder, der Nacken ist stierähnlich, die Haut welk, das Muskelfleisch schlaff und Fettwerden mit zunehmenden Jahren die Regel.“ Über die körperliche Leistungsfähigkeit des Russen hat Hehn noch einmal später seine Erfahrungen zusammengefaßt. Er sagt: „Die scheinbar stärksten russischen Arbeiter, Träger, Fuhrleute usw., sind, genau besehen, sehr schwach organisierte Geschöpfe. Sie haben oft einen umfangreichen Knochenbau, aber eine schwammige Muskulatur. Der erste Hieb oder Stoß reißt sie um, es ist keine energische Faser an ihnen. Ein Träger setzt oft starke Lasten in Bewegung, aber das ist Übung, Gewohnheit — er ist nur kräftig in dieser Richtung, infolge Berufs, im übrigen

hat er kein Muskelfleisch, keine Sehnen, widersteht keiner Krankheit, kann keiner Gewalt standhalten — sowohl physisch als moralisch."

So schroff der hier von Hehn geschilderte Gegensatz zwischen dem Russen und unserm braven Pommern, Westfalen oder Bayern in körperlicher Hinsicht ist, so groß ist er auch in geistiger Beziehung. In der Seele des Russen gibt es, das ist Hehn auf Grund seiner langen Beobachtungen zum unerschütterlichen Glaubenssatze geworden, keine echte Idealität. Er schreibt: „Mit dem Mangel an produktiver Originalität hängt ein anderer Charakterzug, der Mangel an Idealität, im russischen Naturell zusammen. ... Idealere Motive, wie Ehre, Stolz, Pflicht, Redlichkeit, muß er sich durch mühsame Erziehung zu eigen machen, ursprünglich und unmittelbar fühlt er sie nicht in der Brust." Diese Charakteristik des Forschers ist für uns in diesem Augenblicke besonders bedeutsam; denn das hat die Weltgeschichte seit den Tagen der Perserkriege, der niederländischen Freiheitskämpfe und des Heldenringens Friedrichs des Großen mit voller Beweiskraft gezeigt, daß im Kriege der Sieg nicht der rohen Zahl zufällt, sondern daß es der Geist, die ideale Stoßkraft, wenn wir so sagen dürfen, eines Volkes und Volksheeres ist, die zuletzt immer den Sieg behaupten und über die rohe Masse triumphieren. Wo der einzelne weiß, was auf dem Spiele steht, wo er sich und all das Seine in voller Freiheit und Verantwortung aufs Spiel setzt: da weilt der Sieg, da wird er immer weilen. Dem Russen aber ist es nicht gelungen, sich zu den freien Empfindungen einer ausgereiften Persönlichkeit durchzuringen. Hören wir auf unsern Berater: „Die Russen haben kein Gewissen noch Ehrgefühl, weil sie nicht modern sind. Tiefe der Persönlichkeit ist noch nicht aufgegangen, Eigenheit des Individuums noch nicht erreicht." Daher stammt auch die vielfältig beobachtete Tatsache, daß man vom Russen keine selbständige Tätigkeit, keine Initiative erwarten darf: „Sehr wahres Wort: der Russe ist ein guter Fabrikarbeiter, aber ein sehr schlechter Handwerker. Mechanische Arbeit ist sein Fach. Zwang der sich drehenden Maschine muß ihm zu Hilfe kommen. Da bedarf es keiner Erfindung, keiner Selbsttätigkeit, keiner Liebe zum Werke, und strenge Regeln gelten." In vieler Beziehung, das hat Hehn zur Evidenz erwiesen, ist der Russe in seiner ganzen Entwicklung auf der Stufe primitiver Völker stehen geblieben. Sind die Russen aber darum als ein Volk von jugendlicher Urkraft anzusehen, als das sie sich selbst so gern darstellen möchten? Hehn beantwortet auch diese Frage: „Sie sind kein jugendliches Volk, sondern ein seniles wie — die Chinesen. Alle ihre Fehler sind keine jugendliche Roheit, sondern gehen aus asthenischer Entnervung hervor. Sie sind sehr alt, uralt und haben das Älteste konservativ bewahrt und geben es nicht auf."

Hehn hat den Scheinwerfer seiner Psychologie auch auf das Verhalten der Russen gerichtet, wie es sich in einzelnen gegebenen Situationen bekundet. Da ist ihm, wie er im August 1871 eingetragen hat, vor allem der Mangel an Kombinationsgabe, an Fähigkeit, ein Ganzes nach seinen Teilen zu übersehen, aufgefallen. „Geschieht irgend etwas Außerordentliches, z. B. bricht ein Feuer aus, dann verliert der Beamte regelmäßig den Kopf — ein Durcheinanderschreien, Hin- und Herlaufen, wütende Befehle und Gegenbefehle, Verkehrtheiten jeder Art. Dasselbe kann man auf jeder Eisenbahnstation bei Ankunft des Schnellzuges beobachten." Auf allen Gebieten des Lebens hat Hehn erkannt, daß das russische Volkstum auf den Schein, auf den äußeren Erfolg, auf das Blenden gerichtet und gestellt, daß es aber ernster, geduldiger, ausharrender Arbeit und Durchführung, obendrein unter Schwierigkeiten, nicht fähig, nicht gewachsen ist. Der Russe ist ein Spieler. Mit den feinsten Zügen hat Hehn geschildert, wie vortrefflich die Russen das Kartenspiel verstehen. Das ist ja nun eine recht hübsche Leistung — nur daß sie in ernsteren Fällen nicht zulangt. — „Was der Russe treibt, ist wie ein hohes Spiel, so auch gewagte Unternehmungen, bei denen alles auf eine Karte gesetzt ist, die einschlagen können und auch nicht."

Man muß nicht etwa glauben, daß Hehn die Russen unterschätzt hat. So manche Fähigkeit hebt er an ihnen rühmend hervor, nur dünkt ihm, daß die Fähigkeiten des russischen Volks-



Das Extrablatt — Gertrud Stamm-Hagemann



Landsturm letzten Aufgebots — Gertrud Stamm-Hagemann





Begegnung — Gertrud Stamm-Hagemann



Der tote Soldat — Gertrud Stamm-Hagemann



tumes durchaus aufs Mechanisch-Reale beschränkt sind. Auch verkennt er nicht, daß das Leben in Rußland bequemer, voller, breiter sich zeigt als bei uns, wo der kategorische Imperativ der Pflicht und der Leistung alles beherrscht. Aber er versucht eben überall von der Oberfläche zur Tiefe, von der Masse zu den treibenden Kräften vorzudringen, und die große Lehre, die er uns in diesem schicksalsvollen Augenblicke unserer vaterländischen Geschichte zu geben hat, ist die, daß der Russe versagt auf jenen Gebieten, wo die mächtigsten, die stärksten aller treibenden Kräfte in Tätigkeit treten, auf dem Gebiete freier Sittlichkeit, verantwortlicher Idealität, der Hingebung um der Sache willen, der schöpferischen Initiative der Persönlichkeit. Die Summe seiner Überzeugung hat er einmal in einem markigen Worte zusammengefaßt. „Der Europäer, wenn er ihnen Wahrheit, Redlichkeit, Festigkeit entgegenstellt, unterwirft sie auf die Länge immer."

Das ist ein Wort, das wir uns gesagt sein lassen wollen.



Eau de Cologne

Es ist ein ermüdender, unerfreulicher Kampf, aber er muß gekämpft werden. Keine lachenden Siege winken, günstigenfalls ein schrittweises Vordringen durch zähes Beharren. Stumpfe Gewohnheit, Oberflächlichkeit, dünkelhafte Überhebung und kleinlicher Geschäftsgeist sind die Gegner. Und doch, wir dürfen nicht erlahmen. Wenn irgendwo, gilt es hier: Kleine Ursachen, große Wirkungen.

Die nationale Schwäche, sagen wir besser: der Mangel an Deutschgefühl im kleinen, birgt ganz riesige Gefahren für die Macht des Deutschtums im großen. Es ist kurzsichtig, auf die gewaltige Erhebungskraft unseres Volkes hinzuweisen und daraus zu folgern, daß all jene Kleinigkeiten uns nicht geschädigt hätten. Sie haben uns geschadet, und schaden uns täglich, in unserer Stellung in der Welt und für die Stärkung dieser Stellung im Frieden. Auch der sieghafte Krieg kann das allein nicht gutmachen. Diese Schwäche im kleinen wird nachher wieder jenen Wall von Vorurteilen, Geringschätzung und Verkennung gegen uns aufrichten, durch den vor allem das Ausland, selbst wenn es guten Willens ist, nicht bis zu unserer wahren Art hindurchzudringen vermag. Wie kann man sich darüber wundern, daß das Ausland diese gewaltige Erhebung des Deutschtums lediglich als „Militarismus" ansieht, wenn sich dieses gleiche Deutschtum im Alltagsleben nirgendwo bewährt; wenn wir es da geradezu verheimlichen, als das Geringwertigere hinter dem Ausländischen verstecken? — Gewiß sind es Kleinigkeiten. Um so leichter müßte es jedem einzelnen fallen, ihrer bei sich selbst Herr zu werden. Denn in ihrer Gesamtheit sind sie eine ganz ungeheure riesige Macht. Und es stimmt gerade jene, die seit Jahren hier einen ermüdenden Kampf kämpfen, besonders traurig und wirkt empörend, wenn die günstige Gelegenheit dieser Zeit nicht auch hier genutzt wird.

Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, wie wichtig diese sogenannten Kleinigkeiten sind, wie sehr gerade in ihnen eine vaterlandsverräterische Schwäche liegt, so wäre der Beweis dadurch erbracht worden, wie im Anfang dieses Krieges der Volksinstinkt einmütig sich gerade gegen diese Ausländerei im kleinen wandte. Es liegt in der Natur der Sache, daß jener Aufschwung nicht lange dauern konnte, denn, wie gesagt, dieser Kleinkampf gegen Gewohnheit und Gedankenlosigkeit ist schwer und undankbar. Aber gerade darum dürfen wir nicht locker lassen.

Das ganze feindliche Ausland rüstet in größtem Maßstabe zur Vernichtung der deutschen Industrie durch den Boykott deutscher Waren. Es sollte selbstverständlich sein, daß wir mit der gleichen Maßregel antworten. Nun bin ich der Überzeugung, daß was in irgendeinem Lande

so gut hervorgebracht wird, wie es anderwärts nicht zu erreichen ist, auf die Dauer nicht boykottiert werden kann. Das gilt in erster Linie für Naturerzeugnisse, dann aber auch für Waren, die in ihrer Herstellung von unabänderlichen Naturverhältnissen bedingt sind, endlich wohl auch für einzelne Erzeugnisse, die zu ihrer Herstellung alterprobter Überlieferungen bedürfen und kostspieliger Einrichtungen, die sich nur dort lohnen, wo die ganze Welt sich als Käufer einstellt.

Das Goethesche Wort: „Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern", gilt für alle Gebiete und kommt natürlich beim Ausland auch uns Deutschen zugute. Wo unsere Industrie besser und billiger arbeitet, wird sie in Zukunft auch im feindlichen Auslande, geschweige denn bei den Neutralen, also gegen den Herkunftsort einer Ware Gleichgültigen, jeden Wettbewerb siegreich aus dem Felde schlagen. Um so kurzsichtiger ist es, auf Schleichwegen gewinnen zu wollen, was nur offenkundigen Werten für die Dauer gedankt werden kann. Daß unserem nationalen Ansehen eine ungeheure Schädigung dadurch zugefügt wurde, daß die deutsche Industrie den Ursprungsort vieler ihrer wertvollen Erzeugnisse dem Auslande nicht aufzwang, kann nur der absichtlich Blinde verkennen. Es rächt sich aber auch jetzt schon, oft in tragikomischer Weise, am Geldbeutel. Dabei hätten die Erfahrungen, die man in England mit dem „Made in Germany" gemacht, bereits zeigen müssen, welcher Wert in dieser scharfen Betonung der Herkunft einer wirklich guten Ware für die Dauer liegt. Nur so kann erreicht werden, daß das einzelne Mustererzeugnis der Industrie eines ganzen Landes zugute kommt und ein Standpunkt erklommen werden, auf dem es heißt: Das kommt aus Deutschland: deshalb ist es gut und wir kaufen es.

Im deutschen Volke ist von den Zeiten seiner nationalen und damit auch industriellen Schwäche her die Anschauung eingenistet von der Überlegenheit englischer und französischer Ware. Der Glaube ist längst zum Aberglauben geworden, bis auf jene wenigen Ausnahmen, wie wir sie oben angedeutet haben. Die Riesenerfolge unserer Industrie haben allmählich auch bei uns den Stolz auf die deutsche Ware erzeugt, der aber freilich viel mehr nur im Wissen liegt und noch lange nicht überall zur ganz selbstverständlichen Lebensbetätigung geworden ist. Im Gegenteil herrscht hier gerade in den sogenannten „vornehmen", vor allem aber in den sich vornehm geben wollenden Kreisen, der Hang zur Auslandsware, zumal auf den Gebieten der feineren Körperpflege. In den letzten Jahren hat uns sogar erneut eine englische Flutwelle überschwemmen können.

Unsere Industrie hat gegenüber diesem unseligen Hang unseres Volkes einen schweren Kampf zu bestehen; sie hat in diesem Kampf leider niemals mannhafte Tapferkeit, sondern immer nur List angewendet. In England mußte sie ihren Waren das „Made in Germany" aufdrucken und hat sich dort trotzdem durchgesetzt. In Deutschland wagte sie die Bezeichnung „Deutsches Erzeugnis" nicht, weil sie fürchten mußte, damit ihren Absatz zu verringern.

Es ist unverständlich, daß es bei uns Tausende gibt, die das Beschämende dieser Tatsache nicht wie ein Brandmal empfinden. Die deutsche Industrie vermag diese Gattung Erzeugnisse im eigenen Lande nur abzusetzen, wenn sie ihr französische oder englische Aufschriften aufdruckt, und alles aufwendet, um den deutschen Ursprung der Ware zu verheimlichen. Ich will nicht mit der Industrie rechten, daß es ihr sicher möglich gewesen wäre, durch schroffe Betonung der Deutschheit der Ware sich auch in Deutschland durchzusetzen, wo es ihr doch im feindlichen England gelungen ist. Aber unbegreiflich, nein verbrecherisch ist es, wenn diese Industrie jetzt nicht auch unter Opfern bereit ist, die diesem Wandel günstige Stimmung unseres Volkes auszunutzen und dem vaterländischen Gedanken dienstbar zu machen.

Ich wählte absichtlich zur Überschrift den Namen eines Duftwassers, das zu einer Zeit erfunden, als unser ganzes Leben unter französischem Einfluß stand, sich mit französischer Bezeichnung die Welt erobert hat. In den breiten Schichten des Auslandes, zumal in seiner

Damenwelt, ist die Eau de Cologne bekannter, als der Cölner Dom; denn in Wirklichkeit steht es ja um die Kultur etwa der romanischen Völker urbarbarisch. Kann man sich dann wundern, daß die Leute einem nicht glauben wollen, daß „Cologne" eine deutsche Stadt sei? — Glaubt man nun wirklich, daß im deutschen Sprachgebiet der Name „Cölnisch Wasser" den Absatz dieses Erzeugnisses auch nur um eine einzige Flasche vermindern könnte? Für Hunderte von Artikeln der „Parfüm"-Industrie wird das von den Erzeugern schroff behauptet. Sie haben in der Presse mit wahrhaft kläglichen Notschreien gefleht, sie doch in dieser „schrecklichen" Kriegszeit die fremdsprachlichen Aufschriften auf ihren Fläschchen und Packungen nicht entgelten zu lassen, der Inhalt sei ja so kerndeutsch wie möglich. Aber man solle doch bedenken, welches Kapital in all diesen Packungen stecke, mit welch riesigem Geldaufwand man diesen oft so köstlich komischen ausländischen Namen Weltruf verschafft habe usw.

Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie; gestehen sie damit doch ein, daß sie mit deutschem Geld und deutscher Arbeit fürs Ausländertum gewirkt haben. Ob nun Michel, d. h. hier sind's meistens deutsche Greten und Liesen, auch der eigenen verbohrten Dummheit gewahr wird, wenn sie auf einmal merkt, daß die französische Seife, die allein ihrer zarten Haut bekömmlich war, so deutsch war, wie ihre Wäscheseife? Und wenn die englischen Konserven und Dunstfrüchte, die „wirklich eine Klasse für sich bilden" und „unerreichbar im Geschmack" sind, von einer deutschen Firma in Deutschland stammten und auf den deutschen Krautäckern gewachsen waren.

Ich halte die Dummheit für ein so zähes Unkraut und die dünkelhafte Eitelkeit und Großtuerei für ein so unausrottbares Erbübel, daß ich wirklich nur eine ganz kleine Hoffnung hege, wenn nicht die Industrie zu dem kühnen Entschluß kommt, ihrerseits endgültig mit diesen üblen Gepflogenheiten und Überresten einer unwürdigen Schwäche zu brechen. Nicht nur aus vaterländischer Gesinnung, sondern auch aus großzügiger Geschäftspolitik für die Zukunft. Dazu müssen jene mitwirken, die zur Führung berufen sind. Der einzelne Seifensieder braucht kein Held zu sein, aber die Leiter dieser Berufsvereinigungen werden bei ihren Mitgliedern Gehör finden, wenn sie für diese ganzen Verbände die Losung ausgeben, in Zukunft für deutsche Waren nur deutsche Aufschriften zu wählen.

Noch scheint man an diesen Stellen weit von solcher Absicht entfernt, wie die Auslassungen bewiesen, mit denen man in der Presse dem jetzt hervortretenden Verlangen der Kundschaft entgegentrat. Denn darin wurde klar gesagt, man könne doch jetzt nicht alles umändern und viel Geld dafür aufwenden, da nach dem Kriege das Publikum doch wieder seine alten ausländischen (lies: ausländisch benamsten) Waren werde haben wollen. Es ist eine alte Geschichte, der Skeptiker behält immer recht: Feiertage sind auch im Leben der Gesamtheit kurz, auch die edelste Feststimmung, die gehobenste Kraft muß dem dauernden, nüchternen Alltag erliegen. An vielen Geschäften im Berliner Westen sieht man einen Teil der Aufschriften mit Tuch oder Papier verhängt; darunter sind die französischen und englischen Warenbezeichnungen, mit denen man vor dem Kriege die Käufer lockte. Wenn dann die Fahnen und Blumengewinde eingezogen sein werden, die den hoffentlich siegreichen Frieden verkünden, dann werden auch diese verhüllenden Fetzen wieder verschwinden, und hervortaucht in altem Glanze das fremdländische Getue und lockt aufs neue gedankenlose Spatzengehirne und würdeloses Bummelpack zur „wahrhaft vornehmen Lebenskultur". Weiß Gott, wir werden eine Deutschwehr gründen müssen, um diesem ganzen Gesindel körperlich deutsche Lebensformen einzubläuen.

K. St.



Truppenlandungen in England

Wenn deutsche Truppen in England landen sollten, so wäre das nicht der erste Besuch ungebetener Gäste an der englischen Küste. Bereits im Jahre 55 und 54 v. Chr. erfolgten, wie Dr. Hennig in der Zeitschrift „Überall“ ausführt, zwei Landungen Julius Cäsars in Britannien; an sie schloß sich Agricolas Seezug im Jahre 66 n. Chr.; dann die in Hengist und Horsa personifizierten Eroberungszüge der Angelsachsen und später der Dänen, die England sich untertan machten. Vor allem ist uns Wilhelm des Eroberers Normannenzug und Unterwerfung Englands nach dem Siege bei Hastings im Jahre 1066 gegenwärtig. Mehrfache Landungen brachten die „Rosenkriege“ 1471 und 1485, sie fanden bei Heinrichs VII. Siege bei Bosworth ihr Ende. Kann das Gelingen aller dieser Züge dem Fehlen einer britischen Seemacht zugeschrieben werden, so dankt England seine Bewahrung vor feindlicher Invasion in späterer Zeit lediglich Glückszufällen, zumal der Wetterbegünstigung durch Stürme. So brach 1588 der Angriff der „unüberwindlichen Armada“ in den Auguststürmen im Jahre 1588 zusammen, wie ja auch die Inschrift der Denkmünze besagt, die aus diesem Anlaß die Königin Elisabeth prägen ließ: Deus afflavit et dissipati sunt. (Gott blies und sie wurden zerstreut.) Neben einer Landung Karls II. 1650 zum Sturze Cromwells ist es Admiral de Ruyters berühmter Zug in die Themse mit der Verbrennung Chatams und der Vernichtung vieler britischer Schiffe, der England 1667 zum demütigenden Frieden von Breda nötigte. Es ist dies das letztemal, daß feindliche Truppen vor London liegen, und der deutschen Marine ist es 1914 vorbehalten geblieben, vor Scarborough dem Gegner zu zeigen, daß die Zeiten vorüber sind, wo seine Küste als unangreifbar galt. Gedacht sei noch der Landung Wilhelms III. 1688, des späteren Britenkönigs, der zwei Jahre später die des vertriebenen Jakobs II. folgte, und der seines Enkels Karl Eduard im Jahre 1745. War in jenen Zeiten Englands Flottenmacht nicht stark genug, jene Landungen zu verhindern, so dankt England den Elementen die Vereitelung der weiterhin erfolgten Versuche. Zu ihnen zählt des Franzosen Hoches vergeblicher Landungsversuch im Jahre 1796; seine den Engländern entgangene Flotte zerstreute der Sturm, im übrigen hatte der Feind von seinem Zuge bei aller Wachsamkeit nichts bemerkt. Derselbe Mißerfolg war dem gleichen Vorhaben des französischen Generals Humbert 1798 beschieden, der die Abwesenheit der zur Verfolgung Napoleons nach dem Mittelmeer entsandten Flotte zu einer gelungenen Landung in Irland benutzte. Voll Begeisterung schlossen sich ihm die Iren an, wie sie heute die Deutschen voll Jubel willkommen heißen würden. In mehrfachen Gefechten begleitete ihn der Erfolg, doch unterlag er schließlich überlegenen englischen Streitkräften und mußte sich bei Conangen ergeben. Damit schließt die Geschichte der Landungen auf britischem Grund und Boden. Die Anstalten, die Napoleon zu diesem Zwecke traf, sind bereits im Türmer geschildert worden. Hier sei daher nur kurz in Erinnerung gebracht: In Boulogne sammelte Napoleon 1805 gewaltige Truppenmassen an; riesenhafte Flöße wurden zu deren Beförderung erbaut. Alles war klar zu dem Unternehmen, das Admiral Villeneuve mit der französischen Flotte unterstützen sollte. Napoleons gemessene Befehle vereitelten aber widrige Winde und die Lässigkeit des Admirals. Statt nach Boulogne zog Villeneuve nach Cadiz und damit war der große Plan Napoleons gescheitert, dessen Gelingen die Weltgeschichte in völlig neue Bahnen gelenkt hätte. England beeilte sich, durch Aufreizung der Kontinentalmächte gegen Napoleon, diesen von seinem Unternehmen gänzlich abzubringen. Rache aber mußte für das freventliche Vorhaben genommen werden, und diese Vergeltung hieß Trafalgar.



Germanisches und romanisches Naturgefühl

Die romanischen Völker haben nicht das innige Verhältnis zur Natur wie die Germanen. Die grauenhaften Tierquälereien und der Vogelmord in Italien sind dafür ebenso ein Beispiel wie die Sprache der Franzosen. Man vergleiche nur die Überfülle von Namen, die wir für die Blumen, für jedes Unkraut, für die Vögel haben, mit der sprachlichen Armut der Romanen. Käfer ist im Französischen schon Fremdwort (coléoptère, scarabée, escarbot — von scarafaggio), aber wo sind gar die vielen Einzelnamen unserer Sprache: Ahlenläufer, Blatthorn, Bock, Ölkäfer, Totenuhr, Rüsselkäfer, Schröter, Nashornkäfer und so weiter! Oder die Schmetterlinge: Segelfalter, Admiral, Trauermantel, Fuchs, Perlmutterfalter, Silberstrich, Eisvogel, Sandauge, Brettspiel, Heufalter, Blauling, Feuerfalter, — um nur einige Tagschmetterlinge anzuführen. Auch bei den Vögeln, über deren deutsche Namen wir das 500 Seiten dicke Werk Suolahtis haben, reicht das Interesse bei unseren Nachbarn bloß zur Namengebung an die allergewöhnlichsten und auffälligsten, und vergeblich sucht man nach dem innigen Humor und der Überfülle von Namen, wie Adebar, Auff, Backöfelchen, Kleiber, Bienenwolf, Vogel Bülow, Bruder Bierolf, Dompfaff, Erpel („canard mâle"), Mönch, Steißfuß, Ziegenmelker, Teufelsküster, Müllerchen, Spottvogel. Natürlich kann sich auch der französische Jäger über diese Tiere eindeutig (wenn auch meist nicht so knapp) mit einem anderen verständigen, aber seine Namen sind selten so voller Liebe, Spott, Mitleid, selten so voller feinster Naturkenntnis, und niemals von dem Reichtum, den unsere Sprache darin kennt. So hat z. B. die Racke nach dem Großen Naumann in Deutschland über dreißig Namen, während er als einzigen französischen Trivialnamen „Rollier commun" anführt. Wie frostig hört sich das an neben Blaurock, Racker, Galgenvogel, Goldkrähe, Halsvogel oder Plauder-Racker! Und so viel ich nachgeschlagen habe, überall übertrifft die Menge und Buntheit der deutschen Vogelbezeichnungen die französischen. Nun vollends unsere Pflanzennamen, wie herrlich klingt da all die abergläubische, wilde, wehmütige, deutsche Vergangenheit hinein, — Allermannsharnisch, Augentrost, Alraunwurzel, Wolfstrapp, Beinwell, Berufkraut, Bocksdorn, Donnerbesen, Eberwurz, Bärenklau, Ehrenpreis, Eisenhut, Donnerkraut, Engelsüß, Erdrauch, Frauenmantel, Gauchheil, Gottesgnadenkraut, Hasenröhrchen, Herzgespan, Herbstzeitlose, Hexenbesen, Himmelsleiter, Kälberkropf, Kuhschelle, Maßlieb, Nachtschatten, Ochsenzunge, Pfaffenhütchen, Salomons-Siegel, Schlangenkraut, Seidelbast, Tausendgüldenkraut, Wiesenpfennig, Teufelskralle, Wolfsmilch, Widerstoß, Ziegenbart. Vielleicht gibt es in entlegenen Dörfern in Frankreich, Spanien oder Italien auch noch solche Namen, — der großen Masse der Gebildeten sind sie fremd geworden, weil sie nicht das Bedürfnis hat, sich mit der Natur auseinanderzusetzen. Man wird kaum einen Franzosen finden, der auch nur ein Dutzend Unkräuter bei Namen nennen, ein Dutzend Waldvögel auseinanderkennen oder gar unter den Käfern die verschiedenen bestimmen kann.

Ich ging durch die Uffizien und den Pitti, — es ist fast geschmacklos, zu sagen, daß sie voll unsterblicher Meisterwerke hängen. Aber beim dritten, vierten Male stieg eine Sehnsucht in mir auf, ein Unbehagen, ich wußte nicht recht weshalb. Endlos hängen die Madonnen da, endlose Heiligenreihen ziehen am Auge vorüber, endlose Lobpreisungen des menschlichen Körpers hallen von den Wänden. Und auf einmal blüht die weltgewordene Seele auf: Eine Landschaft! Das war es, was mir in diesen Riesensälen gefehlt hatte. Und im letzten Saale, im Pitti, zwei herrliche Stilleben! Und Landschaft und Stilleben waren von holländischen, also germanischen Künstlern.

Der anfangs ausgesprochene Gedanke muß wiederholt werden: Dies romanische Volk hat kein Verhältnis zu Tier und Pflanze und Landschaft wie wir. Vielleicht ist ihnen das lang-

weilig, weil sie ihr Herz nicht darin klopfen hören. Was weiß ich, welches der Grund ist, — die Tatsache ist so auffällig, daß sie nicht durch die seltenen Ausnahmen aus der Welt geschafft wird. Diese Ausnahmen selber sind ja, wenigstens in den vielen Jahrhunderten der alten Malerei, auch immer nur scheinbare Ausnahmen: Wo wir eine Landschaft finden, ist sie, fast wie aus Verlegenheit, durch einen hineinkomponierten allegorischen oder mythologischen Vorgang zum Hintergrund hinabgedrückt. Und derselbe Maler, der mit einer fast fanatischen Inbrunst das Muskelspiel einer Hand oder ein Gewand malt, hat die danebenstehenden Tiere und Pflanzen bisweilen offenbar ohne Modell einfach „aus der Tiefe seines Gemütes“ dargestellt. Die Freude an der Landschaft als solcher, die Freude am Einzelwesen und Einzelding, etwa an einem toten Hasen oder einer Nelke, ist ganz eigentümlich germanischer Herkunft. Erst viel später finden wir auch in Italien und Frankreich (z. B. der Schule von Fontainebleau) eine Landschaftsmalerei, und auch da ist sie meist nur eine Schule oder eine Zeitspanne, die sich aus den sehr sichtbaren Gründen des ewigen Kampfes in der Kunst erklären läßt, während sie in germanischen Ländern trotz allen Auf und Nieder der Malerei eigentlich nie gefehlt hat.

Diese Gedankenkreise decken sich zum größten Teil mit dem Folgenden: Die Geschichte der Kunst in romanischen Ländern war immer eine Geschichte des Klassizismus und des Realismus, die Geschichte der germanischen Kunst ist in ihren besten Werken immer eine Geschichte der Romantik gewesen. Und zwar gilt dieser Satz für die Literatur ebenso wie für die Malerei. Gegenseitige Beeinflussungen kommen natürlich vor, und auch das kann man beobachten, daß die ganze Kunst einer Zeit vorübergehend umzuschwenken scheint. So ist die oben erwähnte französische Schule der Corot, Rousseau, Dupré und Bonheur ausgesprochen romantischer Art, während etwa die Literatur Deutschlands in den achtziger und neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts naturalistisch, realistisch, — das heißt also anti-romantisch war. Aber die Einflüsse von außen her sind ja leicht nachzuweisen, und die Nachahmung glückt selten vollkommen. Wir sehen dann seltsame Zwitterblüten sich entfalten, wie etwa den französischen „Romantiker“ Delacroix, der als Begründer dieser Schule gilt, und der doch ein durch und durch echter Franzose voller Theater, Aufgeregtheit und Pose ist.

Nun entsteht aber ein interessantes Problem: Die Romanen neigen zum Naturalismus (Verismus, Realismus), also zu einer möglichst genauen Wirklichkeitsschilderung, — hat die denn nicht ein besonders inniges Verhältnis zur Natur als Voraussetzung? Und andererseits: Wenn Romantik ein Betonen des Mittels ist, durch welches wir den „coin du monde“ ansehen, gegenüber eben diesem Objekt, — wie konnte dann just in germanischen Landen das Stilleben erwachsen und die Landschaft als solche, ganz ohne Zutaten von seiten des Malers? Entspricht nicht das Stilleben viel mehr der Wirklichkeitssucht der Romanen, entspricht nicht die „klassische“ Blütezeit unseres Schrifttums ebenfalls dem kühlen rhetorischen, formalen Geist unserer Nachbarn? Und wir, die wir also die Romantiker der Welt sind, weshalb haben nicht wir diese götterdurchwimmelte Welt gemalt, welche die italienischen Galerien schmückt, wenn doch Romantik heißt: Dem Unbeseelten seine Götter schaffen?

Die Antwort auf die Frage ist einfacher, als die Frage selbst vermuten läßt. Die Romanen haben in ihrer naturalistischen Kunst weniger das möglichst wahre Abbild, als die möglichst krasse Wiedergabe des Wirklichen gesucht, — so stehen sie der Innigkeit der Naturschilderung, wie sie die Niederländer in ihren Stilleben gaben, doch himmelfern. Schon die Wahl der Stoffe zeigt, ob der Maler in Liebe zum Tautropfen auf einer Blume, zum Farbenschmelz des Pelzes eines Hasen entbrannte, oder ob es die kalte Virtuosengeschicklichkeit war, die ihm beliebiges Geschirr auf gleichgültigen Tisch hinpinseln ließ. Und unsere „klassische“ Blütezeit der Literatur, — du lieber Gott, nie war eine Zeit romantischer als jene! Romantisch war die Begeisterung für das geträumte zeitferne, raumferne Griechentum, romantisch die völlige Unwirklichkeit dieses Lebens der Griechen, wie Goethe und Schiller es sich aufbauten, und während auf die formalen (Iphigenie) und rhetorischen (Schillers Balladen) Werke jener

Zeit schon leiser Staub fällt, blüht der deutsche Vers des „Faust", die Buntheit des „Wallenstein" heute noch leuchtend wie je! Denn, um den Eingangssatz zu wiederholen: Die Blüten aller germanischen Kunst wuchern immer im Garten der Romantik, — tot und fast völlig unfruchtbar liegen schon heute alle die Nachahmungen Zolas und mit ihnen der ganze deutsche Naturalismus, — duftlose Strohblumen damals bei Lebzeiten, knisterndes Heu in den Herbarien der Literaturgeschichte heute! —

Nichts ist unsinniger als Werturteile in der Kunst, — soweit sie Kunst ist — und nichts liegt mir ferner, als die Kunst der germanischen Völker etwa nach diesen Darlegungen über jene der Romanen zu stellen. Nur das muß dem ehrlichen Kunstgenießer zu bekennen erlaubt sein, daß die Kunst seiner Rasse ihm vertrautere Sprache spricht, als die der Romanen. Franz Hals, Dürer, Rembrandt, Holbein genieße ich ebenso wie Hans Sachs, die Nibelunge, Ibsen oder die Lagerlöf. Bei Raffael, Zola (oder d'Annunzio) erkenne ich die Künstlerschaft, aber ein wirklich restloses Ausschöpfen ihrer Leistungen ist dem versagt, der germanische Kunst ganz von Grund aus wie die Süßigkeiten der Muttersprache einschlürft. Und mich dünkt, man darf mißtrauisch gegen die Tiefe des Kunstgenusses sein bei denen, welche eine allzu schrankenlose Breite darin pflegen. Mit Absicht habe ich eben die Namen so bunt durcheinandergewürfelt, man könnte sonst leicht einwerfen, daß die Erfahrungen zu eng, die Angriffsfläche der Versuche zu schmal gewählt sei.

In Literatur und Malerei, in Sprache und Stoffwahl ging ich der Frage nach, was die Gründe wären, die uns heimlich von den Romanen ab und den Germanen zudrängen. Mir erscheinen meine Antworten so einfach, daß ich sie fast als Binsenwahrheiten empfinde, vielleicht geben sie aber doch diesem oder jenem Klarheit über unklare Empfindungen und Mut zu rückhaltloserem Bekenntnis zu der Kunst seiner Rasse!

Börries, Frhr. v. Münchhausen



Die französische Presse

Ehrlichen Schmerz bereitet einem Mitarbeiter der „Frankf. Ztg.", daß die französische Presse in dieser Zeit nicht den weitesten Volkskreisen bei uns zugänglich gemacht werden kann. In der Tat gibt es kaum etwas, das geeigneter wäre, uns in unserer Zuversicht zu stärken, in der Überzeugung von der Gerechtigkeit unserer Sache zu bekräftigen, als diese krampfhaften Bemühungen um die Aufrüttelung einer demnach offenbar erschlaffenden Volksseele, diese narkotische Vortäuschung eines bereits in den letzten Zügen liegenden Feindes, die zum Überfluß dazu verurteilt ist, sich jeden Augenblick in groteske Widersprüche zu verwickeln. Denn so drastisch man die Not des schon völlig erschöpften Gegners auszumalen weiß, so wagt man seine Niederlage dennoch nur durch die Vorspiegelung bevorstehender neuer Bundesgenossenschaften wahrscheinlich zu machen. Die gleichen Federn, die täglich neue Superlative erfinden, um die ganze Größe des Generalissimus zu kennzeichnen, erteilen seiner Strategie gleichwohl das Mißtrauensvotum einer letzten Endes doch nur auf die Aushungerung des Feindes gestellten Siegeshoffnung. Freilich auf einen Widerspruch mehr oder weniger darf es einer Presse nicht ankommen, der die schwierige, doch von ihr mit der Eleganz der Schamlosigkeit gelöste Aufgabe geworden ist, zu jeder Stunde Kulturstreitertum und Rußland, Selbstlosigkeit und England, Sittenreinheit und Frankreich zu vereinbaren, allerlei wilde Völkerschaften in der Rolle von Vorkämpfern der Zivilisation glaubhaft zu machen und die höchsten Güter der Menschheit in dem Jargon des Apachentums zu vertreten. Es ist eine symbolische Wandlung, die in der Person des vormaligen Possendichters, heutigen Direktors des „Figaro", Alfred Capus, aus einem Aristophanes einen Tyrtäus gemacht hat,

freilich aus einem nach klatschendem Beifall schielenden und den Kassenrapport bedenkenden Aristophanes einen Tyrtäus, der auf die gleichen Erfolge bedacht ist. Desgleichen hatten so manche seiner Brüder in Apoll, die sich jetzt verpflichtet fühlen, ihre Heldenstimme in den Chorus der Schmähreden zu mischen, ihren schriftstellerischen Neigungen nur geringe Gewalt anzutun, indem sie lediglich von der einen zur anderen Gattung der Schmutzliteratur übergingen.

Es ist in der Tat eine merkwürdige Erscheinung, daß die vaterländische Begeisterung der Nichtkombattanten in Frankreich, soweit sie in der Öffentlichkeit zu Worte kommt, sich fast ausschließlich auf die negative Weise der Verunglimpfung des Feindes kundgibt, was doch wohl eine geringe Tiefe des patriotischen Empfindens verrät. Eine neue Beschimpfung, eine frisch ausgeheckte Verleumdung erscheint als hinreichender Gegenstand spaltenlanger Artikel, in denen der „Esprit“, wenn auch mit Schmutz überzogen — doch nicht mit dem ehrenvollen Schmutz des Schützengrabens — seine Rechte nicht verliert. Der Ruf der tragischen Stunde zur selbstverleugnenden Hingabe des einzelnen an das Ganze ist an die Koryphäen des französischen Journalismus offenbar nicht ergangen. Des öfteren kommt man in Versuchung, den Ekel zurückzustellen hinter der belustigenden Wirkung dieses kokettierenden Unrats, der, schillernder Wendungen, blitzender Pointen beflissen, nicht weit entfernt scheint, seine literarischen Niederschläge für die größeren Ereignisse der Zeit zu halten. Mit possierlicher Vierschrötigkeit tritt solches Bemühen, die Resonanz des lieben Ich nicht vom Donner der Geschütze übertönen zu lassen, in der royalistischen „Action Française“ auf, in deren Spalten man alle paar Zeilen die buchhändlerischen Erzeugnisse ihrer geschätztesten Mitarbeiter angepriesen findet, die sich außerdem noch in jeder Nummer des Blattes von einer Anzahl lobhudelnder Zuschriften beweihräuchern lassen, so daß man hier die Propaganda der Ideen nach der Weise der Fabrikanten von Hühneraugenmitteln oder Gichtsalben betrieben findet. Dieser Tage kam es sogar zwischen der „Action Française“ und der auf ähnlichen Wegen wandelnden und daher von jeher mit um so mißgünstigeren Augen betrachteten „Libre Parole“ zu einem bitteren Zwist, weil die eine die Nennung der anderen gelegentlich der Beerdigung eines gemeinsamen Gesinnungsgenossen böswillig versäumt hatte. Kein ehrfürchtiger Gedanke an die anonyme Opferbereitschaft von Millionen Menschen verhindert Herrn Maurice Barrès, zurzeit Leitartikler des „Echo de Paris“, sich aus einem letzten Gespräch mit dem todkranken Georges Thiébaud ein Reklämchen zu drehen, den andächtigen Lesern mit diskret tuender Deutlichkeit die hohe Wertung mitzuteilen, die er, Barrès, aus dem Munde des Sterbenden erfuhr, noch lassen sich die französischen Journalisten von der Bewunderung für die unentwegt siegreichen Legionen so sehr übermannen, daß sie der spekulativen Gepflogenheit der gegenseitigen Belobigungen entsagen würden, die in Frankreich so wesentlich an der Entstehung der Reputationen beteiligt ist.

Doch nicht nur die Individuen allein wissen sich aus dem gewaltigen Strom der Zeit auf die Inseln der Selbstgefälligkeit zu retten, auch die Ideen und Interessen hatten sich von der einigenden Nähe der deutschen Truppen bald genügend erholt, um die nationale Eintracht nur noch in dem Maße zu pflegen, als der Rotstift des Zensors, der nicht selten ganze Spalten dahinrafft, die Beschädigung der bereits mit einem gewissen ironischen Beiklang ausgestatteten „Union sacrée“ verhindert. Nur daß die inneren Feindseligkeiten zumeist, doch durchaus nicht immer und unter der weniger vom Sitzungssaal als von den Wandelgängen ausgehenden Wirkung des wiedereröffneten Parlaments täglich unwilliger, den offenen Kampf vermeiden, sich zwischen die Zeilen flüchten, in böslichen Andeutungen, spitzigen Zweideutigkeiten ihre Gefechte liefern, kurz, alle jene subtilen Künste spielen lassen, durch die sich, wie jeder französische Schulmeister weiß, die Grazie des gallischen Geistes so vorteilhaft von der Schwere des germanischen unterscheidet. Das ist ein „Burgfriede“, von dem jede Partei befürchtet, daß die andere sich in seinem Schatten ausbreiten könnte. Insbesondere fühlen sich die Radikalen und Sozialisten in dieser Weise von den Klerikalen und Monarchisten bedroht, deren geschäftigstem

Organ, der schon genannten „Action Française", ein offenbar gesinnungsverwandter Zensor gestattet, auf die politischen Gegner den sonst den Deutschen vorbehaltenen Wortschatz anzuwenden. Wenn in diesem Blatt (vom 28. Januar) ein Artikel mit den Worten beginnt: „In einer Note von erstaunlicher Frechheit, die zu gleicher Zeit die Wahrheit, den Anstand und die Vernunft schändet . . ." und im weiteren die Rede ist von „unflätiger Wut, die euch das Gefühl der Sicherheit raubt und sogar die Rücksicht auf das nötige Maß von Heuchelei vergessen läßt . . ." so ist das ganz die Art der Wurfgeschosse, mit denen der französische Journalist den äußeren Feind zu vernichten pflegt. Gemeint ist jedoch die „Lanterne", die dem Herzog von Orleans zu nahe getreten war. In minder robusten Formen bewegen sich die Zwistigkeiten, die in der übrigen Presse, so zwischen dem kapitalistischen „Temps" und der sozialdemokratischen „Humanité" in täglichen Neuauflagen, so ziemlich den ganzen Raum einnehmen, den nicht die Schmähung des Feindes beansprucht, und ein unabweisbares Zeugnis geben von einem zur auch nur momentanen Hintanstellung des Partikularismus der Interessen und Ideen nicht ausreichenden Nationalgefühl.

Wenn die Zeitungen die Gemütsverfassung des Volkes widerspiegeln, so versteht man unter solchen Umständen immer mehr den von der Regierung an die Presse ergangenen und mit der Lieferung reichlichen Materials in der Art der neulichen Greuellegenden unterstützten Auftrag, durch die Hypnose des Hasses eine nationale Einigkeit zu erhalten, die edlerer Triebkräfte offenbar ermangelt. Und allerdings konnte die Erfüllung dieser Mission mit guter Aussicht auf Erfolg von der Pariser Presse erwartet werden, deren Leistungen in der Kunst der Bemeisterung ihres Publikums zu den kühnsten Hoffnungen berechtigten. Wenn man heute an die erpresserischen „Kampagnen" zurückdenkt, die von den verbreitetsten Pariser Zeitungen unter dem Vorwand eines öffentlichen Interesses geführt und mitunter sogar vom Strafrichter unterbrochen werden konnten, ohne dem Ansehen des Blattes erheblich zu schaden; oder wenn man sich an die idiotischen Preisaufgaben erinnert, die von der Pariser Presse dem „geistreichsten Volke der Erde" zugemutet werden durften und deren erfolgreichste sich um die Feststellung der genauen Zahl der in einer Flasche enthaltenen Leinsamenkörner drehte; wenn man weiß, daß das in Frankreich so üppig blühende finanzielle Piratentum seine beste Stütze stets in den Falschspielergewohnheiten des Pariser Journalismus fand, der in solchen Fällen das Sprichwort vom *silbernen Reden und goldenen Schweigen buchstäblich* anwandte, so erkennt man in dem gegenwärtigen, hauptsächlich auf Lügen, Verleumdungen und Fälschungen gegründeten Gebaren der französischen Presse nur die Mobilisierung von Gepflogenheiten, in denen sie dank jahrzehntelanger Übung, der das eigene Volk als Versuchstier und Opfer diente, längst einen hohen Grad der Vervollkommnung erreicht hatte. Die Vortäuschung einer glänzenden militärischen Lage erfordert im Grunde ein eher geringeres Talent als die Vorspiegelungen, die das französische Volk einst in den Panamaskandal und so manchen anderen Aderlaß am nationolen Reichtum hineingelogen haben. Man braucht sich nur gewisser, nicht weit zurückliegender Gerichtsverhandlungen zu erinnern, um den verleumderischen Eifer eines „Matin" ohne alle Verwunderung zu betrachten. Wenn er jetzt zum Beispiel *seinen Erfindungen bisweilen dadurch Gewicht zu verleihen sucht, daß er als Quelle schlankweg — die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung"* nennt, so sind das wesentlich die gleichen Methoden, auf denen er in den von Chaumié und Humbert gegen ihn angestrengten Verleumdungsprozessen ertappt wurde. Nichts ist natürlicher, als daß ein Blatt wie der „Figaro", auf dessen Geschäftsbetrieb der Caillaux-Prozeß so interessante Lichter warf, die Erpressung zur Abwechselung einmal im *vaterländischen*, obzwar ohne Zweifel auch jetzt *nicht unentgeltlichen* Dienst, unter anderem in der Form der bedingten Drohung gegen den die Neutralität seiner geistlichen Großmachtswürde wahrenden Papst betätigt oder die im Laufe seines einträglichen Feldzugs unter anderem in der Form der bedingten Drohung gegen den Deutschen Kaiser wendet, oder daß dieses einst von der Aristokratie geschätzte,

heute nur noch bei der Halbwelt in Ehren stehende Blatt dem Geschmack seiner Kundschaft durch hysterische Phantasien zu schmeicheln bemüht ist. Die diplomatischen Weisheiten des Herrn Gabriel Hanotaux, der seit seiner literarischen Beschäftigung mit Richelieu unter dem Wahn leidet, selber ein Richelieu zu sein, bedürfen für eine so beschaffene Klientel allerdings einer würzigeren Zuspeise.

Indessen scheint die Verzückung des Hasses, in die man das französische Volk versetzt hat, nicht ganz ohne lichte Momente abzugehen. Das ist aus den gegen die Entmutigung gerichteten Beschwörungen zu schließen, denen man namentlich in den letzten Wochen immer häufiger begegnet. In einem Artikel „gegen die Ungeduld“ verlangt der „Temps“ (28. Januar) „die strengste Verurteilung für jedes Wort der Klage über die lange Dauer des Krieges, denn in ihr würde sich eine gefährliche Ermüdung enthüllen“. Und im „Echo de Paris“ (24. Januar) glaubt der Abgeordnete Delafosse unter der mahnenden Überschrift „Vertrauen und Geduld“ gar schon den stärksten Zauber anwenden zu müssen, den feierlichen Appell an den Rentnerinstinkt des französischen Bürgers, dem er für den Fall des „deutschen Friedens“ die Schrecken der „systematischen Enteignung“ an die Wand malt. „Diese Hungerleider,“ so läßt sich dieser Jesajas des Kassenschrankes vernehmen, „die vor Neid und Elend in den Sümpfen Brandenburgs und Pommerns ausgetrocknet sind, würden sich unserer Häuser und Felder bemächtigen und jene, die vom deutschen Frieden träumen, würden ihre Leibeigenen werden.“ Es gibt also in Frankreich immerhin Leute, die „vom deutschen Frieden träumen“, und dies zu wissen ist eine der zahlreichen Genugtuungen, die uns aus der Lektüre der französischen Zeitungen erblühen.



Uhland und der Umgang mit Engländern

Ein Seitenstück zu „Knigges Umgang mit Engländern“ (vgl. Heft 7) wußte der 83jährige Dichter George Morin in München einmal zu erzählen:

„Es war an einem schönen Sommertage des Jahres 1848, als ich, ein erst siebzehnjähriger Jüngling, eine Dampfschiffahrt auf dem Rheine von Mannheim bis Germersheim mitmachte. Es waren nur wenige Passagiere an Bord, als das Dampfschiff, vor Speyer angelangt, zwei weitere Fahrgäste, einen älteren Herrn und eine Dame, zur Weiterfahrt aufnahm. Als dieselben sich auf dem Verdeck ergingen, hörte ich, wie der Kapitän zu einem Fahrgast sagte: ‚Wissen Sie, wer der eben angekommene Herr ist? Der ist kein Geringerer als der berühmte Dichter Ludwig Uhland und seine Frau!‘ — Die Kunde hiervon ging wie im Lauffeuer über das Verdeck; alles suchte in die Nähe des hochinteressanten Fremden zu kommen, selbstverständlich ich auch, hatten mich doch seine herrlichen Dichtungen stets hoch begeistert. Uhland, der es wohl merken mochte, daß dieses Herandrängen der Leute nur seiner Person galt, hatte eben seiner Gattin etwas ins Ohr geflüstert, als ein heftiger Donnerschlag plötzlich alles darauf aufmerksam machte, daß sich, was man in der allgemeinen Uhlandbetrachtung gar nicht bemerkte, die Sonne verfinstert hatte und ein Gewitter über uns stand. Schon in der nächsten Minute fing es tüchtig zu regnen an. Die meisten eilten in die unteren Schiffsräume; Uhland nebst Gemahlin, ein Heidelberger Student und meine Wenigkeit in die kleine Kajüte des Kapitäns. In derselben befand sich als einziger Sitzplatz ein Diwan, auf den sich unverschämterweise ein himmellanger junger Engländer, der uns vorausgeeilt war, der Länge nach auf dem Rücken liegend, hingestreckt hatte und eifrig in einem Buche zu lesen schien.

Da hörte ich, wie Uhland zu seiner Frau sagte: „Wo England Platz genommen, da hat Deutschland immer das Nachsehen!‘ — Da ging ich, ärgerlich über solche englische Rücksichtslosigkeit, welche selbst einer Dame den Sitzplatz mit den Füßen verlegte, auf denselben



zu und bat ihn zuerst höflich, der Dame Platz machen zu wollen. Der Engländer, der, wie ich aus einem kurz vorher gehörten Gespräch desselben mit einem anderen Passagier wohl wußte, gut Deutsch verstand, gab keine Antwort und rührte sich nicht; nun fragten der Heidelberger Student und ich denselben in kategorischer Weise, ob er Platz machen wolle. Als uns darauf ein barsches ‚Nein‘ entgegentönte, wechselte ich mit dem Heidelberger einen verständnisinnigen Blick; der Student packte den englischen Grobian unter den Armen, ich denselben gleichzeitig bei den Füßen und plumps, da lag er auf dem Boden, von dem er rasch aufsprang und mit einem Fluch zur Türe hinauseilte. Nun trat ich mit entblößtem Haupt auf Uhland zu und sprach: ‚Sehen Sie, mein lieber Herr, wenn Deutschland ordentlich auftritt, muß auch England Platz machen!‘ Lachend gab mir Uhland die Hand mit dem Bemerken: ‚Sie sind ein wackerer Junge; wenn Deutschland viel tausend solcher Jungens hat, dann können wir getrost auf die Zukunft Deutschlands hoffen.‘“

So mußte sich schon zu Uhlands Zeiten ein „Gentleman“ von einem „Barbaren, mit seinen häßlichen, plumpen Verkehrssitten“ über den einfachsten Anstand belehren lassen.

G. P.



„Der Schatten ist nicht der Mann; sieh nach der Sonne!“

Ein Weltkrieg von der Katastrophengewalt des gegenwärtigen Völkerringens ist notwendig ein Umwerter aller politischen Werte. Er stellt das Licht der ewigen Wahrheiten, der Gesinnungsgröße, des Geistesadels auf den Sockel der Weltgeschichte: vorab bei den edlen, stolzen, freiheitliebenden und urteilsüberlegenen Söhnen Albions. Eine strahlende Spiegelung dieser erhebenden Tatsache ist das Antlitz des hochangesehenen Schriftstellers Stephen Graham, der sich vor zwei Jahren in seinem Buch „Changing Russia“ über das vornehme Wesen des inniggeliebten russischen Bundesgenossen wie folgt vernehmen ließ. Wenn man annehme, die Kommerzialisation des Russentums und die Säkularisierung seines Lebens seien unschädlich, da doch auch das Vorbild, die bürgerliche Bevölkerung Englands, Deutschlands, Frankreichs gewiß nicht so schlecht sei, daß sie nicht auf dem Wege zum Besseren wäre, so sei man im Irrtum. „Wenn einst die russische Bevölkerung ganz verderbt sein wird, so wird sie die verräterischste, nichtswürdigste und gefährlichste in ganz Europa sein. Dem verdorbenen Russen ist alles möglich. Sein Lieblingsgrundsatz ist, daß alles erlaubt sei, und unter dem ‚alles‘ versteht er jeden Greuel, jede schreckliche und unerhörte Roheit, jede Grausamkeit, Falschheit, Ausschweifung. So selbstsüchtig wie nur möglich sein, grob, plump, häßlich, treulos in der Ehe, unzüchtig, unrein, durchaus unfähig, das Gute und Wahre bei seinem Nachbarn und im Leben zu verstehen: so ist der russische Bourgeois.“

Der dies geschrieben, ist heute, um der Vervollkommnung seiner Ententebrüder-Psychologie willen, russischer Militärberichterstatter der „Times“ und amerikanischer Blätter von der Hearstsippe: und wie lieblich klingt's aus seinem Munde, wenn er heute dieselbe Melodie, nur von Dur auf Moll gesetzt, pfeift! All die Schändlichkeiten, die früher dem Russen eigneten, haben sich jetzt durch das Mittel des belgischen Klischees auf die deutschen Hunnenhorden abgefärbt, die ins heilige zarische Reich frevelmütig einzubrechen wagen; dafür strahlt der Herrscher aller Reußen in der Sonne einer freiheitspendenden, vornehmste Menschlichkeit bezeugenden und von jedem Untertan auf Händen getragenen Majestät, dafür sind aus den in Uniform gesteckten oder als stille Streiter am häuslichen Herd wirkenden russischen Bürgern Engelsbilder und wahrhafte Verkörperungen des Kantschen kategorischen Imperativs geworden, „denen

der Tod keinen Schrecken bietet und der Gedanke ehrenvoller Hingabe des Bluts für das Vaterland geistige Nahrung ist ... Sie lieben ihre Soldaten lebendig; sind sie aber tot, so werden sie ihnen zu Heiligen. Nur eins gibt es, was die Begeisterung der russischen Truppen brechen könnte, das wäre der Gedanke, für eine ungerechte Sache zu kämpfen". Und so geht's weiter und

Brennt's an Steffens Reiseschuhen,
Fort mit der Zeit zu schreiten.

M. A. C. Kay



Germanenkunst

Unter vielen Büchern, die sich das letzte Jahr durch auf meinem Schreibtisch einfanden, ist mir die „Germanenkunst" von Hermann Popp, herausgegeben von der Vereinigung Heimat und Welt eines der liebsten. In sehr schlichter, aber geschmackvoller Aufmachung ist dieses Büchlein für die breiteren Volksschichten bestimmt. Von den engeren Kreisen ästhetischer Kunstfreunde werden solche Gaben daher — leider! — leicht übersehen. Das ist schade.

Mit seltener Freude erquickte ich mich in diesem Buche an der frischen, kernhaften Sprache und Art, mit der das unerschöpfliche und ach, noch so wenig erschöpfte Thema der Germanenkunst behandelt ist. Endlich einmal klare Linien! Klares Verfolgen der germanischen Völkerwellen, die von Norden nach Süden strömend, die antike Welt überfluten und an deren Stelle eine neue Kultur setzen, — jene Kultur, in deren Dienst wir heute noch stehen. Mit sicherer Hand geleitet uns der Verfasser durch das Bronze- und Eisenzeitalter hindurch und zeigt uns dort die primitiven Anfänge unsrer Kunst, einer Kunst, die in ihrem Wollen — die feine Erläuterung zwischen Wollen und Können muß man selbst nachlesen! — hinter dem Schaffen höchster Kulturepochen nicht zurückbleibt. Der flächige Ornamentstil — willkommen ist die Vergleichung mit dem Flechtrhythmus der germanischen Poesie, dessen Wesen durch Richard Wagner so wundervoll wiederentdeckt wurde! — wird dann das Merkmal der nordischen Kunst. Was der Verfasser darüber andeutet, erweckt den Wunsch nach der noch immer nicht geschriebenen Geschichte des germanischen Ornaments. Denn darin liegen die Geheimnisse unsrer Kunst.

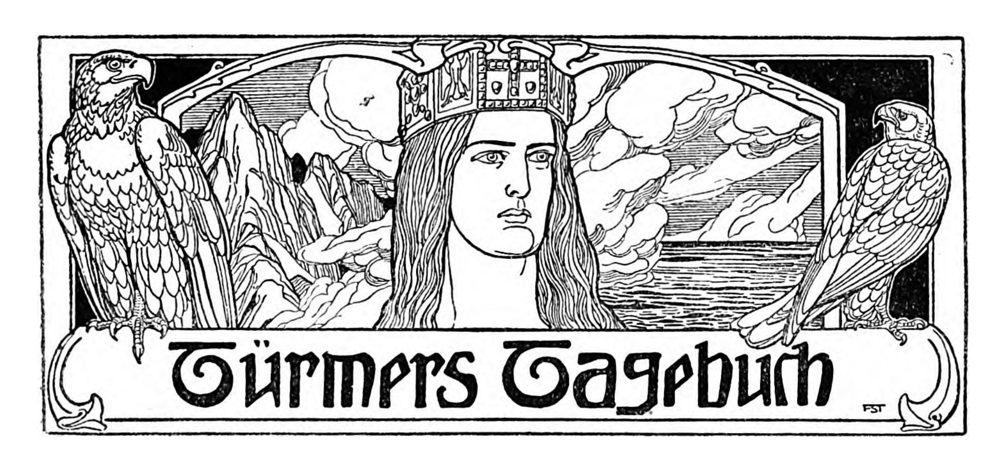
Es ist gerade heute, in diesen großen Tagen der Erneuerung, von unschätzbarem Wert, sich in die frühsten Entwicklungen unsrer Kunst wie unsrer Kultur überhaupt zu versenken. Welche Aufschlüsse z. B. geben uns, wenn wir die stets so hoch über uns hinausgelobte italienische Kultur betrachten, die Zeiten Theoderichs!

Wie sagt doch Montalembert? „Die Germanen zerstören, aber sie setzen Neues an Stelle des Zerstörten; zudem vernichten sie nichts von dem, was noch lebenswert und lebensfähig ist. Blut in Strömen wird von ihnen vergossen; aber mit ihrem eigenen Blut erneuern sie das Lebensmark des erschöpften Europa. Kraft und Leben bringen sie mit Feuer und Schwert."

Als Hermann Popp diese Stelle in sein Buch aufnahm, dachte er nicht, daß sie zur Prophezeihung unmittelbar bevorstehender Ereignisse werden sollte. Die „Germanenkunst" erblickte vor dem Krieg das Licht der Welt. Sie wird hoffentlich noch recht lange nach ihm mit Nutzen gelesen werden.

Mela Escherich





Der Krieg

Es ist schon reichlich viel, was wir uns an Entgegenkommen gegen gewisse Neutrale und damit den Nutznießer ihrer „Neutralität“ leisten, der ja kein anderer ist, als immer der selbe Glückliche. Aber es ist noch reichlicher, was uns von der anderen Seite zugemutet wird. Monate liegen zurück, seit unser Großadmiral, Herr von Tirpitz, in der bekannten Unterredung mit dem Zeitungsmann die neutrale Welt schonend auf unsern „Unterseebootskrieg“ vorbereitet hat. Und nach der endlich erfolgten amtlichen Erklärung geben wir den Neutralen noch volle 14 Tage Zeit, sich weiter darauf vorzubereiten, d. h. in aller Ruhe in Sicherheit zu bringen und überhaupt nicht in Gefahr zu begeben. Denn es liegt doch kein Zwang vor, die von uns als Kriegsgebiet erklärten Gewässer zu befahren!

Unsere Selbstlosigkeit strahlt also wieder einmal im reinsten Glanz. Sie gibt England und andern reichliche Frist, ihre Handelsflotten vollends zu bewaffnen. Und wieder einmal ernten wir den gebührenden Dank. Amerika, das friedestiftende, unsere Feinde mit Waffen versehende, neutrale Amerika, — „protestiert“! Es entsinnt sich plötzlich — uns gegenüber — eines „Völkerrechts“. Nach dessen Bräuchen stehe den kriegführenden Mächten nur das Recht der Durchsuchung von Handelsschiffen auf Konterbande und zum Zwecke der Feststellung der wirklichen Nationalität frei.

Lassen wir schon, als die einzigen, dieses „Völkerrecht“ einmal gelten, so ist doch, wie Georg Bernhard in der „Voss. Ztg.“ sehr richtig bemerkt, „gerade das Völkerrecht dasjenige Rechtsgebiet, das sich in der schnellsten Entwicklung befindet und dessen Grundsätze auf die Voraussetzungen hin geprüft werden müssen, unter denen sie entstanden sind. Durch das Recht auf Durchsuchung feindlicher Handelsschiffe wird der Grundsatz anerkannt, daß keine kriegführende Macht sich die Übermittlung von Konterbande an die Gegenpartei gefallen zu lassen braucht. Zur Verhinderung solcher Zufuhr von Konterbande hat man bisher das Recht auf Durchsuchung als genügend erachtet. Denn bisher dachte man nur an die Durchsuchung durch mehr oder minder große Kriegsfahrzeuge, und weiter galt es als

selbstverständlich, daß Handelsschiffe sich der Untersuchung nicht mit Waffengewalt widersetzen. Im jetzigen Krieg tritt nun zum ersten Male das Unterseeboot als selbständiges Kriegsfahrzeug auf. Für jedes Unterseeboot besteht aber dem bewaffneten Handelsschiff gegenüber eine Gefahr. Nun hat England nicht nur seine eigenen Handelsschiffe bewaffnet, sondern es hat es für erlaubt erklärt, daß seine Handelsschiffe fremde Flaggen setzen. Die Folge ist, daß ein Unterseeboot, das darangeht, ein vermeintlich neutrales Schiff zu untersuchen, Gefahr läuft, von dem unter falscher Flagge segelnden englischen Handelsschiff beschädigt oder gar vernichtet zu werden.

Soll nun solcher Heimtücke gegenüber Deutschland einfach die Waffen strecken, weil eventuell auch einmal zu Unrecht ein amerikanisches Schiff torpediert werden könnte? Nichts anderes verlangt die amerikanische Note. Es bedarf keines Wortes der Auseinandersetzung darüber, daß durch ein solches Verzichtleisten Deutschlands ein nicht wieder einzubringender militärischer Nachteil und eine bedauerliche Hinauszögerung der Kriegsdauer entstehen müßte. Es hätte von allen Gerechtdenkenden zweifellos entschuldigt werden müssen, wenn sofort nach der englischen Sanktionierung des Flaggenmißbrauchs von deutschen Kriegsschiffen rücksichtslos vorgegangen worden wäre. Unsere Regierung hat aber, was sicher jedermann im Lande vollkommen billigt, und was vor allem von den Neutralen um so mehr anerkannt werden müßte, als von England nicht solche Rücksichten geübt worden sind, aus humanen und völkerrechtlichen Erwägungen heraus 14 Tage vorher eine Erklärung erlassen und dadurch dafür Sorge getragen, daß alle neutralen Schiffe entweder in Sicherheit gebracht werden können oder in Kenntnis der ihnen drohenden Gefahr gesetzt sind. Eine solche Erklärung wird völkerrechtlich nur bei der Blockade verlangt. Wir haben also mehr getan, als wir nach den Grundsätzen des Völkerrechtes zu tun verpflichtet waren. Das, was wir getan haben, geht sogar über das hinaus, was durch die Umstände geboten war. Denn es sind viele und zwar sehr Einsichtige im Lande, die durchaus der Überzeugung leben, daß Deutschland mit seinen Unterseebooten tatsächlich die Möglichkeit hätte, die Blockade über England auszusprechen und sie effektiv durchzuführen.

Wir wollen den Handel der Neutralen, so wie wir es bisher getan haben, auch in Zukunft unbedingt schützen. Aber — das muß einmal klar ausgesprochen werden — wir wünschen nicht mehr, daß die Neutralen in gewissen Waren Handel mit England treiben. Wir haben uns ursprünglich nicht darum gekümmert, denn es lag unserem menschlichen, allzumenschlichen Denken fern, ein Volk aushungern zu wollen. Auf diesen Einfall ist zuerst England gekommen, dessen Staatsmänner sich nicht geschämt haben, öffentlich zu erklären, daß der Zweck ihrer Handlungsweise sei, durch den Hungertod Frauen und Kinder in Deutschland, deren Schutz sonst oberster Grundsatz des Völker- und Kriegsrechts ist, zu bedrohen. Wir müssen uns nunmehr zur Wehr setzen. Und wir sind nun vor die bittere Notwendigkeit gestellt, mit allen unseren Waffen zur See — namentlich mit Unterseebooten und Minen — die Zufuhr von Nahrungsmitteln nach England zu verhindern. Amerika wird uns selbstverständlich in bezug

auf die Lebensmittelzufuhr die Anwendung derselben Grundsätze gestatten müssen, die es ja die ganze Zeit hindurch England gestattet hat. Wir werden natürlich in weitestem Umfange die von uns immer geübte Rücksicht auch weiter üben, Leben und Eigentum der Neutralen zu schonen, aber die Ausschließung bedauerlicher Irrtümer ist nur dann möglich, wenn die Neutralen auch ihrerseits dafür sorgen, daß ihre Flagge von England nicht mißbraucht wird. Können sie das nicht, so müssen wir von ihnen verlangen, daß sie ihre Schiffe aus den Gebieten fernhalten, die wir zum Kriegsgebiet erklärt haben. Das liegt in ihrem eigenen Interesse, denn wir hoffen, es wird sich sehr bald zeigen, daß die Abschließung Englands durch unsere Unterseeboote viel effektiver ist, als England der Welt glauben machen will.

In ganz Deutschland würden die Folgen, die sich daraus ergeben können, daß entweder Amerika England nicht zur Achtung der Bräuche des Völkerrechts zwingen kann, oder daß es nicht seine Schiffe aus den Kriegsgewässern fernhält, auf das lebhafteste bedauert werden. Aber auf der anderen Seite müssen wir das größte Gewicht darauf legen, daß uns von seiten Amerikas in unserer Kriegführung nicht Hindernisse bereitet werden, die schließlich dazu führen müßten, die von Amerika stets gepredigten Friedensabsichten ... zu durchkreuzen. Wir haben, weil uns an der Aufrechterhaltung freundschaftlicher Beziehungen zu Amerika lag, über das, was bisher geschehen ist, offiziell geschwiegen. Der amerikanischen Regierung wird es ja nicht ganz unbekannt sein, in welchem Umfange von amerikanischen Industriellen und Händlern Waffen, anderes Kriegsmaterial und was überhaupt nur irgend zur Kriegführung nötig ist, an unsere Feinde geliefert worden sind. Eine sehr wohlwollende Neutralität der amerikanischen Nation sprach sich ja darin gerade nicht aus. Aus so langem Schweigen darf aber die amerikanische Regierung nicht schließen, daß Deutschland zu allem und jedem schweigt, oder gar etwa, daß bei uns irgendwie ein Gefühl der Angst gegenüber Amerika besteht. Wir kennen die Größe und die Macht des amerikanischen Volkes, das wir achten, ganz genau. Aber wir wissen auch ebensogut, daß dieses Volk es sich nicht gefallen lassen wird, wenn seine Regierung, anstatt auf das zu achten, was vor ihren Toren in Japan und China sich augenblicklich abspielt, Partei in den europäischen Händeln nimmt. Amerika ist das gegebene Land der Neutralität gegenüber den europäischen Streitigkeiten. Es kann selbstverständlich keine unfreundlichen Akte gegen England und Frankreich begehen, deren Abkömmlinge einen großen Bestandteil der amerikanischen Nation bilden. Aber ebensowenig darf eine amerikanische Regierung es wagen, zu feindseligen Handlungen gegen Deutschland zu schreiten, angesichts der Millionen von Deutschen und der mit ihnen augenblicklich sympathisierenden Iren, die als gute amerikanische Bürger im Lande leben.

Der Wortlaut der amerikanischen Note hat aber auch bemerkenswerte — „Schönheitsfehler". Die „Deut. Tagesztg." betupft sie: „In ihrer Einleitung faßt die Note die Bekanntmachung vom 4. Februar zusammen und sagt u. a.: ‚daß alle in diesen Gewässern nach dem 18. d. M. angetroffenen Kauffahrteischiffe zerstört werden sollen usw.' Diese Wiedergabe ist leider ungenau, denn in der Bekanntmachung des ‚Reichsanzeigers' stand: ‚... vom 18. Februar 1915 an wird

jedes in diesem Kriegsgebiet angetroffene feindliche Kauffahrteischiff zerstört werden'. Die amerikanische Note läßt also das immerhin nicht ganz unwesentliche Wort ‚feindliche' aus. Die Veröffentlichung der amerikanischen Note in den Vereinigten Staaten muß mithin der dortigen Bevölkerung den Inhalt der deutschen Kriegsgebieterklärung in diesem wesentlichen Punkte anders erscheinen lassen, als er tatsächlich ist, und wird deshalb in der Bevölkerung der Vereinigten Staaten nicht im Sinne der freundschaftlichen Gefühle wirken, welche die Note für die amerikanische Regierung in Anspruch nimmt.

Die Note betont die ‚kritische Lage', welche zwischen den beiden Mächten entstehen könnte, falls deutsche Seestreitkräfte ‚irgendein Kauffahrteischiff der Vereinigten Staaten zerstörte, oder den Tod eines amerikanischen Staatsangehörigen verursachte'. Sie spricht dann davon, daß eine vorschriftsmäßig ausgeführte Blockade der blockierenden Flotte lediglich das Recht zur Durchsuchung von neutralen Schiffen auf hoher See gäbe. Da nun im vorliegenden Falle eine Blockade nicht beabsichtigt sei, so stehe die in der deutschen Erklärung angekündigte Zerstörung von Schiffen ohne Untersuchung ‚so sehr im Widerspruche mit allen Präzedenzen der Seekriegführung, daß die amerikanische Regierung kaum annehmen kann, daß die Kaiserlich Deutsche Regierung im vorliegenden Falle sie als möglich ins Auge faßt'. Der Verdacht eines Mißbrauchs der neutralen Flagge könne ebenfalls dazu nicht berechtigen. Als Konsequenz fordert die amerikanische Regierung die Durchsuchung. Diese Forderung zeigt, daß man in Washington den Sinn der deutschen Maßnahme nicht begreift oder nicht begreifen will. ... Die Forderung der Note nach Durchsuchung und Feststellung der Identität der neutralen Handelsschiffe läuft de facto auf die Nichtanerkennung der deutschen Kriegsgebieterklärung hinaus. Das ist eigentlich der Kernpunkt der langen und viele Worte machenden amerikanischen Note. Um ihn dreht sich im Grunde alles, und deshalb wird die deutsche Antwort ihn hervorheben müssen. ...

Der aus einer Reutermeldung wiedergegebene Satz, in welchem von einer ‚unentschuldbaren Schändung des Völkerrechtes' gesprochen werde, ist nach dem jetzt vorliegenden Wortlaute zu ändern in ‚eine unentschuldbare Verletzung neutraler Rechte'. Das Wort ‚unentschuldbar' hat einen Sinn, den wir nicht unerörtert lassen möchten. Das Deutsche Reich ist weit davon entfernt, zu wünschen oder zu verlangen, daß eine aus der Kriegsgebieterklärung sich ergebende militärische Handlung als ‚entschuldbar' angesehen, also entschuldigt werde. Von Entschuldigung, also von Entlastung von einer Schuld auf dem Wege verzeihender Gnade ist hier nicht die Rede. Die deutsche Kriegsgebieterklärung ist eine Warnung, und diese Warnung ist aus Rücksichtnahme auf die Neutralen hervorgegangen. Ob man diese Warnung und ihre Beweggründe würdigt, ob man sie formal anerkennt oder gegen sie protestiert, das sind Fragen zweiter Ordnung. Werden aber ihre Konsequenzen als ‚unentschuldbar' bezeichnet, so möchten wir glauben, daß die Regierung der Vereinigten Staaten ihr Niveau verkennt. Das gleiche gilt von der sonderbaren Wendung: die Regierung der Vereinigten Staaten werde sich, ‚wie die Kaiserlich Deutsche Regierung wohl verstehen wird, genötigt sehen, die Kaiserlich Deutsche Regierung für solche Handlungen ihrer Marinebehörden streng ver-

antwortlich machen und alle Schritte tun usw.'. Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß die Herren Wilson und Bryan im Notenverkehr mit mexikanischen Prätendenten und Rebellenführern sich einen Ton angeeignet haben, der im Verkehr mit der Regierung des Deutschen Reiches nicht angemessen ist.

Zum Schlusse fordert die amerikanische Note eine Versicherung von der deutschen Regierung, ‚daß amerikanische Staatsbürger und ihre Schiffe anders als im Wege der Durchsuchung durch deutsche Seestreitkräfte selbst in dem in der Bekanntmachung des deutschen Admiralstabes näher bezeichneten Gebiete nicht belästigt werden sollen'. — Dazu braucht kaum bemerkt zu werden, daß eine solche Versicherung der deutschen Regierung völlig ausgeschlossen ist. Beiläufig bemerkt: was soll die Wendung bedeuten: ‚und ihre Schiffe'? Sind das nur die wenigen vorhandenen amerikanischen Schiffe, oder sind es nicht auch englische Schiffe, auf denen sich Amerikaner befinden und die deshalb als ‚ihre' Schiffe bezeichnet werden? Antwort ist erwünscht.

Daß die amerikanische Regierung der großbritannischen wegen ungerechtfertigten Gebrauches der amerikanischen Flagge Vorstellungen gemacht hat, kann leider an der Situation nichts ändern. Selbst wenn die großbritannische Regierung auf diese Vorstellungen antworten würde, daß sie, soviel an ihr läge, solchen Mißbrauch verhindern wolle, so würde das nicht die geringste Gewähr für den guten Glauben dieser Versicherung geben und ebensowenig dafür, daß die britischen Kapitäne sich auch nur im allermindesten daran kehrten. Das Ziel der großbritannischen Regierung und Reedereien ist: den deutschen Handelskrieg illusorisch, zu einem Mißerfolge zu machen. Dazu wird man sich aller Mittel bedienen und vor allem des Mißbrauches neutraler Flaggen.

Alles in allem kann man also nur wiederholen: der einzige Weg zur Erhaltung der bestehenden Beziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und den Vereinigten Staaten bildet eine tatsächliche amerikanische Anerkennung der deutschen Kriegsgebieterklärung und die Berücksichtigung der in ihr ausgesprochenen Warnung."

Zur rechten Zeit nagelt Kontreadmiral a. D. Weber im „Tag" fest, wie die Regierung dieses Landes, mit dem wir seit weit über hundert Jahren durch starke politische und wirtschaftliche Bande verknüpft waren, dem wir einen erheblichen Teil seiner besten Bewohner lieferten, nicht nur die schwere Beeinträchtigung seines Seehandels mit den anderen Neutralen und vor allem mit Deutschland und Österreich durch die englische Flotte willig ertragen hat — sein lendenlahmer Protest wurde von England in einer Weise abgefertigt, die keine Überzeugung von der Ernsthaftigkeit seiner Absender verriet — nein, wie sie auch durch ihre Antwort auf die Eingabe des Senators Stones die Lieferung von Waffen und Kriegsmaterial an unsere Gegner geradezu als erlaubt und gerechtfertigt erklärt hat. „Hatte dieser einseitige Handel mit Konterbande an eine Partei der Kriegführenden schon bis zum Schlusse des alten Jahres einen Wert von mehr als zwei Milliarden erreicht, so ist vorauszusehen, daß er nach Herrn Bryans amtlicher Anerkennung seiner Zulässigkeit in der nächsten Zeit noch ganz erheblich wachsen wird, nicht nur, weil ihm von dieser Seite keine Be-

lästigung bevorsteht, sondern auch, weil England, Frankreich und Rußland in immer steigendem Maße auf ihn angewiesen sind. Die britische Industrie ist auf die Herstellung von Kriegsbedarf für ein Millionenheer nicht eingerichtet; Frankreichs Industriegebiete sind zu vier Fünfteln in deutschen Händen, und Rußlands Armee und Marine waren von jeher in hohem Maße vom Auslande abhängig.

Das amtliche Deutschland hat gegen diese unter der Maske der Neutralität wirkende Teilnahme an dem Kampfe gegen uns Einspruch erhoben; wie der erwähnte Brief zeigt, ohne Erfolg. Ob die hochherzige Kundgebung der in Deutschland wohnenden Amerikaner oder die starke Agitation der Deutschamerikaner in den Vereinigten Staaten zu einem besseren Ergebnis führen werden, muß nach der bisherigen Haltung des Kabinetts in Washington als zweifelhaft gelten. Unter diesen Umständen war Selbsthilfe für Deutschland ein Gebot der Pflicht, zu der die seitens Englands angedrohte Aushungerung und die Versorgung unserer Gegner mit Waffen in gleicher Weise zwangen. Die deutsche Regierung hat sich ihr unterzogen, indem sie alle berechtigten Ansprüche der Neutralen durch Beobachtung einer vierzehntägigen Warnungsfrist berücksichtigte.

Zur Erklärung des deutschen Admiralstabes zwangen ihn aber noch zwei andere Umstände: die seit zwei Jahren erfolgte Armierung einer großen Zahl — mehr als hundert — von britischen Handelsschiffen mit Geschützen und Munition und die von englischen Reedereien auf die Vernichtung deutscher U-Boote ausgesetzten Preise für Handelsschiffe.

Auch der Laie weiß, daß ein U-Boot auftauchen muß, wenn es eine Untersuchung der Schiffspapiere und die Bergung der Besatzungen nach der nächsten Küste vornehmen will. Die genannten beiden Maßregeln Englands machen aber diese Handlungen zu einem außerordentlich gefahrvollen Unternehmen, denn ein Schuß eines armierten Dampfers in den Turm eines U-Bootes kann dieses zum Sinken bringen. Die von der englischen Admiralität ganz zweifellos angeordnete Führung neutraler Flaggen durch englische Handelsdampfer macht. aber die Unterscheidung zwischen feindlichen und neutralen Schiffen unmöglich Somit ist das Recht durchaus auf seiten unserer U-Boote, wenn sie jedes Schiff, das nach Ablauf der Warnungsfrist in einen feindlichen Hafen einläuft, versenken. Das ist von zahlreichen Blättern des neutralen Auslandes in Europa anerkannt worden."

Wenn der Protest mit mehr oder weniger verblümten oder unverblümten Worten unser Vorgehen als einen Akt bezeichnet, der einer kriegerischen Handlung ja der Seeräuberei gefährlich nahekomme, so bedeutet das in der Tat, „daß die Vereinigten Staaten nicht nur die Unterstützung unserer Gegner zulassen und ausdrücklich billigen, sondern sogar von Staats wegen dafür sorgen wollen, daß die amerikanische Konterbande auch in die Hände ihrer Besteller kommt, während jede Zufuhr nach Deutschland unterbleibt."

Ein volles Vierteljahr hat Deutschland gewartet, ehe es auf die englische Nordseesperre die Antwort gegeben hat. „Jetzt", schreibt die „Frankf. Ztg.", „ist sie da, und aus ihrem Ton und ihrem Inhalt erkennt man, daß es sich nicht um eine papierene Sache handeln wird: Es handelt sich um Tod und Leben

für Deutschland. Da darf nur der eine Gesichtspunkt gelten, wie werden wir des Feindes, der mit so kalter Ausnützung seiner Gewalt uns zu erdrosseln sucht, am besten und raschesten Herr. Zur deutschen Marineverwaltung darf man nach der Art, wie sie gehandelt hat, das Vertrauen haben, daß sie genau die Folgen ihres Schrittes überdacht hat, und daß sie des Erfolges ihres kühnen und gewaltigen Unternehmens, dem das deutsche Volk bis auf den letzten Mann zustimmt, sicher ist. Daß England keinen Grund hat, sich zu beklagen, liegt auf der Hand. Wir tun nichts, als daß wir die Waffen anwenden, mit denen es uns zu verderben trachtete. Es wird sich wehren, das wissen wir. Aber wir sind in Deutschland darauf gefaßt, daß wir mit England kein Fußballmatch spielen. Es geht um einen sehr hohen Einsatz. Der vorlaute Dünkel des Herrn Churchill, der die deutschen ‚Ratten' in ihren Löchern ausräuchern wollte, erschreckt niemanden. Die Welt hat inzwischen gesehen, daß die deutsche Flotte, wenn sie auch an Zahl weit hinter der englischen zurückbleibt, an Kühnheit, Todesmut, Opferbereitschaft und helle äugiger Sicherheit von keiner anderen übertroffen wird. Man wird heute in England wissen, was die deutsche Ansage der Fehde bedeutet. Auch die Neutralen sind nicht berechtigt zur Beschwerde. Es ist richtig, daß die Durchführung der deutschen Erklärung für sie mannigfache Unbequemlichkeiten mit sich bringen wird. Der Handel mit England und Frankreich wird, wenn man ihn fortsetzen will, mit schweren Gefahren verbunden sein. Aber der vorwurfsvolle Ton, in dem die Begründung der deutschen Ankündigung gerade auf die Haltung der Neutralen hinweist, ist aus den Ereignissen der letzten Monate nur zu wohl verständlich. Von den Neutralen ist nichts Ernstliches getan worden, um der englischen Gewaltpolitik entgegenzuwirken. Man hat in den Blättern gegen England geklagt, die Regierungen haben auch miteinander Zwiesprache gehalten, und Amerika hat eine Protestnote an England gerichtet. Aber schließlich haben sich alle geduckt vor Englands Macht, obwohl es doch am Tage ist, daß Deutschland, indem es gegen Englands Seedespotie kämpft, vor allem auch für die Neutralen das Schwert führt. Statt die eigenen Rechte energisch zu wahren, wovon freilich auch Deutschland einen durchaus legitimen Vorteil hätte, duldet Amerika vielmehr, daß seine Waffenlieferanten die Entente mit Waffenvorräten versorgen. Das mag formell der Neutralität nicht widersprechen, aber man wird sich nun jenseits des Atlantik nicht wundern dürfen, wenn ab und zu eines dieser Kanonenschiffe in die Tiefe sinkt. Mit einem Anflug leichter Ironie sagt die Denkschrift der Admiralität, daß die Neutralen doch das ‚Lebensinteresse', das sie in der Praxis dem englischen Vorgehen zugute gehalten haben, auch für Deutschland anerkennen werden.

Deutschland kann in diesem Kampf um sein Dasein nicht nach rechts oder links blicken. Es kann nur das eine Ziel im Auge behalten, sich zu behaupten und zu siegen über einen unbarmherzigen Freund, der seine Kampfesmittel ohne Wahl anwendet und es auf unsere Vernichtung abgesehen hat. Wir können auf andere nicht mehr Rücksicht nehmen als auf uns selbst ...

Der Krieg, der uns über unser Verhältnis zu den andern Völkern so vieles gelehrt, der uns das wahre Gesicht so mancher vorgeblicher Freunde offenbart

hat, er hat uns doch auch einige starke Stellungen gezeigt, die wir in der Welt besitzen und die wir vorher nicht in ihrem vollen Werte erkannt hatten. Zu den dankbar und freudig stimmenden Erfahrungen dieser harten Zeit rechnen wir die glänzende Bewährung der Deutsch-Amerikaner, die tiefe Anhänglichkeit und energische Opferbereitschaft, die sie, die treuen Bürger eines anderen Landes, der Heimat ihrer Jugend oder auch nur der ihrer Eltern und Großeltern bewahrten. Wenn im ganzen die Stimmung der Vereinigten Staaten und die Haltung, die sie uns und unseren Feinden gegenüber einnehmen, unseren berechtigten Hoffnungen durchaus nicht voll entsprochen hat, so schlagen wir das mannhafte Hervortreten der Amerikaner deutscher Abkunft um so höher an, als es gegen eine starke Parteinahme für England bei der Mehrheit ihrer Landsleute kämpfen muß. Der große Haufe ist durch die schändliche Berichterstattung, die von Paris und London aus betrieben wird, so verhetzt, er ist zudem vor dem Kriege so sehr in die englischen Vorurteile hineinerzogen worden, daß jetzt eine Umbildung nicht in der Eile möglich ist. Die englisch geschriebenen Zeitungen Amerikas schwimmen mit sehr wenigen Ausnahmen im englischen Fahrwasser, ja, hohe Persönlichkeiten der Bundesregierung selbst machen trotz der offiziellen Neutralität aus ihren Sympathien mit Deutschlands Feinden kein Geheimnis. Umso größere Ehre gebührt den Deutsch-Amerikanern, die sich mit solcher Wucht gegen die vorherrschende Tendenz anstemmen.

Welche politische Kraft dem aus Deutschland herstammenden amerikanischen Bürgertum innewohnt, das konnte man vor dem Kriege kaum wissen. Der deutsche Einwanderer in die Staaten war von jeher mehr auf die redliche und fleißige Ausübung seines Handwerks und Berufes bedacht als darauf, im öffentlichen Leben seines neuen Vaterlandes eine Rolle zu spielen. Darin unterschied sich der Deutsche auffällig von anderen eingewanderten Volkselementen, wie namentlich von den heute Schulter an Schulter mit den Deutsch-Amerikanern kämpfenden Iren. Diese letzteren wissen sich sehr leicht auf der Grundlage ihrer nationalen Zusammengehörigkeit zu politischen Gruppen zu organisieren, Einfluß in den Stadträten zu erlangen und ihre Vertreter in die Parlamente zu bringen. So traten bisher die Deutsch-Amerikaner nicht auf. Im Wirtschaftsleben der Union erklommen sie durch Tüchtigkeit und Bildung die höchsten Stufen, unter den Führern der amerikanischen Industrie und Finanzwelt begegnen in Fülle die deutschen Namen, aber im öffentlichen Leben und in der Regierung hat das deutsche Element als solches bei weitem nicht die zahlenmäßig seiner Stärke entsprechende Vertretung erlangt. Sah der Reichsdeutsche bei einem Besuche Amerikas diese braven Landsleute bei ihrem Leben, wie sie tagsüber ihrem Gewerbe, abends nach herkömmlicher Vätersitte in Gesang- und Turnvereinen der Erholung nachgingen, von politischem Ehrgeiz aber nichts wußten, bis er allenfalls in der vollkommen anglisierten zweiten oder dritten Generation erwachte, so mochte dem Beobachter wohl manchmal das Herz schwer werden, wenn er über die Bestimmung seiner Nation nachdachte. Im Unmut hierüber hat ein bekannter Historiker vor einigen Jahren einmal geschrieben, die Deutschen in Amerika seien schließlich doch nur Kulturdünger, dazu da, die Äcker fruchtbar zu machen, auf denen andere ernten werden.

Wir wissen heute, daß dies ein falsches und ungerechtes Urteil war. Lange haben die Deutsch-Amerikaner Zurückhaltung geübt, sich öffentlich als Amerikaner und nur in ihrem Hause und unter Freunden als Deutsche gefühlt. Plötzlich in der Stunde der Not und Gefahr der alten Heimat sind sie dann aufgeschreckt und siehe da, es zeigt sich, daß sie eine politische Macht erster Ordnung im amerikanischen Leben darstellen. Denn diese deutschen Amerikaner bedeuten über drei Millionen Wähler, sie sind vortrefflich durch ihre vielen Vereine organisiert und sie sind entschlossen, sich diesmal vom englischen Meinungsdespotismus nicht unterjochen zu lassen. Mit ihnen verbündet sind die Iren, die ebenfalls ausgezeichnete Organisationen haben und den Haß gegen England im Blute tragen. Schon hat die Auflehnung der Deutsch-Amerikaner einen großen politischen Erfolg erzielt; bei den Kongreßwahlen im November haben sie der demokratischen Partei, deren Führer der Präsident Wilson und der Staatssekretär Bryan sind, einen Schlag versetzt, an den sie lange denken wird. Die vorher starke demokratische Mehrheit ist auf einen recht kleinen Vorsprung vor der republikanischen Opposition eingeschrumpft. Herrn Roosevelt aber und seiner neuen Sonderpartei ist völlig der Garaus bereitet worden, und es ist wahrscheinlich, daß dieses politische Irrlicht, welches sich einige Zeit für einen Polarstern ausgab, damit abgetan ist. Diese Erfahrung hat den großen Männern zu denken gegeben, und die Schritte, zu denen sich die Bundesregierung England gegenüber bisher ermannt hat, sind dem energischen Drucke der deutsch-amerikanischen Wähler und ihrer Vertreter im Parlament zuzuschreiben ...

Die deutsche Presse der Vereinigten Staaten, die ‚New Yorker Staatszeitung' (mit ihrem trefflichen Herausgeber Hermann Ridder) und die vielen Blätter in den anderen Städten, hat mit Aufbietung aller Kräfte gearbeitet; eine ganze Reihe englisch geschriebener Organe, wie das ‚Fatherland', sind ins Leben gerufen worden und diese mit Talent und genauer Kenntnis nicht bloß der deutschen, sondern der amerikanischen Verhältnisse redigierten Blätter üben denn doch eine Wirkung aus. Auch der materiellen Leistungen, die das amerikanische Deutschtum sich auferlegt, ist mit Ehren zu gedenken. Es ist doch der Rede wert, wenn ein Wohltätigkeitsverkauf, wie der in New York für das deutsche Rote Kreuz abgehaltene, einen Gewinn von über einer Million Mark ergibt; in allen Städten Nord-, Mittel- und Südamerikas, wo nur Deutsche hausen, zeigt sich die gleiche Opferfreudigkeit. Die Hauptsache aber bleibt das Zusammentreten der Deutschblütigen für die große Sache des alten Landes. Gute Bürger der Union bleiben sie deshalb wie von jeher, aber sie werden ihren Landsleuten die Lehre erteilen, daß man ein vortrefflicher Amerikaner sein kann, ohne alles nachzubeten, was von England kommt, daß deutsches Blut, deutscher Geist und deutscher Fleiß das mitgeschaffen haben, was die Vereinigten Staaten heute sind und daß sie das stolze Bewußtsein ihrer Leistungen haben."





Das größte Rätsel der Zeit

Daß die ganze Menschheit heute von ein und dem selben Feinde bedroht ist und ihn nicht kennt: das, sagt Fritz von Ostini in den „Münchener Neuesten Nachrichten", ist das größte Rätsel der Zeit. Die kleineren Staaten Europas werden ununterbrochen von der englischen Weltmacht vergewaltigt, ihr Handel wird zerstört und gestohlen, ihre Ehre wird durch Fußtritte verletzt, die Freiheit der Meere, auf welcher der Wohlstand aller Staaten beruht, ist zum Wahn geworden — aber die mißhandelten Völker wagen kaum ein bescheidenes Murren. „Rule Britannia, rule the waves!" — dieser freche Wahlspruch einer in ihrer Gesamtheit vom Cäsarenwahnsinn befallenen Nation wird als ein Selbstverständliches hingenommen! Daß aber der Deutsche in seinem besten Liede davon zu singen wagt, daß ihm die Heimat über alles gilt, das wird als Herausforderung der ganzen Menschheit angesehen, schafft uns Anfeindungen in allen Ländern. Dies Rätselhafte ist Tatsache: Die verbissenen Deutschenhasser, die es beispielsweise in Italien immer gab, haben nie einen anderen, ernsthafteren Grund für ihren Haß anzugeben gewußt, als daß sie das deutsche Selbstgefühl beleidige. Dazu kam vielleicht noch die ästhetische Abneigung gegen schlecht angezogene deutsche Reisende, deren Geld man doch recht gerne einstrich. Irgendein anderes bestand und besteht nicht als Grund für die Feindschaft, nichts jedenfalls, was nicht mit zehn Worten abzuweisen wäre. Es gibt keinen ernsthaften Fehler unserer Art, der dies stete Anhassen rechtfertigen würde, es gibt nur Zufälliges, Unwägbares, künstlich aufgebaute Gründe, an die in Wahrheit keiner glaubt. Der Haß gegen uns ist eben da, wie die sklavenhaft ergebene Duldung der englischen Niedertracht da ist. Und wir müssen ihn weiter ertragen, diesen Haß, können nichts dagegensetzen als das Bewußtsein unseres Rechts und unserer Kraft und ein bedingungsloses Zusammenhalten des ganzen Volkes, fest und treu, wie Stahl und Eisen! Wer dieses Zusammenhalten durch überlegen tuende und ästhetelnde Schulmeisterei gefährdet, wer nur ein Wenn und Aber laut werden läßt, das jenes Zusammenhalten irgendwo lockern könnte, ist kein Deutscher! Der ist für uns schlimmer, als ein Feind!

*

Belgien

Der alte Ernst Moritz Arndt ist nicht nur der Mann, den wir in dieser bangen Volkskrisis, welche Wege das siegende Deutschland einschlagen wird, auf das bitterste entbehren, man sieht auch mit erneutem Staunen, was von ihm noch immer die Staatsmänner sich entnehmen könnten, die seit dem großen Freiherrn vom Stein sich wohl am wenigsten um diesen „Volksmann" gekümmert haben. Kundig der Bedingungen, die seit Cäsar bis zu Ludwig XIV. und Napoleon jeweils einen so großen Teil der Geschicke Europas auf den vlaamischen Gefilden zur Entscheidung brachten, ist er es, der nach der Erschaffung Belgiens im Jahre 1830 vollends die Unmöglichkeit der von britischen Zweckgedanken künstlich aufgerichteten Neutralität dargelegt

und klar schon gesehen hat: „Belgien kann nie sein, was die Schweiz." — „Ich frage jeden Feldherrn und Minister, der über Krieg und Politik nachgedacht hat, ob Belgien in einem europäischen Kriege länger neutral bleiben wird, d. h. als neutral geachtet werden wird, als es dem bequem dünken wird, der die beste Kraft in sich fühlt, der Angreifer zu werden."

„Auf Belgiens Gefilden wird um den Besitz des Rheins und auch um die Herrschaft am Kanal, beides für Deutschland und England, in ewigen Zeiten gestritten werden müssen." H.

*

Erst dann!

„Ehrwürdig und heilbringend wird der Deutsche erst dann den anderen Nationen erscheinen, wenn er gezeigt hat, daß er furchtbar ist und es doch durch Anspannung seiner höchsten und edelsten Kunst- und Kulturkräfte vergessen machen will, daß er furchtbar war."

F. Nietzsche (Mahnruf an die Deutschen).

*

Für die Kriegskinder!

In den Blättern wird ein Aufruf veröffentlicht, der unter den vielen anderen und trotz ihnen in die vorderste Reihe gerückt werden sollte:

In bewundernswerter Weise hat sich in den ersten Kriegsmonaten die Bevölkerung Berlins der durch den Krieg plötzlich in Not geratenen und heimatlos gewordenen Kinder angenommen.

Zu Hunderten sind sie in Familien aufgenommen worden und haben dort liebevollste Pflege erfahren.

Wer dann unmittelbar miterleben durfte, wie die aus Not und Hunger in Ruhe und Geborgenheit verpflanzten Kinder aufblühten, wie müde Augen einen frohen und tiefen Glanz bekamen —, der war für sein Werk bedankt. Mit Erschütterung mußte nun manche Frau erfahren, wie die Sorglosigkeit der Tage aus dem scheinbar verrohten Kind ein beseeltes Wesen machte und wie das verschüchterte und starre Geschöpfchen sich dem liebevollen Zuspruch der Pflegemutter glückselig hingab.

Alle Frauen, die ähnliches noch nicht erlebt haben, sollten dieses Erleben suchen. Sie werden dann die Schwere der Zeit leichter in dem Bewußtsein ertragen, daß mit uns eine Jugend heranwächst, die kraftvoll und rein sich der Opfer würdig erzeigen wird, die ihre Väter dem Vaterlande gebracht haben.

Es scheint aber, als ob diese schöne Begeisterung für gerade diesen Zweig der sozialen Arbeit bereits nachgelassen hat. Seil Wochen ist es schwierig, Kinder, die plötzlich ihres Vaters und Ernährers beraubt sind und bei denen nun die Frau die ganze Verantwortung für die Familie zu tragen hat, unentgeltlich während des Krieges unterzubringen. Sind die Zurückgebliebenen schon müde geworden? Und wohnt ihnen nicht die Kraft und Ausdauer inne, die unsere Männer jetzt in so bewundernswerter Weise erweisen? Je länger der Krieg andauert, desto treuer müssen wir unsere Aufgaben in der Heimat erfüllen: Die Erhaltung und Pflege jedes jungen Menschenlebens ist wichtigste nationale und soziale Pflicht.

Es ergeht daher an alle deutschen Frauen, die in der Lage sind, während der Dauer des Krieges ein fremdes Kind unentgeltlich in ihr Haus aufzunehmen, die dringende Bitte: „Meldet euch bei der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge, Adoptions- und Pflegewesen, Berlin N. 24, Monbijouplatz 3, II."

*

Diplomatisches

Ein Berner Telegramm vom 21. Januar berichtet über haushälterische Maßregeln in der eidgenössischen Vertretung. Dabei heißt es: „Der Gesandte war schon von Buenos Aires seit einem halben Jahre abwesend, und es ging auch so."

Möglicherweise ging es bei manchem aus dem Reigen der Besternten noch länger so. Auch bei scheinbarer Nichtabwesenheit.

*

Neutral!

In einem aus Neuschatel datierten Pariser Brief des „Berl. Tagebl." heißt es über die Genfer Blätter in Paris:

Ärger noch als die Franzosen sind die französischen Schweizer, sie sind noch leichtgläubiger und urteilsloser. Als der Präsident der französischen Republik jene Mitteilung an die Neutralen richtete, in der die Lüge gesagt wurde „... ohne jeden militärischen Grund haben die Deutschen die Kathedrale von Reims zerstört" —, da fand doch — nach einigen Wochen allerdings — selbst der deutschfeindliche „Corriere della Sera" in Mailand den Mut zu sagen: „... non è assolumento vero ..." es ist nicht ganz richtig! Aber kein Blatt der französischen Schweiz schwang sich zu solcher Objektivität auf! In Paris sind darum die Genfer Blätter sehr beliebt. Sie machen gute Geschäfte.

*

Immer noch!!

In einem Eingesandt einer Strelitzer Zeitung, so wird der „Kreuzztg." von dort geschrieben, wurde kürzlich unter Namensnennung Klage über das unwürdige Verhalten zweier Krankenpflegerinnen russischen Technikern gegenüber Klage geführt: „Die genannten Pflegerinnen scheinen es nicht zu wissen, wie unsere Soldaten als Kriegsgefangene in Rußland behandelt werden. Wenn man hört und in den Zeitungen liest, wie deutsche Kriegsgefangene, unsere Brüder, in Rußland mißhandelt werden, kann man nicht begreifen, warum hier kriegsgefangene Russen frei umherlaufen und rumpoussieren dürfen. Solch eine vaterlandslose Gesinnung muß an den Pranger gestellt werden. Sie sollten sich schämen!" Die Russen und die verliebten Krankenpflegerinnen scheinen sich um diese Zensur vor aller Öffentlichkeit aber wenig gekümmert zu haben, denn jetzt, nachdem sich in der Sache nichts geändert hat, sieht sich der Magistrat veranlaßt, folgende Bekanntmachung zu erlassen:

Es ist wiederholt beobachtet worden, daß junge deutsche Mädchen sich nicht schämen, mit den hier weilenden Russen in Beziehungen zu treten. Da Warnungen keine Abhilfe zu schaffen scheinen, werden von jetzt an die Namen der Personen, die solche vaterlandslose Gesinnung an den Tag legen, öffentlich von uns bekanntgemacht werden.

Strelitz, 27. Januar 1915.

Der Magistrat.
Dr. Albrecht.

Das geht also nach obigem Eingesandt in Strelitz vor. Und in Wismar in Mecklenburg? Genau derselbe Skandal! Die Bürger flüchten durch „Eingesandts" wiederholt in die Öffentlichkeit — schon vor längerer Zeit wurde gegen das Treiben der in Wismar studierenden jungen Russen und der dortigen weiblichen Jugend protestiert — aber es hilft nichts. Man vergegenwärtige sich: In Rußland werden deutsche Zivilgefangene in die entferntesten Gegenden Sibiriens verschickt, und in Wismar gestattet man den russischen Bauakademikern ungenierte Liaisons mit deutschen Bürgermädchen! Das verstehe, wer kann. Wieder erhebt ein Wismarer Bürger in einem „Eingesandt" Klage über die Unverfrorenheit der Russen in ihrem Auftreten; er richtet einen Appell an die Mütter, die es verabsäumt hätten, in ihren Kindern vaterländische Gesinnung zu pflanzen, dafür zu sorgen, daß ihre Töchter von der Polizei nicht an den Pranger gestellt werden und daß der Ruf der guten alten Stadt Wismar nicht besudelt werde. ...

Einsperren, bis die Brunst sich abgekühlt hat!

*

Der deutsche Pithekantropus

In einer Sitzung der französischen Gesellschaft für vorgeschichtliche Wissenschaft (Société préhistorique française) erhob sich ein Mitglied zu dem — Selbstbekenntnis: die Deutschen seien „Monstra von einer Abnormität, wie man sie nicht einmal tief unterhalb der Schichten des Pithekanthropus — d. h. des angeblichen Bindegliedes zwischen

Menschen und Affen — findet". Einem Verfahren gegenüber, das sich selbst so unmißverständlich kennzeichnet, hat es doch, wie Dr. Frosch in der „Welt am Montag" bemerkt, wirklich keinen Zweck, „sich eine professorale Brille auf die Nase zu setzen und den Leuten mit aufgehobenem Zeigefinger klarmachen zu wollen, sie irrten sich. Kein Mensch, der uns heute nicht glaubt, wird uns glauben, solange der Krieg nicht entschieden ist. Nur für uns selbst hat es Zweck, zu wissen, wem wir gegenüberstehen. Wir haben mit Gegnern zu rechnen, die uns nicht besiegen wollen, sondern ausrotten. Die ganze Hetze in der feindlichen Presse hat nur den Zweck, Absolution für alle begangenen und noch zu begehenden Völkerrechtsbrüche und Schandtaten zu erwirken. Weder zu widerlegen noch wieder zu schimpfen ist unsere Aufgabe, sondern: unsere Kraft aufs höchste zu steigern. Heute, wo der wirtschaftliche Kampf in ein neues Stadium getreten ist, ist jeder, auch jede Frau, Mitkämpfer. Es gibt keinen Punkt unseres Daseins, der nicht berührt würde von dem einen großen Schicksal: dem Krieg. Um zu ermessen, was uns im Falle des Unterliegens droht, muß man wissen, was unsere Feinde von uns halten und was sie uns anzutun gedenken. Gleichviel, ob wir Pithekanthropen sind: wir werden als solche behandelt werden — wenn man's kann. Gelingt es den andern nicht, dann werden wir keinem mehr zu demonstrieren brauchen, was wir sind. Denn dann werden sie's sehen und fühlen. Und vielleicht werden sie dann sogar versuchen, uns in manchem ähnlich zu werden, wenn sie plötzlich, statt in die pithekanthropische Fratze, in ein ernstes, gesammeltes, feuriges Menschenantlitz sehen."

*

Halbe Maßnahmen

Bei der Eröffnung des Redner-Lehrgangs über Volksernährung im Kriege hat der preußische Minister des Innern v. Loebell u. a. gesagt:

„Es ist leider nur zu wahr, daß wir in den ersten Monaten des Krieges nicht so gelebt haben, nicht so sparsam gewesen sind, wie es die Pflicht des Vaterlandes, die Not und der Ernst der Stunde es verlangten. Während draußen in heldenmütiger Tapferkeit die Soldaten ihr Leben einsetzen für unser Leben und für die Sicherheit unseres Landes, haben wir daheim gelebt wie im Frieden, und wir waren selten oder gar nicht bedacht, zu sparen an dem täglichen Genuß und am Bedarf."

Uns will scheinen, daß in diesen Sätzen der Allgemeinheit eine Schuld aufgebürdet wird, die zum allergeringsten Teile auf ihre Schultern gehört. Denn es ist gar nicht zu bezweifeln — und das bisherige Verhalten des Publikums ist ein deutlicher Beweis dafür —, daß jede von der Regierung verfügte Einschränkung willig und ohne Murren befolgt worden wäre. Eine weitsichtige Regierung hätte es also unschwer in der Hand gehabt, von vornherein eine dem Kriegszustande angepaßte neue Lebenshaltung zu diktieren. Statt dessen hat man kostbare Monate ungenützt vorüberstreichen lassen und sich erst zum Handeln aufgerafft, als die Presse immer dringlicher den Regierungskreisen die Notwendigkeit eines energischen Eingreifens klarmachte.

Jetzt, nachdem die neuen Bundesratsbestimmungen endlich in Kraft getreten sind, droht die alte Leier wieder loszugehen. Die Bestimmungen sind sauber zu Papier gebracht, und den zahllosen untergeordneten Körperschaften ist es anheimgestellt, wie sie es je nach Belieben, Neigung und Bequemlichkeit mit der Ausführung halten wollen. Warum man zaudernd, erwägend auf halbem Wege stehen bleibt und nicht durch einen kräftigen Federstrich zwangsweise eine einheitliche Regelung für das gesamte Reich vorschreibt, dafür lassen sich schlechterdings stichhaltige Gründe nicht finden. Das saumselige Zuwarten in diesem Punkte gehört genau so zu den Unbegreiflichkeiten, wie die Unterlassung der Vorratsaufnahme für Kartoffeln. H. v. Gerlach richtet in der „Welt am Montag" die dringliche Bitte an den Reichskanzler, schleunigst die Vorratsaufnahme der Kartoffeln zu veranlassen:

„Wir müssen wissen, ob wir, die wir bisher mit den Kartoffeln alles andere gestreckt haben, nun auch die Kartoffeln strecken müssen. Wir müssen endlich das dunkle X der Kartoffelvorräte durch ein Rechnen mit benannten Zahlen ersetzen. Von dem Ergebnis dieser Bestandsaufnahme hängt es ab, ob noch ein Zentner Kartoffeln in die Brennereien wandern darf. Von ihr hängt es vor allem ab, in welchem Tempo die Schlachtungen vorgenommen werden müssen. Sind die Bestände reichlich, so wirtschaften wir weiter wie bisher. Sind sie knapp, so muß radikal gegen die Brenner und die Schweine und — uns alle vorgegangen werden!"

An der Allgemeinheit also liegt es wahrhaftig nicht. Sie ist bereit, wie sie es bisher getan, alle durch die Not der Zeit gebotenen Opfer auf sich zu nehmen. Aber sie verlangt, daß gehandelt wird, und zwar rasch!

*

Was bei uns möglich war

Der bisherige deutsche Reichstagsabgeordnete Dr. Georg („Georges") Weill ist bekanntlich als Freiwilliger in die französische Armee übergetreten. Im Deutschen Reichstag gehörte er zur sogenannten französischen Kolonie, über die in der U. S.-C. zu lesen ist: „Allen ständigen Besuchern des Reichstages fiel von jeher eine kleine Gruppe auf, die in der großen Wandelhalle, lebhaft mit den Händen fuchtelnd, die Ohren nach allen Seiten offenhaltend, über die Teppiche hin und her wandelte. Näherte man sich ihr, so vernahm man nicht ohne einiges Erstaunen, daß sie sich in der ungeniertesten Art nur der französischen Sprache bediente, als befände sie sich nicht im Vorraum des deutschen Reichsparlaments, sondern in der Salle des Pas-perdus des Palais Bourbon zu Paris. Man hatte sie die ‚französische Kolonie' getauft, und sie bestand aus den Vertretern der Pariser Presse und Herrn Dr. ‚Georges' Weill. Ab und zu strich auch Herr Wetterlé in der Gegend herum ... Herr Dr. Weill gebärdete sich im Reichstag ganz als Franzose und sprach mit seinen Freunden stets nur französisch. Pflicht der Gerechtigkeit ist es, festzustellen, daß er in der sozialdemokratischen Fraktion keine große Rolle gespielt hat, obwohl er sich häufig genug bemühte, zum Wort zugelassen zu werden ... Ehe er sprach, versäumte er es nie, sich zur Journalistentribüne zu begeben und auf seine kommende ‚große, hochpolitische Rede' aufmerksam zu machen und deren möglichst eingehende Berücksichtigung zu erbitten. Übertrieben freundlich und ausnehmend aufdringlich fand er leider bei einigen gutmütigen Leuten Gehör, so daß sie den von ihm selbst geschriebenen Bericht über seine Rede aus seiner Hand annahmen und zum Abdruck brachten. Die einzige Triebfeder des an sich durchaus unbedeutenden Menschen war die Eitelkeit, und da er in Deutschland keinen Spielraum für sie fand, sucht er sie jetzt in Frankreich zu befriedigen. Nun ist die ‚französische Kolonie' des Reichstages in alle Winde zerstreut worden. Wir dürfen glauben, daß sie für alle Zeiten der Vergangenheit angehört."

*

Die richtige Antwort

Eine große amerikanische Tageszeitung, „The Brooklyn Daily Eagle", hat an eine Reihe bekannter deutscher Persönlichkeiten das Ersuchen gerichtet, ihr zur Veröffentlichung Äußerungen nebst Bild zu überlassen. Dabei ist das Blatt gleich auf den ersten Anhieb an eine Adresse geraten, von der aus ihr die einzig richtige Antwort auf dieses Ersuchen zugegangen ist. Der Rektor der Handelshochschule Berlin, Prof. Dr. Eltzbacher, hat der Redaktion, die sich offenbar auf einen großen Reklameartikel gespitzt hatte, u. a. folgendes geantwortet: „Ich erachte es als eine Ehre, daß ich unter diesen zwölfen sein soll, deren Äußerungen und Bildnisse ‚The Brooklyn Daily Eagle' wiedergeben will. Trotzdem wünsche ich weder eine Äußerung noch mein Bildnis zur Verfügung zu stellen. Wie sich das deutsche Volk in diesem Kriege bewährt, darüber mögen sich die Amerikaner von ihren Landsleuten belehren lassen. Ich fühle kein Bedürfnis, dabei mitzuhelfen. Ich kann nicht

finden, daß unsere Bemühungen, Amerika aufzuklären und zu gewinnen, großen Erfolg erzielt haben. Ich mißbillige diese Bemühungen und beteilige mich nicht daran, ebenso wie ich vor dem Kriege die Mode der Verbrüderungsfeste nicht mitgemacht habe. Amerika richtet seine Politik nicht nach Gefühlen, sondern nach Interessen, und das ist sein gutes Recht. Das Mittel, unsere amerikanischen Freunde von der Güte unserer Sache zu überzeugen, sind nicht Artikel von Professoren, sondern Erfolge unserer Waffen. Deshalb überlasse ich die Beeinflussung Amerikas Herrn v. Falkenhayn und Herrn v. Tirpitz. Sie ist bei ihnen in den besten Händen."

Nach all den unerquicklichen Beweihräucherungen der Amerikaner, wie wir sie namentlich in Berlin mit Unbehagen erlebt haben, sind das wahrhaft herzerfrischende Worte. Ob die übrigen elf „Auserkorenen" gegenüber dem verlockenden Angebot, in einem amerikanischen Blatte mit Bild und Meinung zu prangen, ebenso zugeknöpft bleiben werden — —?

*

Am Pranger

Und gleich eine ganze Gemeinde! — Der Landrat in Kl. Isenhagen gibt bekannt:

„Bei einer durch den Gendarmeriewachtmeister in der Gemeinde Plastau vorgenommenen Revision der Roggenbestände ist festgestellt worden, daß statt 39 Zentner gedroschenen und 89 Zentner ungedroschenen Roggens, wie es bei der Bestandsaufnahme von Mitte Januar angezeigt war, 356 Zentner gedroschenen und etwa 1100 Zentner ungedroschenen Roggens tatsächlich vorhanden waren. Ich bringe diese Tatsache hiermit zur öffentlichen Kenntnis und überlasse die Beurteilung eines solchen Verhaltens in der augenblicklichen Zeit den Kreiseingesessenen. Gleichzeitig möge es allen übrigen Kreiseingesessenen zur Warnung dienen."

*

Deutsches Kopfzerbrechen

Die „Deut. Tagesztg." verabfolgt dieses Beruhigungspulver: „In einem Teile der deutschen Presse finden wir politische Erörterungen, die wir beim besten Willen weder für ganz zweckmäßig noch für zeitgemäß erachten können. Professoren aller Art zerbrechen sich den Kopf darüber, ob es nach dem Kriege möglich und leicht sein werde, die Beziehungen zwischen den Völkern wieder anzuknüpfen, nicht nur auf dem Gebiete der Politik und Wirtschaftspolitik, sondern auch auf dem der Kunst, der Wissenschaft und der Kultur. Wir haben die Empfindung, daß derartige Erörterungen, mögen sie noch so tiefgründig sein, vorläufig völlig zwecklos sind, ja eine bedenkliche Wirkung haben können. Auch wir glauben daran, daß, wenn auch nicht sofort, so doch einige Zeit nach dem Kriege die zwischenvölkischen Beziehungen und Verbindungen wieder angeknüpft werden können, ja bis zu einem gewissen Grade angeknüpft werden müssen. Das deutsche Volk hat aber am wenigsten Anlaß, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was es dazu tun könne oder tun müsse, daß diese Beziehungen bald wieder hergestellt werden.

In den Beziehungen der Völker zueinander ist das deutsche Volk immer mehr Geber als Empfänger gewesen. Wenn die anderen Völker wirklich uns nach dem Kriege auf die Dauer ausschalten wollten, so würden nicht wir, sondern sie die Leidtragenden sein. Das deutsche Volk kann zur Not auf den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und der Kultur ohne fremde Anregungen und ohne fremde Einfuhr auskommen. Zerbricht man sich den Kopf jetzt schon darüber, ob das möglich und erwünscht sei, so weckt man nur zu leicht im Auslande den Eindruck, daß das deutsche Volk tatsächlich und erheblich auf das Ausland angewiesen sei. Und dieser Eindruck muß vermieden werden, nicht nur aus taktischen Gründen, sondern weil er den wirklichen Verhältnissen nicht entspricht."

Und weil es in der Tat gar keinen Zweck hat! — Oder ist's denn wirklich ein so „idealer

Lebenszweck", den andern nachzulaufen und dafür Fußtritte in Empfang zu nehmen?

*

Les soldats Allemands à Anvers

Der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins wird geschrieben: „Vor mir liegt eine Feldpostkarte. Die Bildseite zeigt die schönen niederdeutschen Giebelhäuser beim Rathause zu Antwerpen, ein Stück des Rathauses selbst, einen Blick in die malerische Seitengasse, und auf dem Platz am Brunnen inmitten des Straßenlebens unsere wackeren Feldgrauen. Das Ganze ein Bild so deutsch und heimelig wie nur eins. Und die Inschrift: Les soldats Allemands à Anvers. Devant l'Hôtel de Ville. Erst darunter, an zweiter Stelle, die deutsche Bezeichnung! Ich griff mir an den Kopf: Ist so etwas möglich? Jawohl, auf der Vorderseite der Carte postale, die kein deutsches Wort enthält, steht ausdrücklich: Autor. par le gouv. allemand. Brux. Wahrhaftig, ich suchte, ob nicht noch in einer Ecke stand: Made in Germany. Gepaßt hätte es in diesen Rahmen. Bisher hatte ich geglaubt, Antwerpen sei altdeutscher Boden und gehöre zum flämischen Sprachgebiet, die verwelschende Arbeit der belgischen Französlinge habe es noch nicht erobert. Wenn aber die deutsche Verwaltung deren Tätigkeit duldet, anerkennt und fördert, so kann das Ergebnis nicht ausbleiben. Man sage nicht, daß ich aufbausche. Die kleinen Eindrücke des täglichen Lebens wirken am eindringlichsten und am nachhaltigsten, anderseits zeigt das Übersehen solcher vermeintlicher Kleinigkeiten, daß man keinen Blick für sie hat. An und für sich von untergeordneter Bedeutung, ist es als Kennzeichen des waltenden Geistes, gelinde gesagt, bedenklich. Ihm fällt es gar nicht auf, er läßt es als selbstverständlich durchgehen, wenn für Antwerpen Flämisch gar nicht in Betracht gezogen und Deutsch auf den zweiten Platz verwiesen wird; dadurch macht er sich zum Mitschuldigen an der Dreistigkeit, die selbst unter der Herrschaft der deutschen Waffen zu zeigen und zu betätigen wagt: Französisch ist Trumpf!"

So die Zuschrift. — Also selbst der Zensurvermerk der deutschen Behörde in französischer Sprache!

*

Selbstachtung

Und gerade vor den Neutralen predigen die „Südd. Monatsh.":

„Kaum einen Tag breiten wir die Zeitungen aus, ohne auf irgendeinen wässerigen Protest, eine wehleidige Klage um die schwankenden oder mißgünstigen Neutralen zu stoßen.

Harmlose Philister, denen es einmal geglückt ist, das Publikum mit einer Posse zum Lachen zu bringen, richten mit ‚grenzenlosem Erstaunen' vor der gesamten ‚Kulturwelt' an das italienische Volk die Frage, ob es wirklich dem Kantischen Sittengesetz in der Politik nicht fürder treu bleiben wolle.

Wer die Feder halten und das Konversationslexikon wälzen kann, beschwört zürnend, flehend, seufzend die Schatten Washingtons und Gustav Wasas und Kosziuskos, des großen Oraniers und des alten Winkelried ...

Elende Überreste alter Bedientenhaftigkeit, die nicht davon ablassen will, schmeichelnd und scheltend um die Gunst der Fremden zu betteln! Unwürdige Spiele kleiner Hanswurste, die selbst am Feuer des Weltkrieges noch das Süppchen ihrer geschwätzigen Eitelkeit zu kochen versuchen!

Völker und Staaten handeln nach ihrem Vorteil. Wenn sie charaktervoll und weiteraussehend sind, so halten sie darauf, daß das Recht dabei auf ihrer Seite sei.

Lassen wir unser Schwert dafür sorgen, daß niemand seinen Vorteil bei unsren Feinden finde! Schärfen wir unser Gewissen, daß alle Ehrlichen das Recht in unsrem Lager erkennen müssen!

Dann mag jeder Neutrale es halten wie er will oder muß.

Wer mit uns ist, der soll Treue um Treue haben. Und alle andern soll von uns aus der Teufel holen."

*

Das zugedrückte Auge

In den Inseratenteilen der großen Berliner Blätter wuchern die Schlingpflanzen des großen Militärlieferungsgeschäfts. Die Gründerzeit, die dem Kriege von 1870/71 folgte, scheint diesmal vorweggenommen zu sein. Je lauter die Kanonen donnern, desto üppiger blüht der profitable Handel.

Die Vermittler von Militärlieferungen begnügen sich jetzt nicht mehr damit, in Worten anzudeuten, daß sie durch Ausnützung ihrer Beziehungen den Lieferanten hohe und nicht ganz saubere Gewinne zuschanzen können, sie nehmen jetzt auch schon zur Andeutung ihres dunklen Gewerbes den Stift des Zeichners zu Hilfe. Im Morgenblatt des „Berliner Tageblatt" vom 12. Januar finden wir ein derartiges Inserat, das ein Dokument profitlüsterner Schamlosigkeit darstellt. Der Text ist noch verhältnismäßig harmlos. Er lautet:

Heereslieferungen
aller Art vermittelt unter günstigen Bedingungen ein Herr, der beste Beziehungen zu den in Frage kommenden Behörden hat.
Gefl. möglichst ausführliche Angab. unter „J. N. 3148" an Rudolf Mosse, Berlin SW.
Event. Ausstellungsräume vorhanden.

Links von diesem Text sieht man das glattrasierte schlaue Händlergesicht eines Herrn von unverkennbarer Abstammung. Der Mund verzieht sich zu einem unverschämten breiten Grinsen, das linke Auge blinzelt pfiffig nach oben, das rechte ist zugedrückt! Der Vermerk „Eigentumsrecht", der dem Bilde beigedruckt ist, läßt darauf schließen, daß der Mann, der die besten Beziehungen zu den in Frage kommenden Behörden hat, sich den Musterschutz für seine Reklame gesichert hat, die er dauernd im Zeichen des zugedrückten Auges zu führen gedenkt.

Es ist zu wünschen, bemerkt der „Vorwärts", dem diese Mitteilung entnommen ist, daß die Öffentlichkeit kein Auge zudrückt, sondern beide Augen offen hält, damit dem ungeheuerlichen Skandal, der sich hier in einem besonders bösartigen Anzeichen bemerkbar macht, schnellstens ein Ende bereitet wird.

*

Das einzig Wahre in Deutschland

Der Herausgeber der Pariser Zeitschrift „Bonnet Rouge", Herr Miguel Almereyda, verrät es uns: — „Du Liebknecht bist das einzig Wahre in Deutschland! Und wie du diesen Mut der Wahrheit und des Todes, denn dieser göttliche Mut wird dich zum Schafott führen, gefunden hast, — da haben die Hunde der Meute ihre Hauer entdeckt und viehisches Gebrüll ausgestoßen. Die Sklaven haben ihre Schmähungen gegen dich ausgebrochen. Die Söldner haben die Schnauze gespitzt, die Fäuste geballt, und ihre Augen haben in den Augen des Befehlers den Befehl gesucht, den Knebel anzubringen. Und die Zuhälter und Mörder haben mit ungeduldigen Griffen und zynischen Blicken nach ihren Dolchen gegriffen. Männer, die von Alkohol oder tönenden Reden besoffen waren, haben geschrien: Man töte ihn! Es kam über Deutschland wie ein Entsetzen. Die Söldner liefen in allen Richtungen, um denen zu drohen, die die schändenden Worte wiederholten . . .

Aber, sieh da, durch die Menge der Kleinen und Armen, die schweigend zugehorcht hatten, lief eine Woge. Menschen, die vertiert und unterdrückt aussahen, hoben die Stirnen. Und in den Augen der Frauen, deren verzogene Lippen den Schmerz zurückhielten, stieg eine Flamme auf.

Und in einer einzigen Bewegung, in einer Gebärde, von der man nicht sagen kann, ob mehr stumme Drohung oder herrische Frage drin war, kehrten sich Millionen von Menschen einem Palast (in Berlin) mit geschlossenen Türen zu, vor dem beunruhigte Soldaten die Wache bezogen . . ."

Und von all diesem „Mut der Wahrheit und des Todes", diesem ganzen erschütternden Drama, haben wir Ärmsten keine blasse Ahnung gehabt! Und es steht sehr zu befürchten —: nicht einmal der Held der schauerlichen Tragödie!

*

Eine deutsche Frau über deutsche „Not"

In der „Tägl. Rundschau" schreibt „eine deutsche Mutter":

Ich als Frau höre mit einigem Erstaunen jetzt immer noch deutsche Männer darüber jammern, daß das Ausland die schandbarsten Lügen glaubt, die man ihm über uns aufbindet. Wenn alte, weltfremde Damen das tun, mag es hingehen, von Männern, aber auch von Frauen, die ihren Gatten eine Stütze, ihren Söhnen eine Autorität sein wollen, sollte man jetzt eigentlich etwas anderes erwarten.

Halten wir uns folgendes vor Augen:

Bei uns in Deutschland gilt es als das erste Erfordernis der Kindererziehung, unseren Sprößlingen das Lügen auszutreiben. ... Die englische Kindererziehung scheint nach dem, was jetzt täglich von Leuten fertiggebracht wird, die meisthin guten Häusern entstammen, recht im Rückstand zu sein.

Mit dem feinen Namen Diplomatie läßt sich das geistlose Zeug jedenfalls nicht decken, und eine Nation, die das zuläßt, hat ihre Kultur entweder verloren oder nie gehabt.

Nun kommt es zu folgendem Bild:

Ein notorischer Lügner und Dieb bekommt mit seinem Nachbar Streit, läuft flugs zu einem dritten Nachbar und schwadroniert dem das Blaue vom Himmel vor, das dümmste und unsinnigste Zeug, um den gegen den andern aufzubringen. Was sagen wir nun, wenn der Dritte andächtig und gläubig jedes Wort des zweifelhaften Burschen hinnimmt?

„Na, so sehr helle muß der auch nicht gerade sein."

Und nun eine Frage an alle Betrübten und Zaghaften im Reich: Ist für uns die Ehre wirklich so groß, von diesen „gerade nicht so sehr hellen" Intelligenzen geschätzt zu werden? Wenn sie es glauben, daß unsere Soldaten Frauen spießen, unser Kaiser Kinder köpft, so soll man ihnen doch meinetwegen diesen Glauben lassen, der jedenfalls ihrem „Niveau" entsprechen muß. Um so mehr Angst haben sie vor uns. Ein Ausland, das auf solche plumpen Lügen hereinfällt, kann nicht ernst genommen werden, und wir können uns höchstens wundern, daß es so sehr viel mehr Dumme auf Erden gibt, als wir dachten.

Zu bedauern sind freilich die Deutschen, die unter dieser Gesellschaft leben müssen.

Was aber unter den „Gläubigen" keine Dummen, sondern Bösartige sind, die den Blödsinn glauben wollen, ohne ihn in Wirklichkeit zu glauben, so ist mit dieser Art doch erst recht kein Paktieren möglich und keine Überzeugungsmühe angebracht.

Darum, Deutsche: zeigt mehr Herrenblut! Diese „Not" ist euer einfach nicht würdig.

*

Wohltätigkeitsphrase zu Ausbeutungszwecken

Wenn unbekannte Poeten ihren im „Selbstverlag" erschienenen Gedichten einen Umsatz durch den edelmütigen Hinweis zu verschaffen suchen, daß 10 % des Reingewinns dem Roten Kreuz zufallen soll, so ist das eine harmlose Übung, die in der Mehrzahl der Fälle ihre Wirkung verfehlen dürfte. Dagegen artet der Vertrieb mit patriotischen Postkarten, die einen solchen Vermerk aufweisen, allmählich zum groben Unfug aus. Das wird einem klar, wenn man die Feststellung liest, die Dr. G. Obst in der „Zeitschrift für Handelswissenschaft und Handelspraxis" mitteilt:

„Ich habe im Auftrage des Roten Kreuzes in Leipzig verschiedene Revisionen vorgenommen und dabei gefunden, daß die Ablieferungssumme für eine mit 10 ₰ verkaufte Postkarte zwischen $^1/_{30}$ und $^1/_8$ ₰ schwankt. In einigen wenigen Fällen ist 1 bzw. $1^1/_4$ ₰ per Stück dem eigentlichen Zweck, für den sie erworben sind, zugute gekommen. Eine sächsische Aktiengesellschaft hat für 510 000 Postkarten, die innerhalb von 2 Monaten ‚zum Besten des Roten Kreuzes' verkauft sind, 172 ℳ abgeliefert, d. h. pro Postkarte $^1/_{30}$ ₰. Wer für 3 ℳ solcher Postkarten erworben hat, hat damit bewirkt, daß 1 ₰ in die Kasse des Roten Kreuzes geflossen ist."

Und dann ist gewöhnlich noch ein sanfter Druck notwendig, um die geschäftsgewandten Herrschaften überhaupt zur Ablieferung des armseligen Betrages zu veranlassen. Dem löblichen Beispiel der Leipziger Polizei, die sich diese Spekulanten auf die Wohltätigkeit vorgenommen hat, folgen hoffentlich noch andere Polizeibehörden.

*

Deutsche Kinder

Die folgenden innigdeutschen Verse von Joachim Frhr. v. der Goltz aus der „Kreuz-Ztg." möchte ich auch den Türmerlesern nicht vorenthalten:

Kinder, sprach die Majestät,
Kinder, wo ihr geht und steht,
Nehmt den Säbel und 's Gewehr,
Denn die Welt fällt über uns her.
Gott befohlen, Kinder.

Ziehet aus nach Ost und West
Und verklopft die Feinde fest.
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Klopfen wir die halbe Welt.
Kinder, Gott befohlen!

Darauf sprach der General:
Kinder, vor uns Berg und Tal
Mit Kanonen und Haubitzen
Müssen wir noch heut' besitzen.
Majestät befiehlt es.

Und es spricht der Kommandeur:
Kinder, heute winkt uns Ehr',
Diese Höhe, wo es brennt,
Stürmt sogleich das Regiment,
Der Gen'ral befiehlt es.

Kinder, ruft der Leutnant da,
Kinder, vorwärts mit Hurra!
Batterie und Schützengraben
Müssen wir im Sturme haben,
Denn es ward befohlen.

Majestät und Herr Gen'ral,
Oberst, Leutnant, Korporal,
Wenn ihr uns nur mutig führt,
Stürmen wir, wie sich's gebührt.
Kinder, die gehorchen.

Kinder nannt' uns Vatersmund,
Kinder rief der König und
Kinder, spricht der Herrgott oben,
Kinder, habt die Köpfe oben.
Gott ist mit den Kindern.

Lieber Gott am Sternenzelt,
Uns bestürmt die halbe Welt,
König, Präsident und Zar!
Sei mit deiner Kinderschar,
Mit uns deutschen Kindern.

*

Das Eiserne Kreuz als Modeartikel

Eine heiße Scham sollte uns aufsteigen, so wendet sich Frau Käte Biesalski an die „Tägl. Rundschau", wenn wir beim Durchgehen der Straßen unserer Kaiserstadt fast in jedem Schaufenster Hunderte von Gegenständen in jeglicher Gestalt mit dem „Eisernen Kreuz" geschmückt sehen müssen! Den Tapferen, die Gut und Leben ihrem geliebten Deutschland weihten, denen gab es der Kaiser zum Dank und Lohn, ihre Brust damit zu schmücken; von ihrem Mut und ihren stolzen Taten soll es uns erzählen, und wir empfinden tiefe Hochachtung vor denen, die es ziert, sind sie doch wirkliche Helden! Bedarf es aber zur besonderen Ehrung solches Tapferen, daß man ihm eine mit dem „Eisernen Kreuz" geschmückte Kaffeetasse, Aschenschale oder Zigarrentasche vorsetzt? Muß diese billige Nachahmung seines höchsten Ehrenzeichens ihn nicht unangenehm berühren, ja ihm beinahe seinen Wert verringern? Haben wir Deutschen noch solchen plumpen Geschmack und so wenig Sinn und Verständnis für das Hohe, Ideale, von dem dieses Kreuz in seiner edlen Schlichtheit so doppelt packend erzählt, daß wir es als Spielzeug nachahmen? Tief beschämen muß das jeden wirklich guten Vaterlandsfreund, und verletzend wirken auf die Besitzer dieses Ehrenzeichens, die es aus schwerem Kampfe und entbehrungsreicher Zeit stolz mit heimbringen und diesen unedlen Nachahmungen auf Schritt und Tritt begegnen! Kann das unserem Kaiser gefallen, der mit dem Wieder-

einsetzen des Eisernen Kreuzes sich den besonderen Dank seiner Soldaten zu holen gedachte? Wie viele solcher schlichten Kreuze wanderten mit ins Heldengrab oder ruhen mit auf tiefem Meeresboden; das sollten wir bedenken, ehe wir gedankenlos solche billige Nachahmung kaufen! ...

*

Achtung — Reuter!

Im „Schwäbischen Merkur" findet sich der dankenswerte Hinweis, daß der Inhaber der Annoncenexpedition von A. De La Mar in Amsterdam Nieuwezijds-Voorburgwal zugleich Direktor des Reuterbureaus für Holland ist. Dieser Geschäftsgewandte hat viele Kunden in Deutschland, darunter bedeutende Firmen, die sich seiner Annoncenexpedition zum Inserieren in holländischen Zeitungen bedienen, ohne wohl die Doppelseitigkeit des Herrn zu kennen.

In Zukunft werden also hoffentlich deutsche Firmen, die in holländischen Blättern inserieren, den Herrn De La Mar der peinlichen Mühewaltung entheben, Geld von den deutschen „Barbaren" anzunehmen, die er, nach seinen Telegrammen zu urteilen, doch im höchsten Grade mißachten und verabscheuen muß.

*

Das Schwinden des Deutschen aus unserer Sprache

Nicht Kriegsbrot, sondern K-Brot werden wir gelehrt, zu sagen. Doch wohl nicht, weil das Wort Kriegsbrot der Zunge so absonderliche Schwierigkeiten auferlegt. Es könnte aber einmal ein oberflächlicher Mensch, etwa ein Dichter, vom Brot des Krieges reden, ohne daß er die genaue, zulässige und vorgeschriebene Zusammensetzung damit bezeichnen möchte. Und ein so tadelloser Ordnungsstaat, wie wir sind, tut gut, von Anfang dem „entsprechend" vorzubeugen.

Ja, es ist schon recht, daß niemand auf den Einfall kommt, etwa dem Deutschen Reiche Timbuktu zu schenken. (Um Verzeihung — Timbouctou; wie Ypres, sonst Ypern, und andere vlaamische Städte, deren welsche Namen man in amtlichen Mitteilungen liest.) Bei uns zu Hause, im alten Lande, kommt ja noch schließlich der minder Gebildete zurecht, der nur das gewöhnliche Deutsch der Väter kann, weil es noch immer vielen dort nicht anders geht. Aber man denke sich: wie sollte er in einem neuen, noch schärfer durchdacht regierten Timbuktu oder sonstigen R-Lande als ungeeigneter Besiedler sein F-Brot finden?

Ed. H.

*

Die Kokotte a. D. als Kassandra

Der „Vorwärts" erzählt und das Oberkommando, das ja schon gegen den gemeingefährlichen Unfug eingeschritten ist, sollte ihm noch schärfer auf die Finger passen:

„Ein Abend im Berliner Westen. Beim Nachhausegehen vom Café. Im Weihnachtsmonat 1914. Ich begleite ein Schauspielerehepaar. Er in ‚Feldgrau'. In wenigen Tagen geht er an die Front.

Da — an irgendeiner Straßenecke kommt ein Mann mit hochgeschlagenem fadenscheinigen Mantel auf uns zu und gibt der Frau eine kleine Visitenkarte.

Unter einer Gaslaterne lesen wir:

Wanda X.
Kartenlegerin und Hellseherin
... Straße ..

‚Wollen wir nicht hingehen — Fritz?' sagte sie. — Leute vom Theater sind immer abergläubisch.

Er nickt bejahend — ich gehe studienhalber mit.

Vor einem vornehmen Herrschaftshaus bleiben wir stehen. ‚Zwei Treppen' — heißt es auf der Visitenkarte. Eine breite Marmortreppe, mit dickem Läuferstoff breit belegt, eilen wir hinan.

Läuten — eine kokett herausgeputzte Zofe öffnet und führt uns in ein Wartezimmer.

‚Sie müssen sich ein wenig gedulden — es kommen noch vier Herrschaften vor Ihnen.'

‚Aber hier ist ja niemand mehr im Zimmer.'

‚Ja, die warten in anderen Zimmern.'

Schließlich dürfen wir eintreten. Elegant ausstaffiertes Zimmer mit schweren persischen Teppichen, breiten Diwans mit einem guten Dutzend reichbestickter Daunenkissen. Alles

atmet satte Wohlhabenheit. Hinter einem reichgeschnitzten Tisch, von dem aus eine rote elektrische Stehtischlampe ein geheimnisvolles Dämmerlicht in den Raum ausstreut — in einem phantastischen, halb orientalischen, halb zigeunerhaften Aufputz sie — die Hellseherin.

Man muß sagen — alles gut inszeniert.

Sie — noch nicht besonders alt. Anfangs der Vierzig schätze ich sie.

Typus: Kokotte außer Dienst.

Sie breitet die Karten aus — und nun beginnt ein Geschwafel und Geschmuse über Liebe, Lotterie und — Tod — halb klingt es auswendig gelernt — zur anderen Hälfte auf mein fragendes junges Ehepaar individuell zugeschnitten.

Kokotten älterer Jahrgänge haben darin — wenn sie nicht von Hause aus ganz dumm sind — ungemein scharfen Blick.

Zum Schluß frägt die junge Frau: ‚Wird mein Mann wieder aus dem Kriege zurückkehren?'

Ein todkaltes, erbarmungsloses, teuflisches ‚Nein' durchschneidet die Luft. So gemein klingt dieses ‚Nein', so hundsgemein, daß ich wütend mit der Faust auf den Tisch mit den reichen Schnitzereien schlage und laut der ‚Hellseherin' ins Gesicht schreie: ‚Sie — Schwindlerin!'

Damit hatte die Sitzung ein rasches Ende gefunden.

Es gab noch eine bewegte und erregte Szene — die Gebühr — unter 5 Mark tut's diese Berlin-W-Hellseherin nicht — wurde uns auch nicht abverlangt. — —

Die ‚Kassandra' war froh, als wir draußen waren."

*

O, wer würde nicht gern ...

In der „Frankf. Ztg." liest man:

Die Londoner Zeitschrift „Graphic" bringt in ihrer Nummer vom 2. Januar die große, schön ausgeführte Wiedergabe eines Bildes von Frank Dadd „In der Gefolgschaft der Trommel". Ein patriotisches Gemälde, das den Aufzug zum englischen Heere Angeworbener unter Vorantritt eines Trommlers darstellt. Über dem Bilde findet sich folgender feierlicher Text:

„Nicht nur einmal oder zweimal in unserer Inselgeschichte war der Weg der Pflicht der Weg des Ruhmes." Tennyson.

„Das britische Reich,
das Land der Schönheit, der Tugend, Macht und Wahrheit! O, wer würde nicht gern fechten für solch ein Land!"

Unter dem Bilde steht:

„In der Gefolgschaft der Trommel.
In traurigen Zeiten, in fröhlichen Zeiten, zu allen Zeiten nimm Enos Frucht-Salz."

Dieses Fruchtsalz ist ein Abführmittel. Andere Heere brauchen Mittel gegen Durchfall, das englische scheint mehr an Verstopfung zu leiden.

*

Deutsche Platzhalterin für englische Nurse gesucht

Ein Leser schreibt der „Täglichen Rundschau":

„Einem deutschen Mädchen wird die Stellung einer Erzieherin im Hause eines höheren Beamten angetragen. Auf genauere Nachfrage hin erhält sie zur Antwort, daß man bisher eine englische ‚Nurse' gehabt habe, die jetzt abgereist sei; man hoffe aber bestimmt, daß sie nach dem Kriege wieder in ihre Stellung zurückkehren werde. Es könne sich also nur um eine Vertretung während des Krieges handeln. — Deutsche Knaben von neun bis vier Jahren nach diesem Kriege alsbald wieder einer englischen Nurse anvertraut! Es bleibt noch viel zu tun übrig, aber vielleicht wird es besser, wenn alle in Frage Kommenden in solchem Fall so antworten, wie jenes deutsche Mädchen, die auf diesen Brief hin schrieb: Mein Entschluß ist mir sehr leicht geworden. In einer Zeit, wo das ganze deutsche Volk vor innerster Erregung und Zorn erzittert über das, was England an uns verbrochen hat, fühle ich mich zu gut, mich lediglich als Platzhalterin für eine englische Nurse herzugeben."

Und sei's auch — im Hause eines höheren deutschen Beamten!

„Englands Antwort auf Lissauers Haßgesang“

Zu dieser Notiz (Türmer, Heft 9) sendet uns Ernst Lissauer und dessen Verleger eine Erklärung, von der wir gern Kenntnis nehmen, obwohl das, was sie widerlegen will, von uns eigentlich gar nicht behauptet worden ist. Die Erklärung lautet:

„Da in dem Artikel, der die Notizen über den ‚Haßgesang gegen England‘ behandelt, der Ausdruck ‚Reklamenotizen‘ gebraucht wird, so erklären der Verfasser und der Verleger des Gedichts, daß sie an diesen Notizen nicht, weder direkt noch indirekt, beteiligt sind, vielmehr die Notizen und die Vorkommnisse, auf denen sie beruhen, erst aus den Blättern erfahren.

Lediglich haben sie den Artikel der „Times“ über das Gedicht und die Übersetzung in dem gleichen Blatte, die schon in einer Berliner Zeitung erschienen waren, der Korrespondenz übergeben, die das Gedicht zuerst verbreitet hatte, und an einigen Stellen berichtigt, daß der Verfasser, wie es hieß, ein bayrischer Infanterist sei.

Verfasser und Verbreiter jener Notizen sind ihnen nicht bekannt.

Ernst Lissauer.
Otto Hapke.

Berlin, 4. Februar 1915.“

Briefe

Vlaandern. Im Zusammenhang mit unserem Aufsatz „Die vlaamische Sprache“ (Heft 7) verdient ein aus der Feder Willy Raths stammender Aufsatz in der „Konservativen Monatsschrift“ erwähnt zu werden: „Die Mark Vlaandern“. Der geschichtliche Teil des Aufsatzes baut sich auf besonderem Studium des Verfassers auf und eröffnet zahlreiche interessante Hinweise in dieser so wichtigen Frage.

Frl. M., B. Wenn wir uns auch nicht für befugt halten, über die Durchführbarkeit Ihres Vorschlages zu entscheiden, geben wir ihn doch als immerhin beachtenswerte Anregung an dieser Stelle gern wieder:

Die Söhne meiner Freunde und auch einfache Krieger klagen in ihren Briefen an die Angehörigen immer wieder, daß es ihnen nicht möglich sei, ihre gebrauchte Wäsche, die oft aus dem besten Material besteht, im Felde waschen lassen zu können, und sie gezwungen wären, die Kleidungsstücke fortzuwerfen. Es lägen große Haufen solcher gebrauchter Wäsche dort, die dann einfach verfaulte. Da die Post nur 1-Pfund-Pakete befördere, könnten die jungen Leute die Sachen nicht schicken, schrieb ein Krieger gestern. Sollte es nicht möglich sein, solche Wäsche in Säcken zu sammeln, sie mit der Adresse des betreffenden Regiments usw. zu versehen, alles zu desinfizieren und zum Waschen, Ausbessern, Anstricken in die Heimat oder irgendeine große Stadt zu schicken, wo wiederum Frauen, deren Männer einberufen sind, durch diese Arbeit Verdienst finden könnten.

Jetzt, wo die Wolle so sehr hoch im Preise steht, wird schon viel weniger gestrickt, und es wäre doch so notwendig, fortwährend für Ersatz der Unterkleidung zu sorgen.

Hamburg. Der „Frankf. Ztg.“ wird geschrieben: Als hier neulich eine Anzahl Engländer vor ihrer Verbringung nach dem Sammellager in Ruhleben auf einen Dampfer im Hafen kamen und dort ein paar Tage bleiben mußten, fragte einer dieser Söhne Albions ungeduldig den Kapitän: „Goddam, wie lange sollen wir denn noch hier bleiben?“ Worauf der Kapitän bedächtig meinte: „Tja, Asquith hat seggt: zwanzig Jahre.“

Berlin. Die Duma-Rede des russischen Ministers Ssasonow wird von „Gottlieb“ im „Tag“ in folgender Ballade besungen:

Der dritte Tag zog schon heroff,
Und immer noch log Ssasonow.

Er log, bis kein Blau mehr am Himmel; er log,
Daß sich die Duma-Tribüne bog.

„Berlins Politiker“, rief er voll Groll,
„Sind sämtlich von Ehrgeiz geradezu toll.“

(Ob Frankreich nun eine Milliarde riskiert?)
Um Belgien zu retten, sei Rußland marschiert.

King Edwards Haltung verdiene Applaus.
(Nun rückt doch England sicher was raus?)

Die große Dampfwalze stehe, herrjeh,
Schon an der Charlottenburger Chaussee.

Ein russischer Sieg sei auch Schwedens Triumph.
(Am Ende öffnet Stockholm den Strumpf!)

Die Einigkeit der Alliierten sei stramm.
Pogrome gäb's nur am Kurfürstendamm.

In Rußland sei jede Klage verstummt.
(Ob nun Amerika was pumpt?)

„Wir lieben heut Japan, tot früherer Haß!“
(Am Ende borgt uns auch Schlitzauge was?)

So redet Ssasonow gewitzt,
Und schlug auf das Herz, wo die Brusttasche sitzt.

So redete Ssasonow gewandt
Und zeigte dem Weltall die hohle Hand.

Der Freunde Beifall donnernd schallt'.
Er dankte und zischte: „Na, wird's denn bald?

Ich will bis zum Tode treu bei euch stehn,
Doch muß ich jetzt unbedingt Pinke sehn!

Nur her mit dem Zaster, aber zoff!
Sonst pump' ich von Deutschland!“ sprach Ssasonow.

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Der Türmer

Kriegsausgabe

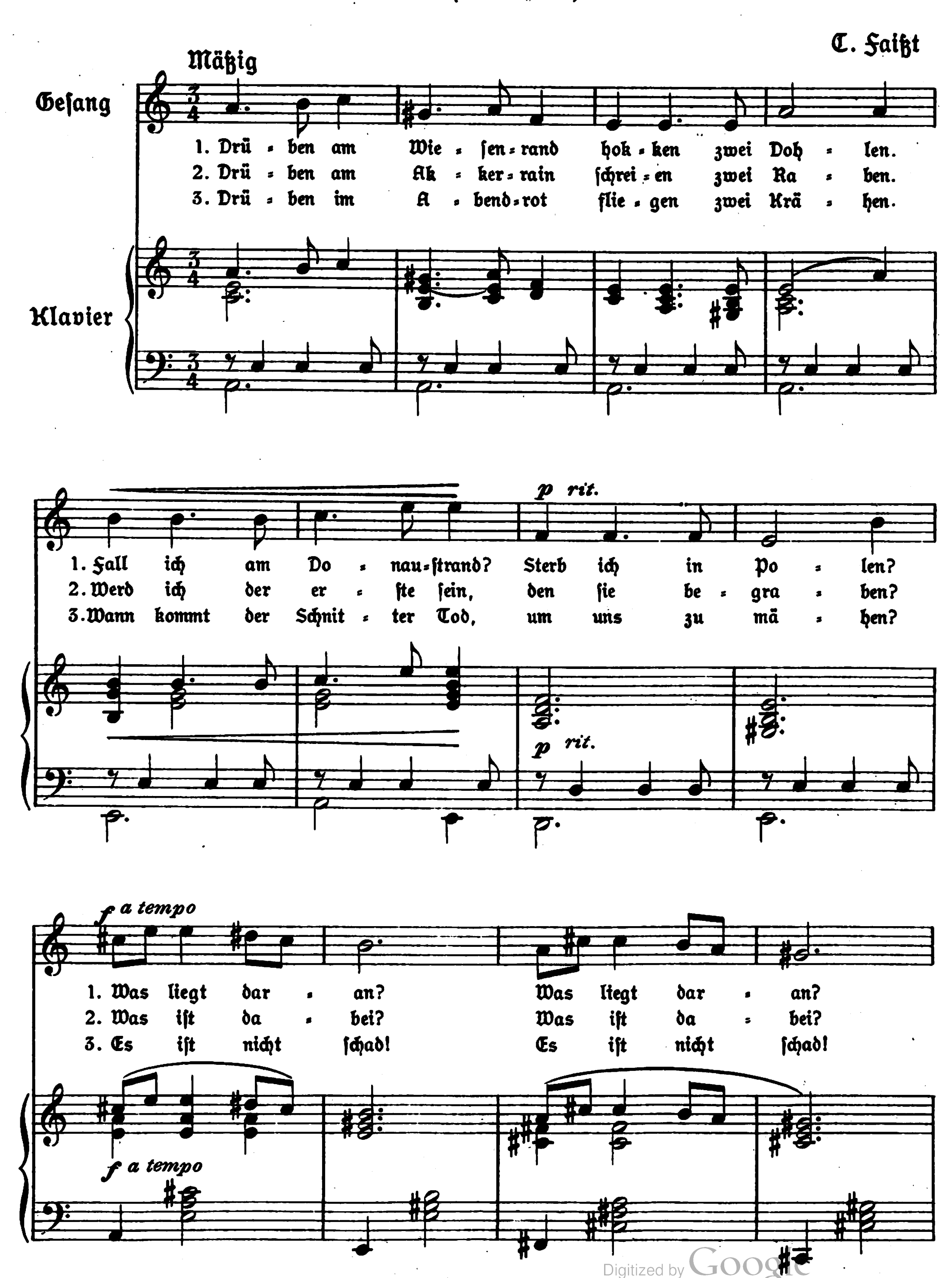
Notenbeilage zu Heft 11 — 1. Märzheft 1915




To - - des - kampf den Kopf er -
ho - ben.
1. Tempo
Ein letz - ter Traum, ein letz - tes Bild, sein bre - chend
Au - ge schlägt nach o - ben.
Von hier ab
Die Sen - se sirrt im Äh - ren -
mit viel Gefühl und edler Tongebung
feld, er sieht sein Dorf im Ar - beits - frie - den, a - de, a - de, du
p sehr weich und zart
Hei - mat - welt! und beugt das Haupt und ist ver - schie - den.

Ein österreichisches Reiterlied

(Dr. H. Zuckermann)




1. Eh sie mei - ne See - le ho - len, kämpf ich als
2. Viel hun - dert - tau - send tra - ben in Öst - reichs
3. Seh ich nur uns - re Fah - nen we - hen auf
1. Rei - ters - mann!
2. Rei - te - rei.
3. Bel - ge - rad!
più f
Eh sie mei - ne See - le
Viel hun - dert - tau - send
Seh ich nur uns - re
1. ho - len, kämpf ich als Rei - ters - mann!
2. tra - ben in Öst - reichs Rei - te - rei.
3. Fah - nen we - hen auf Bel - ge - rad!
f frisch
p
1.-2.
3.



Ran an den Feind!

Fritz Gärtner



XVII. Jahrg. Zweites Märzheft 1915 Heft 12

Kaiser Wilhelms I. Aufbahrung im Dome zu Berlin

(Zum 9. März)

Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß

Es ruht der große Kaiser
Im Dome zu Berlin,
Und seine Paladine
Halten die Wache um ihn.

Wie eherne Gestalten
Stehen sie Tag und Nacht
Bei ihrem Kaiser und halten
Schweigend die Totenwacht.

Der Orgel leise Klänge
Durchschweben den weiten Raum,
Es zieht eine Menschenmenge
Vorüber, wie ein Traum.

Sie sind aus fernen Landen
Gekommen in heißem Drang,
Und haben draußen gestanden
Wohl viele Tage lang;

Sie sind aus fernen Gauen
Gepilgert zum Heiligtum,
Noch einmal wollten sie schauen
Deutschlands Liebe und Ruhm ...

Viel tausend Blumen ergießen
Den allersüßesten Duft —
Der Liebe Blumen zerfließen
Unsichtbar in der Luft ...

Es spielt die Orgel leise,
Es duftet durch den Raum.
Auf seiner Bahre der Kaiser
Träumt einen schönen Traum.







XVII. Jahrg. Zweites Märzheft 1915 Heft 12

Kaiser Wilhelms I. Aufbahrung im Dome zu Berlin

(Zum 9. März)

Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß

Es ruht der große Kaiser
Im Dome zu Berlin,
Und seine Paladine
Halten die Wache um ihn.

Wie eherne Gestalten
Stehen sie Tag und Nacht
Bei ihrem Kaiser und halten
Schweigend die Totenwacht.

Der Orgel leise Klänge
Durchschweben den weiten Raum,
Es zieht eine Menschenmenge
Vorüber, wie ein Traum.

Sie sind aus fernen Landen
Gekommen in heißem Drang,
Und haben draußen gestanden
Wohl viele Tage lang;

Sie sind aus fernen Gauen
Gepilgert zum Heiligtum,
Noch einmal wollten sie schauen
Deutschlands Liebe und Ruhm ...

Viel tausend Blumen ergießen
Den allersüßesten Duft —
Der Liebe Blumen sprießen
Unsichtbar in der Luft ...

Es spielt die Orgel leiser,
Es duftet durch den Raum.
Auf seiner Bahre der Kaiser
Träumt einen schönen Traum.



Das deutsch-französische Bündnis

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Es macht die Völker wahrer, die furchtbar-gewaltige Spannung des Krieges mitzuerleben. Von seinen machtvolleren Eindrücklichkeiten wird das Politisieren erschüttert und zurückgedrängt: die „Meinung", die sich für solche hält, wenn sie vom täglich Vorgesagten ihre Nahrung und ihren Halt empfängt. Die Urteilskraft des Empfindens, des Ahnens, das natürliche Gefühl gewinnen an Boden, und zwar das allgemeinere, tiefer und innerer verankerte, nicht das Gelegenheitsgefühl aus der Friedenszeit, das sich über Einzelheiten ärgert oder durch Festlichkeiten, Unglücksfälle, Rührungen, Heldenstücke, Dankbarkeiten (wie Aalesund, Courrières, Messina) seine flüchtigen Kompaßausschläge empfängt. Durch den gegenwärtigen großen Krieg erwachten für Deutschland in Völkern, die uns zum mindesten nicht gerade liebten — Dänen, Holländern, Norwegern, Deutschschweizern — Anerkennungen und Anteilnahmen, die nicht zunächst in den Zeitungen ihren Ursprung hatten (mit diesen manchenorts erheblich im Widerspruch standen), sondern in gleichartigen Gefühlen des Rechten, des Aufrichtigen und Tapfern, dazu in unbewußten, ungeklärten, noch unsicheren Selbsterhaltungsinstinkten. Gerade bei diesen um ihre Neutralität Meistbesorgten vermochte jene Beweisführung gegen uns nicht zu ihrem Zweck zu kommen, die hierin das leichteste Spiel zu haben vermeinte; nur Einzelne — Denkmenschen, Berufspolitiker — suchen sie bei ihren weit richtiger fühlenden Landsleuten zu unterstützen. Dagegen Völker, die sich unsere Freundlichkeiten und Huldigungen glatt hinuntergehen ließen und die, politisch-wirtschaftlich gedacht, das unmittelbarere Verhältnis zu uns erkennen könnten und auch zum Teil erkennen, sind — worüber mehr Briefmitteilungen über den Ozean und Äquator kommen, als was in deutschen Zeitungen steht — zu dieser Zeit sehr häßlich gegen die Deutschen, sie fühlen als zu Frankreich stehende Romanen oder als Angelsachsen. Solange Frieden war, ward vielfach von den deutschen Reisenden gefunden oder gemeint, daß die französische Schweiz freundlicheren Wesens gegen uns sei, als die deutsche, — jetzt zeigt sie, wie unwillkürlich sie romanisch fühlt, französisch auffaßt und französisch leichtgläubig ist. In Ländern, mit denen wir jahrzehntelang Bündnis und Freundschaft gepflegt, halten ehrenhaft denkende Regierungen, die gleichzeitig besonnen und weitsichtig um ihres Landes willen sind, nur mit Mühe die Kriegsrufer gegen uns in Schranken, und das Maß von Unterstützung, die sie bei dem öffentlichen Verstande finden, hat immerhin nur halbe Freudigkeit und ist längst kein Bekenntnis zu uns. Die Gewalt des großen Geschehens zerreißt der Diplomatie ihre Kunstgeflechte. Der Große Kurfürst hat nie einen so vorteilhaften, verläßlichen, worthaltenden Verbündeten gehabt, als das monarchische Frankreich, und doch ist ihm und allen erst wieder ganz wohl gewesen, als er wieder mit der Gegenseite fühlte und kämpfte; kein Sieg des großen Fritz über die Österreicher hat den Jubel erregt, als wie er bei Roßbach die Franzosen klopfte — vor kurzem noch seine wertvollen Verbündeten.

Ob nun aber alle derartigen Gefühlsmäßigkeiten augenblickliche Geltung in der Politik bekommen dürfen, ob die Klugheit, die das vielteilige Schachbrett umfassend und auch mit Berechnung der kommenden Züge überblickt, nicht notwendig sich ihnen auf das äußerste entgegenstemmen muß, ist ganz etwas für sich, was ja auch aus den gestreiften Nennungen erhellt. Durch seine Anstrengungen, womit Bismarck die deutschen Aufwallungen im Krimkriege und die von 1859 bekämpfte, hat er sich als der große Staatsmann eingeführt und das, was er für die Zukunft Deutschlands vollbringen konnte, eingeleitet. Italienische oder rumänische Staatsmänner, die anders als er verfahren wollten, selbst wenn sie damit zunächst Glück hätten, würden die Zukunft dieser Länder verbauen und vernichten. Ein russischer starker Bismarck hätte wahrscheinlich verhindert, daß die gesellschaftlichen und volkstümlichen Abneigungen gegen Deutschland den englischen Plänen nutzbar würden. Aber ein französischer Bismarck würde weder vermocht noch gewollt haben, daß Frankreich in diesem Kriege in nationaler Abrüstung beiseite stehen blieb. Das ist der Unterschied, den wir restlos uns klar zu machen haben. Kampfloses Verzichten auf das, was diesem Volke allein noch den Willen stählt und ihm seine Ehre heißt, striche es aus der Reihe der lebendigen Nationen, und eine opportunistische Verbindung mit Deutschland täte es ebenso.

Aber ein Staatsmann von Bismarcks Überlegenheit hätte Frankreich eine andere Stellung und Sicherung in diesen Entscheidungen gegeben. Statt daß es sich nun als Gehilfe verbluten muß, um die Deutschen von der geographischen Front gegen England zurückzuzwingen, — abgesehen von den hochmütigen Rücksichtslosigkeiten, die es auch so noch von dem Schalten der Verbündeten am Kanal und von Flegeleien und Eigentumsverächtereien seiner Söldner erlebt. Darin wurzeln augenblickliche Vorgänge in französischen Soldaten- und Zivilistengemütern, die die Regierung nicht gänzlich mundtot machen kann, auch wenn sie unentwegt sich von Londoner und Kitchenerschen Besprechungen „zufriedengestellt“ erklärt und in ihrer Havas-Agentur oft englischer als die Engländer selber lügt. Aber jene Augenblicksanwandlungen dürfen uns nicht verblenden. Wäre Frankreich der Kriegserfolg beschieden gewesen, so wären auch wieder turmhoch die alten Enthusiasmen der „großen Nation“ emporgeschnellt, sei es mit der republikanischen Freudigkeit der 1790er Jahre oder noch begeisterungsvoller mit heroischer, cäsaristischer Wendung, und Deutschland würde die altverliehene Berufenheit Frankreichs, das Völkerglück unter der Trikolore in fremde Grenzen zu tragen, auf die schneidendste, tödlichste Weise erfahren. Nicht russische oder englische Feindseligkeit, sondern unbedenklicher Franzosenradikalismus hat flugs die Landkarte entworfen, wie das gehaßte Deutschland unschädlich zu machen sei, nach dem verbesserten Muster von Tilsit 1807 mit Preußen, das auch keine bloße müßige Gedankenspielerei gewesen.

Nun aber ist es mit dem allem nichts. Hoffnungslos, nutzlos sinken die Männer des Landes ins Massengrab, und wie das ewige trübe Grau sieht die von der Sehnsucht ihrer Größe so leicht zu entflammende Nation eine schale Gegenwart sich in eine müde Zukunft dehnen, in der die Poincarés mit kleinen Schattierungen wechseln und nicht anders die Großmeister der „finanziellen Unregelmäßigkeiten“,



auf deutsch die Millionengauner der Steuergelder, die Declaux nebst obligaten Mätressen und obligater Ehrenlegion und ministeriellen guten Freunden, auch nur die Namen tauschen. Da braucht es nicht sonderlichen Geist, um in Vergleichen mit Deutschland lichte Augenblicke zu zeigen.

Die glänzen dann über Deutschland wie warmer Sonnenschein. Wir möchten immer Frankreich eher noch als andern Gutes gönnen, wenn es dafür uns dann freundlicher anblickt; mit aus dem Gefühl, da etwas gutzumachen zu haben, obwohl dies nur eine Schwachmännlichkeit ist, die aus dem spröden Verhalten der Gegenseite herrührt, nicht aus geschichtlichen Rechenschaften, wo vielmehr uns noch alte Forderungen offen bleiben. — Der Deutsche streift hier an den liebenden Courmacher, der der Dame unangenehm ist, aber von seiner Manie nicht loskommt und immer wieder Hoffnung schöpft. Wir knüpfen sie an jedes Buch, das sich einmal darauf besinnt, wie Frankreich durch seine einseitige Vogesenpolitik nur allen andern Vorschub leistet, und wir wärmen diese Bücher noch wieder auf, wenn drüben ihre so herzlich geringe Wirkung längst verschollen ist. Wir lesen aus ihnen Bereitwilligkeiten heraus, die weit davon entfernt sind, gemeint zu sein, — da wir Voraussetzungen vergessen, von denen der Franzose weiß, daß es ihm niemals erlaubt ist, sie zu vergessen. Und wenn selbst diese Voraussetzungen nach dortigen Wünschen erfüllt würden, so wären wir damit die Jämmerlinge, für die der Franzose vollends keinen Sou mehr gäbe; die Rollen würden so entscheidungsschwer vertauscht sein, daß statt der Befriedigung, der Abkehr von der östlichen Offensive, nun erst deren überschwengliche Ermutigung begänne, das ganze alte Elend der „Réunionen“, der „natürlichen Grenzen“, der Frankreich von Rechts wegen zukommenden Quell- und Mündungsgebiete der „französischen Flüsse“ (einschließlich des Rheins) oder wie man jemals diese französische Zerstörungspolitik gegen Deutschland und Mitteleuropa phrasierte. An dieser Seite gibt es keine ewigen Grenzen in der Art der Pyrenäen. Wenn Brandenburg-Preußen einst für Frankreich bündnisfähig war, so beruhte das darauf, daß sie sich nicht berührten und damals an der Spitze des zu beraubenden Reiches die europäische Macht von Habsburg stand, die sich auch auf die südlichen Niederlande erstreckte.

Man kann nicht den Lebenswillen eines Volkes verheißungsvoll stärken und gleichzeitig die altbefestigten Überlieferungen und Erbneigungen in ihm ausrotten. Wenn das bei uns anders ist, so wohnen hier eben zwei Seelen in unserer Brust. Die eine ist die etwas eingeschläferte und selbst durch diesen Krieg — weil er unsere Grenzen im ganzen frei vom Einbruch hält — nicht genügend lebendig wiedergeweckte Erinnerung an unseren ältesten und dauerhaftesten Erbfeind, der auch jetzt schon eiligst ins Elsaß die französischen Schulbücher und den Code civil mitbrachte; die andere ist die allgemeine Hingezogenheit der Völker zu Frankreich, die auf uns ebenfalls am längsten eingewirkt. Es ist die Nation, die sich uns durch so viele lange Menschenalter als etwas Maßgebendes und unwiderstehlich Anziehendes befestigt hat, seien es die mittelalterlichen Jahrhunderte, wo die „tumben“ Deutschen von dort die ziervolle rittermäßige „Courtoisie“ nebst so mancherlei halbheimlich süßen Zugehörigkeiten lernten, oder seien es die galanten, modischen, prunkenden Zeiten von Versailles, und wieder jene erregten Jahrzehnte, da die

Ideen der Freiheit in ihrer gefälligen französischen Formulierung eine Massengewalt erlangten, wogegen die männliche, vertiefende Eindringlichkeit dessen, was ein Lessing, Kant, Schiller, Freiherr vom Stein über Erziehung und Mündigkeit zur Freiheit gedacht hatten, nicht einmal im eigenen Volke den Wettbewerb zu halten vermochte. Seit Richelieu hat Frankreich an die Stelle des Latein, Italienischen, Spanischen früh entschlossen seine eigene Sprache zu derjenigen erhoben, die es von den Diplomaten und Gebildeten zu fordern begann, und es ist unnötig zu sagen, mit welcher ausbreitenden Wirkung ihm darin nachgegeben worden ist. Eben diese Tatsächlichkeit, daß auf dem pädagogischen Wege Hunderttausende den Nimbus eines „tadellosen" Französisch anstaunen lernen, daß Millionen sich die minder Gebildeten wissen, weil sie es nicht gelernt haben und nur alle Fremdwörter, Telefong usw., für französisch halten, — das ist es, was den Vorstellungszauber so verallgemeinert, daß er bis in die unwillkürlichsten Empfindungen und zärtlichen Sehnsüchte, weibliche, männliche, dringt. Das läßt uns heute die Lazarettärzte mitteilen: „Es ist unmöglich, freiwillige Pflegerinnen zu französischen Verwundeten zu lassen", läßt alle beschämenden Erinnerungen von 1805, 1806, 1809 über die Triumphe der Sieger, allen Zorn von 1870 in dieser weiblichen Hinsicht vergeblich geblieben sein. Das veranlaßt einen Ludwigsburger Stadtrat zur antragsmutigen Beschwerde, weil deutsche Soldaten auf der Straße beim Marschieren singen, ohne, wenn es französische Gefangene hören, „auf deren Gefühle Rücksicht zu nehmen". Nicht ganz dasselbe ist es, aber doch ähnlich bedingt es sich auch, wenn auf ganz ernsthaft gemeinte Art eine merklichste Bewegung zur Freundschaft mit Frankreich um sich greift und Bündnisideen von den Stammtischen bis zu den Schützengräben umschwirren. „Wir machen Bündnis", dann wird's famos und nichts ist einfacher. Alle Unmöglichkeit und Schwierigkeit vergessen, all unsere „Barbarei", alle zur selben Zeit fortdauernden frivolen Lügen nebst den Abscheulichkeiten und Justizmorden gegen in französische Hände geratene Deutsche.

Der Liebende hat einmal keinen Sinn für Gegengründe, und er vermag das beschämendste Nein so lange hin und her zu wenden, bis er doch wieder das holde, sich nur nicht bekennende Ja daraus liest. Gerade die Unzähligen, die hinter dem Ofen sitzen, finden für die besprochene Franzosenhinneigung keinen anderen Ausweg als den politischen, damit sie aufhöre, platonisch zu sein. Wer selber nach seinem Gefallen nach Frankreich geht, der befreit sich leicht von Bündnisideen, die die dazu gehörigen Bedingungen verkennen und mit der Erfüllung ins Blaue gehen. Er wird am deutlichsten wissen, was diese durch ihre Geschichte längst zum selbstfertigen Typus geformte Nation bei allen angenehmen Formen so unübersteigbar von uns Germanen scheidet. Der Zarismus kann sich da verbinden, weil dabei keine Verstehungen gefordert werden. Die Duma kann es am Ende auch, ähnlich wie unser einstiger Parlamentarismus im Flügelkleide und noch ein Teil der 1848er für Frankreich schwärmten. Jetzt sind wir aber doch etwas weiter. Dabei sind die Verfassungsformen noch nicht das Verbietende, obwohl von ihnen sehr viel abhängt, wie ein Blick auf Italien oder Rumänien zeigt, wo die konstitutionelle Monarchie mit dem Einschwenken gegen uns den Triumph des franzoseneifrigen

Republikanismus und ihr Verderben besiegeln würde. Das Ärgere ist die zutage liegende politische Kindlichkeit und Unfähigkeit des französischen Volkes, was ein altes gallisches, keltisches Erbteil scheint. Denn in Wirklichkeit ist die souveräne Nation der Liberté usw. ein unglaublich lenksames, willenloses oder andersherum mutloses Werkzeug in der Hand der kleinen Minderheit, die politisch die Dinge „macht". Von jedem geschickten Schlagwort, jeder grotesken Lüge, jeder hohlen Phrase in ihrem Verstand gefährdet. Man hat bei uns während des Krieges häufige Proben aus dem „Matin" und anderen in Frankreich einflußreichen Blättern zitiert, zur Belustigung, welche Rabelaisschen Ungeheuerlichkeiten den Franzosen aufgebunden werden. Das hört aber auf, belustigend zu sein, wenn man Gemeinsamkeit schließen will.

Es ist gewiß peinlich für uns, daß wir nur schwer geeignete Verbündete finden. Aber dies ist kein Grund, um durchaus ungeeignete zu werben. In dem Moment, wo es auf die Probe ankäme, würde sich ein so wenig politisch denkendes Volk auf die stärkere Wahrheit alles dessen, was sein Gefühl von dem unseren trennt, besinnen. Die Gewähr müßte verläßlicher, stärker, natürlicher sein, als ein Pariser Advokatenministerium sie geben kann. Darüber hilft alles nicht weg, was wir von Ritterlichkeit und Männlichkeit im Offiziersstand, von Resten ehrenhaften Adels, von tüchtigen und liebenswerten Menschen einzelnes wissen. Sie sind nicht „Frankreich". Die maßgebliche obere Bourgeoisie ist oberfaul, und in den untersten Schichten gibt es in einem Maße Analphabetentum, Tölpelhaftigkeit und viehische Roheit, wovon der biedere Deutsche meist nichts ahnt. Bleibt (mit vielen guten Eigenschaften) die mittlere breite Zone, die aber überlieferungsmäßig der am meisten düpierte Teil im Lande ist. Politisch unwissend, geschichtlich und geographisch naiv kenntnislos ist alles oben und unten.

Hören wir mit diesen Gedankentändeleien auf, jagen wir keinen Anbändelungen nach, wo niemals eine Ehe sein kann, und ersparen wir uns die Erhaltungskosten, die ein wurmstichiges Verhältnis fordern würde. Seien wir der erkenntnisvolle Mann, der sich selber behütet. Machen wir mit Frankreich einen Frieden, der uns auf hundert Jahre Ruhe vor ihm schafft und die wohlgerüstete Freiheit als Großmacht bringt, die wir anderweitig brauchen. Dann können wir mit ihm von Fall zu Fall verhandeln. — Bündnisse sind gut, wenn sie gut sind. Aber sie können zu einer gefährlichen und verderblichen Bequemlichkeit werden, daß die Politik auf diesem Ruhekissen einschläft — und dasjenige verschläft, was inzwischen durch sie geschehen müßte, geschehen könnte und was durch andere geschieht. Um von der erfreulicheren Seite dieser Dinge zu sprechen: das Beispiel unserer Beziehungen zur Türkei ist erweiterungsfähig. Die rechtliche Politik, von der sich Deutschland, gegenüber der anmaßenden und verknechtenden Englands, leiten läßt, die nationale Freiheit und Entfaltung, die es sich wünscht, aber auch anderen gönnt, wird sich mehr und mehr als Völkererkenntnis durchsetzen; aber dabei muß auch von uns aus das Nötige zur Enthüllung und Entwaffnung der schlechten Mittel geschehen, die es verhindern. Wachsame, allebendige, von Wahrnehmungen und Überlegungen beeinflußte Politik, die nicht immer erst auf erhaltene „Weisungen" in Tätigkeit tritt, und Pflege unserer Bündnisse, die gesund und natürlich sind —

eine Pflege, die Gedanken und Erinnerungen, Wahrnehmungen, Überlegungen keineswegs für überflüssig halten muß —: auf diesen beiden Linien liegt die Zukünftigkeit unserer Diplomatie und das, was von ihr verlangt werden muß. Daß auch sie an dem Traum der Verbindung mit Frankreich hange, ist aber wohl nicht anzunehmen.



Eine Feldpostkarte · Von Helene Brauer

Die Karte — zerdrückt, von der Front gesandt —
Ward heute mir gegeben,
Darüber fuhr ein hastender Stift:
„Was liegt an dem bißchen Leben!“

— Und ich seh' dich, wie ich dich immer sah:
Den Mund zum Jauchzen bereit,
Die stolze Stirn der Sonne bloß,
Und die Arme dem Glücke weit.

Und ich höre dich wieder mit Frühling im Ton
Und gläubigen Augen sagen:
„Goldlachendes Leben, wann halte ich dich!
Ich will dich jubelnd tragen!“

— Und ich sehe dich nun, bleich, aufrecht und schlank
In Trümmern, Todwunden und Leichen
Die lebensheiße Hand dem Tod
Wie einem Bruder reichen.

Und ich seh' dich: am Degengriff gepreßt
Die Finger, die nicht beben;
Und hör' deiner Stimme stolzen Schrei:
„Was liegt an dem bißchen Leben!“



In englischer Kriegsgefangenschaft

Von Prof. Dr. Waas

Niemals in der ganzen Weltgeschichte hat, soviel ich im Augenblick übersehe, Deutschland mit England Krieg geführt. Wohl aber haben — leider nur zu oft — deutsche Soldaten für oder gegen England gefochten in fremdem Solde. Unvergessen sind die schmählichen Unterstützungsverträge deutscher Fürsten mit England, durch die etwa 30000 deutsche Soldaten in englische Kriegsdienste vermietet oder, wenn man will, verkauft wurden, zum Kampfe gegen die nordamerikanischen Freistaaten (1776—83). Nicht minder traurigen Angedenkens ist die Rheinbundspolitik deutscher Staaten, wodurch etwa die gleiche Zahl braver deutscher Krieger an Napoleon I. dahingegeben wurde zum Kampfe gegen dasselbe England auf der spanischen Halbinsel (1808—13). Wer von ihnen nicht den ehrlichen Soldatentod auf den unzähligen Schlachtfeldern der Peninsula starb — es war die geringere Zahl —, der fiel den Mordbanden der Guerillas zum Opfer, oder verschmachtete in den elenden Spitälern der Franzosen. Das Los derer aber, die der britischen Soldateska Wellingtons in die Hände gerieten, war fast noch schlimmer.

Wie das edle Albion damals mit seinen Kriegsgefangenen verfuhr, das lesen wir in diesen Tagen mit doppelter Anteilnahme in den kürzlich von Karl Esselborn (Darmstadt) herausgegebenen Aufzeichnungen eines hessischen Artilleristen: Karl Christoph Caspary: „Erinnerungen aus dem spanischen Feldzug und aus der englischen Gefangenschaft 1808—14“ (Darmstadt, 1914). Esselborn hat bereits 1912 in den von Wilhelm Diehl herausgegebenen „Hessischen Volksbüchern“ (Nr. 13 und 14) aus den Memoiren verschiedener hessischer Kriegsteilnehmer ein sehr lesenswertes Erinnerungsbuch an die Kämpfe der Hessen in Spanien zusammengestellt. Auch diesem Buche entnehme ich im folgenden einige Angaben.

Fast alle Feldzugserinnerungen aus diesen Zeiten sind von hochstehenden Persönlichkeiten geschrieben, von Generälen und Offizieren, zumeist Leuten von literarischer Bildung und gewandtem Stil. Was sie schreiben, ist von oben gesehen, von höherem Gesichtspunkt; was sie erleben, ist zumeist nicht gerade die äußerste Not. Gegen einen gefangenen Offizier übt auch der erbittertste Gegner gewöhnlich noch Rücksichten; ihm folgt, wenn möglich, auch der Bursche mit in die Gefangenschaft, daß es ihm auch dort nicht ganz an Bedienung fehle.

Wieviel seltener kommt es dagegen vor, daß wir einmal davon hören, was eigentlich der gemeine Mann in Krieg und Gefangenschaft persönlich und im einzelnen zu leisten und zu leiden hat! Gewiß verträgt die große Masse dieser weniger fein Organisierten alles leichter. Aber, es gibt auch unter ihnen genug Ausnahmen, die Unsägliches leiden, weil sie mit Nerven und Geist über der Masse stehen, und doch als Masse behandelt werden. Ein solcher fühlt sich dann wohl auch, wenn alles glücklich vorüber ist, getrieben, von seinen Taten, Leiden und Abenteuern zu sagen und zu schreiben. So entstehen dann jene köstlichen

Memoiren der kleinen Leute, wie die des „armen Mannes von Toggenburg“, eines Schweizers, der unter die Soldaten des alten Fritz fiel und in der ersten Schlacht des Siebenjährigen Krieges davonlief; oder die des Magisters Laukhard aus den Revolutionskriegen, die an schamlosem Realismus ihresgleichen suchen; oder die Erinnerungen an den russischen Feldzug von 1812, die der westfälische Förster Fleck, der bayerische Sergeant Schrafel und der badische Feldwebel Steinmüller aufgezeichnet haben.

In diese Gruppe stellen sich auch die Aufzeichnungen von Caspary (geb. 1788 zu Wolfskehlen bei Darmstadt, gest. zu Darmstadt 1857), der als hessischer Artilleriekorporal und später als Sergeant von 1808—12 in Spanien mitkämpfte und bis 1814 in englischer Gefangenschaft schmachtete. Gerade die Darstellung seiner Erlebnisse als Kriegsgefangener gehören zu dem Ergreifendsten, was wohl in dieser Art geschrieben sein mag. Dabei ist Casparys Erzählung, verfaßt 1833 auf Grund eines ausführlichen und genauen Tagebuchs, keineswegs romantisch aufgeputzt. Der Verfasser hat sie nur für seine Familie niedergeschrieben und ausdrücklich nicht für die Veröffentlichung bestimmt. Darum hat er sie auch so einfach und schlicht gehalten, daß es uns wie ein Hauch der Wahrheit aus diesen Blättern anweht.

Hessen-Darmstadt, das, von Österreich und Preußen im Stiche gelassen, nur notgedrungen und in letzter Stunde im Januar 1806 zu Napoleon übergetreten war, hatte sich durch die Rheinbundsakte im Kriegsfalle zur Stellung von 4000 Mann verpflichtet. Die Politik Napoleons brachte es aber mit sich, daß dieser Fall in den Jahren von 1806—13 nicht aufhörte immer wieder einzutreten. 1806/7 kämpften die Hessen gegen Preußen mit. Kaum ein Jahr später, Ende Juli 1808, verlangte der Imperator von neuem ein Regiment Infanterie und eine halbe Batterie für den Feldzug in Spanien. Dafür wurde die Brigade „Groß- und Erbprinz“ nebst 4 Geschützen, im ganzen 1800 Mann, mobil gemacht und nach französischer Art in ein Regiment formiert. Am 24. August rückten sie aus. Als sie bei Mainz über den Rhein marschierten, richtete der Hauptmann Döll, der die 1. Voltigeur-Kompagnie führte, an seinen Oberleutnant die Frage: „Wer von uns wird auf dieser Brücke wohl wieder zurückmarschieren?“ Seine Ahnung sollte sich erfüllen. Im nächsten Jahre wurde er in der Schlacht bei Talavera de la Reina schwer verwundet und starb im Hospital zu Madrid.

In Orleans wurden die Hessen in die Division des Generals Leval eingereiht, die zum 4. Armeekorps, dem des Marschalls Lefebvre, gehörte, und zumeist aus Rheinbundstruppen bestand. Der Marschall, der Eroberer von Danzig, war ein braver Haudegen, von Geburt Elsässer und bekannt auch als Gemahl der Madame Sans-Gêne. Als er die deutschen Regimenter besichtigt hatte, versammelte er die Offiziere um sich und erklärte ihnen in seinem biederen Elsässer Ditsch: „Ihr Ditsche seid guet zum Schlage; ihr mißt aber noch viel lerne, wenn ihr Franzose werde wollt. Ich will euch aber schon dressiere!“ Am 14. Oktober überschritten die Hessen bei Irun die spanische Grenze.

Die Geschichte der Unternehmungen, Märsche, Gefechte und Schlachten, die die Hessen in den Jahren 1808—12 in Spanien mitzumachen hatten, ist im

einzelnen — zumal die verschiedenen Bataillone und die Artillerie oft getrennt waren —, so verwickelt, wie es die Geschichte dieses wahrhaft chaotischen Krieges im ganzen ist. Nicht nur von Schlachten weiß die Regimentsgeschichte zu berichten, wie Zornoza (31. Oktober 1808), Mesa de Ibor (17. März 1809), Medellin (28. März), die zweitägige Schlacht bei Talavera de la Reina (27./28. Juli), Almonacid (11. August), Ocaña (19. November). Das Schlimmste waren die endlosen und aufreibenden Hin- und Herzüge durch Kastilien, Estramadura, die Mancha und Andalusien mit ihren furchtbaren Strapazen und Krankheiten, und der aufreibende, unerbittlich grausame Kleinkrieg gegen eine wahnsinnig erbitterte und hinterlistige Bevölkerung. Trotz eines 1810 eingetroffenen Nachschubs von etwa 550 Mann standen 1812 von den 2300 Hessen nur noch etwa 850 unter Waffen. Und diese sollten nun wenigstens mit einer Ruhmestat den Kampfplatz verlassen. Sie fanden nach heldenmütiger Verteidigung den Tod oder die Gefangenschaft bei der Verteidigung der spanisch-portugiesischen Grenzfestung Badajoz, die in der Nacht vom 6./7. April 1812 nach 20tägiger Belagerung von der Armee Wellingtons erstürmt wurde.

Folgen wir nun, an der Hand von Casparys Aufzeichnungen, den Hessen in die englische Gefangenschaft!

Kaum wiederzugeben sind die Greuelszenen, die sich nach der Erstürmung von Badajoz abspielten. Zweimal 24 Stunden ließ Wellington seine entmenschten Söldner in der armen Stadt hausen. Blindlings schossen die viehisch betrunkenen Engländer und Portugiesen in die waffenlosen Haufen von Gefangenen hinein, die sie bis in die Krankensäle des Lazaretts und die Kirchen hinein verfolgten, ausplünderten, ihrer Kleider beraubten und grauenhaft mißhandelten, wobei auch der Kranken und Verwundeten nicht geschont wurde. Ein französischer Artilleriehauptmann, der hier sah, daß der Tod der englischen Gefangenschaft vorzuziehen sei, schoß sich selber unter der Türe des Pulvermagazins eine Kugel durch den Kopf.

Eine Art von Stumpfsinn, verdeckt durch ein verachtendes Lächeln, hatte sich der endlich aus der Stadt hinausgeführten Gefangenen bemächtigt. Hier sah Caspary seinen Leutnant Mai wieder: „Aber unter welchen Verhältnissen und in welchem Zustande! In Pantoffeln, mit angeschwollenem, verbundenem Gesichte, den linken Arm von der Schulter an, wie diese selbst, bis zu den Fingerspitzen angeschwollen in einer aus einem Fetzen schmutziger Leinwand bestehenden Binde tragend, ohne Weste, ohne Halstuch, den Überrock, dessen linke Seite gleich dem Hemde und den Beinkleidern mit Blut befleckt war, über die Schulter gehängt, eilte er mir mit den Worten entgegen: ‚Nun, du siehst ja auch gut aus!' und reichte mir die Hand. In keiner Lage meines Lebens fühlte ich mich mehr ergriffen als bei diesem Wiedersehen und unfähig, in diesem Augenblick auch nur ein Wort zu sprechen, weinte ich seit einer Reihe von Jahren die ersten Tränen."

Neue nervenaufpeitschende Eindrücke folgten. Vierzig gefangene spanische Schützen, die auf französischer Seite gekämpft hatten, wurden auf Befehl Wellingtons als Vaterlandsverräter erschossen. Auch von der Ausübung der englischen

Disziplin bekamen die Gefangenen einen unvergeßlichen Eindruck. Jeder englische Offizier trug eine lange lederne Peitsche mit kurzem Stiel in der Rocktasche. Sie bedienten sich ihrer gegen Leute ihrer Abteilungen, „sogar dann, wenn sie im Gliede standen, indem sie sie rasch ergriffen und einem Kerl damit kräftig ins Gesicht schlugen und sie dann wieder einsteckten".

Die bisher erlittenen Mißhandlungen waren aber nur ein gelindes Vorspiel derer, denen die Gefangenen nun beim Transport durch den wütenden Pöbel der portugiesischen Städte und Dörfer, durch die sie marschieren mußten, ausgesetzt waren. Die Bevölkerung des benachbarten Elvas kam ihnen auf eine Stunde weit entgegen, beschimpfte sie und bewarf sie mit Steinen und Schollen, wobei sich namentlich die alten Weiber auszeichneten. Besonders hatten die Regimentssappeure mit ihren wohlgepflegten langen Bärten zu leiden, da man sie für Juden hielt; nicht minder die Hessen, weil sie in ihrer der spanischen ähnelnden Uniform für Spanier in französischen Diensten, also für Verräter gehalten wurden. Bei der nächsten Rast sah man die armen Sappeure sich schleunigst ihrer bisher sorgfältig behüteten Männerzierden entledigen.

Hier in Elvas wurden auch die hessischen Offiziere von ihren Soldaten getrennt, wobei die Engländer hauptsächlich den Zweck verfolgten, die Gemeinen so eher für den englischen Dienst anwerben zu können, wie sich bald zeigen sollte. „Im Vorbeigehen nickten und riefen sich die Offiziere und Soldaten gegenseitig Lebewohl zu, denn es war keinem von beiden Teilen gestattet, sich nochmals einander zu nähern oder zu sprechen. Während der ganzen Gefangenschaft sah keiner den andern wieder." Demselben Zwecke, die deutschen Mannschaften recht mürbe zu machen, diente es auch, daß man sie tagelang ganz hungern ließ oder ihnen unzureichende Nahrung gab.

Mittags, den 18. April, erreichte die Kolonne Lissabon. Hier wurden sie zunächst in dem Zuchthaus untergebracht bei den Verbrechern, von denen sie mit „Willkommen, Kameraden!" begrüßt wurden. So sollte der letzte Rest von Ehrgefühl in den deutschen Soldaten ertötet werden, damit sie den Übertritt in die Scharen der englischen Söldlinge als Erlösung betrachteten. Endlich erschien am anderen Morgen „der von vielen ersehnte rotuniformierte Messias", d. h. der englische Werber. Alle, die entschlossen waren, in englische Dienste zu treten, darunter auch 9 Kanoniere Casparys, drängten sich ihm entgegen.

Der erste Bestimmungsort der übrigen standhaft gebliebenen Gefangenen war, bis zur Abfahrt nach England, eine alte portugiesische Fregatte, auf der Caspary mit seiner Abteilung acht Tage verbrachte. Über ihre Verpflegung entwirft er folgendes anmutige Stimmungsbild: „Man ließ uns zwischen einem einmaligen Bohnengemüse mit und einem täglich zweimaligen ohne Fleisch wählen; wir entschieden uns für zweimal Bohnen . . . Bei der Austeilung dieses Breies fehlte es an kleineren Gefäßen. Wer daher noch mit einem Tschako versehen war, gebrauchte dessen Deckel als Teller. Ein solcher Deckel faßte zwei Portionen. Statt der Löffel . . . bediente man sich der Löwenschilder an den Tschakos. Die Deckel dienten sehr vielen noch länger als ein Jahr hernach als Teller . . . Ein eigener, nicht angenehmer Geruch war diesen Ledergefäßen eigentümlich."

Am 27. April segelten drei englische Fregatten mit den Gefangenen von Badajoz aus dem Hafen von Lissabon ab; unser Freund auf dem „Romulus“, der auch nach mancherlei Fährlichkeiten am 9. Mai im Hafen von Plymouth landete. Dort wurde er mit den 350 Insassen des „Romulus“ auf das Blockschiff „St. Isidor“ verbracht, ein ehemaliges Linienschiff, das nun dauernd vor Anker lag und als Haftlokal diente. Seit Jahren schon befanden sich auf ihm Hunderte von Franzosen, die noch nie einen Fuß ans Land gesetzt hatten. Hier sterben oder einem schleichenden Siechtum verfallen zu müssen, schien das Schicksal aller dieser Unglücklichen, wenn es nicht bald ein Ende mit dem Kriege gab. „Wo kommt ihr her? Was gibt's Neues bei der Armee? Wann werden wir erlöst?“ riefen die hageren, schattenähnlichen Gestalten den Neuankommenden entgegen. Die Räume unter dem Verdeck waren in ihrer ganzen Ausdehnung mit Gefangenen vollgestopft und so niedrig, daß man nicht aufrecht gehen konnte. Wenn alle Insassen — nunmehr 900 Mann — bei der Reinigung aufs Verdeck mußten, dann war es oben so voll, daß Bewegungen der einzelnen unmöglich waren. „Um indessen nicht unbeweglich stehen zu müssen — von Niedersetzen war keine Rede —, schloß man sich den Anordnungen der älteren Gefangenen an, d. h. die ganze Masse machte nach einer einzigen Richtung Front und schritt nun fast im Takte zwei Schritte vor und ebensoviel rückwärts und so fort.“

Auch hier wurden die Hessen von Werbeoffizieren bearbeitet, und zwar mit gutem Erfolge; denn am 17. Mai wurden allein von „St. Isidor“ 103 Mann abgeholt. Auch auf den anderen Blockschiffen wurden die Reihen der deutschen Kriegsgefangenen allmählich immer lichter, so auch auf dem „Brave“, wohin am 2. Juni sämtliche noch vorhandenen Hessen verbracht wurden. Billiger konnte Old England auch das so notwendige Kanonenfutter nicht bekommen. Als die Engländer beobachteten, daß der Einfluß der hessischen Unteroffiziere auf ihre Landsleute doch immer noch so stark war, um manchen Gemeinen vor den Lockungen der Werber zu bewahren, beschlossen sie, die noch anwesenden 16 Unteroffiziere in ein Landgefängnis zu überführen.

Am 13. Juli marschierten diese nebst einigen hundert älteren französischen Gefangenen unter starker Infanteriebedeckung nach Dartmoor-Prison, etwa fünf Stunden nordöstlich von Plymouth, ab. Es ist dies ein kreisrundes, in der Niederung eines Torfmoores erbautes Gebäude mit acht gleichmäßigen, großen, zweistöckigen Arresthäusern. Die Gegend ist so öde, daß Caspary in sein Tagebuch schrieb, am 13. April 1813 zum erstenmal und am 1. Mai zum zweiten und letztenmal einen Singvogel bemerkt zu haben. Es waren damals über dreiviertel Jahre seit seinem Einzug in Dartmoor-Prison vergangen.

Waren die Blockschiffe schon die reinsten Mordgruben, so war dieses Massengefängnis, das mit 11 000 Gefangenen aller gegen England kämpfenden Nationen vollgepfropft war, ein wahres Schreckenslager. Von außen wurde es scharf bewacht, das Einbringen von Alkohol, politischen Schriften, Zeitungen und Lichtern war streng verboten. Allein der Schmuggel blühte, da die Wächter gegen Geld nicht unzugänglich waren. Wenn sich aber nachts an irgendeinem Gitterfenster ein Schimmer Licht zeigte, schossen die Schildwachen sofort danach, wobei zumeist

Unschuldige verwundet wurden. Im Innern herrschte wahre Anarchie. Die Verwaltung kümmerte sich wenig darum, was drinnen vorging. Die Gefangenen waren sich im wesentlichen selbst überlassen. Die Anständigen und Ehrlichen suchten sich durch allerlei Kleingewerbe Beschäftigung und Verdienst zu verschaffen und verfertigten kunstvolle Schnitz-, Modellier-, Seiler-, Schreiner- und Papparbeiten, die am Eingang des Gefängnisses feilgeboten und um ein Billiges verkauft wurden.

Der Pöbel war aber auch hier in der Mehrheit. Am gefürchtetsten wegen seiner tierischen Gemeinheit war ein kommunistisch-anarchistischer Verbrecherbund von etwa 700 Franzosen und Italienern, die sich, abgeschlossen und verachtet von den andern, nach Willkür in dem Innern des Gefängnisses herumtrieben. Sie wurden „Romains“ genannt, weniger wohl deshalb, weil sie in antiker Nacktheit herumwandelten, sondern um sie als Zigeuner zu bezeichnen (das Wort Romany bedeutet im Englischen Zigeuner). Sie selbst benannten sich stolz: das Verbrecher-Regiment = Le Régiment des délits. Dieser Auswurf der Menschheit, der dazu widernatürlichen Lastern ergeben war, bot in seiner schmutzigen, mit Ungeziefer bedeckten Nacktheit einen alle menschlichen Gefühle empörenden Anblick. Dabei bekamen diese Romains immer wieder Rekruten aus neuankommenden Gefangenen. Wenn einer von diesen etwas von den Artigkeiten und Spenden annahm, die sie ihm anboten, dann war er ihnen rettungslos verfallen. Sie zogen ihm buchstäblich das Hemd vom Leibe, bis er nackt dastand wie sie auch.

„Diese Mitleid und Abscheu erregende Klasse huldigte dem Grundsatze einer Gütergemeinschaft im engeren Sinne, d. h. jede Menageabteilung zu je sechs Mann betrachtete sich als eine selbständige Unterabteilung, in der keiner eine Hängematte, einen Teppich, ein Hemd, Schuhe oder irgendein anderes Kleidungsstück von noch so geringem Werte besitzen durfte; alles derart mußte zum Besten der Abteilung verkauft werden. Von den Lebensmitteln verteilten sie bloß die Suppe; Brot und Fleisch wurde verkauft und mit dem Gelde in Gegenwart der ganzen Menageabteilung gespielt. Je nachdem der Zufall ihr Spiel begünstigte oder nicht, soffen sie Bier, Tee und Rum und fraßen Weißbrot mit Butter und Ragout oder sie hungerten tagelang. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß diese Elenden von Hunger getrieben, fast alles auffraßen, was sich verschlucken ließ. Aß ein anderer Kartoffeln, so war er, wie von einem Schwarm Hühner, von einem Haufen dieser Skelette umringt, die die weggeworfenen Schalen auffingen, noch ehe sie den Boden erreichten. Auch die Köpfe und Gräten der Heringe anderer dienten ihnen, sowie das, was man ausspie, zur Stillung ihres Hungers. Oft warf man ihnen auch noch genießbare Brocken hin, um die sie sich dann schlugen.“

Diesen allen Menschengefühlen Hohn sprechenden Zuständen sahen die englischen Beamten mit der ihrer Nation eigentümlichen Verachtung aller Fremden ruhig zu. Die Hauptsache war, daß keiner herauskam; was drinnen vorging, war ihnen einerlei, und die Öffentlichkeit erfuhr nichts davon. Diese jahrelange, arbeitslose und entnervende Gefangenhaltung von 11 000 Menschen in einem

einzigen Massengefängnis bildet auch eines der Ruhmesblätter des für den Fortschritt der Humanität allzeit so edel bemühten Albion.

Das entsetzliche Einerlei wurde für unseren gefangenen Landsmann unterbrochen am 16. April 1813 durch die Mitteilung seines ebenfalls in England gefangenen Obersten, daß er zum Sekondeleutnant befördert sei. Aus demselben Schreiben ersah er auch, daß er bereits am 31. Dezember 1811 Feuerwerker geworden war, womit er eigentlich schon von diesem Datum an Offiziersrang gehabt hätte. Infolge der Einschließung von Badajoz und der Gefangennahme der Hessen hatte diese Mitteilung nicht eher zu den Truppen gelangen können. Welch ein Gefühl für den Ärmsten, der sich nun sagen mußte: hätte ich meine Beförderung rechtzeitig erfahren, so wäre ich wie die anderen Offiziere in ein anständiges Quartier gekommen und hätte Dartmoor-Prison nie gesehen!

Aber auch jetzt sollte ihm die Stunde der Befreiung noch nicht schlagen. Da er sich nämlich bei neuen Werbeversuchen wiederum widerspenstig zeigte, wurde er mit den übrigen Deutschen am 7. Mai 1813 in ein anderes Massengefängnis, Mill-Prison bei Plymouth, überführt, das mit etwa 2300 Mann bevölkert war. Die Zustände waren hier ähnlich wie in Dartmoor-Prison, es erübrigt sich also alles weitere. Hierher gelangten nun an die Hessen — auf allerlei Umwegen, da direkte Sendungen unmöglich waren — mehrere Male besondere Liebesgaben aus der Heimat, Geldspenden von dem hochherzigen Landesfürsten, dem Großherzog Ludwig I. Mit welcher Freude und mit welchem Stolze feierten sie nun am 25. August den hessischen Nationalfeiertag, Ludwigstag! Uns erscheint ja heute diese Fürsorge als etwas Selbstverständliches. Sie war es aber in dieser Zeit und unter diesen Umständen keineswegs; denn die Hessen waren die einzigen unter allen Gefangenen, denen solche Geschenke aus der Heimat zukamen. Geldsendungen an die Gefangenen waren sogar von der französischen wie von der englischen Regierung ausdrücklich untersagt worden.

Allmählich drang aber auch trotz aller Verbote in die Mauern der englischen Massengefängnisse die Kunde von den weltumstürzenden Vorgängen auf dem Festland: die Schlacht bei Leipzig, die Befreiung Deutschlands, die Auflösung des Rheinbundes, der Fall von Paris, die Absetzung Napoleons. Und endlich öffneten sich, nachdem fast alle anderen Gefangenen schon entlassen worden waren, auch unseren Hessen die Pforten ihrer Kerker.

Am 30. April 1814 wurden sie für frei erklärt. Sie waren also noch ein volles halbes Jahr widerrechtlich gefangen gehalten worden; denn Hessen war kurz nach der Leipziger Schlacht auf die Seite der Verbündeten übergetreten.

Es war ein kleines Häuflein von 168 Mann, das Caspary als Rangältester in England sammelte und in die Heimat führte, wo er nach mancherlei Reisebeschwerden am 14. Juli 1814 wieder ankam, der letzte Rest des stolzen Regiments „Erbprinz“. Als sie über den Rhein gefahren waren und den Fuß ans Land setzten, fielen sie sämtlich nieder und küßten den vaterländischen Boden.



Deutsch-Österreich

Von Hermann Kienzl

Warum hat Bismarck das Deutsche Reich nicht Deutschland genannt? Weil Deutsch-Österreich zwar aus dem Deutschen Reich, nicht aber aus Deutschland ausgeschlossen werden konnte. Weil ein Deutsches Reich, dem große deutsche Länder, ältester Besitz deutschen Volkes und Geistes fehlen, nicht das ganze Deutschland sein kann. Der Eiserne sagte es selbst ungefähr, als die deutschen Sänger nach Friedrichsruhe kamen, ihm zum 80. Geburtstag zu huldigen. Dem Nachdenklichen ist das rasch verständlich. Der Sprachgebrauch aber verwechselte die Worte und allmählich die Begriffe. Bequemlichkeit des kürzeren Ausdrucks! Vierundvierzigjährige Eingewöhnung, die deutsche Welt mit dem Bewußtsein des nationalen Einheitsstaates zu erfüllen! Das größere, — das Volks-Bewußtsein, von der Natur jedem Deutschen eingepflanzt, von der nationalen Kultur überall dort bestätigt, wo Deutsche wohnen und schaffen, erlitt Abbruch. Hier ein krasses Beispiel: Ein deutscher Generalkonsul veranstaltete in seiner Auslandstadt deutsche Kunstabende. Er ersuchte mich um zweckmäßige Vorschläge. Von den Dichtungen, die ich ihm nannte, lehnte er einen Teil mit der Bemerkung ab: die Dichter seien Österreicher, keine Deutschen ... Der Mann müßte auch auf Walther von der Vogelweide, auf das Nibelungenlied, auf Haydn, Mozart, Schubert, auf Fischer von Erlach Schwind und Klimt verzichten. Im allgemeinen Unterbewußtsein freilich bestand der Glaube fort, daß nicht die Farbenstriche der Landkarte deutsches Blut von deutschem Blut scheiden. Mit welchem Rechte hätte man sich sonst über die Volksverleugnung der Schweizer Hodler und Spitteler entrüstet? Nicht die alberne Verunglimpfung, die Spitteler den französischen und englischen Zeitungen nachplapperte, nein, was er den Deutschen „Wohlwollendes" sagte, das scheint mir in seinem Fall das Bezeichnendste. Er wunderte sich darüber, daß man in Deutschland die deutschen Schweizer Meister großherzig und ohne Neid und Eifersucht aufgenommen habe. Er wunderte sich! Es prägte einst sein Kollege Hamerling, der Deutsch-Österreicher, die Worte:

„Deutschland ist mein Vaterland.
Und Östreich? ei, mein Mutterland!
Ich liebe sie innig beide.
Hat Vater, Mutter nicht der Mensch?
Warum nicht so desgleichen
Ein Vaterland, ein Mutterland
In Freuden und im Leide?"

Es leben zehn Millionen Deutsche in Österreich, und zwei Millionen in Ungarn. Des Deutschen Reiches Bundesgenossenschaft mit Österreich-Ungarn ist während des großen Kriegs aufs Innigste gediehen. Gewisse Klatschgeschichten, die an den Heldentaten der österreichisch-ungarischen Truppen inter pocula nörgelten, hatten nichts zu bedeuten. Herzliche Meinung spricht von Verbrüderung. Was denn? Können solche, die die Natur zu Brüdern machte, sich „verbrüdern"?

Man denkt sich nichts Übles bei dem guten Wort. Man übersieht bloß, um der Madjaren und der österreichischen Slawen willen, die zwölf Millionen Deutsche, die das Donaureich geschaffen und in Jahrhunderten dort Deutschlands Schlachten geschlagen haben. Selbstverständlich schulden wir heute dankbare Treue auch den nichtdeutschen Völkern Österreichs. Selbstverständlich vermeiden wir sorgsam, was diese Blutzeugen gemeinsamer Sache verletzen und kränken könnte. Doch Rücksicht soll nicht wider die Natur gehen. Keinem guten, keinem bösen Willen kann es gelingen, die Deutschen Österreichs ihres Nationalcharakters zu entkleiden, sie mit ihren Kriegskameraden im Donaureiche zu einer neuen Nation, einer „österreichisch-ungarischen“, zu verschmelzen.

Wiederum gab bei dieser Begriffsverwirrung ein deutscher Dichter den Takt an. Es ist nicht meine Absicht, dem Herzen Gerhart Hauptmanns nahezutreten, das es mit dem Vaterlande vortrefflich meint. Doch schweigend darf nicht hingenommen werden, daß er schrieb (in der Wiener „Neuen Freien Presse“): „Nie ist ein Fels, nie ist eine Burg, nie sind zwei europäische Macht- und Kulturvölker so gewaltig berannt worden.“ Und in der Folge nannte er nochmals das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn „zwei arbeitsame und friedliche Völker“. Zwei Völker! Unverkennbar wird hiermit den Deutschen Österreichs das Kleid einer österreichischen Staatsnation an den Leib gemessen. Ei, meinen Auslegungskünstler, er tat den Deutsch-Österreichern nichts zuleide, er nahm sie, als den wichtigsten Teil der Monarchie, fürs Ganze! Schwerlich. Das wäre in der Tat ungerecht gegen die österreichischen Slawen und zumal gegen den madjarischen Nationalstaat Ungarn. Außerdem, wenn Hauptmann nur an die Deutschen diesseits und jenseits der schwarz-weiß-roten Grenze gedacht hätte, dann hätte er erst recht nicht von zwei Völkern sprechen dürfen. Umgekehrt ist's richtig: Abgesehen hat Gerhart Hauptmann von der deutschen Volkseinheit zu beiden Seiten der Reichsgrenze, als er von der Zweiheit sprach. Er verwechselte, wie so viele andere, Staatsform mit Volksinhalt.

Wenn der Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine „amerikanische Nation“ kennen will, die aus vielen Nationen zusammengemischt ist, so ist das zwar auch widernatürlich, doch minder grotesk; denn bis zu einem gewissen Grade ist Amerikanisierung Entnationalisierung; Austausch der Nationaleigentümlichkeiten der eingewanderten Völker gegen den Eintausch der Staatseigentümlichkeiten. Selbst in Amerika jedoch gelang es nicht restlos, die Volksindividualitäten im großen Tiegel des Ibsenschen Knopfgießers einzuschmelzen. Das zeigt sich in unseren Tagen. Zwischen Deutsch- und Anglo-Amerikanern weitert der europäische Krieg den Gegensatz. Der Schweizer, so international er sich gebärdet, ist ehrlicher. Er spricht von seiner Eidgenossenschaft, nicht von der Schweizer Nation, und unterscheidet zwischen der deutschen, der französischen, der italienischen Schweiz. Österreich — vom ungarischen Nationalstaat sei jetzt abgesehen! — Österreich ist, trotz deutscher Herkunft und deutscher Daseinsaufgabe, ein Nationalitätenstaat. Es ist „der“ Nationalitätenstaat. Ist das staatlich verkörperte Nationalitätenproblem. Dieses Problem kann nicht einmal vom Weltkrieg gelöst, geschweige denn von einem unüberlegten Dichterwort aus der Welt geschafft werden. Wenn

Gerhart Hauptmann vom Bunde zweier „europäischer Macht- und Kernvölker“ sprach, so folgte er einfach dem Beispiel der üblen Diplomatensprache, die Nation für Staat zu setzen pflegt.

Im Deutschen Reich hegt man die Hoffnung, daß Österreich-Ungarn aus dem Kriege innerlich geeinigt und gekräftigt hervorgehen werde; daß von den Wunden, die einst der Kampf der Nationalitäten dem Doppelstaate schlug, nur mehr verharschte Narben erzählen werden. Ein Ziel, aufs innigste zu wünschen! Und es grünt ja eine junge Saat des Vertrauens. In der Not und Drangsal des schrecklichsten aller Kriege, in Frost und Nässe der Schützengräben, unter dem Granatenhagel, im Schnee und Eis zerklüfteter Gebirge, im blutigen Lehm der Schlachtfelder, im Anblick schauerlich zerfetzter Menschenleiber und unzähliger blasser Leichen — haben sich die zum erstenmal gefunden und erkannt, die einander fremd und feind gewesen. Der heldenmütige Madjar, jenseits der Leitha die festeste Stütze des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses, blickte dem Deutsch-Österreicher voll ins Auge, kein blinder Deutschenhaß schwächt zur Stunde die Gemeinbürgschaft der österreichisch-ungarischen Waffen. Gab es nach Kriegsbeginn noch einzelne Nachwehen des jahrzehntelangen nationalen Kriegs im Frieden, so waren sie spärlich und bald überwunden. Dem Panslawismus, der mit dem inneren Zerfall Österreichs gerechnet hatte, wurde die schmerzlichste Enttäuschung bereitet. Die österreichische und ungarische Armee blieb von bedrohlichen Erscheinungen fast ganz unberührt. Die tschechischen Landsturmbataillone schlugen sich ebenso tapfer wie die Polen, die Kroaten, die Slowenen, die Italiener Südtirols und Triests, die Rumänen Ungarns und der Bukowina. Die Welschtiroler weisen die Wünsche der Irredentisten Italiens schroff zurück. Dieselbe Beschämung erfährt man im Königreich Rumänien durch die österreichisch-ungarischen Rumänen, die nicht „befreit“ und „erlöst“ sein wollen, vielmehr ihre Zugehörigkeit zu einem großen Kulturreiche bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen entschlossen sind. Den Polen und den Rumänen Österreichs genügt nicht einmal die allgemeine Dienstpflicht. Ihre halbflüggen und ihre alten Männer sammeln sich in einer polnischen und in einer rumänischen Liga, und sie tragen mit Begeisterung den Feinden Österreich-Ungarns den Tod entgegen. Trotzdem: Keines dieser größeren oder kleineren Völker der Donaumonarchie denkt daran, seine völkische Individualität aufzugeben; keines verzichtet darauf, ein Volk neben anderen Völkern im Vaterland zu sein; keines versteht den Begriff des „österreichisch-ungarischen Volkes“.

Der Gedanke Josephs II., Österreich völlig zu germanisieren und zu einem reindeutschen Nationalstaat zu machen, lebt nicht mehr. Es bleibe dahingestellt, ob dieser Gedanke, wenn Kaiser Josephs Nachfolger ihn nicht würden verleugnet haben, ausführbar gewesen wäre. Was sich seit Josephs Tod in hundertfünfundzwanzig Jahren entwickelte, kann nicht mehr widerrufen werden. Ideologen- und Studentenpolitik, nützlich als Sturmwind, der matte Flammen facht, ändert nichts daran, daß Österreich seine ihm angeborene deutsche Aufgabe als Nationalitäten-, nicht als Nationalstaat, zu erfüllen hat. Bismarck sprach: „Wenn Österreich nicht bestünde, müßten wir es schaffen.“ Das Wort fand, als es fiel, Gläubige und Ungläubige. Heute bestätigt es die Zeit. Der Weltkrieg hat die Deutschen

im Deutschen Reiche überzeugt, daß sie in Europa (die Türkei ist keine europäische Macht mehr!) von allen Freunden verlassen sind — bis auf den einen, den ihnen die Natur geboren hat: Österreich. Und dieselbe elementare Wahrheit und Gewißheit überwältigte die Österreicher und die Ungarn — nicht bloß die Deutschen des dualistischen Reiches, nein, auch die Völker, die sich in Friedenszeiten in einen fanatischen Deutschenhaß hatten hetzen lassen. Was sie, fern vom Schuß, eifrig würden bestritten haben, das wußten und bekannten sie nun mit einem Male: Wir sind mit unserem Glück auf Österreich angewiesen, — und dieses Österreich kann als Bollwerk gegen die Barbarei des Ostens nur an des Deutschen Reiches Seite bestehen. Der Krieg ist ein gar ernsthafter Lehrmeister; Katheder und Demagogentribüne brechen unter seinem Eisengewicht zusammen.

Warum mußte Österreich-Ungarn sich im Weltkrieg zum Deutschen Reiche stellen? Bündnisverträge sind Papier; der Dreibundsvertrag mit Italien beweist es. Politische Entwicklung? Jawohl! Aber daß die Entwicklung diesen und keinen anderen Weg nahm — der Lockungen gab es wahrhaftig genug! —, das hat tieferen zureichenden Grund. Die nichtdeutschen Völker Österreichs wollten es nicht und wußten es nicht und konnten es doch nicht ändern, daß ihre gesamte geistige und materielle Kultur ihren Anfang und ihr wachsendes Gedeihen aus dem Deutschtum sog. Aus dem Deutschtum, das immer noch die Völker der Welt umarmt und ihnen selbstlos seine Güter spendet — auch dann spendet, wenn die Beschenkten wie unartige Knaben den Geber mit Rippenstößen belohnen. Diese deutsche Völkerbeglückung hatte in dem österreichischen Staatsprinzip einen geradezu klassischen Ausdruck erlangt. Die Selbstentäußerung der einstigen Gründer und Baumeister des Staates steigerte sich im slawenfreundlichen Staatswillen Österreichs allmählich bis zur Schädigung der Deutsch-Österreicher. Doch deren Opfer waren nicht vergeudet. Der Dank fließt ihnen im entscheidenden geschichtlichen Augenblick zu, — ohne daß ihre slawischen Mitbürger, ohne daß sie selbst an einen Ausgleich von Verdienst und Lohn dächten. Es ist doch so, daß die slawischen und romanischen Völkerschaften Österreichs das geschichtliche Gebilde ihres Heimatstaates, diese weiche, zärtliche, sorgsame Mutter deutscher Herkunft, liebgewonnen haben, und daß die Herzen sich nicht von ihr abzuwenden vermögen. Als der Versucher an sie herantrat und die Slawen Österreichs lockte: „Kommt in Mütterchen Rußlands Arme!" — da schauderten sie vor dem früher nicht selten beschworenen Ideal zurück. Es wurde den Slawisten, ja sogar den angeblichen Panslawisten Österreichs mit einem Male klar, daß sie das russische Idiom nicht verstünden — und noch weniger die russische Seele. Und sie begriffen, daß ihre kleineren und kleinen Nationen in diesem duldsamen Österreich die größte Freiheit der Entwicklung und die Selbständigkeit der Individualität genossen — und sahen mit Entsetzen auf das Schicksal der Völkerschaften des Ostens, die Rußland entrechtet, knebelt, mordet. Daß sie Europäer, Anwärter der abendländischen Kultur sind, wurde ihnen bewußt — und was ihrer in Rußland wartete, das sahen sie alsbald an den Tausenden und Tausenden russischer Gefangener, den mit Ungeziefer bedeckten, verhungerten Opfern russischer Volkswohlfahrt, und sahen es an den rohen Greueltaten der russischen Soldateska. Schließlich: auch der materialistische Trieb

regte sich. Wie war der Pole, wie der Tscheche, der Südslawe unter Österreichs Herrschaft wirtschaftlich emporgediehen! Hinter der russischen Grenze: welche Verelendung! Sollte einer es ruhig geschehen lassen oder gar wünschen, daß seine Scholle, die ihn bis jetzt reichlich ernährte, durch die Mißwirtschaft des anderen Staates entwertet würde?

Im Wesentlichen von den gleichen Beweggründen wurden die Tschechen, Polen, Ruthenen gegen den russischen Werber, und die Serbo-Kroaten und Rumänen im Süden der Monarchie gegen die irredentistische Großmannsucht ihrer Nachbarn gewappnet. Die Gefahr, ihr österreichisch-ungarisches Daheim zu verlieren, machte alle diese Völker zu Österreichern. Unbewußt erwiesen sie damit Treue dem großen germanischen Kulturquell, der sie und das Doppelreich seit Jahrhunderten gespeist hat.

Die Deutschen Österreichs haben mehr getan, als vor Jahrtausenden ein weites Land kolonisiert; haben mehr getan, als dereinst die Hunnen, Awaren und Türken an Deutschlands Grenzen abgeschlagen; sie haben die Völker Österreich-Ungarns mit unsichtbaren Banden an die mitteleuropäische Kultur gefesselt und das westliche Slawentum von der Barbarei des Ostens innerlich losgelöst. Bis zum heutigen Tage arbeiten diese zwölf Millionen Deutschen emsig und selbstlos an dem Schutzwall des Abendlandes, während westliche Staaten, Frankreich und England, sich mit der russischen Knute und dem Asiatentum verbündeten.

Wenn der Friede wiedergekehrt ist, wird kein deutscher Österreicher es den slawischen und romanischen Mitbürgern je vergessen, daß sie mitgerungen, daß sie zu vielen Tausenden ihr Blut vergossen haben für das engere Vaterland und für das weitere, das vom deutsch-österreichischen Bündnisse umspannt wird. Hoffen darf man, daß auch bei den nichtdeutschen Völkern Österreichs die Einsicht Bestand haben werde, daß der Staatenbund, dem Österreich-Ungarn im fürchterlichsten aller Kriege seinen Fortbestand dankt, in allen Zeiten gepflegt und befestigt werden muß. Keiner nationalen Individualität innerhalb der Donaumonarchie werden die Entwicklungsmöglichkeiten beschränkt werden; aber die Slawen Österreichs würden ihr eigenes Dasein gefährden, wenn sie je wieder den deutschen Lebensnerv Österreichs zu erdrücken versuchten. Österreich hat so viele Minister und Regierungen erlebt, die blind waren für des Landes Bestimmung. Die Versündiger konnten gottlob das Naturgesetz des Staates doch nicht entkräften. Es war stärker als der Wille der Mächtigsten. Mögen die, so da künftig kommen werden, gelehrige Schüler des Weltkriegs sein. Dann sind die Ströme von Blut nicht vergebens geflossen.

Nicht eine nationale Forderung der Deutschen Österreichs, vielmehr das Lebensinteresse der Völker Österreich-Ungarns gebietet den politischen und wirtschaftlichen Ausbau des Bündnisses der europäischen Zentralmächte. Sie sollen nicht bloß im Krieg sein, wie sie der Dichter Hauptmann nennt: eine Burg, ein Fels. Verdächtigung, die sich patriotisch verbrämt und von der Auslieferung des einen Reiches an das andere faselt, reicht an die Zone ernster und schöner Sorgen ebensowenig heran, wie die Staatsgrenzen überspringende Phan-

taktik der Unmündigen. In Österreichs Stärke und Freiheit achtet das Deutsche Reich eine der wesentlichsten Bürgschaften eigener gedeihlicher Zukunft. Doch was zwei Brüder tun können, um ihr getrenntes Eigentum zu schirmen und wirtschaftlich im Werte zu fördern, das muß und wird geschehen.



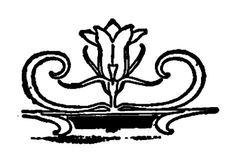
Landsturm · Von Karl Berner

Du stolzer Wald, laß noch einmal
Mich tief in deinen Frieden tauchen;
Im Abendschatten ruht das Tal,
Die alten, stillen Hütten rauchen.

Und einer Glocke weicher Klang
Schwebt überm Dorf wie Abendsegen;
Ich lausche still und lausche lang —
Und morgen geht's dem Feind entgegen.

Ich hab' nicht Weib mehr und nicht Kind,
An stiller Halde ruhen beide —
Dort, wo die deutschen Brüder sind,
Wird mir ein Trost in meinem Leide.

Da loht aus Gram die heiße Glut,
Da hol' ich mir ein grimmig Lachen —
Genad' dir Gott, du Räuberbrut,
Wenn unsrer Feldschlacht Donner krachen!



Aussprechen, was ist! Rücksichtslos durchgreifen! · Von Paul Oestreich

Als unser gewaltiger Existenzkampf im August begann, waren weite Kreise unseres Volkes von der Zuversicht erfüllt, daß unsere Nahrungsmittelausrüstung eine überaus reichliche sei. Die Kundgebungen der Regierung bestärkten die nicht volkswirtschaftlich Geschulten in dieser Meinung. So kam es, daß nicht nur draußen, wo es wohl schwerlich zu umgehen war, sondern auch daheim eine unglaubliche Verschwendung der Vorräte stattfand. Unsere zuversichtliche Erwartung, daß wir im Kampfe gegen die halbe Welt ehrenvoll abschneiden werden, ist auch heute durchaus nicht erschüttert worden. Wir haben alle Ursache, unserer Heeresleitung und unsern Truppen draußen alles Vertrauen zu schenken. Dagegen hat die etwas leichtfertige Ansicht von der Unerschöpflichkeit unserer Lebensmittelausrüstung einer ernsteren Auffassung Platz gemacht. Ohne die Verschwendung des ersten halben Kriegsjahres hätten wir bequem bis zur nächsten Ernte ausreichen können. Auch jetzt muß das mit einiger Einschränkung noch möglich sein. Aber erfolgt diese Einschränkung wirklich? Sind die Maßregeln der Regierung die richtigen, erfolgen sie mit kluger Berücksichtigung der Volkspädagogik, sind sie klar und konsequent? Und sind die Versuche der Öffentlichkeit, diese Maßregeln zu unterstützen, richtig eingeleitet und erfolgreich? Mir scheint, man wird keine dieser Fragen mit ganzem Herzen bejahen können. Die Höchstpreisfestsetzungen erfolgten erst, als bereits ganz weitgehende Spekulationen Platz gegriffen hatten und ohne die Ergänzung der Bestandsaufnahme, des Verkaufszwanges und der Verkaufsregelung. Man fürchtete die Angriffe der Interessentenkreise und man wollte nicht im Auslande die Meinung erwecken, daß Deutschland irgendwie und irgendwann einmal in Not geraten könne. Während eine Maßnahme zu sparsamerem Verbrauch erziehen sollte, wurde gleichzeitig jedesmal das Publikum darüber beruhigt, daß die Vorräte auf unbegrenzte Zeit reichen würden. So erschienen alle Vorschriften als Richtlinien der inneren Verwaltungstechnik, die den Verbraucher im Grunde nichts angingen, die höchstens von den Kreisen der Zwischenhändler und den Handwerkern der Nahrungsmittelgewerbe als törichte Belästigung angesehen und behandelt wurden. Es ist nicht allzu erhebend, die Interessentenkreise dabei jedesmal im selben Satze ihre vaterländische Gesinnung betonen und für sich selbst möglichst viele Vorteile ergattern zu hören. Der politische Kampf der Parteien hat seit Jahrzehnten seine Hauptwaffe darin gesehen, den Eigennutz aller Bevölkerungskreise gegeneinander auszuspielen, so daß in recht umfangreichem Maße die Gesinnung herrschend geworden ist: ich sehe zuerst zu, wie ich für mich selber recht viele greifbare Vorteile erziele und diene damit auch dem Ganzen am besten; was des Vaterlandes Wohl erfordert, mag die Regierung erzwingen. Fraglos durchweht den größten Teil unseres Volkes ein starker Geist der Hingabe an Nation und Staat. Aber dieser spricht sich am liebsten darin aus, daß man selber zur Waffe greift, Kranke pflegt, Arbeitslose unterstützt, Feldpost-

pakete versendet und auf alle mögliche Weise aktiv dem großen Ringen zu dienen sucht. Die andere große Aufgabe, unserer Ansicht nach für uns Daheimgebliebene die bei weitem größte, die Regelung und Beschränkung unseres Verbrauchs, damit unsern wackern Kämpfern nicht trotz aller Siege im Rücken die Niederlage bereitet werde, sie ist weit undankbarer, denn sie erfordert Selbstbeherrschung und stete Einschränkung, und sie findet deswegen viel weniger Anklang. Seit Wochen wird nun davon geschrieben und geredet, und wie gering ist der Erfolg! Vor dem starken Kuchenkonsum wurde gewarnt, fast jeder Bäcker aber erzählt uns, daß er noch um keine Weihnachts- und Neujahrszeit so ungeheure Kuchenmassen habe herstellen müssen wie in diesem Kriegsjahre. Der Brot- und Mehlverbrauch soll eingeschränkt werden und es ist jetzt bereits verboten, pro Kopf mehr als 2 Kilo in der Woche zu kaufen bzw. zu verkaufen. Das Verbot wird natürlich sehr wenig beachtet. Man kauft gerade infolge des Verbotes große Mengen in ganz kleinen Portionen in den verschiedenen Läden ein. In den Schulen werden immer noch belegte Butterbrote auf Fluren und Aborten weggeworfen. Die Gebildeten zeichnen sich vor den Ungebildeten gerade durch die klügere „Begründung" ihrer Prasserei aus. Da kauft eine fraglos patriotische höhere Beamtenfrau 30 Pfund Kakao auf einmal für ihr „bleichsüchtiges" Kind ein. In den meisten Familien von ganz zweifellosem Patriotismus ist doch ein ganz eigensüchtiger Versorgungsgedanke überaus häufig. Es ist für den Psychologen ebenso interessant wie schmerzlich, jetzt alle die verschiedenen Leiden auftauchen zu sehen, mit denen die sonst kräftigsten Leute die Fortsetzung des Weißbrotgenusses zu begründen suchen. Kurz, alle Maßnahmen haben in weitem Umfange nur dazu geführt, daß die Sicherung der Nahrungsmittelversorgung von Gebildeten und Ungebildeten keineswegs als eine ernste Grundfrage aufgefaßt wird, daß vielmehr jeder derartige Enthaltsamkeitsaufruf nur einen neuen Versorgungssturm der verängsteten Familien herbeiführt. Der sich wirklich im Verbrauch gewissenhaft Einschränkende bekommt dabei nicht selten das Gefühl, daß er im Grunde nur der Dumme sei. Bäcker, Fleischer und Kaufleute bestärken aus Unwissenheit oder Eigennutz das kaufende Publikum in seinen Auffassungen. Und wenn endlich durch ganz Deutschland das Portionensystem durchgeführt sein sollte, wovon wir ja noch weit entfernt sind, so wird dann wieder das Bestreben auftauchen, die Vorschriften zu umgehen oder zum mindesten das zugestandene Quantum restlos auszunutzen. Wir erinnern in diesem Zusammenhang an die unrichtigen Angaben bei der Bestandsaufnahme, die bereits aus vielen Dörfern bekanntgeworden sind. Wir sind überzeugt, daß Ähnliches aus Unwissenheit, Unverständnis und Gewöhnung in den allermeisten Ortschaften sich abgespielt hat. Die Getreide- und Mehlaufnahme wird daher von sehr geringem Werte sein und sie ist zudem halbe Arbeit, da leider mit ihr nicht eine Aufnahme der Kartoffel-, Hülsenfrucht- usw. Vorräte verbunden wurde, und da sie sich außerdem nur auf Quanten von über 2 Zentnern, statt auf solche von über 10 Pfund erstreckte. Sollte sich später die Notwendigkeit eines schärferen Anziehens ergeben, so würde die ganze erste Arbeit wertlos geworden sein.

Die Agitation der letzten Monate, alle behördlichen Maßnahmen liefen darauf hinaus, den Weizenmehlvorrat durch Roggen-, die Roggenmehlmengen

durch Kartoffelbeimengungen zu „strecken". Jeder Vortrag, jedes Kriegskochbuch suchte in weitestem Umfange Kartoffel- für Mehlgerichte einzufügen. Nun aber schlägt der Vorgang um, man „streckt" jetzt rückwärts das Roggenmehl durch Weizen und sucht den starken Kartoffelverbrauch einzudämmen und andererseits die Kartoffelvorräte vor dem Vieh für den Menschen zu retten, indem man die Kartoffelpreise stark erhöht. So soll der Landmann veranlaßt werden, weniger Kartoffeln zu verfüttern, er soll sie zum höheren Preise verkaufen und sein Vieh lieber schlachten. Der gewünschte Erfolg bleibt aus. Der Landmann verfüttert, der hohen Fleischpreise wegen und aus Liebe zu seinem Viehstand, weiter die Kartoffeln oder er wartet noch weitere Preissteigerung ab. Soweit er bereits verkauft hatte, streicht der Händler die ganze Preiserhöhung ein (die Bereicherung vieler Händler an den noch versteckten Vorräten im Augenblick der Preisheraufsetzung war schamlos), sonst verkauft der Landwirt nur zum Höchstpreise. Der „Kartoffelschutz" auf der Produzentenseite ist also in keiner Weise gelungen. Und beim Konsumenten? Ja, etwas müssen die Leute doch essen. Weniger Brot, weniger Fleisch, mehr Unkosten! Und nun auch weniger Kartoffeln und weit höhere Preise mit der Aussicht, daß trotzdem die Zufuhr, die ungeregelte, bald wieder stocken wird, bis die Preise weiter anziehen. Der Städter gönnt dem Landmann für seine schwere Arbeit gewiß und jetzt erst recht anständige Preise, aber auch er opfert und trägt schwer und will jetzt nicht als übers Ohr zu hauender Geschäftskontrahent, sondern als Mitinhaber der Firma behandelt werden. Er begreift nicht, daß gerade bei der Kartoffel Beschlagnahme, richtige Aufbewahrung und gerechte Verteilung unmöglich sein sollen! Ihm scheint die öffentliche Verwaltung der Kartoffelvorräte weit eher die Rettung der nötigen Saatkartoffelbestände und die Erhaltung des wertvollen Zuchtviehbestandes zu verbürgen als die jetzige Anarchie. Daß die von den Kreisinstanzen kontrollierte Aufbewahrung an den jetzigen Lagerorten oder die Ansammlung in öffentlichen Speichern, zu denen in dieser Lage so manches öffentliche Prunkgebäude ruhig einmal „degradiert" werden könnte, unmöglich sein soll, versteht er nicht. Er meint sogar, solche Aufbewahrung werde häufig Vorräte retten gegenüber der schlechten privaten Verwahrung.

Was die „Denkschrift über die deutsche Volksernährung und den englischen Aushungerungsplan" vor Monaten forderte, was Einsichtige schon vor ihr als notwendig erkannten, die Einschränkung unseres Viehbestandes, das ist immer noch nicht Wirklichkeit geworden. Den Widerstand der Landbevölkerung gegen den Schritt begreift jeder. Jetzt aber gilt es das Wohl des Ganzen. So mußte bei anständiger Bezahlung, die die jetzigen Preise längst überschreiten, die Zahl der Fresser systematisch vermindert werden und das Fleisch, soweit es irgendwie tauglich war, unter öffentlicher Kontrolle zu Dauerware verarbeitet und als solche aufbewahrt werden. Es scheint, als geschähe jetzt die Abschlachtung systemlos oder gar nicht, als lebten jetzt manche Ortschaften in ständiger Schlachtfeststimmung unter Vergeudung des Materials, und als werde einmal der Zeitpunkt kommen, wo die versäumte allmähliche, langsame, rationelle Viehstandsverminderung als ein dann wieder unökonomischer Gewaltschritt im großen

nötig werden wird, wobei dann vielleicht die Schonung des „wertvollen Zuchtviehstammes" häufig nicht mehr Berücksichtigung finden wird. Trotz unserer großen Fleischvorräte steigen in den Städten die Fleischpreise ins Fabelhafte und man predigt Enthaltsamkeit von Fleischgenuß, während manche Landorte bisweilen Fleischprasserei treiben.

Unser reicher Vorrat an sonst ausgeführtem Zucker legt es nahe, den Zucker in weitgehendstem Maße als Ersatznahrungsmittel zu verwenden. Dem widerspricht aber sein hoher Preis. Die Aufhebung der Zuckersteuer während der Kriegszeit (die ausfallende Steuersumme ist sekundär gegenüber den Gesamtkriegskosten!), die Festsetzung eines niedrigeren Verkaufspreises wäre das Mittel dazu. Jetzt begegnen alle Ratschläge: „Ersetzt Fleisch, Mehl, Fett durch Käse, Kartoffeln, Zucker!" immer dem gleichen Einwande: „Gerne, wenn wir diese Dinge nur in hinreichender Menge zu erschwinglichen Preisen erhalten könnten!"

Was ist gegenüber dieser herabstimmenden Lage zu tun und zu fordern? Uns scheint: einmal eine das gesamte Publikum erreichende rücksichtslos ehrliche Aussprache und Darlegung, und zweitens möglichst wenig zahlreiche aber konsequent und unbarmherzig durchgeführte Maßregeln der Regierung — das seien die beiden ja gewiß nicht neu entdeckten Angelpunkte der Frage.

Mit Recht und Stolz anerkennen wir, daß die Mitteilungen des deutschen Hauptquartiers Anspruch haben, in jeder Silbe als richtig und wahr angesehen zu werden, daß wir jedes Vertrauen hegen dürfen und müssen. Wir lächeln nachsichtig über die verlogenen Aufschneidereien der meisten Presseorgane der feindlichen Länder. Die dort beliebten Verschleierungen sind wertlos geblieben und haben nunmehr eigentlich schon den entgegengesetzten Erfolg. Und doch ist der deutschen Presse auch der Umfang selbst der sachlichsten Kritik der wirtschaftlichen Beziehungen sehr eng gezogen. Man fürchtet durch eine uneingeschränkte Erörterung und durch scharf durchgreifende Maßnahmen dem Auslande eine Stimmungswaffe zu liefern. Hat aber nicht, trotzdem wir seit Monaten diese notwendige Aussprache so streng vermeiden, die Pariser und Londoner Presse immer wieder ihrem urteilslosen Publikum mitteilen können, daß in Berlin bereits Hungeraufstände stattgefunden hätten? Können wir bei der Durchführung notwendiger Maßnahmen irgendwie auf die Stimmung im Auslande Rücksicht nehmen? Ist es nicht weit besser, das Unvermeidliche rücksichtslos, vielleicht unter dem „Hohngelächter" des Auslandes, durchzuführen und dann in beständigem, ruhigem Ausharren sehr bald dieses Hohngelächter zum Schweigen zu bringen, statt sich aus Furcht vor ihm ständig mit halben Maßregeln zufrieden zu geben? — Unbeschränkte Diskussions- und Darstellungsfreiheit in allen Fragen der Nahrungsmittelversorgung des Volkes scheint uns also das Grunderfordernis für jedes Vorgehen. Jede Zeitung, gleichgültig welcher Parteirichtung, muß nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet sein, ihren Lesern auseinanderzusetzen, ohne das bisherige Augurenlächeln und die Beruhigungsphrasen, wie ernst unsere Lage ist. Rednerkurse und öffentliche Versammlungen sind demgegenüber Nebensache. Sie kommen nur bis zu einem geringen Teil der Bevölkerung, und bei den meisten Zuhörern entsteht dann noch dazu immer die Meinung, daß es sich um Maßnahmen handelt, die wohl ganz schön und erstrebens-

wert seien, denen man sich aber nicht unterwerfen müsse, da sie ja nicht polizeilich erzwungen würden. Dann ist immer das Schlußergebnis: „Ja, der Herr hat ganz schön gesprochen."

Eine freiere Presse wird dann statt all der gewiß dankenswerten und gutgemeinten, aber im Grunde bedeutungslosen Ratschläge, wie man dem Notstande auf absonderlichen, häufig ausgefallenen Wegen (Kartoffeln auf Blumenbeeten! usw.) vorbeugen könne, gewiß weit mehr die Hauptfrage erörtern: Wie erhalten wir 1915 die normale Bestellung und wie sorgen wir für eine normale Ernte. Den sonst bestellten Acker gut zu düngen, zu bearbeiten, zu bestellen, das ist die bereits schwer zu erfüllende Notwendigkeit; die Ausdehnung des Ackerlandes ist gewiß wichtig, aber eine Frage der Friedenszeit, es sei denn, daß man die Kriegsgefangenen so und nur so landwirtschaftlich beschäftigen kann. — Solche unsinnigen Ratschläge wie der, ohne landwirtschaftliche Erfahrung Frühkartoffeln in den Gärten zu pflanzen, obgleich die Saatkartoffeln bereits im Preise unerschwinglich sind, sind die Früchte der Planbrüterei unbeschäftigter Gehirne. Es gibt in der „Kriegswohlfahrtspflege", in den Spalten der Zeitungen, jetzt so viel geschäftigen Müßiggang, dessen Spielereien gefährlich sind. Die verständigen Fachleute und Volkswirtschaftler werden da zumeist vom Dilettanten- und Interessentengeschrei übertönt. Und oft genug hören die Behörden als „Sachverständige" die Vertreter der Spezialinteressen und werden pfiffig geschoben statt selber zu schieben. „Die Sachverständigen hören" heißt zumeist, allem wirkungsvollen Vorgehen die Spitze abbrechen, denn „Sachverständiger" ist oft dasselbe wie „Interessenanwalt". Als „sachverständig" sehen wir aber nur den an, der, mit der nötigen Erfahrung und Einsicht begabt, der Sache des Staates in einer besonderen Aufgabe dient, auch nötigenfalls gegen die engeren Interessen eines Standes.

Zu zweit erfordert die Lage ein weit schärferes und zielsicheres Eingreifen der Behörden im Sinne der Beschlagnahme, Verwaltung und Verteilung der Vorräte zu unerschwinglichen Preisen. Zahlreiche Höchstpreisfestsetzungen und wirtschaftliche Vorschriften haben die Bevölkerung immer erneut in Unruhe versetzt, und sie waren dabei mehrfach nur ein ungewolltes Signal für Spekulantenkreise, jetzt Riesengewinne einzustreichen. So führte ja die öffentliche Anweisung der Regierung an die Städte, sich jetzt mit Fleischvorräten zu versehen, zu der bekannten ungeheuerlichen, rein spekulativen Preissteigerung durch gewiß sehr „patriotische" Zwischenhändler. Der Inhalt der Erlasse ist häufig den wenigsten bekannt und wird von noch weniger Leuten ernst genommen oder gar freiwillig durchgeführt. — Die Eingriffe hätten früher, bestimmter und durchgreifender erfolgen müssen. Man erlasse keine Vorschrift, die man nicht vom Tage des Erlasses an aufs schärfste kontrollieren kann und will. Man drohe keine Strafe an, ohne sie sofort auf jeden ertappten Fall rücksichtslos anzuwenden. Man verheimliche solche Straffälle nicht, sondern mache sie in der breitesten Öffentlichkeit zur Warnung bekannt. Die lange Vorankündigung des Brotmarkensystems zum Beispiel hat schwerlich genützt. Man hätte diese Maßnahmen in allen Verwaltungen still vorbereiten und dann in wenigen Tagen

durchführen sollen. Das Verbot des Getreideverfütterns war durchaus zwecklos, wenn man nicht am Tage nach seinem Erlaß an jedem Orte einige Übertretende abfassen und ihre Bestrafung öffentlich bekanntgeben wollte. Jetzt hat man durch die einander jagenden, einander zum Teil widersprechenden Verordnungen nur in weiten Kreisen der Bevölkerung den Eindruck erweckt, daß die Sache nicht so heiß gegessen werde, und daß es sich nur um Schreckschüsse handele. Die weitere Regelung des Getreide- (Brot-), Kartoffel- und Fleischverbrauchs wird endlich dazu übergehen müssen, nach kurzen, eindeutigen Vorschriften unter schärfster Kontrolle und rücksichtslosester Verhängung angedrohter Strafen zu handeln. Dazu ist freilich notwendig, daß man des Geschreis der Produzenten und Zwischenhändlerschichten und bestimmter, vor allem doch vom Eigennutz geleiteter, gewerblicher Kreise nicht achte. Häufig ist der Handel um so schmarotzerhafter, je lauter er sich als „gesund und staatserhaltend" bezeichnet. Die Furcht vor dem „Sozialismus" darf während des Krieges keine Rolle spielen. Schon Bismarck sagte ja achselzuckend, sozialistisch pflege jeder das zu nennen, was ihm unbequem sei. Schlagworte dürfen uns also nicht schrecken. — Die Durchführung des Rationensystems erfordert natürlich eine starke Erhöhung der Regierungsautorität und eine straffe Anwendung der polizeilichen Beaufsichtigung während des Krieges. Damit aber werden sich im Interesse der nationalen Erhaltung alle Richtungen einverstanden erklären müssen. Den Konservativen ist ja die Staatsautorität programmäßig das Höchste und Unumschränkteste. Die demokratischen Parteien müssen dem Wesen aller Demokratie gemäß für kritische Zeiten eine starke Exekutive vorsehen (die sie allerdings anders entstanden wissen wollen). Also: unbegrenzte Preßfreiheit für diese Fragen, wenige aber eindeutige und umfassende Vorschriften und Regelungen, genaue Kontrolle und Durchführung der Strafvorschriften ohne alle Sentimentalität. Das müssen wir aus nationalen Gründen fordern. „Ausreichende Versorgung aller, niemandem die Erlaubnis zur Vergeudung und Völlerei", das muß der Leitspruch aller regelnden Eingriffe sein. Bald genug wird sich unser Volk, das sich im aktiven Kampfe in allen Schichten so tadellos bewährt hat, der Gesamtregelung fügen und sich ihr dann gern freiwillig unterwerfen, hat es dann doch das Gefühl der Sicherheit, des knappen, aber hinreichenden Versorgtseins gewonnen. Einfachheit und Klarheit der Gesetze, zickzacklose Gewöhnung an feststehende Vorschriften, das sind die besten Lehrmeister eines Volkes. Aus Gründen der Rassenhygiene, der körperlichen Tüchtigkeit wird die Abschaffung so mancher Luxusgewohnheit mit Freuden begrüßt werden müssen. Ganz gewiß wünschen wir keine Herabsetzung der Höhe der Lebenshaltung, wohl aber eine gesundere Verwendung der Mittel, eine geringere Abhängigkeit von Gaumen und Bauch.





Die Fürsorge für Kriegsverletzte

Wir können uns das Bild unserer Straßen ohne die feldgrauen Verwundeten kaum mehr denken. Selbst in Berlin, wo es bisher noch nie einer durch Kleidung kenntlichen Bevölkerungsschicht gelungen ist, dem Straßenbild eine charakteristische Farbe aufzuprägen, bringt es der verwundete Krieger wenigstens an einigen Verkehrsplätzen zuwege. In kleineren Städten, zumal den nahe der Grenze liegenden, ist der Eindruck noch viel stärker und niederdrückender. Noch sieht man dabei mehr den Krieger, als den Verwundeten.

Wenn wir heute die feldgraue Uniform erblicken, so wird es uns warm ums Herz; wir denken unseres besten Mannestums, wie es draußen im Kampfe liegt, wie es zu leiden und zu siegen versteht. Und wenn wir den Verwundeten daheim erblicken, so ist unser erster Gedanke: Also der war auch dabei; er hat gekämpft, er hat sich fürs Vaterland, für uns geopfert. Eine Welle von Dankbarkeit durchflutet uns mit dem Wunsche, uns irgendwie erkenntlich zu zeigen. Wir alle fühlen uns denen gegenüber, die durch Geschlecht, Alter und Gesundheit berufen sind, für das große Ganze mit dem Blute einzustehen, zu einer Art von Gegenleistung verpflichtet. Daß dieses Dankbarkeitsbedürfnis sich häufig in unschönen Formen äußert, ist letzterdings nur Ungeschick und Unwissenheit.

Viel heftiger greift es uns ans Herz, wenn wir ein Lazarett besuchen. Da werden die hochgemuten Gefühle der Schönheit dieses Sich-opferns bald erdrückt von der furchtbaren Wucht des Elends, das der Kampf fürs Ganze über die einzelnen verhängt. Auch die breite Öffentlichkeit wird zuweilen von einem solchen Empfinden durchschauert. Ein ähnliches Erlebnis, wie das folgende, wird wohl jedem schon zugestoßen sein. Unlängst saß ich abends in einem Speisehaus, das angefüllt war von Gästen, die sich in lauter und fröhlicher Unterhaltung ergingen. Plötzlich wurde es merkwürdig still in dem großen Raum. Die Unterhaltung sank zum Flüstern, als ginge ein lähmender Schrecken, eine unheimliche Sorge durch den Saal. Und siehe, es war ein in blühendstem Alter stehender junger Mensch im Gewand unserer Krieger. Aufrecht durchschritt er den Raum. Auf der Brust hing das Eiserne Kreuz. Freudig musterte man den stattlichen Menschen, bis man plötzlich gewahr wurde, daß ihm beide Arme fehlten. Und bang legte sich auf alle vorher so Fröhlichen die Frage: Was wird aus dem nach dem Kriege? Was wird aus den Tausenden und aber Tausenden seinesgleichen?

Es wäre ein Unglück, beruhigte uns der Trost: Der Staat wird schon für sie sorgen. Wir dürfen das natürliche Empfinden, das sich jetzt ganz von selbst eines jeden bei einem solchen Anblick bemächtigt: Du gehörst auch zu denen, die diesem Manne verpflichtet sind, nicht einschlummern lassen. Wir müssen vielmehr alles daranwenden, daß dieses Verpflichtungsgefühl des einzelnen zum Nutzen der Allgemeinheit vertieft und die daraus erstehende Opferbereit-

schaft ausgenutzt werde. Denn die Flamme wärmt nur, solange sie brennt. Es ist unerbittliche Notwendigkeit, daß auch der hellste Brand sich verzehrt und zum kümmerlichen, kalten Aschenhaufen wird.

Man braucht nicht hämischer Pessimist zu sein, sondern muß das Leben nur ruhig so ansehen, wie es ist und nicht anders sein kann, um sich bewußt zu werden, daß, wenn der Frieden erst wieder da ist und damit unser Leben und Fühlen sich wieder anders einstellt, wir in diesen Opfern des Krieges nicht mehr die verwundeten Krieger, sondern die Krüppel sehen werden. So ist es nach allen Kriegen gewesen, so wird es auch nach diesem sein. Man darf das in dieser Stunde noch kaum sagen, man kann es auch kaum denken, ohne daß es sich einem wie bitterer Wermut auf die Zunge legt, aber Tatsache ist es, und es ist nicht nur töricht, es ist schädlich und menschenunfreundlich, vor solchen Tatsachen die Augen zu verschließen. Nicht darauf kommt es an, sich jetzt in schönen Gefühlen einzuwiegen, sich mit Worten zu beruhigen, sondern rechtzeitig zu handeln. Die nackten Zahlen lehren die harte Wahrheit, daß bis jetzt schon wenigstens fünfzigtausend deutsche Männer so schwere Verwundungen erlitten haben, daß sie nach noch so gelungener Verheilung als richtige Krüppel bezeichnet werden müssen. Ihre Zahl wird sich aller menschlichen Voraussicht nach bis zum Ende des Krieges wenigstens verdoppeln. Zu diesem Heere von Krüppeln gehört die drei- bis vierfache Zahl von Frauen und Kindern, deren Ernährer diese vor dem Kriege gesunden und starken Männer waren. Dazu kommen die zahllosen leichter Verwundeten, deren Schäden nicht gleich ins Auge fallen, die aber doch daran dauernd zu leiden haben werden; die durch das lange Liegen in den Schützengräben mit Rheumatismus und anderen chronisch wiederkehrenden Leiden Behafteten, die vielen Kranken, und zur Gesamtzahl der zu Versorgenden dann endlich die leider ganz gewaltige Schar der Hinterbliebenen der Gefallenen.

Wie in diesem Kriege alles Riesenmaßstäbe angenommen hat, mit denen sich das in früheren Zeiten Geschehene gar nicht vergleichen läßt, so ist es auch bei seinen Folgen der Fall, und dementsprechend wächst die Verpflichtung, diesen Folgen zu begegnen und die dafür notwendige Summe ins Riesenhafte.

Zu den herrlichen Offenbarungen, die uns das furchtbare Erlebnis dieses Krieges über das Wesen des deutschen Volkes gebracht hat, gehört an erster Stelle die Tatsache, daß sich eigentlich das ganze Volk von vornherein dieser Verpflichtung zur Fürsorge für die im Kampfe Geschädigten bewußt war. Wo man hinhörte, in allen gesellschaftlichen Schichten, vernahm man den klar ausgesprochenen Willen zu dieser Fürsorge. „So wie nach 1870 darf es nicht wieder gehen.“ Was uns alle schon lange innerlich verletzt hat, was gelegentlich ja auch in Anfragen in Reichs- und Landtag zum Ausdruck gekommen ist, erwies sich jetzt als allgemeines und nur gewohnheitsmäßig geduldetes Ärgernis. Wir wollen nicht wieder unsere Invaliden als Drehorgelmänner sehen, wir wollen nicht erleben müssen, daß die Männer, die jetzt draußen für unser Dasein kämpfen, später, wenn es uns wieder gut geht, voll Bitterkeit ihres Opfers denken müssen. Es darf nicht dahin kommen, daß jene, die jetzt unsere Auslese, die Blüte unseres Volkes darstellen, sich nachher als dessen Ausschuß oder als Schmarotzer empfinden müssen.

In dieser Gesinnung offenbart sich, daß die Entwicklung des sozialen Gedankens im letzten Menschenalter als groß angelegte soziale Fürsorge bei uns Volksbesitz geworden ist, und wenn wir in diesem Kriege mehr als je zuvor und in einem Maße, das für die uns feindlichen Völker einfach unverständlich ist, uns als *kämpfendes Volk* fühlen, so beruht das zum guten Teil auf diesem starken sozialen Empfinden, das den Deutschen auszeichnet. Daraus folgt nun auch ganz von selbst, daß für die in diesem Volkskampfe Geschädigten das Volk als solches zu sorgen hat. Da wir eine Einheit bilden, von der ein Bruchteil im blutigen Kampfe draußen steht, während die anderen Bruchteile, dank diesem Schutze, die übrigen Lebensbetätigungen ungeschädigt verrichten, ist es ganz selbstverständlich, daß dieser ganze Organismus für die Heilung der Schäden aufkommt, die einem seiner Teile zustoßen. Und wie für uns der

Wiederaufbau Ostpreußens und Elsaß-Lothringens allgemeine Vaterlandspflicht ist, ist es die Fürsorge für jene Volksgenossen, die im Kampfe für das Ganze zu Schaden gekommen sind.

Also doch Staatsfürsorge!

Ja, und letzterdings nur Staatsfürsorge, soweit Staat und Volk dasselbe sind. Aber Erhöhung und Vermehrung der dem Staate zu Gebote stehenden Mittel durch die Opferwilligkeit der einzelnen. Weit über alle Steuermöglichkeit hinaus. Es scheint mir selbstverständlich, daß die im Falle des Sieges uns erreichbaren Kriegsentschädigungen zu einem möglichst großen Teile in dem Sinne verwendet werden, den das Wort in sich trägt; daß also die Geschädigten entschädigt werden. Das trifft vorab die durch den Krieg ihres Ernährers Beraubten und dann die irgendwie in ihrer Lebensfähigkeit Geschädigten. Aber ich halte es für ausgeschlossen, daß nach den ungeheuren Opfern, die der Krieg vom Staate fordert und deren Schwere sich für die Allgemeinheit doch erst nach dem Friedensschluß ganz fühlbar machen wird, der Staat als solcher die Mittel in der Höhe wird aufbringen können, die zu einer völligen und vor allem zu einer schnellen Heilung der Schäden notwendig sind.

Ich halte es auch für ausgeschlossen, daß bei den ungeheuren Anforderungen an die Arbeitsleistung der Staatsmaschine, die sich unbedingt nach dem Friedensschluß einstellen müssen, diese jene zur Heilung der Schäden nötige tausendfältige individuelle Behandlung wird aufbringen können, wenn nicht rechtzeitig eine Fülle neuer Kräfte in den Dienst dieser Arbeit gestellt werden. Das ist aber nicht zu erreichen durch eine einfache Vermehrung des Beamtenmaterials, sondern durch rechtzeitiges Heranholen und Organisieren aller im Volke vorhandenen Hilfskräfte auf diesen einen Zweck hin. Und zwar gilt hier das alte Wort: Principiis obsta. Den Anfängen der hier drohenden Volksschädigung muß mit aller Gewalt begegnet werden, zu Beginn muß eine Armee von Hilfskräften mit Riesenmitteln dem drohenden Übel begegnen, damit es gar nicht erst aufkommen kann. Das aber ist nur möglich, wenn auch die private Hilfstätigkeit im größten Stil aufgebracht und zielbewußt verwendet wird.

Die große Gefahr, die uns auf diesem Gebiete droht, ist, daß der ungeheure Lebenswille, der uns zu den gewaltigen Leistungen in diesem Kriege befähigt, nach der übermenschlichen Kraftanstrengung, die ihm jetzt zugemutet wird, gerade bei jenen, die diese hauptsächlich zu leisten haben, in dem Augenblicke nachlassen wird, wo er eigentlich die stärkste Anspannung erheischt, nämlich wenn die von außen drohende Gefahr beseitigt ist. Wer mit Kranken zu tun gehabt hat, weiß, daß die größte Gefahr nach überwundener Krisis in einem Mangel an Lebensenergie liegt, am Nachlassen des Willens zum Gesundwerden. Bei den Tausenden von Verwundeten, auch Schwerverletzten, die uns dieser Krieg nach Hause geschickt hat, finden wir fast überall den durch das herrliche Verpflichtungsbewußtsein an das Vaterland geweckten Willen, erneut hinauszuziehen in den Kampf. Es offenbart sich darin eine ganz riesige Lebensenergie. Darüber hinaus zeigt sich die Tatsache, daß die Verwundung nicht imstande ist, dem von ihr Heimgesuchten sein Volkswertgefühl zu mindern. Es muß erreicht werden, daß in jedem verwundeten und durch den Krieg geschädigten Manne dieses Gefühl seines Wertes für die Gesamtheit und seiner Verpflichtung an sie auch im Frieden lebendig erhalten wird.

Unsere Mediziner sprechen seit Jahren in zunehmendem Maße von einer Rentenpsychose, als einer üblen Begleiterscheinung unseres Versicherungswesens. Das Bewußtsein, für erlittene Unfälle durch eine dauernde Rente entschädigt zu werden, schwächt in dem vom Unfall betroffenen Versicherten den Willen und die Tatkraft zur Wiedererlangung eines möglichst hohen Arbeitswertes. Es liegt ja in der Natur des Menschen, daß er sich das Leben nicht gern schwerer macht, als es unbedingt nötig ist. Nimmt man die Lähmung der Willenskraft hinzu, die durch Krankheit oder eine schwere Heimsuchung bewirkt wird, und das erhöhte Aufgebot von Willensstärke, die der körperlich Geschädigte aufwenden muß, um annähernd soviel leisten zu können, wie ein Gesunder; rechnet man ferner hinzu die Masse von Widerständen, denen

der durch ein körperliches Gebrechen als weniger wertvoll Gekennzeichnete bei Arbeitgebern und Arbeitsgenossen begegnet, so ist es nur zu leicht begreiflich, wenn er der Versuchung erliegt, andere (bzw. den Staat, die Allgemeinheit) für sich sorgen zu lassen.

Wenn jemals, so wird diese geistige Einstellung nach unserem Kriege bei den in diesem Verwundeten, durch ihn Geschädigten begreiflich sein. Alle jene Empfindungen des „einer für alle, alle für einen", die uns jetzt in der Zeit des Kampfes zur Anspannung aller Kräfte und zur höchsten Opferwilligkeit zwingen, werden nachher im Frieden für diese sogenannte Rentenpsychose den besten Nährgrund abgeben. Gerade bei denen, die die gewaltigen Anforderungen an Leib und Seele, die dieser Feldzug vom Feldherrn wie vom letzten Soldaten verlangt, haben erfüllen müssen, muß nachher ein Rückschlag eintreten, ein Zusammensinken dieser übermäßig angespannten Lebensenergie. Ist erst der Friede da, wie wir hoffen, mit reichem Erfolg, so beginnt ein Aufblühen des ganzen Lebens. Was ist natürlicher, als daß alle jene, die als Geschädigte aus diesem Kriege zurückkommen, sich sagen: „Ich habe geblutet, ich bin zum Krüppel dafür geworden, daß ihr alle diesen schönen Frieden jetzt genießen könnt, daß es euch wohl geht. Nun sorgt ihr für mich. Ich habe an meinem Teil genug getan, nun soll mich die Gesamtheit erhalten, für deren Erhaltung ich zu dem geworden bin, als was ich jetzt dastehe."

Man sieht, das ist genau der Gedankengang, den wir alle haben, aus dem heraus wir ja unsere große Verpflichtung fühlen. Das Verhängnis setzt erst dort ein, wenn infolge dieses Gedankenganges die durch den Krieg Geschwächten für sich und die Gesamtheit weniger wert werden, als sie in Wirklichkeit sind. Es erhebt sich für uns im Interesse der Gesamtheit und noch mehr der durch den Krieg Geschädigten selbst als oberste Volkspflicht, dieser Entwertung Tausender deutscher Männer mit allen Mitteln entgegenzuarbeiten. Wir müssen es erreichen, daß die Lebensenergie der Kriegsverletzten nach dem Kriege nicht nachläßt, sondern dann erst mit der höchsten Kraft einsetzt, und zwar mit dem Ziele, jetzt erst recht alles daranzusetzen, um auch fernerhin ein nützliches Glied dieser Allgemeinheit, dieses Deutschlands und damit auch ein glücklicher Mensch zu werden.

Das heißt — und darin liegt der große Trost — nichts Unmögliches verlangen, sondern nur alle jene Mittel in vollem Maße auf- und anwenden, die uns die heutige soziale Fürsorge und der Stand unserer Wissenschaft in die Hand geben.

Professor Biesalski, als Schriftführer der „Deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge" und Leiter des großen Krüppelheims in Zehlendorf, der berufenste Beurteiler, hat in einem Vortrag in der „Berliner Ausstellung für Verwundeten- und Krankenfürsorge im Kriege" den Satz gesprochen: „Es gibt kein Krüppeltum mehr, wenn nur der Wille zu höchster Anspannung vorhanden ist." Die Besichtigung der Gruppe 7, „Kriegskrüppel-Fürsorge", der genannten Ausstellung verschafft auch dem Laien die trostvolle Überzeugung, daß dieses stolze Wort durch das heute bereits tatsächlich Erreichte vollauf begründet ist.

Das große Hilfswerk zerfällt in zwei Gruppen: 1. die ärztlichen Hilfsmittel und 2. die Ausbildung des Krüppels in einem Berufe. Über den Umfang der ersteren hat die Laienwelt nur dunkle Vorstellungen, wenn auch gerade jetzt die vielfachen Erfahrungen über einzelne Fälle ein berechtigtes Erstaunen auslösen. Während nämlich früher die Behandlung mit Abschluß der Wundheilung im allgemeinen zu Ende war, können heute noch nachträglich zahlreiche Besserungen und Heilungen vorgenommen werden durch blutige Eingriffe (Verpflanzung einer gesunden Sehne, Einfügung künstlicher Sehnen aus Seide, Zusammennähen von Nerven, Pfropfen gelähmter Nerven auf benachbarte gesunde usw.) und durch das unblutige Verfahren, das schon bei der Art der Verbände einsetzt (Heißluft, Massage, Elektrizität, Anwenden orthopädischer Apparate und künstlicher Glieder). Durch die Röntgenlehre ist in den letzten zwanzig Jahren dieser Zweig der Heilkunde in ungeahnter Weise gefördert worden.

Wir dürfen sicher sein, daß bei der großartigen Einrichtung unserer Verwundetenpflege diese Seite des Heilverfahrens vollauf erfüllt wird. Es scheint uns selbstverständlich, daß die

staatliche Verwundetenfürsorge, entsprechend dem heutigen Stande der Wissenschaft, nicht mit der Wundheilung zum Abschluß kommt, sondern diesen nachherigen Besserungsprozeß mit einbegreift. Die Verwundeten dürfen nicht früher aus der vom Staate zu leistenden ärztlichen Behandlung entlassen werden, als bis hier das Menschenmögliche bei jedem einzelnen geleistet ist.

Bedeutsamer ist die Mitarbeit aller einzelnen für die Ausbildung des Verletzten in einem Berufe. Zur nachhaltigen Abwehr der Kriegsschädigungen ist dieser Teil unserer sozialen Fürsorge beinahe noch wichtiger; er ist auch schwieriger zu erfüllen, weil hier die kräftige Mitarbeit der vom Unfall Betroffenen, wie auch ihrer näheren und weiteren Umgebung notwendig ist. „Hier kann", wie Professor Biesalski im Geleitwort zum Berliner Ausstellungskatalog sagt, „dem Laien sowohl, als auch dem Verstümmelten selber, gar nicht oft und eindringlich genug gesagt werden, daß sie von der weitverbreiteten Ansicht, ein Verstümmelter sei überhaupt zu keiner Arbeit mehr tauglich, unter allen Umständen und restlos ablassen müssen, weil sie von Grund aus falsch und in den deutschen Krüppelheimen durch jahrzehntelange Erfahrung tausendfältig widerlegt ist. Der Laie muß sich im Gegenteil einprägen, daß es kaum eine noch so schwere Verkrüppelung gibt, welche den Betroffenen dauernd und vollständig erwerbsunfähig macht. Bei einmütiger Zusammenarbeit der Sachverständigen mit der deutschen Arbeitgeberschaft wird es möglich sein, jeden Verstümmelten, er sei so schwer betroffen wie er wolle, wieder einem Erwerb zuzuführen. Und zwar soll das geschehen, damit er nicht das niederdrückende Gefühl hat, aus der Liste der freien und unabhängigen Männer gestrichen zu sein, sondern damit er ein aufrechter Mann bleibt, der auf Almosen verzichten kann und sich und die Seinen durch eigene Arbeit ernährt, wie vor dem Kriege." Dabei ist als oberstes Gesetz festzuhalten und von vornherein den Kriegsverletzten und ihren Angehörigen sicherzustellen, daß dem eigener Arbeitsfähigkeit wieder Zugeführten die ihm auf Grund seiner Beschädigung zustehenden Ansprüche voll gewahrt bleiben. Bei privater Fürsorgepflicht ist gelegentlich der Versuch gemacht worden, die Versicherungsbezüge des vom Unfall Betroffenen herabzusetzen, wenn es diesem im Laufe der Zeit durch seine Willenskraft gelang, wieder arbeitsfähig zu werden. Leider haben sich auch einzelne Gerichte zu dieser Anschauung bekannt. Das darf den Kriegsverletzten gegenüber keinesfalls versucht werden. Der Staat, das Volk will seine Gegenleistung nicht vermindern. Es soll nur der Verletzte dadurch, daß er ein nützliches Glied der Gesellschaft bleibt, in seiner Menschen- und Bürgerwürde gefestigt werden. Das liegt auch im höchsten Staatsinteresse, wie alle Gerechtigkeit.

In langen Jahren eifrigster Arbeit, ohne daß die Allgemeinheit viel davon erfahren hat, ist ein herrliches Stück sozialer Arbeit geleistet worden, so daß es zu einer groß angelegten Kriegskrüppel-Fürsorge keiner wesentlichen Neugründungen, sondern höchstens einer Bereicherung des Bestehenden bedarf. Unser vielverlästertes Deutschland ist das Geburtsland einer zielbewußten Krüppelfürsorge und hat so gut ausgebaute Einrichtungen dafür, wie kein anderes Volk der Erde. Es bestehen 138 Fürsorgeeinrichtungen, davon 54 Krüppelheime mit über fünftausend Betten. In jahrelanger Arbeit — das älteste Heim ist schon vor 28 Jahren begründet worden — hat man sich bis jetzt hauptsächlich der Fürsorge für verkrüppelte Kinder gewidmet. Jetzt wird diese großartige Organisation ihre umfassenden Erfahrungen und segensreichen Einrichtungen in den Dienst der vielen Tausende verstümmelter werktätiger Volksbrüder stellen. Die deutsche Kaiserin hat die Krüppelheime bereits durch ein Kabinettschreiben aufgefordert, sich für die orthopädische Nachbehandlung Schwerverwundeter zur Verfügung zu stellen und die spätere Erwerbsvermittlung für sie zu übernehmen.

„Oberstes Gesetz ist, daß der Verwundete möglichst wieder in seiner alten Arbeitsstelle und in der Heimat beschäftigt wird. Die deutschen Arbeitgeber werden es als eine Ehrenpflicht betrachten, diejenigen Männer, welche sich zu Krüppeln haben schießen lassen müssen, damit in Deutschland wieder Handel und Wandel blühe, in ihre alte Stelle wieder aufzunehmen

und ihnen Gelegenheit zu geben, sich wieder einzuarbeiten, so daß sie zusammen mit der Rente für die Verwundung den alten Verdienst wieder erreichen. Ja, man könnte einem Verstümmelten, der wieder arbeiten gelernt hat, geradezu eine Prämie dafür zahlen. — Wo es nicht möglich ist, den Kriegsinvaliden in seinem alten Berufe unterzubringen, muß versucht werden, ihn einen neuen zu lehren. Hier werden sich Meister oder Fabrikbesitzer oder Landwirte vornehmlich bemühen, nötigenfalls, wenn ihnen dafür ein Lehrgeld gezahlt wird. Für jüngere Leute stehen in vierundfünfzig deutschen Krüppelheimen zweihundertеinundzwanzig Werkstätten zur Verfügung, in denen einundfünfzig verschiedene Berufsarten für Männer gelehrt werden. Die etwa notwendige Erweiterung dieser Werkstuben ist leicht zu vollziehen." (Biesalski.)

Es sind also Mittel und Wege vorhanden zu einer Kriegskrüppel-Fürsorge, dank der den so schwer Betroffenen über ihr Leid hinweggeholfen und dem Staat ein ausgezeichnetes Bürgermaterial als vollwertig erhalten werden kann.

Wenn, was der Einstimmung aller beteiligten Kreise nach leicht zu erreichen wäre, die Volksvertretung der verschiedenen Bundesstaaten oder auch der Reichstag beschließen würde, daß die vom Staat zu leistende Behandlung der Kriegsverletzten nicht mit der Wundheilung zu Ende ist, sondern die Ausbildung zum kräftigen Lebensberuf mit einbegreift, so würde die private Hilfstätigkeit für diesen Teil der Kriegsverletzten verhältnismäßig einfach sein. Sie würde einerseits die Aufklärungstätigkeit für die Betroffenen und alle Volkskreise umfassen und dazu noch das Aufgebot aller geeigneten Hilfskräfte zum Teil im freiwilligen Vaterlandsdienste. An einzelnen Stellen, z. B. im Vereinslazarett des Friedrich-Gymnasiums in Freiburg i. Br., ist das bereits in beträchtlichem Umfang und mit schönem Erfolge geschehen. Die Ärzte dieses Krankenhauses haben die Aufklärung der Kranken übernommen, da ihnen ja zu allererst auch das Vertrauen dieser Kranken entgegenkommt. Danach hat dann die wirtschaftliche Abteilung der genannten Organisation, die sich aus Kennern der Berufe und Arbeitsverhältnisse zusammensetzt, und also die Verstümmelten bei der Berufswahl beraten soll, verhältnismäßig leichte Arbeit. Der zweiten, der Unterrichtsabteilung, gehören Direktoren der Handelsgewerbe- und Landwirtsschulen an; sie bestellt die Lehrkräfte. Die dritte bildet das Arbeitsamt. — Die ungeheure Arbeitsleistung, die von diesen Organisationen, die sich überall in ähnlicher Weise einzurichten hätten, zu leisten ist, kann nur durch freiwillige Mithilfe bewältigt werden. Hier tritt der Vaterlandsdienst für Tausende ein, die ihn draußen mit der Waffe nicht leisten können. Die Gesamtleitung hat das Rote Kreuz übernommen in enger Fühlung mit der bereits bestehenden Organisation aller deutschen Krüppelheime.

Viel schwieriger gestaltet sich die Fürsorge für die Gruppe jener Kriegsverletzten, deren Schädigung nicht so sichtbar und offenkundig wird, wie bei allen jenen, die einen äußerlich wahrnehmbaren Körperschaden davongetragen haben, also den an ihrer Gesundheit Geschädigten. Im Krieg von 1870/71 sind wegen Krankheiten der Verdauungsorgane 65000, wegen Krankheiten der Atmungsorgane 70000 Kriegsteilnehmer in den Lazaretten behandelt worden. Auf die Verhältnisse des heutigen Krieges angewendet, würde die erste Gruppe eine halbe Million, die zweite dreiviertel Millionen an Erkrankungen infolge von Katarrh und Tuberkulose usw. ergeben. Schon jetzt hat durch den Stellungskrieg einen ungeheuren Umfang der Rheumatismus angenommen. Bei allen diesen Krankheiten wird die Lazarettbehandlung sehr oft nur eine notdürftige, vorläufige Heilung erreichen können. Die gründliche Heilung dagegen wird sich nur in einer über Jahre hinausgestreckten Behandlung erzielen lassen, und zwar wird da im größten Umfange die Heilkraft der Bäder in Anspruch zu nehmen sein. Das Rote Kreuz hat schon jetzt eine besondere Abteilung für diese Bäderfürsorge eingerichtet. Am 17. Januar hat auf Veranlassung des Roten Kreuzes eine alle in Frage kommende Kreise (Bäder-, Hotel- und Gasthaus-Industrie, Pensionsbesitzer, Verkehrsvereine) umfassende Versammlung in Berlin stattgefunden, bei der sich ergab, daß nicht nur die Bedeutung dieser Tätigkeit allgemein erkannt wurde, sondern auch überall eine schöne Hilfsbereitschaft sich zeigte.

Von allen Seiten sind in opfermütiger Weise Freistellen in Kurorten zur Verfügung gestellt, kein Bad, das den vom Roten Kreuz zu entsendenden Kriegsteilnehmern nicht die Befreiung von der Kurtaxe und sonstigen Abgaben, sowie bedeutende Ermäßigung der Preise für die Kurmittel gewährt hat.

Aber das reicht natürlich nicht aus. Es sind Riesenmittel notwendig, um hier auf Jahre hinaus nachhelfen zu können. Hier muß die Liebestätigkeit des Deutschen Volkes im größten Maßstabe einsetzen. Ich zweifle nicht daran, daß die Presse sich willig in den Dienst der Aufklärungs- und Sammelarbeit stellen wird. Aber wie sich im Verlauf dieses Krieges schon oft gezeigt hat, z. B. erst neuerdings bei der Goldsammlung, haben wir noch viele andere Mittel. Das so hoch, vielfach zu weit entwickelte deutsche Vereinswesen fände hier eine herrliche Aufgabe. Ohne Rücksicht auf seine sonstigen Ziele sollte jeder Verein bis zu einem Jahre nach dem Friedensschluß die Fürsorge für die Kriegsgeschädigten an die Spitze seiner Bestrebungen stellen. Die Vereine müssen für die Aufklärung ihrer Mitglieder sorgen, die ihrerseits jeder in seinem Kreise Kenntnis und Wichtigkeit dieses nationalen Werkes verbreiten können. Auch von hier kann eine Sammeltätigkeit im großen, die schließlich bis in die letzten Winkel hineinreichen wird, eingeleitet werden. Es handelt sich um eine Großtat in unserem Volksleben, um ein Werk, das in seinem Gelingen Ungeahntes dazu beitragen wird, den Wunsch zu verwirklichen, den wir jetzt so oft als wichtigsten bekennen: Deutschland über alles!

Karl Storck



Nietzsche, Treitschke, Bernhardi — die Anstifter des Weltbrandes

Zu der von Max Cornicelius herausgegebenen „Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“ (B. G. Teubner, Leipzig) hat unser berühmter Geschichtsforscher Hermann Oncken einen ebenso fesselnden wie tiefgründigen Beitrag über „Deutschland, England und Amerika“ gesteuert. In erquickender Klarheit spiegelt sich hier die befreiende Überlegenheit deutschen Geistes über die armselige Enge und Dürftigkeit seiner ohnmächtigen Neider und Lästerer:

„Auch wer die innerliche Verwandtschaft zwischen englischem und amerikanischem Denken als eine unzerstörbare Tatsache in Anschlag brachte, mußte überrascht sein durch das ungewöhnliche Maß von innerer Abhängigkeit, das sich drüben fast überall herausstellte, als es sich um die Beurteilung der unmittelbaren Kriegsanlässe und vollends der tieferliegenden Kriegsursachen handelte. Man begegnete drüben fast überall denselben Gedankengängen und denselben Werturteilen, denselben Fehlerquellen und denselben Eideshelfern wie in der öffentlichen Meinung Englands: das Bild, das man sich vom deutschen ‚Militarismus‘ zurzeit in den breiten Schichten Amerikas macht, ist bis in seine kleinsten Züge, bis in seine geistigeren Bestandteile hinein ‚made in England‘. Und nur das ist verblüffend, wie dieses englische Argument, ein bewußt für den Kampf zugespitztes Argument, eine Waffe, noch diabolischer berechnet als die Waffen der Feldschlacht, nun drüben bedingungslos angenommen wird, als wenn es objektive Wahrheit enthielte: wie es zum geistigen Besitztum eines Volkes wird, das eben nicht Partei ergreifen, sondern neutral sein will.

So hat man auch über die geistigen Wurzeln, über die Väter des Militarismus, die in England gefundenen Formeln begierig und gedankenlos aufgegriffen. Über die Sphären hinaus, in denen sich Bequemlichkeit des Nichtdenkens mit selbstgerechter Salbung paart, ja bis in die führende Oberschicht hinein hallt die Anklage, der deutsche Geist in seinen Tiefen

trage die Verantwortlichkeit für den Weltkrieg: Nietzsche und Treitschke, die Alldeutschen und General von Bernhardi seien seine Exponenten.

Eine Ironie der Weltgeschichte hat dem vielgeprüften Nietzsche nun noch das Schicksal beschieden, in diesem Weltbrand als ein geistiger Urheber des modernen Deutschlands, das er so tief verabscheut hat, ausgerufen zu werden: all sein blendender Glanz hat ihn, den Aristokraten, nicht davor bewahrt, von den groben Fingern des reinen Unverstandes der Masse ausgemünzt zu werden wie die flachste Alltagsrede. Auf nichts war er stolz, wie auf sein slawisches Blut, und mit nichts liebäugelte er inbrünstiger, als mit seiner romanischen Geistesart: kein Deutscher neuerer Zeiten hat gleich diesem unseligen Menschen, der kein Deutscher, sondern ein Europäer sein wollte, seine Sympathie mit französischer Bildung verkündet und seinen Haß gegen die deutsche Kulturrolle in der Welt, in der Vergangenheit so gut wie in der Gegenwart des neudeutschen Reiches. So schrieb er 1887 an Malwida von Meysenbug: ‚Ich fühle mich im heutigen Europa nur den geistigsten Franzosen und Russen verwandt, und ganz und gar nicht meinen gebildeten Landsleuten.‘ Und immer verbissener, als schon der helle Wahnsinn seinen edlen Geist zerstörte, prahlte er von seinem ‚Ecce homo‘ (dessen erste Exemplare er als eine Art brieflicher Kriegserklärung an den jungen Kaiser und Bismarck übersenden wollte): ‚Er ist antideutsch bis zur Vernichtung: die Partei der französischen Kultur wird durch die ganze Geschichte festgehalten‘ (an Strindberg 1888). Man begreift, weshalb der Halbfranzose Henri Lichtenberger nach Nietzsches Tode offen gestand, einer der Gründe, die ihn in Frankreich so populär gemacht hätten, sei zweifelsohne seine offenkundige Sympathie für die Franzosen: wie eine tröstende Vergeltung für 1870/71 verehrte ein kleiner Kreis diesen Kronzeugen gegen die deutsche Kultur. Schon war man auf dem besten Wege, diese Größe uns ganz zu entreißen, etwa wie Nietzsche selbst Goethe für einen deutschen Ausnahmefall zu erklären liebte — als die Engländer plötzlich den Spieß umdrehten und den Namen des Einsiedlers von Sils-Maria wie einen neuen Attila auf dem Schilde als unseren Abgott uns entgegenzutragen begannen. Man ahnt nicht, welcher Aufwand an Kenntnislosigkeit und Geistesarmut für diesen Szenenwechsel nötig war: aber die Insel brachte ihn auf. Man übersah dabei, daß der ideale Menschheitstypus dieses romanischen Geistes aus der romanischen Renaissance geschöpft war; man erkannte nicht einmal, daß jener beherrschende Machtwille in keiner Geschichte so denkwürdig verwirklicht wurde wie von den großen Gründern des englischen Weltreiches; und daß bei uns nur die unstaatlich gerichteten, rein ästhetischen Gemüter zu Nietzsche aufblickten, wußte man so wenig wie, daß das arbeitende Deutschland in Heer und Beamtentum, in Fabrik und Wissenschaft kaum etwas mit ihm gemein hatte. Man brauchte in England nur den Übermenschen, um seine verzerrten Züge in das Bild unseres Kaisers, seiner Generale und Staatsmänner, überhaupt in die Individualität des neuen Deutschlands, als letzten Ausdruck unserer Volksseele hineinzukomponieren. Die Amerikaner aber, die es nachmachten, erkannten gar nicht, daß sie gefügig in den Gedankengleisen anderer dachten.

Mit Treitschkes Namen steht es anders. Er gehört dem neuen Deutschland an, dem werdenden, um das er rang, und dem vollendeten, dessen Antlitz er bilden half: ein glutvoller und mächtiger Ausdruck des Geistes, der unseren Staat geschaffen hat. Engländer und Amerikaner sollten die ersten sein, ihn zu verstehen, denn wenn ihn etwas auszeichnete, so war es das: daß er, aus den politischen Kämpfen um das neue Reich herkommend, einen feurigen nationalen Stolz und einen bewußten politischen Willen in die Geschichtschreibung einströmen ließ, wie er dem Engländer auf diesem Felde selbstverständlich ist, wie Macaulay ihn vertritt, oder etwa George Bancroft mit dem naiven Selbstgefühl ob seines großen und herrlichen amerikanischen Vaterlandes. Daß Treitschke in der deutschen Geschichtschreibung den Gipfelpunkt und zugleich Abschluß einer Periode bedeutet, weiß jeder Kenner, und ich brauche nicht zu erörtern, warum Ranke dem gegenwärtigen Geschlechte der Historiker etwas Höheres sein mußte. Auch über Treitschkes politische Nachwirkung urteilte kürzlich der Engländer G. P. Gooch, einer der wenigen,

die dort vom Reichtum dieses Geistes einen Hauch verspürt, in einer lebensvollen Charakterisierung mit Recht: ‚It had grown out of a national need and its raison d'être ceased when the need was satisfied.‘ Lange hat man sich in England, mit jener geistigen Begrenztheit, über die die feineren Köpfe der Insel immer wieder sorgenvoll klagten, um Treitschke überhaupt nicht gekümmert, und noch in den jüngst erschienenen Vorlesungen, die Professor J. A. Cramb über ‚Germany and England‘ gehalten hat, macht der nunmehr verstorbene neue Historiker von Queens-College in London seinen Landsleuten mit Beschämung den Vorwurf: ‚Not a page of Treitschke's greatest work has been translated.‘ Gewiß ist Treitschke kein Englandfreund gewesen (so wenig wie Macaulay ein Freund der Deutschen war), denn in seiner ritterlichen Seele empfand er keine Verwandtschaft mit den insularen Methoden der Politik; aber es ist ganz unhistorisch, die Aussaat eines angeblichen Englandhasses als der Wurzel alles Übels bei einem Manne zu suchen, der vor fast zwanzig Jahren starb und jene wachsende Welle von Mißgunst und Bosheit, die dann zu uns herüberkommen sollte, nicht mehr erlebt hat. Wie eilfertig man jetzt plötzlich Treitschkes Andenken belasten will, dafür nur ein einziges Beispiel. Selbst ein Mann von der Bildung Crambs fügt der Charakteristik der Engländer als ‚a nation of shopkeepers‘ das knappe Zitat, Treitschke, Politik 2,358, bei — obgleich jeder deutsche Student der Nationalökonomie den englischen Professor hätte belehren können, daß das treffende Schlagwort aus einem englischen Klassiker stammt, von keinem andern als Adam Smith (Wealth of Nations II 4, Kap. 7, part. 3) geprägt worden ist. Man kennt eben die eigenen Leute nicht mehr! Also beginnt man Treitschke hervorzusuchen, Zitate aus dem Zusammenhang zu reißen und mißzuverstehen, mit Vorliebe auch aus den nach seinem Tode nach Kollegheften veröffentlichten Vorlesungen über Politik, für deren Form und Inhalt er nicht verantwortlich ist. Man braucht ihn eben, wie man den Übermenschen brauchte, und es fehlt auch nicht an geschäftsgewandten Schmocks wie Ellis Barker (vormals Eltzbacher), die zugleich über Nietzsche und Treitschke ein Büchlein schreiben und den Verächter mit dem Propheten des neuen Deutschlands, den unstaatlichen Kultureuropäer mit dem nur im Nationalstaat lebenden Politiker brüderlich in ein Gespann schirren. Aber von der komischen Armseligkeit in den Tiefen der Unbildung sei hier geschwiegen. ...

Aber England und Amerika können noch mit einem weiteren Kronzeugen aufwarten, der angeblich unser wahres politisches Wollen in der stärksten kriegerischen Formel zusammenfaßt und damit wider Willen vor der Welt enthüllt: das ist General von Bernhardi und sein vor einigen Jahren geschriebenes Buch über Deutschland und den nächsten Krieg. Dieses Buch eines vor fünf Jahren verabschiedeten Kavalleriegenerals ist in Deutschland nur in kleineren Kreisen beachtet worden; um so lebhafter wurde es bald in England gegen uns ausgespielt, als wenn sein Verfasser eine offizielle Persönlichkeit von politischem Einfluß wäre; und nach dem Kriegsausbruch hat die englische Fabrik der öffentlichen Meinung sich keines Exportartikels liebevoller angenommen. Das Buch hat in Amerika in der englischen Übersetzung eine Verbreitung von einer Million Exemplaren gefunden, weit über das Hundertfache mehr, als sein deutscher Leserkreis zählte; und wenn man es neuerdings für den billigen Preis von 25 Cents vertreiben kann, so beweist diese Tatsache, daß diejenigen, die hinter dieser Verbreitung stehen, sich sehr viel von der wirksamsten Nummer für einen kritiklosen Leserkreis versprechen. Meinte doch selbst ein Mann wie Roosevelt, der wohl Verständnis für unsere nationale Art besitzt und im ganzen eher als ein amerikanischer Geistesverwandter Bernhardis anzusprechen ist, mit dem von ihm geprägten Begriff des Bernhardismus die eigentliche deutsche Ursünde anzupacken.

Also hat dieses Buch eine unzweifelhaft für uns sehr ungünstige Wirkung ausgeübt: es wird drüben wie eine unbeabsichtigte Selbstenthüllung des deutschen Militarismus verschlungen. Ich will mit seinem Verfasser, der jetzt, wie fast alle ehemaligen Offiziere, wieder in den Dienst vorm Feinde getreten ist, an dieser Stelle in keine Auseinandersetzung eintreten, aber so viel wird man sagen dürfen, daß der Sohn des klugen Theodor von Bernhardi von dessen



diplomatischer Vorsicht nicht alles geerbt hat; freilich gehören wohl nirgends Kavalleriegenerale zu den behutsamsten Politikern, und die Amerikaner werden sich erinnern, daß sie sogar den Typus säbelrasselnder Admirale mit starken Worten aufzuweisen haben. Aber Bernhardi ist auch kein Clausewitz, und auf die Höhen von dessen Schrift ‚vom Kriege' werden wir in seinem Buche nicht geführt. Es gehört eher in eine Literatur hinein, die keinem der großen Völker fremd ist — man könnte die Kundgebungen von Lord Roberts als Parallele danebenstellen — und, sei es in Romanform oder in politisch-militärischer Beweisführung, zu kriegerischer Gesinnung und kräftiger Außenpolitik zu erziehen sucht.

Ich gebe gern zu, daß sich in dem Buche unüberlegte Sätze finden, die nur von wenigen Leuten bei uns unterschrieben werden würden — aber ich gebe nicht die Schlußfolgerungen zu, die man aus diesem Buche zieht. Einmal übersieht man in Amerika, daß Bernhardi mit den verantwortlichen Trägern der Reichsregierung so wenig einverstanden ist, daß er offen ausspricht, sie habe durch die friedliche Liquidation der Marokkopolitik das öffentliche Vertrauen verwirkt; und wenn ein unmutiger General außer Diensten die deutsche Politik der letzten Jahre durch eine andere ersetzt wissen will, so darf man den herrschenden Geist des deutschen Staates so wenig dafür verantwortlich machen, wie die Staatsleitung des Präsidenten Wilson für alle Kundgebungen Theodor Roosevelts verantwortlich ist. Mit dem Buche aber eines Privatmannes ohne Einfluß die Friedenspolitik unseres Reiches seit 44 Jahren widerlegen wollen, die Friedenspolitik insbesondere, die unser Kaiser seit einem Vierteljahrhundert nach dem Zugeständnis der ganzen Welt geführt hat — das ist kein ehrliches Spiel mehr. Und wenn man einwirft, Bernhardi sei doch ein charakteristisches Stück unserer öffentlichen Meinung — er ist es, wie gesagt, nicht im geringsten —, dann sollte man sich einmal näher mit der Rolle beschäftigen, die seit einer Reihe von Jahren der ‚Matin' in Frankreich und der Zeitungskonzern des Lord Northcliffe in England gespielt haben. Das ist Friedensstörung und Brunnenvergiftung in einem Leserkreise von Millionen: das sind wirkliche Kapitel zu dem Thema: Die öffentliche Meinung und der Ursprung des Krieges.

Gewiß wird das amerikanische Volk, auf militärische Fragen weniger eingestellt als alle europäischen Völker, aus dem Buche Bernhardis einen ihm ganz fremden und daher unsympathischen kriegerischen Geist heraushören, aber es möge gerecht genug sein, sich, bevor es urteilt, zweier Tatsachen zu erinnern: daß nur seine glückliche Lage in der Welt es der Notwendigkeiten überhebt, unter denen wir in feindesumringter Mitte Europas leben müssen, und daß Deutschland ohne diesen Geist kriegerischer Entschlossenheit von einer Koalition, wie die Welt sie nie sah, erbarmungslos überrannt worden wäre. Wie man auch über Bernhardi urteilen mag: er geht immer von der Voraussetzung aus, daß die Kriegsvorbereitungen und feindlichen Absichten *unserer Gegner* es sind, die uns zum Ergreifen der Offensive nötigen sollten, und *diese* Voraussetzung hat sich im Sommer 1914 wider alles Erwarten als die richtige erwiesen.

Aber was bedeutete für die Engländer ein Buch, um die Welt damit zu überschwemmen? Bernhardi ist für sie nichts als der letzte Kronzeuge, über Nietzsche und Treitschke hinaus, den man brauchte, um vor den Augen der Amerikaner dem deutschen Militarismus den Prozeß zu machen. . . ."

Vom Theater-Kriegsschauplatz

Ob die Ilias dieses Weltkrieges je gesungen werden wird? Es müßte ein blinder Homer kommen, dessen Zeuskopf wir uns kaum vorzustellen vermögen. Die Welt des *alten* Homer war von göttlicher Einfalt. Natur- und Menschengedanken, in holder Eintracht, besaßen keine doppelte Bedeutung. Die Menschenseele war sich ihrer Geheimnisse, ihrer Zwiespalte, ihrer Vielteilbarkeit noch nicht bewußt. Der neue Homer wird

das blutige Menschheitsschicksal auflösen in die individuellen, innerst unterschiedenen Menschenschicksale; und dann aus unendlicher Mannigfaltigkeit wieder die Einheit schaffen, die Synthese. Der künftige, der weit gewaltigere Homer müßte ein Klassiker sein von der Titanenkraft eines Michelangelo — und zugleich ein Dichter der verschwiegenen Tiefe, wie Arnold Böcklin. Nicht ein bloßer Anton von Werner der Feder, ein die Gruppen gut stellender Photograph. — Nebenbei: die diesen Maler vom Hauptquartier des Jahres 1870 allzu hitzig schmähen, verkennen Verdienste, die in der Linie von Chronik und Geschichtschreibung liegen (und außerdem auf dem Gebiete der äußeren Technik). An literarischen Werners wird in der nächsten Zeit gewiß kein Mangel herrschen, und ihre Bücher werden viele Auflagen haben. Einer von ihrem Geschlecht, Walter Bloem, ist heute schon den nachfolgenden um drei Pferdelängen im großen Rennen voraus. Mit seinem aus dem Handgelenk gebeutelten Elsässer Roman „Das verlorene Vaterland". Doch die Homere starten nicht.

Ob uns das Genie kommt, kann niemand wissen. Um die Talente braucht uns nicht bange zu sein — da hat's in Deutschland keine Not! Eher um ihren rechten Widerhall, um den wählenden, auslesenden Geschmack des Publikums. Es steht mit dem selbständigen Urteil der Menschen — auch in Deutschland — nicht so herrlich, wie der Stolz glauben will. Wer Gehör hat, kann es jetzt bemerken. Seit der innerpolitische Burgfrieden den Leibblättern die freie Erörterung mancher sozialen und öffentlichen Fragen unterbindet, sind viele Leute, die früher über alle Dinge ihre festgeprägten Worte hatten, recht rat- und haltlos geworden. In einer Zeit, die die Menschen für ein vaterländisches Ziel einigt, könnte es rührigen Gesellen leicht gelingen, den Unselbständigen eine literarische Uniform anzulegen. Künstlerischer Geschmack aber kann nur persönlich sein. Mir sind die Herrschaften verdächtig, die der Literatur bestimmte Richtlinien geben möchten und die die Rückkehr aus dem Labyrinth der Probleme zur Naivität predigen. Den Kindheitszustand der Unschuld hat die Weltliteratur längst verloren, ihn erreicht eine planmäßige Reaktion nicht. Kommt sie nicht aus dem Wesen der Dinge, die Reaktion, so ist sie „reaktionär". Man benützt das Handwerkszeug des Künstlers und verfolgt außerkünstlerische Zwecke. Billiger Erfolg macht Proselyten. Die Plattheit bluftet sich zur Tugend auf, Bündler beschwören Losungen, der freie Künstler wird verdächtigt. Sie droht, diese Gefahr! Ihr sollten die ins Auge sehen, die vom Frieden nach dem Weltkrieg ein goldenes Zeitalter für die deutsche Kunst erwarten.

Laßt uns hoffen, daß die kommende Dichtung einen Hauch auffängt von dem Sturm, der jetzt die deutsche Menschheit bis zu den Wurzeln erschüttert! Ob der Weltkrieg im Roman und im Drama ein vollkommenes Abbild finden wird? Nicht, daß die Seiten eines kleinen Buches zu dünn, die drei Wände der Bretterbühne zu eng wären, das Größte zu fassen! Kleists „Prinz von Homburg" zeigt ein paar Menschenschicksale und ein ganzes Zeitalter. Zeigt die neue Weise, aus dem Schicksalsbuch der Geschichte menschliches Innenschicksal, aus Menschenseelen die Weltgeschichte zu erkennen. Reichlich fünf Jahrhundertsviertel nach der Schlacht bei Fehrbellin ist deren vertieftes Bild entstanden. Ausreifen, vielleicht vergehen muß eine Wirklichkeit, um in ewiger Dichtung aufzuerstehen. Goethes „Stirb und werde" ...

Sollen nach Friedensschluß nur Kriegsdramen, nichts als Kriegsdramen aus der umgepflügten Erde sprießen? Dann hätte ja der Krieg uns nichts Besseres gebracht als — den Krieg. Nicht ausgeschlossen scheint mir, daß das tausendfach zerfleischte, mit brennenden Narben bedeckte Menschentum nicht immerzu wird an dem schwarzen Schleier zerren wollen, hinter dem der Weltenbrand verglutet; daß es sich mit Inbrunst dem holden Friedensfrühling weihen wird.

Es war Wildenbruchs Irrtum, das deutsche Drama nur als das Drama aus deutscher Geschichte gelten zu lassen. Füllt ein neuer Inhalt das Gefäß der Zeit, so wird aus ihm auch der Dichter unhistorischer Menschen schöpfen. Unsere Schlachtfelder sind der Mutterschoß neuer sozialer, neuer menschlicher Probleme. Ein nach rückwärts gewandter Prophet, wie der feuerherzige Wildenbruch gewesen, mag Geschehenem eine rhetorische Verbrämung

geben. Aber nicht das Geschehene, sondern das Gewordene, des neuen Werdens **Saat** ist der Sinn des Heldentodes ungezählter Tausender. Die Früchte des Weltkriegs werden uns die Dichter spenden, die erlauschen, was da werden will. Ob sie Kriegsdramen schreiben, das ist nicht entscheidend.

Die Stoffwahl der Dramatiker wird vom großen Krieg immerhin lange beeinflußt sein. Wie wäre das anders möglich? Gibt es doch kaum ein Fleckchen Erde, wohin der wilde Jubel und der Schrecken des Kriegs nicht drangen; und kaum ein Haus, an dessen Tor nicht Trauer oder Sorge rüttelte. Gewaltsam, plötzlich sind die menschlichen Verhältnisse verändert, die Herzen aufgerissen worden. Unzählige Schicksale wurden an den Krieg gebunden. Er ist ein Geschichten-Verfasser, dem keines Dichters Phantasie das Wasser reicht! Es würde in näherer Zukunft für die Dichter, die in das Leben der Gegenwart hineingreifen, recht schwierig sein, die Spuren des Kriegs nicht zu berühren. Daß nach anderen Kriegen die Literatur bald das Gedächtnis für Geschehenes und damit auch nur zu sehr das Verständnis für Gewordenes verlor, das beweist für diesmal nichts. Denn kein anderer Krieg, auch nicht die Gesamtheit der napoleonischen Feldzüge, kann, hinsichtlich seiner Wirkungen auf die Allgemeinheit und jeden einzelnen, mit dem unsrigen verglichen werden.

Von Dichtern ist die Rede. Die den Blick ins Leben senden. Nicht von Theatertechnikern. Die schert nicht, was über die Menschheit kommt. Sie machen aus neunundneunzig Stücken ein hundertstes, und höchstens erfinden sie einen neuen Trick. Auch wenn sie Welt- oder Zeitgeschichte aufblättern, ist's nicht anders. Wir haben es an den „aktuellen" Kriegsstücken seit August (ja, sogar schon im August!) erlebt.

Vorläufig schüttelt die Kriegszeit kriegerische und deutsch-geschichtliche Dramen auf. Selbstverständlich war kein Größenwahn so üppig, den noch in seiner Greuel Maienblüte prangenden Krieg überblicken, fassen, ermessen zu wollen. Hie und da wagt ein Dichter (ein Dichter, nicht ein dramatisierender Reporter; der wagt es selbstverständlich!) —, eine Episode, ein Einzelschicksal, das unter dem Schwert der Nation steht, zu erhaschen. Oder es wirft einer ein losgerissenes Schlachten- und Stimmungsbild hin. Karl Hauptmanns düstere Nachtszene aus Ostpreußen wurde in Dresden gegeben. Häufiger noch schreiten unsere Dichter, denen die Gegenwart zu groß und schwer ist, zur vaterländischen Vergangenheit zurück. Wohl wissend, daß sie der Distanz bedürfen, und doch getrieben von dem Drange, den diese Gegenwart erweckt: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!" Friderizianische Dramen von Paul Ernst und Emil Ludwig sind in Weimar und Hamburg aufgeführt worden. In Berlin sahen wir sie nicht.

In Berlin (im Königlichen Schauspielhaus) sahen wir dagegen einen „Heinrich der Sechste" von Dietrich Eckart. Völlige Gottverlassenheit macht das Stück zu einem Schulbeispiel verfehlter geschichtlicher Allegorie. Eine Allegorie muß doppeldeutigen Sinn haben. Eckarts Gedichtetes hat nicht einmal den einfachsten. Hat nur zweideutige Absicht. Ich weiß, ich weiß: der Verfasser beging seine Sünde vor Ausbruch des deutschen Kriegs. Schon 1913 entstand dieses Drama ohne dramatische Handlung — lucus a non lucendo, sagt der Lateiner. Damals bestand die Absicht, den Sarg der Weltgeschichte zu sprengen, um ihm eine Festgirlande für die Hochzeit des Herzogs von Braunschweig mit der Tochter Kaiser Wilhelms II. zu entnehmen. In dem Stück heiratet nämlich der Sohn Heinrichs des Löwen, des Welfen. eine junge Anverwandte des Staufenkaisers, und obwohl es ohne Herzensnot geschieht und gar keine dramatischen Folgen hat, jubiliert und prophezeit der Dichter einen vollen Akt lang über den Frieden zwischen Welf und Waiblinger. Daß dieser Bund der Herrscherhäuser in den Jahrhunderten, die auf das Jahr 1194 folgten, mancherlei „Einschränkung" erfuhr, davon schweigt des Sängers prophetische Höflichkeit. Im Sommer 1914 drang der Schmetterklang von Europas Kriegstuba in das zwölfte Jahrhundert des Meister Eckart. Er, Dietrich Eckart, ließ sich neue Arbeit nicht verdrießen und füllte sein Ding bis zum Rande mit zeitgemäßen Leitartikeln

und Festreden. Nun rasseln die Verse (die Verse — oh!) unermüdlich über Deutschlands Tugend, Deutschlands Kaiserglorie und Deutschlands Einheitsgedanken (Anno 1194!), über Frankreichs Frivolität und Atheismus (Anno 1194!) und Englands unritterliche, ruchlose Tücke (Anno 1194!). Schade, daß Eckart nicht auch noch das heutige Rußland heranzog für die Gespräche zwischen dem Sohne Barbarossas und dem gefangenen Richard Löwenherz. Dem „Drama" freilich konnte der neue Verputz nicht weiter schaden, denn ein Drama war überhaupt nicht vorhanden. Die vier Akte sind geschichtliche Panoramen ohne den Zusammenhang einer Handlung, einer persönlichen Entwicklung. Doch, erteilt man schon eine Lektion in der deutschen Geschichte, so sollte man sich ein wenig an die verbürgten Tatsachen und Möglichkeiten halten. Der historische Heinrich VI., das gewaltige Persönlichkeitsproblem, von Grabbe in das zweite seiner Hohenstaufendramen gestellt, lieh dem Fest-, Kriegs- und Zeitdichter Eckart nicht einen einzigen seiner Züge. Das da, das war eine schlechte Photographie Kaiser Wilhelms II. — Wer wird nicht gute Gesinnung loben? Doch sie verpflichtet nicht, ein übles Theaterstück zu machen. Und gerade gute Gesinnung sollte unsere Hofbühne abhalten, der deutschen Kunst einen Schabernack anzutun.

Noch ein anderes zeitgemäßes Stück verunglückte. Nur seine Aufführung, nicht sein Entstehen verschuldete der gegenwärtige Krieg. Gustav Frenssen, der Dichter von „Jörn Uhl", schrieb vor ungefähr vier Jahren das Drama „Sönke Erichsen". Daß ein Romandichter nicht zum Dramatiker geboren sein muß, versteht sich. Doch bedenklich stimmt's, wenn im scharfen Rampenlicht nicht bloß Unbeholfenheit, vielmehr auch Unwahrhaftigkeit deutlich sichtbar wird. Der Sönke Erichsen hat vor vierzig Jahren, am Vorabend des deutsch-französischen Kriegs, sein schleswigsches Heimatstädtchen verlassen. Er ist nach Amerika durchgegangen, weil er in jugendlichem Trotz nicht für Heimat und Vaterland kämpfen wollte. Denn man hatte seiner Kindheit in der Vaterstadt übel mitgespielt. Was will er jetzt daheim? Er wiederholt es hundertmal: sein Recht will er sich holen. Das hat er von Otto Ludwigs „Erbförster"! Nur ist das ein merkwürdiger Rechtssinn bei Sönke Erichsen, der sich mit dem kleingeistigen Vorsatz bescheidet, Festgast zu sein beim Jubiläum des Siebziger Jahres in der Heimatstadt. So klein das Ziel, so überhebend trotzdem ist Sönkes Anspruch. Denn wir erfahren, daß er einst nicht mit leeren Händen über See gegangen. Die Kasse des Bürgermeisters hatte er bestohlen. Und nun deklamiert mit ihm der Dichter vom großen Recht. Recht auf Menschlichkeit? Auch damit hält es Sönke Erichsen sonderbar! Seine alte Schwester, die vom Diebstahl weiß, bringt er um, das Städtchen, das ihn nicht leiden mag, zündet er an. Als er nach solcher Selbsthilfe am Herzschlag langsam zu sterben beginnt, läßt der Dichter die Gerechtigkeit gerührt werden. „Sprich gut zu ihm", verlangt eine gerade anwesende Jungfrau von ihrem Bräutigam. Warum denn eigentlich? Ein psychopathisches Problem schwebte dem Verfasser vor, ein blanker Unsinn ist daraus geworden. Auf der Höhe dieser Tragik stehen ungewöhnliche Ungeschicklichkeiten. Schuljungen beobachten vom Stubenfenster aus die Mordtat des Sönke; nichtsdestoweniger büffeln sie ihre Bibellektion weiter. Ein junger Mann stürzt ins Zimmer, dem gerade die Mutter ermordet worden ist, und der noch verhüten will, daß der Bösewicht die Stadt anzünde. In solcher Laune und Lage findet der junge Mann Zeit, sich mit seinem Mädchen über Seelenkonflikte zu unterhalten. Nicht ein ungeschwollenes Wort wird in dem Stück gesprochen, und nichts ist peinlicher, als urwüchsig sein sollende Volksgestalten, die dicke Theaterschminke tragen.

Die Volksbühne auf dem Bülowplatz hat diese bittere Komödie ausgekramt. Ihren ersten Aufführungen im wunderschönen neuen Haus war überhaupt das Glück nicht hold. Laßt gut sein! Sehr kräftige Leute mußten einst schlimme Kinderkrankheiten überstehen.

Was sonst in den letzten Wochen vorüberzog, war zum größten Teil aus dem Nebelreiche der Vergangenheit aufgestiegen. Nur noch das Schillertheater brachte ein neues, satirisches Schauspiel, verfaßt vom Dänen Henri Nathansen. Seinen Inhalt verrät schon der

Titel: „Der gute Bürger". Nathansen meinte das genau so ironisch wie Ibsen, als er ein Schauspiel „Die Stützen der Gesellschaft" nannte. Die anerkannten Stützen sind anerkannte gute Bürger. Ehrlos und voll von Ehren. Nicht nur den Hieb hat der kleine Däne dem großen Norweger nachgemacht. Sein wirksames Theaterstück ist veräußerlichter Ibsen, — also im Grunde eigentlich Anti-Ibsen.

Reinhardt beschwor den lieben Zaubergeist Ferdinand Raimunds herauf, der aber im witzigen Prunk des Deutschen Theaters viel von seiner herzlichen Frische verlor. Wir sollten wohl das Original nicht allzu ängstlich suchen. Darum wurde das Stück wiedergetauft, hieß nicht mehr „Alpenkönig und Menschenfeind", sondern „Rappelkopf". — Im Komödienhaus trieb eine alte Possenfigur: Kotzebues „Schneider Fips", ihr immer noch lustiges Wesen. — Im Kleinen Theater wurde des Vor- und Nachmärz-Wieners Bauernfeld feingestichelte Komödie „Der kategorische Imperativ" mit der ihr eigenen zarten, blassen Anmut vor geblümte Tapeten gehaucht. Das Lustspiel, dessen wohlgepflegter Dialog geistige Freuden bietet, läßt den Schatten des Wiener Kongresses in den Salon einer großen Dame fallen. Bauernfeld hat mit manchem guten Wort aus den Ereignissen einer Zeit Dauerndes herausgehoben, und viele der Gespitztheiten von 1815 wurden jetzt, 1915, erst recht spitz.

Hermann Kienzl



Die englische Marlitt

Im hohen Alter von 75 Jahren ist kürzlich die englische Romanschriftstellerin Mary Elisabeth Braddon gestorben. Diese Nachricht, bemerkt die „Frankf. Ztg.", wird manchem älteren Bücherleser die Erinnerung an unterhaltsame Stunden zurückrufen, denn die „englische Marlitt" hat vor einem Vierteljahrhundert auch bei uns einen großen Leserkreis gehabt, und selbst Moltke gestand, daß man sich mit einem Buch von ihr recht gut die Zeit vertreiben könne. Kommende Literarhistoriker, die sich einen Begriff von der Unterhaltungsliteratur aus der Zeit der Königin Viktoria, von dem berühmten „englischen Dreibänder", der den Lesehunger der ganzen Welt stillte, werden machen wollen, brauchen dann nur zu den Romanen der Braddon zu greifen, etwa zu „Lady Audley's secret", mit dem sie ihren Ruhm begründete. Auch im deutschen Schrifttum hat ihre Technik, die um irgend ein spannendes Geheimnis breite Familienszenen gruppierte, deutliche Spuren hinterlassen, und eine ganze Schar von deutschen Blaustrümpfen, von der Heimburg bis zur Eschstruth, ist auf ihren Spuren gewandelt. Die schreiblustige Dame hat fünfundsiebzig große, mehrbändige Romane verfaßt, in denen eine Menge Erfindungskraft und viel Fleiß steckt. Daß die Verfasserin schnell hintereinander schrieb und nicht viel Zeit zum Feilen hatte, sieht man aus der nachlässigen Art, mit der die Sprache behandelt ist; nur im Dialog wird ihr Buchdeutsch recht lebendig. M. E. Braddon war die Tochter eines Londoner Rechtsanwalts. In englischen Verhältnissen wußte sie gut Bescheid; freilich war es das England um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, das sie bis in die neueste Zeit darstellte, ein gemütlicheres, idyllischeres und humorvolleres Land als das heutige „Empire". Als sie ihren ersten Versuch, den Roman „Der Schwanz der Schlange" mit zwanzig Jahren zu einem Drucker in Yorkshire brachte, bot ihr der als Honorar 200 ℳ und gab dann schließlich 410 ℳ. Bald aber fand sie den richtigen Ton, und als sie den Verleger John Maxwell geheiratet hatte, setzte sie Millionen ihrer Bücher um und verdiente Millionen. Ihre ersten Bücher, „Aurora Floyd" und „Henry Dunbar", sind auch ihre besten geblieben und in zahlreiche Sprachen übersetzt worden.





Clemens Brentano als patriotischer Dichter

Die Verdienste Clemens Brentanos um die Erhebung Preußen-Deutschlands gegen das Napoleonische Joch sind von maßgebender Seite, vom Freiherrn vom Stein, anerkannt worden. Er billigte der literarischen Tätigkeit der Freunde Arnim, Brentano und Görres in Heidelberg den Ruhm zu, ein beträchtlich Teil des Feuers entzündet zu haben, das nachher den französischen Eroberer verschlang. Das hohe Lob umspielt die Gestalt Clemens Brentanos mit einem rührenden Leuchten: er, der dem Vaterland einen so großen Dienst erwies, ist recht eigentlich an der Vaterlandslosigkeit zugrunde gegangen.

In fremden Häusern erzogen, früh der Mutter, bald auch des Vaters beraubt, von Natur aus in stetem Zwiespalt zwischen Selbstigkeit und inbrünstiger Hingabe, ein ruheloser Wanderer und eigensinniger Schwärmer, war er stets auf der Suche nach einem heimlich trauten Ruheplatz für sein stürmisches Herz. Nur aus dieser ungestillten Heimatsehnsucht verstehen wir die vielen Sonderbarkeiten seines Lebensganges. In einem wundersüßen Liede dichtet er seine Frau an: „O Mutter, halte dein Kindlein warm“, indem er sich als das Kind fühlt, das im Herzen der mütterlichen Geliebten Schutz sucht. Wenige Monate aber nach dem raschen Tode dieser Heißgeliebten, nach wahnsinnigen Schmerzen um ihren Verlust, heiratet er ganz plötzlich in kopflosester Unüberlegtheit zum zweitenmal. Sein Leben ist ein Umgetriebensein, ein fortwährendes Flüchten von einer Stelle zur andern, zur Schwester Bettina und Schwager Savigny, zum Bruder Christian und zum Freunde Arnim, schließlich zu Luise Hensel, zur Nonne Emmerich und zu Emilie Linder und zu so manchen andern, denen er sich mit Leidenschaft an die Brust wirft, immer auf der Suche nach einer herzwärmenden Heimstätte.

War seinem Leben kein Boden gegönnt, darin er dauernd hätte Wurzeln schlagen können, so ist seinem Schaffen die Sehnsucht nach der Bodenständigkeit die tiefste und reichste Quelle geworden: Die ihm von Jugend an vertraute Natur, den Rhein mit seinen stimmungsvollen Landschaften, Fels und Wasser und Blumen hat er belauscht, und sie haben ihm ihre Wunder und Geheimnisse zugeraunt, die ehrwürdigen, vergessenen Schätze deutschen Volkstums in Märchen und Sagen, Liedern und Chroniken, in Steinen und Bildern haben in ihm den verständnisvollen Entdecker und Erneuerer gefunden. Stets hat er gedichtet aus der Phantasie des Kindes, die ganz erfüllt ist von den Erzählungen seiner Mutter, der liebvertrauten deutschen Volksseele. Der Heimatlose war seiner Heimat mit ganzer Seele hingegeben.

Aber ein Vaterlandsbewußtsein, soweit es ein politisches Staatsgebilde umfaßt, hatte er nicht. Dies mußte bei den damaligen Umständen ein äußerst seltener Besitz sein, aber Clemens' bestem Freunde, Achim von Arnim, war er in höchstem Maße zuteil geworden, und daher konnte dieser ihm von seinem Überfluß mitteilen.

Beide trafen und fanden sich als Studenten, die aus der grauen Enge ihrer Kinderstube hinausstrebten in die lockende blaue Ferne, in die poetisch gesehene große Welt. Clemens, der wohlhabende Sohn eines italienischen Vaters und der Reichsstadt Frankfurt, ist der rechte poetische Vagant mit dem Lied im Munde und der Laute im Arm, ohne Ziel und Beschränkung; Achim, der märkische Adelssproß, ist bei allem Drang nach innerer Ausdehnung beherrscht von einem geregelteren Lerneifer, von bestimmender Vormundschaft und von der „seligen Beschränktheit“ einer selbstverständlichen Lebensaufgabe in begrenztem Kreis. Kein Wunder, daß die sprudelnde Quelle des Geistes und Herzens bei Clemens der freundschaftbelebende Trank wird, daß aber die straffere Persönlichkeit Achims dem andern aufschauende Verehrung abnötigt.

Arnims anerzogene Vaterlandsliebe wird aufgerufen durch Napoleons Zug gegen Österreich, der die Gefahr für Preußen nahe vor Augen rückt. Die Beteiligung der preußischen Waffen scheint ihm geboten, und natürlich würde er als Soldat mit dabei sein. Aber die Ereignisse ziehen in der Ferne vorüber, ohne ihn ernsthafter zu beschäftigen. Erst als Arnim unter den

Drangsalen der Zeit in die Heimat zu dauerndem Aufenthalt zurückkehrt, vertieft sich sein Vaterlandsbewußtsein, und als er als Erbe die anzubauende Scholle betritt, ruft er in inhaltsreicher Erkenntnis: „Vaterland, du bist kein leerer Name." Einen Monat später schreibt er in ein Stammbuch:

„Fest beiß' ich mich, mein schwankend Vaterland,]
Und beiß' in dich mit allen Zähnen ein."

Und dann macht er es sich zum Gesetz: „Wer des Vaterlandes Not vergißt, den wird Gott auch vergessen in seiner Not."

Dem Freunde Clemens ist solche Gesinnung, überhaupt der Vaterlandsgedanke, unfaßlich. Ihn interessiert praktisch nur der einzelne Mensch, der ihm nahesteht, darum nimmt er kaum Anteil an der Sache, wohl aber an Achims Erleben: „Deine ganze Nation hat nur eine Ehre, weil Du Dich ihrer annimmst", schreibt er ihm zurück, aber warnt ihn vor dem Abenteuer: „Du gehörst der Welt an ... Werde kein Soldat in einer Zeit, wo es keine gibt; bleibe der unsichtbaren Kirche der Kunst angehörig, damit ich nicht verliere, worum ich so unsäglich gern lebe, Dein Dasein ... Du weißt nicht, wie es mich erschreckt, wärst Du Soldat; o sei keiner, der untergeht, keiner, der siegt; sei ein Mensch hoch über der Zeit und falle nicht in diesem elenden Streit um Hufen Landes." Nur einem, dem das Wort Vaterland oder Nation gar nichts sagte, konnte der Krieg ein elender Streit um Hufen Landes sein. Arnim hatte dafür ein praktischeres Verständnis und ein unmittelbares Gefühl, darum ließ er auch die Absicht, Soldat zu werden, fallen, indem er seine höhere Aufgabe erkannte: „Lieber Clemens, wo liegt die Welt, welche der Kunst gehört? Mein Vaterland würde es mir gönnen, dahin zu kommen, das mit milder Segenshand tausendfache Wohltat ohne Dank mir gereicht hat. Mein Dank ist, daß ich bis dahin mit ihm fühle. Soldat fürchtest Du, daß ich werden möchte? Es wäre freilich das einfachste, aber wahrscheinlich auch das Nutzloseste bei meiner Unkenntnis und Ungewohntheit in tausend Dingen. Aber was allein Wert hat in mir, was ich jedem mitteilen kann, ist diese selige Beschränktheit, die mich hier festhält, und laut und vernehmlich will ich reden und will keine Blatt vors Maul nehmen, und mag das Wort wie leerer Wind tausendmal gesprochen worden sein, ich will es doch tun, mitfreuen, mitleiden, mitfallen, aufmuntern und trommeln ... Kommt es zum Kriege, so ist unser Vaterland nicht in Berlin, nicht in der Mark, nicht hie und da, sondern in den Menschen; das übrige mag in Flammen aufgehen, diese werden sich daran wärmen." Diese Erkenntnis hatte Arnim vor der Schlacht bei Jena und drückte sie auch dahin aus, „daß ohne eine innere höhere Staatsentwicklung kein glücklicher Krieg möglich sei".

Bei diesem Streben, auf die innere Erneuerung der Menschen hinzuarbeiten, konnte er auf besseres Verständnis des Freundes rechnen und ihm allmählich die eigenen Ziele vorrücken.

Gemeinsam hatten sie die Volksliedersammlung des „Wunderhorns" unternommen. Hierin erkannten sie die wahrhaft kräftige Nahrung für die charakterlose Gegenwart und den Geist „seliger Beschränktheit", der die völkische Eigenart wiederbeleben sollte. Arnims feurige politische Interessiertheit hatte dauernd die praktische Wirkung vor Augen. Deshalb verteilt er 1806 einige Lieder des ersten Bandes als „Kriegslieder" in Flugblättern an die Soldaten, deshalb macht sich bei der Bearbeitung der beiden folgenden Bände 1808 in Heidelberg seine gutmeinende, vom Zweck diktierte Willkür oft genug zum Schaden des Echten bemerkbar. Brentano dagegen bleibt in unvoreingenommener Hingabe an die alten Gesänge der getreuere Schatzhüter, und wir danken ihm heute diese reine Liebe.

Bald kommt auch er in das politische Agitationsgetriebe. Nach dem schnellen Bankrott seiner zweiten Ehe flüchtet er zum Freunde Arnim und wird von ihm nach kurzer Ruhe in Berlin bei der „Deutschen Tischgesellschaft" eingeführt. Diese von Arnim gestiftete Tafelrunde vereinigte eine Reihe der wertvollsten patriotischen Elemente der Hauptstadt: Märkischen Adel, Beamte zumeist, darunter auch den Dichter und Herausgeber der Abendzeitung, H. v. Kleist, und den Staatswissenschaftler Adam Müller. Hier wurde im lebendigen Verkehr jener preußische



Geist gepflegt, ein gebildeter Konservativismus, der sich mit Leidenschaft gegen die Fremdherrschaft rüstete, aber auch im Namen ererbter Rechte und individueller Besonderheiten sich wehrte gegen die aufklärerische Nüchternheit und den nivellierenden Schematismus in den Staatsreformen des Ministers Hardenberg. Diese Tendenz fand natürliches Entgegenkommen bei der romantisch-ästhetischen Weltanschauung Brentanos. In solchem Verkehr entwickelte sich denn auch rasch seine Anteilnahme an den Vorgängen der Gegenwart. Er nimmt eine alte, schon vergessene Arbeit, „Der Philister vor, in und nach der Geschichte“, die er als Streitschrift des Romantikers gegen die Aufklärungsphilister geschrieben hatte, wieder vor und erweitert sie zu einem kleinen satirischen Zeitbild. Leicht konnte er hierin die rationalistischen Staatsreformen unter die bekämpften Philistereien einbeziehen und mit einem von Kleist, Arnim und Müller gelieferten Gedankenmaterial gegen Hardenberg fechten. Der Erfolg der Abhandlung war, als er sie in der Tafelrunde vorlas, so groß, daß er sie drucken lassen mußte, und daß sie — der Zensur anheimfiel.

Seitdem war Brentanos Aufmerksamkeit für die politisch-nationalen Vorgänge gewonnen. Auf den Tod der Königin Luise verfaßt er eine herrliche Kantate, um deren Komposition er Beethoven leider vergeblich ersucht. Wirklich lebendig wird die Anteilnahme in der Zeit der Erhebung gegen Napoleon, die er hauptsächlich in Wien verbringt. Es scheint sich ihm hier die Möglichkeit einer unmittelbaren und starken Wirkung auf die Gegenwart zu bieten durch das Theater. Das erzeugt eine gehobene Stimmung in ihm und eine regsame, von besonderen Hoffnungen beschwingte Tätigkeit. Jetzt entstehen seine patriotischen Dichtungen: Unter dem Eindruck von Beethovens Symphonie auf den Sieg Wellingtons bei Vittoria dichtet er einen kleinen Zyklus von Hymnen, die aus der Interpretion der Musik in eine Verherrlichung Beethovens und Wellingtons übergehen. Zur Feier von Blüchers Übergang über den Rhein verfaßt er ein kleines allegorisches Festspiel, das am Hofburgtheater zur Aufführung gelangt. Ein größeres Festspiel „Viktoria und ihre Geschwister mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte. Ein klingendes Spiel von Clemens Brentano“ hatte er nebst einzelnen Zeitgedichten in etwa vier Wochen zwischen dem Kulmer und Leipziger Sieg geschrieben für das Theater an der Wien. Viel Mühe und Ärger hatte er mit der Direktion und kam dabei doch nicht zum Ziel. Das Stück blieb liegen. Nach dieser Abkühlung beharrte er zwar noch eine Weile in aktueller Arbeit, aber mehr und mehr hierbei verärgert und erst recht enttäuscht durch die Ablehnung seiner „Valeria“, der Bühnenbearbeitung seines Lustspiels Pouce de Leon, auf dem Hofburgtheater, läßt der tätige Aufschwung nach. Auch bei dem Liebeswerben um die Gunst des inhaltreichen Augenblicks und des Theaters hatte er nicht den Boden für dauerndes Schaffen, keine Heimat gefunden. Nach Berlin zurückgekehrt, schreibt er gelegentlich noch eine Theaterrezension und ein patriotisches Gedicht, aber schon sind es neue Stimmungen, neues Suchen, die ihn in Anspruch nehmen. Einen endgültigen Abschluß der vorliegenden Zeit bedeutet es, wenn er 1817 die „Viktoria“ post festum im Druck erscheinen läßt.

Als Bühnenstück hat die Dichtung wenig auf sich. Ein munteres Lagerbild in zwei Akten nach dem Muster aber ohne die szenische Kraft von Schillers Wallensteinvorspiel, muß allerlei Satire und einige allegorische Figuren in sich aufnehmen. Das Angenehmste sind die eingestreuten Lieder, die für sich in die „Gesammelten Schriften“ Brentanos aufgenommen wurden und dort den Hauptbestand der patriotischen Gedichte bilden.

Selten freilich erhebt sich darin Brentano über ein gutes Mittelmaß: er fällt mit seiner melodiösen Stimme in den allgemeinen Chorus ein, hat aber kaum eine originelle Note zu geben. Er gehört nicht zu jenen, die erst durch die Freiheitsbewegung zu Dichtern begeistert wurden, es wurde ihm aber auch nie zu eigen die „selige Beschränktheit“ Arnims, die dessen Patriotismus feste Grundlage und saftige Fruchtbarkeit gab, sie fehlte ihm noch, als er später die strenge religiöse Selbstbeschränkung übte. Er war aber Dichter und ward empfänglicher für die Anregung aus den Zeitereignissen. Am gelungensten sind daher jene Gedichte, in denen er seinem

allgemein menschlichen Fühlen Ausdruck geben kann, ohne äußeren Zwang, wie die Totenklage um Theodor Körner. Das Beste von allen darf wohl das „Lied der Frauen beim Scharpiezupfen" genannt werden, oder wie es in den „Schriften" betitelt ist: „Lied der Frauen, wenn die Männer im Kriege sind". Mit vierfacher Variation des Grundthemas, der Sorge des Weibes für ihren in Gefahr schwebenden Gatten, bringt er ein starkes Gefühl zu vollem Tönen, auf diesen Unterbau stellt er nun mit eindringlicher Wirkung die erlösende Sieges- und Friedensfreude und krönt das Ganze in der letzten Strophe mit dem Gefühl schwermütiger, aber tapferer und stolzer Resignation über den herben Verlust, den der Sieg gekostet hat. Die flüssigen, klangschönen und charakteristischen Rhythmen tragen in sich schon einen wundervollen Gesang. Überdies hat aber Brentano selbst das Lied in Noten gesetzt. Die Vorrede zur „Viktoria" sagt nämlich: „Die beigefügten Melodien sind teils Erinnerungen, teils sangbare Einfälle, die ein Freund mir in Noten gebracht." Als Bekenntnis zur eigenen Autorschaft sind diese Worte für Brentano mehr als deutlich, und die Melodie unseres Liedes trägt so unverkennbar den Stempel des Improvisierten, daß sie sich unzweifelhaft unter die „sangbaren Einfälle" einreiht, die ein befreundeter Musikus vielleicht durchgesehen hat. Auch diese Komposition ist begreiflicherweise die gelungenste unter den musikalischen Beilagen und teilt mit dem Gedicht den Vorzug volkstümlichen Charakters, der durch eine persönliche, artistische Kultur darüber hinaus bestimmt ist.

Die Notenblätter der „Viktoria" sind scheinbar der einzige Rest, der über die kompositionelle Begabung Brentanos einige authentische Auskunft geben kann. Aus Nachrichten wissen wir sonst nur, daß er mit vortrefflicher Stimme oft zur Gitarre zu singen pflegte, und daß er Goethes „Fischer" und „König von Thule", eigene Gedichte, wie das der Freundschaft mit Arnim geltende: „Der Jager an den Hirt" und manches andere nach selbsterfundenen Melodien zum großen Beifall der Hörer vortrug. Dennoch sind die Noten bisher unbeachtet geblieben. Die Veröffentlichung des „Liedes der Frauen, wenn die Männer im Kriege sind" darf daher wohl in dem Augenblick willkommen sein. Möge dieser, einer unserer besten und leidgeprüftesten heimatlichen Dichter, auch in jetziger Stunde vielen bedrängten Herzen Trost und Erhebung spenden!

Dr. Fritz Budde



Japanisch-englische Brüderlichkeit

Eigenartige Streiflichter auf die brüderlichen Gefühle zwischen Engländern und Japanern werfen die Aufzeichnungen einer Dame, die nach zwölfjährigem Aufenthalt in Japan während des Krieges nach ihrer deutschen Heimat zurückgekehrt ist. Nach Überwindung brutaler englischer Widerstände durch die Fürsprache des japanischen Verkehrsministers durfte sie am 4. November mit der „Jasaku Maru" von Jokohama abreisen. In der „Kölnischen Zeitung" erzählt sie u. a.:

Bis nach Nagasaki verlief die Fahrt ohne besonderen Zwischenfall; nur gab es kurz vor dem Einlaufen in den Hafen eine große Aufregung: Durch Funkspruch wurde die Einnahme von Tsingtau gemeldet. An Bord blieb alles ruhig, nur in Nagasaki herrschte unendlicher Jubel. Überall wehten Fahnen, die Schulen veranstalteten Umzüge, und dieses Feiern dauerte mehrere Tage. Das war der letzte Eindruck, den ich aus dem Lande mitnahm, in dem ich zwölf Jahre gelebt, das ich liebgewonnen hatte. Ich möchte hier einige Bemerkungen über die Behandlung der Deutschen in Japan während des Krieges einschalten. Bei Beginn des Krieges hatte die Regierung strengen Befehl gegeben, allen Deutschen die größte Zuvorkommenheit zu erweisen. Man war äußerst höflich zu den Ausländern und zeigte gerade den Deutschen besondere Sympathie. Die Stimmung des Volkes war gegen den Krieg, und auch in den regierenden Kreisen hörte man immer wieder die Entschuldigung: Wir waren als Verbündete Englands gezwungen, am Kriege teilzunehmen.



Fahrgäste hatten wir bei der Abreise nur wenige an Bord, und das waren nur englische Freiwillige; sie stiegen in den verschiedenen Häfen zu. Weiteren Zuwachs an Freiwilligen erhielten wir in Schanghai. Sie erwiesen sich als nette Reisegefährten. Es waren Männer aus gebildeten Kreisen, die mit großer Begeisterung dem Kriege entgegensahen. Mehrere unter ihnen hatten früher schon gedient, und diese benutzten ihre soldatischen Kenntnisse zum Einexerzieren der anderen. Alles ging mit großer Begeisterung ans Werk: morgens und nachmittags wurde je eine Stunde exerziert. Zu meinem Erstaunen beobachtete ich aber, daß die Beteiligung immer schwächer wurde, und daß zuletzt das Exerzieren ganz aufgegeben werden mußte, da keiner mehr mitmachen wollte. Ganz besonders ergötzten sich die mitreisenden Japaner an der Energielosigkeit dieser Soldaten, und sie ergingen sich in beißenden Spottreden über die Unfähigkeit der englischen Soldaten überhaupt. Sie meinten, es gäbe überhaupt nur zwei Völker, die gute Soldaten lieferten, die Deutschen und die Japaner. Immer wieder sagten mir die Japaner, ich solle mich nur ja nicht ängstigen, die Engländer könnten unmöglich siegen. Als dann eines Tages durch drahtlose Telegraphie die Nachricht kam, unser Dampfer würde wahrscheinlich nicht bis London fahren, da die Deutschen bereits die englische Küste beschössen, herrschte unter den Japanern ein großer Jubel. Erregt lief einer zum andern, lobte die Deutschen, und alle bedauerten, nicht mitmachen zu können beim Verhauen der Engländer. Diese Ansicht habe ich in Japan wiederholt gehört, und jeder meiner japanischen Bekannten, der nach Tsingtau ging, sagte: „Ich wünschte, es ging gegen die Engländer, nicht gegen die Deutschen.“ Der gleiche wütende Haß war auf der englischen Seite zu finden, und das Schimpfen auf die Japaner nahm kein Ende. . . . Gs.

Das Gefecht bei den Falklandsinseln — ein Ruhmesblatt unserer Flotte!

Wie wenig sich die Engländer ihres „Sieges“ bei den Falklandsinseln rühmen dürfen, welchen gewaltigen Eindruck das im Untergange noch sieghafte Ende unserer Kreuzer auch jenseits des Ozeans hervorgerufen hat, das erweisen die brieflichen Mitteilungen eines in Punta Arenas in Chile ansässigen Deutschen, aus denen die „Deutsche Tagesztg.“ einen Auszug veröffentlicht:

Die ersten Nachrichten über das Gefecht trafen hier von London am 10. d. M. ein. Von den hier auf der Suche nach der „Dresden“ passierten Schiffen „Bristol“, „Glasgow“, „Orama“, „Kent“, „Cornwall“, von denen nur die Kommandanten an Land waren, war wenig zu erfahren, obgleich die der deutschen Sache sympathisch gesinnten Behörden es an Versuchen nicht haben fehlen lassen. Man muß deshalb nach den indirekten Berichten die Überzeugung gewinnen, daß die Engländer in jener Schlacht eine derartige Enttäuschung erlitten und Verluste gehabt haben, die sie zu verheimlichen und zu verschleiern für nötig halten; es geht dies auch aus den sporadischen Auslassungen der Engländer hervor, über die unverhohlene Anerkennung des zähen und schneidigen, ja tollkühnen Vorgehens unserer wenigen kleinen Schiffe gegen die große Übermacht, der es erst nach fünfstündigem Kampfe möglich war, den Widerstand zu brechen, und dies nur, weil die deutschen Schiffe keine Munition mehr hatten . . . Nach Angaben der „Dresden“, sowie aus anderen zuverlässigen Quellen geht über den Verlauf des Gefechts folgendes hervor:

Auf dem Wege nach Falklands wurde ein englischer Segler mit Kohlen genommen und nach seiner Entleerung in der Nähe der Insel Picton (Kanal Beagle) versenkt. Dies wurde von Einwohnern über Ushuvia drahtlos nach B'Ayres berichtet. Der englische Admiral

hatte, wie man später erfuhr, verboten, daß seine Schiffe funkten und deren Anwesenheit damit verrieten.

Nach Angabe eines chilenischen, mit englischen Offizieren befreundeten Seeoffiziers haben folgende englische Schiffe am Gefecht teilgenommen: „Invincible“, „Inflexible“, „Canopus“, „Carnavon“, „Cornwall“, „Kent“, „Glasgow“, „Bristol“. Hierbei ist „Defence“ nicht erwähnt, es unterliegt aber keinem Zweifel, daß er mitgekämpft und schwere Havarie erlitten haben muß, denn ein Augenzeuge, Passagier des Dampfers „Orissa“, der in Stanley Harbour war, teilt mir mit, daß er das Schiff am Strande gesehen, und daß man ihm erzählt habe, es bliebe dort als Hafenwache. Derselbe Zeuge sagt, daß „Carnavon“ im Hafen mit großer Schlagseite lag, weil er einen Treffer unter der Wasserlinie gehabt habe. — Es waren demnach acht Schiffe (ohne Defence) am Kampfe beteiligt, aber nur sieben wurden vom Augenzeugen gesehen, so daß eines fehlt und vielleicht im Kampfe untergegangen ist. Die Engländer lassen nichts über Verluste verlauten und haben eine äußerst strenge Zensur in Stanley eingerichtet, damit nichts durchsickert. — Die Behörden versuchten hier näheres zu erfahren, wurden aber vom Kommandanten des „Bristol“ usw. kurz mit dem Bemerken abgespeist, daß erst nach dem Friedensschluß berichtet werden würde, schließlich wurden unzusammenhängende, widerwillige Bemerkungen gemacht, unter anderem, daß der zweite Kommandant des „Gneisenau“ und „good many officers and crew“ gerettet seien, und daß mangels Boote trotz des sehr schönen Wetters nicht mehr gerettet werden konnten. Ferner ist bekannt geworden, daß sowohl „Scharnhorst“ wie „Gneisenau“ nur aus Mangel an Munition nicht erfolgreich gegen die große Übermacht weiterkämpfen konnten und schließlich „vollkommen wehrlos“ in den Grund geschossen wurden, während die Mannschaft, auf Deck versammelt, mit Hurra auf Kaiser und Vaterland unterging. Ein hoher chilenischer Seeoffizier äußerte sich mit unverhohlener Genugtuung, daß durch diesen unvergleichlichen Kampf die Überlegenheit der deutschen Marine über die englische in gleicher Stärke zum Vorteil der ersteren erwiesen sei, denn die Engländer hätten bei ihrer fast zehnfachen Übermacht fünf Stunden gebraucht, um die zwei Schiffe „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ zu besiegen, und dies auch nur dann, als diese verschossen waren, der Ausgang des Gefechtes aber sonst bei einbrechender Nacht für die Engländer wahrscheinlich ein sehr zweifelhafter gewesen sein würde. Er betonte, daß auch dies wohl der Grund sei, weshalb die Sieger sich weigerten, einen offenen und unumwundenen Bericht der Schlacht zu geben, und so sehr er den Verlust der Schiffe und der tapferen Mannschaft bedauere, könne er Deutschland zu diesem Erfolge nur beglückwünschen, denn die Engländer würden es jetzt nur wagen, deutsche Schiffe anzugreifen, wenn sie in sicher großer Übermacht seien. Bei Coronel seien die Kräfte ziemlich gleich gewesen, nachdem der nur 40 Meilen entfernte „Canopus“ es vorgezogen hatte, zu entweichen, und dort hätten die Engländer jämmerliches Fiasko gemacht und sich unfähig gezeigt, bei schlechtem Wetter zu kämpfen, während sie bei Falklands schönes, weitsichtiges und ruhiges Wetter und eine große Übermacht in Geschützen gehabt hätten.

Nach den Mitteilungen der „Dresden“ hatte der Admiral zwei Aufklärungsschiffe nach Stanley vorgeschickt, die am 8. Dezember, 8 Uhr a. m. in Port Williams mehrere Schiffe sichteten; darauf wurde vom Geschwader auf die herauskommenden Schiffe zum Angriff vorgegangen, obwohl es sechs große feindliche Kreuzer waren; bald darauf erschienen jedoch noch die beiden Dreadnoughts „Invincible“ und „Inflexible“, welche beide im inneren Hafen gelegen hatten. Jetzt erhielten die kleinen Kreuzer Befehl, sich zu zerstreuen, während „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ sie deckten, aber, um den Feind aufzuhalten und in Schußweite zu kommen, direkt auf die großen Schiffe losgingen. „Dresden“ hatte dann noch gesehen, daß die erste Breitseite des „Scharnhorst“ auf eins der Dreadnoughts voll gesessen hatte, den Panzerturm vollständig demoliert, die Masten heruntergesetzt, das ganze Deck bestrichen und bedeutenden Schaden gemacht haben muß. Aus diesem Grunde haben die Engländer auch wohl zugegeben, daß 7 Mann mit dem Panzerturm getötet worden sind, weil der Erfolg den

deutschen Schiffen bekannt war. Gegen 7 Uhr pm. wurden englische Kommunikationen gehört, daß beide Schiffe gesunken seien und Jagd auf die kleinen Kreuzer gemacht werde. Die kleinen Kreuzer „Leipzig“ und „Nürnberg“ wurden scharf verfolgt, aber infolge der geringeren Geschwindigkeit der bereits brennenden „Leipzig“ sah dieser sich wiederholt gezwungen, gegen die vier Verfolger Front zu machen, obwohl „Dresden“ und „Nürnberg“ die größten Anstrengungen machten, ihn zu befreien. Über das Schicksal des „Leipzig“ und „Nürnberg“ hat „Dresden“ dann nichts weiter gehört, der von einem großen Panzerkreuzer scharf verfolgt und beschossen wurde. Nach einem enthusiastischen Berichte des Kapitäns des „Orissa“ soll „Leipzig“ brennend und sinkend, die übrige Mannschaft auf der Back die Flagge hochhaltend mit Hurras auf Kaiser und Deutschland, die Aufforderung zur Übergabe energisch verweigernd, untergegangen sein. Nachdem sei ein Mann schwimmend auf den Kiel des gekenterten Schiffes geklettert, dann die Flagge gezeigt haben, mit der er unterging. Niemand von diesem Schiff wurde gerettet. „Nürnberg“ soll ebenfalls in dieser heroischen Weise untergegangen sein, wie von Leuten des „Cornwall“ erzählt wurde, welcher Kreuzer am 21. d. M. kurze Zeit im Hafen lag, und dann westwärts ging, den „Dresden“ zu suchen, heute aber wieder vorm Hafen gesehen worden ist. Auch von diesem soll nur ein Mann ohne Arme und Beine gerettet sein, der kurz darauf starb. Der Kapitän des vorbenannten Dampfers fand nicht Worte genug, um den Heldenmut und unbeschreibliche Kühnheit der deutschen Schiffe zu loben, nach dem, was er von seinen Landsleuten gehört hätte.

Es muß noch betont werden, daß den Behörden von Punta Arenas verschiedene Mitteilungen zugegangen sind, die auch dem Kommandanten des „Orama“ bekannt geworden waren, und die alle diese Angaben bestätigen. Der Präfekt selbst drückte seine Hochachtung aus und seine Bewunderung über das heldenmütige Verhalten der deutschen Schiffe und seiner unvergleichlichen Besatzung, das er als Chilene mit der Schlacht bei Jaquique vergleichen müsse (vom 21. 5. 1879) mit dem chilenischen Nationalhelden Prat, jedoch viermal vervielfältigt, da es vier deutsche Schiffe waren, während die Chilenen nur eins, die „Esmeralda“, im Kampfe verloren. Im gleichen Sinne äußerte sich ein chilenischer Stabsoffizier, der bemerkte, diesen Schiffen müsse ein Denkmal gesetzt werden, und er wolle sofort 100 Mark dazu beisteuern.

Nun wird noch aus Montevideo gemeldet, daß nach Aussage eines argentinischen Dampfers in Fort Stanley auf den Falklandinseln sieben englische Kreuzer (nach anderer Lesart vier Kreuzer und drei Hilfskreuzer) mit schweren Beschädigungen liegen. Daher das große Schweigen der Engländer und die plötzliche Unterbrechung der drahtlosen Verbindung zwischen Montevideo und Buenos-Aires! — Ruhm und Preis den wahren Siegern, unseren heldenkühnen, in den Tod getreuen deutschen Blaujacken!

Zu unsern Bildern

Fritz Gärtner, der auf dem österreichischen Kriegsschauplatz steht, hat in seinem farbenprächtigen Bilde „Ran an den Feind“ eine treffende Verkörperung des deutschen Matrosen geschaffen. Kräftig, gesund, entschlossen, ernst, fast feierlich, aber doch ganz einfach, und der ganze Mensch voll jener inneren Fröhlichkeit, die selbst im Angesicht des Todes bestehen bleibt, weil sie auf dem Bewußtsein voller Lebenserfüllung beruht. Daß dieses Bild auch in der Verkleinerung räumlich so groß wirkt, liegt nicht nur an der Art, wie der Mann in den Raum gestellt ist, sondern beruht mehr auf der farbigen Architektur des Bildes. Verdeckt man in der linken Ecke oben den Fahnenfetzen, so ist das Bild gleich kleiner. So aber reißt das kräftige Rot mit dem weißen Streifchen das Auge hinauf, und zwar durchs ganze Bild von unten rechts an durch die Diagonale der Arme

bis oben hin. Das Rot, das das Bild zusammenschließt, bewirkt also gleichzeitig das Gefühl der Größe. Böcklin war ein Meister dieses Raumbauens durch Farbe und hat viel Tiefgehendes über diese Frage in Gesprächen mit Otto Lasius, Schick u. a. niedergelegt.

Weshalb wir den „knospenden Espenzweig" von Ferdinand Steiniger jetzt in der Kriegsausgabe bringen, fühlen unsere Leser sicher mit. In all der Not und Beklemmung des Weltgeschehens behält die Natur ihre Ruhe und Güte. Es wird auch in dieser Kriegszeit Frühling. In den scheinbar toten Ästen steigt der Lebenssaft empor und erzwingt den Weg ans Licht. Du gedrücktes Menschenherz, wie sollte dir's anders ergehen?

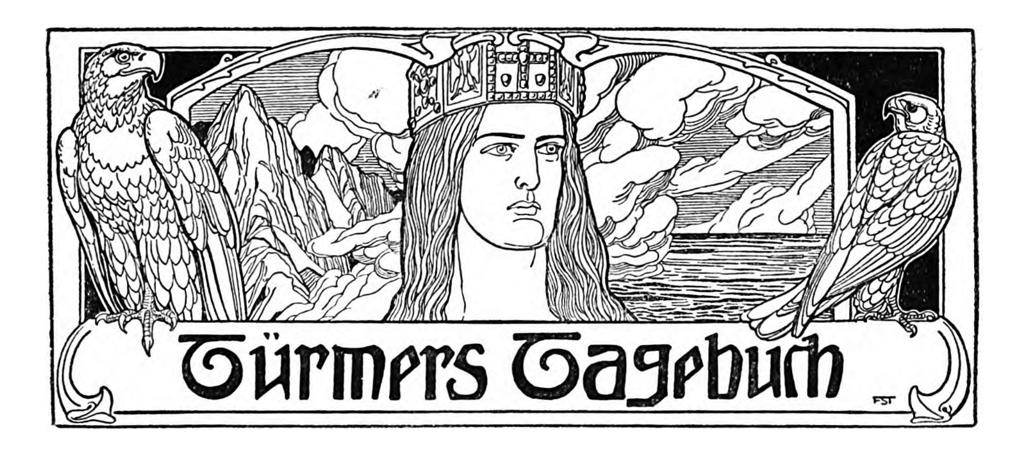
Von Steiniger geben wir, wie von Fritz Gärtner, in besseren Zeiten ein Übersichtsbild ihres Schaffens. Bei Gärtner umfaßt es das ganze Gebiet menschlicher Arbeit, Steiniger geht ganz in der Natur auf. Die Dresdner Heide mit ihrem mannigfachen Baumbestand hat keinen liebevolleren Schilderer gefunden. Während Gärtner die kräftige Farbe liebt, ist Steiniger vorzugsweise Radierer. Unser Blatt ist eine Bleistiftzeichnung von jener in die letzten Einzelheiten eindringenden Art, die die eigentlich deutschen Künstler — auch die Phantasten unter ihnen — immer wieder in einzelnen Werken gepflegt haben. Diese Sachlichkeit ist die deutsche Innerlichkeit, angewendet auf die Dinge außer uns. Und ich meine, auch der Beschauer müsse fühlen, wie innerlich heilsam, man möchte sagen heiligend, für den Künstler ein derartiges zeitweiliges Eindringen in die Kleinarbeit der Natur ist. Welche unendliche Fülle von Einzelheiten birgt dieser Espenzweig, die einander verwandt und doch nicht gleich sind, in den Knöspchen, den Kätzchen, den Rillen, Schrunden und Knorzen der Rinde. Gerade den schöpferischen Geist muß Demut erfüllen angesichts dieses Reichtums der Urschöpferkraft. Demut, aber auch Glück über diese nicht auszuschöpfende Quelle der Schönheit, und Dankbarkeit für die Gnade, nun selber mit fühlenden Sinnen und tastender Hand nachschöpfen zu können.

Heft 11 brachte einige Silhouetten von Gertrud Stamm-Hagemann. In der Fähigkeit, rasche Bewegung mit der Schnelligkeit der Momentphotographie aufzunehmen, das sicher Erfaßte aber dann durch Beseitigung alles Überflüssigen zur typischen Haltung zu erhöhen, steht die Künstlerin einzig da. Vielleicht kann überhaupt nur die Silhouette diese Vereinigung von flüchtigstem Eindruck und dauernder, fast abstrakter Haltung geben, weil sie in ihrem Wesen vom farbig und perspektivisch Lebenstreuen absieht und ganz Übertragung in eine dem Leben unbekannte Flächenhaftigkeit ist. Überzeugender nach dieser Richtung, als die Ballade „Begegnung" und das Volkslied „Der tote Soldat", sind die beiden Straßenszenen. Wie köstlich im „Extrablatt" der Gegensatz der beinahe faulen Ruhe der Verkäuferin und der dem behäbigen Bürger sonst nicht gerade gewohnten erregten Eile. Aber sicher fährt ihm sonst die Straßenbahn gerade vor der Nase weg; das linke Bein ist schon zum Fortrennen eingestellt. Beim „Landsturm letzten Aufgebots" ist dagegen alles Ruhe. Der Gaul tut's, weil er es so gewohnt ist; auch im Mann loht nichts von Begeisterung, aber er „schafft's" mit der Ruhe, und daß er seine Pflicht tut, versteht sich von selbst.

So unmittelbar und „rasch" die Arbeitsweise der Künstlerin wirkt, so wenig überlegendes Nachdenken den Bildchen anhaftet, so reich sind sie an Feinheit und offenbar instinkthafter Sicherheit der Komposition. Wie verwachsen der tote Soldat und das Pferd zur Einheit durch die in den hohlen Beinraum des Pferdes ragenden Füße und den so natürlich herabhängenden Zügel. Und wenn dem einsamen Patrouillenreiter der Tod in französischer Uniform begegnet, so entspricht die bei dem plötzlichen Halten natürliche Bewegung — das Pferd scheut zurück, der Reiter fliegt dadurch nach vorne — ganz dem seelischen Entsetzen. — Auf die wundervolle Feinarbeit der Schere, der natürlich auch die beste Wiedergabe mancherlei schuldig bleibt, will ich nur hinweisen; man studiere einmal mit der Lupe die Hände des Todes. Wahrlich, in diesen kleinen Gebilden steckt eine große Kunst. K. St.



Ferdinand Steiniger
Knospender Espenzweig



Der Krieg

Sehr merkenswert ist, was der „Täglichen Rundschau" unter dem 29. Januar aus Neuyork geschrieben wird: „Die Deutsch-Amerikaner haben ihren zweiten politischen Sieg zu verzeichnen. Der erste, veranlaßt durch die Niederlage der demokratischen Partei im November, war die Note Wilsons an England. Der zweite war die 6000 Worte umfassende Erklärung des Staatssekretärs Bryan zur Rechtfertigung seiner angeblichen Neutralität. Diese Erklärung hatte den offen eingestandenen Zweck, die Deutsch-Amerikaner zu befriedigen und ihnen klarzumachen, daß die Regierung nicht anders handeln konnte, denn ‚England besitze die Seemacht'. Dieser Versuch der Rechtfertigung mißlang kläglich. Die Deutsch-Amerikaner sind zwar insofern befriedigt, als sie die Regierung gezwungen haben, Farbe zu bekennen. Das war eine offenkundige Anerkennung ihrer politischen Macht. Dieses Zugeständnis hat denn auch die gesamte anglo-amerikanische Presse, die im Solde des britischen Schiffahrts-Trusts steht und die die Interessen Englands über die der Vereinigten Staaten stellt, wieder zu einem neuen Wutausbruch veranlaßt, der aber um so ohnmächtiger ist, als selbst diese Presse einsieht, daß sie ihr Spiel, die Deutsch-Amerikaner einzuschüchtern oder gar gegen ihr Geburtsland zu verhetzen, schmählich verloren hat. Erst wenn die Vereinigten Staaten sich einer wirklichen Neutralität befleißigen, werden die Deutsch-Amerikaner ihre agitatorische Tätigkeit einstellen. Seitdem sie Realpolitik treiben und die Zeit nicht länger mit nutzlosen akademischen Erörterungen über die Ursache des Krieges und die Neutralität Belgiens vertrödeln, werden Erfolge gezeitigt. Vor einer einzigen deutsch-amerikanischen Stimme haben die politischen Mächte mehr Respekt, als vor den glänzendsten Federn der gesamten deutschen Gelehrtenwelt. Das Gewicht der Stimme können sie beurteilen, den Wert einer literarischen Abhandlung aber nicht. Darüber steht nichts, weder in dem Sportkalender noch in den Kurszetteln der Börse. Man darf nur in Deutschland nicht zuviel erwarten. Wir kämpfen hier mit Korruption, Unverstand, Vorurteil, Böswilligkeit und Heuchelei, nicht zu vergessen auch mit Neid und Eifersucht.

Im Kongreß regnet es Petitionen, die gegen die Ausfuhr von Waffen und Kriegsmaterialien an die Verbündeten protestieren. Sie treffen zu Tausenden aus allen Windrichtungen des Landes jeden Tag bei den verschiedenen Bundessenatoren und Kongreßmitgliedern ein, und die Beamten des Kongresses, welche diese Petitionen und Unterschriften in die Protokollbücher eintragen müssen, seufzen unter der Last und nennen es ‚deutsch-amerikanischen Barbarismus', daß ihnen so barbarisch viel Arbeit aufgebürdet wird.

In bezug auf Japan hat sich die Haltung der Vereinigten Staaten seit Ausbruch des Krieges merkwürdig verändert. Man läßt sich von den kleinen Leuten des Nipponlandes alles gefallen. Im Osten würde man leichten Herzens alle deutschen und amerikanischen Besitzungen im pazifischen Ozean in japanischen Besitz übergehen lassen und selbst die Politik der offenen Tür in China eher opfern, als daß man es auf eine Machtprobe mit den Japanern ankommen ließe. Aber auch selbst an der pazifischen Küste kotaut man vor den Gelben. Der rabiate Gouverneur von Kalifornien, Hiram Johnson, der noch vor Jahresfrist weichgekochte Japaner zum Kaffee, japanische Schnitzel zum Frühstück und japanischen Saftbraten zum Nachtmahle aß, hat in der kalifornischen Legislatur alle Versuche, die japanische Frage anzuschneiden, unterdrückt. Die Präsidenten und Dekane der sämtlichen südkalifornischen Universitäten haben an die Japaner eine Ergebenheitsadresse gerichtet, in der sie diese um Entschuldigung für alle Unbilden und Schmähungen bitten, die den Japanern je von den Politikern in den Vereinigten Staaten angetan wurden.

Die Geschäftslage verschlechtert sich eher, als daß sie sich verbessert. Die Stahl- und Eisenindustrie gilt als Barometer. Der Stahltrust hat für das letzte Quartal des Jahres 1914 keine Dividende bewilligt. Die schlechte Geschäftslage verdankt man in erster Linie Englands rücksichtsloser Seepolitik. Diese einfache Tatsache zu begreifen, ist für den Amerikaner ein Ding der Unmöglichkeit. In seiner Verblendung ist er nicht mehr imstande, sein eigenes Interesse von dem Englands zu trennen."

Inzwischen hat sich die ziemlich einzig dastehende Tatsache vollzogen, daß die Vereinigten Staaten als neutrale Macht den beiden kriegführenden Mächten Deutschland und Großbritannien gewissermaßen einen Vergleichsvorschlag vorgelegt haben. Die Note ist im gleichen Wortlaut an beide kriegführenden Mächte gerichtet worden. Ihr Zweck ist, wie die „Deutsche Tageszeitung" sie beurteilt, die amerikanischen Interessen zu fördern. „Zu diesem Zweck versucht die amerikanische Regierung zu erreichen, daß Deutschland sich von derjenigen Linie entferne, welche ihm durch sein Interesse als kriegführende Macht gegeben ist und auf die sich die deutsche Regierung ausdrücklich und feierlich durch die Kriegsgebieterklärung vom 4. Februar festgelegt hatte.

Punkt 2 der amerikanischen Note schlägt vor: ‚daß Unterseeboote von keiner der beiden Regierungen zum Angriffe auf Handelsschiffe irgendeiner Nationalität Verwendung finden, außer zur Durchführung des Rechtes der Anhaltung und Untersuchung; 3. daß die Regierungen beider Länder es zur Bedingung stellen, daß ihre beiderseitigen Handelsschiffe neutrale Flaggen als Kriegslist oder zum Zwecke der Unkenntlichmachung nicht benutzen.'

In der deutschen Antwortnote sagt hierzu Punkt 2: ‚die deutsche Regierung würde sich verpflichten, daß ihre Unterseeboote gegen Handelsschiffe irgend welcher Flagge (also auch feindlicher Flagge!) nur insoweit Gewalt anwenden werden, als dies zur Durchführung des Rechtes der Anhaltung und Untersuchung erforderlich ist. Ergibt sich die feindliche Nationalität des Schiffes, oder das Vorhandensein von Konterbande, so würden die Unterseeboote nach den allgemeinen völkerrechtlichen Regeln verfahren.‘ Zu Punkt 3 erklärt die deutsche Regierung, eine solche Einschränkung der Unterseeboottätigkeit habe zur Voraussetzung, daß sich die feindlichen Handelsschiffe nicht neutral verkleideten, ebenso daß die Handelsschiffe nicht armiert seien, noch auch tätlichen Widerstand leisteten. —

Danach würden also deutsche Unterseeboote ein unter britischer Flagge fahrendes Handelsschiff mit höflicher Verbeugung — vielleicht unter gleichzeitiger Begrüßung der englischen Flagge — passieren lassen müssen. ‚Nach den allgemeinen völkerrechtlichen Regeln verfahren‘ würde bedeuten: anhalten, durchsuchen, und eventuelle Beschlagnahme bei Neutralen, Beschlagnahme unter allen Umständen bei feindlichen Handelsschiffen. Wie schon oft ausgeführt worden ist, schließt sich ein solches Verfahren für deutsche Unterseeboote in dem Kriegsgebiete durchweg aus. Sobald ein Unterseeboot sich über der Wasseroberfläche zeigt, werden sofort feindliche Kriegsfahrzeuge in gefährlicher Nähe sein. Die neuliche Verfügung der britischen Admiralität sperrt den Nordeingang zur Irischen See und stellt damit eine sehr erleichterte Kontrolle und Überwachung des Handelsschiffsverkehrs nach und von den britischen Häfen her. Es würde mithin unmöglich sein für ein Unterseeboot, nach den allgemeinen völkerrechtlichen Regeln zu verfahren, nämlich ein neutrales oder feindliches Kauffahrteischiff zu beschlagnahmen, mit einer Prisenbesatzung zu bemannen und nach einem Hafen zu senden oder zu schleppen. Auch selbst höhere Gewalt vorausgesetzt, welche nach jenen allgemeinen völkerrechtlichen Regeln die Vernichtung des Schiffes gestattet, würde es nicht immer möglich sein, die Mannschaft zu retten oder sich retten zu lassen. Die militärische Pflicht der Selbsterhaltung würde dem Unterseeboote unmöglich machen, die Besatzungen des Dampfers zu retten oder ihnen immer Gelegenheit zu geben, sich in den Schiffsbooten zu retten. Jene allgemeinen völkerrechtlichen Regeln sind aufgestellt worden, als es noch keine hochseefähigen U-Boote gab. Sie passen nicht auf sie und kennen das U-Boot nicht. Ein Recht, das sich mit der Kriegführung beschäftigt und diese regeln will, muß alle Mittel der Kriegführung kennen und begreifen, sonst wird es an sich Unsinn und lähmt die Kriegführung mit dem neuen Mittel; das U-Boot ist aber ein anerkanntes Kriegsmittel. Müßten die Unterseeboote also nach den allgemeinen völkerrechtlichen Regeln verfahren, so könnten sie ebenso gut zu Hause bleiben. In der deutschen Kriegsgebietserklärung vom 4. Februar wäre dann auf alle Fälle der Satz zu streichen: ‚Vom 18. Februar 1915 an wird jedes in diesem Kriegsgebiet angetroffene feindliche Kauffahrteischiff zerstört werden, ohne daß es immer möglich sein wird, die dabei der Besatzung und den Passagieren drohenden Gefahren abzuwenden.‘

Punkt 3 der amerikanischen Note schlägt den Regierungen der beiden krieg-

führenden Länder vor, zur Bedingung zu stellen, daß ihre Handelsschiffe nicht durch neutrale Flaggen und Abzeichen unkenntlich gemacht werden. Das ist eine Forderung, die lediglich die britische Regierung angeht, die deutsche nicht. Die Unterseebootsforderung der amerikanischen Regierung geht praktisch dagegen nur Deutschland an, Großbritannien nicht. Für beide Forderungen kommt aber der gleiche Gesichtspunkt in Betracht: daß der deutsche Seeverkehr abgeschnitten ist, der englische nicht, ein ‚tertium comparationis‘ besteht nicht. Deutschland würde in jedem Falle der Geschädigte sein. Es hat auf diesem Gebiete nichts zu verlieren, Großbritannien viel. Zur Frage der unberechtigten Flaggenführung sei im übrigen die Frage gestattet: Wenn die großbritannische Regierung sich ‚verpflichtete‘: wie sollte und könnte deutscherseits festgestellt werden, a) daß die britische Regierung ihrer Verpflichtung nachkäme, b) daß die britischen Handelsschiffe der Weisung ihrer Regierung nachkämen? Da die deutschen Unterseeboote verpflichtet wären, nach den allgemeinen völkerrechtlichen Regeln zu verfahren, sa würden sie praktisch nicht in die Lage kommen können, festzustellen, ob die Handelsschiffe, denen sie begegnen, ihre Flagge zu Recht oder zu Unrecht führten. Vielleicht würden die Unterseeboote aber die Genugtuung haben, durch Geschütze und Bomben solcher Handelsschiffe vernichtet oder von ihnen überrannt zu werden und die Erkenntnis mit auf den Grund des Meeres zu nehmen: diese Handelsschiffe hätten, den ‚Bestimmungen zuwider‘, Geschütze an Bord und die neutrale Flagge zu Unrecht geführt. Wird unter diesen Verhältnissen noch eine weitere Verwendung der Unterseeboote beabsichtigt, so möchten wir vorschlagen, auf jedem von ihnen eine Autorität des Völkerrechtes und der Rechtsphilosophie einzuschiffen.

In einem Blatte wurde die Auffassung angedeutet, die Punkte der deutschen Antwortnote seien als ein unteilbares Ganzes aufzufassen. Die Ablehnung eines einzigen Punktes durch die großbritannische Regierung würde alle anderen zu Fall bringen. In der deutschen Note ist kein Satz enthalten, der eine solche Auffassung rechtfertigen könnte. Wenn sich im Schlußsatze der deutschen Note die Regierung ihre endgültige Stellungnahme vorbehält, bis zu übersehen sei, welche Verpflichtungen die britische Regierung übernehmen wolle, so ist das einerseits selbstverständlich, andererseits lassen sich weitere Schlüsse daraus nicht ziehen.

Der Hinweis ist vielleicht zweckmäßig — um Mißverständnissen der deutschen Note vorzubeugen — daß ja der deutschen Regierung sicher nichts ferner liegt, als (Punkt 4 der deutschen Note) durch Preisgabe des Unterseebootskrieges von Großbritannien die Zufuhr von Nahrungsmitteln, Futtermitteln und Rohstoffen zu erhalten. Ein solches Mißverständnis könnte den Eindruck hervorrufen, als ob Deutschland, um wirtschaftlich Luft zu bekommen, sich eines vor wenigen Wochen feierlich angekündigten Mittels der Kriegführung begeben wollte. Das wäre dem deutschen Ansehen schädlich.

Auffallend ist, daß die amerikanische Note nicht, anstatt ihrer langen, ins einzelne gehenden Ausführungen, den Kriegführenden einfach vorgeschlagen hat, sich in Bausch und Bogen auf den Boden der Londoner Deklaration zu stellen. Die amerikanischen Vorschläge gehen, wie man sie auch betrachten mag,

dahin, den deutschen Unterseebootskrieg, womöglich, ‚gegenstandslos‘ zu machen. Die deutsche Antwort kommt diesem Verlangen entgegen, und wir vermögen die hier und da in der Presse gegebene Andeutung weder als ein brauchbares noch als angebrachtes Argument anzusehen: Großbritannien werde ja doch nicht der Note Folge geben.“

Sind das alles vorderhand nur Möglichkeiten, keine Tatsachen, so sind sie doch um deswillen bemerkenswert, weil sie durch die amerikanischen Noten hervorgerufen worden sind. Käme eine Vermittlung auf der Grundlage der amerikanischen Note wirklich zustande, so würde das, wie die „Post“ aus guten Gründen befürchtet, „schwerlich etwas anderes bedeuten, als daß einerseits die amerikanischen Geschäftsinteressen gesichert und zudem noch wesentlich erweitert würden, anderseits aber die deutsche Kriegführung voraussichtlich zugunsten der englischen die allerschwerste Benachteiligung erlitte. Denn darüber kann doch nicht der mindeste Zweifel obwalten, daß Deutschland, verpflichtete es sich zur Einhaltung der Verständigungsbedingungen, diese Verpflichtung auch unbedingt hielte. England jedoch würde sich im Hinblick hierauf um so mehr veranlaßt sehen, sich seinerseits über jede eingegangene Verpflichtung in derselben Weise, die es von jeher in solchen Fällen bewiesen hat, hinwegzusetzen. Das Ergebnis einer Verständigung liefe dann darauf hinaus, daß, um die Worte der deutschen Antwort vom 28. Februar zu gebrauchen, die deutsche Kriegführung einseitig in ihren Kriegsmitteln beschränkt würde. England gegenüber lautet seit dem 18. Februar die Losung: Krieg bis aufs Messer, ohne Rücksicht, ohne Erbarmen, ohne Zugeständnisse und ohne Verständigung! Wollte sich Deutschland dank der Hilfe Amerikas, das seither wohlwollende Neutralität nur für England betätigt hat, mit England auf Grund wechselseitiger ‚Zugeständnisse‘ dahin verständigen, den Krieg fortan ‚menschlich‘ zu führen, so hieße das, diese vom gesamten deutschen Volke mit lebhaftester Genugtuung begrüßte Losung, bevor kaum angefangen worden ist, sie zu verwirklichen, wieder preisgeben, und zwar preisgegeben aus Liebe zur aufrichtigen Freundschaft Amerikas und zu dessen Menschlichkeitsbestrebungen, zur Wahrung und Förderung der amerikanischen Kriegsgeschäfte, insbesondere der Lieferung von Kriegsmaterial an unsre Feinde. Die Antwort der deutschen Regierung auf den amerikanischen Verständigungsvorschlag befriedigt daher nicht. Nur Ablehnung war geboten und zwar unter Betonung der Überzeugung, daß von der britischen Regierung nie und nimmer zu erwarten sei, sie werde eingegangene Verpflichtungen auch wirklich halten.“

Wie war es doch? fragt die „Kölnische Zeitung“. „Deutschland erklärte sich gleich zu Beginn des Krieges bereit, die Londoner Deklaration zu achten, England aber zerriß diese letzte Aufstellung des Völkerrechts und führte somit Willkür und Piratentum in die jetzige Kriegführung ein. Amerika mahnte England, wenigstens den Grundsätzen treu zu bleiben, die es selbst früher verkündet hatte, und von der Beschlagnahme von Lebensmitteln für die deutsche Zivilbevölkerung Abstand zu nehmen. England antwortete ausweichend, indem es sich hinter die törichtsten Ausreden verschanzte. Amerika machte noch einen praktischen Versuch, indem es

die ‚Wilhelmina‘ mit Lebensmitteln, die unter Bürgschaft der deutschen Regierung nur an deutsche Nichtkämpfer verteilt werden sollten, nach Hamburg sandte. England beschlagnahmte die Ladung. Deutschland antwortete endlich mit der Handelssperre gegen England, nachdem es sich bis dahin streng an die Londoner Deklaration, also an die jüngsten Festsetzungen des Völkerrechts, gehalten hatte. Amerika versuchte — und zwar auf Anregung Deutschlands — noch einmal, England von seinem Aushungerungsplan abzubringen, und Deutschland stellte dafür seinerseits ein Entgegenkommen in Aussicht. England lehnt abermals und endgültig ab und verschärft außerdem die Handelssperre bis zur äußersten Grenze; denn es will unter allen Umständen Deutschland aushungern. Damit aber der Barbarei der übelriechende Lack echt englischer Heuchelei nicht fehle, erklärt es jetzt, es handle nur in Vergeltung der deutschen Verletzung des Völkerrechts! Wir haben demgegenüber nur das Gefühl der Verachtung, aber auch dies bis zur äußersten Grenze. Unsre Tauchboote aber werden jetzt hoffentlich auf den englischen Schelm anderthalb setzen und nunmehr alle nach England bestimmten Waren zu vernichten trachten. England will den Kampf aufs Messer — es soll ihn haben.“

Mit wie tiefer Verachtung wir auch Englands Kriegführung sittlich werten mögen, — ein großer Zug läßt sich ihr nicht absprechen. England weiß, was es will. Es geht mit zielbewußter Entschlossenheit aufs Ganze. Das erhellt, wie Freiherr von Zedlitz und Neukirch im „Tag“ ausführt, auch aus den jüngsten Vorgängen:

„Britannien ist an den Dingen, die sich jetzt im fernen Osten abspielen, nach verschiedenen Richtungen sehr erheblich interessiert. Japans Versuch, die politische und wirtschaftliche Vormachtsstellung in Ostasien und im Stillen Ozean an sich zu reißen, bedeutet einen schweren Schlag nicht nur gegen die britischen dort so erheblichen Handelsinteressen, sondern auch einen nicht minder starken Eingriff in die britische Machtsphäre. So gefährlich aber auch hiernach die Entwicklung der Verhältnisse im fernen Osten sich anläßt, so läßt sich Britannien dadurch doch in der Konzentration seiner ganzen Kraft auf den Krieg und seiner Land- und Seestreitmacht auf die Kriegsschauplätze nicht beirren. Wie Japan gegenüber die kommerziellen und politischen Interessen zu wahren sind, bleibt der Zukunft überlassen; in der Gegenwart gilt es, den Krieg gegen die Zentralmächte und die Türkei erfolgreich durchzuführen. Dieses Ziel allein wird fest im Auge behalten, alle anderen Fragen, wie immer gewichtig sie sein mögen, treten dahinter ganz zurück.

Neben dem Landkriege, bei dem es offensichtig den Briten vor allem auf die Verteidigung der nordfranzösischen und die Wiedereroberung der belgischen Seeküste ankommt, spielt in der britischen Kriegführung bekanntlich der Hungerkrieg gegen Deutschland die Hauptrolle. Zu seiner wirksamen Durchführung liegt die britische Schlachtflotte tatenlos im Nordwesten des Inselreichs, von wo aus sie den völligen Ausschluß Deutschlands vom Seeverkehr sichern kann. Weder Churchills Prahlereien noch schwere Verluste können sie in dieser wohlberechneten Taktik irremachen. Nach einer an der Hamburger Börse umlaufenden Liste scheinen diese Verluste tatsächlich noch erheblich schwerer zu sein als bisher bei uns bekannt

ist. Unter den mit Namen aufgeführten zerstörten Schiffen befinden sich auch mehrere Großkampfschiffe und Schlachtkreuzer modernster Art von 30000 Tonnen oder mehr. Der Gesamtverlust wird auf über 360000 Tonnen, also viermal so groß als der unsrige beziffert. Er wird um des Kriegszieles willen getragen, ohne mit den Wimpern zu zucken.

Die hohen Preise der Lebensmittel haben in Britannien zu einer starken Beunruhigung der Arbeiterschaft geführt, Ausstand folgt auf Ausstand, selbst in den Betrieben, welche für die Kriegsrüstung sorgen. Steigt die Arbeiterbewegung weiter, so kann sie sich nur zu leicht zu einer ernsten Gefahr für die kriegerische Kraft des Inselreichs auswachsen. Die Tätigkeit unserer Tauchboote hat schon zu einer weiteren Steigerung der Preise für die über See bezogenen Lebensmittel geführt. Es ist bestimmt zu erwarten, daß diese Wirkung und dementsprechend auch die Beunruhigung der Arbeiterschaft sich stetig steigern wird. Obwohl bei Zulassung der Zufuhr von Lebensmitteln für die deutsche Zivilbevölkerung die Einstellung des Vergeltungskrieges durch Unterseeboote in Aussicht steht, wird an der Durchführung des Hungerkriegs unentwegt festgehalten, selbst auf die Gefahr hin, daß die Bewegung der britischen Arbeiter zu schweren Arbeiterunruhen führt.

Von demselben Geiste unbeugsamer Durchführung des Hungerkrieges bis zum bitteren Ende ist auch die Ablehnung datiert, welche anscheinend der Wilsonsche Vermittelungsvorschlag findet. Wie immer schroff Britannien sich über die Rechte und Interessen der übrigen Neutralen hinwegsetzt, mit den Vereinigten Staaten hat es doch immer gut zu stehen getrachtet und ist zu diesem Ende vor deren Ansprüchen selbst da zurückgewichen, wo es ganz im Rechte war. Jetzt aber, wo es sich um die Milderung des Hungerkriegs handelt, wird selbst die Gefahr einer Zuspitzung des Verhältnisses zu Nordamerika, ja selbst eines Getreideausfuhrverbots seitens der Vereinigten Staaten nicht gescheut, um nur die Absperrung Deutschlands vom Seeverkehr mit aller Schärfe durchführen zu können. Das Spiel, das Britannien hier spielt, ist, wie man sieht, ein überaus gewagtes, und die Aussicht, das Spiel zu verlieren, nicht eben gering. Trotzdem wird es entschlossen gewagt; die britische Kriegführung geht eben aufs Ganze, Nebenrücksichten selbst gewichtigster Art beirren sie nicht. Darauf werden auch wir uns einrichten müssen, der Erfolg hängt davon ab, daß auch wir uns in rücksichtsloser Verfolgung unseres Kriegsziels nicht von Erwägungen anderer Art, mögen sie humanitärer oder sonstiger Art sein, ankränkeln lassen.

Ein ähnliches Bild zeigt Britanniens Kriegführung in dem Kampfe gegen die Türkei; auch dort geht es unbeirrt durch Nebenrücksichten aufs Ganze.

Das zeigt sich vor allem in der Behandlung der Dardanellen. Hier ist ja in der Tat ein gänzlicher Frontwechsel eingetreten. Bisher galt die Sperrung der Dardanellen und die Fernhaltung der Russen von Konstantinopel geradezu als Axiom der britischen Orientpolitik. Jetzt stimmt die britische Regierung den russischen Forderungen in bezug auf die Dardanellen und Konstantinopel nicht nur zu, sondern schickt sich an, mit Waffengewalt den Türken die Dardanellen und Konstantinopel abzunehmen. Wenn aber von einem Abfall von den bewährten bri-

tischen Traditionen gesprochen wird, so liegt darin eine arge Verkennung der wirklichen Sachlage.

Heute liegt der Schwerpunkt der britischen Orient- und Mittelmeerpolitik in der Herrschaft über Ägypten und den Suezkanal. In Verbindung mit Malta und Gibraltar beherrscht es das Mittelmeer, auch wenn die Dardanellen für die Russen sich öffnen. Die Türkei bedroht aber gerade die britische Herrschaft in Ägypten und über den Suezkanal. Ihr Sturz ist das Kriegsziel der Türken. Dazu kommt die Erklärung des Heiligen Krieges, die die Brandfackel der Empörung in die mohammedanischen Bevölkerungen des Britischen Reichs zu tragen droht. Überall gefährlich, am gefährlichsten für Ägypten, wo aufständische Bewegungen den türkischen Angriff nur zu wirksam unterstützen würden. Es gilt daher, dieser Gefahr nicht nur in der Gegenwart mit Erfolg zu begegnen, sondern auch ein für allemal ihrer Wiederkehr in der Zukunft vorzubeugen. Beide Ziele werden gleichmäßig durch die Herabdrückung der Türkei zu einer rein asiatischen Macht dritten Ranges erreicht. Von besonderer Bedeutung ist in dieser Hinsicht die Vertreibung der Türken aus Konstantinopel. Sie würde Aussicht auf Verwirklichung des schon vor Gladstone gehegten Planes eröffnen, das Kalifat von den Osmanen auf eine Britannien genehmere Stelle zu übertragen.

Was in dieser Hinsicht geplant wird, zeigt die Bestallung des Scheinherrschers von Ägypten von Britanniens Gnaden zum Gegensultan. Ob man sich dabei nicht überhaupt verrechnet, nicht die eigne Lebenskraft des Islams stark unterschätzt hat, ist eine Frage für sich. So viel aber steht fest, daß dieses Schemen niemals Fleisch und Blut bekommen kann, solange die Türken Konstantinopel besitzen. Dieses und mit ihm der Rest ihres europäischen Besitzes muß den Türken daher vor allem entrissen werden. Auf dies Kriegsziel gehen die Briten mit dem Angriff auf die Dardanellen direkt los. Um seiner Erreichung willen nehmen sie nicht nur die Freigebung des Wegs ins Mittelmeer, das sie auch dann beherrschen, in Kauf, sondern auch die Möglichkeit, daß Rußland seine Weltmachtpläne mit der Besitzergreifung von Konstantinopel krönt. Auch die Lösung dieser Frage ist eben den Briten cura posterior, wie die Abfindung mit Japans Vormachtplänen. Zurzeit gilt es allein, den Türken auch noch Konstantinopel und die übrigen Reste ihres europäischen Besitzes zu entreißen. Wie man sieht, gedenkt Britannien auch hier ganze Arbeit zu machen, selbst auf die Gefahr hin, daß der Angriff auf Konstantinopel die feindliche Stimmung seiner mohammedanischen Untertanen noch beträchtlich verschärft.

Auch die Türkei wird erkennen, daß es ums Ganze geht und demzufolge ihre Kräfte aufs äußerste anspannen müssen, wie denn auch wir aus der aufs Ganze gerichteten Kriegführung Britanniens den unerschütterlichen Entschluß entnehmen müssen, unter Zurückstellung aller anderen Rücksichten den Krieg so zu führen, daß Britannien ebenso ganz niedergerungen wird, wie es uns niederzuringen gedenkt."

Man sollte meinen, der Kanonendonner vor den Dardanellen müßte auch die überhitzten Wirrköpfe Italiens zum Bewußtsein dessen bringen, worum es sich da für es handelt, was da auf dem Spiele steht und zur Entscheidung — viel-



leicht für Jahrhunderte! — drängt. „Die Erfahrung", meinen die Münchener Neuesten Nachrichten, „hat Italien gelehrt, daß es bei all seinen gerechtfertigten Bestrebungen auf die Anständigkeit Deutschlands und Österreich-Ungarns bauen kann. In Bayern ist einst das Wort geprägt worden vom Lande der versäumten Gelegenheiten. Wir möchten Italien auf dieses Wort aufmerksam machen. Wenn es jetzt nicht alle kleinen Aspirationen gegen seine bisherigen Verbündeten läßt, wenn es sein Hauptziel aus dem Auge verliert, wird die Stunde kommen, wo es auch von sich sagen kann, daß es ein Land der versäumten Gelegenheiten ist. Wir wünschen nicht, daß Italien eine solche Enttäuschung erlebt, eine Enttäuschung, die es zurückwerfen würde aus der Bahn einer glücklichen, natürlichen und gesunden Entwicklung. Für Italien steht jetzt alles auf dem Spiele. Es steht vor der Frage, ob es ein großes, mächtiges, in den Spuren Roms wandelndes Reich werden will, das das Mittelmeer beherrscht, oder ob es die untergeordnete Rolle des nur geduldeten kleinen Mannes und armen Verwandten an der Tafel der Großen spielen will, die sich anmaßen, die Welt untereinander zu teilen. Italien bleibt nur diese eine Wahl. Wägt es das Für und Wider leidenschaftslos und unbeirrt von Empfindungsüberschwang ab, so dünkt uns die Wahl wahrscheinlich nicht schwer."

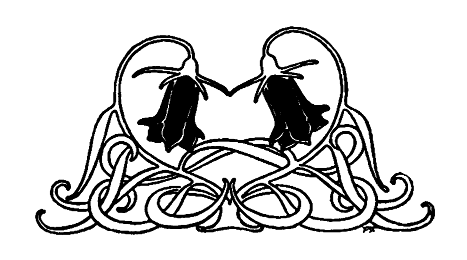
Ich bin nun freilich schlechthin der Meinung, daß Zaudern unsererseits ganz und gar nichts nützt, daß wir darin schon viel zu viel des Guten getan haben, und daß es gleichermaßen müßig ist, die Neutralitätserklärung der italienischen Regierung zu untersuchen. „Italiens Bundesvertrag," schreibt — wie es scheint, nicht ohne Fühlung mit gewissen Stellen — die „Frankf. Ztg.", „wurde in dem Augenblicke, da er seine höchste Erfüllung finden konnte, gelöst oder doch suspendiert, und es sah sich inmitten zweier um den Erfolg ringender Gruppierungen ohne jeden anderen Anspruch, als den, der durch seine eigene Stärke verbürgt wurde. Noch mehr: Italiens sicherlich in gutem Glauben angestellte Betrachtung der politischen Entwicklung gab ihm nach seiner Meinung ein Recht zur Klage. Sein Vertrag mit Österreich hatte mehr den Charakter einer Versicherung gegen Mißtrauen, als den einer vertrauensvollen gegenseitigen Hingabe. Der Paragraph 7 des Vertrags, der m. W. zum erstenmal in dem Wiener Artikel der ‚Frankfurter Zeitung' öffentlich namhaft gemacht wurde, bestimmte nicht nur das Recht auf Kompensationen im Falle einer Bereicherung eines Vertragsteiles auf dem Balkan, sondern verbot auch Österreich und Italien, etwas auf dem Balkan zu unternehmen ohne Zustimmung des andern. Italien hatte während des Tripolis-Krieges, als der energische Abruzzenherzog seinen Vorstoß in der Adria gegen Prevesa machte, als es die Pforte durch eine ernste Aktion an den Dardanellen zum Nachgeben zwingen wollte und als es gerne seine Okkupation der ägäischen Inseln auf die den Dardanellen vorgelagerten ausgedehnt hätte, verzichten müssen und hatte loyal verzichtet, weil Österreich eine Bewegung der damals noch trägen Balkanhalbinsel nicht wollte. Als dann Österreich den Erklärungen Giolittis in der Kammer zufolge im August 1913 den Willen bekundete, die serbische Frage aufzurollen, die sich schon damals als bösartiges Geschwür für das Donaureich zu erkennen gab, war es Italien, das auf Grund

desselben Vertrages Österreich versagte, was ein Jahr später nach dem Gebot der Selbsterhaltung geschehen mußte. Nach italienischer Auffassung hat Österreich, indem es seine fällig gewordene Rechnung mit Serbien zu begleichen sich entschloß, ohne Italien zu verständigen, den Bündnisvertrag in einem wesentlichen Teil aufgehoben, ungeachtet der Versicherung, es denke nur an Bestrafung Serbiens, nicht an Landerwerbungen auf dem Balkan. Die italienische Politik hielt sich seit jenem Augenblick für jeder Verpflichtung entbunden, wenn auch die darauf bezügliche Stelle in der Dezemberrede Salandras nicht als eine formelle Kündigung oder Abschüttelung des Dreibundvertrages gedeutet werden mußte. Diese Auffassung von der rechtlichen und moralischen Entschließungsfreiheit Italiens, welche es gestattet, die Wege der auswärtigen Politik auch nach dem Lager der Gegner der seitherigen Verbündeten zu lenken, hat sich bis auf wenige Kreise durchgesetzt, so daß man sich nicht wundern darf, daß Einwürfe ethischer Natur, wie von Bundestreue, dreißigjähriger Freundschaft usw. bald nicht nur kein Gehör, sondern nicht einmal mehr objektives Verständnis fanden. Der Nutzen und das Interesse des Landes, beurteilt lediglich von italienischen Gesichtspunkten, wurde nun das Motiv jeder Erwägung. Nun hatten aber schon vor diesem Entwicklungsprozeß die Sentimentalen der Gegenseite, die Frankophilen, die Schwärmer für die republikanische Freiheit und die Irredentisten durch eine unermüdliche Agitation die Blicke des Landes auf jene alten nationalen Forderungen gegen Österreich gelenkt, welche in den guten Zeiten des Dreibundes zeitweise entschlafen schienen, bei jeder stürmischen Bewegung der Geister aber von selbst wieder aufwachen. Und so heftig, so naturgewaltig und kunstvoll geschürt zugleich war diese Agitation, daß, als jene Anhänger einer reinen Interessenpolitik vom verlassenen Lager der Dreibundpolitik aus sich diesen ausgesprochenen Freunden der Entente näherten, auch sie dem Lande kein anderes, größeres oder dringlicheres Interesse mehr nahe bringen konnte, als eben jene Fragen der Nordostgrenze: die Mittelmeerfrage, Tunis, Korsika, Malta, Savoyen und Nizza mitsamt den neuen Interessen in Kleinasien schieden aus oder traten in den Hintergrund, und beherrschend, drohend, alternativ blieb nur das eine, was viele Leute draußen bis zuletzt immer noch wunderte: ‚Trento e Trieste‘.

Diese Forderung ist heute Gemeingut der großen Mehrheit des italienischen Volkes geworden, und weder diese Regierung, noch eine andere wird eine Politik machen können, welche Italien von diesem Wege abführt. Zugleich aber hat sie von ihrer territorialen Unbedingtheit verloren. Man hat heute guten Grund, anzunehmen: so sehr damit zu rechnen ist, daß das Land in den Krieg gehen würde, wenn man ihm nichts gewähren wollte, so wenig würde es einer Regierung Gefolgschaft leisten, welche Krieg machen will, weil sie nicht alles erhält. Eine Überlassung des Trentino unter ethnologischen und militärischen Gesichtspunkten und die Herstellung der Isonzogrenze würden die nationalen Forderungen Italiens befriedigen, seine Neutralität nach außen und innen sicherstellen und freundschaftliche Beziehungen zu den Zentralmächten für die Zukunft ermöglichen. Weder ist aber bis jetzt von Rom offiziell eine Forderung gestellt worden, noch hat Wien sich im Prinzip bereit erklärt, über eine Entschädigung Italiens durch österreichisches

Gebiet zu verhandeln. (Wenigstens ist bisher über solche Verhandlungen nichts bekannt geworden.) Eine Doktorfrage der diplomatischen Konvenienz erschwert hier das Verständnis, wird aber unter dem Druck der immer dringender eine Lösung verlangenden Verhältnisse nicht lange ein Hindernis sein können. Viel ernster würde die Lage, wenn sich in Österreich jene Anschauung durchsetzen sollte, welche eine Abtretung vom Standpunkt der Ehre oder des Rechts, anstatt von dem der politischen Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit betrachtet. Man wird die Trentinofrage so wenig wie die irgend einer anderen Irredenta je gerecht lösen können. Die Trentinofrage, die lange eine Frage der nationalen, historischen und ethnologischen Idealität war, ist heute eine reale Machtfrage geworden. Der europäische Krieg und seine Gestaltung haben Italien in die Lage versetzt, seine Macht zu gebrauchen, um sich auszudehnen; dies ist in der Geschichte nichts Ungewöhnliches, wenn man nur die Macht und den Willen besitzt. Italien ist entschlossen, das zu bejahen."

Es handelt sich hier darum, mit kühler Ruhe Wert gegen Wert abzuwiegen, und da sollte Österreich mit sich reden lassen. Es ist ja auch „dann" noch nicht aller Tage abend. Was ich sonst, insbesondere auch vom Standpunkte allgemeiner Gesittung, hier zu sagen hätte, würde mir die Zensur ja doch streichen. Aber schon Hebbels Meister Anton sagte: „Ich verstehe die Welt nicht mehr!" — Wenn der Leser dieses Heft in Händen hält, sind vielleicht die Würfel schon gefallen ...





Die Unersättlichen

Man traut seinen Augen kaum, wenn man lesen muß, zu welcher Erklärung sich die Hamburger Ortsgruppe des Alldeutschen Verbandes genötigt sieht:

„Mit Sorge stellt der Alldeutsche Verband, Ortsgruppe Hamburg, fest, daß zurzeit in Deutschland und auch in Hamburg Kräfte am Werke sind, dem deutschen Volke den klaren Blick für die notwendigen Ziele dieses Krieges zu trüben. Unsere Feinde sind sich klar darüber, Deutschland um jeden Preis zu vernichten.

Wir weisen daher pflichtgemäß angesichts des von England ruchlos heraufbeschworenen Krieges, angesichts seiner ruchlosen Kampfesweisen gegen alles, was ‚Deutsch' heißt, die Versuche einiger hamburgischer Professoren, Englands Schuld am Kriege abzuschwächen und in dem jetzigen Zeitpunkt (!) der Öffentlichkeit für später ein Bündnis zwischen Deutschland und England zu empfehlen, mit Entrüstung zurück.

Wer jetzt das Gemeinsame zwischen Deutschland und England betont, um eine Versöhnung anzubahnen, wo unüberbrückbare Gegensätze sittlichen Empfindens klaffen, der schwächt in unverantwortlicher Weise die nationale Energie, die zum Siege über den Feind unerläßlich ist..."

Haben die gelehrten Herren denn gar kein Gefühl dafür, wie unwürdig, wie unvornehm ihr Gebaren ist?! Und wie wenig — Kultur darin steckt! Denn — nicht wahr? — Kultur ist doch ohne innere Vornehmheit nicht gut denkbar? Sollten unsere Feinde die sich in solcher Selbstentmannung berauschende Würde- und Charakterlosigkeit im Auge haben, dann wären sie noch gar nicht im Unrecht, wenn sie das Barbarentum schelten. —

In welcher Zeit leben denn die Herren? Mit wievielzölligen Nägeln müssen denn die Stiefel beschlagen sein, damit die mit ihnen verabfolgten Fußtritte gespürt werden? — Welche Mißhandlung und Schändung unseres Volkes, welche Verhöhnung und Vergiftung von Recht und Sitte muß noch kommen, damit die Belastungsprobe erreicht und der Bedarf der Zeitlosen, der — Unersättlichen gedeckt ist? Gr.

*

Zerstörte Kulturwerte?

Es ist eine oft gehörte Klage, daß der Krieg — und gerade dieser Krieg — unschätzbare Kulturwerte zerstöre. Wenn zerstörte Menschen und -glieder — so stellen sich die „Süddeutschen Monatshefte" zu der Frage —, wenn Kunstwerke und Häuser, Äcker und Bauernhöfe gemeint sind, wäre nichts dagegen zu sagen. Aber offenbar handele es sich nicht um greifbare, sondern um ideelle Werte. Nicht Werte zerstöre der Krieg, sondern — Illusionen. „Nur der Dreißigjährige Krieg hat Kulturwerte zerstört. Die Armut wurde so groß, daß wenig Kraft für Geistiges blieb, die Menschenzahl so gering, daß Gebiete des Geistes mitverwüstet wurden. Hat sonst ein Krieg Kulturwerte zerstört?

Das Rätsel löst sich, wenn man sich erinnert, wer vor dem Krieg von Kultur gesprochen hat, und wer während des Kriegs von zerstörten Kulturwerten spricht. Für große Schöpfer war nie Kultur das Charakteristische. Sie ist immer mehr Sache der Genießenden, und da sind es nicht die Kultivierten, die von Kultur reden. Es sind kurz gesagt die Literaten. Deren Kultur ist zerstört. Sie waren gerade dabei, Wedekinds fünfzigsten Geburtstag zu feiern und die Artikel über das nächste Werk von Richard Strauß zu schreiben. Nach Tisch lagen sie auf dem Sofa und sprachen über Plato und rhythmische Gymnastik und Nietzsche und französische Kunst. Abends in der Première, da sie alle ein Verhältnis zum oder am Theater haben. Geschichte schätzten sie nur so lange, wie sie nicht dabei waren. Nun sehen sie mit Schrecken, daß der Mann mehr gilt als die Feder. Zahllose Feuilletonartikel sind unbrauchbar geworden. Es ist ein schrecklicher Geist der Sachlichkeit in die Menschen gefahren. Über fremde Länder wollen sie nur noch Tatsachen von Sachkennern hören, in den Tageszeitungen nehmen militärische und wirtschaftliche Vorgänge den schönsten Raum weg, und es ist überhaupt nicht abzusehen, wann das russische Ballett wieder nach Deutschland kommt. Gewöhnliche Soldaten schreiben über den Krieg, nur weil sie dabei waren; es ist aber keine Kunst, über Sachen zu schreiben, von denen man etwas weiß; den Schriftsteller macht es aus, daß er über Sachen schreiben kann, von denen er nichts weiß. Gute ausländische Stilisten, die sagen, daß es bei den Deutschen Sitte sei, Säuglinge aufzuspießen, werden kurzerhand als Schweine bezeichnet, statt daß man Artikel über deutsche Säuglingspflege bringt. Unerfreuliche Gegenstände wie Krankheit, Hunger und Tod gab es vielleicht im Frieden auch, aber nur in Novellen, während jetzt ein geradezu stoffliches Interesse für alles Wirkliche besteht, so daß man schließlich nicht nur die Form, sondern womöglich den Inhalt verantworten soll. Das muß unsere Kultur, die gerade im besten Schuß war, radikal vernichten ..."

*

Haß oder Zorn?

Im „Volkserzieher" schreibt Wilhelm Schwaner:

Mir genügt England gegenüber nicht der Zorn der vorübergehenden Feindschaft. Denn der verraucht ja wieder, wie es uns noch immer ergangen ist, nicht bloß in alten Zeiten, sondern auch in der Geschichte der letzten Jahrzehnte. Englands Neid und Feindschaft aber vergehen nie. Und darum waren wir Deutsch-Germanen mit unserem ewigen Versöhnungsdusel die Betrogenen. Wir sind zu schnell bereit zum Vergeben und Vergessen, zum Frieden auf jeden Fall und um jeden Preis. Diese Matt- und Weichherzigkeit ist aber gerade Mitursache dieses furchtbaren Krieges. Damit wir also sobald nicht wieder bluten müssen — denn wir bluten schlimmer als die anderen, weil wir's ernster nehmen als die anderen, weil unsere Menschen im Durchschnitt seelisch und geistig höher stehen als die Drei- und Zehnverbändler — darum sollen wir nachhaltig zürnen, das heißt hassen. Wut, Neid, Zorn, Verachtung decken nicht, was wir kämpfenden, ringenden Deutschen gegen England empfinden: es ist tatsächlich Haß — Männerhaß.

*

Flaumacherei

Die „Nordd. Allg. Ztg." hat sich neuerdings wieder mit einer Reihe moralischer Vorhaltungen an die Öffentlichkeit gewandt. Das Blatt findet es diesmal tadelnswert, daß Geschäftsleute ihre Briefbogen mit patriotischen Aufschriften versehen, die eine zurzeit im Kriege mit uns befindliche Macht übelnehmen könnte; und es ringt die Hände über das Verbrechen eines Lehrers, der seiner Klasse den Gruß „Gott strafe England" entbot.

Kann man sich fürchterlichere Ausartungen des Patriotismus denken? Was sind die Justizmorde in Frankreich, die Konzentrationslager in England, die Brutalisierung des Deutschtums in Rußland dagegen? Während uns ringsherum ein Flammenmeer von Haß

und Niedertracht sengend umloht, richtet im Land der Barbaren die liebe alte Redaktionsspritze der „Nordd. Allg.“ den kalten Wasserstrahl auf jedes harmlose Flämmlein, das ein wenig keck emporlodert. Die vaterländische Begeisterung hat sich auf Zimmerwärme zu halten — so wünschen es jene Herrschaften, die sich auch heute noch als Schulmeister aufspielen zu dürfen glauben. Das Bedauerliche ist nur, daß diese völlig überflüssigen, einer pharisäerhaften Krittelsucht entspringenden Auslassungen, nach altem Brauch ihren Weg durch die Presse nehmen, weil sie die Flagge des Offiziösen tragen. Keinem vernünftigen Blatt fiele es sonst ein, alle paar Tage kostbaren Raum für moralische Ergüsse und anmaßliche Vorhaltungen zu opfern.

Das andauernde Ermahnen, nur ja ganz leise aufzutreten, führt denn auch zu Ergebnissen, die einem die Scham- und Zornesröte ins Gesicht treiben. Ein Beispiel solcher Art bei uns großgezüchteter „Gutmütigkeit“ lieferte der staatlich eingesetzte deutsche Verwalter eines englischen Spielwarengeschäfts in Preußen durch Versendung eines Rundschreibens, worin er die englische Unternehmung als eine deutsche empfehlen und die Kundschaft um weiteres Vertrauen bitten ließ! Und bei der Englischen Gasanstalt in Berlin erleben wir es, daß Engländer in dem Mariendorfer Bezirk dieser Gesellschaft den deutschen Mitbewohnern die — Brotkarten austeilen!

Darüber, „Norddeutsche“, entrüste dich! Wir können dir der Art noch mehr auftischen.

*

Gegen die „modernen Shylocks“

In den Straßen von Neuyork wird ein (Alexandra Viarda unterzeichneter) Aufruf verteilt, in dem es heißt:

Kommt alle, die ihr euch mit zu den Menschen mit menschlichem Gefühle zählt und helft Mittel und Wege finden, daß Präsident Wilson Einhalt gebietet der Ausfuhr von Waffen, Munitionen und Kriegsmaterial, und somit die Neutralitätsproklamation von George Washington, damaligem Präsidenten im Jahre 1793, ausführt.

George Washington, der Vater des Vaterlandes der Vereinigten Staaten, sagt in seiner Neutralitätsproklamation: Die Pflicht und Interessen der Vereinigten Staaten erfordern, daß sie durch Aufrichtigkeit, Treue, ein freundliches und unparteiisches Verhalten gegenüber kriegführenden Mächten annehmen und festhalten. Unparteiisch sein heißt, keine Partei mehr zu begünstigen, als eine andere.

Wir Frauen müssen unsere Männer unterstützen, daß dieser Schandfleck der „Nationalen Heuchelei“ von den Vereinigten Staaten abgewaschen wird! Und dadurch diese bestialische Mörderei, wozu unsere Brüder, Väter, Schwestern und wir hier in der Ferne selbst an den Haaren mit hereingezogen worden sind, um vor dem Schwarme dieser entsetzlichen Raubtiere unser Heim zu verteidigen! Kommt und helft Balsam streuen auf die Wunden, die durch Hilfe der Millionen in den Vereinigten Staaten von „modernen Shylocks“, in der Maske von Philanthropisten, vergrößert werden.

Laßt uns diesen tierischen Botschafter von den „modernen Shylocks“ (gemeint ist Schwob, der Waffengroßlieferant an unsere Feinde), der jetzt auf der Rückreise von England ist, empfangen. Dieser Unmensch bringt es über sein Gewissen, Kontrakte mit England zu schließen, damit er sich an Millionen Pfund von menschlichem Fleische sättigen kann, durch die Lieferung von Mordgewehren. Gott mit uns!

*

Russische Rettung vor deutscher Gefahr

Von einem „merkwürdigen Ereignis“, nämlich dem Verschwinden einer Regimentskasse mit 60000 Rubeln, berichtet der Korrespondent der „Daily News“. Die Kasse soll, da sie nicht mehr zu retten war, und um sie nicht in die Hände der Deutschen fallen zu lassen, in der Nähe der Grenze vergraben worden sein, jedoch

sind der Zahlmeister und die dabei beteiligt gewesenen Soldaten auf der Flucht gefallen oder gefangengenommen worden.

Schade. Oder —? „Vergraben“ wird die Kasse schon sein, und warum soll das nicht auch „in der Nähe der Grenze“ geschehen sein? Auch in den Taschen des Zahlmeisters ist sie vor der „deutschen Gefahr“ geborgen: Kasse ist Kasse, und Haben ist Haben. — Übrigens: Sollte dies russische „Ereignis“ wirklich so „merkwürdig“ sein?

Gr.

*

Die enthüllte englische Seele

Wie begeistert Amerikaner englisch empfinden können, dafür legt das schon vor dem Kriege erschienene Buch des Amerikaners Homer Lea „Des Britischen Reiches Schicksalsstunde“ beredtes Zeugnis ab. Der Verfasser hat es nicht umsonst Lord Roberts gewidmet. Er legt seinen Gefühlen keinen Zwang auf, ehrlich und offen spricht er aus: das Deutsche Reich hätte nie entstehen dürfen. „Als England die Einigung der deutschen Rasse gestattete, zimmerte es sich seinen eigenen Sarg.“ Unangebrachte Großmut, schon mehr Dummheit sei gewesen, daß England den Übergang Schleswig-Holsteins, der „dänischen Herzogtümer“, an Preußen „gestattet“ habe.

„So enthüllt“, bemerkt Hermann Oncken in Teubners „Internationaler Monatsschrift“, „ein von keinerlei Rücksicht behinderter Ausländer, was die englische Seele über den Zusammenschluß unseres Nationalstaates — über das Selbstbestimmungsrecht einer großen Nation — im geheimsten denkt.“ Gr.

*

Getrübte Freude

Als vor kurzem die Mitteilung durch die Zeitungen ging, daß im Stadttheater von Lille eine Anzahl von Vorstellungen für unsere Feldgrauen veranstaltet werden sollten, freuten wir uns mit Kopf und Herz. „Das ist echt deutsch! Da habt ihr unsere Barbarei.“ Leider sollte die Freude nicht ungetrübt bleiben. Allerdings „Freischütz“ und „Lohengrin“ als Opern sind trefflich gewählt. Aber das Schauspiel!! Man liest zwei- und dreimal und möchte immer noch nicht glauben. „Annaliese“, „Extrablätter“ und „Immer feste druff“. Also ein harm- aber auch wertloses Lustspiel und zwei Vertreter jener übelsten Theaterunterhaltungsware, die uns Frankreich gebracht hat, der Revue. Hier im Lande hat sich alles, was Geschmack und Gefühl besitzt, gegen diese gemeinen Spekulationen auf die vaterländische Hochspannung unserer Zeit und die ebenso blöde wie innerlich unanständige Ausschlachtung des Krieges für äußerlichste Theatermacherei aufgelehnt. Und ausgerechnet diese elendesten Erzeugnisse geschäftlicher Ausmünzung des Krieges für flache Köpfe und ausgetrocknete Herzen will man unsern Kriegern vorführen. Wer mag auf diesen unseligen Gedanken verfallen sein? Welch heillose Verwirrung hat doch der mißverstandene Begriff der „Erholung“ durch Kunst angerichtet. Bei unserem Heer ist der „Faust“ das verbreitetste Buch, und hundertfach ist die freudige Aufnahme ernstesten Lesestoffes gerade beim einfachen Soldaten bezeugt! Und für solche Männer findet man in unserer dramatischen Literatur nichts anderes, als Berliner Ramschware? Das darf nicht geschehen! K. St.

*

Das Kauderwelsch der Geschäftssprache

Im Geschäftsleben wird unsrer deutschen Muttersprache trotz des Krieges immer noch nicht der ihr gebührende Platz eingeräumt, und heute noch kann man nur zu oft in Geschäftsbriefen lesen: „Offerieren Sie mir die courantesten Dessins Ihrer Kollektion“, „das conveniert mir nicht“, oder die „Qualitäten sind mir egal“. Gegen diese „Denkfaulheit“ wendet sich eine Zuschrift des „Konfektionärs“, in der darauf hingewiesen wird, daß viele Geschäfte ihre Waren jetzt mit einem Stempel „Deutsches Fabrikat“ versehen, um diese dadurch als deutsches Erzeugnis zu kennzeichnen. Warum aber muß

dies wiederum mit einem Fremdwort geschehen? Klingt nicht „Deutsche Arbeit“ oder „Deutsche Ware“ viel besser als „Deutsches Fabrikat“? Die früher üblich gewesenen Ausdrücke „Latest Style“ und „Latest Fashion“ und „Dernière Nouveauté“ sind ja auch der „Letzten Neuheit“ gewichen, die sich schnell eingebürgert hat. Vor allem sollten die Kauf- und Warenhäuser bei dieser Reinigung der deutschen Geschäftssprache mit gutem Beispiel vorangehen, denn wie die Erfahrung lehrt, befleißigen sich deren Angestellte nur zu gern der Fremdworte. Sie schwelgen in Dessins, Façons und Nouveautés.

*

Etwas, was nicht bloß für die Engländer kennzeichnend ist

Das von Dr. Bode in Dresden vortrefflich geleitete kleine Blatt „Die Stenographie“ erzählt in seiner diesjährigen Januarnummer:

Als anläßlich der Einweihung des Gabelsberger-Denkmals in München im Jahre 1890 zugleich der III. Weltstenographentag für alle Systeme in der Geburtsstadt Gabelsbergers stattfand, erschien dort in einer Nachmittagssitzung auf kurze Zeit auch Isaak Pitman, der Erfinder des verbreitetsten englischen Systems. Er wurde besonders willkommen geheißen und mit den Worten gefeiert, daß er den Beratungen „durch seine Teilnahme höhere Weihe verleihen möge“. Dafür dankte er in englischer Sprache, spendete Gabelsberger gnädig die Anerkennung, daß er, obwohl nur 60 Jahre alt geworden, „vielleicht“ mehr gearbeitet habe als er, Pitman, selbst, und benutzte im übrigen die Gelegenheit, von seiner Druckerei und seinem stenographischen Verlag zu erzählen. Dann aber kam der Gipfelpunkt der Rede: „Ich wünschte,“ heißt es in wörtlicher Übersetzung, „daß alle Menschen in allen Ländern bloß eine Sprache sprächen“ (auf einen Zwischenruf hin): „nicht Volapük, sondern die Sprache, die am meisten begehrt wird; sie wird siegen. Die Engländer und die Amerikaner reisen am meisten, Kenntnis ihrer Sprache ist in jedem Gasthof nötig, und wenn unsere Verbesserung der Rechtschreibung Erfolg hat, wird die Erlernung der englischen Sprache so leicht sein, daß jeder das Abc in einem Tage lernen und am nächsten lesen kann. So hoffen wir, der allgemeinen Einführung unserer Sprache den Weg zu bahnen.“ Das wurde mit der Achtung angehört und mit dem Beifall bedacht, die der Deutsche immer dem fremden Verdienste zollt, selbst wenn es noch so herausfordernd auftritt. Aber nicht nur das. Der stenographische Bericht verzeichnet auch zustimmende Zwischenrufe — in englischer Sprache. So geschehen vor 24 Jahren. Hoffentlich klingt es kommenden Geschlechtern wie ein Märchen.

*

Den Dank, Dame, begehr' ich nicht …

Nicht selten ist in amtlichen Bekanntgaben die Rede von den Liebesgaben oder Geldsammlungen, die „aus allen Teilen der Bevölkerung“ „in dankenswerter Weise“ überwiesen werden. Das ist ja nur herzlich gut gemeint, aber es klingt doch ein unangebrachter, falschgefühlter Ton darin. Wir sind jetzt alle keine Teile oder Schichten der Bevölkerung, sondern ein einig und einzig Volk von Brüdern, wir geben und wissen nichts von überweisen, und erwarten, wünschen am wenigsten Behördendank, bei dem einem unnötige Gesichter zur unwillkürlichen Erinnerung werden. Es ist ja nur eine Kleinigkeit, aber auch in dieser sollte man den Hauch der Zeit verspüren können, den feineren Herzenstakt, welcher dem Geheimrat wie dem Bauernjungen die Empfindung gibt, und um so mehr kann es erwartet werden, als die Herren in den Lederstühlen doch darin das schöne Vorbild jetzt von oben finden.

Ed. H.

*

Kriegswohltätigkeitstee

Eine dieser Veranstaltungen schildert der „Stadtanzeiger“ zur „Köln. Ztg.“:

„Es war wieder mal musikalischer Kriegstee oder Künstlerkonzert mit Abendessen und

Tombola. Autos und Wagen, wenn auch durch den Krieg dezimiert, ergossen allerbeste Gesellschaft in den Vorraum. Man war heiterster Laune. Die Damen wetteiferten an Geschmack und Pracht der Toilette, um zu beweisen, daß es auch ohne Paris geht. Die Gesellschaft war augenscheinlich unter sich. Ein paar Außenseiter drückten sich verlegen in den Ecken herum. Ein gediegenes Musikstück wurde gespielt, während die Unterhaltung, die von Anfang an wie ein Gebirgsbach geflutet hatte, kaum versiegte. Eine Sängerin sang von ewiger Liebe. Unterdes sprachen zwei Damen leise von der besten Bezugsquelle für Kriegsbrot. Ein Rezitator schalt auf die Engländer. Ein Herr gähnte und sagte: ‚Käme doch erst der Tee.‘ Eine allgemeine Wurstigkeit gegenüber den Künstlern auf der Estrade griff Platz. Man hatte ja bezahlt, und wenig verschlug es, daß die Künstler da oben nicht die geringste Entschädigung für ihre Leistungen erhielten. Sie bekamen doch mindestens ihren Tee. Ein allgemeines Entzücken begrüßte die Ankunft der Leibeserquickung. Die Damen wurden ausschließlich von der Frage, ob sie in der Tombola gewonnen hätten oder nicht, in Anspruch genommen. Hei, wie sich die Gewinnerinnen blähten, und wie die anderen mit Neid auf sie blickten. Der Rest des musikalischen Programms wurde in einer angeregten Unterhaltung über Tee, Tombola und Hindenburg ertränkt. Das Rote Kreuz hatte eine gute Einnahme. Ausgezeichnet schnitt der Wirt ab, der gegen Teelieferung den Saal selbstlos zur Verfügung gestellt hatte. Die Künstler dachten: Einmal und nie wieder, wurden aber gleich in ihren Entschlüssen wankend: ihre Namen würden ja in den Zeitungen erwähnt, und vielleicht entschlösse sich doch einer von den Anwesenden, bei ihnen Stunde zu nehmen. Sie werden ihre Haut also weiter zu Markte tragen. Der Wirt ist bereit, gegen Tee und Gebäck den Saal weiter selbstlos herzugeben. Die allerbeste Gesellschaft wird sich auch ferner zahlreich einfinden, um bei scherzhafter Unterhaltung, Tee, Gebäck, Tombola usw. etwas gute Musik zu ertragen.... In der Ecke saß ein Offizier, den der Zufall hereingeschneit hatte und der auf dem Schlachtfeld bereits die zwei Eisernen Kreuze erworben hatte. Er hörte aufmerksam auf die Musik und sah mißbilligend auf das Treiben der Gesellschaft. Als nach der Pause die Stimmung immer ausgelassener wurde, ging er davon und rief kopfschüttelnd: ‚Klamauk!‘“

Sicher findet diese Gesellschaft kein anderes Verhältnis zu unserem Kriege, als daß er ihnen furchtbar langweilig wird. Nicht einmal Tango —: dieser gräßliche Krieg!

Gr.

*

Unverbesserlich

Von einem Gasthausbesitzer erhalten wir ein Werbeblatt des Berliner Verlags Ullstein & Co. zugesendet, das unter dem Titel „Die deutschen Erholungsstätten in der Kriegszeit“ Anzeigen für die „B. Z. am Mittag“ zu gewinnen sucht. Dieses Blatt ist mit einem farbigen Titelblatt „geschmückt“, das in dieser Zeit und der ihm angemaßten Bedeutung als herausfordernde Frechheit wirkt. Was da am Arm unserer verwundeten, Erholung suchenden Offiziere herumspaziert, ist Pariser Kokottentum übelster Sorte. Selbst auf Kind und Köter färbt dieser Geist ab. Weiß Gott, bei unsern Malern merkt man noch nicht viel vom neuen Geist, weder wenn sie „patriotische“ Bilder zeichnen, noch gar wenn sie sich als Gesellschaftsschilderer betätigen.

St.

*

In schwerer Zeit

In Berlin hat sich ein Ausschuß von Damen der Gesellschaft gebildet, um eine neue deutsche Mode zu schaffen. An der Spitze stehen Frau Mitfort, geb. v. Friedländer-Fuld, Frau Geheimrat v. Friedländer-Fuld, Fräulein v. Schwabach und andere Damen.

Sollten diese Damen, gerade diese, nicht Gelegenheit finden, Ersprießlicheres in schwerer Zeit zu tun?

*

Unberufene Michelei

Im „Berl. Tagebl." erklärt Dr. Ludwig Haas aus Karlsruhe, Mitglied des Reichstags: „Das wissen wir (wir!), daß keiner im deutschen Volke ist, der gegen das französische Volk Groll im Herzen trägt."

Auf diese unberufene Michelei erwidert Eduard Engel in seinem kriegsgeschichtlichen Werk „1914. Ein Tagebuch" (George Westermann, Braunschweig): „Vielleicht gestatten Sie, Herr Volksvertreter Haas, daß ich geboren bin, daß ich mich erfreche, eine Meinung zu haben und Ihnen rund heraus erkläre: Ich bin zum mindestens einer, der gegen das französische Volk untilgbaren Groll, unauslöschlichen Haß im Herzen trägt. Und ich weiß, daß um mich herum, ich fühle, daß durch das ganze große Deutschland hin Millionen so empfinden wie ich. Mit welchem Recht unterfangen Sie sich, im Namen des ganzen deutschen Volkes nur Ihre eigenste Michelei zum besten zu geben? Haben Sie das deutsche Volk befragt? Mich zum mindesten haben Sie nicht befragt, und dennoch habe ich das Recht, Ihnen die Antwort zu geben, die Sie verdienen. Groll ist in diesem Fall ein viel zu mildes Wort: vom Hasse ist die Rede! Seit 43 Jahren hat das ganze französische Volk unserem Vaterlande die Vernichtung zugeschworen und alles dazu beigetragen, die schwersten Opfer gebracht, um diesen Vernichtungszweck gegen Deutschland zu erreichen. Oder wollen Sie etwa einen haarspaltenden und mückenseihenden Unterschied machen zwischen den französischen Regierungsmännern aller Grade, den französischen Abgeordneten und Senatoren, den französischen Schriftstellern und Zeitungsschreibern auf der einen Seite — und der großen, angeblich unschuldvollen Masse, die man französisches Volk nennt? Und, mein Herr Reichstagsabgeordneter Haas: zu diesem unschuldvollen französischen Volke gehören doch wohl auch die Mörder und Marterer von Orchies, gehören die fein- und die übelgekleideten Pöbelhaufen in allen französischen Städten und Dörfern, wo deutsche Verwundete und Gefangene beschimpft und geschlagen werden; gehören die Schandbuben, die deutsche Austauschschüler gleich Gefangenen mißhandeln, die aus dem Oberelsaß Greise, Männer, Frauen, Kinder als sogenannte Geiseln rauben; gehören die verbrecherischen Richter, die ehrenhafte deutsche Ärzte, Krankenwärter und Schwestern zu entehrenden Gefängnisstrafen verurteilen; gehören die französischen Zeitungsschreiber, die unsere kämpfenden deutschen Brüder, die das ganze deutsche Volk — das Volk, Herr Haas! — beschimpfen, den Deutschen Kaiser einen Attila, den Deutschen Kronprinzen einen diebischen Plünderer nennen. Sie aber, Herr Haas von Karlsruhe, sind glücklich mit Ihrer rosenroten Galle, sagen vielleicht: Ich heiße Haas und weiß von nichts, und singen uns das schöne Lied: ‚Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht.' ... Und endlich noch einen Rat, den eines bescheidenen Reichswählers an den Reichstagsabgeordneten: Schreiben und sprechen Sie in Zukunft nur für sich; für das ganze deutsche Volk nur dann, nachdem Sie es befragt haben!"

*

Es geht also doch!

Die Leser werden sich erinnern, daß der Türmer seit jeher den Zeugniszwang gegen die Redakteure bekämpft hat. Dieser Zwang, berichtet jetzt die „Frankf. Ztg.", bildet seit Jahren ein vielumstrittenes Thema. Gegenüber einer Reihe von Fällen, in denen Redakteure mit Geld- und Freiheitsstrafen wegen Verweigerung des Zeugnisses bestraft wurden, darf nun ein vom Großh. Amtsgericht Kenzingen (Baden) unterm 13. Febr. ergangenes Urteil verzeichnet werden, nach welchem die Verweigerung der Aussage durch den als Zeugen vorgeladenen Redakteur der „Breisg. Nachr." in Emmendingen für begründet erklärt wurde. Durch einen in den „Breisg. Nachr." erschienenen Artikel fühlte sich ein Handelsmann geschäftlich benachteiligt. Er erhob deshalb gegen den von ihm vermuteten Einsender des Artikels Klage auf Anerkennung, daß die Behauptungen des Artikels unwahr seien, und beantragte des

weiteren Ersatz eines noch festzusetzenden Schadens. Zum Beweis der vom Beklagten bestrittenen Behauptung, daß er den bewußten Artikel verfaßt habe, berief sich der Kläger u. a. auch auf den Redakteur Teichmann der „Breisg. Nachr.“ und dieser wurde zunächst durch das Amtsgericht Emmendingen vernommen. Hier verweigerte der Zeuge auf Grund des § 384 Z. 1—3 Z.-Pr.-O. das Zeugnis, und der Richter sah die Zeugnisverweigerung für berechtigt an. Der Kläger bestritt die Berechtigung jedoch, und so wurde Termin zur Verhandlung des Zwischenstreites über die Rechtmäßigkeit der Weigerung vor dem Prozeßgericht Kenzingen anberaumt. Hier wiederholte der Zeuge seine Weigerung. Das Gericht entschied in seinem Sinne und führte aus: Die Frage, ob der Redakteur einer Zeitung berechtigt ist, die Antwort auf Fragen nach dem Namen seines Gewährsmannes, der ihm einen vom Kläger beanstandeten Artikel eingesandt hat, gemäß § 383 Nr. 5 Z.-Pr.-O. zu verweigern, ist in Literatur und Rechtsprechung viel erörtert. Mit Recht wurde darauf hingewiesen, daß die Tagespresse ihre oft nicht leichte Aufgabe überhaupt nicht erfüllen könnte, wenn die Redakteure durch den Zeugniszwang genötigt wären, die Einsender der gebrachten Artikel namhaft zu machen und sie damit den Angriffen verletzter Interessenten preiszugeben, der Name des Gewährsmannes ist demnach eine dem Redakteur kraft seines Gewerbes anvertraute Tatsache, deren Geheimhaltung durch die Natur der Sache geboten ist (vergl. Recht 1908 Nr. 3299). Demnach mußte die Weigerung des Zeugen T. als berechtigt erachtet werden, und es wurde daher durch Zwischenurteil erkannt wie geschehen.

*

Der Miesmacher

Glimpflicher, als es sonst zu geschehen pflegt, und vielleicht etwas zu sänftiglich, wird er in der „Köln. Ztg.“ angefaßt. Aber — vielleicht ist es gar nicht der richtige Miesmacher, den der Verfasser abkonterfeit? Sehen wir zu:

Jüngst sah ich im „Kladderadatsch“ das Bild des „Miesmachers“. Ein großer Eselskopf mit Brille, griesgrämigem Gesicht und dicken Angstschweißtropfen auf der Stirn. In großer Zeit der größte Narr! Solcher Miesmacher gibt es gottlob heute wenige im deutschen Vaterlande. Aber auch diese wenigen sollten verschwinden. Denn sie bedeuten eine Gefahr. Ich glaube, daß man sie leichter zum Verschwinden bringen kann, als man zunächst glauben sollte. Mir scheint nämlich, daß sie im Grunde nicht so schlechte Kerle sind, als sie zu sein scheinen. Fragen wir nach der tieferen Ursache ihrer Miesmacherei, so stoßen wir auf eine bekannte psychologische Tatsache, die widerspruchsvoll zu sein scheint, es in Wirklichkeit aber nicht ist. Auf die Tatsache nämlich, daß viele Leute aus Optimismus pessimistisch sind. Das heißt, sie sind Wunschoptimisten, sie wünschen heiß — meist zu heiß und zu ungestüm —, daß die Welt gut und das Leben schön sein möchte — und kranken dann am Widerstreit zwischen ihren Wünschen und der Wirklichkeit. Diese Pessimisten aus Wunschoptimismus sind grundverschieden von den eigentlichen, radikalen Pessimisten, die tiefinnerlich von der durch und durch schlechten Verfassung der Welt und von der gänzlichen Jämmerlichkeit des Lebens überzeugt sind. Diese radikalen Pessimisten werden in der jetzigen schweren Zeit nicht zu Miesmachern. Der Schrecken und das Übel, das der Krieg in die Welt bringt, steht schon in ihrer Rechnung, widerstreitet nicht geheimen Wünschen. Geheime Wünsche zu haben verbietet der radikale Pessimismus. Dagegen die Pessimisten aus Wunschoptimismus liefern die Mehrzahl der Exemplare zur Gattung Miesmacher. Es geht ihnen wie einem strebsamen Kaufmann, dessen Reservefonds angegriffen werden soll. Er wehrt sich und sucht darzutun, wie schlecht der Geschäftsgang und wie notwendig es sei, einen Sicherheitskoeffizienten in die Rechnung einzufügen. So kommen die zehn Bedenken, die hundert Befürchtungen und die tausend Wenn und Aber. Was heilt nun den Miesmacher? Eine amerikanische Zeitschrift stellte einmal die Preis-

frage: „Is life really worth living?“ und erkannte der Antwort den ersten Preis zu: „It all depends on the liver.“ Dieses köstliche Wortspiel enthält eine große Wahrheit. In der Tat, das Leben ist so, wie der, der es lebt, und wie dessen Leben. In der gegenwärtigen Zeit ist aber vaterländische Pflicht, seinen ganzen Menschen, die ganze Seele und den ganzen Leib in Zucht zu nehmen. Auch die Leber! Wir dürfen nicht schwarzgallig, nicht melancholisch sein. Wir sagen also dem Miesmacher: Nimm deine Leber in Zucht, das Vaterland verlangt es! Und da er, wie gesagt, im Grunde kein so übler Kerl ist, als er nach seinem Betragen zu sein scheint, so wird er in neun von zehn Fällen gehorchen.

*

Krieg und Geschäft

Ein Blick in den Anzeigenteil der Blätter, meint Wilhelm Herzog im „Forum“, kann jetzt mehr denn je belehrend wirken. „Nach wenigen mageren Wochen ist alles wieder in voller Blüte. Ja, nach der anfänglichen Dürre der Inseratenplantagen fließt jetzt wieder Milch und Honig in deutschen Landen. Ganz neue Industrien haben sich aufgetan. Nie geahnte Geschäfte werden Wirklichkeit. Der Krieg hat auch die Inserenten großzügiger werden lassen. Manchem von uns schwand der Sinn des Lebens; vielen unserer Mitbürger scheint er erst durch den Krieg gekommen. Sie rackern sich ab und machen alles ‚sofort greifbar‘. Man liest: Kaufe jeden Posten Krücken (feststehend und verstellbar), 60 000 nackte Militärschafpelze, Gulasch Ia. jedes Quantum, 50 000 000 Zigarren. Sie machen Geschäfte mit Feldkochkisten, Zeltbahnen, Speck, holländischem Dörrgemüse, Streichhölzern, Spirituskochern, patriotischem Wandschmuck, Militärsocken, Kakaowürfeln, Leibbinden, geräucherten Rücken und Bäuchen — alles sofort greifbar . . . O Noah, öffne deine Arche . . .“

Hier zwei „Tauben“ aus dieser „Arche“:

1. Chemnitzer „Allgemeine Zeitung“:

Neue Gründerzeit!

Für aussichtsreiches Unternehmen werden sofort 100 000 Mark gesucht. Es handelt sich um industrielle und Grundstücks-Spekulation. Risiko ausgeschlossen. Stille oder tätige Beteiligung oder feste Dividende nach Wunsch. Großzügig veranlagte Reflektanten werden um Adresse (ohne Vermittlung) sub U A 598 an die „Allg. Ztg.“ gebeten.

2. „Münchener Neueste Nachrichten“:

Kapitalisten.

Für einen Wohltätigkeitskonzern, der nachweisbar 50 Proz. Verdienst verteilen kann, werden noch einige Kapitalisten gesucht. Herren, die über M. 10 000 bis M. 50 000 verfügen, belieben Offerte mit Referenzen unter S. M. 9796 an die Expedition einzureichen.

„Risiko ausgeschlossen.“

Briefe

Washington. Eine Liebeserklärung des „Kladderadatsch“ an die neutralen Amerikaner:

Ach, vor Rührung möcht' ich weinen,
Denn ihr seid so lieb und gut,
Schicktet uns für unsere Kleinen
Spielzeug — welcher Edelmut!
Bleisoldaten und Kanonen
Packtet ein ihr eng und dicht.
Mag's der liebe Gott euch lohnen!
Wir vergessen euch das nicht.

Zu der Liebe wie geschaffen
Und zu der Neutralität,
Schicktet ihr den Briten Waffen
Aller Art von früh bis spät.
Zelte, Schiffe und Kanonen
Packtet ein ihr eng und dicht,
Ohne euch dabei zu schonen.
Wir vergessen euch das nicht.

Mit den Waffen, die ihr sendet
Gegen schönes bares Geld,
Wird manch Leben hier geendet,
Manch ein Vater hier gefällt.
Doch den Waisen hier, den vielen,
Schickt mit fröhlichem Gesicht
Schöne Sachen ihr zum Spielen —
Wir vergessen euch das nicht.

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Der Türmer

Kriegsausgabe

Notenbeilage zu Heft 12 — 2. Märzheft 1915

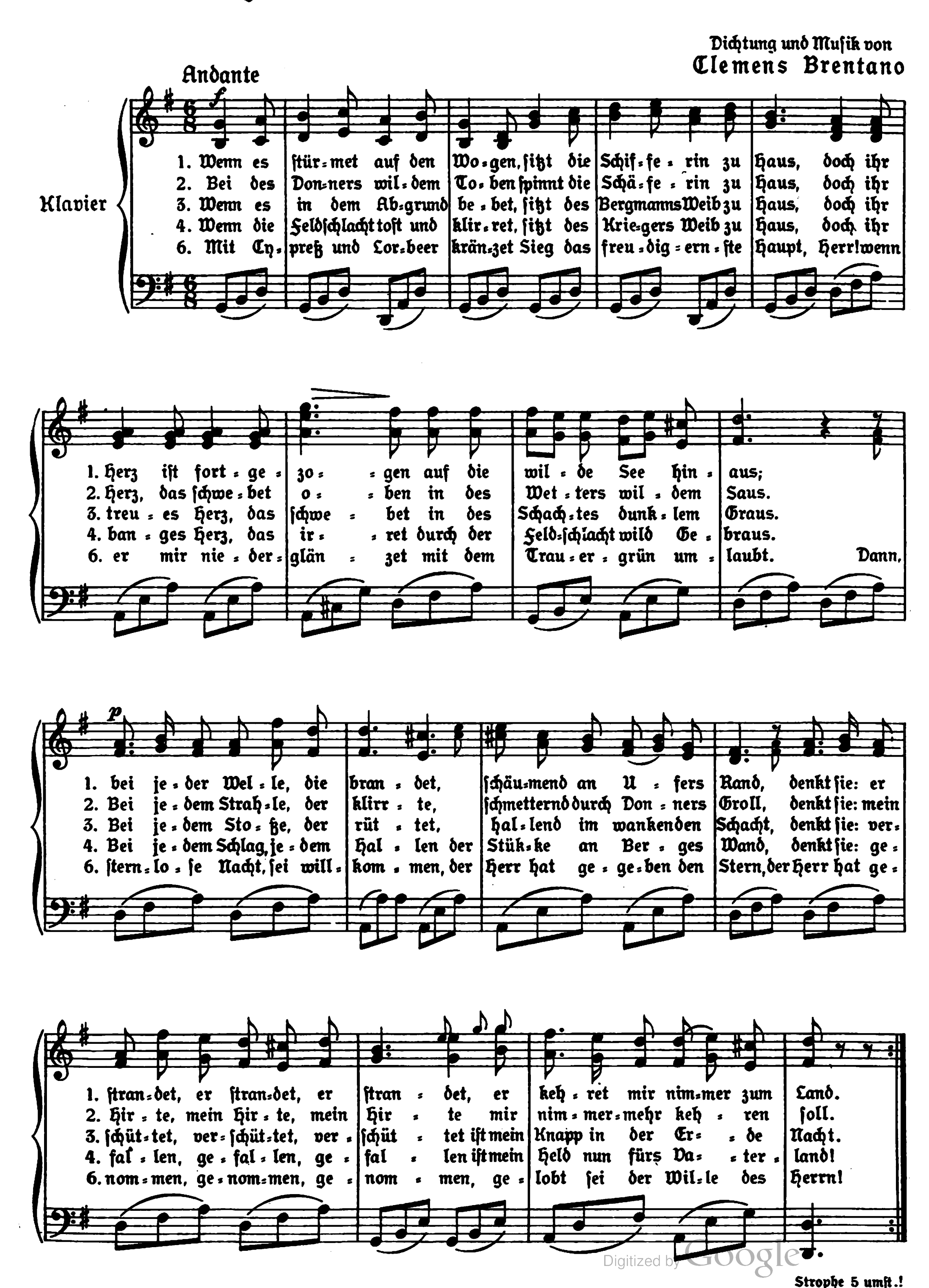
Adelheid Böttcher zu eigen





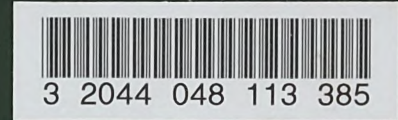
Er = de ist sein Bett, der
Sturmwind hüllt ihn ein, darf wie du nicht ruhn, wie du nicht mü = de sein!
Mü = de war mein klei = nes Kind, nun schlief es ein.—
rit.
a tempo
Fest ge = schlossen sind die lie = ben Äu = ge = lein.
rit.
Langsam
pp
Leis ein Lä = cheln ü = ber das Ge = sicht = chen zieht—
pp
stockend
ob mein kleines Kind im Traum den Va = = ter sieht?
molto ritard.

Lied der Frauen, wenn die Männer im Kriege sind




5. A - ber fern schon ü - ber die Ber - ge zie - hen die Wet - ter, der
Don - ner ver - hallt, hör' wie die trun - ke - ne, ju - beln - de Ler - che,
ti - re - li, ti - re - li, sieg - reich er - schallt. Ra - ben, zieht wei - ter,
Him - mel wird hei - ter, drin - ge mir, drin - ge mir, Son - ne, her - vor,
ü - ber die Ber - ge, ju - beln - de Ler - che, sin - ge mir, sin - ge mir Won - ne ins Ohr!
D. C. (6. Strophe.)




3 2044 048 113 385

